Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertvierzigster Band
36. Jahrgang : 1912 : Januar–März

Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G.
Berlin * Breslau * Leipzig
Lützowufer 5a. E. F. Steinacker.
Wien Budapest
Rob. Mohr, Verlags-Kommiss.-Buchhandlung. Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung.

Inhalt des 140. Bandes: Januar / Februar / März 1912

Seite

Abdel Gawad-Schumacher, Dorothea: Türkische Feldpost aus Tripolis 174
Apponyi, Graf Albert: Internationale Rechtsbildung 56
Arrhenius, Professor Svante: Das Milchstraßensystem. (Mit 1 Tafel) . . 180
Auerbach, Rudolph Berthold: Berthold Auerbach. Zum 100. Geburtstag . 540
Babillotte, Arthur: Felix Dahn † 204
" " Herman Bang. 442
Bernstein, Eduard, M. d. R.: Sozialismus und Regierung 412
Bilguer, Dr. von: Tripolitanisches 169
" " " Neues aus Tripolis 509
" " " Was geht in Tripolis eigentlich vor? 595
Blumstein, Dr.: Luzzatti, der Staatsmann, der Denker, der Mensch 573
Brunner, Constantin: Liliencron und alle seine unsterblichen Dichter 323
Dernburg, Dr. Bernhard: Staats- und Wirtschaftsaufgaben im neuen Kongo 37
Dix, Arthur: Neue Ziele! 581
d'Estournelles de Constant, Baron: Internationale Friedensbestrebungen 496
Exner, Exzellenz Dr. Wilhelm: Internationalismus 305
Feldmann, Siegmund: Herr Jules Cambon 489
Fischer, Exzellenz Dr. P. D.: Italien 1861—1911 296
Friedjung, Dr. Heinrich: Fürst Bülow und der Dreibund 135
Goldberg, Julius, Liz. beider Rechte: Die staatliche Kranken- und Unfallversicherung in der Schweiz 408
Goldziher, Hofrat Professor Dr. Ign. (Budapest): Der marokkanische Großscherif und seine englische Gattin 419
Ibsen, Staatsminister a. D. Dr. Sigurd: Literarische Erotik 532
Katz, Dr. Eugen: Friedrich Naumann 385
Klaar, Prof. Dr. Alfred: Ludwig Pietsch. Ein Nachruf 67
Knobloch, Oberbürgermeister Alfred: Friedrich der Große und seine Wirtschaftspolitik 142
Kossuth, Exzellenz Franz von, früherer Handelsminister: Was lebt von Ludwig Kossuth? 577
Lichnowsky, Karl Max Fürst: Der Wahlkampf. 17
Lindau, Paul: Zur Einführung. Brief an den neuen Herausgeber 5
Litzmann, Prof. Dr. Berthold: Wildenbruchfeier 193
Luzzatti, Exzellenz Luigi, früherer Ministerpräsident: Italien und Deutschland in der Wissenschaft und in der Wirtschaft 569
Mayer, Alfred: Thomas Theodor Heine (mit Illustration) 333
Mühling, Dr. C.: Der italienisch-türkische Krieg und der deutsche Liberalismus 588
Nathan, Dr. Paul: Der letzte Kabinetskrieg 29
" " " England und Wir 281
Ostwald, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wilhelm: Das Gehirn der Welt . 63
Polly, Dr. Adrian (St Petersburg): Chinesische Wirren 403
Riesser, Geh. Justizrat Prof. Dr.: Der Hansabund für Gewerbe, Handel und Industrie 23
Ritzenthaler, Dr. M.: Georg V., König von England 394
Rogalla von Bieberstein, Oberstleutnant a. D.: Die Dardanellen . 154
Roscoe, Rt. Hon. Sir Henry: Deutschland und England 388
Schieler, Prof. Dr.: Der Odd-Fellow-Orden ein Kulturfaktor 315
Schütte, Oskar von: Richtet nicht . . . Eine Erzählung aus den Bergen 74
212, 339, 455, 547, 619
Schweninger, Geh. Medizinalrat und Universitätsprof. Dr. med. Ernst: Zur Psychologie des Arztes 519
Singer, Chefredakteur Wilhelm: Mehr Licht! 146

Seite
Sonnenfeld, Prof. Dr. Sigmund: Jüdische Bauernkolonien 513
Spaits, Alexander: Jungalbanien 162
Spectator alter: Die Ausrottung des Modernismus 592
Stein, Prof. Dr. Ludwig: Kulturpolitik 9
" " " " Was ist Wahrheit? 185
Steinwender, Dr. Otto: Österreich und Italien 150
Strindberg, August: Die Stadt Thofeth. Einakter (aus dem Manuskript übersetzt) 445
Szterényi, Exzellenz Geh.-Rat Josef: Dualismus und Wirtschaftspolitik 301
Vambéry, Prof. Hermann: Das unglückliche Persien 43
Vogt, Dr. Oskar: Bedeutung, Ziele und Wege der Hirnforschung 309
Wekerle, Exzellenz Dr. Alexander: Die Handelsbilanz als Zeichen wirtschaftlichen Fortschrittes 291
Westermann, Prof. D.: Bernhard Dernburg 277
Woas, Regierungsbaumeister Franz: Der chinesische Maybach 599
Woehrmann, Sophie von, geb. Prinzeß Urusoff: Der Hof von Berlin in 1888. (Tagebuch einer Russin) 606
Wolf, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Julius: Die Teuerung und ihre Ursachen 51
Zimmermann, Prof. Dr. Max Gg., und Nauen, Paul: Die Koloristen und die Maler 429

Gedichte:

Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien): Was Ruhm? 209
" " Des Staates Pyramide 210
Falke, Gustav: Königin Dagmars Tod 453
Fulda, Ludwig: Seelenkunde 73
Gensichen, Dr. Otto Franz: Proletariat 545
Harlan, Dr. Walter: Der „Wille zur Kultur" 338
Kalkowska, Eleonore: Alltag 605
Mayreder, Rosa: Sonette 208

Rundschau:

Finanzielle Rundschau (Boreas) 122, 262, 376, 481
Frauen-Rundschau (Ulla Wolff-Frank) 120, 259, 373, 478, 634
Geisteswissenschaftliche Rundschau (Prof. Dr. Ludwig Stein) 94, 234
Gesellschaftliche Rundschau (Walter Turszinsky) 117, 257, 371
Hygienische Rundschau (Prof. U. Friedemann) 242
Juristische Rundschau (Rechtsanwalt Dr. Hugo Waldeck) 231
Koloniale Rundschau (Otto Jöhlinger) 88, 223, 356, 463, 559, 627
Kunst-Rundschau (Prof. Dr. Hans Mackowsky 106, 250
Literarische Rundschau (Friedrich Stein—Berlin 102, 246, 364, 471, 629
Musik-Rundschau (Max Marschalk) 114
" " (Walter Dahms) 633
Naturwissenschaftliche Rundschau (Dr. Adolf Koelsch) 98, 361, 468
Philosophische Rundschau (Prof. Dr. Ludwig Stein) 90, 234, 358
Politische Rundschau (Dr. E. Mühling) 81, 218, 348, 553
Sozialpolitische Rundschau (Dr. Franz Oppenheimer) 84
" " (Senatspräs. am Reichsversicherungsamt Dr. Flügge) 221, 352, 461, 556, 625
Theater-Rundschau (Otto Neumann-Hofer) 110, 257, 367, 475
Theologisch-Kirchliche Rundschau (Theodor Kappstein) 226, 468
Wirtschaftliche Rundschau (Horatio) 562, 638

Bildbeigaben:

Bülow-Bild. Von Prof. Max Liebermann 132
Cambon, Jules 486
Dernburg-Bild. Von Flora Jöhlinger 274
Luzzatti, Luigi 566
Friedrich Naumann-Bild. Von Prof. Max Liebermann 382
Pietsch, Ludwig 2

NORD UND SÜD

Ludwig Pietsch

(geb. 25. Dez. 1824 — gest. 27. Nov. 1911).

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau

36. Jahrg. Band 140. Heft 445 Erstes Januarheft 1912

Paul Lindau: Brief an den neuen Herausgeber

Hochgeehrter Herr Professor!

Für eine erfreuliche und interessante Stunde, die Sie mir neulich bei Ihrem Besuche geschenkt haben, fühle ich mich Ihnen zu Dank verpflichtet: ich erfuhr von Ihnen, daß „Nord und Süd", die Zeitschrift, die ich im Frühjahr 1877 begründet, und an der ich mich an die dreißig Jahre als Herausgeber und eifriger Mitarbeiter beteiligt hatte, wieder in den alleinigen Besitz meines langjährigen, mir befreundeten Verlegers, S. Schottlaender, zurückgelangt sei, und daß Sie als Herausgeber die Leitung übernehmen würden. Nicht bloß die Artigkeit Ihrer Zusicherung, daß Sie sich als mein direkter Nachfolger ansehen, in die von mir eingeschlagenen Wege wieder einlenken und auf ihnen weiterschreiten wollten, und daß Sie, um dies Programm, wenn wir es so nennen wollen, möglichst augenscheinlich und handgreiflich zu machen, mir die Ehre erwiesen, als Alter im neuen Reigen das erste Wort zu sprechen, mußte mich überaus sympathisch berühren; schon die Tatsache, daß ein Mann wie Sie, der seine Stellung zu den bewegenden Kräften der Gegenwart in einer Reihe sehr beachtenswerter und beachteter Werke niedergelegt hat — ich will hier nur hervorheben: „Soziale Frage im Lichte der Philosophie", „An der Wende des Jahrhunderts, Versuch einer Kulturphilosophie", „Der Sinn des Daseins", „Sozialer Optimismus", „Philosophische Strömungen der Gegenwart" — der fünfundzwanzig Jahre auf dem Katheder gestanden hat und seit fünfundzwanzig Jahren das in Gemeinschaft mit Ihrem Meister Eduard Zeller begründete „Archiv der Philosophie" leitet, durfte mich mit der freudigen Hoffnung erfüllen, daß jetzt der rechte Mann an die rechte Stelle trete.

Es war mir allerdings von vornherein klar, daß die Übereinstimmung in unseren Tendenzen der Leitung vor allem in dem Bestreben sich kundgeben würde, über die in „Nord und Süd" behandelten Fragen nur die Berufensten zu Worte kommen zu lassen, und dahin zu wirken, daß in allen Fragen, die sich uns aufdrängen, das Extreme ausgeschlossen, die „mittlere

Linie" innegehalten würde; Sie nannten es den „goldenen Schnitt zwischen den politischen und sozialen Gegensätzen unserer raschlebigen Zeit"; „medio tutissimus ibis," wie es der alte Ovid längst vor uns gesagt hat. Unsere Naturen, unser Entwicklungsgang, unser Temperament und unsere Leistungen sind ja im wesentlichen so verschieden, daß wir an die gleiche Aufgabe, die wir uns stellen mögen, sicherlich von ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus herantreten und deren Lösung, — sofern sie, wie mir bei der Leitung einer Zeitschrift als durchaus geboten erscheint, individuell sein soll — auch auf verschiedene Weise zu finden trachten. Ich habe als Zeitungsmensch von der Pike auf gedient, als Reporter über Kriminalfälle und als Rezensent von Theatervorstellungen, die beinahe zur selben Kategorie gerechnet werden können, in der Provinz angefangen. „Harmlose Briefe" ist der Titel meiner ersten Schrift, die einige Beachtung fand. Sie dagegen sind vom Katheder herabgeklettert und haben mit Studien über Willensfreiheit, Psychologie und Erkenntnistheorie der Stoa, Leibniz und Spinoza, sich Ihre ersten Sporen verdient. Dazu kommt noch ein kleiner Unterschied: der Unterschied des Alters. Sie sind wohlgezählte zwanzig Jahre jünger als ich.

Aber gerade in allen diesen tiefliegenden Verschiedenheiten glaube ich die stärkste Bürgschaft für den Erfolg unserer Zeitschrift unter Ihrer Führung zu erkennen. Ich halte es für durchaus richtig, daß Sie in weit höherem Grade, als ich es vor siebenunddreißig Jahren tat, jetzt in „Nord und Süd" das wirkliche Leben packen wollen, wo es am lebhaftesten pulsiert. Deswegen haben Sie den Lehrstuhl aufgegeben, um die im Hörsaal und als Herausgeber der philosophischen Sammelwerke gewonnenen Erfahrungen für eine Zeitschrift, die sich an die weiten Kreise der Gebildeten wendet, nutzbar zu machen, — „non scholae, sed vitae."

So wird denn das neue und verjüngte „Nord und Süd" allen wichtigen Gebieten des öffentlichen Lebens seine Aufmerksamkeit zuwenden. Auf Ihre freundliche Anregung hin stelle ich hier — ungefähr mit Ihren eigenen Worten — das „Programm" auf, das Sie mir zu entwickeln die Güte hatten.

I. Alle aktuellen Fragen der inneren und äußeren Politik von Bedeutung sollen erörtert werden — nicht vom Tages- oder Parteistandpunkt aus, sondern unter dem Gesichtswinkel wissenschaftlich gereifter Einsicht. Und hier insbesondere soll gelten, was Sie für das Allgemeine mir gesagt haben: nicht das Extreme, komme es von rechts oder links, soll in „Nord und Süd" seinen Anwalt finden, nicht Streitfragen

sollen mit Erbitterung verfochten, sondern Kulturfragen in versöhnlicher Weise erörtert werden.

II. Unsere deutsche Sozialpolitik gilt Ihnen als ruhmreich und vorbildlich für unseren Kulturkreis, Posadowsky bezeichneten Sie als den Typus des modernen Sozialpolitikers, wie ihn Deutschland braucht. In diesem Geist wollen Sie weiterwirken.

III. Die Probleme der Kolonialpolitik sind seit der Erwerbung des Kongo wieder in den Vordergrund gerückt und bedürfen dringend der Aufklärung seitens berufener Federn. Auch auf diesem Gebiete ist Ihnen die Unterstützung namhaftester Mitarbeiter zugesichert worden.

Durch die Umwandlung der früheren Monatsschrift in eine Halbmonatsschrift wird es Ihnen ermöglicht, „Nord und Süd" jetzt in erhöhtem Grade den Charakter einer Revue zu geben. Sie beabsichtigen daher, regelmäßig

IV. wissenschaftliche Umschau zu halten. Sie wollen periodische Überblicke geben über alle bemerkenswerten Ergebnisse der Technik, der strengen Wissenschaft und der Philosophie.

V. Eine volkswirtschaftliche Umschau. Die akuten Probleme der Nationalökonomie sollen, frei von jedem Parteistandpunkt, von Männern der Wissenschaft und des praktischen Lebens diskutiert werden.

VI. Daran anschließend wollen Sie alle vierzehn Tage eine Finanzrundschau mit Berücksichtigung der treibenden Kräfte am Weltmarkte im allgemeinen und an der Berliner Börse im besonderen bringen. Auf meine Einwendung, daß diese Einrichtung unter den deutschen Halbmonatschriften mir als etwas ganz Neues erscheint, antworten Sie mir: „Allerdings! Aber sie ist unentbehrlich in einer Zeit, in der ökonomische Fragen eine so führende Rolle spielen."

VII. Literarische Umschau. Die beachtenswertesten Erscheinungen auf allen Gebieten der Literatur sollen von fachkundigen Federn kritisch besprochen werden. Auch hier will Ihre Zeitschrift sich von allem Radikalen fernhalten, alles Extravagante ausschalten.

VIII. In einer Theaterrundschau sollen die bedeutenderen Aufführungen der letzten vierzehn Tage mit Vermeidung alles Gehässig-Polemischen besprochen werden.

IX. In der Kunstrundschau sollen die Werke der Malerei, Plastik, Architektur charakterisiert werden. Dieser Rubrik wird gelegentlich das eine oder andere Bild in guter Reproduktion beigefügt werden, ohne

daß „Nord und Süd" mit den speziellen Kunstzeitschriften zu konkurrieren gedenkt. Endlich:

X. sollen in der Musikalischen Rundschau bedeutsame Kompositionen sowohl von den Komponisten selbst, als auch von Kunstkennern kritische Würdigung finden.

Das ist wohl alles, jedenfalls das Wesentlichste, was Sie mir über Ihr Programm freundlich mitgeteilt haben. Bei der Wiedergabe Ihrer programmatischen Ausführungen dachte ich unwillkürlich an den Astrolog im zweiten Teil des „Faust", der da spricht, während Mephistopheles ihm einbläst. Ich schlug die Stelle nach und fand da folgende Verse:

Ja! wenn zu Sol sich Luna fein gesellt,
Zum Silber Gold, dann ist es heitre Welt;
Das übrige ist alles zu erlangen,
Paläste, Gärten, Brüstlein, rote Wangen,
Das alles schafft der hochgelahrte Mann,
Der das vermag, was unser keiner kann.

Und als ich diese Verse las, glaubte ich in Ihrem so reichhaltigen und hochgestellten Programm doch eine Lücke wahrzunehmen, auf die ich Sie in aller Bescheidenheit hinweisen möchte: „Où est la femme?" Mir scheint, das zarte, holde und schöne Geschlecht kommt bei Ihnen zu kurz. Die Kritik einer klugen Frau: „Das ist mir zu gelehrt!" halte ich für gefährlich. Das Richtige ist, wie ich glaube, wenn sie das Kreuzband lockert, ehe sie das neueste Heft von „Nord und Süd" auf den Arbeitstisch ihres Mannes legt. Aber das werden Sie sich unzweifelhaft selbst gesagt haben, und Sie brauchen nur in einer Fußnote mein Mißverständnis aufzuklären.*) Und so schließe ich denn diesen Brief, der etwas lang geraten ist, mit herzlichen Wünschen und wieder mit einem Goetheschen Worte, das Sie als Motto auf „Nord und Süd" setzen möchten:

Mög' es jeden so erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen!

Paul Lindau.

---

*) Die freundliche Anregung des Begründers von „Nord und Süd" ist auf fruchtbaren Boden gefallen. Unsere Leserinnen finden bereits im ersten Januarheft eine besondere „Frauen-Rundschau".

Ludwig Stein.

Prof. Dr. Ludwig Stein:
Kulturpolitik

„Nord und Süd" soll fortan ein Sammelpunkt für alle diejenigen werden, welche in der freudigen Mitarbeit an den weltgeschichtlichen Aufgaben unseres Kultursystems den Sinn ihres Lebens erblicken. In einem Augenblick, da die ältesten Träger Jahrtausende überdauernder Kulturen, wie die Chinas und Persiens, zermürben und zerbröckeln, während unser Kultursystem sich anschickt, die Weltherrschaft anzutreten, scheint es doppelt geboten, daß alle diejenigen sich zu einer Art von „Kulturblock" zusammenfinden, welche von der weltgeschichtlichen Mission unseres Kultursystems durchdrungen sind. Uneinigkeit, Zwiespalt und gegenseitiges Verunglimpfen entgegenstehender Ansichten sind die untrüglichen Anzeichen niedergehenden Lebens. Wo das Leben aufwärts geht, da heißt Leben: kämpfen, ringen, freudig sein Bestes und Höchstes für ein großes Ziel einsetzen, aber viribus unitis. Nicht im Kampfe gegeneinander sollen sich unsere Energien entzünden, sondern im gemeinsamen Wettbewerb um erstrebenswerte Ziele müssen sich unsere Kräfte erproben.

Die Weltherrschaft unseres Kultursystems ist der offenkundige Sinn der Geschichte. Einst kam das Licht von Osten nach Westen, jetzt strahlt es zurück von Westen nach Osten. Die orientalischen Völker verfallen, während unsere Errungenschaften in Wissenschaft und Technik, in Recht und Staat, in Heer und Marine, in Handel und Industrie, in Kunst und Lebensstil die Modelle geworden sind, nach denen Amerika zunächst, weiterhin aber das ganze zivilisierte Erdenrund nachahmend sich einzurichten im Begriffe steht. Nicht bloß Adel, sondern jede Art von Herrschaft verpflichtet. Der nationale Imperialismus, unter dessen Zeichen wir augenblicklich stehen, ist nur das vorletzte, nicht das letzte Wort der Geschichte. So sehr wir heute davon durchdrungen sind, daß

ein zielsicherer Nationalwille die Vorbedingung des Gedeihens ist, so unabweislich drängt sich uns angesichts der herben Lehren, welche die großen Weltreiche von ehedem — Türkei, Persien, China — uns augenblicklich erteilen, die Überzeugung auf, daß die Kulturnationen fest zusammenhalten müssen, wenn sie ihre weltgeschichtlichen Aufgaben erfüllen wollen. Der nationale Imperialismus ist nur Durchgangsstufe zum Kultur-Imperialismus d. h. zur endgültigen Herrschaft der weißen Rasse auf unserem Planeten. Selbst Carlyle, dem die große Erd- und Himmelskugel nichts weiter bedeutet, als einen närrischen Kreisel, wo Könige und Bettler, Engel und Teufel, Sterne und Straßenkehricht chaotisch durcheinandergewirbelt werden, sieht im Kulturfortschritt den tiefsten Sinn der Geschichte. Ohne den Glauben an einen Sinn unseres Daseins als Individuen wie an den Fortschritt des ganzen Menschengeschlechtes wäre unser Leben lichtlos, trügerisch, lebensunwert.

Der Begriff des Fortschritts ist aber heute noch so verschwommen und vieldeutig, daß die Soziologie, zu deren Domäne das Problem des Fortschritts gehört, keine dringendere und unabweislichere Aufgabe kennt, als Klarheit und Präzision in die Begriffsbestimmung des Fortschritts zu bringen. Einen Begriff klären heißt, ihn in seine Bestandteile zerlegen, die Komponenten aufdecken, aus denen er sich zusammensetzt. Hier kann uns nur die Philosophie helfen, deren Aufgabe es ist, Definitionen zu schaffen, also Gegenstand und Methode einer jeden Wissenschaft auf den kürzesten, knappsten Ausdruck zu bringen. Deshalb begreifen wir auch die Soziologie als Philosophie der Gesellschaft. Gegenstand der Philosophie ist das Universum, wie es sich uns in Natur und Geschichte offenbart, Gegenstand der Soziologie aber ist derjenige Ausschnitt des Universums, welcher das Zusammenleben und Zusammenwirken von Menschen behandelt. Beschäftigt sich die Philosophie mit dem metaphysischen Problem des kosmischen Fortschritts, wie dies die Evolutionisten von Heraklit an bis Herbert Spencer vorbildlich getan haben, so hat es die Soziologie nur mit dem menschlichen Fortschritt zu tun. Wir verstehen unter Philosophie mit Comte und Wundt das System der vollständig vereinheitlichten Erkenntnis des Menschengeschlechts. Da die Erkenntnisse und Einsichten der Menschen sich jeweilen ausweiten und vertiefen, eben damit aber komplizieren, so wird die Aufgabe der Philosophie, in die Vielheit der Erkenntnisse die Einheit der Einsicht oder des systematischen Zusammenhanges zu bringen, von Tag zu Tag schwieriger. Solange Erkenntnis auf Erden gesucht, die

Wahrheit erstrebt, die Gesetzeseinheit im Weltganzen gefordert wird, genau solange wird es eine Philosophie geben.

Seitdem die Soziologie sich mit Comte als besonderer Zweig der Philosophie aufgetan hat, wird sie als Philosophie der Gesellschaft Bestand haben, solange es ein Kultursystem gibt. Erst der letzte Mensch auf Erden wird der letzte Soziologe sein. Die uns hier interessierende Frage, ob es einen Fortschritt gibt und was der Fortschritt bedeute, beschäftigt den denkenden Teil des Menschengeschlechts genau solange, wie es eine Philosophie als Wissenschaft gibt, ja sie reicht mit ihren Wurzeln in die von Wundt so genannte Protophilosophie hinein, um letzten Endes in die beiden großen Religionstypen des Menschengeschlechts einzumünden. Dem Buddhaismus mit seiner Lehre vom Nirvana, vom ungeschiedenen Ursein, dem die mythendichtende Volksphantasie die Legende vom goldenen Zeitalter, vom verlorenen Paradies, vom Sündenfall überwuchernd angehängt hat, steht der fortschrittsfreundliche Religionstypus Zarathustras gegenüber. Buddha verherrlicht den ewigen Stillstand, das Nirvana, Zoroaster den ewigen Fortschritt des Lichtgottes Ormuzd. Im Buddhismus wird die Vergangenheit, im Parsismus die Zukunft glorifiziert. Seine Legenden heißen Messianismus, Chiliasmus, das dritte Reich, das „Ende der Tage", die Eschatologie. Die Buddhisten substanzialisieren die Ruhe, die Parsisten die Bewegung; dort wird das „dolce far niente" in die Substanz verlegt, hier das „sempre avanti".

Dieser religiösen Symbolik korrespondieren in der Philosophie die Ontologen oder Logisten auf der einen, die Evolutionisten, Psychologisten oder — wie sie sich heute mit Vorliebe nennen — die Pragmatisten auf der andern Seite. Die Stillstandsdenker lehren: „Alles beharrt", die Fortschrittsdenker künden: „Alles fließt". Dort ewiges, sich gleich bleibendes Sein, hier ewiges, aber gesetzmäßig fortschreitendes Geschehen. Lassen wir die Frage des kosmischen Fortschritts, des Evolutionismus, bei Seite, weil wir es hier nicht mit metaphysischen, sondern nur mit soziologischen Problemen zu tun haben. Gibt es einen Fortschritt in der Geschichte, oder herrscht „König Zufall" in der Welt? Ist die mechanische Geschichtsauffassung im Rechte, welche den Prozeß der Geschichte dem der Natur gleichsetzt und nur eine kausale Deutung zuläßt, oder die von Kant, Schiller, Fichte, Schelling und Hegel vertretene teleologische Geschichtsauffassung, welche mit Kant in der Geschichte der Menschheit nur den verborgenen Plan der Natur sehen, um zu einer vollkommenen

Staatsverfassung zu gelangen? Anders ausgedrückt: Korrespondiert der „Mathematik der Natur" eine „Logik der Geschichte?" Der technisch-kulturelle Fortschritt würde eine Logik der Geschichte allein noch nicht rechtfertigen, wenn ihm nicht zugleich ein moralischer, intellektueller, wissenschaftlich-künstlerischer und ökonomisch-sozialer an die Seite gestellt werden könnte. Der technische Fortschritt, den niemand zu leugnen vermag, kann immer nur Mittel, aber niemals Ziel des Menschengeschlechts, vollends nicht Selbstzweck sein. Technische Errungenschaften machen die Menschen weder zufriedener, noch glücklicher. Deshalb gilt es hier und heute die Vorfrage zu erledigen: Was heißt Fortschritt?

Der Begründer der Soziologie, Auguste Comte, gibt in seiner „Politique positive" die Formel: „Fortschritt ist das beständige Ziel der Ordnung". Comte sieht in der Menschenliebe das „P r i n z i p", in der Ordnung die „G r u n d l a g e", im Fortschritt das oberste „Z i e l" der Geschichte. Worin offenbart sich nun dieser Fortschritt in der Geschichte? In der vollkommensten Staatsverfassung, antwortet Kant, in der höchsten Kulturarbeit, sagt Carlyle, in der höchsten Gemeinbürgschaft (solidarité), meint Comte, im „Bewußtsein der Freiheit", verkündet Hegel. Sie alle aber, die sogenannten Geschichtsoptimisten, gehen von der gemeinsamen Überzeugung aus, daß unser ganzes geschichtliches Erleben sinnlos, zwecklos wäre ohne die leitende Idee des Fortschritts. Die Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechtes zu immer höherer Ordnung muß eine unbegrenzte sein. Die Gesetze der Entwickelung dieser Ordnung müssen sich in einem strengen geschichtlichen Rhythmus abspielen. Oder wie Hegel dies ausdrückt: Der Gang der Weltgeschichte ist der Fortgang zum Bessern. Denn die Veränderungen in der Natur, so unendlich mannigfach sie sind, zeigen nur einen Kreislauf, der sich immer wiederholt. In der Natur geschieht nichts Neues unter der Sonne, und insofern führt das vielförmige Spiel ihrer Gestaltungen eine Langeweile mit sich. Nur in den Veränderungen, die auf dem geistigen Boden vorgehen, kommt Neues vor. Hier allein, im Prozeß der Geschichte, ist für Fortschritt und Freiheit Raum vorhanden.

In der Natur, in deren Bildungen die mechanische Kausalität unbeirrbar waltet, gibt es weder Freiheit, noch Fortschritt. Nur in dem von der Soziologie verarbeiteten Ausschnitt jener Welt der Zwecke und Werte, welche im menschlichen Zusammenwirken zutage treten, gibt es Feiheit und Fortschritt. Die Natur-

philosophie hat es mit dem äußern Kosmos zu tun, die Soziologie nur mit dem menschlichen Mikrokosmos. Die Natur ist das Reich der strengen Gesetze, die Geschichte das der Zwecke und Werte. Nur lebende Wesen haben Freiheit in der Auswahl der Motive, wenn auch das stärkste Motiv den Ausschlag zur Auslösung der Willenshandlung gibt. In der Auswahl aber des für dich stärksten Motivs bekundet sich deine Persönlichkeit. Freiheit heißt: Persönlichkeit haben. In der Natur herrschen Gesetze für die Gattung, in der Geschichte nur Zwecke, Tendenzen und infolgedessen persönliche Überzeugungen. In der Erklärung der Natur operieren wir mit dem Denkmittel der mechanischen Kausalität von Ursache und Wirkung, in der Deutung der Geschichte aber, welche der Soziologie wissenschaftlich obliegt, arbeiten wir mit dem teleologischen Denkmittel von Zweck und Mittel, von Motiv und Handlung. Die mechanische Kausalität bringt definitive Ordnung in die Welt des Seins, die teleologische provisorisch-orientierende Ordnung in das Reich des menschlichen Tuns, der Willenshandlungen, auf denen unser soziales Zusammenwirken beruht. Die Naturprozesse zeigen uns die Mathematik der Natur, die Soziologie die Logik der Geschichte. Die Ordnungsserie jener ermächtigt uns, die Gesetze der Natur zu begreifen, die der Soziologen hingegen, die Tendenzen der Geschichte auf oberste Gattungsbegriffe zu bringen. Weltgeschichte, sagt der Kulturhistoriker Rocholl, ist nicht Erdgeschichte, sondern Geschichte der Menschheit und ihrer Welt. Alle Geschichte löst sich, wie die Soziologie sie deutet, in soziale Psychologie auf. Sie ist, mit Taine zu sprechen, eine „lebende Geometrie".

Die geschichtslosen Völker, die Wilden und Barbaren, nehmen die Welt so hin, wie die Natur sie ihnen hingestellt hat; sie sind von ihrer Naturumgebung mechanisch-kausal bestimmt, ja fatalistisch determiniert durch Boden und Klima, durch Flora und Fauna, durch Wasserläufe und Höhenzüge, kurz durch ihr „milieu" oder „monde ambiant". Anders die Kulturvölker, welche das Erziehungswerk der Geschichte bereits hinter sich haben, und zwar gleichviel, ob nach den drei Stadien bei Kant: Kultivierung, Zivilisierung, Moralisierung, oder durch die drei Stadien Comtes: theoretisches, metaphysisches und positives Stadium. In unserm Kultursystem, das durch den läuternden Prozeß der Geschichte hindurchgegangen ist, beherrscht nicht mehr, wie im Naturzustande, die Umgebung den Menschen, sondern umgekehrt beherrscht der Mensch seine Umgebung. Die Naturmenschen stehen dem „milieu"

oder „monde ambiant" willenlos, wie einem sozialen Fatum gegenüber. In der Kultur aber schaffen die Menschen, welche die Lehren der Geschichte durchlebt haben, ihre Umgebung um und passen sie ihren Bedürfnissen an. Soweit wir Menschen in unserm Mechanismus und Chemismus mit allen Lebewesen in der Pflanzen- und Tierwelt biologisch zusammenhängen, gehören auch wir dem Reiche der Natur mit ihrer kausal-mechanischen Gesetzmäßigkeit an. Soweit wir Kulturmenschen aber Erziehungsprodukte der Gesellschaft sind, indem wir Religion und Moral, Kunst und Wissenschaft, Schule, Kirche und Staat geschaffen haben, gehören wir dem selbsterrichteten Reiche der Werte und Zwecke an. In den Fortschritten seiner Kultur läßt der Mensch die Tierwelt weit hinter sich. Hier und nur hier ist der Mensch souverän. Der Kulturfortschritt bildet die definitive Scheidegrenze von Mensch und Tier. Im Prozeß der Geschichte, den nur zivilisierte Menschen durchleben, sind wir nicht mehr, wie das Tier, an die Bedingungen unserer Umgebung gebunden, sondern der geschichtliche Mensch erweitert den Naturprozeß, indem er seine Umgebung umschafft. In Mathematik, Physik und Logik atmet der Kulturmensch in einer eigenen, von ihm selbst geschaffenen Atmosphäre. Die Logik der Geschichte zu deuten, ist nun die Aufgabe der Soziologen. Staatsmänner machen Geschichte, Soziologen erklären sie. Die Tatsachen der Soziologen beweisen das Vorhandensein eines stetigen Fortschritts, den die einen als Gesetz der Natur ansprechen, während die andern ihn nur als ständige Tendenz, als Entwickelungsrichtung der Geschichte begreifen.

Diese Entwickelungsrichtung der Geschichte, die unserm Kultursystem die Weltherrschaft auf unserm Planeten offenkundig zugewiesen hat, will „Nord und Süd" in Zukunft bewußt fördern. Wir haben uns seit Humanismus, Renaissance und Reformation beinahe zu Tode gezweifelt. Es gilt wieder aufzubauen. Der herrschende Individualismus hat die trennenden Momente unter den Menschen bis zur Atomisierung allzu sichtbar herausgestellt. Wir wollen in „Nord und Süd" fortan Kulturpolitik treiben d. h. das Zusammenhaltende unter den Menschen, Ständen, Klassen, Berufen, Parteien, Rassen, Konfessionen, Völkern und Nationen herausheben und die ewigen Interessen der menschlichen Gattung fördern. Wir kämpfen gegen alle anarchistische Selbstheit und wildegoistische Eigenbrödelei. Jakob Grimm hat uns das stechende Merkwort hinterlassen: Bei den Deutschen hat stets das Bedeutungsvolle, nicht das Gefällige am höchsten gegolten.

„Nord und Süd" hat in den letzten Jahren vor allem das Gefällige gepflegt. Wir wollen hingegen unserer an sich und ihren Idealen irre gewordenen Zeit einen scharfen Spiegel vorhalten und im Sinne des Begründers von „Nord und Süd", Paul Lindau, das Bedeutsame in den Vordergrund stellen. Die politischen und sozialen Fragen drängen einer Lösung entgegen. Wer an dieser Lösung schaffensfreudig und zielsicher mitarbeitet, treibt Kulturpolitik. Kultur ist, wie Friedrich Jodl in Wien definiert, das unter bestimmten Umständen zu besonderer Intensität gesteigerte Streben der Menschen, seine Persönlichkeit und sein Leben vor den feindlichen Mächten der Natur, wie vor dem Antagonismus der übrigen Menschen zu sichern, seine Bedürfnisse, sowohl reale als ideale, in steigendem Maße zu befriedigen und sein Wesen ungehindert zur Entfaltung zu bringen. „Nord und Süd" wird als Sprachrohr der „Kulturpolitik" allen denen offenstehen, welche Eigenes, Persönliches, Bedeutsames ohne Verstiegenheit in der Gedankenführung und ohne Gequältheit im Ausdruck ihren Mitmenschen zu sagen haben, mögen sie im übrigen dieser oder jener politischen Parteifärbung angehören. Ausgeschlossen bleibt von „Nord und Süd" alles grundsätzlich Zerstörerische, Auflösende, Zersetzende, mag es von der äußersten Rechten oder von der äußersten Linken herrühren. Alles Extreme schädigt das Gleichgewicht unserer Kultur und führt letzten Endes zur Unkultur. Goethe sagt einmal: „Paradox sein, heißt ungerecht sein." Allem Ungerechten aber bleiben die Spalten von „Nord und Süd" verschlossen.

Unser erstes Januarheft wird unseren Lesern weniger durch Programme, als durch Taten zeigen, wohin die Reise geht. Die ersten Mitarbeiter, die sich der neuen Leitung zur Verfügung gestellt haben, sind Kulturpolitiker in jenem höheren Sinne, den wir dem Worte hier beigelegt haben. Sie vertreten verschiedene politische Richtungen, aber sie sind allesamt von der Überzeugung getragen, daß es über den vergänglichen Interessen des Alltags, welche in politischen Parteibildungen ihren Ausdruck zu finden pflegen, unvergängliche Kulturwerte gibt, die uns allen heilig und unantastbar sind. Wer für die ewigen Kulturwerte der menschlichen Gattung warmherzig und überzeugungstreu eintritt, ist uns als Mitarbeiter willkommen.

Das halbmonatliche Erscheinen von „Nord und Süd" gibt uns die Möglichkeit, mit den jeweiligen politischen, sozialen, kolonialen und wirtschaftlichen Fragen in unmittelbarer Fühlung zu bleiben. Die Ereignisse von kulturpolitischem Belang, welche die Tagespresse referierend

behandelt, sollen hier in künstlerischer Form festgehalten und in einer den Tag überdauernden Fassung unsern Lesern übermittelt werden. Zu diesem Behufe führt „Nord und Süd" ein Novum ein: Regelmäßige „Rundschau" über die wesentlichsten Auszweigungen unseres öffentlichen Lebens in Politik, Wissenschaft, Kunst und schöngeistiger Literatur, in Wirtschaft und Recht, in Gesellschaft und Theater, in Handel und Börse. Vierzehn Kräfte, deren Namen die Bürgschaft der Zuverlässigkeit, Gediegenheit des Inhaltes, sowie der Eleganz des sprachlichen Ausdrucks in sich tragen, werden fortan in ständiger Abfolge aus dem Meere der täglichen Ereignisse unseres öffentlichen Lebens die Perlen herausfischen, um sie an der Schnur der dafür gewählten Essayform aneinanderzureihen. Damit hoffen wir, eine positive, schöpferische Kulturarbeit zu leisten. Nicht das Zwiespältige soll nörglerisch herausgehoben, sondern das Einigende soll mit dem ganzen Können ehrlicher Begeisterung für unser Kultursystem in künstlerische Form gebracht werden. „Nord und Süd" wird keine Parteipolitik, sondern eine über den Parteien stehende Kulturpolitik treiben. Daher werden die Vertreter verschiedener Richtungen hier zu Worte kommen. Was wir von unseren Mitarbeitern fordern, ist: Wille zur Kultur.

Karl Marx Fürst Lichnowsky: Der Wahlkampf

Die bevorstehenden Reichstagswahlen werden im allgemeinen recht pessimistisch beurteilt. Man erwartet namentlich ein mächtiges Anwachsen der Sozialdemokratie, hervorgerufen nicht so sehr durch den zunehmenden Glauben an die Lehren der Herren Marx und Lassalle und an die Verwirklichung des utopistischen Himmels auf Erden, der nach Einführung des Zukunftsstaates uns alle aufnehmen wird, als wie als Ausdruck des Widerspruches gegen das heutige System. Ohne die alten Parteiideale formell aufgegeben zu haben, zu denen sie steht, wie etwa die Kurie zum Patrimonium Petri, die Legitimisten zum Roy, die Franzosen zur Revanche oder die Juden zum Messias, hat die Sozialdemokratie sich doch im Sinne der Revisionisten so weit gemausert, um eine Annäherung an die bürgerliche Demokratie anbahnen zu können. Das Schreckgespenst des blutigen Kladderadatsch kann nicht mehr im früheren Umfang als Waffe gegen ihre Propaganda beim unzufriedenen, aber doch ruheliebenden Kleinbürger gelten. Mit den Revolutionsgedanken wird zwar noch gespielt, da bekanntlich alle Anwendung von Gewalt, da wo Sieg und Erfolg in Aussicht steht, als Ausdruck von Kraft und Heroismus auf die Phantasie der Menge wirkt, und zwar namentlich der urteilsschwachen Mehrheit, die weniger zu verlieren als zu gewinnen hat und die mehr zur Naivität als zur Skepsis neigt. Aber die denkenden Köpfe unter den Sozialisten haben eingesehen, daß die Gesamtentwickelung eines Volkes auch die Weiterentwickelung aller Parteien und ihrer Anschauungen mit sich bringt, und daß es ohne Hilfe der Mystik keine Dogmen geben kann. Ohne also die geheiligten Parteigrundlagen offenkundig zu verleugnen, stellen sie sich doch mehr auf den Boden der bestehenden Verhältnisse und schonen daher auch gewisse nationale Ideale und Empfindlichkeiten. Sie vermeidet es in auswärtigen Fragen, wo Ehre und wirtschaftliche Interessen im Spiele sind, eine schroffe, ablehnende Haltung

einzunehmen und sich dadurch allzusehr in Widerspruch zu stellen mit der Gesamtheit des Volkes. Bebels Stellung zur Marokkofrage und zur prinzipiellen Erörterung einer Mobilmachung auf dem Parteitage sind für diese Mauserung bezeichnend, nicht weniger auch das jüngste Wahlprogramm, das den Umsturz als „törichten Vorwurf" bezeichnet. Die Tendenz der heutigen Sozialdemokratie mit der bürgerlichen Gesellschaft geht daher unverkennbar nach einer Entwickelung, die den Anschluß an die bürgerliche Linke ermöglichen soll. Ob dieser Großblock der Linken bei den kommenden Wahlen schon überall in Kraft tritt oder nicht, ist eine Frage der Taktik und örtlicher Verhältnisse, die aber für die Tatsache der allmählich sich vollziehenden unverkennbaren Annäherung beider Gruppen auf der Grundlage gewisser gemeinsamer demokratischer Anschauungen nicht entscheidend sein kann. Je mehr die Sozis das Gespenst des Umsturzes in den Hintergrund treten lassen, um so eher wird diese Verbrüderung denkbar sein.

Was alle Demokraten zusammenführt, ist vor allem die Abneigung gegen ein System, das der Volksvertretung nicht die Macht verschafft, die Anschauungen und namentlich die Männer der jeweiligen Mehrheit zur Herrschaft zu bringen. Mit der Einführung des Parlamentarismus steht und fällt die Frage der Versöhnung der Sozialdemokratie und nicht etwa mit der Monarchie oder der Republik. Es ist vor allem die Machtfrage, die die links stehenden Parteien einander nähert, und es ist von ihrem Parteistandpunkt aus zu verstehen, daß sie eine patriarchalische Regierungsform bekämpfen, die sich notgedrungen auf ihre politischen Gegner, die Rechte, stützen muß, und die den politischen und gesellschaftlichen Anschauungen und Sympathien der rechts stehenden Parteien am meisten entspricht. Nur nach Einführung des parlamentarischen Systems ist der Übergang zum reinen Mehrheitsprinzip mit allen seinen Folgerungen denkbar, zur Herrschaft eines neuen politischen und sozialen Wertmessers. Wenn heute der von der Volksvertretung unabhängige Beamte und Soldat und diejenigen Gesellschaftskreise, aus denen kraft Bildung, Besitz und geschichtlich-politische Überlieferung die meisten Vertreter der gegenwärtigen Organisation hervorgehen, eine führende Stellung im Staate einnehmen, so würden an ihre Stelle alsbald Schichten treten, deren Führer vermöge ihres Einflusses auf die Massen durch Schrift und Wort emporkommen und sich volkstümlichen Schlagworten dienstbar gemacht haben. An Stelle der heutigen hierarchischen Machtorganisation mit konservativer Färbung und erblich unveränderlicher Autoritätsquelle träte eine unpersönliche, von Zufälligkeiten wie von der öffentlichen Meinung

abhängige Autorität, deren demokratischer Ursprung die weitgehendste Rücksichtnahme auf die Volksgunst nach sich ziehen würde.

Auf diesem Boden begegnen sich die links stehenden Parteien, und der Wunsch nach Einführung des reinen Parlamentarismus, d. h. nach einer Umgestaltung der Autoritätsquelle, nach Umwertung der bestehenden Autoritätswerte und ihrer Wirkungen führt sie zusammen.

Wollen die Sozi zur Macht gelangen, so müssen sie noch sehr, aber sehr viel Wasser in ihren Wein gießen, um sich die dauernde Mitwirkung des linksliberalen Bürgertums zu sichern. Sie werden es auch immer mehr tun, sowie sie Aussicht haben, mehr Einfluß zu bekommen, denn der Radikalismus des Programms und der Theorie steht bekanntlich meist im umgekehrten Verhältnis zur Nähe vom Ziel. Wenn die heikelen Fragen der Religion, der Monarchie, des Privateigentums, des Nationalstaates etc. endgültig ausscheiden und einen Ehrenplatz in der Ahnengalerie der Partei erhalten haben, dann erst wird die große demokratische Gruppe sich endgültig bilden können, die von vielen Politikern der Linken seit langem gewünscht wird. Wir dürfen auch nie vergessen, daß diese Parteien manche andere Berührungspunkte haben auf dem Gebiete der sog. Imponderabilien, in Weltanschauungsfragen allgemein kultureller Natur. Die „Intellektuellen" aller Länder begegnen sich in dem Wunsche, das Volk von kirchlicher Bevormundung zu befreien und die freie Erkenntnis als Gemeingut aller an Stelle mystischer Gebundenheit zu setzen, das esotherische Vorrecht der Bildung voraussetzungslos zu verallgemeinern.

In der Politik einigt der Gegensatz oft mehr als das Interesse, der Haß wirkt kräftiger als die Liebe. Was die revolutionäre und die bürgerliche Demokratie einander nähert, ist nicht nur das allmähliche Herabgleiten der ersteren zum Revisionismus, es ist vor allem auch das gemeinsame Bedürfnis, die sog. „Reaktion", den „schwarz-blauen Block" und seine Verbündeten zu bekämpfen, da dieser sich an der Macht befindet. Die links stehenden Parteien verstehen sich, sobald die Sozialisten darauf verzichten, an die rohesten Instinkte der rohen Menge sich zu wenden, um die bisher geltenden Autoritätswerte zu entwerten und unreife Ideen in unreife Köpfe zu setzen, während auch die rechts stehenden sich mehr aneinander schließen müssen. Von der Einführung des Parlamentarismus haben sie weniger zu erwarten als jene, denn ihre Interessen und nach ihrer Auffassung auch die der Gesamtheit sind am besten gewahrt in den Händen einer kräftigen monarchisch-patriarchalischen Regierung, die nicht den Zufälligkeiten und Schwankungen parlamentarischer Verhältnisse

unterworfen ist. Sie finden sich auch auf dem Boden kirchlicher, monarchischer, landwirtschaftlicher und militärischer Sympathien, und daher wird trotz mancher innerer Gegensätze der Bund zwischen den Konservativen und dem Zentrum nicht so leicht in die Brüche gehen. Denn wenn letzteres auch noch so demokratisch sich gebärdet, so wird er sich doch immer am wohlsten fühlen bei einem System und einer Richtung, die den Schutz kirchlicher und landwirtschaftlicher Interessen gewährleistet. Eine Umwertung im Sinne der Demokratie kann unmöglich einer Partei günstig sein, die wie keine andere den Autoritätsbegriff in überkommener Form zu ihrer Voraussetzung hat und die von einer siegreichen Demokratie die Trennung von Staat und Kirche und erhebliche Einbuße an Macht und Einfluß gewärtigen muß. Deshalb glaube ich auch nicht an das Wiederaufleben des Bülow-Blocks, der mit geschickter Benützung einer nationalen Frage, unter Anwendung Bismarckscher Überlieferungen gegründet war, aber an inneren Gegensätzen über kurz oder lang zu Falle kommen mußte, selbst wenn er die Erbschaftssteuer überlebt hätte. Heute, wo die Kirche sich längst mit der Reichsgründung abgefunden hat und sich innerhalb der Bismarckschen Schöpfung recht wohl befindet und ihre Interessen einer beinahe liebevollen Pflege anvertraut sieht, wird es immer schwerer, den Ultramontanismus als „Reichsfeind" zu brandmarken bezw. die Schädlichkeit jesuitischer Einflüsse im Zentrum so offenkundig nachzuweisen, daß es gelingen könnte, den deutschen Idealismus, den nationalen Kulturbegriff wirksam und dauernd gegen Rom zu erregen. Wir sind in andere Entwicklungsphasen getreten, andere Interessen und Gesichtspunkte überwiegen, es geht ähnlich wie mit dem „Umsturz", es zieht nicht mehr recht, man glaubt nicht mehr daran. Der Kampf um die Macht beginnt, und da gilt es Koalitionen zu bilden, die für die Machtfrage entscheidend sind. Allgemeine kulturelle wie wirtschaftliche Gesichtspunkte verbinden die Vertreter des katholischen Volkes und des Papsttums mit den evangelischen Konservativen, so sehr auch im Grunde der Papismus den protestantischen Landkreisen und umgekehrt die evangelische „Irrlehre" den Zentrumsleuten verhaßt sein mag.

Die Konservativen als führende und bis zu einem gewissen Grade als herrschende Partei sind natürlich den heftigsten Angriffen ausgesetzt. Ihr herausforderndes Verhalten bei der Finanzreform und dem Preußischen Wahlgesetz ist noch in frischer Erinnerung und hat neue Waffen gegen sie geliefert. Wenn ihre Vergangenheit und die großen Verdienste um das Vaterland, namentlich um Preußen, für dessen Verwaltung und Heer

sie die besten Männer lieferten, wenn diese Umstände eine Vorzugsstellung rechtfertigen und sie heute noch als notwendige Stütze einer kräftigen, nach innen und nach außen leistungsfähigen Monarchie erscheinen müssen, so ist doch eine derartige Vormachtstellung nicht ohne ernste Bedenken. Die Gegenbewegung muß um so kräftiger eintreten, je sichtbarer die Macht wird, um die anderen Gruppen zu gemeinsamer Zerstörung zu vereinigen. Mit Hilfe beliebter und tief im deutschen Gemüte wurzelnder Begriffe und Erinnerungen verbünden sich die Gegner im Wahlkampf zu einem Ansturm gegen angeblich kultur- und fortschrittsfeindliche Klassen, gegen „Pfaffe und Junker", gegen „Ritter und Heilige", gegen „Finsternis" und „Unterdrückung". Wie ehedem vor dem Umsturz mit Blut und Brand, soll heute der friedliche Bürger geängstigt werden, mit den Mächten des Mittelalters. Die konservative Partei hat durch allzu schroffe Vertretung ihres Standpunktes nicht wenig dazu beigetragen, den Gegnern Waffen zu liefern. Der Zolltarif, die Wirtschaftspolitik ist es am wenigsten, die zu Angriffen berechtigte, denn die Bekämpfung unseres Schutzsystems ist mehr Mittel zum Zweck, als Selbstzweck der Gegner. Es ist die empfindlichste Stelle, an der man die Konservativen treffen will, ohne aber übersehen zu können, daß ohne genügenden Schutz der Landwirtschaft auch die Kaufkraft des Volkes leidet und nicht nur der Junker, sondern auch der Bauer benachteiligt wäre. Ich meine sogar, daß die siegreiche Demokratie es nicht wagen könnte, die agrarischen und industriellen Zölle wesentlich herabzusetzen, ohne starke Sympathien in Land und Stadt zu verlieren.

Wenn die Konservativen mit Hilfe des Bundes der Landwirte, das Zentrum mit Hilfe der Kirche und die Sozialisten mit Hilfe ihrer Lehren, an den Selbsterhaltungstrieb der Menge sich zu wenden, den „Willen zum Leben" in dieser oder jener Form anzurufen in der Lage sind, so fehlen den gemäßigteren Parteien, den Freikonservativen und Nationalliberalen derartige Zugmittel. Sie sind die Träger Bismarckscher Überlieferungen und nationaler Ideale, die unverkennbar mit pietätvoll historischen Erinnerungen aus der glänzenden Vergangenheit der Reichsgründung zusammenhängen. Aber wie es in der Kunst kein Zurück zu Michel Angelo, sondern nur ein Fortschreiten im Sinne der alten Meister gibt, die auch ihrerseits mit ihrem Zeitalter zusammenhingen, so können auch diese Parteien sich nicht mit dem starren Festhalten an früheren Anschauungen und Grundsätzen begnügen und „zu Bismarck zurückkehren". Wenn ich der Reichspartei eine kräftige Stellung innerhalb des parlamentarischen und politischen Lebens wünsche, so geschieht es nicht bloß, weil ich mich

zu ihr rechne, sondern weil ich sie als die Trägerin einer gemäßigten konservativen Richtung für geeignet halte, berechtigte landwirtschaftliche Interessen mit den wirtschaftlichen und sozialpolitischen Anforderungen eines modernen Kulturstaates zu vereinbaren, ohne dabei die sicheren Grundlagen zu verlassen, welche uns die Vergangenheit hinsichtlich der Monarchie und des Heerwesens vorgezeichnet hat.

Leider sind die Nationalliberalen, die ursprünglichen Vertreter des besitzenden und gebildeten Bürgertums, der Industrie und der Wissenschaft, durch die Spaltung der Parteien „für und wider die Reaktion" in eine übele Lage geraten. Während sie ihren Überlieferungen und ihren wirtschaftlichen Interessen nach nicht zur Gemeinschaft der Demokraten gehören, sondern an die Seite der Konservativen und Freikonservativen, müssen sie, um sich liberale Sympathien zu erhalten, auch mit der Linken Fühlung suchen und sind vor die schwierige Frage gestellt, welcher der beiden Gruppen sie sich anschließen sollen. Gehen sie mit der Rechten, so verlieren sie als „Reaktionäre" an Boden, schließen sie sich links an, so laufen sie Gefahr, mit der Sozialdemokratie sich anfreunden zu müssen. Beides ist für sie gleich schwer, die endgültige Bildung zweier großer parlamentarischer Gruppen würde daher wohl den Zerfall dieser Partei, die sich sowohl antiagrarisch wie antidemokratisch gebärdet, nach sich ziehen.

Es ist schwierig, den Ausgang der Wahlen vorauszusehen, doch meine ich, daß allzu bedeutende Verschiebungen nicht eintreten werden, wenn man auch mit einer nicht unerheblichen Vermehrung der Sozialisten rechnen muß. Dem bevorstehenden Wahlkampfe ist sicherlich die äußere Politik zu Hilfe gekommen, denn so wenig erfreulich auch die Erfahrungen gewesen sind, die wir in den letzten Monaten haben machen müssen, und die uns gezeigt haben, daß wir in der Verfolgung unserer weltpolitischen Interessen mit einem mächtigen Gegner, ich sage Gegner, nicht Feind, zu rechnen haben, so hat doch diese allgemeine Erkenntnis nicht unwesentlich zur Wiederbelebung des nationalen Empfindens beigetragen, und die Erfahrung lehrt, daß es kein wirksameres Mittel gibt als eine nationale Parole. Mag die Kritik an unserer Marokkopolitik, die teilweise wohl auch dem Bedürfnis entsprach, der Volksvertretung eine Art akademischer Mitwirkung bei gewichtigen Vorgängen zu sichern, mag diese Kritik berechtigt sein oder nicht, in obigem Sinne freue ich mich, ich gestehe es, nachdem alles gut verlaufen, über den Schwabenstreich von Agadir.

Geh. Justizrat Prof. Dr. Riesser: Der Hansa-Bund für Gewerbe, Handel und Industrie

Deutschland ist Jahrhunderte hindurch der Kriegsschauplatz für die blutigsten europäischen Kriege gewesen. Unter den Folgen des 30jährigen Krieges und der europäischen Kriege, die von 1648 bis 1815 zum großen Teil auf seinem Boden geführt wurden, leidet es noch heute, da sie nicht nur seine Fluren verwüstet, sondern auch seinen Wohlstand vernichtet, seine Erwerbsstände mutlos gemacht und alles, was an bürgerlichem Mut und Selbstbewußtsein vorhanden war, vernichtet haben.

Handel, Industrie und Gewerbe Deutschlands genossen von 1815 bis 1848 die ersten Dezennien ungestörten Friedens, in denen sie ihre Arbeit wieder beginnen konnten. Von einem Erwachen bürgerlichen Muts und Stolzes aber war nicht entfernt die Rede. Unter der Herrschaft des Agrar- und Polizei-Staats, in dem die Landwirtschaft etwa 60 Prozent der Bevölkerung darstellte, gewöhnte sich im Gegenteil das Bürgertum, das jede Initiative und jeden Wagemut verloren hatte, an die Leitung von oben her. Es wollte gar nicht regieren, sondern regiert werden, fand es selbstverständlich, daß es nicht Subjekt, sondern Objekt der Gesetzgebung und Verwaltung war, welche letztere namentlich ihm das eigene Denken abnahm und die es durch zahllose Gesetze, Verordnungen und Reglements daran gewöhnte, daß sein inneres und äußeres Leben seitens der Regierung geregelt wurde, in welcher gemäß dem allgemeinen Charakter des Staates die agrarischen Kreise tonangebend waren.

Selbst als die von außen auch nach Deutschland übertragene revolutionäre Bewegung des Jahres 1848 die Regelung eines erweiterten Wahlrechts unerläßlich erscheinen ließ, wurde dieses und die Einteilung der Wahlbezirke, behufs Verewigung der Vorherrschaft der agrarischen Kreise, namentlich des Großgrundbesitzes, in Preußen (und ähnlich ging es in andern deutschen Staaten) so geregelt, daß dieses noch heute geltende preußische Wahlgesetz infolge indirekter Wahl und öffentlicher Stimmabgabe im wesentlichen nur als ein

Gesetz zur Beförderung der Wahl-Scheu der wirtschaftlich oder politisch abhängigen Schichten der Bevölkerung charakterisiert werden kann. Es war bestimmt, und wie der Erfolg gezeigt hat, geeignet, die Vorherrschaft des Großgrundbesitzes und der agrarischen Kreise im Staate dauernd zu erhalten im Verein mit der privilegierten Stellung, welche diese Kreise, deren vielfache Verdienste um den Staat nicht bestritten werden sollen, sich im Laufe der Zeit, namentlich in Preußen, in der Verwaltung und Gesetzgebung, in den Kreisen und Provinzen, in der Guts-Polizei, der kirchlichen und Schul-Verwaltung, in höfischen, militärischen und diplomatischen Posten, zu sichern gewußt haben.

Alle diese Umstände bewirkten, daß dem erwerbstätigen Bürgertum und dem Bürgertum überhaupt allmählich nicht nur jedes politische Interesse, sondern auch fast jedes politische Verständnis und namentlich jene politische und administrative Schulung fast völlig abhanden kam, welche die Gegner kraft ihrer Herrschaft auf diesem Gebiete naturgemäß erlangten. Hinzu kam als selbstverständliche Folgeerscheinung, daß dem Bürgertum nach und nach auch jeder Sinn für die im politischen Kampfe unentbehrliche politische Taktik abhanden kam. Diese versuchte man im Bürgertum vergeblich durch starre Festhaltung an einzelnen wirtschaftlichen Axiomen zu ersetzen, von denen einzelne, wie das manchesterliche Gebot des laisser faire und laisser aller, fast wie der wirtschaftliche Niederschlag und Ausdruck der politischen Indifferenz des Bürgertums anmuten.

So wurde der eiserne Ring immer fester um die geschmiedet, welche im Innern ruhig zusahen, wie sich die Macht ihrer Gegner gleich einem rocher de bronce im Staate stabilisierte und nach außen es als ebenso selbstverständlich betrachteten, daß „da hinten in der Türkei" die Völker sich schlugen und daß die Welt unter andere verteilt wurde. Aus allen diesen Gründen ist es zu erklären, daß, trotz der im Reiche erfolgten Demokratisierung des Wahlrechts, die Vorherrschaft des Großgrundbesitzes und seiner Freunde sich bis heute (Dezember 1911) auch im Reiche ungeschwächt und ungemindert erhalten konnte.

Dies geschieht, obwohl inzwischen ein wirtschaftlicher Rollenwechsel eingetreten ist, wonach die Landwirtschaft nicht mehr ganz ein Drittel, Handel, Gewerbe und Industrie mehr als die Hälfte der Gesamtbevölkerung beschäftigen; obwohl diese letzteren Stände zu den direkten Steuern in Preußen (und ähnlich liegt es

in den anderen Bundesstaaten) mehr als das Dreifache dessen, was die Landwirtschaft zu zahlen hat, beitragen, und obwohl endlich, gegenüber einem von der Landwirtschaft berechneten Wert der land- und forstwirtschaftlichen Produktion von rund *12 Milliarden* Mark, der Wert allein der industriellen Produktion (nach Steinmann — Buchers Referat im Landwirtschaftsrat) *rund 36 Milliarden* Mark beträgt. —

Im Laufe dieses wirtschaftlichen Rollenwechsels, der die Industrie, Handel und Gewerbe aus der wirtschaftlichen Minderheit zur wirtschaftlichen Mehrheit erhob und Deutschland aus einem einseitigen Agrarstaat zu einem *Industrie- und Agrarstaat* erhob, erwuchs der Landwirtschaft gelegentlich einer starken landwirtschaftlichen Notlage im *Bunde der Landwirte* ein fest und stark organisierter Vertreter ihrer Interessen.

Der Bund der Landwirte hat damit, aus der Not der Zeit geboren, eine nationale und notwendige Aufgabe übernommen und es ist ihm nicht zu verargen, daß er, unter engster Anlehnung an alle agrarischen Elemente und Parteien, auch Einfluß auf die Gesetzgebung zu erlangen suchte.

Was ihm vorgeworfen wird und was dann, am 12. Juli 1909, den *Hansa-Bund* für Gewerbe, Handel und Industrie entstehen ließ, ist, daß er (der Bund der Landwirte) sich nicht damit begnügte, die Interessen der Landwirtschaft, unter Beachtung der *allen* Ständen gezogenen Grenze des Gemeinwohls, zu vertreten, sondern daß er diese Grenzen *überschritten* und den nicht dem Gemeinwohl entsprechenden Versuch gemacht hat, die Interessen der anderen Erwerbsstände, vielfach noch dazu ohne jede Not, auf Schritt und Tritt zu verletzen. Es wird ihm weiter zur Last gelegt, daß er neben der berechtigten und notwendigen Förderung der wirtschaftlichen Interessen der Landwirtschaft *rein politische* Zwecke, namentlich die Erhaltung der politischen, administrativen und sozialen Vormacht des Großgrundbesitzes und seiner Affiliierten erstrebt, und daß er die *wirtschaftliche* Macht von Gewerbe, Handel und Industrie im wesentlichen aus dem politischen Grunde bekämpft hat, um diese Stände zu verhindern, den ihnen infolge der Wandlung der Verhältnisse gebührenden Anteil an der *politischen* Macht zu erlangen.

Der Hansa-Bund trat ins Leben, nicht *wegen*, sondern *während* der Reichsfinanzreform, weil hier von der Übermacht und der

einseitigen Interessen-Politik der herrschenden Kreise ein besonders verbitternder Gebrauch gemacht wurde, und aus dieser Notlage heraus ist der Hansa-Bund am 12. Juni 1909 entstanden. Die Reichsfinanzreform vom Jahre 1909 stellt also lediglich den Moment dar, der die lange auf die äußerste Probe gestellte Geduld des in Handel, Industrie und Gewerbe tätigen Bürgertums endlich erschöpfte. Es wurden gelegentlich der Beratung der Reichsfinanzreformvorlagen einerseits oft von einem Tage zum andern Gesetze gemacht ohne jede Rücksicht auf die berechtigten gewerblichen Interessen der im Hansa-Bund vereinten Stände, deren Vertreter weder bei dem Erlaß noch bei der Ausführung dieser Gesetze gehört wurden. Es wurden andererseits Gesetzesvorlagen abgelehnt, welche, wie die Erbanfallsteuer, bestimmt und geeignet waren, eine soziale Ausgleichung für verschiedene, namentlich den Mittelstand schwer belastende indirekte Steuern zu schaffen.

Und es wurden endlich, trotz der finanziellen Notlage des Reiches, im Branntweinsteuergesetz wiederum dem Großgrundbesitz große und dauernde Vorteile gesichert, was in den weitesten — auch gut konservativen — Kreisen besondere Erbitterung hervorrief.

Nachdem die berechtigten Interessen von Gewerbe, Handel und Industrie schon lange vor der Reichsfinanzreform speziell seitens der Leitung des Bundes der Landwirte und ihrer Freunde durch Bekämpfung des Ausbaus des Kanalsystems, der Goldwährung, der industriellen Exportpolitik, der Grundlagen unseres gesamten Kredit-Systems, durch beständige Beunruhigungen unseres Wirtschaftslebens im Wege sich stets erneuernder Anträge auf immer neue Kontrollen, Revisionen, Lasten, Steuern, Stempel und Enqueten, aufs schwerste verletzt worden waren, bildete die Reichsfinanzreform nur den letzten und notwendigen Anlaß, um das in Gewerbe, Handel und Industrie tätige Bürgertum aus seiner politischen Gleichgültigkeit herauszureißen.

Der Hansa-Bund will nach seinem wirtschaftspolitischen Programm (den Richtlinien vom 4. Oktober 1909) die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen dieser Stände einschließlich der Angestellten durch deren Zusammenschluß vertreten und fördern.

Er kennt aber keine Feindschaft gegen andere Stände, insbesondere keine Feindschaft gegen die Landwirtschaft, erkennt vielmehr an und geht davon aus, daß das Blühen und Gedeihen aller

Erwerbsstände zum Gedeihen der Gesamtwirtschaft unerläßlich ist, und geht davon aus, daß alle Erwerbsstände, solange sie die allen Ständen und jedem einzelnen gezogene Grenze des Gemeinwohls achten, gleichermaßen staatserhaltend, daß sie aufeinander angewiesen sind und in einem Gegenseitigkeitsverhältnis des Gebens und Empfangens stehen.

Demgemäß stellt er an die Spitze seiner Richtlinien den Satz:

„Der Hansa-Bund ist davon durchdrungen, daß der moderne Staat nur gedeihen kann, wenn der Grundsatz der Gleichberechtigung aller Erwerbsstände — also auch der Landwirtschaft — den leitenden Gedanken und die unverrückbaren Gedanken auch seiner Wirtschaftspolitik bildet."

Er öffnet deshalb seine Reihen auch jedem, ohne Unterschied seiner politischen, wirtschaftlichen oder religiösen Überzeugung, ist also selbst keine politische Partei, nimmt vielmehr alle Personen auf, welche ehrlich auf dem Boden seiner Richtlinien stehen, und unterstützt im Wahlkampf alle Kandidaten — in erster Linie Sachverständige aus seinen eigenen Reihen — welche die Gewähr bieten, daß sie auch bei ihrem parlamentarischen Wirken innerhalb ihrer Parteien für die Durchführung des Hansa-Bunds-Programms energisch eintreten werden. Der Hansa-Bund wird mit allen gesetzlichen Mitteln dahin streben, daß der — nicht nur für seine Stände geltende Grundsatz der Gleichberechtigung aller Erwerbsstände aus der Theorie in die Praxis des Staatslebens übertragen werde; daß alle Staatsstellen (einschließlich der diplomatischen) ausschließlich nach der Fähigkeit und Tüchtigkeit des Bewerbers vergeben werden, ohne Rücksicht auf die soziale Schicht, aus der er stammt, und daß alle Staatslasten und Steuern unter alle Erwerbsstände und die einzelnen nach Besitz und Leistungsfähigkeit gerecht d. h. also auch unter Berücksichtigung der geringeren Leistungsfähigkeit einzelner Stände, insbesondere des Mittelstands und des Handwerks, verteilt werden, unter Wegfall aller unberechtigten Privilegien, Liebesgaben und Steuerbefreiungen.

Er verlangt eine bessere Würdigung der gewerblichen Arbeit im Staatsleben und eine angemessenere Stellung seiner Vertreter in der Gesetzgebung, Verwaltung und Leitung des Staates.

Er kämpft für freie Bewegung und Entwickelung der in ihm vertretenen Stände, also gegen die Gebundenheit des sich vom Ausland tunlichst abschließenden Agrarstaats und gegen jedes Überbleibsel der Bevormundung des alten Polizei-Staats, somit auch für größere Unabhängigkeit und Selbständigkeit der kommunalen Selbstverwaltung.

Er tritt für die Fortsetzung einer nicht bureaukratischen sozialen Gesetzgebung ein, deren Tempo, Inhalt und Kostenlast aber auch die innere wirtschaftliche Lage und die Notwendigkeit der Erhaltung der Konkurrenzfähigkeit unserer Industrie gegenüber dem Ausland zu berücksichtigen hat.

Er bietet, zum ersten Mal, solange eine deutsche Wirtschaftsgeschichte besteht, allen in ihm verbundenen Erwerbsgruppen, einschließlich der Angestellten, die Gelegenheit, an einem Tische ihre gemeinsamen Interessen und Forderungen zu besprechen mit dem Zwecke, daß jeder auch des anderen Wünsche und Lage kennen lerne, damit so durch gegenseitiges Nachgeben die im nationalen Interesse so unendlich wichtige wirtschaftliche Mittellinie gefunden werde, die einem gesunden und friedlichen, also auch dauernden Fortschritt die Wege ebnet und dem großen Gedanken des füreinander und miteinander an Stelle der traurigen Parole: auseinander und gegeneinander die Möglichkeit der Verwirklichung schafft.

Bei seinem ganzen Wirken aber wird sich der Hansa-Bund, der eine auf dem Boden der heutigen Staats- und Wirtschaftsordnung stehende Vereinigung bürgerlicher Erwerbsstände ist, leiten lassen, wie seine „Richtlinien" ausdrücklich sagen, von dem Grundsatze:

> „daß er, bei einem etwaigen Gegensatz, die nationalen Interessen allen einseitigen gewerblichen Interessen ohne weiteres und bedingungslos voranzustellen hat."

Da das wirtschaftspolitische Programm des Hansa-Bundes bestimmt und nach meiner Überzeugung vor allem geeignet ist, den uns in so bedauerlicher Weise fehlenden Frieden im Innern herzustellen, und damit auch die Macht und Kraft des deutschen Reiches nach Außen zu erhalten, so wird er und muß er zur Durchführung im Reiche gelangen und Gesamtgut aller politischen Parteien werden.

Dr. Paul Nathan:
Der letzte Kabinetskrieg

Wann hat er stattgefunden? Im achtzehnten oder zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts? Und in Rußland gab es auch noch später Kabinetskriege. Historiker von Fach könnten über diese Frage interessante Abhandlungen verfassen. Sollte aber die Behauptung aufgestellt werden, daß der Segen der Kabinetskriege nicht allein dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert zuteil geworden ist, sondern daß sich die drohenden Schatten solches Krieges selbst über das erleuchtete zwanzigste Jahrhundert verdunkelnd gewälzt hätten, so müßte gegen diese schwarze Verleumdung unserer aufgeklärten Epoche natürlich protestiert werden.

Wir leben — wie erinnerlich — in der Zeit der Demokratie. England genießt nicht *allein* den Vorzug des Parlamentarismus. Wir haben Parlamente von Petersburg bis Lissabon und von Christiania bis Konstantinopel und bis Teheran und Tokio; und zum Teil Parlamente, die auf außerordentlich fortgeschrittenem Wahlrecht aufgebaut sind; wir haben Preßfreiheit, wir haben Redefreiheit, wir haben die Millionen und Millionen arbeitsamer Menschen in Handel und Industrie, die in allen Ländern der Welt den Frieden wollen, die gezwungen sind, ihn zu wollen, um mit den Ihren leben zu können; wir haben jene einflußreichen Gebildeten jeder Zunge, die die Kultur lieben, und die den Krieg, den Zerstörer der Kultur, hassen; wir haben in den großen Industriestaaten die mächtige Arbeiterbewegung, die so wirkungsvoll bei jeder Gelegenheit gegen den Krieg demonstriert; wir haben die Friedensgesellschaften und das Haager Schiedsgericht; wir haben — die Tinte droht mir bei dieser Aufzählung auszugehen — ja, wir haben sogar niemanden von Einfluß, der es nur wagte, kühl zu erklären: Ich betrachte den Krieg als das gegebene Instrument, um in *dem* Falle eine andere

Nation in ihrer ruhigen Entwickelung zu knicken und zu vernichten, wenn auch sie vorwärtsstrebend ihrem friedlichen Wachstum weiter zu leben wünscht. Über die Zeiten Macchiavellis sind wir hinaus, und heute sagt jedes Volk in seiner Sprache und jeder Minister der auswärtigen Angelegenheiten in seinem Parlamente: Good will among nations.

Das ist bekannt genug; wir sind auch stolz genug hierauf . . . und doch . . .

Im Sommer des Heils 1911, als er am heißesten war, lag die englische Flotte kriegsbereit an der Ostküste von England und Schottland, und sie wartete nur auf das Zeichen, um die deutschen Häfen zu bombardieren, und um die deutsche Flotte, wenn möglich, zu vernichten; ein englischer General überzeugte sich davon, daß das französische Heer an den deutschen Grenzen kriegstüchtig sei, um nach Deutschland einzumarschieren; ein englischer Parlamentarier behauptete, daß 150 000 Mann englischer Truppen für den Kontinent bestimmt waren, um gegen Deutschland an der Seite der Franzosen zu fechten, und Lloyd George, dieser englische Minister, der mit Recht bisher soviel Sympathie auch in deutschen liberalen und sozial gesinnten Kreisen gefunden hatte, er hielt eine Rede gegen Deutschland, die bei uns als die ernsteste Drohung aufgefaßt werden mußte, und die den französischen Chauvinismus gegen uns bis zum Siedepunkt hätte steigern können.

Das sind die Tatsachen, und aus ihnen sollte man schließen können, daß das humane und freiheitliebende und die Freiheit anderer — wie es behauptet — respektierende England durch deutsche Provokationen auf das äußerste gereizt worden sei. Deutschland stand augenscheinlich im Begriff, unter nichtigem Vorwande über ein anderes Kulturvolk — nämlich über die Franzosen — herzufallen, und England mußte durch dieses barbarische Deutschland, wenn nicht zur Stunde, so doch in der Vergangenheit, schwer in seinen legitimen Interessen verletzt und geschädigt worden sein.

Wenn nun ein künftiger Historiker die vielen enggedruckten Spalten der Rede Sir Edward Greys in den englischen Zeitungen liest, in der er nachträglich — Ende November — die politische Lage im Sommer des Jahres 1911 aufzuklären suchte, so muß er erstaunen.

Aus feststehenden Tatsachen kann also geschlossen werden, daß England kriegsbereit war, um sich auf Deutschland zu werfen, und daß es geprüft hatte, ob Frankreich zu gleichem Vorgehen hinlänglich gerüstet sei. Und die Ursache?

Sir Edward Grey führt für die politische Lage in jenen Tagen zwei Ursachen an: Deutschland hatte ein einziges Kriegsschiff — eines der winzigsten seiner Marine — in den Hafen von Agadir an der marokkanischen Westküste gesandt. Darüber war England beunruhigt. Aber der deutsche Botschafter in London hatte bereits am 1. Juli, wie Sir Edward Grey dem Parlament bekannt gab, die folgende Mitteilung der „Foreign Office" gemacht:

„As soon as the state of affairs in Marocco has resumed its former quiet aspect, the ship charged with this protective mission shall leave the port of Agadir."

Sir Edward war durch diese Eröffnung augenscheinlich nicht befriedigt; denn am 3. Juli kam er dem Botschafter gegenüber nochmals auf die gleiche Angelegenheit zurück, und weil Deutschland — dies die zweite Ursache — jetzt bis zum 24. Juli schweigend verharrte und erst dann die gleiche Versicherung wie am 1. Juli nochmals abgab, steigerte sich die Kriegsgefahr bis zur drohenden Rede von Lloyd George. Das ergibt sich als Substanz aus der Rede von Sir Edward Grey.

Man muß sagen, daß nicht oft ein Minister seinem eigenen Ansehen eine schwerere Schädigung vor dem Richterstuhl der Geschichte zugefügt hat als Sir Edward durch seine Ausführungen vor dem Unterhaus, — wollte man ihm aufs Wort glauben.

Eine Erklärung, die bereits abgegeben war, genügte damals nicht; und diese selbe Erklärung genügte dann am 24. Juli. Und weil diese zweite Erklärung, die nichts Neues enthielt, nicht früher eingelaufen war, türmte sich das schwere Gewitter eines europäischen Krieges am Horizonte auf.

Zugegeben, daß die Entsendung des „Panther" ein diplomatischer Fehler war — ich bin der Ansicht, diese Entsendung war für Deutschland eine politische Notwendigkeit, um Frankreich überhaupt zu diplomatischen Verhandlungen zu veranlassen, — zugegeben, daß die deutsche Schweigsamkeit vom 3. bis 24. Juli eine diplomatische Taktlosigkeit war, — ich bin der Ansicht, daß, nachdem Deutschland seine Erklärung abgegeben hatte, es nicht veranlaßt war, von neuem das Wort zu ergreifen, — aber gibt man auch Sir Edward Grey in allem, was er für Deutschland Belastendes und für die englische drohende Haltung Entlastendes anführt, recht, — ist dann diese Entsendung des „Panther", ist dieses vierzehntägige Schweigen selbst nur ein geschickter Vorwand, um die Inspektion französischer Truppen längs unserer Grenzpfähle durch

einen englischen General zu erklären, um die Kriegsbereitschaft der englischen Flotte begreiflich erscheinen und um die Rede von Lloyd George in die Welt und an die Ohren französischer Chauvinisten hinausgehen zu lassen!

Hätte Sir Edward Grey aus solchem Anlaß Europa an diesen Abgrund geführt, so wäre er ein Narr und noch dazu ein frivoler Narr.

Aber Sir Edward ist weder frivol noch ein Narr, sondern nach allem, was über ihn bekannt ist, ein ernster Mann, zugeknöpft, folgerichtig handelnd, beharrlich und auf seine Weise zweifellos ein echter englischer Patriot.

Und wie sind gleichwohl die aufgedeckten Gegensätze zu versöhnen?

Wenn ein Steinchen, das von einem Berggipfel sich losgelöst hat, schließlich eine Lawine verheerend ins Rollen bringt, so müssen Schnee, SSchutt, Erdmassen, über die das Steinchen zu Tale hüpft, schon so gelockert sein, daß sie sich aus dem kleinen Anlaß zu zermalmendem Sturze abwärts in Bewegung setzen. Immer und immer wieder springt aber ein solch Steinchen auch unbeachtet in die Tiefe.

So konnte auch die Entsendung des „Panther" nach Agadir und unser vierzehntägiges Schweigen ein diplomatischer Zwischenfall ohne Folgen und ernste Bedeutung bleiben. Ja, Sir Edward Grey hätte sogar in Berlin mit aller Bestimmtheit in Rücksicht auf die Entente die Erklärung abgeben können, daß er eine Vergewaltigung Frankreichs nicht passiv hinnehmen würde. In verwandtem Sinne hat Deutschland seine Stellung präzisiert, als es sich um den Versuch handelte, Österreich-Ungarn bei der Einverleibung von Bosnien und der Herzogowina unter das Joch einer Konferenz zu zwingen. Freilich ohne Lärm und ohne Provokation zerriß damals Deutschland das Netz, das die Triplcentente gewoben hatte. Ganz im Gegenteil zu diesem Verhalten trat England in der neuesten Krisis provozierend auf die Seite Frankreichs.

Ein erheblicher Teil der englischen Presse billigte, ermunterte diese Haltung, schärfte die Gegensätze und begleitete mit entsprechendem Kommentare die Inspektion von French und die Rede von Lloyd George. Solche Eindrücke mußten die französischen Revanchepolitiker zu einem entscheidenden Schritt aufstacheln, mußten in Deutschland aufreizend wirken, und wenn diese Aufreizung hüben und drüben zum Kriege oder zu einer Demütigung Deutschlands nicht führte, so ist das Verhalten der offiziellen englischen Politik und der ihr sekundierenden englischen Presse hieran unschuldig.

Es wäre naiv, anzunehmen, daß ein so kühl wägender und klar blickender Staatsmann wie Sir Edward Grey diese Möglichkeiten nicht sollte vorausgesehen haben. Eine solche Voraussetzung hieße leichtfertig seine Fähigkeiten antasten. Er war gewiß nicht blind; aber er wollte diese Möglichkeiten nicht meiden. Das Ziel konnte nur sein die Entzündung eines Brandes, der Frankreich, England und Deutschland in Flammen setzte, eine Katastrophe mit ihren weitreichenden Folgen, oder, wenn Deutschland sich nicht stellte, ein Faschoda für Deutschland, wie England ein solches Faschoda seiner Zeit Frankreich bereitet hat.

Wenn man die englische Politik rückwärts verfolgt, so kann es nicht überraschend sein, daß sie an diesem gefahrvollen Punkte ausmünden mußte.

Mit steigender Energie bearbeitet seit Jahren und Jahren ein großer Teil der englischen Tagespresse und der englischen Revuen ihre Leser in einem Sinne, der die bittersten Empfindungen der Engländer gegen Deutschland aufstacheln muß. Wer die Welt kennt, weiß, daß die englischen offiziellen Auslands-Vertreter höchst selten eine gerechte oder gar wohlwollende Stellung gegenüber deutschen Bestrebungen einnehmen. Der englische Botschafter in Wien brachte in jenem Interview mit Herrn Münz, — das ausweislich der Staats-Akten nicht stattgefunden hat — jene Empfindungen zum Ausdruck, die in der englischen Diplomatie hergebracht sind. Wie die Stellung Italiens im Dreibunde durch das von England und Frankreich protegierte und durch Vertrag ermöglichte Tripolisabenteuer außerordentlich erschwert worden ist, so arbeitet der englische Botschafter in Wien, wie man auf Grund der von ihm nicht getanen Äußerungen folgern kann, gewiß höchst eifrig an der Trennung Österreichs und Deutschlands und an der Sprengung des Dreibundes, der seit seinem Bestehen Europa den Frieden erhalten hat. Und die englische, im Sommer 1911 klar zutage tretende offizielle Politik ist nur der Exponent dieser schwerer zu erkennenden Minierarbeit, wie beiden als Fundament die Arbeit jenes Teiles der englischen Presse dient, deren Devise ist: Ceterum censeo, Germaniam esse delendam, und die im November noch frohlockend Artikel veröffentlichte unter der Überschrift „The Knell of the Triple Alliance“*); als ob das Totenglöcklein der Triple-Alliance nicht der Wiederbeginn europäischer Kriege sein würde.

*) In der angesehenen Fortnightly Review. Und das ist nur ein Beispiel von vielen.

England stellte sich gegen Deutschland in Algeciras; es half, als es galt, bei Gelegenheit der Einverleibung von Bosnien und der Herzegowina diesen Zwischenfall zu einer gefahrvollen Krisis für den Dreibund zu steigern; es führte mit seiner Politik im Sommer 1911 Europa unmittelbar an den Abgrund eines Krieges oder Deutschland an den Abgrund einer schweren politischen Demütigung.

Agadir und unser Schweigen — an sich diplomatische Zwischenfälle ohne entscheidendes Gewicht, konnten zu dem Steinchen werden, das eine schreckensvolle Lawine loslöst, weil seit Jahren und Jahren der europäische Boden unterminiert und, wie wir mit Trauer erkennen müssen, für eine Katastrophe vorbereitet ist.

Warum an diesen Wunden kratzen? Verhüllen wir sie, in der Hoffnung, daß sie heilen werden.

Diese Hoffnung hegten in großer Anzahl Engländer und Deutsche — auch ich selbst — und unter ihnen Männer mit den besten Namen. Man versicherte sich gegenseitig, daß nur Intriganten und Narren und ein kleiner Kreis von Chauvinisten die beiden großen Kulturnationen aneinanderhetzen wollten. Man gab diese ehrlichen und schönen Versicherungen ab bei ernster Zwiesprache und in weit hinaushallenden Toasten und wir, — wohlmeinende Engländer und Deutsche, — müssen uns eingestehen, diese Mittel haben nicht den geringsten Erfolg gezeitigt. Im Gegenteil: Jede nachfolgende Krisis nahm an bösartiger Schärfe zu. Wir haben uns hüben und drüben in der Diagnose getäuscht, und wir haben eine unzweckmäßige Behandlung angewandt.

Es gibt Chauvinisten; es gibt Intriganten; es gibt Sensationshascher; es gibt unzufriedene Kaufleute, die die Konkurrenten sogleich mit Kanonen zusammenschießen möchten, überall. Mit diesen untergeordneten Gegnern könnte man fertig werden. Aber es gibt außerdem im Vereinigten Königreich eine *ernste*, überaus energisch arbeitende politische Richtung, die über einen Teil auch der angesehenen einflußreichen Presse verfügt, die die stärkste Unterstützung in dem englischen diplomatischen Dienst findet und die im Kabinet bei entscheidendem Anlaß wiederholt Verständnis gefunden hat; diese Richtung betrachtet die Existenz eines deutschen Reiches, wie es ist, als eine Gefahr für England.

Wir sind gewiß keine politischen Engel, aber das deutsche Reich hat vierzig Jahre den Frieden bewahrt, und man kann nicht behaupten und vor allem nicht beweisen, daß Deutschland je den Versuch gemacht hat, England in einem Lebensinteresse schwer zu schädigen. Und da man

diesen Beweis nicht erbringen kann, so statt seiner die alberne Erfindung von einem geplanten und gänzlich unmöglichen Überfall Englands durch die deutsche Flotte.

Es hat die Situation eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der Spannung zwischen Frankreich und Preußen-Deutschland nach dem Jahre 1866. Die Franzosen wähnten, daß sie die Einigung Deutschlands aus französischem Patriotismus unter allen Umständen verhindern müßten. Hatten sie recht? Und ernste patriotische Engländer wähnen, daß sie zum Besten des Vereinigten Königreiches jeglicher, selbst der friedlichen, legitimen Entfaltung Deutschlands hemmend in den Weg treten und, wenn es ginge, unsere Blüte gewaltsam knicken sollten. Haben sie recht? Das ist eine Frage, die vom Standpunkte der Kultur wie vom Standpunkt kaltrechnender Politik aus unter Engländern zum Austrag gebracht werden muß.

Aber daß so das Problem beschaffen ist, das zwischen England und Deutschland sich auftürmt, dies sollte man hüben und drüben erkennen. Wir, die wir das Vereinigte Königreich lieben als große Kulturmacht und als ein leuchtendes Vorbild freiheitlicher Staatsentwickelung, wir rücken die Kontroverse ins hellste Licht — gewiß nicht, damit die Abneigung gegen England geschürt werde, sondern damit wir eine Politik größter Vorsicht in so gespannter Lage betreiben und doch zugleich bereit sind, jeden *ernsten* und vor allem *greifbaren* Beweis für eine Änderung der offiziellen englischen Politik gebührend zu beachten ...

In unserer Zeit der Demokratie sind Kabinetskriege — natürlich — unmöglich, so herrlich weit haben wir es gebracht. Aber wenn das Wesen der Kabinetskriege darin besteht, daß die Völker den Ursachen des Zerwürfnisses kenntnislos oder sie auf das schärfste verurteilend gegenüberstehen — und ich glaube auch heute, daß die Masse der Engländer und der Deutschen so die abgelaufene Krisis beurteilen —, dann freilich hatten wir im Sommer des Jahres 1911 einen sehr ernsten Kabinetskrieg, fast begleitet vom grausigen Echo der Breitseiten und der Batterien. Ein Unterschied bleibt jedoch gegenüber jenen Kabinetskriegen der Vergangenheit, auf die wir voll berechtigten Hochmuts herabblicken. Wenn nicht die breite Masse des demokratischen Volkes, so muß doch wenigstens ein um so einflußreicherer Bruchteil der Nation hinter dem zum Äußersten entschlossenen Ministerium stehen, und auch das genügt nicht. Der neuen Zeit muß die fernere Konzession gemacht werden, daß dieser Bruchteil die beste Waffe der Demokratie, die Presse, mit höchster Geschicklichkeit für seine Zwecke zu handhaben versteht.

Können wir sehr stolz auf diesen Fortschritt sein?

Das war ein schwüler Sommer im Jahre 1911, als wir den Kabinetskrieg durchlebten, und einen bösen Schatten werfen die Ereignisse in das Jahr 1912 hinein.

War es in Wirklichkeit der letzte, glücklicherweise unblutige Kabinetskrieg? Nur dann, wenn die Völker und Parlamente es lernen, kühl und klug auch die Fragen der auswärtigen Politik zu betrachten.

Wählt man als Maßstab für die Hoffnungen, die wir berechtigter Weise hegen können, die Urteilsfähigkeit der englischen, politisch so fortgeschrittenen Nation, dann scheint es, nahe sind wir jenem Ziele nicht.

Berlin, den 12. Dezember 1911.

Dr. Bernhard Dernburg
Staats- und Wirtschaftsaufgaben im neuen Kongo

Nur langsam und zögernd ist Deutschland an eine koloniale Ausdehnung geschritten. Der „starke Wille der Nation", der eine darauf bedachte Regierung nach Bismarck tragen müßte, fand sich nur in sehr beschränkten Kreisen. Die Überzeugung von der Wichtigkeit und Wirtschaftlichkeit einer verständigen Kolonialpolitik hat beinahe zwanzig Jahre gebraucht, um in die Masse des Volkes einzudringen, und da der nötige Schwung fehlte, so waren auch die Mittel, welche den Kolonien zur Verfügung gestellt wurden, gering, und zu wirklich durchgreifenden Methoden hat man sich schwer entschlossen. Da kam der Aufstand in Südwestafrika mit seinen ungeheuren Opfern an Menschen und seiner heute noch schwer fühlbaren Belastung mit Kosten, und das hierdurch für die Kolonien entstandene Interesse gab mir Gelegenheit, der Nation zu zeigen, wie denn unsere bisherige Kolonialarbeit keineswegs vergeblich gewesen sei, und wie sie nur an Fehlern kranke, die in Zukunft vermieden werden müßten. Der Stimmungsaufschwung, den die Ereignisse von 1906 herbeiführten, hat dann zu großen Bewilligungen für die Kolonien geführt, mit dem Resultat, daß heute Deutschland die billigste und zweckmäßigst verwaltete Kolonialwirtschaft besitzt. Gleichzeitig verflogen alle jene Nachtgespenster, mit denen die Kanoniere der Kolonialskandale das deutsche Volk beständig in Atem hielten. Die Eingeborenenpolitik, welche wir einschlugen, das System der werbenden Anlagen unter einer getrennten Anleihewirtschaft hat uns nunmehr nahezu sechs Jahre vollständiger Ruhe in unseren Kolonialgebieten gegeben und das Volk, zumal nicht eine einzige, nicht sofort bestrafte Ausschreitung gegen die Eingeborenen vorgekommen ist, auch moralisch über die Führung der Geschäfte der Kolonialverwaltung beruhigt. Geschädigt hat unsere Kolonialpolitik nur das Treiben, welches gegen kapitalistische

Betätigung, das sogenannte Großkapital, unter Behauptung unzulässiger Begünstigung angestellt wurde und das selbstverständlich zusammenbrechen mußte, weil nicht eine einzige der dabei aufgestellten Behauptungen sich als zutreffend erwies. Aber wie ich damals leider voraussagen mußte, ist das deutsche Kapital hinsichtlich kolonialer Unternehmungen vergrämt worden und bis auf den heutigen Tag vergrämt geblieben.

Nun haben wir von den Franzosen ein erhebliches Stück Zentralafrika neu erworben. Die Kritik, die diese Erwerbung erfahren hat, ist beinahe nirgends freundlich gewesen. Aber mit Kritik wird nichts entwickelt. Wir haben diesen neuen Besitz, er ist in unsere Familie aufgenommen wie ein nicht sehr willkommner Schwiegersohn, aber er gehört zu uns und wir können ihn nicht anders stellen, als unsere übrigen Kinder. Die Reichsregierung steht auf dem Standpunkt, daß die Kritik der Erwerbung nicht berechtigt sei. Man wird ihr zugeben müssen, daß ähnliches, wie jetzt über den Kongo gesagt worden ist, früher mehr oder weniger über alle unsere Kolonien gesagt wurde. Jedenfalls erfordert es unser Ruf als kolonisierende Nation, dessen Entstehen zu verhindern und den herabzuwürdigen wir selbst soviel getan haben, daß wir nun ohne Weiteres und ohne rückschauende Betrachtung uns des Gegenstandes mit aller Kraft bemächtigen und versuchen, daraus zu machen, was zu machen ist.

Wie soll das geschehen? Negativ ausgedrückt lautet die Antwort: indem wir alle die Fehler vermeiden, die uns unsere bisherige Erfahrung als solche erkenntlich gemacht hat, und die ich eingangs in kurzen Sätzen zusammengefaßt habe.

Positiv lautet sie wie folgt: Wir dürfen nichts endgültig entscheiden bei der Übernahme, ehe wir nicht wissen, was ist. Wie sieht das Land aus, welches wir bekommen, geographisch, ethnographisch? Wie wird es verwaltet? Was kann von den Eingeborenen, was kann von den im Land tätigen Gesellschaften wirtschaftlich und fiskalisch erwartet werden?

Es ist also nötig, durch mehrere mit nicht zu knappen Mitteln auszurüstende, mit wissenschaftlichem und administrativem Personal hinreichend zu versehende Expeditionen zunächst ein klares Bild der Situation zu gewinnen, und die Expeditionen können alsbald nach Ratifikation der Verträge, sowohl auf dem Wasserwege des Kongo und Ubangi von der See her, als auch auf dem Ssanga und Benue und durch das

Gebiet der Südkamerun-Gesellschaft aus dem alten Kamerun her ihre Arbeit beginnen. Das Kolonialwirtschaftliche Komitee hat eine Wasserexpedition bereits beschlossen und die Mittel bereit gestellt. Der erforderliche Apparat für Landexpeditionen ist in unserm Schutzgebiet vorhanden oder binnen kurzem leicht zu ergänzen. Das Wichtigste hierbei ist, darüber ins klare zu kommen, welche Grenzen das neue Gebiet haben muß.

Der Vertrag läßt der Grenzbestimmung einen weiten Spielraum und verlangt nur, daß an Wert nicht mehr abgetreten wird, als durch das deutsch-französische Abkommen in Aussicht genommen ist. Natürliche Grenzen müssen festgehalten werden, im Interesse beider Teile. Mit Recht bemängelt sowohl die französische Wissenschaft und koloniale Presse, wie die deutschen Sachkenner die im Vertrag festgelegten Linien. Möchten sie nicht vergessen, daß solche in Europa festgelegten Grenzen besonders bei dem unvollkommnen Kartenmaterial nie einwandfrei ausfallen können und daß die Unterhändler sich dessen wohl bewußt waren . . Zu erstreben sind Bergkämme, Talwege, evtl. leicht übersichtliche Defileen und zu beachten ist das Zusammenbleiben zusammengehöriger Eingeborenenstämme, das Zusammenbleiben von Stamm und Markt, Wohnsitz und Erwerbsgebiet. Zu beachten ist auch, daß wirtschaftliche Einheiten, also z. B. erteilte Konzessionen nicht unnötig zerschnitten und unwirtschaftlich zwischen Deutschland und Frankreich abgeteilt werden. Zu beachten sind ferner die Kosten der Festlegung der Grenzen. Natürliche Grenzen kosten so gut wie nichts und ihre Festlegung ist in kurzer Zeit vorzunehmen, d. h. führt schleunig aus einem unerwünschten Provisorium zu einem definitiven Zustand. Unnatürliche Grenzen kosten, weil sie in sehr kurzen Intervallen versteint werden müssen, vielerlei astronomische Beobachtungen zu machen sind, viele Buscharbeit zu tun ist, Jahre und Millionen in der Festlegung, außerordentliche Summen in der Unterhaltung in einem Land des Sumpfes und Urwaldes. Was für Frankreich eine gute Grenze ist, ist es auch für Deutschland, denn die Grenzen richten sich nicht gegen den Nachbarn, sondern gegen die beiderseitigen Eingeborenen und eine von dem Geist der internationalen Solidarität in kolonialen Fragen getragene Verwaltung sollte keine Schwierigkeiten finden, auch dann, wenn es sich um größere Grenzregulierungen handelt.

Ungünstig für beide Nationen ist die Südgrenze, weil sie die Gebirgsläufe ebenso wie die Flußläufe in Winkel schneidet. Ungünstig ist der Kongo- wie der Ubangi-Zipfel, weil sie die zu bewachende Grenze

außerordentlich verlängern und dadurch das Übertreten von kriegerischen Eingeborenenstämmen, den Schmuggel von Waren, Schnaps und Waffen erleichtern und an sich wirtschaftlich keinen Wert haben. Beide Nationen werden ein Interesse daran haben, diese beiden Blinddärme schleunigst in der einen oder andern Weise verschwinden zu lassen. Politische Erwägungen werden dadurch nicht verletzt werden. Im Gegenteil, es werden Reibungsflächen vermieden werden, die mit Frankreich entstehen müssen, und Verstimmungen beseitigt, die in Belgien, meines Erachtens unberechtigterweise, entstanden sind. Wenn es für Deutschland wichtig ist, bei einer etwaigen Veränderung des Besitzstandes des Kongostaats mitsprechen zu können, so hat Deutschland als Macht, welche den Kongovertrag unterzeichnet und welche den neuen Besitzstand Belgiens anerkannt hat und auf Grund des betreffenden Paragraphen des deutsch-französischen Abkommens dazu unzweifelhaft ein Recht. Dieses Recht wird ihm nie bestritten werden, solange es die Macht hat, es auch zur Anerkennung zu bringen, andernfalls werden ihm auch 12 Kilometer Front am Kongo nichts nutzen.

Festzustellen ist ferner, daß die Grenze der Talweg ist. Die neuen Karten in französischen Zeitschriften zeichnen die Inseln, welche der deutschen Zipfelspitze vorliegen, als französisch bleibend. Das führt zu Unmöglichkeiten. Die Definition ist aber nötig, weil das internationale Recht keineswegs den Talweg ohne Weiteres als natürliche Grenze ansieht, wie er auch zwischen Deutsch-Südwestafrika und der Kapkolonie, Kamerun und Nigerien nicht die Grenze bildet. Wirtschaftlich können diese Zipfel ersetzt werden durch geeignete Eisenbahnbauten, deren Bedingungen dieser Vertrag festsetzt. Diese Eisenbahnbauten müssen alsbald ins Auge gefaßt werden. Daß wir in Südwestafrika keine Eisenbahnen hatten, hat uns eine halbe Milliarde Mark gekostet. Daß wir seit sechs Jahren Ruhe in unsern Schutzgebieten haben, ist die Folge unserer Bahnpolitik in Verbindung mit der Eingeborenenpolitik. Für Eisenbahnen ist es nie zu früh. Der Eingeborene kann nicht steuern, wenn er nicht verkaufen kann, und wenn aus einem kolonialen Lande nur sehr hochwertige Waren herauskommen, ist es nicht etwa der Beweis, daß nichts anderes darin gezogen werden kann, sondern nur der Beweis, daß durch Mangel von Verkehrswegen nichts anderes herausgebracht werden kann. Bahnen sparen Truppen, sie sind das Weltbeherrschungsmittel kultureller Art. In der Vergangenheit haben wir erst die Aufstände gehabt, dann die Truppen hingeschickt und Blut und Geld ver-

loren, und schließlich Bahnen gebaut. Hier können wir die beiden ersten Phasen vermutlich ganz vermeiden. Dazu gehört natürlich Geld. Aber ebensowenig, wie man von einer Fabrik verlangen kann, daß sie rentiere, ehe sie gebaut wird, kann man von einer Kolonie verlangen, daß sie Verzinsung einer Eisenbahn erbringt, ehe sie sie hat. Der Grundsatz: „keine Ausgabe ohne Deckung" ist vortrefflich bei unwerbenden Sachen. Werbende Sachen, das liegt schon im Wort, werben ihre Rente selbst, und wer die Deckung im voraus verlangt, sucht sie doppelt. Bis die Grenzen nicht festliegen, kann die Verwaltung nur provisorisch arbeiten, also auch nur auf Grund eines Pauschales, welches nicht zu knapp bemessen werden darf.

Wichtig ist vor allem für die Entwickelung eines tropischen Landes, wo der Weiße mit der Hand nicht arbeiten kann aus klimatischen und sozialen Rücksichten, daß die Eingeborenen erhalten werden. Im Kongo sind sie stark bedroht. Kein Mittel und keine Mittel sind groß genug, um diesen Zustand zu ändern, und zwar mit aller Kraft von vornherein. Die Sseesse-Inseln im Viktoria Nyansa sind in wenig Jahren absolut ausgestorben. Sie sind dadurch wirtschaftlich wertlos geworden und bleiben eine Gefahr für die Umgegend. So arbeitet die Schlafkrankheit. Wir sind es unserm eigenen wissenschaftlichen Ruf, den wirtschaftlichen Rücksichten auf die Kolonien und der Zukunft des Landes schuldig, daß wir diese Krankheit bekämpfen. Erstes Mittel der Arzt, zweites Mittel die Verkehrswege.

Das Land ist größtenteils aufgeteilt an Konzessionsgesellschaften. Deren Status muß geregelt werden, ehe deutsches Kapital sich an denselben beteiligen soll. Die Grenzen, die der Wirksamkeit dieser Unternehmungen gezogen sind, sind die Kongoakte, die Konzessionen und die Konventionen vom Jahre 1910. Innerhalb dieser müssen wir alle Animosität, die sich ja schon hier und da geltend gemacht hat, zurückstellen und Vertrauen zu der Rechtspflege des Deutschen Reiches erwerben. Die Gesellschaften sind bisher die einzigen Wirtschaftsunternehmungen des Kongo. Ihr tatsächlich aufgewendetes Kapital ist beträchtlich. Jeder unberechtigte Schnitt schneidet in unsere eigenen wirtschaftlichen Nerven. Aber auch deutsches Kapital kann in den Kongo gehen. Schwierigkeiten von den französischen Gesellschaften, Plantagenland usw. zu erwerben, wird man nicht erwarten dürfen, denn daß noch Plantagen entstehen, ist zweifellos ein öffentliches Interesse. Aus Gründen öffentlichen Interesses sind die Gesellschaften aber genötigt, Ländereien abzu-

geben. Nur durch Kapital kann ein solches Land erschlossen werden. Weiße Siedlung ist ausgeschlossen, andere Wege existieren nicht.

Vielleicht kommt die Regierung zu der Überzeugung, daß die Mittel, die sie bisher ausgeworfen hat, für den Zweck nicht reichen. Sie hat ihre These zu beweisen, daß dieses Land nicht wertlos ist, sondern daß etwas daraus gemacht werden kann. Sie wird dazu bereit sein, ihre bisherige Erkenntnis zu korrigieren. Die Nation aber hat ein Interesse daran, darauf zu bestehen, daß die alten Fehler, mangelnde Erkenntnis, mangelnde Verkehrswege, mangelnde Mittel nicht wiederholt werden, und sie muß mit der größten Energie darauf wirken, daß diese Mittel nicht versagt werden.

Wir wissen noch sehr wenig vom Kongo. Viele ziehen daraus den Schluß, daß da nichts sein könne. Ich ziehe daraus den Schluß, daß jedes Urteil verfrüht ist. Meine Erfahrung beweist mir (vide: die Diamanten in der Namib), daß in den Kolonien alles immer anders kommt. Wir wollen nicht optimistisch sein, aber wir wollen mutig sein und selbstbewußt, wie wir es in kolonialen Dingen zu sein ein Recht haben, und vor allen Dingen die koloniale Kunst an dem neuen Kongo nach den Erfahrungen ausüben, die wir wahrhaftig teuer genug erkauft haben.

Prof. Dr. Hermann Vambéry: Das unglückliche Persien

Als Nassrul Mulk, der heutige Regent Persiens, im Jahre 1901 in Begleitung des Königs Mozaffar-ed-din einige Tage sich in Budapest aufhielt und mich mehrere Male besuchte, da konnte es ihm auch nicht im entferntesten einfallen, daß sein durch lange Tyrannei und Despotismus zugrund gerichtetes Vaterland als ein konstitutionelles Land sich entpuppen und daß er daselbst die Rolle eines Reichsverwesers bekleiden wird. Zu beneiden ist der hochgebildete Abulkassim Chan (denn dies ist sein eigentlicher Name, der früher erwähnte ist sein Titel) keinesfalls. Wie ich seinen Reden entnommen, hat seine Erziehung in Oxford, wo er Lord Curzon und Sir Edward Grey zu seinen Schulkollegen gezählt, ihn mehr zum Engländer als zum Perser herangebildet, und in der Verschiedenheit zwischen den Weltanschauungen beider Völker liegt wohl auch der Hauptgrund des zwischen ihm und dem Medschliß (Parlament) bestehenden Zwiespaltes. Er hat den unmündigen Schah Ahmed und das noch mehr unmündige Parlament zu überwachen, und zwar in einer solch kritischen Periode, die man außerhalb Persiens sich gar nicht vorstellen kann. Von Ordnung war und ist keine Spur zu finden, Gesetze hat es in diesem unglücklichen Lande nie gegeben, und Geldmittel, die ehedem ausschließlich in die Säckel des Schahs flossen, sollte nun Herr Morgan Shuster, der aus Amerika geborgte Schatzmeister, herzaubern. Unter solchen und noch viel andern Schwierigkeiten wurde die vielversprechende Ära der Konstitution inauguriert. Konstitution und Freiheit in einem Lande, wo man diese Worte nie gehört und nicht verstanden, haben allerdings bei den Kennern moslimisch-asiatischer Verhältnisse die größte Überraschung hervorgerufen, und die Ersprießlichkeit dieser Neuerung ist auch an vielen Orten bezweifelt worden. Doch mit Unrecht. Alle, die mit Land und Leuten in Persien vertraut waren, die den nationalen Geist des Perservolkes gekannt, waren dessen so ziemlich sicher, daß diese auffallend scheinende

Neuerung hier auf fruchtbaren Boden fallen kann, denn der rege Geist der Perser und ihr Patriotismus stand von jeher im ganzen moslimischen Osten unvergleichlich da. Trotzdem die Ära der Vorbereitung zum Übergang vom wilden Absolutismus zum Regime der Freiheit hier nicht so lange gedauert wie in der Türkei, so hat sich doch in erstaunlich kurzer Zeit gezeigt, daß diese Neuerung aus dem fernen Westen hier rasch Verbreitung gefunden und daß zwei Jahre hinreichend waren, um die Begriffe Konstitution, Parlament, Demokratie usw. ganz geläufig zu machen. Ja, Persien ist nicht nur die älteste Monarchie der Welt, sondern auch der Sitz einer alten Kultur, deren Erinnerung den Einwohnern in Fleisch und Blut gedrungen und wo die geistigen Errungenschaften fremder Völker leicht Eingang finden.

Das Unglück des Landes bestand eben in seiner Nachbarschaft mit solchen Staaten, denen Grenzerweiterung und Ländererwerb mehr am Herzen lag als die Verbreitung der europäischen Kultur und die Aufklärung der Menschheit im allgemeinen. Rußland, das schon zur Zeit Peters des Großen nach persischem Gebiet die Hand ausgestreckt, hat im Laufe der Zeit der Kejjansmütze, wie die Krone Persiens genannt wird, mehr als einen Juwel abgenommen, und nachdem der russische Adler in den turkestanischen Chanaten sich festgesetzt und den räuberischen Turkomanen den Garaus gemacht, da mußte notgedrungen seine unmittelbare Nachbarschaft an dem Nordrande Irans, am Araxes und im Süden des Kaspisees sich um so fühlbarer machen, und am Hofe der Kadscharen in Teheran hatte man stets die schwarzen Wolken im Norden mit der größten Angst beobachtet. So oft ich mit Mozaffar-ed-din Schah, dem Vater des Exschah Mohammed Ali, von der Zukunft seines Landes sprach und der Beziehungen zum Ausland Erwähnung tat, hatte seine Miene sich sofort verändert, und nur in seinem Plane bezüglich der Verleihung einer Konstitution fand er einige Aufheiterung. Der schwache, aber gute Schah hatte sich aber in seiner Rechnung geirrt. Rußland ist nicht der Staat, wo freiheitliche Institutionen einen guten Eindruck machen, und das konstitutionelle Persien war ihm auch schon deshalb viel mehr verhaßt als die frühere despotische Regierung, weil es vom erwachten Nationalgefühl bei der Realisierung seiner alten Pläne größeren Widerstand erwartete. Die russische Gegnerschaft gegen das freiheitliche Persien war daher offenkundig, und weil man der alten Rivalität mit England Rechnung tragen mußte, so blieb nichts anderes übrig, als mit diesem Gegner sich zu verständigen und das Wohlwollen mit dem Preis eines unbedeutenden und wertlosen Stück Landes sich zu erkaufen. Auf diese Weise ist das englisch-russische Übereinkommen von 1907 zustande

gekommen, bei welchem es sich einstweilen nicht um Eroberungen, sondern um Einteilung von Interessensphären gehandelt, laut welchem den Russen der größte, bedeutendste und in jeder Beziehung wichtigste Teil Irans zufällt, während Großbritannien mit dem südwestlichen Winkel Persiens, einem wüsten, unfruchtbaren Stück Landes sich zufrieden stellen muß. Zukünftiger Pläne bedacht, hat Rußland auch ein Stück neutrales Gebiet zurückgelassen, um sich desselben später zu bemächtigen und auf demselben zum Persischen Golf gelangend das lang ersehnte Ziel einer offenen Straße zum warmen Meere erreichen zu können.

Dem uneingeweihten Auge stellt sich diese Abmachung in einer ganz gefälligen Form dar, zumalen der Grundgedanke dieser Vereinbarung auf der Integrität Persiens beruhen soll und daß keiner der Kontrahenten an eine Besitzergreifung denken darf und soll. Das klingt wohl recht schön, doch fragt sich vor allem, wo in der Welt haben die Russen sich mit Interessensphären begnügt, ohne faktische Besitzergreifung ins Auge zu fassen, und wie stellt sich England den Schutz Indiens vor, nachdem sein Rivale in Besitz des größten Teiles Persiens gelangt und der Persische Golf wohl bald darauf von russischen Kriegsschiffen überfüllt sein wird? Es mag ja Leute geben, die den Briten eine so arge Selbsttäuschung zumuten, Schreiber dieser Zeilen gehört aber nicht zu denselben. Nach genauer Prüfung des eigentlichen Sachverhaltes wird es klar, daß die Annäherung zwischen dem Walfische und Elefanten eine erzwungene gewesen ist und daß hier hauptsächlich der herannahende Schatten eines dritten Faktors, d. h. Deutschland, den Ausschlag gegeben hat. Wie die neueste Gestaltung der Dinge in Persien zeigt, war diese Kombination ungerechtfertigt. Deutschlands Politik in Persien zeichnet sich durch Klugheit und Mäßigung aus, und wenn es gleich mit seinen Schullehrern in Teheran Erfolge erzielt, so will man in Berlin von den innern Angelegenheiten Persiens wenigstens vorderhand sich fern halten. Im Arrangement von Potsdam verfolgt Deutschland rein wirtschaftliche Ziele, und die von den Russen erlangten Konzessionen können in der englischen Politik schädlich werden. Mit einem Worte, das englisch-russische Übereinkommen hat die Differenzen zwischen den beiden Großmächten nicht nur nicht ausgeglichen, sondern geradezu noch verschärft, und so wie die gewaltsam unterdrückte Flamme um so heftiger brennt, ebenso wütet die verborgene Feindschaft zwischen den beiden Rivalen in der Neuzeit ununterbrochen fort, trotz all der scheinbaren offiziellen Kundgebungen von einem angeblichen Einvernehmen und friedfertigen Absichten. Trotz all den entgegengesetzten Behauptungen

Sir Edward Greys, die von einem ungeschwächten, friedfertigen Einvernehmen zwischen den beiden Staaten sprechen, mag es wohl wenig Politiker geben, am allerwenigsten aber in England, die in diese Versicherungen ihr Vertrauen setzen.

Am ärgsten kommen bei diesem diplomatischen Komödienspiele die Perser fort. Es ist kein Geheimnis, daß unsere Kabinette am freiheitlichen Erwachen der asiatischen Völker keine besondere Freude haben, aus dem ganz einfachen Grunde, weil der status quo ante ihren Expansionsgelüsten mehr zuträglich gewesen. Aber sie glauben auch nicht an die Echtheit dieser Bestrebungen seitens der orientalischen Völker, trotzdem Japan uns ganz handgreifliche Beweise gegeben. Nun, was Persien anbelangt, ist dieser Zweifel ganz ungerechtfertigt. Natürliche geistige Begabung, ein stark entwickeltes Nationalgefühl und unerhörte Leiden einer despotischen Vergangenheit haben hier das heiße Verlangen nach Gesetzlichkeit und Freiheit schon längst hervorgerufen, und schon vor einem halben Jahrhundert hat Schreiber dieser Zeilen in seinem Verkehr mit den gebildeten Ständen Spuren dieses verborgenen Feuers entdeckt. Merkwürdig genug, war es die Geistlichkeit, diese sonst sehr fanatischen Repräsentanten der Schiitenwelt, die den freiheitlichen Bestrebungen diesmal Vorschub geleistet und das in Persien exotische Wort „Konstitution" eingeführt. Der früh verstorbene Seid Abdullah Behbani hat hierin ganz Außerordentliches geleistet. Genug, denn Konstitution und Parlament sind gar bald zu nationalen Schlagwörtern geworden, und dort, wo man sich ehedem nicht getraut hat, dem König ins Gesicht zu sehen — da man fürchtete: vom Glanz der Majestät blind zu werden — dort haben freiheitliche Komitees dem König die allerunliebsamsten Bemerkungen gemacht und ihn so behandelt, als wenn der ehemalige Glanzpunkt der Welt, wie der Schah genannt wurde, zu einem sterblichen Untertan geworden wäre. Orientalische Fürsten, wie Abdul Hamid und Mohammed Ali, haben in diese Veränderungen sich nur schwer fügen können, und während ersterer in der Villa Alatini in Salonichi über die Vergänglichkeit irdischer Größe nachdenken kann, hat letzterer eine Zeitlang in Odessa und später in Baden bei Wien auf Mittel gesonnen, um sich in den Besitz der in Verlust geratenen Krone wieder setzen zu können. Abdul Hamid war nicht so glücklich wie sein Schicksalsgenosse Mohammed Ali, denn dieser hatte noch als Thronfolger und Gouverneur von Azerbaidschan sich die Sympathien Rußlands erworben. Russisch war die einzige europäische Sprache (?), die er erlernte, und sein vertrauter Ratgeber war ein russischer Jude, allerdings ein Karait,

namens Schapschal, ein späterer Kandidat des Oberrabbinats der Karaiten, in Tschufutkale, der ihn auf dem Wege nach dem Norden geleitet, und tatsächlich ist er auch zum russischen Günstling und Protégé geworden. Mit dem Schutze des Weißen Padischah an der Newa — ist wohl alles möglich. Der Ex-Schah ist nach mannigfachen Irrfahrten wieder in Persien eingetroffen und hat mit dem Inhalt seiner Waffenladungen, die, zur Irreführung der Zollbeamten, die Aufschrift Hunyadi János — Mineralwasser führten, und mit Unterstützung der Turkomanen ein kleines Heer zusammengestellt, um die liberale Regierung Persiens anzugreifen und seinen eigenen Sohn vom Throne zu stürzen.

Es ist selbstverständlich, daß Rußland den Ex-Schah amtlich vollständig desavouierte und jedwede Konnivenz mit diesem Abenteuer in Abrede gestellt hatte. Mit Ausnahme des liberalen Kabinetts an der Themse hatte niemand den russischen Beteuerungen Glauben geschenkt, am allerwenigsten aber in Persien, wo die Regierung sich schnell aufgerafft und trotz des absoluten Geldmangels dennoch Mittel gefunden, um dem Eindringling energisch entgegenzutreten und ihn wiederholte Male aufs Haupt zu schlagen. Mohammed Ali Schah könnte sich heute unverrichteter Dinge wieder nach Odessa zurückziehen und sein dortiges Palais wieder beziehen, wenn der gütige Protektor an der Newa in seiner Weisheit und Herzensgüte nicht anders bestimmt hätte. Daß man in St. Petersburg in der Person Mohammed Ali Schahs das beste Werkzeug zur Begründung des russischen Einflusses und zu einer zukünftigen Ausbreitung in Persien entdeckt hatte, ist leicht begreiflich, man hat daher nie daran gedacht, ihn fallen zu lassen, und während man den Engländern gegenüber seine Unschuld beteuerte und über das Abenteuer sogar den Zornigen und Aufgebrachten spielte, hatte man andererseits im stillen nichts unversäumt gelassen, den Plan des Ex-Schah zu unterstützen, d. h. den Kampf mit der persischen Regierung so lange in die Länge zu ziehen, bis eine passende Gelegenheit sich findet, die Maske abzuwerfen und die unsichere Situation zu klären. Eine solche Gelegenheit hatte sich im Auftreten des früher erwähnten Schatzmeisters Morgan Shuster geboten, der sein Amt ernst nahm, die persischen Finanzen ordnen wollte und ohne Rücksicht auf die Interessen Englands und Rußlands energisch und streng vorging. In seinem an die Times gerichteten Schreiben legt Herr Shuster die Intrigen Rußlands ganz offen dar und beweist, daß seine der übernommenen Pflicht entsprechende Handlungsweise mit dem Vorhaben Rußlands kollidieren mußte. Dieses Schreiben hat die Lage noch verschlimmert, und Rußland

trat mit der Bemerkung hervor, daß die persische Regierung fortan nur solche Ausländer in persischem Dienste anstellen könnte, die von Rußland und England approbiert worden sind. Wie dieser Eingriff in die Autonomie des Perserlandes mit dem Versprechen der Aufrechthaltung der Integrität ausgeglichen werden kann, ist schwer zu begreifen. Es wird auch gewiß an vielen anderen Widersprüchen nicht fehlen, da das englisch-russische Übereinkommen, in den Motiven seines Zustandekommens irrtümlich aufgefaßt, gerade das Gegenteil dessen zeitigen wird, was den Engländern vor den Augen schwebte.

Daß man an der Themse ein aufrichtiges Verständnis mit Rußland angestrebt, um im Besitze des Indischen Kaiserreiches, wo man viele schwere Millionen investiert hat und wo alle Welt die Achillesferse des britischen Weltreiches erblickt, sich sicher zu stellen, das unterliegt keinem Zweifel. Nur fragt es sich: ob der andere kontrahierende Teil ähnliche friedliche Ziele verfolgt und ob sein Zukunftsplan nicht ein weiteres Vordringen nach dem Süden Persiens beabsichtigt, d. h. ein Erreichen der warmen See im Persischen Golfe vor Augen hat? An der Existenz eines solchen verborgenen Planes wird niemand zweifeln, wenn man erwägt, daß der russische Weltverkehr mehr als die Hälfte des Jahres, durch die eisigen Banden des nordischen Himmels gebunden, sich nicht rühren kann. Was man am Bosporus versucht hatte, wozu man vor einigen Jahren eine Eisenbahn durch Ostiran nach Bender Abbas geplant, und was in der Besitzergreifung von Port Arthur vergeblich angestrebt, das soll nun im Persischen Golfe realisiert werden; im Persischen Golfe, von dem Lord Curzon sagte: „Jeder englische Staatsmann, der es zugeben würde, daß hier eine fremde Macht Fuß fasse, muß als Verräter seines Vaterlandes betrachtet werden.“ Auch Lord Lansdowne sagte im Oberhause: „Sollte England am Persischen Golfe angegriffen werden, so werden wir uns mit aller uns zur Verfügung stehenden Macht verteidigen.“ So naiv ist doch wohl niemand, sich einzureden, daß die Politiker an der Newa, im Süden Isfahans ihre Interessensphäre für immer abgegrenzt, durch das im Vertrage offen gelassene neutrale Gebiet hindurch nicht mit Bender Buschir oder gar mit Baßra kokettieren werden? Wenn die englische Diplomatie einer solchen Eventualität durch russische Vertragstreue vorbeugen zu können glaubt, so ist die bittere Lektion der russischen Politik während der Eroberung Turkestans an ihr spurlos vorübergegangen. Rußland kann, darf und wird auch nicht anders handeln, daher sein Einvernehmen mit England zur bittersten Feindschaft zwischen den beiden Rivalen in Asien führen wird.

Ob dies schon in der nächsten Zukunft oder etwa später eintreffen wird, das ist irrelevant und hängt überhaupt von den politischen Konstellationen und Absichten der übrigen europäischen Staaten ab. Uns interessiert vorderhand das Schicksal Persiens, und diesem können wir nicht umhin ein recht trauriges Prognostikon zu stellen. Dieses Land, die älteste Monarchie der Welt, war so unglücklich, infolge seiner inländischen und Europa weniger zugänglichen Lage erst spät vom Einflusse der abendländischen Kultur erreicht zu werden, und als die Türkei schon die erste Phase der Umgestaltung durchgemacht hatte, da herrschte in Persien noch altasiatische Anarchie und grauenhafter Despotismus. Am Hofe, d. h. am Anfang der Regierung Nassr-ed-din Schahs, hatten schwache Versuche moderner Weltanschauung sich geregt. Der jugendliche König trat auf Anraten seines Jugendfreundes Melkom Chan in die in Teheran gegründete Freimauererloge ein, und horrendum dictu der Schah, der Mittelpunkt der Welt und König aller Könige, wurde von den übrigen Brüdern per Du angesprochen. Aus Francmaçon wurde Fermasun und später Feramusch, d. h. Vergessenheit gemacht, indem in der Loge die Sitten und Anschauungen der Außenwelt in Vergessenheit geraten sollten. Aber diese Neuerung, mehr ein Kinderspiel, geriet bald in Verfall, in Persien lösten sich immer mehr und mehr alle Bande der Ordnung und des staatlichen Lebens auf, und in dem Maße, in welchem die allgemeine Verarmung und Gesetzlosigkeit zugenommen hat, im selben Maße begann der ohnehin schwache Bau des politischen Bestandes zu schwanken. Auf die mannigfachen Anleihen mußten selbstverständlich der ominöse Schatten des Nordens und bald darauf auch die Bajonette folgen, die, wie es sich eben jetzt zeigt, den russischen Schützling Mohammed Ali Schah auf den Thron Irans setzen werden, wo man ihn eine Zeitlang am dünnen Faden der vermeinten Unabhängigkeit zappeln lassen wird.

Dieses ist nun um so mehr zu bedauern, da die Perser ganz entschieden das intelligenteste, meist begabte und geistig aufgeweckteste Volk der Islamwelt sind. Dieses mein Urteil stammt nicht von Chardin her, der die Perser les français de l'orient genannt, sondern aus meiner persönlichen Überzeugung und Erfahrung, die ich auf meinen Kreuz- und Querreisen durch das ganze Land gesammelt und die mich dessen überzeugt haben, daß Persien im nahen und mittlern Asien das beste Gebiet einer gedeihlichen Verpflanzung der westlichen Kultur wäre. Was in der Vergangenheit die Geistesheroen Persiens geleistet, das ist zur Genüge bekannt. Persische Kunst, die erst in der Neuzeit bei uns in Europa bewundert wird,

hat weit und breit Kunstwerke ersten Ranges geschaffen, wie uns die Ruinen von Samarkand, Herat, Isfahan und andere Orte erzählen, und was die Regsamkeit und Unternehmungslust der persischen Kaufleute anbelangt, davon überzeugt uns die Tätigkeit persischer Kaufleute in den Bazaren von Konstantinopel, Smyrna, Beirut, Alexandrien, Kairo, Bombay und anderer Orte. Mit einem Worte, es ist jammerschade, daß es gerade diese Fraktion der moslimischen Welt ist, gegen welche die Übermacht des Abendlandes in verheerender Weise sich richtet. Persien ist nicht von nationalen Sonderinteressen zerklüftet wie die Türkei, denn das türkische Element im Azerbaidschan ist infolge des schiitischen Sekteneifers ebenso streng persisch national, wie der Iranier pur-sang, und in der zirka sechs Millionen Einwohnerschaft des Landes herrscht ein politisch-nationales Bewußtsein, das der Regenerierung des Landes gewiß förderlich sein könnte. Möglich, daß unsere Befürchtungen bezüglich der russischen Eroberungspläne vorderhand noch frühzeitig sind, und daß die Okkupationsarmee von Kuzwin und von Täbris aus jetzt noch nicht südlich weiter vordringen wird, doch mit dem englisch-russischen Übereinkommen ist das Schicksal Irans besiegelt, und die älteste Monarchie der Welt wird wohl bald ihren Lebenslauf beendet haben.

Prof. Dr. Julius Wolf:
Die Teuerung und ihre Ursachen

Die Klagen über die Teuerung wollen nicht verstummen. Der alte Reichstag hat seine Debatte darüber gehabt, in welcher der Staatssekretär Dr. Delbrück erklärte, daß die Beschäftigung des Reichskanzlers und besonders des Reichsamtes des Innern „seit Monaten eigentlich durch diese Frage absorbiert worden ist", und bereits wird zu einer Aktion großen Stils gerüstet, die auch den neuen Reichstag mit der Teuerung befassen soll: der Gesamtausschuß des Handelsvertragsvereins hat beschlossen, an das neue Reichsparlament bald nach seiner Eröffnung mit der Bitte heranzutreten, die Regierung zu einer Enquete über Gründe und Umfang der Teuerung zu veranlassen.

Die Teuerung unserer Tage trägt weltwirtschaftlichen Charakter, sie ist in der Kulturwelt allgemein; sie ist jenseits des Atlantischen Ozeans, in den Vereinigten Staaten von Amerika nicht weniger zu Hause wie auf dem „Kontinent, dem alten", was freilich nicht ausschließt, daß sie in den verschiedenen Ländern von sehr verschiedener Stärke ist.

In Europa hat Deutschland mittlere Verhältnisse; am geringsten ist England durch sie betroffen, am stärksten Österreich-Ungarn von ihr heimgesucht. Die Vorzugsstellung Englands erklärt sich daraus, daß die britische Insel vermöge ihrer günstigen geographischen Lage Zufuhren von überallher zu den geringsten Transportkosten empfängt, sowie ihre Grenzen zollfrei dem Auslande öffnet. Deutschland verfügt weder transport-, noch zollpolitisch über die gleiche Gunst der Umstände. In Österreich-Ungarn liegen die Verhältnisse aber besonders schwierig, weil dieser Staat erst in den letzten Jahren aus einem Ausfuhrland landwirtschaftlicher Produkte ein Einfuhrland für solche geworden ist. Das geht ohne Preisrevolutionen nicht ab, die ihren Grund darin haben, daß auf den Märkten des betreffenden Landes alsdann der Auslandspreis nicht mehr minus, sondern plus der Fracht ins Ausland Geltung erlangt.

Man wolle daraufhin die Fleisch- resp. Viehpreise der verschiedenen Länder vergleichen. Von 1900 bis 1910 stieg der Preis für Rindvieh in Berlin um 25, in Budapest um 36 Prozent, für Schweine in Berlin um 32, in Budapest um 56 Prozent. Dagegen hat sich in England der Preis für Rindfleisch im Großhandel in der gleichen Zeit nur um 8 Prozent erhöht, der des Hammelfleisches, das in England eine größere Rolle als Schweinefleisch spielt, ist gar um 3 Prozent zurückgegangen.

Wenn sonach unverkennbar die Preise in England weniger als in Deutschland gestiegen sind, bleibt es dennoch fürs erste eine offene Frage, wo der Konsument besser daran ist. In der Teuerungsdebatte im Deutschen Reichstag wurde bekanntlich von amtlicher Seite mit Nachdruck die Anschauung vertreten, daß die Zollpolitik nicht nur das Leben in Deutschland mit verteuert, sondern auch dem Arbeiter lohnende Arbeit verschafft und ihn kaufkräftig gemacht habe, gegebenenfalls auch für die Waren zu höherem Preise.

Die Statistik bestätigt diese Darstellung, auf die besonders Herr von Bethmann Hollweg Gewicht legte, die aber als „roter Faden" ebenso die Darlegungen des Staatssekretärs des Innern durchzog. Denn während der „Preis des Lebens" (der Masse) in Deutschland eine Steigerung um vielleicht 15 Prozent erfuhr, sind die Geldlöhne im Reiche erwiesenermaßen um zirka 20 Prozent gewachsen. In England war die Entwicklung die umgekehrte: Ein Steigen der Lebenskosten zu allerdings nur der Hälfte bis zwei Dritteln des deutschen Maßes, gleichzeitig aber eine Lohnsteigerung, die dahinter zurückblieb. So konstatiert der Statistiker Webb eine durchschnittliche Hebung der Löhne im Lande von 1900 bis 1907 um nur 1,8 Prozent. Wo sie größer ist, wie in der Textilindustrie, da sind besondere Verhältnisse die Ursache, wie andererseits dort, wo, wie in der Montanindustrie (immer nach Webb), die Löhne sogar zurückgegangen sind!

Unter diesen Umständen begreift es sich, daß auch in England die Teuerung im Mittelpunkt des Interesses steht, ganz wie in Deutschland, wie in Österreich-Ungarn, wie auch in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Über die Ursachen dieser universalen Teuerung gehen die Ansichten weit auseinander. In England setzen Winston Churchill, der in allen Sätteln Gerechte, die Times, der Economist sie mit dem Wachstum der Masse der Geldmittel, im besonderen mit der Steigerung der Goldproduktion, in Zusammenhang. Von dieser Erklärung will dagegen Lexis in

Deutschland, eine erste Autorität des Gebietes, nichts wissen. Auch Yves Guyot in Frankreich, ebenso Siegfried, der frühere Handelsminister daselbst, verwerfen sie.

Man wird in der Tat Mühe haben, sie (unter Berufung auf die schon von Hume entwickelte Quantitätstheorie, wonach ein Mehr an Geld entsprechend höhere Preise bedingt) überzeugend zu machen.

Wohl ist von 1900 auf 1910 die Goldproduktion der Welt von 383 000 auf 685 000 Kilogramm, d. h. um 79 Prozent gestiegen. Aber da im Unterschiede zu den Waren das Geld nicht in den Haushalt eingeht, kommt nicht das Wachstum der jährlichen Goldproduktion, vielmehr nur das Wachstum des (1900 vorhanden gewesenen) Goldbestandes in Betracht. Weiter ist nicht zu vergessen, daß ein großer Teil des Goldes für Luxus- und andere nicht monetäre Zwecke Verwendung findet. Indessen, selbst wenn man alles das in Betracht zieht, ergibt sich immer noch eine Steigerung des monetären Goldvorrats von 1900 auf 1910 um 50 Prozent, nämlich von 20,6 Milliarden im Jahre 1900 auf 30,9 Milliarden in 1910. Das scheint dann „Raum" für eine ansehnliche Steigerung der Preise zu bieten. Dieser gesteigerten Goldmenge steht jedoch eine entsprechende größere Warenmenge auf den Märkten gegenüber. Eug. Varga schätzt die Steigerung der Warenproduktion von 1900 auf 1910 auch auf nicht weniger als 50 Prozent. Wie sehr die Marktumsätze, welche das Geld zu bewältigen hat, gestiegen sind, ergibt sich auch daraus, daß sich die Ein- und Ausfuhren überall mächtig und weit über das Plus der Preise, das etwa 10 Prozent beträgt, gehoben haben, so in England von 1900 auf 1910 im Verhältnis von 100 auf 162/165, in Frankreich von 100 auf 152/162, in Deutschland von 100 gar auf 207/224, in Österreich-Ungarn von 100 auf 195/130. Trotzdem mag ein Teil der Steigerung der Preise auf Rechnung wenn nicht der Geldvermehrung, so der Gelderſparung unserer Tage, die genau so wie eine Geldvermehrung wirkt, zu setzen sein. „Wie viel," läßt sich mit Sicherheit nicht sagen. Gesichert ist nur das eine, daß die Vermehrung der Geldproduktion keinesfalls *ausreicht*, um das Steigen der Preise zu erklären.

Warum auch sollte die Vermehrung des Goldes speziell den Preis von Fleisch, von Kartoffeln, von Gemüse — die bei uns von der letzten Teuerung besonders betroffen erscheinen — gesteigert haben!?

Es liegt nahe, die Witterungsverhältnisse und die Zollpolitik als Erklärungsgründe heranzuziehen. Indessen können und müssen wir,

da auch Länder wie England, wo die Witterung eine befriedigende war und Schutzzölle nicht bestehen, eine Teuerung verzeichnen, und diese Teuerung nicht eine Erscheinung von Monaten oder nur der allerletzten Jahre ist, sondern Lustren zurückgeht, sie mit anderen Erscheinungen in Zusammenhang bringen, die weltwirtschaftlicher Natur sind. Und als solches weltwirtschaftliches Phänomen weist sich dann die Tatsache aus, daß nicht bloß die Ausweitung der heimischen, vielmehr auch die der Weltproduktion Schwierigkeiten begegnet. Im besonderen kommt hier das Gesetz der Kostenvermehrung bei „additioneller Produktion", wie das Gesetz der „technisch-ökonomischen Entwicklungsgrenze" in Frage.

Das erste, in dem für die Landwirtschaft in Betracht kommenden Ausschnitt seit längerem bekannt, besagt, daß zusätzliche Produktion pro Einheit des Produkts ein Mehr an Kosten erfordert. Das Gesetz gilt in Wahrheit über den Bereich der Landwirtschaft hinaus, ist als Teuerungsquelle aber jederzeit vornehmlich in der Landwirtschaft wirksam gewesen. Außer Kraft kann es gesetzt werden bei überreichlicher „Natur", wenn statt „additionelle" Produktion auf bereits angebautem Boden verschiedener Qualität zu suchen, neuer ergiebigerer Boden angebrochen werden kann. Diese Möglichkeit bestand in der Blütezeit der nordamerikanischen Konkurrenz. Jetzt meldet sich auch in Amerika die Knappheit der Natur und kommt in der Steigerung der Bodenpreise überaus drastisch zum Ausdruck. Für zollgeschützte Volkswirtschaften spitzt sich das in Frage stehende Gesetz aber dahin zu, daß wenn sie in ihrem Bereich nicht den ganzen Bedarf der Nation zu mäßigen Kosten aufzubringen vermögen, die aus dem Auslande einzuführende Menge überdies eine Preissteigerung durch die Zölle erfährt. Machen wir die Probe aufs Exempel wieder mit dem Fleisch. Der deutsche Viehbestand auf 100 Einwohner ist trotz wesentlich höherer Preise gewesen:

	1873	1907
Rindvieh	38,1 Stück	33 Stück
Schweine	17,4 „	35,4 „

Daraus erhellt, daß die Produktion von Rindfleisch dem Bedarf nicht zu folgen vermochte. Dazu hätte es noch einer weiteren Steigerung der Preise als bisher bedurft. Übrigens gilt das Gesagte selbstredend auch für die Produktion der Pflanzenstoffe, vor allem auch für das Getreide. Soweit eine Versorgung aus den transozeanischen Produktionsgebieten in Betracht kommt, hätte dieses Plus der Produktionskosten nur durch Herabsetzung der Frachten ganz oder teilweise wettgemacht werden

können. Aber hier stellt sich das Gesetz der technisch-ökonomischen Entwicklungsgrenze in den Weg. Nachdem die Fracht für Weizen von Chicago nach New York bei Benützung von Wasserweg und Bahn von noch 27 Cents pro Bushel in 1873 auf 5 Cents Ende der 90 er Jahre und die Fracht New York—Liverpool von 14 auf 3 Cents zurückgegangen ist, ist ein weiteres beträchtliches Sinken als Ausgleich für das Steigen der Gestehungskosten, bezw. für die sich „vordringlich" meldende Knappheit der „Natur" nicht mehr möglich.

Wäre dem Fortschritt sonach nicht hier eine Grenze gezogen und wäre infolge zunehmender Besiedelung nicht das Gesetz der Kostenvermehrung bei additioneller Produktion auch in Amerika wirksam geworden, stünde also neues bestes Land zur Vermeidung der Kostenvermehrung bei zusätzlicher Produktion nach wie vor für ein „Nichts" zur Verfügung, so wäre der europäische Kontinent auch weiter unter das Wasser der transozeanischen Konkurrenz gesetzt und die Preise wären mäßig geblieben. Aber diese Zeiten sind vorbei. Und darauf, daß dem so ist, haben wir die Teuerung als welt wirtschaftliche Erscheinung zurückzuführen. Dürren spielen nur eine vorübergehende Rolle. Auch die Verlängerung der Golddecke bezw. die Verminderung des Bedarfs nach Gold und Geld kommt, wenn überhaupt, so nur supplementär in Betracht. Die letzten Gründe des Phänomen, inmitten dessen wir stehen, liegen tiefer.

Der Wirksamkeit dieser volks- und weltwirtschaftlichen Zusammenhänge sind wichtige Partien meiner „Nationalökonomie als exakte Wissenschaft" und jetzt wieder in einem demnächst erscheinenden Buche „Die Volkswirtschaft der Gegenwart und Zukunft" gewidmet. Es handelt sich hierbei um Beziehungen, die einmal wohl „außer Kraft" gesetzt, eine Zeitlang in ihrer Wirkung aufgehoben werden konnten, ohne daß Ähnliches, da ein sechster und siebenter Kontinent auf unserm Planeten nicht mehr aufzuschließen ist, für die Zukunft zu erwarten steht. Auch die synthetische Erzeugung unseres Nahrungsbedarfs hat geringe Aussichten. Und so mag bei günstigeren Ernteverhältnissen die Teuerung wieder ein Stück zurücktreten, der Hochpreis durch mäßige Preise abgelöst werden, so mag auch die Teuerung in Ländern des Freihandels minder vehement sich äußern als in solchen des Schutzzolls, „auszuschalten" aus der Weltwirtschaft ist die Teuerung längst nicht mehr, sie ist ein Gesetz unserer „Entwicklung".

Graf Albert Apponyi: Internationale Rechtsbildung

Ist es wohl an der Zeit, heute von Friedensbewegung und Völkerrecht zu reden, angesichts der Dinge, die im Becken des mittelländischen Meeres vor sich gehen, angesichts der Enthüllungen über die nun verschwundene Kriegsgefahr, die, ohne einen für den gewöhnlichen Verstand begreiflichen Grund, drei der größten Kulturvölker und damit die ganze zivilisierte Welt bedrohte? Fast schmerzlicher noch als die Tripolitanischen Ereignisse berührten den Friedensfreund diese Enthüllungen und insbesondere die Spannung zwischen England und Deutschland, für welche der Außenstehende keine Ursache zu finden vermag, als etwa die, daß sie beide groß und mächtig sind und jedes in der Größe und Macht des Andren eine Bedrohung oder einen Gegenstand des Neides sieht. Hatte man auch nicht die Illusion, daß es nie mehr zu Konflikten *wirklicher* Lebensinteressen kommen werde, so dachte man doch, Spannungen *dieser* Art seien überwunden. Soll nun der „Krieg gegen den Krieg" die Flinte ins Korn werfen, weil die Sachen schlimmer stehen, als selbst die Realpolitiker unter den Idealisten (keine contradictio in terminis) hofften und glaubten?

Nein; erst recht nicht. Daß noch mehr Arbeit zu tun ist, als man wähnte, kann nur ein Ansporn zu größerer Anstrengung sein. Demnach begrüße ich mit Freuden die Nachricht von den ersten Vorarbeiten zur dritten Haager Friedenskonferenz, die wie Glockenton in das dumpfe Rollen kriegerischer Warnungsschüsse hineinklingt. So wenig erscheint mir diese Konferenz als ein Paradoxon in unserer bewegten Zeit, ja ebenso ganz besonders erscheint sie mir heute motiviert, wie ich die Errichtung von Schulen, von Spitälern u. s. w.

gerade dort und dann als besonders motiviert betrachte, wo und wann am meisten Unwissenheit, Krankheit und andere Übel herrschen.

Es ist also mehr als je zeitgemäß, sich mit Fragen der nächsten Haager Friedenskonferenz, sowie überhaupt mit der Zukunft und der Bestimmung dieser Konferenzen zu beschäftigen.

Daß ich es gleich heraussage: ich sehe ihre Bestimmung in der Evolution zu einem ständigen Organ systematischer internationaler Rechtsbildung. Indem die letzte Haager Konferenz, freilich noch etwas verklausuliert, den Beschluß faßte, daß diese internationalen Zusammenkünfte fortan auch ohne einen besonderen konkreten Anlaß periodisch und sozusagen automatisch zusammentreten sollten, stellte sie die Fortentwickelung der Institution selbst auf dieses Schienengeleise. Daß dies vielleicht nicht in vollem Bewußtsein der Tragweite eines solchen Entschlusses geschah, tut nichts zur Sache. Gerade jene Initiativen besitzen die größte Bedeutung, die ohne bestimmte Absichtlichkeit, als organische Produkte eines wirklichen Bedürfnisses entstehen; ihnen ist, eben wegen der Realität der Triebkraft, welche sie vorwärts treibt, der Erfolg sicher; während das planmäßig Gewollte oft nur eine individuelle Lieblingsidee vorstellt, deren Schicksal meist baldiges Vergessen ist.

Ich will mich hierüber in Kürze und möglichst deutlich aussprechen.

Es ist vom Beginn an das Schicksal der Haager Konferenzen gewesen, nicht genau jenem konkreten Zwecke zu dienen, zu welchem sie einberufen wurden. Die erste derselben versammelte sich im Jahre 1899 auf Einladung des Kaisers von Rußland, um über die Einschränkung der Rüstungen zu beraten; sie leistete in dieser Richtung gar nichts, schuf aber den internationalen Schiedsgerichtshof und ein ganzes Schiedsgerichts- und Vermittlungsverfahren. Die zweite Konferenz im Jahre 1906 sollte über das obligatorische Schiedsgericht beschließen, brachte es aber — trotz bedeutender Fortschritte — zu keiner Einigung hierüber und schuf statt dessen eine Reihe wichtiger völkerrechtlicher Bestimmungen. Die Fülle der Fragen, die aufgetaucht waren, ohne in einer Tagung gelöst werden zu können, zeitigte der oben erwähnte Beschluß, der, obwohl im allgemeinen wenig beachtet, mir als ein Ergebnis von unberechenbarer Tragweite, als der Ausgangspunkt einer neuen Ära in der Entwickelung des Völkerrechtes erscheint.

Wie ging diese Entwickelung bisher vor sich? Systemlos und

sprungweise. Rechtsbildende Gewohnheit ist die eine seiner Quellen, Verträge, Kongreßbeschlüsse die andre; subsidiär diente auch die wissenschaftliche Doktrin als Rechtsquelle, wenn man es eben wollte.

In der Wissenschaft ist aber das meiste kontrovers, im (internationalen) Gewohnheitsrecht widerspruchsvoll und unbestimmt. Präzise Rechtsbildung finden wir nur als Ergebnis von Verträgen und — mit allgemeiner Geltung — in Kongreßakten. Das Charakteristische dieser Rechtsbildung ist aber ihr Entstehen aus konkreten Anlässen; tauchte eine Schwierigkeit auf, so wurde sie, vor oder nach dem Kriege, auf solche Weise gelöst; es wurden eben jene Rechtssätze aufgestellt, welche auf diese bestimmte Schwierigkeit Bezug hatten, etwa noch auf damit Zusammenhängendes. Ein Rechtssystem aber, welches im allgemeinen die Beziehungen der Staaten zueinander regelt (ich spreche hier wohlgemerkt nur vom internationalen öffentlichen Recht, nicht vom internationalen Privatrecht, noch von den internationalen Unionen), konnte und kann auf diese Weise nicht entstehen. Jene Prävention, jenes Voraussehen und Verhüten von kommenden Übeln, jenes Schaffen von allgemeinen Grundlagen der Rechtssicherheit und des Wohlergehens, welches das Charakteristikon der nationalen gesetzgeberischen Arbeit ist (oder doch sein soll), wurde auf dem Gebiet der internationalen Rechtsbildung kaum je angestrebt.

Es will mir scheinen, daß dies nun anders werden soll.

Der oft erwähnte Haager Beschluß entspringt dem Empfinden eines Bedürfnisses in dieser Richtung. Man arbeitet, vielleicht ohne es zu wissen, auf die Schaffung einer konstanten internationalen gesetzgebenden Gewalt hin. Natürlich geschieht dies unter voller Wahrung des Souveränitäts-Prinzipes; internationales Recht kann nur auf dem Wege des Übereinkommens gebildet werden; aber dies soll fortan nicht sporadisch, nicht post festum, sondern systematisch und präventiv geschehen.

Es ist ja möglich, daß ich irre, daß diese ganze Sache wie so viel anderes Schöne und Ersprießliche in den Initiativen aller Zeiten, im Sande verlaufen wird. Ich glaube das aber nicht, weil die Logik der Entwickelung, deren Zeugen wir sind, dahin drängt.

Das Abgleiten der Haager Konferenzen von ihrem ursprünglich festgesetzten Programme erfolgt überhaupt nach den Gesetzen einer

Logik, welche wirkte, obwohl sie für uns erst nachträglich erkennbar wurde.

Die erste Konferenz kam von der Abrüstungsfrage zur Organisierung der Schiedsgerichtsbarkeit, weil die Schaffung von Mitteln zur Verhinderung der Kriege, der Verminderung der Kriegsmittel gegenüber in der Tat das logische Prius vorstellt. Die zweite Konferenz kam von der Fortbildung der Schiedsgerichtsbarkeit zur Fortbildung des materiellen Rechtes, weil, auch auf internationalem Gebiete, dieses eine logische Voraussetzung des richterlichen Verfahrens ist. Man fühlte das vielleicht nur unbestimmt im Haag: die seitherigen Phasen der Schiedsgerichtsbewegung haben es jedem klar gemacht.

Auch die enthusiastischesten Anhänger der Schiedsgerichtsidee konnten sich nämlich nicht verhehlen, daß die Anwendbarkeit dieser Idee gewissen Beschränkungen unterliegt. Man suchte aber diese Schranke vornehmlich in gewissen völker-psychologischen Momenten, in der vorausgesetzten Abneigung der Völker, vitale Fragen fremdem Einfluß, sei es in Form richterlicher Entscheidung zu unterwerfen. Daher die bekannte Klausel der nationalen Ehre und Lebensinteressen, die, als Ausnahme von der gegenseitigen Verpflichtung, beinahe in allen Schiedsgerichts-Verträgen vorkommt. Der gegenwärtige Präsident der Vereinigten Staaten wollte nun mit dieser Klausel aufräumen; sein Standpunkt ist der, daß eine geläuterte Auffassung der nationalen Ehre und der nationalen Lebensinteressen niemals zum Festhalten am Unrecht führen könne, daher auch Fragen dieser Art ohne Beeinträchtigung echten Nationalstolzes dem unparteiischen Richter anvertraut werden können, weit eher als der zweifelhaften Entscheidung durch die brutale Gewalt. England und Frankreich gingen auf diese radikale Auffassung ein; man jubelte im Lager der Friedensfreunde; in *unserem* Lager, denn ich zähle mich mit Stolz dazu. So haben wir ihn endlich, den universellen Schiedsgerichts-Vertrag ohne Klausel und ohne Schranken! Der Jubel war verfrüht. Es stellt sich heraus, daß, nach Beseitigung jener *ideellen* Schranke, noch eine andre, *reelle, natürliche* übrig bleibt: nämlich die „nicht arbitrablen" Fälle, jene Divergenzen und Konflikte zwischen Nationen, in denen ein Richterspruch kaum denkbar ist, und zwar nicht wegen eines subjektiven Empfindens, sondern wegen des Mangels eines materiellen Rechtssatzes, auf den der Richter sein Urteil bauen könnte. Es ist bekannt, daß in den neuesten anglo-amerikanischen Schiedsgerichts-

Vertrags-Entwürfen eine eigene Instanz vorgesehen ist, um in konkreten Fällen zu entscheiden, ob die Schiedsgerichtsbarkeit, von diesem Standpunkt aus besehen, auf dieselben anwendbar sei oder nicht.

Es ist also ganz klar, daß die Fortentwickelung der internationalen Gerichtsbarkeit von der Fortbildung des materiellen internationalen Rechtes abhängt. Je größer das Gebiet der Beziehungen von Volk zu Volk ist, für welches positive Rechtssätze bestehen, desto mehr erweitert sich die Anwendbarkeit des richterlichen Verfahrens und desto mehr wird es den wirklich judiziellen Charakter erlangen. *Alles* wird auch die fortgeschrittenste internationale Rechtsbildung nicht umfassen können, aber gewiß weit mehr als jetzt, ich möchte sagen: beinahe alles. Mehr kann man aber vernünftigerweise nicht verlangen; handelt es sich ja in allen menschlichen Bestrebungen nur um Approximations-Werte, denen aber keine Grenze der Entwickelung gesetzt ist.

Hat man sich einmal mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß die nächste Phase der Friedens-Evolution sich auf dem Gebiete der systematischen und möglichst umfassenden Fortbildung des materiellen (öffentlichen) Völkerrechtes vollziehen muß, so entsteht die Frage nach der Eignung des einzigen bestehenden Instrumentes internationaler Rechtsbildung, der großen Staatenkongresse, für diese Aufgabe. Die Frage wird kompliziert durch eine Errungenschaft der letzten Zeit, nämlich die Anteilnahme aller großen und kleinen Staaten an den Haager Konferenzen, mit gleichen Rechten für das Deutsche Reich und für Honduras. Moralisch und vom Standpunkte der Rechtsachtung ist dies gewiß ein Fortschritt, aber *praktisch* wird die Sache dadurch ungemein erschwert. Es war doch leichter, zwischen 5—6 Großmächten die, nach heutigem internationalen Rechtsbrauch, erforderliche Einstimmigkeit zu erreichen, als in einer so zahlreichen Versammlung verschiedener, einander mißtrauender Vertreter aller Zonen. Solange aus dem Begriffe der Souveränität Gleichwertigkeit der Stimmen gefolgert wird (was ich, in Übereinstimmung mit bedeutenden Völkerrechtslehrern keineswegs als für alle Zeit ausgemacht betrachten möchte), gibt es wohl keinen Ausweg aus dieser Schwierigkeit als etwa partielle Rechtsbildung für das Gebiet jener Staaten, die sich in Übereinstimmung befinden, oder Regional-Kongresse, die für ihr Gebiet Recht schaffen.

Ferner drängt sich die Frage nach der Anteilnahme der Volksver-

tretungen an der internationalen Rechtsbildung auf. Das Recht nachträglicher Ratifikation, welches die meisten Parlamente besitzen, ist gerade dem Werke von Kongressen, also der eigentlichen allgemeinen internationalen Rechtsbildung gegenüber, praktisch wertlos. Welches Parlament kann es auf sich nehmen, ein, unter unsäglichen Schwierigkeiten zustande gekommenes Kongreß-Resultat zu vereiteln? Welches hat die moralische Macht dazu? Und dennoch ist die Frage akut, sobald es sich um wirkliche Gesetzgebung, d. h. um die präventive Feststellung allgemeiner Rechtsgrundsätze handelt. Solange internationale Rechtsbildung stets nur im Anschluß an die Schlichtung eines konkreten Falles erfolgt, also an eine Aufgabe, die ihrer Natur nach in die Kompetenz der Exekutive gehört, mochte sie gleichfalls den Exekutiv-gewalten der Völker überlassen bleiben. Sobald sich aber die internationale gesetzgebende Gewalt selbständig organisiert, müssen die Volksvertretungen mitsprechen können, und zwar nicht post festum, der vollendeten Tatsache gegenüber, sondern schon vorher, im Zeitpunkt der Rechtsbildung selbst und nicht in 40—50 Parlamente zersplittert, sondern geeint, in einen Körper vereinigt, wie es Vertreter der Staatsoberhäupter sind. Wer sich irgend mit dem Gedanken einer wirklichen internationalen gesetzgeberischen Tätigkeit vertraut macht, kann sich diesem Resultate nicht verschließen: ohne Zustimmung der Volksvertreter, oder der Völker-Vertreter, kein Gesetz.

Stehen wir aber da nicht der Unmöglichkeit gegenüber? Ich glaube, nein. So wenig ich, oder sonst jemand, heute in der Lage wäre, für alle Schwierigkeiten einer solchen Entwickelung die geeignete Lösung anzugeben, so deutlich muß jeder, der sehen will, die tatsächlich vorhandenen Ansätze zu derselben wahrnehmen. In der interparlamentarischen Union haben wir bereits eine Vereinigung von Parlamentariern aller Länder, und diese Union ist heute schon der nicht-offizielle Ratgeber der Haager Konferenzen. Von ihr nahm die erste Haager Konferenz die Idee und den ganzen Plan der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit, von ihr auch die zweite den größten Teil des Stoffes ihrer Beratungen. Es wird geradezu erwartet, daß diese Versammlung von Parlamentariern aller Länder für die Versammlung der Vertreter der Staatsoberhäupter Anregungen schaffe. Wie weit ist von diesen tatsächlichen Beziehungen beider Körperschaften zur Schaffung eines offiziell anerkannten Zusammenhanges? Und sind wir denn so weit davon, daß die Mitglieder der interparlamentarischen Union in gewisser Zahl von ihren Parlamenten ein Mandat erhalten, das ihnen auch staatsrechtlich den Charakter von Vertretern ihres Volkes

gibt? Freilich ist da vorerst die Frage der proportionalen Vertretung der Völker zu lösen, die Frage des Abstimmungsmodus, die Frage der Rechte, welche sich die einzelnen Parlamente vorbehalten, und was noch mehr Fragen, auf welche allesamt ich heute — wie schon gesagt — nicht präzis zu antworten wüßte.

Aber ich denke mir die Lösung auch nicht als ein fertiges doktrinäres Werk, welches wie Minerva aus dem Kopf irgend eines Jupiters hervorspringt, sondern als eine Reihe von mehr-minder spontanen Entwickelungen praktischer Natur, deren Endziel ich vorherzusehen glaube, wenn auch der Weg dahin noch im Dunkel des ersten Morgengrauens liegt.

Jedes Morgengrauen aber ist sichere Gewähr eines heranbrechenden Tages.

Prof. Dr. Wilhelm Ostwald: Das Gehirn der Welt

Sobald die Lebewesen die allerprimitivste Form der einzelnen Zelle aufgegeben und sich zu Zellgemeinschaften vereinigt haben, tritt auch eine doppelte Entwickelung ein, welche durch die Namen Funktions t e i l u n g und Funktions v e r e i n i g u n g gekennzeichnet wird. Um die Energietransformationen, auf welche ja jedes Geschehen und somit auch jeder Lebensvorgang in letzter Analyse zurückzuführen ist, so zweckmäßig wie möglich zu bewerkstelligen, genügt nicht der Universalapparat des einzelligen Organismus, der ebenso als Fuß wie als Magen, als Hand wie als Auge dienen muß, sondern es werden besondere Organe für besondere Funktionen ausgebildet; nur dadurch kann jede einzelne Funktion entsprechend besser ausgeführt werden. Mit dieser Funktionsteilung ist aber das Problem der Entwickelung oder Vervollkommnung nur zur Hälfte gelöst. Die andere Hälfte besteht darin, daß nunmehr die voneinander getrennten und einzeln entwickelten Funktionen zu zweckmäßiger gemeinsamer Betätigung gebracht werden müssen. Die Funktions v e r e i n i g u n g geschieht in den Organismen durch ein Z e n t r a l o r g a n. Die Wichtigkeit dieses Stückes der Entwickelung wird daran erkennbar, daß durch die Zweckmäßigkeit und Mannigfaltigkeit des Zentralorgans auch die Entwickelungshöhe des betreffenden Wesens eindeutig gekennzeichnet ist. Der Mensch hat das größte und mannigfaltigste Zentralorgan, und nur durch dessen Benutzung hat er sämtliche übrige Lebewesen überholt und seiner Herrschaft unterworfen.

Was hier für solche Lebewesen auseinandergesetzt worden ist, deren Individualität durch das Eingeschlossensein der Gesamtheit ihrer Organe in eine gemeinsame Hülle, eine Haut oder dergleichen, gekennzeichnet ist, gilt ebenso für die zusammengesetzten Lebewesen, deren Zusammenhang nicht mechanisch, sondern nur f u n k t i o n e l l gegeben ist, beispielsweise für einen Bienenstock. Jedermann weiß, wie bei einem Bienenvolk die Funktionen der Fortpflanzung und der Ernährung sich auf verschiedene Gruppen übertragen finden, und weiß auch, daß das Zusammenhalten und Zusammenarbeiten der verschiedenen Gruppen davon abhängig ist, daß ein Zentralorgan des Bienenstockes in Gestalt der K ö n i g i n wirksam ist.

Hier können wir nun weiterhin zwei Stufen unterscheiden, die man als die Bildungen eines zentralen und die eines zerebralen Organs kennzeichnen kann. Beim Bienenstock ist nur ein Zentralorgan erforderlich; die vorhandenen Instinkte reichen dann aus, den Zusammenhang des Stockes räumlich und funktionell dadurch zu sichern, daß innerhalb des Stockes das ausgezeichnete Individuum, die Königin, seßhaft ist. Sowie dieses zentrale Organ entfernt wird, zerstreut sich bekanntlich das Volk. Doch beschränkt sich diese Funktion der Königin darin, daß sie eine Art von räumlichem Mittelpunkt abgibt, ohne daß von irgendwelcher geistigen Beeinflussung der übrigen Angehörigen durch die Königin etwas bekannt ist. Bei einer Herde von Gemsen oder Büffeln macht sich neben der zentralisierenden Tätigkeit des Leitbockes auch noch die zerebrale geltend. Der Leitbock ist nicht nur der Mittelpunkt, um den sich die Herde rein mechanisch oder instinktiv gruppiert, sondern er übt gleichzeitig auch noch die Funktionen der höchst entwickelten geistigen Tätigkeit aus, indem er auf die Umgebung aufmerkt und etwaiges Herannahen von Gefahren durch das bekannte Warnsignal anzeigt. Hier beobachtet und denkt also der Leitbock erheblich höher und spezialisierter als die übrigen Angehörigen der Herde, deren Gedeihen von der zerebralen Entwickelung ihres Zentralorgans abhängig ist.

Was hier bei den Tiergruppen noch in vereinigter Funktion auftritt, erscheint bei höheren Stufen der menschlichen Kultur auch seinerseits getrennt. In den gegenwärtigen menschlichen Gruppenorganisationen, wo die Gesamtmenschheit in Völkergruppen, in nationale Verbände getrennt ist, die sich gegeneinander durch Zollgrenzen und durch ein mehr oder weniger verdecktes feindseliges Verhalten abscheiden, ist jedesmal auch ein Zentralorgan in Gestalt etwa eines Königs oder Präsidenten je nach der politischen Organisation der betreffenden Gruppe vorhanden. Dieses Organ übt im wesentlichen zentrale, nicht aber zerebrale Funktionen aus, es hat durchaus in erster Linie die Aufgabe, den Zusammenhalt und die Harmonie der sämtlichen so überaus mannigfaltigen und verwickelten staatlichen Funktionen zu sichern, hat aber nicht die Aufgabe, die Produktion neuer geistiger Werte von sich aus zu bewerkstelligen. Diese zerebrale Aufgabe ist an die schöpferischen Köpfe verteilt, welche der Nation angehören. Die große Unabhängigkeit dieser beiden Funktionen voneinander macht sich in unserer Zeit darin geltend, daß die zerebralen Resultate der schöpferischen Köpfe bereits eine durchaus internationale Beschaffenheit angenommen haben.

Sie werden alsbald, ohne durch Zollgrenzen (vielleicht mit Ausnahme von Amerika) gestört zu werden, sämtlichen Anteilhabern der Kultur zugänglich, ohne daß die nationalen Verschiedenheiten hier einen mehr als sekundären Einfluß ausüben.

Während nun die übrigen politischen und sozialen Funktionen der Menschen im allgemeinen in der eben geschilderten Weise national zentralisiert sind, ist durch die besondere, von der Nationalität unabhängige Beschaffenheit der schöpferischen Geistesarbeit eine ähnliche Organisation für diese höchste Leistung der Menschheit noch nicht entstanden. Jeder Angehörige dieser kleinen Gemeinde geistig führender Menschen arbeitet im wesentlichen für sich, und es hängt von Glück und Interesse des Einzelnen ab, wie weit er den Anschluß an seine Arbeitsgenossen finden kann, die vielleicht weit von ihm entfernt in einem andern Lande leben und in anderer Sprache publizieren. Daß dieser Zustand als unvollkommen angesehen werden muß, ist namentlich seit dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts immer mehr und mehr offenbar geworden, und wir können von Jahr zu Jahr erneute Versuche und Bemühungen verfolgen, um endlich eine Zentralisation dieser höchsten geistigen Leistungen der Menschheit und damit eine Organisation der geistigen Arbeit überhaupt zu bewerkstelligen.

Es ist nun leider eine psychologische Tatsache, daß die Fähigkeit zu schöpferischer Erzeugung großer Gedanken und die Fähigkeit, diese Gedanken in praktische Wirklichkeit zu versetzen, so weit getrennt sind, daß sie nur in den seltensten Fällen sich in einem und demselben Kopfe vorfinden, ja daß das Zusammentreffen zweier Köpfe, welche solche sich ergänzenden Fähigkeiten haben und diese auf ein und dasselbe Ziel richten, als eine große Seltenheit und daher als ein ungewöhnlicher Glücksfall angesehen werden muß. So haben wir es denn erlebt, daß bei der besten Gesinnung und der weitesten und höchsten Denkweise solcher organisatorischer Idealisten doch die Mittel zur Verwirklichung des großen Gedankens: für die geistige Funktion der Menschheit ein Zentralorgan, also gleichsam ein Gehirn der ganzen Welt zu schaffen, durch die Wahl ungeeigneter Mittel immer wieder mißlungen ist. Natürlich hat das keinen der Späteren entmutigt, die auf eigenen Wegen in denselben Gedankengang geraten waren, und jeder hat es versucht, auf seinem eigenen Wege die notwendige Verwirklichung dieses Grundgedankens zu bewerkstelligen.

Als ein neuer derartiger Versuch ist vor einigen Monaten in

München die „Brücke" ins Leben gerufen worden. Sie hat ihren Namen daher genommen, daß es sich wesentlich darum handelt, die einzelnen geistigen Produktionen, die gleichsam auf getrennten Inseln entstehen, durch ein dafür besonders geschaffenes verbindendes Organ zu harmonischer und dadurch wirksamerer Arbeit zu vereinigen. Vielleicht darf dadurch, daß auf diesem Gebiete zwei verschiedene Köpfe, ein Mann der Praxis, der in dreißigjähriger Lebensarbeit die Reaktionen der Massenpsyche persönlich experimentell kennen gelernt hat, und ein Mann der Theorie, dem das Zusammenschauen und Zusammenfassen von jeher als die wichtigste Aufgabe seines Lebens gegolten hat, sich zu gemeinsamer Arbeit verbunden haben, endlich einmal ein etwas weiter reichendes und besseres Resultat erhofft werden. Die geistige Produktion läßt gegenwärtig an Menge und Wert nichts zu wünschen übrig; es wird vielmehr außerordentlich viel mehr produziert, als von der Menschheit, insbesondere von den Teilen, welche diese Produktion unmittelbar benutzen könnten, tatsächlich assimiliert und zu dauernder Wirkung gebracht werden kann. Ursache davon ist eben das Fehlen eines „Gehirnes der Menschheit", das Fehlen des Zentralorgans, welches diese einzelnen Produktionen zueinander ordnet und in geordneter Weise jedem Bedürftigen zugängig macht.

Die Aufgabe liegt klar vor uns; die Mittel zu ihrer Lösung auseinanderzusetzen, ist hier nicht der Ort. Nur auf das Hauptmittel dazu darf wohl schon hingedeutet werden. Dieses besteht in einer freien Korporation der schöpferischen Köpfe und der Organisatoren. Diejenigen Menschen, welchen das Zusammenfassen und Verwirklichen geläufig ist, sollen mit denen, welche die Werte schaffen, in eine möglichst enge gemeinsame Wirksamkeit, in eine Art Symbiose gebracht werden.

Gelingt es, hier vorerst auch nur eine verhältnismäßig kleine Gruppe von solchen Köpfen zu organisieren, also sozusagen ein embryonales Gehirn der Menschheit zu schaffen, so darf darauf gerechnet werden, daß unter dem Drang des gegenwärtigen Bedürfnisses, welcher notwendig die schleunige Entwickelung eines solchen Organes verlangt, auch die weitere Ausgestaltung und Verlebendigung des gebildeten Keimes sicher erhofft werden kann. Denn er birgt ja in sich selbst die Gewähr organischer Entwickelung.

Prof. Dr. Alfred Klaar:
Ludwig Pietsch

(geb. d. 25. Dez. 1824 — gest. d. 27. Nov. 1911.)

Daß der Hingang eines Menschen, der als hoher Achtziger aus dem Leben abgerufen wird, echte Trauer und pietätvolle Erinnerungen erweckt, hat nichts Erstaunliches an sich; daß aber ein Ende in so hohen Jahren in das schaffenskräftigste Leben einen unheilbaren Riß hineinträgt und eine tiefschmerzliche Lücke in der geistigen Werkstatt eines großen Gemeinwesens zurückläßt, ist ein außerordentlich seltener Fall, ein lebendiger Eindruck des Abschieds vom Leben, der für die Würdigung des Dahingegangenen mehr bedeutet, als nachdrücklichstes Lob und beredteste Schilderung seines Wesens. Ludwig Pietsch, der vor etwa fünf Wochen, am 27. November des vergangenen Jahres, nahezu 87 Jahre alt, in den Tod hinüberschlummerte, gehört zu jenen Auserlesenen, die nicht nur bis an die Grenze des menschlichen Daseins sich und andern zur Freude lebten, sondern auch aus unerschöpflichen Quellen des Gemüts und des Geistes der Mitwelt Wesentliches zu bieten haben. Seit mehr als einem halben Jahrhundert war er einer unserer literarischen Stimmführer; auch „Nord und Süd" schätzt in ihm einen treuen, langjährigen Mitarbeiter. Eine ganze Reihe von Generationen, deren Leid und Freud er geteilt, war an ihm vorbeigezogen, Persönlichkeiten von Belang, die wir seit Jahrzehnten betrauern, waren durch innige Freundschaft mit ihm verknüpft, Ereignisse, die längst die Patina der Geschichte angesetzt haben, von ihm lebhaft empfunden und treu gespiegelt, und immer noch stand er in der vordersten Reihe der Tätigen, kaum äußerlich gebeugt, innerlich voll frischer Empfänglichkeit für bedeutende Eindrücke und Aufgaben, zu Arbeit und Genuß gestimmt, ein vorbildlicher Genosse aller Wirksamen und ein unermüdlicher Meister, dem die Werdenden Anregung und Belehrung verdankten. Der höchste Triumph des Scheidenden, das Gefühl, daß man vermißt werden wird, leuchtet über dem Ende dieses fast 90jährigen Mannes. Diese bewundernswerte Zähigkeit des geistigen Arbeiters aber war nicht die des Rechners, der seine Kräfte sorgsam aufspart, um sie auf einen langen Weg zu verteilen, auch nicht die des Lebenskomödianten,

der sich in Momenten der öffentlichen Produktion unheimlich anspannt und dafür in geheimen Stunden der Ermattung und der unfreiwilligen Ruhe büßen muß, sondern die Kraftäußerung einer genialischen Natur, die mit starken Organen rastlos große Eindrücke in sich aufnahm und verarbeitete und deren Bedürfnis nach dem Schönen, nach den Freuden, die man empfängt und bereitet, in langen Jahren mit der Befriedigung eher zu wachsen, als zu schwinden schien. Mehr als 40 Jahre habe ich Pietsch, erst in gelegentlichen, dann in regelmäßigen Begegnungen beobachten können; der aufrechte Vierziger ist mir gegenwärtig, der kräftige, hochgewachsene Blondin mit dem fein ausgearbeiteten geistvollen Kopf, der im dichtesten Gewühle bewegter Versammlungen und Festlichkeiten die entscheidenden Züge jedes Bildes festhielt und mit schlagfertigem Witz jeden Zwischenfall charakterisierte, und der leicht gebeugte Greis steht mir vor Augen, wie er noch vor Wochen sein Tageswerk verrichtete, die kräftige, durchfurchte Hand über das Papier fliegen ließ und von der Arbeit weg, aus den jung gebliebenen blauen Augen unter den weißen Brauen, den Genossen freundliche Blicke zuwarf — in dieser langen Zeit war die außerordentliche Natur sich treu geblieben: immer dieselbe Lust an Vergangenem und Gegenwärtigem, dieselbe rasche, geistreiche Kombination von historischen und aktuellen Ereignissen, dieselbe Bereitschaft des Gedächtnisses, dasselbe schlagfertige Urteil, das in urwüchsigen, fast überstürzten Lauten, gewürzt durch die mundartliche norddeutsche Färbung, unterbrochen von herzhaften Lauten natürlichster Heiterkeit, von den beredten schwellenden Lippen sprudelte. Nichts Angenommenes lag in dieser geistigen Beweglichkeit; das höchste Glück der Erdenkinder: die Persönlichkeit, war diesem Manne als optimistisches Naturell von echt künstlerischer Empfänglichkeit in die Wiege gelegt. Aber Verdienst und Glück verketteten sich in seiner langen Laufbahn: mit energischem Fleiße hat er sich von früher Jugend an die technischen Fertigkeiten des Stifts und der Feder angeeignet, die der Betätigung einer freien, künstlerischen Auffassung zugrunde liegen; mit großer Tapferkeit schwierigen, ja tief niederdrückenden Lebensverhältnissen die Möglichkeit eines Wirkens nach innerem Berufe abgetrotzt. Und mit wahrer Vornehmheit des Geistes überwand er alltägliche Beschwerden und selbst schwere Schicksalsschläge, um sich in reinen, geistigen Freuden gesund zu baden. So glücklich ihn die Natur ausgerüstet hatte, im letzten Grunde war er doch ein Eroberer des höchsten Lebensgenusses,

war es für sich und andere, denen er von seinen Schätzen rastlos mitteilte und denen durch seinen Hingang ein Stück frisches Leben dahingeschwunden ist.

Als Ludwig Pietsch in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, kaum der Knabenzeit entwachsen, aus seiner Vaterstadt Danzig, deren architektonische Schönheit früh seinen künstlerischen Trieb geweckt hatte, in das damals noch verhältnismäßig kleine und in manchen Beziehungen kleinliche Berlin kam, um sich der Malerei zu widmen, war er völlig auf sich selbst angewiesen, weder durch Protektion noch durch einen Mäcen gefördert. Die väterliche Unterstützung reichte kaum, ihm einige Jahre Studium an einer Berliner Akademie zu ermöglichen, und nach dieser knapp zugemessenen Zeit künstlerischer Unterweisung stürzte er sich mit ungeübten jungen Kräften in den Existenzkampf, der damals auch für das echte Talent ein unvergleichlich härterer war, als heutzutage. Da gab es knappe Bissen, heroische Anstrengungen und mitunter auch bittere Enttäuschungen; bis in die Tage einer unbesonnenen Liebesheirat hinein, die dem jungen Maler Pietsch bald schwere Familiensorgen auferlegte, stand die drohende Not dicht neben der Muse, die ihn begeisterte. Pietsch hat viel und anschaulich von dieser Kampfzeit seines Lebens erzählt, niemals mit Bitterkeit und Vorwurf, sondern immer mit dem Nachklang einer fröhlichen Zuversicht, die ihn in allen diesen Fährlichkeiten beseelte. Er war auch damals seiner selbst sicher, wie in den späteren Tagen des Glückes und des Ansehns. Frei von Dünkel, der sich niemals an sein Selbstbewußtsein ansetzte, nahm er zunächst als Zeichner jede Tätigkeit auf, die sich ihm bot, und adelte sie von innen her durch die Gewissenhaftigkeit, mit der er der Aufgabe gerecht wurde, und durch die Freude am Gegenstande, die überaus charakteristisch für seine Art der Arbeit war. Von kleinen Privataufträgen, deren er später oft heiter gedachte, rückte er rasch zu höheren Aufgaben empor; seine Illustrationen zu Goethe und Reuter fanden Beifall und Anerkennung, und die Meister der bildenden Kunst ermunterten sein sich emporringendes Talent. Was er damals und später — schon mitten in der schriftstellerischen Tätigkeit — mit dem Stifte geleistet, ist erst vor kurzem in einer reichen Ausstellung seiner Zeichnungen neu an uns herangetreten und überraschte das jüngere Geschlecht, das ihn von dieser Seite kaum mehr kannte, durch die Offenbarung eines angeborenen Talents, durch eine oft frappierende Sicherheit des Blicks, durch einen köstlichen Sinn für das Charakteristische und die Bewegung. Seine Momentskizzen

aus dem deutsch-französischen Krieg und aus den Tagen der Suezkanal-eröffnung sind künstlerisch und historisch gleich interessant, seine gezeichneten Porträts bedeutender Zeitgenossen wie namentlich Turgenjews und der Viardot von intimstem Reiz, dennoch fühlte sich Pietsch auf diesem Felde der Betätigung nicht voll befriedigt; vielleicht war es die Ungeduld des Naturells, der der zögernde Stift nicht zu folgen vermochte, vielleicht, — was wahrscheinlicher ist — ein Drang zum Weiten, Umfassenden, zur Fülle der mannigfachsten Lebensinteressen, denen der Beruf des Zeichners nicht gerecht werden konnte. Sicher ist, daß Pietsch in frühen Mannesjahren die erlangte Virtuosität des bildenden Künstlers zwar nicht aufgab, aber gegen die des Schriftstellers immer mehr zurückdrängte; ein glücklicher Zufall, die Gelegenheit zur Stellvertretung des Kunstberichterstatters, brachte ihn Ende der fünfziger Jahre zu der Spenerschen Zeitung, an der er etwa ein Lustrum die Kritik über bildende Kunst vertrat, und vom Jahre 1864 bis an seinen Tod heran entfaltete er jene überaus vielseitige publizistische Tätigkeit an der Vossischen Zeitung, die sich zu immer größerer literarischer Bedeutung emporhob, ihn zum Liebling der Berliner machte, und, über diese unmittelbare Wirkung hinaus, einen dauernden kunst- und kulturgeschichtlichen Wert besitzt. Im tiefsten Grunde schoß seine journalistische Virtuosität aus derselben Wurzel seines Naturells empor, aus der seine malerischen Versuche emporgekeimt waren. Die Kunst des Sehens, die Schlagfertigkeit der Beobachtung, die Treffsicherheit des Auffassens bewährten sich in den Werken seiner Feder, wie in denen seines Stifts. Ob er Feste oder Gemälde nachzeichnete, Architektur oder Toiletten schilderte, die Reize heimischer und tropischer Landschaft oder den Zauber der Frauenschönheit, der sein Herz bis in die letzten Jahre anhing, in seinen Berichten spiegelte, — immer war das Auge des Malers mit tätig, nicht nur die Schönheitsfreudigkeit des Künstlers, auch die geniale Gabe und sichere Übung, das Wesentliche, Unterscheidende und Bezeichnete herauszufühlen und in der Übersicht des Massenhaften die Orientierung nicht zu verlieren. Aber freilich gesellte sich hier zur Meisterschaft des Schauens und Nachbildens allgemach eine Fülle von Fähigkeiten, durch die der Intellekt der Intuition zu Hilfe kam; ein sicheres, durch Erfahrung und Vergleichung gefestigtes Urteil, ein belehrender Einblick in die Bedingungen der Entwicklung, eine aufklärende Verbindung von Vergangenheit und aktueller Gegenwart, und zu alledem kam etwas, was Kunst und Kunstverständnis erst mit Wärme erfüllt: eine reich quellende menschliche Liebenswürdigkeit, ein unerschöpfliches Wohlwollen für alles, was das

Leben schmückt und den Geist bereichert. So, als Könner, Kenner und Herzmensch begleitete Ludwig Pietsch Jahrzehnte lang die bedeutenden Ereignisse unsres Kultur- und Kunstlebens mit den Spiegelungen seines Geistes, durch die Unzählige ein erhöhtes Zeitbewußtsein gewannen.

Aus seinen Erinnerungen, seinen autobiographischen Mitteilungen, seinen Schilderungen des deutsch-französischen Kriegs, den er im Hauptquartier des Kronprinzen Friedrich mitmachte, sind wertvolle Bücher herausgewachsen, die durch Inhalt und Kunstform erfreuen, und an denen der Welt- und Kulturhistoriker niemals gleichgültig vorbeigehen wird. Aber die Fülle seines Schaffens ist in die ursprüngliche, journalistische Form gegossen. Was er dem Tage abgewann, um es in sicheren Linien und hellen Farben festzuhalten, was er mit epischem Behagen und temperamentvoller Freude den Zeitungslesern erzählte, was er in poetisch-malerischen Schilderungen von unmittelbaren Eindrücken in Nähe und Ferne mitteilte und oft durch seinen lebensfreudigen Humor vergoldete, wird nicht mit dem Tage verweht werden und der Vergessenheit anheimfallen. Es lebt in den Geschlechtern fort, die daraus geistige und gemütliche Nahrung gezogen haben; aber man wird auch nicht aufhören, es an der Quelle aufzusuchen, um daraus zu schöpfen, und oft wird man die treuen und lebensvollen Berichte des alten Pietsch aufschlagen, um den Lebensstrom, der durch die Zeiten geht, lebendiger zu empfinden.

In der denkwürdigen Wirksamkeit von Ludwig Pietsch offenbart sich neben einer ganz eigenartigen, phänomenal lebenskräftigen und fruchtbaren Individualität, doch zugleich etwas Typisches: ein Stück von der großartigen Entwicklung unseres Journalismus, der sich nur Kurzsichtigkeit oder eingewurzeltes Vorurteil verschließen kann. Pietsch hat in den sechzig Jahren seiner publizistischen Tätigkeit den ganzen großen Wandel der Zeitungsverhältnisse mitgelebt und, wie er selbst zur Bereicherung und Erhöhung des journalistischen Wesens beitrug, sich seinerseits an diesem Aufstieg, der den Menschen so selten ins Bewußtsein tritt, emporgearbeitet. Wohl haben uns seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bedeutende Geister Wesentliches in der Form von periodisch erscheinenden Blättern mitgeteilt, und in den Tagen, in denen Pietsch mit dem Tagesschriftstellertum begann, hatte der Journalismus durch das junge Deutschland eine führende Stellung gewonnen. Dennoch ist das Zeitungswesen von damals mit dem von heute gar nicht zu vergleichen. Hinter demselben Namen verbirgt sich ein ganz andrer Organismus als ehedem. Wenn sich auch schon damals bevorzugte Geister mit Vorliebe jener literarischen Ausdrucksweise bedienten, die dem

beflügelten Worte in der Wirkung am nächsten kommt, so handelte es sich doch nur um vereinzelte Rück- und Ausblicke, nicht um täglich erneute Rundblicke über das gesamte Kultur- und Geistesleben. Und gleich dem Bestreben nach Vollständigkeit, das den Zeitungen heute einen so universellen Charakter aufdrückt, fehlte ihnen auch die Schlagfertigkeit, die die Bilder des Heute im Morgen festhält, das Bewußtsein der Freiheit, der Selbständigkeit, das sich die Presse erstritten hat, und, last not least, der gesunde Ehrgeiz großer Zeitungen, im Zuge dieser Schlagfertigkeit die volle Zuverlässigkeit im Großen und Kleinen, in Angelegenheiten des fortschreitenden Wissens und der täglichen Vorfälle, zu behaupten. Unsre großen Journale bilden sich immer mehr zu einer Art von Akademieen heraus, in denen fachlich gebildete Kräfte zwar ohne alle Kathederpedanterie, aber mit der Gewissenhaftigkeit und dem Verantwortungsgefühl wissenschaftlicher Menschen die Geschichte des Tages schreiben und der ganzen Kulturentwicklung ein zuverlässiges Bild entgegenhalten. Pietsch hat diese Entwicklung mitgelebt, ist einer der vornehmsten Zeugen für sie und trug das Vollbewußtsein ihres Wertes in sich. Frei von jeder gespreizten Würde hielt er keine journalistische Arbeit für belanglos oder niedrig; er fühlte und wußte, daß jeder Gegenstand, der die Öffentlichkeit angeht, einen Mann von Beruf zu seiner Behandlung verlangt; er schrieb mit derselben Freude über ein herrliches Kunstwerk, über ein Ballfest und über eine eigenartige Toilette; ihm war nicht bange darum, daß sich an alledem der Künstler der Feder beglaubigen könne, und ihm dünkte nichts klein oder kleinlich, was mit dem Wesen der Kultur und der Schönheit des Lebens zusammenhängt. Hohe Auszeichnungen sind ihm zuteil geworden: als höchste durfte er das persönliche Vertrauen des Kaisers empfinden, der sich ihm mit impulsiver Liebenswürdigkeit näherte und „dem Historiographen seines Vaters" treues Wohlwollen bewahrte. Aber der zum Professor ernannte und vielfach mit Dekorationen geschmückte Ludwig Pietsch fühlte sich vor allem als Journalist, als Geschichtschreiber des Tages, der mit Liebe und Freude im Wechsel der Dinge das Bleibende festhält und ehrlich beleuchtet. Seine Unsterblichkeit wird darunter nicht leiden, daß er aus diesem Gefühle heraus wirkte, er hat als Journalist eine unschätzbare Chronik langer Jahre hinterlassen, und aus dieser Chronik wird künftigen Geschlechtern immer wieder die Gestalt des Chronisten, sein Auge, sein Geist und sein Herz entgegenleuchten.

Ludwig Fulda:
Seelenkunde

Die Seele, wenn wir sie genau betrachten,
Besteht aus einer großen Zahl von Schachten.

Der erste, noch vom Sonnenlicht getroffen,
Steht jedem, der vorüberschreitet, offen.

Auch noch zum tieferen Bereich des zweiten
Kann fremder Blick mit leichter Mühe gleiten.

Doch schon der dritte liegt in grauem Dämmern,
Und wer hinab will, muß den Weg sich hämmern.

Vom vierten an dringt in die dunkle Dichte
Nur Freundschaft noch mit ihrem Grubenlichte.

Und wo sie glaubt, nach jahrelangem Graben
Bis auf den letzten Grund geforscht zu haben,

Da türmt sich's noch bergab zu neuen Schlünden,
Die nur der Liebe Senkblei kann ergründen.

Auch dieses, durch geheime Widerstände
Zuletzt behindert, reicht nicht bis ans Ende.

Der tiefste Schacht bleibt uns allein zu eigen,
Wenngleich wir nie zu ihm hinuntersteigen,

Uns keinen Pfad in seine Nähe bahnen,
Vielleicht zeitlebens nicht einmal ihn ahnen.

Oskar von Schütte:

Richtet nicht . . . .

Eine Erzählung aus den Bergen.

1.

Die Februarsonne bohrte sich blau und verwegen in den Schnee. Verheißungsvoll ging eine weiche Föhnluft über die leichtkrausen Wellen des Alpensees, der sich den Vorbergen anschmiegte. Eilige Lichter spielten über dem Wasser, blank und launisch.

Gleich dem Winter, der vorüberzieht, wenn die Tage wachsen, so erschien der Zug dunkler Menschen, der sich aus dem noch sonnenlosen Tal hinaufwand ins Licht. Es war mühevoll da oben einen zu begraben in Winterszeit. Der Kirchhof lag auf einem Bergvorsprung und der Schnee mußte, so gut als dies anging, von den schmalen Steigen geschaufelt werden, damit die Sargträger nicht einsanken bis übers Knie. Im Herbst schon wurden die Gräber ausgeharkt auf Vorrat und mit Tannenzweigen, die auf queren Brettern gelegt wurden, zugedeckt. Man sorgte vor im Dorf für diejenigen, welche die harte Jahreszeit wegholen könnte.

An den Friedrich von Tannen freilich hatte dabei keiner gedacht. Krankheit war da auch nicht vorausgegangen. Es hatte ihn mitten in der Nacht überfallen und am Herzen gepackt. Und dennoch war es niemand verwunderlich. Der Friedrich hatte an einem argen Übel geschleppt. Und dieses war seine Ehe. Die Frau Veronika wäre sicher auch für den Stärksten eine gewaltige Last gewesen, da konnte ein Feingefügter, wie der Friedrich einer war, schon darunter zusammenbrechen. Sie aber stand auf kraftvollen Beinen weiter ins Leben hinein, an der rüttelte kein Herzleid. Starr war sie, unbeweglich wie der Fels, darauf der Hof seit manchem Jahrhundert stand.

Die Tannen waren ein stolzes Geschlecht, und zur Fronszeit bot der Hof manchem Flüchtling aus dem Lande unten Sicherheit. Jetzt

noch konnte man Stückwerk sehen von der festen Mauer, welche seine Unbezwingbarkeit ausgemacht hatte. Den Besitz festhalten über alles, war stets der Lebenszweck der Tannen gewesen. Fremdes durfte ihnen nicht herein. Immer wieder mußte ein Tannen in den Hof hineinheiraten. So verengte sich das Geschlecht allmählich, und nunmehr stand es nur noch auf dem einzigen Sohn der Veronika und des Fritz, als dem letzten direkten Manneserben. In der Bundesstadt lebte noch von einem Nebenzweig ein entfernter Vetter mit Sohn und Tochter und diese sollte dem Christian großgezogen werden.

Die Leute blickten neugierig auf diesen Christian, der aus der Fremde heimgekommen war den Vater zu begraben. Er half den Sarg die weißen Wege aufwärts tragen. Groß war er geworden, kräftig und doch von der leicht gebückten, feineren Art des Vaters und mit den versonnenen Augen, die selten das Nächstliegende streiften. Im Dorfe hatte man vorerst geglaubt, daß dieser einzige Sohn ein Studierter werden sollte, wie der Vater es gewesen ist. Einer für sich. Und war nun doch ein Bauer geworden, ein ganz richtiger, hatte vier Jahre Knechtdienste getan auf dem Breitenast.

Christian hatte trotz der traurigen Last auf seiner Schulter keine trübseligen Gedanken in sich aufkommen lassen können, nichts was mit Tod und Vergehen zusammenhing. Er lebte noch gar nicht inmitten der düstern Vorbereitungen, er war mit seinen Sinnen noch gar nicht heraus von dort, wo er herkam. Den kleinen Bergschlitten fühlte er unter sich und wie er allmorgendlich den Wald „heidi" heruntersauste. Unten in der Mulde aber, da wartete schon die Selhoferin, das Anni, und lachte unbändig, wenn er den letzten Stutz überhupfend gegen die Stalltüre losfuhr.

„Christian!" Dicht hinter ihm hatte es gerufen, hart und leise. Er war gestolpert und die andern, die mit an dem Sarge trugen, kamen aus dem Gleichgewicht. Er seufzte schwer auf. Die Leute nahmen es für Schmerz und ehrten ihn mit teilnehmenden Blicken. Christian hob die Augen und sah gerade vor sich die Kirchhofskreuzlein, die vereinzelt aus dem Schnee aufragten.

Nun sprach der Pfarrer. Christian wollte ordentlich hinhören, was der vom Vater wußte. Linni, die Schwester, lehnte sich dicht an ihn und weinte heftig in ihr Tüchlein, das ihr seit gestern nimmer vom Gesicht kam. Der Herr Pfarrer aber sprach über ganz andere Dinge, als suchte er dem Toten auszuweichen. Schließlich redete er über die Mutter viel

Schönes, so daß endlich diese Grabfeier mehr ihr gelten konnte als dem Vater. Was noch kam, schien Christian wie in weiter Ferne und hatte mit seinem Nachdenken fast nichts zu schaffen. Wie es aber zusammenhing, daß von dem Augenblick an, da er die harten Schollen dem Vater auf den Sarg warf, ihn ein tiefes Heimweh nach dem Verstorbenen packte und eine traurige Sehnsucht, ihm einmal noch im Leben ein Liebes antun zu können, dafür fand er keine Erklärung. Die Gemeinde verstreute sich. Frau Veronika bat den Pfarrer, den Lehrer und die Gemeindeältesten zum Totenmahl auf den Hof.

Ein Knecht fuhr mit dem Schlitten vor. Christian wäre lieber zu Fuß und allein hinuntergegangen. Er sehnte sich an den Vater denken zu dürfen ohne die andern dabei.

Die Mutter saß schon aufrecht im Schlitten, schweigsam, mit trockenen Augen. Daneben kauerte das Linni, wie ein verdrücktes Bündelchen. Die Haare waren ihr in die Stirne gerutscht ob der ungewohnten Hutschwere und des langen Crêpeschleiers. Die Mutter hielt auf städtische Tracht bei ihr.

Als sie wendeten, lag der Kirchhof auf der Anhöhe, prunkvoll von der untergehenden Sonne beleuchtet, wie ein festlicher Garten. Christian hielt den Schlitten an. Die Andacht übermannte ihn vor dieser hohen Himmelsfeier, die da dem Toten wurde. Das von allem Irdischen befreite Eingehen der Seele war sicher die Belohnung für die Unrast auf Erden. Die Linni schluchzte heiß auf. Die war auch so recht Vaters Kind gewesen. Sie hatte seine Liebe gekannt. Christian wußte es deutlich, wie der Vater, als sie beide noch klein waren, die Linni stets über die Halde trug, während er, der Bub, sehen konnte, wie er mit dem schlüpfrigen Gras fertig wurde.

So trieb ein jedes in dem kleinen Schlitten mit den eigenen Gedanken. Bei Christian drängten sie sich zurück bis in seine Schulzeit, die ihm einsam war und freudlos. Wenn unten im Dorf nach dem Unterricht die Buben ihre freie Zeit vertollen durften, mußte er schon den Weg aufwärtssteigen nach dem Hof. Die Mutter duldete keine Versäumnis und kein müßiges Umherstehen. Als kleiner Junge griff er schon tüchtig an bei der Arbeit. Er drängte sich beinahe dazu, damit die gleichmäßig kalte Stimme der Mutter nicht sein Denken störte, das auf so vielerlei und so Wunderschönes gerichtet war. Nicht satt sehen konnte er sich an den Schmetterlingen, deren zarten Flügeln die Regenbogenfarben entflatterten, die leicht, wie ein Atemzug an den Blumen saßen und dann

noch auf den Halmen, wenn die Sichel sie weggeschleudert hatte. Er konnte sich nicht satt träumen im frischen Heu. Da erstand ihm noch eine Welt über der Erde, eine zwischen Himmel und Erde. Viele Stunden sah er dann in die Luft, sah, wie sich reiche Städte webten und Länder aus den feinen, feinen Fäden und den tausend Lichtfarben.

So gingen seine Tage dahin, bis er eingesegnet wurde. Da kam der Gruber vom Breitenast. Der Vater nannte ihn seinen Jugendfreund. Es beschäftigte ihn damals sehr, daß er niemals von einem würde sagen können: Er war mein Jugendfreund.

Der Gruber nahm ihn gleich mit sich auf den Breitenast. Sein Traumdasein hatte ein Ende, aber auch seine Verlassenheit. Der Gruber setzte ihn gleich in eine Verantwortung. Er wurde bald als erster Knecht gehalten und mußte die andern befehligen. Dies sollte ihn zum Selbstgefühl erziehen. Im Hause war er wie der Gruberleute eigener Sohn. Es gab keine Kinder auf dem Breitenast. Da schlupfte denn allerhand Verwaistes bei ihnen unter; wie die mutterlose Selhoferin, welche auch das Patenkind war vom Breitenast und die eine muntere Lieblichkeit in das verwitterte Haus brachte.

Christian sehnte sich mit aller Kraft seiner siebzehn Jahre nach einem Kameraden. Vor der Selhoferin blieb er stumm und ungelenk. Hochaufgeschossen war er, und manchmal des Nachts, da meinte er, dieses arge Wachsen müsse ihm die Glieder auseinanderreißen.

Der zweite Winter, da er auf dem Breitenast war, führte ihn erst dem Anni näher, und bald gab es keinen Tag mehr, wo sich ihm nicht etwas mit ihr ereignete, und keine Nacht, wo sie nicht in seinen Träumen war.

Christian seufzte. Nun mußte auch gerade jetzt in diese Sicherheit auf dem Breitenast der Tod des Vaters kommen. Der alte Gruber hatte sich auf der Station tiefbewegt und sehr ernst von ihm verabschiedet. „Mag für lange Zeit sein, Christian," hatte er gesagt, während es um seinen struppigen Schnurrbart zuckte. — Da war dem Christian erst der Gedanke an eine Trennung aufgegangen. Nichts beschäftigte ihn seither so wie der, nichts quälte ihn so arg. Der Mutter war er seit seiner Ankunft ausgewichen, immer aus Angst vor dem entscheidenden Wort. — Christian wendete den Kopf. Die Mutter saß aufrecht. Scharfordnend ging ihr Blick in die Zukunft. Nur die Linni blieb so recht inmitten des Schmerzes um den Vater. Mit seinem Tode schien ihr das Leben un-

erträglich auf dem Hof; da gab es nur den starren Ernst, der immer auf schwere Zeiten hinarbeitete.

Der Schlitten hielt vor dem Tor. Linni blieb aufschluchzend stehen. Es war ihr ein fremdes Haus, in das sie eintreten sollte.

Ohne daß sie es verabredet hatten, gingen die Geschwister vorerst in das Zimmer des Vaters, das oben und nach der Wiese hinauslag, allwo der Lärm des Hofes niemals hindrang.

Für Linni war es der vertrauteste Ort des Hauses. Manche Tage hatte sie auf der Ofenbank gesessen mit ihrer Handarbeit, während der Vater aus dicken Büchern las und schrieb. Manchmal auch sprach er ihr von gar Wundersamem, von den geheimnisvollsten Dingen, vom Mond und von den Sternen. „Ja", fuhr sie aus dem Gedenken heraus an zu sprechen, „man brauchte den Vater nur zu fragen, auf jedes wußte er Bescheid, oftmals aber, wenn ich immer mehr wissen wollte, dann lächelte er mir zu und sagte: laß nur erst den Buben wieder daheim sein, dann sollt ihr beide alles miteinander haben."

Christian war, während Linni vom Vater sprach, fast scheu von einem Stück zum andern gegangen, das nur des Vaters gewesen ist. Von der schön geschnitzten Bettstatt weg zu den alten Truhen und den vielen Borden an den Wänden, worauf Bücher eingeordnet waren. Die Stube hatte noch vom warmen Lebenshauch des Vaters in sich.

Bis in die Ruhe hier oben drang das Kommen und Gehen im Hause. Jetzt mußten sie auch hinunter die Gäste bedienen beim Totenschmaus. Christian führte Linni sanft aus der Stube, schloß hinter ihr ab und steckte den Schlüssel in seine Tasche.

Die Luft in dem großen niedrigen Zimmer dünstete von dem Küchengeruch, welchen die verschiedenen Speisen hineindrängten, und durchsetzte sich schwerer noch mit dem Tran der Winterstiefel, die in der Wärme vom anhängenden Schnee tauten. Der Tisch war von einem Ende zum andern ausgezogen und die Eingeladenen saßen in derselben Reihenfolge daran wie bei andern feierlichen Anlässen hier auf dem Hofe. Der Ofen war überheizt. Der Pfarrer, der an dem obersten Ende saß, wischte sich häufig über die Stirne. Das verlegene Schweigen lastete auf der Runde, verdichtete auch noch die Luft als wie ein unsichtbares Netz, das sich aus den Gedanken eines jeden und von einem zum andern wob. Bei Linnis Taufe hatten sie zuletzt so dagesessen, die gleichen Leute. Nur mit dem Lehrer hatte es indessen gewechselt. Der heute

dem Andenken des Fritz von Tannen mitfeierte, war jung und erst seit einem Jahrzehnt im Amt. Sonst aber saßen sie alle da, die bei Veronikas Hochzeit und später bei den beiden Kindstaufen die Trinksprüche hielten. Der Tisch war in gleicher Weise mit dem Reichtum der Tannen bedeckt. Die dicke Forelle, die für feierliche Anlässe unten im See gefangen wurde, machte den Anfang der Mahlzeit, und richtig kam eben der Kalbsbraten genau so aufgarniert herein — der Pfarrer verbarg ein Lächeln unter dem wohlwollenden Blick, mit dem er die ordentlich geratene Schüssel betrachtete. Die Frau Veronika war so recht in die Fußtapfen der Hausfrauen hier oben eingetreten, auch nicht ein Haar breit darüber hinaus. Nach der Heirat drangen zwar die seltsamsten Gerüchte ins Dorf. Der Fritz von Tannen, so erzählte man sich, habe nach dem schweren Hochzeitsmahl, daran er schweigsam und weit weg von allen teilgenommen, die obere Stube bezogen und die Braut allein in die hochzeitliche Kammer einziehen lassen. Dann wieder kam eine Zeit, wo es den Anschein hatte, daß die Starrheit der Gewohnheiten hier oben der feinen Beweglichkeit weichen würde, die von dem Fritz ausging. Dies hielt nur wenige Jahre an, solange sich das starke Blut der Veronika nicht genugsam beruhigt hatte. Der Pfarrer schielte von unten herauf nach der Frau, die zu unterst der Tafel saß, steif in ihrer seidenen Oberländertracht mit den silbernen Kollerketten um das Mieder.

Christian und Linni reichten die Speisen herum, still mit niedergesenkten Blicken. Dem Lehrer war die Wärme und der Wein zu Kopf gestiegen. Seine Wünsche waren noch unerfahren und brannten ihm oft durch, wie junge Pferde. Er vergaß endlich, daß man einem Toten zu Ehren saß, und trank, und so oft ihn der Rock von Linni streifte, fuhr er mit der Hand darnach sie festzuhalten.

„Wollt nicht ein wenig hinsitzen und mittun?" wagte er leise und zärtlich das betäubende Schweigen zu unterbrechen.

„Ja, ja, das könntet ihr wohl", lächelte der Pfarrer listig. Er atmete ordentlich auf vor der fröhlichen Unerfahrenheit des Lehrers.

„Und auch du, Christian. Du sollst mal erzählen, wie herrlich die Welt draußen ist. Warst ja lang genug fort vom Heimatsdorf."

Die andern lachten ob des guten Witzes, denn alle wußten, daß der Christian all die Jahre niemals vom Breitenast weggekommen war. Christian sah verlegen auf. Frau Veronika hob den Kopf und warf einen Blick über die Tafel.

„Wollet den Segen sprechen, Herr Pfarrer." Kantig und gebieterisch fuhr die Stimme in die von Essen, Trinken und Schweigen erregten Menschen. Sie stand auf, um hinter dem Lehrer die Fensterscheibe aufzustoßen, daß die Abendluft scharf in das Zimmer schnitt, und wen ihre Stimme nicht genug gekältet hatte, der sah nun erschrocken und wie auf Ungehörigem ertappt um sich. Des Herrn Pfarrer erst fröhlich gerötetes Gesicht wurde tiefdunkel. In der beschämenden Verlegenheit verwechselte er den Spruch, spendete Glück und weiteres Gedeihen dem Hause, ohne des Toten mit einem Worte zu erwähnen.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Dr C. Mühling.

Wieder tönt durch das Erinnern der Menschheit die Himmelsbotschaft von Bethlehem. Aber die Welt starrt in Waffen, und Blut rötet die Erde. Im fernsten Osten fließt es in Strömen, und an Afrikas Mittelmeerküste mischt es sich mit dem Sand der Wüste. Über das Abendland aber zog eine finstere Wolke, die in ihrem Schoße den Blitz barg, der den Weltkrieg entzünden konnte. Sie ist über unsere Köpfe dahingezogen, ohne sich zu entladen, aber sie droht noch fern am Horizont und kann, wenn der Wind sich dreht, die Staaten Europas wieder in ihre Schatten hüllen.

Das zahlreichste Volk der Erde, das so fest wie kein anderes in die Fesseln einer starren, durch Jahrtausende geheiligten Tradition geschmiedet war, erhebt sich gegen seine Dynastie und gegen seine ehrwürdigen Institutionen und öffnet die Tore seines Riesenreiches weit dem Geiste der neuen Zeit. Die Stürme der Freiheit brechen die Mauern der verbotenen Stadt, und ein Volk von vierhundert Millionen geknechteter Menschen gewinnt sich die freieste Verfassung. Ob freilich das in seiner uralten, über Hunderte von Generationen vererbten Kultur fast versteinerte Volk von diesem schrankenlosen Selbstbestimmungsrecht überhaupt Gebrauch machen kann, ist außerordentlich zweifelhaft. Es ist wohl möglich, daß auch diese Revolution eine Tyrannis gebiert. Mehr als je bedarf China eines großen Erziehers von der abgeklärten Weisheit des Konfutius. Ersteht ihm ein solcher überlegener Geist nicht, so kann das Chaos, das die Revolution jetzt heraufbeschworen hat, sich verewigen. Wenn diese beispiellose Umwälzung, diese gewaltsame Ablösung einer uralten Staatsauffassung durch ihr Extrem im Abendlande nur empfunden wird wie ein in weiter Ferne rollendes Gewitter, dessen Blitze keine Schrecken haben, sodaß nicht einmal der Kurs der chinesischen Staatspapiere an den europäischen Börsen wesentlich gesunken ist, so liegt das nur daran, daß alle Interessen Europas durch nähere Sorgen in Anspruch gegenommen werden. Ist doch nicht nur ein anderes asiatisches Reich, das dreimal so groß ist wie Deutschland, im Begriff, in Trümmer zu sinken, sondern bröckelt doch ein Stück nach dem anderen vom Staatskörper des Islams ab, so daß es scheint, als ob die Heilkunst, die ihn auf den Kongressen von Paris und Berlin mühsam zusammenflickte, endlich versagen will. Den muhamedanischen Staaten scheint die Freiheit in der Tat kein Glück zu bringen. Kaum hatte sich Persien eine Verfassung gegeben, so rief die innere Zwietracht, die sie erzeugte, die alten Rivalen ins Land, und im englisch-russischen Vertrag von 1907 wurde sein Schicksal besiegelt. Denn heute bedeuten Verträge, die zwei Mächte zur Aufrechterhaltung der Selbständigkeit einer dritten schließen,

das Gegenteil ihres so menschenfreundlich verkündeten Zwecks. So rüsten sich denn England und Rußland zur Teilung des persischen Reiches, zu dessen Erhaltung sie sich verbündet hatten. Und auch der Türkei wird kurze Zeit nach ihrem Eintritt in den Kreis der Verfassungsstaaten die tiefste Wunde geschlagen, die seit dem Kongreß von Berlin ihren kranken Körper geschwächt hat. Das liegt wohl daran, daß die muhamedanischen Staatseinrichtungen mit eisernen Ketten an die Religionslehren des Islam gebunden sind. Wenn christliche Völker den Absolutismus ihrer Regierungen beseitigten, so beschränkten sie die Macht eines Menschen. Die Muhamedaner, die sich eine Verfassung schaffen, fesseln einen Gott. Denn die Staaten des Islam sind Theokratien, und als solche haben sie alle ihre weltgeschichtlichen Erfolge errungen. Unter allen Staatsformen ist aber die Theokratie diejenige, deren Eigentümlichkeiten mit den Einrichtungen des modernen Konstitutionalismus am wenigsten vereinbar sind. Der Islam aber hat, als die politischen Ideen der neuen Zeit auch seine Staatengebilde eroberten, seine Religionslehren in keinem Punkte reformiert. Und darum klafft ein ungeheurer Widerspruch zwischen der Theorie und der Praxis seines staatlichen Lebens, der es so lange nicht gesunden lassen wird, bis ihm der große Reformator seiner Religion erscheint. Inzwischen aber machen die Bedürfnisse der europäischen Staaten nicht mehr Halt an den Grenzen seiner so weit auseinander gelegenen und darum so schwer zu verteidigenden Gebiete.

Nur einem solchen Bedürfnis — das muß einmal deutlich ausgesprochen werden — gehorchte Italien, als es den Zug nach Tripolis unternahm. Wenig Ähnlichkeit freilich hat dieser Zug mit jenem anderen Zuge, den ganz Europa vor fünfzig Jahren mit begeistertem Jubel begrüßte, und auf den Tafeln der italienischen Geschichte wird die Chronik seiner Kämpfe gewiß nie so hell erglänzen wie der stürmische Siegeslauf der Tausend; aber das darf uns nicht hindern, anzuerkennen, daß die Eroberung von Tripolis für Italien eine Lebensfrage ist. Wenn es seinen Einfluß im Mittelmeere, auf das seine geographische Lage es angewiesen hat, nicht verlieren und damit aus der Reihe der Großmächte nicht ausscheiden und in die Ohnmacht nicht zurücksinken wollte, die es in der Zeit seiner Zerstückelung zum unglücklichsten Lande Europas machte, so durfte es nicht dulden, daß Tripolis die Beute einer anderen Macht wurde. Wenigstens den seinen Küsten am nächsten gelegenen Teil des nördlichen Afrika durfte es seinem Einfluß nicht entziehen lassen. Und die Gefahr, ihn zu verlieren, war allerdings in greifbare Nähe gerückt durch die Auslieferung Marokkos an Frankreich. Als Frankreich im Jahre 1881 das Protektorat von Tunis übernahm, da erstickte Garibaldi in seiner Brust alle seine Sympathie für den gallischen Nachbar, an dessen Seite er gegen Deutschland gekämpft hatte. Damals schrieb er: „Die italienische Trikolore ist durch den Schmutz der Straßen von Marseille geschleift worden. Sie muß rein gewaschen werden.“ Wir

sollten unserem Verbündeten das Recht zugestehen, sich an jene Worte seines Volkshelden zu erinnern, und die deutsche Presse hätte gut daran getan, wenn sie schon den Zug nach Tripolis nicht mit ihren Sympathien begleiten wollte, wenigstens seine Beweggründe zu würdigen und immer wieder darauf hinzuweisen, daß die einzige abendländische Macht, gegen die er gerichtet ist, dieselbe Macht sei, die vor dreißig Jahren die italienische Trikolore durch die Straßen von Marseille schleifte. Die Kanonen des Carlo Alberto sind gegen Frankreichs afrikanische Expansionsgelüste gerichtet. Noch besteht der Dreibund, und wenn auch seine Defensivkraft abgenommen hat, so haben wir doch vorläufig nichts Besseres an seine Stelle zu setzen. Für Italien verliert er jeden Wert, wenn er ihn im Stich läßt, wo es zur Behauptung seiner Großmachtstellung zu den Waffen greift. Durch das Schmähen unseres Verbündeten gewinnen wir doch die Sympathien der Türkei nicht wieder. Die will Taten sehen. Zu den Taten aber, die sie von unserer Freundschaft erwartet und die ihr allein nützlich sein können, ist keine Zeit weniger geeignet als die letzten Monate dieses kriegsschwangeren Jahres.

Wenn diese Zeilen gelesen werden, dann werden die Verträge, die Deutschland mit Frankreich über Marokko und die Kongokolonie geschlossen hat, von der französischen Kammer angenommen worden sein, und wie von einem Alp befreit wird Europa aufatmen. Denn durch diese Verträge wird ein Streit erledigt, der wie kein anderer seit dreißig Jahren die Gefahr eines Krieges in sich barg. Wäre dieser Krieg zum Ausbruch gekommen, so würde er nicht um den Besitz Marokkos oder um einen Anteil an diesem Besitz von Deutschlands Seite geführt worden sein, denn dieser Besitz wäre nicht nur nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert gewesen, sondern sogar ein Moment der Schwäche für Deutschlands bedrohte Stellung in Europa geworden. Wer das leugnet und darauf hinweist, daß doch Frankreich den Besitz Marokkos für eine Stärkung seiner Macht hält, der vergißt, daß der Wert, den der Besitz eines Gebietes für einen Staat hat, nicht nur von der Fruchtbarkeit seines Bodens und dem Reichtum seiner unterirdischen Schätze abhängt, sondern von zahlreichen anderen Faktoren, unter denen der wichtigste, ja der ausschlaggebende die geographische Lage dieses Landes ist. Eine Kolonie, die beständig gegen die Ansprüche von zwei Großmächten verteidigt werden muß — und eine solche Kolonie wäre Marokko auch nach einem glücklichen Kriege für uns gewesen — die aber vom Mutterlande aus nur durch eine zehntägige Schiffsreise an den Küsten dieser feindlichen Mächte erreicht werden kann, wird nur durch eine Flotte behauptet werden können, die so stark ist, daß sie unter allen Umständen die freie Verbindung des überseeischen Besitzes mit dem Mutterlande sichert. Eine Flotte aber, die gegen die verbündete Kriegsmacht Englands und Frankreichs den Kanal forcieren könnte, wird Deutschland niemals besitzen, wenn es nicht seine Stellung als Landmacht aufs Spiel setzen will. Wer das Gegenteil behauptet, der

leidet an patriotischem Größenwahn. Darum wäre der Besitz Marokkos ein Moment der Schwäche für Deutschland gewesen, und kein vernünftiger deutscher Staatsmann hätte den Krieg, den die Marokkofrage im Schoße barg, um den Besitz dieses afrikanischen Landes entfesseln können.

Um was er geführt worden wäre, das haben Lloyd George und Bethmann-Hollweg in ihren letzten, vom Standpunkte beider Staatsmänner ganz vortrefflichen Reden mit vollkommener Klarheit ausgesprochen. Sind auch die wirtschaftlichen Interessen, die Deutschland in Marokko hat, im Vergleich zu seinem Milliardenhandel nur von ganz geringfügiger Bedeutung, so darf doch niemand diese wirtschaftlichen Interessen antasten, ohne sich vorher mit ihm ins Einvernehmen gesetzt zu haben, und zwar aus demselben Grunde, aus dem ein Mann, der sich auch nur ein Haar aus seinem Barte reißen läßt, ohne zuzuschlagen, sehr bald von seinen Feinden verachtet, von seinen Freunden verlassen werden wird. Die Gefahr war vorhanden, daß ohne Deutschlands Mitwirkung über das Schicksal Marokkos entschieden wurde. Nur diese Gefahr und nicht der Streit über den Besitz Marokkos bedrohte den Frieden. Unserer Regierung ist es gelungen, diese Gefahr aus dem Wege zu räumen. Sie hat bei Feinden und Freunden die Überzeugung befestigt, daß die Lösung wichtiger Fragen, an denen Deutschland, wenn auch nur in geringfügigem Maße, interessiert ist, nur um den Preis eines Krieges ohne Deutschland möglich ist. Und dafür muß das deutsche Volk ihr Dank wissen. Denn auch in der Befestigung dieser Überzeugung liegt eine Bürgschaft des Friedens.

Sozialpolitische Rundschau.

Von Dr. Franz Oppenheimer.

„Si vis pacem . .“

Unsere Zeit steht im Zeichen des Wettrüstens. Wie im internationalen Leben die Großmächte einander durch immer neue Bataillone, Batterien, Aeroplane, Luftkreuzer, Dreadnoughts und Unterseeboote zu übertrumpfen versuchen, so rüsten sich im nationalen Leben die feindlichen Großmächte, Kapital und Gewerkschaften, mit immer strafferer Organisation, mit Anhäufung immer größerer Mengen von „Kriegsbedarf“ nach dem Rezepte Montecuculis. Das „para bellum“ wird allerorten beherzigt, aber es wird immer zweifelhafter, ob wir damit wirklich „pacem“ erzielen. Weil Deutschland so tatkräftig rüstet, fühlt England sich bedroht, und der Krieg stand bereits vor der Tür. Weil Italien so stark gerüstet hatte, steckte es Tripolis ein, Rußland folgt in Persien seinem Beispiel, und wer weiß, was das neue Jahr bringt. Nicht anders im nationalen Leben! Überall gewaltige Kämpfe. Dem französischen folgte der englische Eisenbahnerstreik, jetzt eben haben in Berlin zwei Massenkämpfe, die Aussperrung der Metallarbeiter und der Streik in der Konfektionsindustrie, einen Abschluß gefunden, der mindestens im zweiten Falle nur ein kurzer Waffenstillstand sein kann.

Nicht alle Blütenträume sind

gereift, die die wohlmeinenden Freunde der Sozialreform erhofft hatten. Werden die gewerblichen Kämpfe auch seltener, so ist es doch zweifelhaft, ob sie nicht durch ihren Umfang ebenso viel Schaden am Wirtschaftsleben stiften wie früher. Selbst die vergötterte Panazee, der langfristige Tarifvertrag, schützt nicht so unbedingt vor Erschütterungen, wie seine Anhänger früher glaubten: der Tarifbruch der Maschinenmeister im Zeitungsgewerbe war ein Sturmsignal.

Unter diesen Umständen ist es nicht erstaunlich, wenn sich immer mehr Stimmen zu dem Chor derer gesellen, die verkünden, daß die Kompottschüssel der Arbeiter nunmehr gefüllt ist. Man muß sich klar darüber sein, daß sich in dem letzten Jahrzehnt in der Stimmung unseres Großbürgertums ein Umschlag vollzogen hat. War am Ausgang des vorigen Jahrhunderts jeder Mensch, der auf sich hielt, mindestens „Gefühlssozialist", so ist jetzt unter den Snobs und ihrem Anhang Nietzsche Trumpf; der reuelose Egoismus der prachtvollen blonden Bestie steht dem „Gent" nach heutiger Mode besser zu Gesicht, als der „Gefühlsdusel". Diese Umstimmung ist die Folge der großartigen industriellen Entwickelung Deutschlands, die auf der einen Seite die kapitalistische Plutokratie zu immer größerem Einfluß kommen ließ, und die auf der andern Seite das wirkliche, „absolute" (nicht „relative) Elend des Proletariats sehr stark gemildert hat. Die Furcht vor dem politischen Einfluß der Arbeiterpartei kommt hinzu, deren gigantisches Wachstum ebenfalls eine Auswirkung unserer industriellen Entwickelung ist.

Jene Umstimmung zeigt sich aufs klarste im „Oberbau", in Kunst und Wissenschaft. In der Kunst, wo die „Elendsmalerei" der neunziger Jahre durch heiterer stimmende Objekte verdrängt worden ist; in der Wissenschaft, wo sich gegen die führenden Ökonomisten und Soziologen des 19. Jahrhunderts, die Kathedersozialisten, eine ganze, immer wachsende Schar „neoliberaler" Theoretiker zusammenfindet, die die „Hero-worship" Carlyles auf das Wirtschaftsleben übertragen wollen — ganz gegen Carlyles Meinung — und am liebsten allen Kapitalprofit als „Genielohn" servieren möchten: Ehrenberg, Wolf, Pohle und andere.

Pohle hat neuerdings in einer sehr temperamentvollen Streitschrift „Die gegenwärtige Krisis in der deutschen Volkswirtschaftslehre" (Leipzig 1911) den Kathedersozialismus mit der Behauptung angegriffen, „wissenschaftliche Sozialpolitik" sei eine Unmöglichkeit. Man wird ihm zu einem Teil recht geben müssen: die Sozialpolitik, die von jenen Kreisen empfohlen und betrieben wird, ist in der Tat nicht im mindesten wissenschaftlich orientiert, sondern sucht nur auf irgend einer „mittleren Linie" zwischen den praktischen Gegensätzen zu vermitteln, und — darin hat Max Weber völlig recht, — die mittlere Linie ist nicht um ein Haar wissenschaftlicher als eins der beiden Extreme. Dennoch hat Pohle „im Oberstock" entschieden unrecht. Es

existiert positiv kein an Geist und Gemüt gesunder Mensch, der die heutige „Ordnung" genau so wie sie ist, mit ihrer ins Groteske verzerrten Verteilung der Güter über die Klassen, für gerecht, vernünftig und volkswirtschaftlich nützlich erklären würde; es existiert wahrscheinlich ebenso wenig ein vernünftiger und sittlicher Mensch, der der Gesellschaft nicht die Aufgabe zuspräche, wenigstens hier und da einzugreifen, um die schlimmsten hygienischen und sittlichen Schäden einzuschränken, keiner, der noch glaubte, daß unter den heutigen Verhältnissen die Gesundung überhaupt oder doch schnell genug aus dem freien Spiel der Kräfte von selbst kommen könnte. Pohle selbst wird die Industrie der Phosphorzündhölzer nicht wieder einführen wollen und sicherlich dafür eintreten, daß der italienische Staat Ordnung in die sizilianischen Schwefelbergwerke mit ihrer unerhörten Kinderausbeutung bringe.

Man soll also nach einer wissenschaftlichen Grundlegung der Sozialpolitik streben, und sie ist trotz Pohle erreichbar; es gibt, trotz Pohle, Wertmaßstäbe wissenschaftlicher Art, an denen unsere Ordnung geaicht werden kann, noch außer dem einzigen, den er selbst anerkennt, dem hygienischen. Bis aber die wissenschaftliche Grundlage geschaffen ist, haben wir eben unwissenschaftliche Sozialpolitik zu treiben, auch auf die Gefahr hin, daß wirklich einmal zu viel geschehen könnte — eine Gefahr, die im übrigen weit ferner liegt als ihr Gegenteil. Denn was heute den Staaten abgerungen werden kann, ist wirklich weniger als das Minimum des durchaus Notwendigen. Das ergibt sich klar aus der Erniedrigung des physischen und psychischen Standard unserer Nation, die die Statistik unbarmherzig Jahr für Jahr in unsere Ohren donnert: die Zahl der tauglichen Rekruten sinkt, und die der jugendlichen Verbrecher steigt! So lange dieses Menetekel nicht von der Wand unseres stolzen Palastes verschwindet, mag die unwissenschaftliche Sozialpolitik drängen, soviel sie kann: sie wird niemals entfernt erreicht haben, was Mindestforderung jeder wissenschaftlichen Sozialpolitik sein müßte!

Immerhin: auch diese Stimme ist ein Zeichen dafür, wie viel enger sich die Gegner jeder rationellen Zukunftsgestaltung zusammenschließen. Die Gegensätze verschärfen sich sichtlich, und da ist es gut, sich klar zu machen, daß der große deutsche Wahlkampf vom 12. Januar 1912 sich als um seine zum Teil verborgene Angel **ganz und gar um die Sozialreform dreht**.

Um das zu verstehen, muß man freilich den Begriff weiter fassen, als das sonderbarerweise gewöhnlich geschieht. Man muß nicht nur an die Industriearbeiter denken, sondern die Landarbeiter mit berücksichtigen. Der innerpolitische Kampf in Deutschland gilt vor allem der Stellung des Agrariertums, und das steht und fällt mit der Verweigerung der Sozialreform **für die Landarbeiter**. Der Großgrundbesitz ist glatt geliefert, wenn die Landarbeiter das Vereins- und Versamm-

lungsrecht erhalten — und wirklich ausüben dürfen. Dann steigt ihr Lohn schnell so hoch, daß die Grundrente einschrumpft. Und das bedeutet das Ende des Agrarismus und des alten feudalistischen Preußen. Daher der verzweifelte Widerstand der in ihrer Existenzgrundlage Bedrohten gegen jede freie Gestaltung der Verfassung im Reiche und im Staate. Daher das Bündnis mit dem Zentrum, in dem trotz aller christlichen Gewerkschaften doch noch der Agrarfeudalismus vorherrscht, daher das Liebäugeln des rechten Flügels der Nationalliberalen, der Vertreter der Schwerindustrie, mit den Agrariern, deren Bergwerksrente und Hüttenprofit durch keine andere Maßnahme so schwer geschädigt werden kann, als durch eine Hebung der Landarbeiter. Denn: je schlechter diese stehen, um so größer ist die Abwanderung in die Industriebezirke, um so größer der Lohndruck, um so tiefer der Lohn, um so höher der Gewinn!

Das ist der strategische Schlüssel der Aufstellung. Wenn das Zentrum in den letzten Nachwahlen so viel Sitze verloren hat, so ist hier die Lösung zu suchen: seine Wähler aus dem Arbeiter- und Kleinbauerstande machen die großagrarische Richtung nicht länger mit. Die Spaltung geht mitten durch die früher so einheitliche Partei; auch Dr. Heims Bauernbund fordert ein Stück „Sozialpolitik" für die Kleineren auf dem platten Lande im Süden, wie der norddeutsche Bauernbund für den Norden.

Die Scharen haben sich zur Schlacht geordnet. Nur wenige stehen noch unentschlossen zwischen den Heeren, ungewiß wohin sie sich zu wenden haben.

Da ist es ein wichtiges Zeichen der Zeit, daß ein Mann wie Graf Posadowsky es für seine Bürgerpflicht erachtet hat, sich selbst in die Reihen zu stellen und seine mächtige Stimme gegen die Bremser aus Eigennutz und für die Fortführung der Sozialreform zu erheben. Ein konservativer Mann, gewiß! königstreu und besonnen, ein Feind aller überstürzten Neuerungen! Und doch: im Namen der allgemeinen Wohlfahrt, im Namen des Volkes als einer lebenden Gesamtheit erhob er seine Stimme gegen die kurzsichtige Politik der Klasseninteressen. Wie sein politischer Gesinnungsgenosse Sismondi verwarf er die „Profitwissenschaft", die Chrematistik, und verlangte von der Ökonomik, sie solle sein „die gute Regel des Hauses und des Staates". Wie Friedrich List warnte er vor dem Raubbau an den produktiven Kräften der Nation und verlangte ihre pflegliche Förderung.

Hier sprach dasjenige Element, auf dem Preußens Größe seit Jahrhunderten ruht, das in Preußen auf die Dauer immer die Richtung bestimmt hat: der „Geheimrat", der politisch konservative, aber kulturlich liberale höhere Bureaukrat. Und wir haben zahlreiche Gründe, um anzunehmen, daß Graf Posadowsky die Anschauung seiner meisten Amtsgenossen ausgesprochen hat. Der „Geheimrat" bemerkt mit Entsetzen, wie eine aller Kultur und allen geschichtlichen Verantwortungsgefühls bare Klasse den Staat dem Abgrund zu-

drängt, und immer reifer wird in ihm der Entschluß, ein Ende damit zu machen. Jeder Kenner der Bureaukratie weiß, daß ihr die agrarische Mißwirtschaft und das Bündnis mit der Kaplanokratie längst zur größten Gefahr der Entwickelung geworden ist; ja, es gibt nicht Wenige, die in unserm gegenwärtigen Reichskanzler einen der geistigen Führer dieser reaktiven Bewegung zu erkennen glauben. Wer weiß: einen typischeren „Geheimrat" als ihn hat es niemals gegeben.

Aber, dem sei wie immer: der zwölfte Januar entscheidet für ein Jahrfünft über den Fortschritt oder Abbau der deutschen Sozialreform. Dessen sollen sich alle Wähler bewußt sein. Sie ist das Schibboleth der Parteien.

Koloniale Rundschau.
Von Otto Jöhlinger:

Das verwaiste Kolonialamt.

Als sich im Jahre 1910 Deutschlands erster Kolonialminister Bernhard Dernburg in sein „koloniales Friedrichsruh" zurückzog, da ahnte niemand, daß kaum ein Jahr später von neuem Umschau nach einem anderen Träger des Kolonialportefeuille gehalten werden mußte. Dabei wird es jetzt keineswegs leicht werden, den rechten Mann für diese Stelle zu finden, eine Stelle, die kurze Zeit hintereinander zwei Männer aufrechten Charakters und ehrlicher Überzeugung verlassen haben. Aber nicht nur Lindequist, Dernburgs direkter Nachfolger, hat seinen Posten aufgegeben, es sind noch mehr tüchtige und tatkräftige Beamte, die das Reichskolonialamt jetzt verloren hat: der Wissenschaftler der Schutzgebietsbehörden Geheimrat Professor Freiherr von Danckelmann und der Referent für Südwestafrika Wirkliche Legationsrat Dr. von Jakobs haben ihre Entlassung genommen. Daß der Rücktritt Danckelmanns ebenso wie derjenige Lindequists die Konsequenz der Kongokompensationen war, ist längst bekannt, und es ist bedauerlich, daß uns der mit Schlafkrankheit, Konzessionsgesellschaften, schlechten Verkehrswegen und tropischem Klima hypothekarisch belastete Kolonialzuwachs solche Opfer an tüchtigen Kolonialpolitikern gekostet hat.

Aber wir müssen den Männern, die lieber auf ihr Amt verzichtet haben, als ihre Überzeugung zu unterdrücken, dankbar dafür sein, daß sie rechtzeitig dem deutschen Volke die Augen darüber geöffnet haben, wie wirkliche Fachkenner die Situation beurteilen. Ja nach dem, was man jetzt hört, scheint die Ära der Entlassungen im Kolonialamt noch gar nicht abgeschlossen zu sein, und der neue Herr wird im Amte vor allem Sorge haben, die offen gewordenen Posten mit den geeigneten Männern zu besetzen, an denen wir gerade keinen Überfluß haben.

Wer Lindequist näher gekannt und seine Arbeitsweise beobachtet hat, der kann — trotz aller offiziösen Schmähungen — nur bedauern, daß es diesem Manne nicht vergönnt war, sein Programm ganz durchzuführen. Es hat Lindequist nicht an Gegnern

gefehlt, und er ist mehrfach Gegenstand von Angriffen gewesen, aber alle, sowohl Freunde wie Gegner mußten zugeben, daß er unbedingt ein vornehmer Charakter war, dessen persönliche Liebenswürdigkeit den dienstlichen Verkehr mit ihm ungemein erleichterte. Gewiß, Lindequist und Dernburg waren grundverschiedener Natur, was ja auch angesichts des völlig verschiedenartigen Entwickelungsganges, des Unterschiedes der Herkunft und der Ansichten recht erklärlich war. Man hat aber nicht mit Unrecht Lindequist den Schüler Dernburgs genannt, trotzdem Lindequist schon mehr als ein Jahrzehnt im Kolonialdienste gestanden hatte, ehe Dernburg seine Staatstätigkeit, die mit so beispiellosem Erfolge gekrönt war, begann. Und trotzdem, Lindequist hat von seinem Vorgänger sehr viel gelernt und man sieht in zahlreichen seiner Handlungen, wie er bestrebt war, in den Bahnen Dernburgs zu wandeln. Man denke nur an Lindequists größtes Verdienst, die Schaffung der wirtschaftlichen Kommission, die Verwaltung und kaufmännische Praxis miteinander in enge Fühlung bringen soll. Auch die Fortführung Dernburgscher Kolonialpolitik, wie den Ausbau unseres kolonialen Eisenbahnnetzes (Strecke Tabora — Tanganjika-See), die Förderung des kolonialen Baumwollbaues und vor allem die strikte Durchführung der von Dernburg so erfolgreich eingeführten Diamantenpolitik, beweisen, daß er — von kleinen Abweichungen abgesehen — ein unbedingter und überzeugter Anhänger seines Vorgängers war. Ja es ist sogar ein wesentliches Verdienst Lindequists gewesen, daß er an der mit Unrecht so vielfach angefeindeten Diamantenpolitik strikte festgehalten hat; mit der ihm eigenen Zähigkeit widersetzte er sich den Kriegssteueranträgen des Zentrumsabgeordneten Erzberger, die Südwestafrika ruiniert hätten, hielt er den von Dernburg geschaffenen „Diamantenvertrag" mit der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika trotz aller Angriffe aufrecht und ließ endlich die Diamantenregie, d. h. das staatliche Verkaufssyndikat für unsere südwestafrikanischen Diamanten in unveränderter Form bestehen. Hierfür müssen wir ihm dankbar sein, denn die Versuche von interessierter Seite, eine Bresche in das feste Gefüge der fiskalischen Diamantenpolitik zu legen, sind nicht gering gewesen, trotzdem diese Politik dem Fiskus und damit wieder dem Schutzgebiet Südwestafrika viele Millionen Mark jährlich zugeführt.

Lindequist war nun nicht nur aus praktischen oder politischen Erwägungen heraus ein Anhänger seines Vorgängers und Meisters, nein, es war ihm direkt eine Herzenssache, anzuerkennen, was Deutschland diesem Manne verdankt. Er hat es oft genug im Reichstage ausgesprochen, aber auch im engen Kreise, im Kolonialamt und wo auch immer Gelegenheit war, wies er darauf hin, daß alle seine Verdienste ohne die Arbeit Dernburgs unmöglich gewesen wären. Das Interesse der kaufmännischer Kreise und damit

vor allem der freisinnigen Parteien, das hat keiner so zu wecken verstanden, wie der aus dem Kaufmannsstande hervorgegangene Minister. Man hat nun Lindequist bei seinem Ausscheiden den Vorwurf gemacht, daß er die Entscheidung wichtiger Fragen verzögert habe. Die Pomona-Angelegenheit, die Hypothekenbankfrage, die Abänderung des Ausfuhrzolles auf Diamanten und dergleichen. Hierzu ist aber zu bemerken, daß ein Teil dieser Fragen äußerst schwierig ist und ohne weiteres nicht erledigt werden kann. Hierzu kommt, daß Lindequist schon vor längerer Zeit — kurz nach Beginn der Marokkoaffäre — aus dem Amte zu scheiden beabsichtigte. Er wollte deshalb wichtige Fragen der Entscheidung seines Nachfolgers überlassen, den er ja noch gar nicht kannte, und dem er nicht vorgreifen wollte. Man hat nun hieraus Lindequist ebenso einen Vorwurf gemacht, wie man andererseits es Dernburg verübelt hatte, daß er vor seinem Ausscheiden „reinen Tisch" gemacht und schwebende Verträge vorher erledigte. Geschimpft wurde in beiden Fällen! More germanico — — —

Philosophische Rundschau.
Von Prof. Dr. Ludwig Stein.

Aus der erdrückenden Fülle der philosophischen Erscheinungen der Gegenwart sollen hier jeweilen diejenigen Werke herausgehoben werden, welche entweder eine philosophische Richtung zu bedeutsamem Ausdruck bringen, oder ein bestimmtes philosophiegeschichtliches, metaphysisches, logisches, erkenntnistheoretisches, psychologisches, ethisches, ästhetisches oder soziologisches Problem in bemerkenswerter Weise fördern. Es kann sich unmöglich um eine erschöpfende Gesamtübersicht handeln, wie sie Fachzeitschriften geben, sondern nur um ein Heraussieben der wenigen Körner aus der Spreu. Ich behalte mir vor, über einzelne Strömungen der Philosophie der Gegenwart so zusammenfassend zu berichten, wie ich dies in meinen „Philosophischen Strömungen der Gegenwart" (Stuttgart, Enke, 1908) für die führenden Richtungen der zeitgenössischen Philosophie getan habe. Heute möchte ich die Aufmerksamkeit der Leser von „Nord und Süd" auf eine Bereicherung unserer Kenntnis von Spinozas Leben und Lehre lenken, die wir einer jüngeren Publikation danken.

Es geschehen nämlich unter unseren Augen Zeichen und Wunder. Ein Jesuitenpater schreibt unter rückhaltloser Zustimmung seiner vorgesetzten Kirchenbehörden, die ihm ihr „Imprimatur" erteilten, ein 633 Seiten umfassendes Buch über den jungen de Spinoza. Vor nicht viel mehr als einem Jahrhundert wagten sich nur die Aufgeklärtesten und Fortgeschrittensten an den gefürchteten „Erzketzer" heran. Lessing klagte noch in seinem berühmten Gespräch mit Jacobi, das im Leben Moses Mendelssohns eine so verhängnisvolle Rolle spielen sollte, daß „die Leute noch immer über Spinoza reden, wie von einem toten Hunde". Erst Herder, Fichte und Schelling brechen dem Spinozismus in Deutschland die Bahn. Hegel vollends

setzt diesem Neuspinozismus, dessen wärmster Fürsprecher Goethe war, durch seinen Ausspruch die Krone auf: wenn man anfängt zu philosophieren, muß man zuerst Spinozist sein, die Seele muß sich baden in diesem Äther der einen Substanz, in der alles, was man für wahr gehalten hat, untergegangen ist. Und jetzt tritt der Jesuitenpater Stanislaus von Dunin-Borkowski mit einer umfänglichen, weit ausholenden Spinoza-Biographie auf den Plan. Bei Aschendorff in Münster erschien kürzlich sein Opus: Der junge de Spinoza. Leben und Werdegang im Lichte der Weltphilosophie.

Inmitten der antimodernistischen Bewegung, welche von Rom ausgeht und jede Regung selbständiger Stellungnahme gegenüber den großen Lebensfragen im Keime ersticken möchte, lebt ein geistiger Einsiedler, der es wagen darf, sich liebevoll und einfühlend, ja mit einer geradezu klösterlichen Inbrunst in die Seele des jungen Spinoza zu versenken, um ihrer mittelst geschichtlichen Nachtastens habhaft zu werden. Viele Jahre seines Lebens hat der Verfasser mit der „Andacht zum Kleinen und Kleinsten" ausschließlich dieser Aufgabe widmen, fast alle großen Bibliotheken Europas durchforschen, in Amsterdam herumstöbern, in viele Literaturgebiete sich einarbeiten, ja vergraben, Holland, Spanien und Portugal aufsuchen müssen, um den Spuren des Weltweisen von Amsterdam sorgsam nachzugehen und jene Quellen aufzudecken, aus denen der junge de Spinoza sein Bestes und Tiefstes geschöpft hat. Dabei gehört v. Dunin keineswegs zu jener Ecclesia militans wie der streitbare Jesuitenpater Wassmann, der die Biologie revolutionieren möchte, und im Jahre 1907 in Berlin den Kampf um Darwinismus und Entwicklungslehre mit bemerkenswerter Energie geführt, wenn auch nicht zum Austrag gebracht hat. Eher gemahnt er an den Franziskanermönch Pater Expeditus Schmidt, dessen literarhistorischem Essayband „Anregungen" (1909) unverfängliche Fachmänner wegen seines Strebens nach Unparteilichkeit Beifall zollen. Ohne seinem kirchlichen Standpunkt das geringste zu vergeben, versucht es von Dunin, die Spinozaforschung, welche seit den grundlegenden Werken von Couchoud (1902) und Freudenthal (1904) einen gewaltigen Aufschwung genommen hat und augenblicklich im Mittelpunkt des philosophiegeschichtlichen Interesses steht, — die Biographie Meinsma's erscheint in deutscher Übersetzung, Wenzel, Erhardt, Baensch und Anna Tumarin mühen sich um neue Spinoza-Auffassungen —, um ein gutes Stück weiterzuführen. Es gelingt ihm nicht bloß, alles Bekannte zusammenzufassen und übersichtlich zu gliedern, sondern auch neues Material herbeizuschaffen und für die Forschung fruchtbar zu machen. Kaum hat v. Dunin sein großes Werk, das Spinozas Leben bis zum Jahre 1656 behandelt, d. h. bis zur Verhängung des großen Bannes, abgeschlossen und der Öffentlichkeit übergeben, da strömte ihm wieder neuer Stoff zu, den er als „Nachlese zur ältesten Geschichte des Spinozismus" im Oktoberheft des 24. Bandes meines

„Archiv für Geschichte der Philosophie" veröffentlicht.

Dieses Lebenswerk von Dunins ist auf eine breite geschichtliche Basis gestellt. Wenn er 633 Seiten großen Formats brauchte, um den inneren Werdegang des größten aller Pantheisten zu schildern, bevor dieser sein 24. Lebensjahr erreicht hatte — Spinoza war, wie sein großer philosophischer Zeitgenosse, Locke, 1632 geboren, — so müßte der noch außenstehende zweite Band, welcher das fertige Lebenswerk Spinozas zu schildern und wissenschaftlich zu zergliedern haben wird, mindestens denselben Umfang beanspruchen. Denn von Dunin beschränkt sich nicht auf das Biographische allein, sondern er verflicht sehr geschickt den Denkinhalt der Werke Spinozas in die Darstellung seiner inneren Entwicklungsgeschichte. Das rein Biographische an Spinoza, der im Alter von 44 Jahren an der Schwindsucht starb, mit welcher er, wie wir von seinem Arzt Schuller wissen, erblich belastet war, wäre auf wenigen Seiten erschöpfend zu behandeln. Was den Spinozaforscher daher berechtigt, den biographischen Rahmen so weit zu spannen, wie dies bei von Dunin geschieht, das ist jenes unendlich reiche innere Erleben, das Zuströmen, das Sichkreuzen hundertfältiger Eindrücke, welches dem kurzen Leben Spinozas, der ja nur der Mann eines Buches war, Ewigkeitsgehalt verleiht.

Den Anteil des Judentums, der angestammten Religion Spinozas, von welcher er sich niemals endgültig losgesagt hat, zumal es den Begriff der Konfessionslosigkeit damals noch nicht gab und der Übertritt zu irgend einer der christlichen Sekten von Spinoza in keiner Weise förmlich vollzogen wurde, hat bisher niemand in solchem Umfange anerkannt, wie von Dunin. Die Märchen von seiner Taufe und Aufnahme in die reformierte Kirche, heißt es bei v. Dunin, verdienen natürlich keine Widerlegung. Auch im philosophischen Höhepunkt des Spinozismus, sagt v. Dunin in der intellektuellen Liebe zu Gott, finden wir ähnliche Triebe der Jugendreligion, wie sie uns im ethischen Höhepunkte der Lehre de Spinozas, in der vollen Hingabe an die unabänderlichen Gesetze der Natur, aufgestoßen waren. Unter der dünnen Hülle eines kalten philosophischen Räsonnements lebte ein starker, warmer, religiöser Drang, welchem die Philosophie nur einen stammelnden Ausdruck mühsam lieh, während er selbst dieser Philosophie einen praktischen Gehalt und eine tiefere Weihe trotz ihres Widerstrebens einzuflößen wußte. Die Hingabe an ein unendliches Wesen, heißt es bei v. Dunin, sei doch wieder das Beste gewesen, was ihm die Religion seiner Väter zu bieten imstande gewesen war. Deshalb dürfen die rabbinischen Einflüsse in einer Biographie Spinozas nicht fehlen. Der freiheitliebende Jüngling, sagt der Jesuitenpater von der Talmudschule (S. 128), lernte hier in der Schule des Widerspruchs Verträglichkeit und Duldung für Andersdenkende. Er bemängelt es mit Recht, daß die Biographen Spinozas bisher an Talmud und Midrasch, an Agada und Halacha, an jüdischer Bibel-

exegese und Kabbala, vor allem aber an den jüdischen Religionsphilosophen vielfach achtlos vorübergegangen sind; „sie sind aber notwendig, weil sonst das sittliche Werden des Jünglings und Mannes ein Rätsel bleibt".

Um die „Ethik" des „ketzerischen" Weltweisen in ihrer geschichtlichen Wurzel zu fassen, verweist v. Dunin auf das jüdische Vorbild Spinozas, Hillel, der den sittlichen Kernsatz hinterließ, auf welchen Confucius vor ihm, Kant und Schopenhauer nach ihm alle Ethik gründeten: was dir unlieb ist, das tue auch deinem Nächsten nicht. Dies ist die ganze Lehre, das übrige ist nur Erläuterung. Mit hübschem Ausdruck kennzeichnet v. Dunin solche sittliche Kernsprüche, unter deren unbemerkter Lenkung der junge de Spinoza stand, als „Klein-Weltphilosophie des religiösen und sittlichen Lebens".

Man muß bei Spinoza zwischen Grundanschauungen und Lehrsystem unterscheiden. Mit seinen Grundanschauungen wurzelt Spinoza im Judentum, während der systematische Aufbau seiner Lehrsätze „mit anderen Gewährsmännern zusammenhängt". In erster Reihe ist natürlich an Descartes zu denken, aber auch an die zeitgenössische Skepsis, worauf von Dunin zum ersten Male den Finger legt, während Freudenthal die zeitgenössische protestantische Neuscholastik stark in den Vordergrund gerückt hatte. Der Einfluß von Giordano Bruno hingegen, den man eine geraume Weile mit Avenarius allzuhoch angeschlagen hatte, wird von unserem Verfasser mit vollem geschichtlichen Recht auf ein bescheidenes Maß herabgedämpft. Viel höher schätzt er die Einwirkung der talmudischen „Mittelwesen" zwischen Gott und Welt ein; sie waren Despinozas — so schreibt v. Dunin den Namen — „erste philosophische Fibel". Die jüdischen Religionsphilosophen vollends waren, wie v. Dunin sich ausdrückt, Logiker und Dialektiker. Ihre Lesung war für Despinoza eine wirklich wertvolle Einführung in das philosophische Denken und die Begriffswelt der alten Weisheit. Niemals hätte sich Spinoza ohne sie in Descartes und die Scholastik so rasch hineingefunden.

Die Alleinheitslehre des jungen Spinoza ist nicht zu verwechseln mit der Lehre von einer einzigen Substanz in der späteren Systementwicklung des reifen Denkers. Diese Alleinheit sei vielmehr nur die „Morgengabe bei seiner Brautwerbung um die Philosophie gewesen". Anfänglich sei der Spinozismus auf einen naturalistischen Grundton gestimmt gewesen, den er nach und nach abgeschwächt habe. Gleichsam als Axiom stand ihm von vorne herein fest: die Notwendigkeit alles Geschehens, die Unmöglichkeit einer Schöpfung aus nichts und die Forderung einer gewissen Einheit des Alls. Das Problem vom Ganzen und den Teilen in der Natur, sagt von Dunin treffend, ist der einzige Zugang zum Spinozismus. Dieses Problem sollte später in den „mathematischen Panzer" der geometrischen Methode gepreßt werden. Mit dem Begriffe Gottes verbindet sich die strenge Gesetzmäßigkeit alles Geschehens, welche Spinoza später „mit dem Dreiklang: Substanz — Gott —

Natur harmonisch zu einen suchte" Aber selbst dabei erinnert v. Dunin an Spinozas „pantheistischen Lehrkurs im Ghetto". Mit derselben Unbefangenheit spricht v. Dunin auch von dem Epikureer Gassendi, vom Materialisten Hobbes, während er nicht ansteht, Descartes und Spinoza den Titel von „säkularen Genies" beizulegen. Alles in allem ist das Werk v. Dunins ein warmherziges und fesselndes Buch. Trotz der Breite seiner Anlage bereitet es durch lebhaften und gemeinverständlichen Stil auch dem Laien hohen Genuß, dem Forscher vielfache Förderung. Das Werk des Jesuitenpaters ist ein merkwürdiges Symptom. Seine Liebe zum jungen de Spinoza ist ehrlich und tiefgehend. Jede Seite strahlt wohltuende Herzenswärme aus.

Geisteswissenschaftliche Rundschau.

Von Professor Dr. Ludwig Stein.

In dieser Rubrik sollen künftig Vertreter der Geschichte, der Philologie, der Gottesgelahrtheit und der Staatswissenschaften zu Wort kommen, welche das Bedeutsame und Symptomatische ihrer Fachgebiete in knapper Zusammenfassung darbieten. Der Umkreis der in diese „Rundschau" fallenden Gebiete ist ein so überwältigend reicher, daß ich mir vorbehalten muß, diese Rubrik später in gesonderte Teile zu zerlegen. Habe ich in der „philosophischen Rundschau" nur ein Buch herausgehoben, das mir in seinem philosophiegeschichtlichen Ertrag bemerkenswert schien, so greife ich hier nur ein Problem heraus, das mir angesichts der bevorstehenden Wahlen von grundlegender Bedeutung für alle Denkenden zu sein scheint. Das Wohl und Wehe des Deutschen Reichs wird der schicksalsschwere 12. Januar für die nächste Folgezeit entscheiden. Deshalb scheint mir eine Betrachtung über die Natur des Staates augenblicklich von besonderem Belang für alle diejenigen zu sein, welche durch ihre Stimmabgabe am Aufbau des Staates mitwirken.

Der Staat ist eine Verbandseinheit seßhafter Menschen. Das wesentlichste Merkmal des Staates ist das Vorhandensein einer höchsten herrschenden Gewalt. Die disziplinierte Zwangsgewalt des Staates liegt darin begründet, daß, im kriegerischen Zustand zumal, ein Machtzentrum geschaffen werden mußte, dem sich alle beugen. Im Naturzustand, so setzt Hobbes auseinander, hat zwar jeder ein Recht auf alles, aber er kann es nicht genießen, während im Staat ein jeder sein beschränktes Recht gebrauchen kann. Außerhalb des Staates schützt man sich durch eigene Kraft; im Staat aber durch die Kraft aller.

Die Entstehung der Staaten wird von den Idealisten anders gedeutet, als von den Utilitariern, von den Realisten anders als von den Nominalisten. Seine Aufgipfelung erhielt der Staat nach Platon in der Idee der „Gerechtigkeit", nach Aristoteles in der Idee der „Zweckeinheit". Am Eingang seiner „Politik" führt Aristoteles aus: Von Natur ist der Staat

offenbar früher als die Familie und jeder einzelne von uns. Denn das Ganze muß notwendig früher sein als der Teil. Man nennt dies die organische Staatsauffassung, weil sie den Staat durchaus anthropomorphisch nach dem Ebenbilde des Menschen zu konstruieren sucht. Platon nannte zuerst den Staat einen „Menschen im großen". Anfänglich handelt es sich bei diesem Vergleich von Staat und Mensch nur um eine Redefigur, im besten Falle um eine Analogie, aber im Mittelalter, unter der Herrschaft des von den Stoikern begründeten „Naturrechts", verwandelte sich die Analogie in einen Parallelismus, bis zuletzt der Parallelismus sich zu einer Karikatur von Identität auswuchs. Danach sind die Priester die Seele des Staates, der Monarch das Haupt, der Staat das Herz, Beamte und Priester sind die Augen, Ohren und Zunge des Staates. Bauch und Eingeweide sind in der Finanzverwaltung repräsentiert. Die Not ist „das Podagra des Staates". Seit Augustin wird zudem die civitas dei der civitas terrena übergeordnet. Die historische Rechtsschule, welche von v. Savigny bis Bluntschli reicht, hat diesen Organismusbegriff aufgenommen und verwertet. Es ist dies die teleologische Staatsauffassung. Die Verbandseinheit „Staat" ist dieser Schule eine Zweckeinheit. Ein organisiertes Produkt nennt Kant, Urteilskraft (§ 65) ein solches, in welchem alles Zweck und wechselseitig auch Mittel ist. Für Schelling ist der Staat ein „sittlicher Organismus", für Herbert Spencer ein „Supraorganismus". Hegel vollends sieht im Staat die höchste Entfaltungsform des objektiven Geistes. Aber auch die modernen Vertreter der organischen Staatsauffassung, wie v. Lilienfeld, Novikow und René Worms unter den Soziologen, erliegen dieser organologischen Metapher. Hatte schon der deutsche Kardinal Nikolaus von Kues die Analogie zwischen Mensch und Staat so weit getrieben, daß er in den leges die Nerven, in den leges imperiales gar das Gehirn des Staates erblickte, so vergleicht Lilienfeld Häuser und Eisenbahnen mit der Zwischenzellensubstanz, Worms Straßen und Verkehrswege mit Blutgefäßen, Spencer die Banken mit dem sympathischen Nervensystem, für Izoulet vollends (la cité moderne) ist unser Zentralnervensystem in seiner zellularen Zusammensetzung ein Modell für unsere Staatseinrichtungen. Die heutige Form des organischen Staatsbegriffs, wie sie, besonders bei Izoulet, bis zur Absurdität konsequent hervortritt, ist die biologische Analogie, d. h. der Staat ist ein biologisches Naturprodukt. Dieser organischen Staatsauffassung steht von jeher (seit Demokrit, den Sophisten und Epikur) die mechanische schroff und unversöhnlich gegenüber. Ihnen ist der Staat kein Natur-, sondern Kunstprodukt (animal artificiale bei Hobbes).

Diese mechanische Staatsauffassung reicht geschichtlich bis zur Sophistik zurück. Man bezeichnet sie als Gewaltrechtstheorie oder Machttheorie (Anton Menger). Danach ist der Staat eine menschliche Satzung — aus Furcht, List, Gewalt und Machtwillen zusammengesetzt.

Der Mensch habe nur einen Urtrieb: den Willen zum Leben (esse se velle bei Hobbes und Spinoza, „Wille zur Macht" bei Nietzsche). Jener große Leviathan (biblischer Name für Krokodil), welcher Staat heißt, ist ein Werk der Kunst und ein künstlicher Mensch, obgleich in Masse und Kraft dem natürlichen weit überlegen, da er zu dessen Schutz und Wohl erfunden worden ist. Aus Furcht im Urzustande, aus Überlegung im Kulturzustande treten die einzelnen Willen zusammen und summieren sich im Staat zu einem Gesamtwillen. Das Machtzentrum des Staates ist danach die mechanische Summation, gleichsam die Addition von Machteinheiten. Der „politische Körper" oder die „öffentliche Person" Staat entsteht, wenn man einen Blick auf das Ganze richtet. „Souverän" heißt diese „öffentliche Person", sofern sie handelnd auftritt. Der Staat ist hier nicht, wie bei Aristoteles, das Frühere, sondern das Spätere, nicht Selbstzweck, wie in der antiken Staatsauffassung, sondern nur Mittel zum Zweck, nicht das herrschende, sondern nur das dem allgemeinen Wohle dienende Prinzip, nicht voluntas regis, sondern salus publica, endlich nicht Grund, sondern Folge des menschlichen Zusammenschlusses.

Warum bilden wir aber einen Staat, der uns bindet? Darauf antwortet Rousseau in seinen „Briefen vom Berge", wie im Contrat social. Was macht den Staat zu einer Einheit? Die Vereinigung seiner Mitglieder. Woher rührt diese Vereinigung? Aus der Verpflichtung, die sie bindet. Was ist die Grundlage dieser Verpflichtung? Und wie Hobbes zwischen Menge und Volk unterscheidet, so Rousseau zwischen volonté générale und volonté de tous. Für alle diese auf Epikur zurückgehenden utilitarischen Ableitungen des Staates gilt die salus publica wie für den Ursprung, so für die Berechtigung des Staates, der ihnen nichts weiter ist, als ein politischer Automat, eine genial konstruierte Wohlfahrtsrechenmaschine nach der Benthamschen Formel: the greatest happiness of the greatest number (das größte Glück für die größte Zahl. Die heutigen Vertreter dieser Staatstheorien sind Ludwig Gumplowicz u. Franz Oppenheimer). Gumplowicz sieht im Staat (Rassenkampf S. 231 ff, Grundriß der Soziologie, 2. Aufl. 1905, S. 200 f): eine durch Zwang gegründete Organisation der Arbeit, die nur möglich und denkbar ist bei Anwendung des Zwanges und Durchführung staatlicher Zucht und Disziplin. Oppenheimer (der Staat, in der Sammlung: Die Gesellschaft Bd. 14 u. 15 S. 40) formuliert: Volkstum und Staat, Recht und höhere Wirtschaft. entstanden gemeinsam in jenem Moment weltgeschichtlicher Bedeutung, in dem zuerst der Sieger den Besiegten schonte, um ihn dauernd zu bewirtschaften.

Unter den führenden Staatslehrern der Gegenwart hat indes weder die rein mechanische Staatsauffassung, noch die rein organische nennenswerte Vertretung. Nur Bruno Schmidt steht der organischen Staatsauffassung nahe, die er durch Voranstellung des Assoziationstriebes zu stützen sucht. Die jüngeren

Staatsrechtslehrer (Bernatzik, Rehm, Jellinek) haben durchweg starke philosophische Interessen. Jellinek insbesondere gibt seiner Staatsrechtstheorie eine erkenntnis-theoretische Grundlegung. Sie lehnen solche Verallgemeinerungen wie Volksseele oder Volksgeist als „mystische Wesenheiten" ab. Die organische Staatstheorie, sagt Jellinek, lebt von einem „falschen Monismus". Denn Staaten wachsen und vergehen nicht nach organischem Vorbilde, sie unterliegen nicht notwendig den Gesetzen der Entwicklung und Rückbildung, endlich können sie sich nicht fortpflanzen. Die Staatseinheit mit ihrem entscheidenden Merkmal der Souveränität stellt sich als Kollektiv- oder Verbandseinheit dar — „eine Zusammensetzung der Vielen zu einer Einheit". Was die Menschen zu dieser Einheit nötigt, ist nicht der mechanisch-kausale Druck, sondern das zweckgesetzliche Motiv. Die Verbandseinheit Staat wird zusammengehalten durch ein System dauernder und wirksamer Zwecke.

Endlich sei hier eine Staatsauffassung erwähnt, die ich in meiner Abhandlung „mechanische und organische Staatsauffassung" (Der soziale Optimismus, Jena, Costenoble, 1905, S. 180 ff) niedergelegt habe. Ich begreife den Staat als Organprojektion. Benjamin Franklin schon führte den Ursprung aller menschlichen Kultur darauf zurück, daß der Mensch im Unterschiede zum Tier ein „Werkzeug schaffendes Wesen" ist. Darin folgten ihm Kapp in seiner „Philosophie der Technik", Ludwig Noiré in einer Reihe bedeutsamer Werke, endlich Karl Bücher in seinem bekannten Werke „Arbeit und Rhythmus". Auch der Physiker Wiener sieht in Teleskop und Mikroskop nur erweiterte Augen, in Telephon und Mikrophon verfeinerte Ohren. Die Tätigkeiten, die der Mensch als Funktionen seines Leibes wahrnimmt, werden hinausprojiziert und in Werkzeuge umgebildet. So ahmen die ältesten Arbeitsmaschinen die Hand- und Armbewegung des Menschen nach. Und so sehen wir auch im Staat nur eine Organprojektion, ein Werkzeug, das sich die Menschen im Interesse ihrer Selbst- und Arterhaltung nach ihrem eigenen Ebenbilde geschaffen haben. Im Staat ahmen die Menschen ihren eigenen Organismus nach. Ihren Kopf verdoppeln sie im Monarchen oder in der gesetzgebenden Gewalt, ihre Arme und Hände in der Exekutivgewalt, u. s. w. Die Einheit des Staates ist nach alledem eine teleologische, eine Zweckeinheit, wie Jellinek lehrt. Denn im Staat stützt Jeder sein Ich durch die Kraft aller zu einem Staate verbundenen Individuen. Diese teleologische Verbandseinheit Staat ist das Werkzeug, das sich die Menschen auf dem Wege der unbewußten Gattungserfahrung geschaffen haben, um den Gesamtwillen über den Einzelwillen zu stellen. Der Staat ist daher ein System von Zweckgesetzen, welche die Menschen durch Hemmungsvorstellungen regeln, die der Staat seinen Bürgern vermittelst seiner öffentlichen Institutionen in Schule und Kirche, in Recht und Sitte, in Religion und Moral planmäßig einschärft, damit seine Bürger zweckwidrige

Handlungen unterlassen und zweckfördernde vollbringen.

Es gilt somit die mechanische Staatsauffassung vom Ursprung der Staatenbildung in den Gentes, Phratrien, Tribus, Clans, Sippen und Stämmen bis hinauf zu den ersten Stadtstaaten, der griechischen Polis. Die organische Staatsauffassung hingegen gilt vom vollentwickelten Kulturstaat. Der Naturmensch wird eben von Instinkten, der Kulturmensch von logischen Begriffen in seinen Handlungen gelenkt. Die anthropomorphische Wurzel des Staates ist unausrottbar. Der Staat ist seinem Ursprunge wie seiner Geltung nach nichts weiter, als Organprojektion d. h. ein erweiterter Mensch — daher die überraschenden Parallelen zwischen Staat und Mensch, auf welche Platon zuerst unser Augenmerk gerichtet hat.

Zusammenfassend können wir daher fünf typische Staatstheorien unterscheiden. 1. Die nominalistische: Es gibt nur Individuen; der Staat ist ein leerer Begriff (Ferd. Tönnies). 2. Die monistische: Das Individuum ist eine pure Abstraktion; das einzig Reale ist die Gesamtheit (Antiker Staatsbegriff: Hegel, Comte, Stammler). 3. Die mechanische: Der Staat ist eine Maschine; das Individuum ist nur ein Zähnchen in dessen Räderwerk (Hobbes). 4. Die chemische: Das Individuum ist das Atom, die Familie das Molekül, der Staat das Aggregat (Huxley). 5. Die organische: Der Staat ist ein Organismus (Aristoteles, Schelling, Bluntschli), oder ein Supraorganismus (Spencer) oder endlich ein Rechtsorganismus (Bruno Schmidt).

Allen diesen Definitionen ist indes gemeinsam, daß sie dem Staate seinen Gemeinwillen beilegen, der über dem Willen des Einzelnen steht. Ich selbst sehe im Staat weder mit der antiken Staatsauffassung einen Selbstzweck, noch viel weniger mit der mittelalterlich-theologischen eine göttliche Institution oder gar mit der privatrechtlichen eine Domäne des Fürsten. Ich sehe vielmehr im Staat, insbesondere im modernen Kulturstaat (vergl. meine soziale Frage im Lichte der Philosophie 2. Aufl. Stuttgart, Enke, 1903, S. 425) ein festes Organisierungssystem von unvermeidlicher Über- und Unterordnung der in ihm verbundenen Individuen und Gruppen behufs Herstellung eines Interessengleichgewichts zwischen der berechtigten Eigenlebigkeit des Einzelnen und den mit dieser häufig kollidierenden Interessen zunächst der Nation, weiterhin aber zwischen den Gattungsinteressen der ganzen Menschheit.

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Von Dr Adolf Koelsch.

Ich feiere bei mir zu Hause immer ein kleines Fest, wenn wieder ein Goldfaden für jenen Riesengobelin gewonnen worden ist, auf dem unsere liebe Naturwissenschaft die Zusammengehörigkeit von Mensch, Pflanze und Tier allegorisch darstellen möchte. Ich weiß ja längst, daß wir über alle Zeiten und Räume hinweg durch starke unterirdische Wurzelfasern miteinander verbunden

sind. Auch der Prophet hat das schon gewußt. Er sagte, daß wir alle aus Staub gemacht seien, und schrieb's in die Bibel. Seltsamerweise hat dieses tiefe Wort den Menschen nie einen Jubelruf entlockt, sondern, wie mir scheint, Jahrhunderte und Jahrtausende lang eine Atmosphäre von Verstimmung und Niedergeschlagenheit auf der Erde verbreitet, die ein Gefühl von Gemeinsamkeit gegenüber den Mitgeschöpfen überhaupt nicht aufkommen ließ. Es erinnerte, wie ich glaube, jeden einzelnen zu stark an den Untergang, und so kam er von dem Gedanken an sich selbst gar nicht los. Es ließ mehr das unliebsame Ende vorausschmecken, als die Einheit und den Anfang fühlen, den zu markieren es bestimmt gewesen war. Wie hätte es sonst geschehen können, daß seit dem Tage, an dem die Gelehrten für Staub das Wort Materie eingeführt haben, die Verstimmung gewichen ist und sich die Menschen gar nicht mehr gegen die Vorstellung sträuben, daß zwischen ihnen und der gesamten lebigen Umwelt eine substantielle Übereinstimmung vorhanden sein soll? Sogar Jesuitenpater gebrauchen das biblische Wort neuerdings durchaus im atomistischen Sinn der Unteilbarkeit und finden nicht, daß sie sich etwas vergeben.

Sobald wir jedoch das rein substantielle Gebiet verlassen und zu den Mitmenschen davon sprechen wollen, daß die in der Pflanze und im Tier organisierte Materie auch ihren Äußerungen nach, den ersten, letzten und allerfeinsten Regungen der Physis und Psyche nach, höchstens gradweise oder gar nicht von der menschlichen Materie verschieden sei, begegnen wir im großen und ganzen verschlossenen Ohren und einem spöttischen oder empörten Sinn, aus dessen Ironie weniger der Zweifel an der Unvollkommenheit unsrer Erkenntnismittel spricht, als die Furcht, daß unter dem Einfluß der heimlichen Emanationen eines allzu stark werdenden Gemeinsamkeitsbewußtseins das wohlige Gefühl, der Herr der Schöpfung zu sein und sich der ganzen Mitwelt gegenüber als solcher aufführen zu dürfen, irgendwie Sprünge kriegen und in Scherben gehen könnte. So pikant es sein mag, von immer neuen Fäden zu hören, die arbeitsamer Forschergeist von Mensch zu Tier und Tier zu Pflanze hinüberspinnt, und so gerne man staunt vor dem Wunderbaren, — das Herz soll von diesen Sachen nichts wissen, weil man seinen Ethos nicht in peinliche Affären verwickeln will und die theoretische Vernunft nicht wieder die praktische soweit aufhetzen lassen möchte, daß der Mund zum Frosch (ernstlich) „Herr Bruder" sagt.

Ich, offen gestanden, sage es auch nicht; der Lurch ist mir zu ekelig. Aber ich kann froh werden wie bei einem Glas guten Weins, wenn ich lese, daß das Bloch-Charpentiersche Reizgesetz der Physiologie, das sagt, es sei zur Erzielung einer minimalen Gesichtsempfindung eine konstante Lichtmenge nötig, in dem nämlichen Umfang für die Pflanze Geltung besitzt, wie für den Menschen. Denn die Pflanze gehört ja doch scheinbar einer ganz anderen innerenergetischen Welt an, ist ein Wesen, in dessen Körper Lichtsinnesorgane ähnlich den unsern sich nirgends

eingebaut finden. Da ist es wunderbar, daß ein Gesetz von drüben sich an diesen Wesen bewähren soll.... Darüber, nicht wahr, sind wir uns ja einig, daß es an sich höchst gleichgültig ist, zu wissen, wie kurz ein Lichtblitz sein darf, damit wir ihn gerade noch mit unserm Auge auffangen und als Reiz fühlen können. Wenn uns einer berichtet, es müsse die Reizdauer mindestens $^1/_{500}$ Sekunde betragen und es habe auch die stärkste Lichtquelle keine Wirkung mehr, wenn dieser Wert unterschritten werde, so sagen wir ei, ei, das ist ja wunderbar, daß unser Auge noch Wellenstöße von einer Kürze und Schnelligkeit auffaßt, die unser Hirn sich nicht mehr vorzustellen vermag, können uns aber irgendwie durch die Mitteilung nicht bereichert fühlen. Angeregter werden wir schon, wenn ein anderer hinzufügt, daß oberhalb dieses Zeitschwellenwertes Lichtstärke und Reizdauer in einem ganz bestimmten mathematischen Verhältnis stehen müssen, wofern eine Gesichtsempfindung in uns ausgelöst werden soll. Es müsse nämlich, wenn die Reiz d a u e r um $^1/_2$, $^1/_3$, $^1/_4$... $^1/_{500}$ Zeitteile verkürzt werde, die Licht- q u e l l e 2, 3, 4 .... 500 mal verstärkt werden. So, so, rufen wir, da braucht ja unser Auge eine ganz k o n s t a n t e Lichtmenge, damit in jedem Fall gerade noch eine minimale Erregung und minimale Gesichtsempfindung zustande kommt. Und wir finden es interessant, daß es dem Auge einerlei ist, in welchen R a t i o n e n ihm diese bestimmte Lichtmasse eingeflößt wird; daß wir bei sehr starkem Licht nur ganz blitzschnell zu exponieren brauchen, um einen Gesichtseindruck hervorzurufen, während bei schwacher Lichtquelle die Netzhaut entsprechend lange gereizt werden muß, damit sie das Licht als vorhanden empfindet. Einen sehr großen Eindruck hinterläßt aber auch diese Neuigkeit nicht, weil sie keine bis dahin dunkle Erscheinung dieser Welt mit einem reizvollen Glanz überstrahlt und uns damit vertraut macht.

Nun kommt aber einer und erzählt uns, er habe Kressensamen in einem dunklen Kasten keimen lassen, habe, als sie ausgeschlüpft waren, auf der einen Seite des Kastens eine Lichtquelle von der Stärke einer Normalkerze aufgestellt und eine Stunde lang die Pflänzchen einseitig belichtet. Als die Stunde um war, waren die Keimlinge gerade im Begriff, sich nach der Lichtseite hinüberzukrümmen, ein Zeichen, daß sie die Helligkeit bemerkt und sich sofort beeilt hatten, dem Ort zuzustreben, wo ihnen, den nach Licht und Helle hungrigen, eingesperrten Wesen, Rettung aus der lebenzerstörenden Dunkelnot zu winken schien. Jetzt habe er mit einem zweiten Kressenkasten dasselbe gemacht, aber (mit der nämlichen Lichtquelle) nur eine halbe Stunde beleuchtet und die Pflänzchen dann wieder in Dunkel versetzt. Trotzdem erhielt er genau das nämliche Bild wie im vorigen Kasten: die in Finsternis hausenden Pflänzchen bogen sich (nach Ablauf der ersten Stunde) abermals nach der Seite hinüber, von wo ihnen vorher eine halbe Stunde lang das segensreiche Licht zugeströmt war, d. h. die Rückversetzung in Dunkelheit hatte den Helligkeitsreiz nicht ersticken können. Jetzt machte er mit einem dritten Kressenkasten den

gleichen Versuch noch einmal, belichtete aber nur 8 Minuten. Zu seiner Verwunderung trat nach Ablauf der ersten Stunde wieder eine Krümmung nach der früheren Lichtseite ein. Ging er aber unter acht Minuten, so konnte er mit der betreffenden Lichtstärke keinen Krümmungseffekt mehr erzielen. Die Keimlinge, könnte man sagen, wurden durch die kurze Lichtmahlzeit nicht so gekräftigt, daß ihnen eine Überwindung der Dunkelmächte möglich war.

Natürlich war in der Zeit 8 bei Anwendung einer Normalkerze eine bestimmte Lichtmenge in die Pflänzchen eingeflossen und hatte sie gerade noch in Wallung gebracht. Diese Lichtmenge ließ sich berechnen als das Produkt aus der Stärke der Lichtintensität und der Zeit, während welcher das Licht präsentiert worden war. Wenn es nun, wie es schien, wirklich darauf ankam, daß die Pflänzchen, um eine Krümmung in ihnen auszulösen, eine nicht bestimmte unterbietbare Lichtquantität zugeführt erhielten, so mußte jene minimale Krümmung auch herbeigeführt werden können, wenn man die Expositionsdauer von 8 auf 4 Minuten herabsetzte, die Stärke der Lichtquelle aber von einer Normalkerze auf den doppelten Wert erhöhte. Denn das kleine Wesen bekam ja jetzt die gleiche Lichtmenge eingeschüttet, und immer zwei Löffel auf einmal. Man machte den Versuch, und siehe, es stimmte. Ja man konnte die Zeit auf eine Wirkungsdauer von $^1/_{1000}$ Sekunde herabdrücken, — wenn man die Lichtstärke nur gleichzeitig tausendfach erhöhte, so trat immer wieder, ungefähr eine Stunde, nachdem der Lichtblitz an dem Gewächs vorbeigeflogen war, aus der Dunkelheit heraus eine Krümmung nach der Seite ein, wo er sich gezeigt hat. Die Pflanze verhielt sich also insofern genau wie der Mensch, als sie, um erregt zu werden, eine ganz bestimmte, zahlenmäßig definierbare Lichtmenge nötig hatte, und auch insofern war sie dem Menschen gleich, als es ihr einerlei war, ob ihr dieses Lichtmahl auf einmal oder in vielen kleinen Rationen eingeflößt wurde. Auch sie war also dem Bloch-Charpentierschen Reizgesetz unterworfen. Dagegen stellte sich heraus, daß sie, die kein Auge hat, imstande war, Lichtblitze von solch geringer Dauer noch wahrzunehmen, die am Menschen spurlos vorüberhuschen. Während er, wie gesagt, Lichtblitze, deren Dauer unter $^1/_{500}$ Sekunde lag, auf keinen Fall mehr sah, mochte die Lichtquelle noch so gewaltige Stärke haben, reagierte die Pflanze auf einen Lichtreiz von $^1/_{1000}$ Sekunde Dauer noch absolut prompt, falls nur die Stärke der Lichtquelle auf 26520 Normalkerzen erhöht wurde.

Mit anderen Worten heißt das, obgleich wir uns in der Deszendenz unendlich weit von der Pflanze entfernt haben, die innerenergetische Situation der Pflanzenzelle und ihre Stimmung gegenüber dem Licht doch dieselbe ist wie in den einseitig spezialisierten Geweben, aus denen unser Lichtsinnesorgan sich zusammensetzt. Denn hier wie dort werden innerhalb eines unteren Grenzgebietes durch gleiche Energiemengen stets auch gleiche Erregungen hervorgerufen. Nur darin erhebt sich die Pflanze über den Menschen,

daß man ihr noch mit Präsentationszeiten kommen darf, deren Dauer so kurz ist, daß weder das menschliche Hirn sie sich vorstellen, noch das menschliche Auge sie auffangen kann. Ihre Erregbarkeit ist also größer; sie nimmt Lichterscheinungen wahr, die unser Auge nicht sieht, so daß durch die technischen Verbesserungen, über die unser Lichtempfangsapparat verfügt, seine physiologische Empfindlichkeit nicht erhöht wurde. Unser Auge ist vielseitiger, die einfache Oberhautzelle der Pflanze aber ist feiner.

Das ist das neue Band, das die Wissenschaft von uns zu den Gewächsen hinübergeschlungen hat, und das neue Differential, das sie einführte. Wer in der Lage ist, beide zu greifen, dem, meine ich, fließt aus einer abgelegenen Ecke der Welt eine Genußmöglichkeit zu, die wir ohne Wissenschaft dauernd entbehren müßten. Ich will sehen, daß ich in diesen Spalten manche derartige Quelle aufschließen kann.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

Unter dem neuen Kurs in „Nord und Süd" die „Literarische Rundschau" kritisch und registrierend zu steuern, bin ich aufgefordert worden. Ernst wie mahnendes Gewissen steht vor dieser Aufgabe die Frage: Was ist Kritik und wie sollen wir sie üben? Es ist nötig, darüber sich zu verständigen — denn diese Verständigung wird Programm.

Was also ist Kritik:

Kritik ist Spiegelung der Kunst, wie Kunst Spiegelung des Lebens ist. Jener Trieb nach Erkenntnis, der prüfend sich versichern will dessen, was die Seele von der Außenwelt als Eindruck empfängt, ist ihre unbewußte Voraussetzung. Ihre Wesenheit aber ist oder sollte sein: einmal das Vermögen, den Vorgängen in der Künstlerseele nachzulauschen, ihre Geheimnisse mitteilsam zu beschwören, solange sie schaffend ihrem Werke sich einhaucht. Wer dieses Vermögens ermangelt: Der Seele des Gestaltenden mit der Seele des Empfangenden sich zu verschmelzen, wird niemals einer Dichtung Innenleben verstehen, wird niemals einem Dichter gerecht werden können. Der Kritiker muß „geboren" sein, wie der Künstler; wie bei diesem muß innerer Beruf auch seine Arbeit formen und adeln; und wie unter den Künstlern steht auch hier ein Talent über hundert Stümpern, ein Genie abseits von hundert Talenten. Kritik ist weiter oder sollte sein: die Fähigkeit, Gefundenes und Gedachtes erklärend und nachbauend auszusprechen als das, was der Dichter mit seinem Werke gewollt; und nachzuweisen, wie das Gewollte von ihm erreicht oder verfehlt worden. Kritik endlich ist oder müßte sein: der unverrückbare Auftrag, zur eigengewonnenen Meinung zu stehen in geruhiger Verantwortlichkeit, frei von Autoritätenfurcht, von Theorem und Gesetz, unbeirrt auch von der Macht der Menge, aufrecht, fest und — subjektiv.

Damit stehen wir bei der zweiten Frage: wie sollen wir Kritik üben? Kritik — sie kann zwiegestaltig wirken: zerstörend und aufbauend. Sie kann sich begnügen, verstandesmäßig, sozusagen mit Richtscheit und Winkelmaß dem „Gesetzmäßigen"

in der Dichtung nachzugehen. Aber — sie kann auch die Dichtung vor den Richterstuhl der Phantasie stellen und dem Erleben des Künstlers an seinem Werke von der Empfindung Recht sprechen lassen. Das ist persönlicher Standpunkt. Unbedingtes Erfordern aber ist, daß alle Kritik ehrlich urteile, aus unbestochenem Gewissen fließe.

Der z. B. ist kein Kritiker, der nicht neidlos zu loben weiß, wo er darf, und nicht freimütig zu tadeln wagt, wo er muß — ohne Ansehen der Person und Richtung. Oder: dem eine Kunst sich nicht erschließt, weil ihr Schöpfer anderen Idealen huldigt. Auch der ist kein Kritiker, der nicht zu jeder Stunde bereit ist, einen Irrtum nachprüfend zu bekennen, wenn er heut zu der Überzeugung kommt, gestern geirrt zu haben. Seit Meinungen in der Welt sind, haben sie aneinander sich geläutert. Beharren im Irrtum ist Stillstand — Kritik aber ist Bewegung.

Darum vor allem, im bewegenden Spiel der Kräfte, soll auch jedes ringende Wollen, wenn von erkennbarem Beruf getragen, von der Kritik mit Respekt vor der Arbeit gewürdigt werden. Nur dem untraitablen Dilettantismus soll sein öffentliches Handwerk öffentlich gelegt werden. Die eingehende, sorglichst wägende Beachtung aber und Prüfung sollte der auftauchende Neuling finden, sowie jede uns fremde Erscheinung. Denn alles Fremde, alles Neue wird vorerst den Instinkt unserer kritischen Netzhaut nur irritieren — zum Guten oder Bösen verführt. Nichts Grausameres dann — im Bösen — als ein liebloses Nichtverstehen, Nichtvertrauenwollen, das junges Wachstum brechen, junges Streben lahm legen kann; nichts gefährlicher aber — im Guten — als unbedachtsam und unverdient gereichte Vorschußlorbeerkronen. Sie müßten zu Dornenkronen werden, wenn der nächste Wurf zur ersten Enttäuschung würde.

* * *

In Deutschland, dem Lande der sonst ziemlich begrenzten Möglichkeiten, ist die „schöngeistige" Literatur, die meist weder geistig noch schön ist, von uferloser Unbegrenztheit. Unseren Leserkreisen entsprechend, kann selbst aus dem Besten dieser Erscheinungsflut nur das Einzelne ausgelesen werden, um es in eingehender Kritik zu würdigen. Registriert werden müssen gleichwohl auch solche Neuerscheinungen, die, von spezifisch literarischem Schwergewicht abgesehen, in irgend einem Sinne für weite Kreise Interesse oder Bedeutung haben oder bestimmt sind, das Gedächtnis großer Menschen und Zeiten zu erneuen. Beachtet werden müssen unbedingt auch die zufällig schwachen Werke anerkannter Potenzen. Auch von der stärksten, ehrlichsten Begabung darf man eine ununterbrochene Kette gleichreifer Werke nicht erwarten. Die Achtung aber vor der Potenz darf darum nicht geringer werden. Bedingungslos ausgeschaltet wird nur die deklarierte Banalität und jene unheilvolle Cliquen-Literatur, deren Marktgerassel den Geist tötet, ohne das Wort lebendig zu machen.

Zu den bemerkenswerten Dichtungen der letzten Tage, die — gesiebt und gesichtet —, sich als probehaltig erwiesen, gehört ein Werk des jungen Schweizers Jakob Schaffner „Der Bote Gottes“ — ein historisches Gemälde, aufgerollt nach dem westfälischen Frieden. Die trostlose, mitleidwürdige Verkommenheit von Land und Volk; der Tiefstand von Sitte und Kultur; die unerbittliche Not der Zeit werden in der Strahlenbrechung persönlicher Geschicke, Abenteuer, Erlebnisse und Handlungen aufgefangen und von einem sonnigstillen Humor übergoldet. In einer Diktion, die so beruhigt und so quellfrisch wie kristallen schimmernder Waldbach dahinfließt, und in mustergiltig komponierter Entwickelung erzählt Schaffner die Geschichte eines strolchenden Schweizers „Der Bote Gottes“, unter dessen werkbesonnener Güte und praktischer Opferwilligkeit ein verwüstetes Dorf wieder ersteht und ein Haufen Gesindel darin zu Lebensrichtung und Gesittung, Obdach und Nahrung, Heimat und Scholle gelangt. Die scharfumrissenen Silhouetten der Handelnden und der Leidenden, der Ereignisse und ihres historischen Hintergrundes sind kunstreich einander verbunden — von einer unvergleichlichen Anmut der Schilderung wie verklärt.

Auch Jakob Wassermann, der Dichter der stärkst ausgesprochnen Persönlichkeitkunst, hat für seine jüngste Arbeit „Der goldene Spiegel“ einen ungewöhnlichen, reizvoll und groß gearteten Vorwurf gefunden. Im Stil der italienischen Rahmen-Dichtungen, reiht er, einem Perlengeschmeide gleich, eine Anzahl packend erzählter Novellen um einen plastisch herausgearbeiteten Kernpunkt — an sich auch wieder Novelle von ergreifend menschlichem Wehklang: eine junge, reichbegabte Sängerin kehrt, nach furchtbarem Geschick — eine Todgezeichnete — in den verlassenen Freundeskreis zurück und will ein köstliches Kleinod: einen goldenen Spiegel, als Gedächtnis am liebsten Allen — und um Keinen zu kränken, dem zurücklassen, der die schönste oder ergreifendste Geschichte am besten zu erzählen weiß. In freiem Wettbewerb gibt Jeder, was er kann, und möchte sein Herzblut geben, könnte er damit das Leben der Freundin erkaufen. Sinntiefe, gedankenfeine Gespräche, Diskussion und Meditation verknüpfen die mannigfachen Erzählungen, Erlebnisse, Schnurren und Gleichnisse. Den Adel der Wortkunst Wassermanns heut noch hervorheben, hieße Schönheit nach Athen tragen. Der Wohllaut dieser gepflegten Sprache bleibt uns als Freude in Ohr und Sinn.

Und dennoch: in John Galsworthys Roman „Weltbrüder“ erfährt auch diese Kunst noch eine Steigerung, insbesondere in der Charakteristik des zwanglosen Dialogs. John Galsworthy, ein junger Engländer, den wir aus einer einzigen Dichtung „Der reiche Mann“ als bemerkenswertes Talent kennen lernten, erweist sich in seinem neuen Roman als eine Begabung von ungemein zuverlässigem Fundament und prachtvollem Höhenbau. In diesen „Weltbrüdern“ — von Lise Landau mit vorbildlich linguistischer Anpassung und wortbildnerischer Treue gedankensicher und lautschön übersetzt — entwickelt

Galsworthy neben seiner bestrickend-liebenswürdigen Erzählerkunst und humorvollen Menschenbeobachtung eine Fülle profunder Kenntnisse, eine so strahlend abgeklärte Lebensauffassung, soviel Seelenreinheit und Herzensgüte, daß es, beim Scheiden von den liebgewordenen Gestalten, wie Dank und Weh zugleich in uns glüht. Die Schicksale dieser Gestalten sind, neben den Persönlichkeitswerten der Dichtung, nahezu belanglos: ein greiser Professor, Träger und Verkünder des Gedankens der Weltbrüderschaft, steht in der Mitte seiner weitverästelten Familie mit ihren hundert starken Vitalinteressen, als ein Einsamer, Unverstandener, ein Apostel der Selbstentäußerung. Jeder Einzelne dieses Kreises wird in seinem ausgeprägten Eigenwesen zum Träger eines Typ — klar geschaut, konsequent durchgeführt; nach Anlage, Milieu und Lebensaufgabe seiner Vollendung entgegen.

Neben diesen Dichtungen, aus der Hügellandschaft des modernen Romans gipfelhaft sich heraushebend, möchte ich in der heutigen, vornehmlich einführenden Rundschau nur noch auf die neue Arbeit Georg Engels „Die verirrte Magd" hinweisen. Ein in jedem Sinne merkwürdiges Heimatgedicht, mit einem leise nachschwingenden balladesken Unterton, der in seiner Verklungenheit dennoch die eigentliche Charakternote des Helden angibt. Dieses balladeske Moment — überraschend, weil anorganisch; unberechtigt, weil ohne innere Notwendigkeit — tritt von der Logik Forderungen ein gutes Teil an die Bedingungen der Wirkung ab. Das lockert zeitweise die Fäden der Handlung. Und es bedarf dann des Dichters herzbeteiligter Hingebung an den heimatlichen Stoff, um den Fluß der Entwickelung zu befreien. Aber — trotzdem eines der feinsten, innigsten Bücher, die Georg Engel gefühlt; eines der ergreifendsten Menschenrätsel, diese „irrende Magd". Ich behalte mir vor, an anderer Stelle, eingehend auf dieses Buch zurückzukommen.

Die Novitäten von Keyserling „Wellen; Ottomar Enking „Momm Lebensknecht"; Heinrich Mann „Die Göttinnen"; Lemonnier „Die Tage von Sedan"; E. Rasmussen „Was Frauen wollen"; Lilly Braun „Memoiren einer Sozialistin II. Teil"; Björnson „Briefe aus Aulestad" sollen die nächste Rundschau füllen.

„Literarische Novitäten",

(deren Besprechung im Einzelfalle die Redaktion sich vorbehält. Rücksendung der Bände findet in keinem Falle statt. Berücksichtigt werden nur gebundene Bücher):

Alfr. v. Berger „Hofrat Eysenhardt". Deutsch-Österr.-Verlag; Wien—Leipzig.

Max Burckhard „Scala Santa". Deutsch.-Österr.-Verlag; Wien—Leipzig.

Selma Lagerlöf „Liljecronas Heimat". Verlag Alb. Langen, München.

Ernst Zahn „Die Frauen v. Tannò". Deutsche Verlagsanstalt-Stuttgart.

Frenssen „Untergang der Anna Hollmann". Verlag v. G. Grote.

J. Lauff „Lux aeterna". Verlag von G. Grote.

Ottomar Enking „Momm Lebensknecht." Verlag v. Bruno Cassirer-Berlin.

Lemonnier „Die Tage v. Sedan". Verlag v. Axel Junker, Berlin.

Emil Rasmussen „Was Frauen wollen". Verlag v. Axel Junker-Berlin.

A. Henningsen „Die vielgeliebte Eva". Verlag v. Axel Junker-Berlin.

E. Graf v. Keyserling „Wellen". Verlag v. S. Fischer-Berlin.

van Eeden „Der kleine Johannes" (neue Volksausgabe). Schuster u. Löffler-Berlin.

Pantheon-Ausgaben von S. Fischer: Mit vier Novitäten.

Tempel-Klassiker-Ausgabe mit 12 Novitäten.

Neue ausgelesene Ausgabe der „Gesamtwerke Liliencrons", herausgegeben von Richard Dehmel. Verlag von Schuster und Löffler-Berlin.

Kunst-Rundschau.

Von Prof. Dr Hans Mackowsky.

In der glänzenden Reihe architektonischer Schöpfungen, mit denen Stadtbaurat Ludwig Hoffmann Berlin bereichert hat, nimmt das kürzlich eingeweihte Stadthaus, Berlins zweites Rathaus, den vornehmsten Rang ein. Seit dem Leipziger Reichsgerichtsgebäude, das seinen Ruhm begründete, ist eine so ausgedehnte und in allen Teilen kunstvoll organisierte Schöpfung nicht mehr unter seinen unermüdlichen, von höchster künstlerischer Besonnenheit beseelten Händen hervorgegangen. Mit den Längsfronten nach der Jüden- und der Klosterstraße, mit den kürzeren Seitenfronten nach der Parochial- und der Stralauerstraße gelegen, erhebt sich der gewaltige Block von einem hohen zweigeschossigen Turme überragt im Herzen der Altstadt, deren vielfach malerisches Bild, durch den breiten Wasserlauf gehoben, er auf das glücklichste bereichert. In ausgezeichneter, durchaus selbständiger Weise hat Hoffmann mit diesem Bauwerk den Anschluß an die Blütezeit der monumentalen Architektur Berlins am Ausgang des 18. Jahrhunderts gefunden. Läßt der eigentliche auf mächtiger Rustika basierte Körper des Ganzen mit seinen toskanischen Säulen in der Front, den Pilastern gleicher Ordnung, den vortretenden Eckrisaliten und dem wuchtig abschließenden Triglyphensims an den Ernst und die Kraft denken, die schon vor hundert Jahren Künstler wie Titel und Gentz in bescheidenem Maßstab anstrebten, so erinnert der Turm mit der vergoldeten Fortuna auf der kleinen Kuppelspitze an Gontards Gendarmenbauten — aber alles, wohl verstanden, dem Geiste nach, nicht in unfreier formaler Abhängigkeit. Das eben ist das Wertvolle an solchen Männern und ihrem Schaffen, daß sie bewußt und im Vollbesitz ihrer reichen künstlerischen Mittel an die beste Tradition anknüpfen und sie neu beleben.

Mit diesem Streben steht ja

Hoffmann nicht allein da. Auch Messel hatte in seiner Nationalbank für Deutschland (Behrenstraße) auf diese Tradition zurückgegriffen und in seinem Museumsforum, dessen Ausführung ebenfalls Ludwig Hoffmann als dem treuesten Sachwalter dieses Messel'schen Geistes anvertraut ist, auf seine Art an Langhans' großartigsten Bau, das Brandenburger Tor, angeknüpft. Und nach dem Beispiel dieser beiden führenden Meister regt es sich nun allenthalben unter dem jungen begabten Nachwuchs. Es kommt Haltung und Stil in die moderne Berliner Bauweise. Gelegentliche Übertreibungen und Verirrungen zeitigen auf dem Fuße ihre Korrekturen, wie ein Vergleich des Admiralspalastes mit dem eben vollendeten Kunstauktionshaus von R. Lepke (Potsdamerstraße) auf das erfreulichste beweist. Auch in die Privatarchitektur greift dieser Stil, in dem die sogenannte Berliner Antike sich zeitgemäß erneut, mit frischer Kraft hinüber, und mit Vergnügen sieht man im vornehmen Tiergartenviertel villenartige Bauten entstehen, in denen unser kaufmännisches Patriziat nach langer Unsicherheit im Ästhetischen einen beruhigten Geschmack hervorzukehren beginnt. —

In ihren Ausstellungsräumen am Pariser Platz, den schönsten, die Berlin besitzt, hat die Kgl. Akademie der Künste, altem Brauche folgend, sechs ihrer letztverstorbenen Mitglieder durch eine Gedächtnisausstellung geehrt. Den breitesten Raum, ihrer Wirkung auf die moderne Kunst entsprechend, nehmen Reinhold Begas und Ludwig Knaus ein. Unter den Arbeiten von B e g a s fesseln besonders die noch niemals in solcher Vielzahl gesehenen Malereien, Bildnisköpfe, die in der großen Auffassung der Form an Feuerbach, in der farbigen Haltung an Lenbach erinnern und von der umfänglichen Begabung des Meisters zeugen. Dem Bildnisse seiner Schwiegermutter mit dem Spitzentuch und der mit van Dyckischer Vornehmheit hineingelegten Hand wird man den Preis gern zuerteilen. Ein malerischer Zug, der indessen keineswegs, wie etwa bei Klinger, der plastischen Form Eintrag tut, ist auch seinen Porträtbüsten eigen, unter denen die von Menzel und Bismarck an erster Stelle stehen. Im Aufbau seiner Gruppen greift er zurück auf die Kühnheiten des Barock; die spielende Leichtigkeit, mit der er das Dekorative meistert, spricht für die Ursprünglichkeit seiner Begabung. Nirgends erscheint er gequält; eher läßt er Tiefe der Empfindung vermissen. An seinen großen Sarkophagen entzückt die Anmut des Reliefschmuckes, die sich bescheiden der Würde des Ganzen unterordnet. Besonderes Interesse für Berlin beanspruchen seine Modelle für die Humboldt-Denkmäler 1874. K n a u s' ungeheure Popularität liegt zum Teil in der Wahl seiner Stoffe, die einen so starken literarischen Beigeschmack haben; es ist ganz der Geschmack seiner Zeit. In dankenswerter Weise ermöglicht es die Ausstellung, den Weg zu verfolgen, den er als Maler genommen, von seinem Anschluß an die belgischen Koloristen über Paris hinweg bis zu seiner eigenen Art, die eigentlich ein höchster Ausdruck der Düsseldorfer Schule älteren Schlages geworden ist. Seine

Palette, die sich in Paris auflichtet, bevorzugt bald wieder das sonore goldige Braun, das die Dinge schöner färbt, als sie sind. Oft namentlich in seinen figurenreichen Kompositionen, erscheint er gar zu verliebt in das Detail, wodurch die Übersicht über das Ganze leidet. Dies Detail freilich hat oft sehr starken malerischen Reiz, namentlich in den Interieurs, weniger in der Landschaft. Auf seiner Höhe war er in den 60er Jahren mit Bildern wie die Damebrettspieler (1862), die Strafpredigt (1864), Zigeunerlager (1865). Als Porträtisten wird ihm seine Liebe zum Kleinen, zum Beiwerk besonders gefährlich; er bleibt am Äußeren hängen. Nur selten glückt ihm auf diesem Gebiet ein so großer Wurf wie das Porträt Waagens oder das Bildnis Kommerzienrats Ravené, beide aus den 50er Jahren. — Paul Mohn gibt sich als ein liebenswürdiger und zartsinniger Spätling der Art Ludwig Richters zu erkennen, zu dem er in nahe persönliche Beziehung amtlicher und verwandtschaftlicher Natur getreten ist. Seine Aquarelle aus Italien sind ganz romantisch empfunden, und wie bei Richter scheint dies Italien gleich vor den Toren Dresdens gelegen zu sein. Sein kleines Bild aus der Nationalgalerie „Sonntagmorgen im Frühling" mit den Mädchengruppen und der ganz persönlich aufgefaßten Landschaft aus der Gegend des Plauenschen Grundes ist seine beste Arbeit. Später in seinen Wandmalereien wird nach Zeichnung und Färbung der Anschluß deutlich, den er an Friedrich Geselschap suchte. — Diese künstlerische Totenschau umfaßt schließlich noch Arbeiten von Gustav Eilers, dem Kupferstecher, von Woldemar Friedrich und von dem Bildhauer Emil Hundrieser. —

Auch die Schwarz-Weiß-Ausstellung der Sezession bringt ein historisches Kabinett, das die Perspektive von Carstens bis Spitzweg öffnet. Von Schadow sieht man in der Technik sehr vielseitige Porträtskizzen, darunter sein Selbstbildnis; von Carstens auch ein paar seiner an Leonardo erinnernden Karikaturenköpfe, ganz plastisch altmeisterlich modellierte Akte von Schnorr v. Carolsfeld, von Bonaventura Genelli einige unorganisch verschroben wirkende Akte, Studien zu seinen zyklischen Kompositionen. Ganz ausgezeichnet ist Feuerbach vertreten mit seinen großen römischen Stimmungsköpfen, Studien zur Amazonenschlacht, einem meisterlichen weiblichen Rückenakt, der zum Parisurteil gehört, u. a. Dagegen enttäuscht Spitzweg ein wenig mit den unkörperlich in dünner spitzer Bleistiftmanier gegebenen Studien, unter denen die Humoristika, die das Eigenartige seiner Begabung so fühlbar machen, sehr zurücktreten.

Im allgemeinen leidet die Ausstellung an Überfüllung; gerade das meist kleine Format, in dem sich naturgemäß die Graphik ausspricht, hätte zu einer möglichst übersichtlichen Anordnung Veranlassung geben müssen. So kommt vorwiegend zur Geltung, wer auch durch die Masse zu zwingen versuchte. Imposant nach dieser Richtung wirkt die Serie „Wege der Maschine", 24 Kohlekartons von Hans Baluschek. Soviel Gutes sie im Einzelnen enthalten, z. B. in

der Landschaft, in der Luft, in der Art wie Schnee sich fest geklebt hat zwischen dem Stangenwerk von Brückenübergängen — als Niederschlag des Ganzen bleibt der Eindruck des Verstandesmäßigen, des Erklügelten, manchmal auch des Gequälten. Die seltsame Perspektive, unter der die Erscheinungen gesehen sind, hat etwas Peinigendes, genau wie die wenigen Farbflecken, ein paar Signallichter in rot und grün, oft den Geschmack so verletzen, wie die Aufdringlichkeit der literarischen Assoziation. Corinths Lithographien zum hohen Liede offenbaren nur die erotische, nicht die lyrische Seite seiner unvergleichlichen dichterischen Vorlage; im Ausdruck bleiben sie — wie schon der Paulus seines großen Kreuzigungstriptychons — in der Psychologie der Reinhardt-Bühne befangen. Dennoch sind sie eine starke Probe seines Könnens, das selbstherrlich mit der sorgfältigen Schrift der Seite keinen Bund eingegangen ist. Eine ermüdete Phantasie und eine schlaffe Hand läßt keine Freude mehr an L. v. Hofmann aufkommen. Ganz ausgezeichnete Arbeiten voll Tonschönheit und sicherster Zeichnung, in der Behandlung modernen Industrielebens Baluschek's vollkommenstes Gegenstück, gibt Muirhead Bone zu sehen. Unter den jungen Kräften fällt als vielversprechend Waldemar Rösler mit Lithographien ganz weicher malerischer Art und reizvollen Sehens aus der Umgebung von Berlin auf.

Wenn die Sezession den Wunsch hat, durch die Hervorhebung der Plastik eine Anregung für rein bildhauerische Ausstellungen zu geben, so wird das jeder, der mit Erschrecken die Ratlosigkeit des Publikums diesem Gebiete der Kunst gegenüber immer aufs Neue konstatiert, mit Freuden begrüßen; aber nach der Probe, die sie diesmal gibt, wird die Sezession in der Aufstellung und Darbietung noch viel zu lernen haben. Eine schemenhafte Farblosigkeit beherrscht den gedrängt vollen Saal; die wenigen Bronzen treten als störende dunkle Flecke aus dem gelblichen Weiß. Rodins Büste Gustav Mahlers mit dem stark zurückgebogenen Kopf, ein knieendes Weib, in dem die Petersburger Knabenfigur Michelagniolos wie übertrumpft und karikiert zugleich erscheint, die stofflich sehr schön behandelte Büste Bergmanns von Hildebrand und zwei unangenehm geköpft wirkende Porträts von Klinger fallen unter der Fülle des gleichgültig Lassenden auf. Ganz prächtig sind Gauls Eselstudien, bei denen es eine Freude ist, zu sehen, wie sich der Meister bedächtig und sorgsam an die künstlerischen Probleme, die das neue Thema ihm stellt, heranmacht.

Bei Paul Cassirer stellt Max Liebermann seine neuesten Arbeiten aus und bereitet mit einigen von ihnen den reinsten, ungetrübten Kunstgenuß. Schon lang auf der Höhe der Meisterschaft, Bewegtes im Licht darzustellen, ist er jetzt zu einer Schönheit der Farbe vorgedrungen, die eine wahre Augenweide ist. Seine Farbe, die noch bislang das Gedeckte, Silbrige bevorzugte, leuchtet hier plötzlich auf in einem Schmelz, als glühte sie von innen heraus. Da ist vor allem ein „Uhlenhorster Fährhaus“: über blitzender Stromfläche unter dem Schatten

mächtig gewölbter Baumkronen die bunt bewegte Gesellschaft eines Kaffeegartens von stupender Illusionskraft mit der edlen Harmonie von Blau und Gelb, deren Glanz an das Gefieder erotischer Vögel gemahnt. In der Abgeklärtheit ruhiger Meisterschaft tritt ein oft von ihm behandeltes Motiv auf: der Reiter am Meer. Großartig wie die Bewegung des Pferdes mit dem Entgegenrollen des Meeres in Kontrast gesetzt ist, wie im Überschlagen die Schaumkämme leuchten, und wie mit einem Nichts beinahe von Farbe die unfaßbare Bewegung des nebenher tollenden Hundes dargestellt ist. Dazu wieder der edle Farbenklang in dem samtenen Braun des Pferdes und dem abenddunklen Blau der Luft. Dies vollendete Meisterstück hat sich mit klugem Griff das Museum in — Stockholm gesichert. Seinem alten Studienplatz, den Dünen von Nordwyck hat Liebermann wieder eine Reihe von Motiven entnommen, in denen er das Rollen und Rauschen des Wassers und die sanft ergossenen Tinten des Himmels so schön wie nie darstellt. Immer einfacher wird er in der abkürzenden Art, Bewegung zu geben, immer klarer in der Rhythmisierung der großen Massen. Dasselbe Streben lassen auch seine Bildnisse erkennen, doch erreicht er in ihnen bei weitem nicht die gleiche Höhe.

Bei Gurlitt überrascht Dora Hitz durch eine Reihe umfänglicher Arbeiten, unter denen die Porträts die erste Stelle einnehmen. Auch sie ist von der etwas verschwommenen Tonigkeit ihrer früheren Art zu einer starken Farbenfreudigkeit übergegangen, die etwas Strahlendes, Lebensfrohes hat. Helle blaue und rote Töne wie auf dem Bildnis der Schauspielerin Eibenschütz (mit dem außerordentlich sprechenden Mund) gehen eine lebhafte Harmonie ein. Aber das Temperament ist vorläufig stärker als der Geschmack, und die Wirkung bleibt mehr dekorativ-flächenhaft, als daß der Raum mit seiner plastischen Illusion den Eindruck bestimmt.

Theater-Rundschau.

Von Otto Neumann-Hofer.

Auch in diesem Jahre steht die Berliner Bühne (und das deutsche Drama), wie seit fast einem Jahrzehnt, im Zeichen der Ernüchterung nach den literarischen Räuschen der vorangegangenen (naturalistisch gescholtenen) Zeit. Volle fünfzehn Jahre lebte sich auf unseren Bühnen stürmisch der Trieb aus, den Gegenwartsmenschen dramatisch zu erfassen, sein Inneres und Äußeres, seine Seele und seine Umwelt. Dichter, Schauspieler und Publikum — alle hatte dieser Drang gepackt, sie fügten stolz sich dienend, fünfzehn Jahre lang, einer Sache, die sie als wahrhaft bedeutend empfanden: dem Zusammenklang von Leben, Dichtung und Theater. Schweigt mir davon, ob „Ewigkeitswerke" damals entstanden! Ein Rausch war's; wer's erlebt hat, weiß es. Der einzige Rausch, der den Menschen über sich selbst hinaushebt: sich selbst zu finden, sich selbst zu erleben, — ganz gleich ob in Religion, in Geschichte, in Kunst. Diesmal strebte (und glaubte) eine Generation sich selbst im Theater zu erleben, fünfzehn Jahre lang. Oder mit einem Goetheschen Wort: „ein tüchtiges

Bestreben wendete sich aus dem Inneren hinaus auf die Welt, eine objektive Richtung, wie in jeder voranschreitenden Zeit."

Für das ästhetische Normalmaß der deutschen Rasse eine zu lange Zeit. Der anstrengende Rausch verflog, es folgte die Ernüchterung. In der leben wir nun und suchen uns durch Maskeraden über sie hinwegzutäuschen. Der kunstbeschwingte Wirklichkeitssinn liegt flügellahm am Boden, und ein Verlangen nach Gaukeleien hat seinen Platz eingenommen. Die Bühne ist vom Drama zur theatralischen Belustigung übergegangen; sie ist wie eine Witwe, deren gestrenger, aber vornehmer Gatte verschieden ist und die nun ihren Kummer ertränkt in allem, was betäubt: in Wedekindschen Erotomanien und in Nackttänzen, in neu-romantischem Mummenschanz und in verblüffenden Regiewundern, vor allem aber in Operettenmusik: eine lustige Witwe.

Die erste Hälfte dieses Theaterjahres hat uns von all diesem reichlich gespendet und jede Art gut bemustert. Doch muß ich mich heut, aus Platzmangel, auf die Maskeraden beschränken; sie schreiten billig voran, denn sie sind die der Zeit gemäße Gattung. Sie haben einen bedeutenden wirtschaftlichen Wert: sie verbreitern die Masse der Theaterbesucher. Macht alle erforderlichen Vorbehalte — es läßt sich nicht leugnen: das Drama, das wirkliche (ich meine damit nicht nur die „Ewigkeitswerke", für deren längere oder kürzere Ewigkeit auch die emsigen Schnüffler nach Ewigkeitswerten ja doch keine pupillarische Versicherung wissen, sondern auch die in „objektiv gerichteten" Zeiten vom geborenen dramatischen Talent immer reichlich geschliffenen Zeit- und Menschenspiegel), das Drama also hat für viele Leute etwas Unbehagliches. Wer hingeht, weiß: um seine Sache handelt es sich, und es ist nicht jedermann bequem, im Innersten in Anspruch genommen zu werden. Wer zur Maskerade geht, weiß: die Sache geht ihn eigentlich nichts an, er kann sich an dem Schein ergötzen, er wird nicht aufgefordert, sich auf sich selbst zu besinnen; im Gegenteil, er darf, was vielen eine begreifliche Erlösung ist, sich selbst vergessen. Das Theater als Lethebad nach den Tagessorgen; man kennt diese populäre Vorstellung vom Kulturwert des Theaters.

Aber es gibt zwei Arten von Maskeraden: die dichterische und die theatralische. Der Lyriker, der seine Gefühle, der Epiker, der seine novellistischen Erfindungen, der Satiriker, der seine Invektiven, der Feuilletonist, der seine gescheidten Einfälle, der Romantiker, der seine göttlichen, wenn auch etwas gegenstandslosen (man könnte auch sagen: unwesentlichen) Träume dramatisch maskiert, kann ein ansehnlicher Künstler in Worten sein, nur nicht grade Dramatiker. Ich nehme ein bestes Beispiel, das beste Beispiel der letzten Zeit. Ernst Hardt ist ein Lyriker, der Achtung verdient, und ein etwas dekadenter Schöngeist, vor dem meine Achtung sich mindert. Nach seinem Tristan gab er uns jetzt eine Gudrun (im Lessing-Theater).

Der Fall liegt hier sehr einfach. Gudrun steht vor uns aus dem mittelhochdeutschen Gedicht als die noble und makellose Verkörperung der deutschen Frauentreue. Nicht

nur der Worttreue; — der Herzens-, nein, der Wesenstreue. Not und Erniedrigung trägt sie um dieser Treue willen mit der Selbstverständlichkeit einer unverbildeten starken Seele. Kein Hauch einer Anwandlung streift sie einen anderen zu lieben als den ihr anverlobten Dänenkönig. Und wenn sie dem Normannenprinzen nicht gerade bös ist, so ist's, weil der sie, die Gefangene, anständig behandelt.

Darin nun wittert Hardt eine uneingestandene, aber heftige Sinnenliebe zum Zweiten und stellt die arme Person in den berühmten Konflikt des männersüchtelnden Jüngferchens, das sogleich nach dem Probepfeil von der Hand des Einen in einem anderen den Rechten gefunden zu haben wähnt.

Warum das nur? Um ein abgegriffenes Stöffchen der heutigen Sexual-Psychologie (oder -Pathologie?) in das heldische Gewand der alten Sage zu vermummen und dadurch ansehnlicher zu machen. Maskerade. Ich lese: um die alte Fabel modern zu komplizieren, sie menschlicher, sie dramatischer zu machen. Dramatischer? Als ob nicht gerade das „Ewigkeitsdrama" die einfachsten Linien hätte, seine Träger die geradesten Seelen, von ungeschwächten Urtrieben bewegt; gerade und einfach wie die Seele dieser Gudrun, in der der Urtrieb der fraglosen Treue (— er soll ja gerade für unser Volk unterscheidend sein, also doch eine schöne Grundlage für ein nationales Drama —) einen prachtvoll gesunden, starken, heldischen Menschen entwickelt. Dagegen verfolge man durch die manchmal traumhaft schönen Verse Hardts, zu welchen Verbiegungen, unbeantwortbaren Zweifeln, Unvereinbarkeiten er geführt wird durch seine Aufgabe, beständig ein Kompromiß zu erkünsteln zwischen der kleinen Hysterischen, die er vor der Seele hatte, die immer sogleich geliefert ist, wenn ein Mann in ihrer Gegenwart ein Kleidungsstück ablegt (Herwig den Schild, Hartmut den Helm), und der großen Primitiven, die das alte Gedicht ihm zu einiger Berücksichtigung aufzwang mit ihrer unerschütterlichen Sicherheit. Notgedrungene Maskerade. Es ist, als ob der alte Vilmar eine solche Verpsychologisierung der alten Seemäre vorausgesehen hätte, wenn er sie kurz skizziert und dann fortfährt: „Ganz anders unser Epos, welches mitten im wahren, einfachen, frischen Leben stehen bleibt und keinen Effekt will, der bloß in dem lustigen Spiel der Gedanken und in dem künstlichen Streite und Widerstreite gemachter Empfindungen seinen Ursprung und sein Ziel hat."

Hardt hat, anders wie andere Lyriker, einen wachen Sinn für die sinnlichen Wirkungen der Bühne. Für das Ohr: er arbeitet virtuos mit Rufen aus der Ferne, mit dem mystisch-musikalischen Eindruck der altgermanischen Beschwörungsformeln. Für das Auge: er sieht stimmungsvolle Bühnenbilder; das Weib, das mit hochgehobener Fackel dem heimlich Geliebten auf dem Wege zu seiner Kebse leuchtet, ist sogar ergreifend; dekorativ geschaut, wirkt es doch beinah dramatisch: nur würde die wirkliche Gudrun nicht platt zu Boden schlagen, wie dieser späte Backfisch, der von der körperlichen Eifersucht wie von der Axt gefällt wird.

An Wirkung ist die t h e a -

tralische Maskerade der dichterischen weit überlegen. Schon weil die dichterische immer einen falschen Ton hat: sie gibt vor, etwas zu sein, was sie nicht ist. Dagegen ist dem Theaterwesen die Maskerade artgleich. Hierzu kommt, daß wir in Max Reinhardt einen Großmeister der theatralischen Maskerade besitzen, wie wir ihn bisher nicht gekannt haben und wie er meines Wissens auch im Auslande nicht zu finden ist. Er regiert die Stunde, und mit Recht: denn er ist ein Vollkommenes; er ist die vollkommene Ausprägung des dem Drama entgegengesetzten Elements des Theaters: des Zubehörs (was die Maskerade im weitesten Sinne ausmacht.) Das Drama ist auf den Sinn, das Zubehör auf die Sinne gerichtet. Nie haben unsere Sinne im Theater so geschwelgt wie bei Reinhardt. Er ist nicht nur der notwendige Ausdruck unserer Zeit, der nach-dramatischen, der nach-naturalistischen, wenn man will, — meinetwegen der notwendige Ausdruck der heutigen Zeitmode — er ist mehr: er ist für unser Theaterwesen ein Glück. Man denke sich ihn hinweg: welche Gräue, welche Öde müßte unser Theaterwesen (abgesehen von der Oper) darbieten — mit einem Repertoire, das aus dramatischen Absurditäten rekrutiert wird, mit einem Publikum, das nur noch auf den Operettenkitzel zu reagieren schien, mit Spieltruppen, die vom Winde der Konkurrenz zusammengeblasen und auseinandergetrieben werden. Er gab dem Theaterinteresse einen neuen Kristallisationspunkt, an den es mächtig anschoß: den Bühnenschein, der sich absolut gebärdet. Er war zeitgemäß im Allsinne: er erhob die Bühnentechnik zum Geltungspegel, den die Technik überhaupt in unserer Zeit hat. Und er tat es nicht roh und protzig, wie ein schlechterer Engländer oder ein besserer Amerikaner, sondern mit künstlerischen Mitteln und künstlerischem Geschmack, oder, wenn das zu hohe Worte sind, mit den Mitteln und dem Geschmack eines kultivierten Kunstgewerblers. Nie hat noch jemand unter den Lebenden eine solche Fülle von gefälligen sinnenfälligen Wirkungen in dem gesamten Zubehör eines modernen Theaters, vom seidnen Fähnchen bis zu den Gliedmaßen des Schauspielers, geahnt, gesehen, entdeckt, ans Licht gezogen. Der praktische Bühnenmann kann unendlich viel von ihm lernen, und immer Neues und von ihm zuerst Erschautes. Und dem Publikum, insbesondere dem Berliner, hat er einen ganzen Sinn geschenkt: das Auge im Theater. Vor ihm ging es nur mit den Ohren in die Räume, die doch Schauspielhäuser heißen. Reinhardt kam, wie jeder prädestinierte Mann, zur rechten Zeit: er kam, als die kunstgewerbliche Welle über Berlin zu fluten begann, ausgehend vom Plakat, dann Möbel, Gläser, Häuserfronten, Gärten, jetzt auch Frauenkleider ergreifend; er, der Bühnenmann mit dem modernen, erst etwas präraffaelitisch, dann eklektisch in allen Linien- und Farbenwirkungen schwelgenden Plakatauge. Wenn die heutige Epoche vorüber sein wird, wann wieder das Drama auf dem Theater eingezogen ist, dann wird nur er etwas aus unseren Tagen hinterlassen haben: seine technischen Errungenschaften, die unverlierbar sind. Gerade, wer sich

ihm feindlich fühlt, muß wünschen, daß seine Art sich voll auswachse: denn sie, der vollkommene Gegensatz zum Drama, das souveräne Komödiantentum, muß dem Drama um so schneller wieder Platz machen, je höher ihre Orgien aufwogen.

Wer mich recht versteht, wird wissen, daß ich mit dem Wort „Komödiantentum" nichts Moralisches ausgesagt haben will. Sondern etwas Berufliches. Und ein vollendetes Komödiantentum ist auch eine vollendete Berufsübung. Ich darf mich in meiner Schätzung dieser Seite des Theaterwesens auf Goethe beziehen, der jeden, der mit dem Theater zu tun hat, mahnte, sie nie zu übersehen. Aber einen groben Fehler begehen des unermüdlichen Bühnenbildners übereifrige Freunde, die ihm etwas anderes andichten, etwas seinem Wesen Fremdes und seiner Kunstübung Unerreichbares die Renaissance der großen Dichter. Die da sagen, er habe Schiller, Goethe, Shakespeare, Kleist und die Griechen neu geboren. Das ist nicht mehr Irrtum, das ist Idiotismus. Dem Shakespeare hat er, wo er Komödiant ist (er ist's immer wieder mal), zu seinem Recht verholfen, das ist wahr. Sonst gibt er nur Reinhardt. Das ist bei den Größten manchmal peinlich, nicht immer. Gewiß sind seine Zirkusvorstellungen nicht Sophokles und nicht Aeschylos. Aber zu glauben, daß es ein Mittel gäbe, uns den wahren Sophokles und den wahren Aeschylos bühnenmäßig nahe zu bringen, dazu muß man schon die Naivität eines deutschen Altphilologen haben. Reinhardt vermittelte uns von einigen Grundstimmungen des Oedipus und der Orestie im Zirkus Schumann sinnliche Eindrücke von einer Stärke, die die Ungelehrten in Nervenkrisen, die Gelehrten in eine Ahnung von der reflexionslosen Wirkung der attischen Tragödie versetzte. Alle anderen Vorstellungen griechischer Stücke, die ich gesehen habe, waren dagegen bloße Langweilerei. Und wo das Ziel weniger hoch gesteckt war, wie bei der Aufführung des von Hofmannsthal erneuten altenglischen Mysteriums „Jedermann", konnte man bei vielen Stellen eine ungetrübte archäologische Freude an der fabelhaften Kunstfertigkeit in der Restaurierung alten Kunststils haben. Maskerade, ja . . . ja . . . tausendmal ja! Aber Respekt vor dem ganz beispiellosen kunsttechnischen Können!

Und was wird aus der Kunst, der wirklichen (der „hohen", wie man zu sagen pflegt) bei dem Vorherrschen der Maskerade? Nun, die rettet sich dorthin, wo die Maskerade stets ihr unentbehrliches Zubehör war: zur Oper. Auch dafür gab der letzte Mond ein Beispiel großen Formats: Hofmannsthal, der einfühligste Poet unserer Tage, der Klassiker des Nichtselbstseinmögens, der süße Sänger östlicher und westlicher, neu- und vorzeitlicher Maskeraden, schuf den Rosenkavalier, an sich vergänglich wie alle Maskeraden; aber an der Hand der Musik tänzelt er in das Land der ewigen Gefühlswerte.

Musik-Rundschau.

Von Max Marschalk.

Es soll an dieser Stelle über das Berliner Musikleben berichtet

werden. Eine Halbmonatschrift heischt natürlich Kürze und Beschränkung auf das Wesentliche. Auf die Solisten-Konzerte wird nur in Ausnahmefällen eingegangen werden können, denn neue Talente tauchen selten auf, und das Genie gar ist eine Rarität, die uns in jedem Lustrum vielleicht einmal nur beschert wird. Die tausend kleinen Geister, die ihre mangelhaften Fähigkeiten und Fertigkeiten zu Markte tragen, um ihrer Eitelkeit zu frönen oder um aus milden Kritiken ihren bescheidenen Nutzen zu ziehen, sollen uns hier nichts angehen. Auch um die Großen, die seit Jahren in der Gunst des Publikums stehen, brauchen wir uns nicht zu kümmern, wofern nicht einer von ihnen einmal etwas besonders Bemerkenswertes unternimmt, wie etwa der geniale Ferruccio Busoni, der eben den letzten von sechs Liszt-Abenden gegeben hat. Das ist fürwahr eine grandiose Ehrung des Meisters. Das Besondere und das wertvolle Neue soll berücksichtigt werden, und in erster Linie soll der Schaffenden, die es immer noch schwer haben, einen Platz an der Sonne zu gewinnen, gedacht werden. Wer unbekannte und neue Werke aufführt, sichert sich von vornherein die Sympathien derjenigen, denen ernste Pflege und Förderung der Kunst am Herzen liegen. So verdienen die Kammermusik-Konzerte hervorgehoben zu werden, die unter der Benennung „Loevensohns Konzerte“ im Harmoniumsaal stattfinden. Der Violoncellist Herr Marix Loevensohn veranstaltet gleich vierundzwanzig Konzerte, und zwar veranstaltet er sie „nur für Geladene“. Ich denke mir, daß er die Absicht hat, das Publikum, das unlustig wird, sobald man ihm mit Neuheiten kommt, allmählich daran zu gewöhnen, sich gelegentlich auch einmal etwas anderes anzuhören als Haydn, Mozart und Beethoven, als die Werke, die es aus vierhändigen Klavierauszügen kennt und deshalb schön findet, und daß er schließlich aus der Gewöhnung des Publikums seinen Nutzen ziehen will, indem er durch die Erhebung eines bescheidenen Eintrittsgeldes das Weiterbestehen seiner löblichen Institution ermöglicht. Diese Konzerte, deren Begründer und ständige Mitwirkende außer Herrn Loevensohn Flora Joutard-Loevensohn (Klavier), Louis van Laar (Violine), Maurice Rößler (Violine), und G. Kutschka (Viola) sind, haben bereits manches Interessante gebracht, auf das leider hier nicht mehr eingegangen werden kann. Ich sprach vorhin von der Seltenheit der Genies unter den ausübenden Künstlern und Künstlerinnen. Nun bin ich gerade in der angenehmen Lage, von einer jungen Klavierspielerin erzählen zu können, die ohne Zweifel ein Genie ist. Sie heißt Winifred Purnell; sie ist eine etwa sechzehnjährige Australierin, die, wenn sie das Podium betritt, vorerst einmal durch ihr kindliches, ungelenkes Wesen auffällt, durch ihr gezwungenes Lächeln, durch ihren unruhig umhergeschickten Blick. Man fragt sich nicht ohne Besorgnis: was wird das wieder für eine Konservatoriums-Leistung werden. Aber sobald Winifred Purnell am Klavier sitzt, ist sie gänzlich umgewandelt. Das

gezwungene Lächeln verschwindet, der Blick gewinnt etwas Träumerisches, und im Körper lösen sich die Spannungen des Unbehagens. Man merkt sofort, daß die junge Künstlerin die reale Welt vergessen hat, um sich in ihrer idealen Welt auszuleben. Fürwahr, dieses Wunderkind ist für das Klavier geboren. Es kennt sicherlich nichts anderes, nichts Schöneres und Höheres, als am Klaviere zu sitzen und mit Zärtlichkeit, mit Inbrunst in die Tasten zu greifen und Klänge aus dem Instrument hervorzuholen, die es in seiner begnadeten Seele vernommen hat. Es ist ein im höchsten Grade individueller Klavierton, den Winifred Purnell produziert; und individuell, die Äußerung eines seltenen Menschen, ist auch jede Vortragsnuance. Merkwürdig ist es, wie die junge Künstlerin ihren ganzen Körper mit heranzieht, um ihrem Spiele Ausdruck zu verleihen, wie sie sich biegt und wiegt und windet und krümmt, und wie doch diese körperliche Ekstase keineswegs unsympathisch berührt. Technische Schwierigkeiten gibt es für sie nicht; die größten Schwierigkeiten sind ihr ein Kinderspiel. Die Welt wird sich mit diesem Phänomen noch vielfach zu befassen haben; es wäre nur einstweilen zu wünschen, daß die Entwicklung zur letzten Reife nicht durch ein allzu häufiges Konzertieren gehemmt werden möge.

Als das Ereignis der ersten Hälfte der Saison 1911/12 muß wohl die Eröffnung der Kurfürsten-Oper angesehen werden. Hans Gregor hatte mit seiner Komischen Oper Ruhm geerntet, aber er hatte sie nur mit großen pekuniären Opfern halten können. Als er nach Wien berufen wurde, stand er vor der Notwendigkeit Schluß zu machen, denn seine Ressourcen waren erschöpft. Er hatte etwas geschaffen, das einen eigenen Ton in das Berliner Musik- und Theaterleben brachte. Diesen Ton weiterklingen zu lassen, war nun der Wunsch des Herrn Maximilian Moris, der lange Jahre hindurch unter Gregor als Regisseur gearbeitet hatte. Seinen Bemühungen gelang es schließlich, die Kurfürsten-Oper ins Leben zu rufen, die am siebenten Dezember mit der komisch-phantastischen Oper „Die lustigen Weiber von Windsor" von Otto Nikolai eröffnet wurde. Dort, wo die Nürnbergerstraße in den Kurfürstendamm mündet, unweit des Haupteinganges zum Zoologischen Garten, erhebt sich das neue Haus, über dessen Architektur nicht gerade Günstiges gesagt werden kann. Es muß bedauert werden, daß wieder einmal die Möglichkeit, einen aparten Theaterbau auszuführen, versäumt worden ist. Die Devise: „Einfachheit" kann man gelten lassen; aber die Einfachheit darf schließlich nicht mit Hilflosigkeit in Formen und Farben identifiziert werden. Man fühlt sich nicht wohl in diesem hohen Zuschauerraum, in dem die Prinzipien des Amphitheaters und des Rang-Theaters kombiniert sind. Die Akustik ist wenigstens zu loben, und das ist immerhin eine wichtige Sache. Es wäre vielleicht eine gute Idee gewesen mit den „Lustigen Weibern von Windsor" zu beginnen, wenn nicht der Teufel seine Hand im Spiel gehabt hätte, der Teufel, der Herrn Moris statt des alten lustigen, von Shakespeares Gnaden bestehenden

gesprochenen Dialoges die durchkomponierten Rezitative Otto Neitzels aufschwatzte. Gegen die Arbeit Neitzels an sich will ich nichts sagen; sie ist klug und geschickt gemacht. Aber die Oper wird um ihre Wirkung gebracht, schon allein dadurch, daß sie ungebührlich verlängert wird. Wie köstlich sind die Falstaff-Szenen zu Anfang des dritten Aktes in der Originalfassung; wie langweilig in der Neitzelschen. Ich habe keinerlei Verständnis für die Purifizisten, die die Entstehungsgeschichte der Oper ignorieren und ihren Richard Wagner falsch verstehen; ein Werk wie die „Lustigen Weiber von Windsor" soll unangetastet bleiben. Auf den ersten Fehlgriff folgte ein zweiter. Charles Gounods Oper „Philemon und Baucis" ist ein zu unglückliches Werk, als daß es aufgeführt zu werden verdiente. Schon wer sich den Text durchliest, der stellenweise recht albern ist, muß sich sagen, daß ein modernes Publikum ihn nicht genießen kann. Die Geschichte von dem guten alten phrygischen Ehepaar, das den Zeus in seiner bescheidenen Hütte aufnimmt und dafür Jugend und Reichtum gewinnt, ließe sich allenfalls für ein Weihnachtsmärchen verwerten oder für eine Offenbachiade. Charles Gounod hat wohl selbst gefühlt, daß er nicht allzu seriös vorgehen dürfte, denn er nähert sich häufig genug der Grenze, die die Oper von der Operette scheidet. Es ist eine sehr hübsche und klingende Musik, die er bietet, und überall spürt man die Meisterhand, doch kann sie in ihrer Zwitterhaftigkeit das schwache, handlungsarme Textbuch nicht retten. Die Kurfürsten-Oper ist im Besitze eines ausgezeichneten Orchesters und eines ausgezeichneten Chores. Um das Solo-Personal ist es bei weitem weniger gut bestellt, und hier wird Herr Direktor Moris Remedur schaffen müssen, wofern ihm daran liegt, daß sein Unternehmen Bestand hat. Wir verlangen nicht Stars, aber doch tüchtige und routinierte Kräfte. Geduld müssen wir mit jedem jungen Unternehmen haben; die Schwierigkeiten, eine Oper zu organisieren, sind bei dem allgemein bekannten Mangel an leistungsfähigen Sängern ungeheuer groß. Warten wir es ab, wie Herr Moris sie überwinden wird.

Gesellschaftliche Rundschau.
Von Walter Turszinsky.

Ich habe die Absicht, an dieser Stelle zuweilen von der Berliner Gesellschaftskultur zu sprechen; desgleichen auch von jenen Ereignissen, die dieser Kultur das praktische Relief geben. Ich werde also verpflichtet sein, ein wenig Embryologie zu treiben: von Dingen zu handeln, die erst im Werden und noch nicht geworden sind. Ich will damit nicht behaupten, daß dem Berliner Gesellschaftsleben, wenn es abends die glänzenden Augen aufschlägt, um sogar alte Praktikusse wie Thomas Alva Edison zu seinen Psalmisten und Jüngern zu machen, die Kraft fehlt, Hunderte und Aberhunderte in seine unkeuschen weißen Arme zu schließen. Im Gegenteil. Tief betrübt gestand mir neulich einer jener Vollblutpariser, die bisher aus der Berliner Eleganz einen Witz machten und unsere Feste gern unter

das Schermesser ihrer mokanten Überlegenheit nahmen, daß Berlin beginne, als Ersatz für die in Marokko gewährte Expansionsfreiheit, Frankreich und seinem Paris einen Krieg um die gesellschaftliche Vorherrschaft aufzuzwingen: einen jener Kriege also, die sich mit den Waffen schöner Frauen, munterer Feste, strahlender, an die Front des öffentlichen Lebens gestellter Bildchen leicht und unblutig führen lassen. So fehlt es der deutschen Reichshauptstadt im entferntesten nicht an dem guten Willen, der „Arbeitsstadt Berlin", diesem hochgepriesenen, aber hinlänglich austrompeteten, gesund = robusten Kulturbegriff, den geschmeidigeren, liebenswürdigeren, anmutigeren Zwilling der „Luxusstadt Berlin" zur Seite zu stellen. Das Bilderalbum Berlins, das der in der Schule feinen, internationalen Geschmacks gebildete Gesellschaftskritiker noch vor wenigen Jahren nur mit gemischten Gefühlen durchblättern konnte, zeigt also heute feinere, mit Sorgfalt und Delikatesse hergestellte Blätter. Man hält es nicht mehr für das Abzeichen schwächlingshafter Geckerei, sich dem Gemälde der Première oder des Restaurantsaales im Frack einzuordnen: nicht für die Pflicht fernig deutscher Männlichkeit, durch Vernachlässigung des äußeren Menschen eine dieser bestrickend bunten, warmen Szenen zu entstellen. (Der deutsche Dichter, der sich einst im Jahre des Naturalismus in schwarzer Joppe, dunkelblauen Beinkleidern, schief sitzender Krawatte und klobigen Menschenfresserstiefeln vor seinem Publikum von der Bühne herab verneigte, wäre heute unmöglich.) Auch die Hymnen, die neuerdings Schönheitsfreunde und Schönheitserkenner, wie Gustav Eberlein, Spezialistinnen für Modekultur, wie Olga Wohlbrück, über den äußeren und inneren Zusammenhang, den die Berlinerin und die Eleganz gefunden haben, loslassen, sprechen dafür, daß die Dame an der Spree neben den Kleinodien geistiger Besitztümer jetzt auch den Schmuck des individuell behandelten, letzten Kleidungs-Schick hoch einzuschätzen beginnt: (der Poiret-Rummel bot sogar bereits ein Stückchen Überschätzung dieses Gegenstandes). Der krampfhafte Drang, selbst die blasseren Gobelins des westlichen Berlin mit allerhand grelleren Flecken auszusticken, mit Bars und Musik-Cafés, bei deren Ausstattung die Phantasie der Innenarchitekten und Maler zum Clown wird, mit Variétés und Restaurants, in denen ein nur sauber-bürgerlich Gekleideter das Gefühl absoluter Nichtdazugehörigkeit hat, keucht auch nur aus dem heißen Bemühen hervor, Berlin möglichst schnell gesellschaftlich aufzuputzen. Kurz: die ganze Berliner Saison, die sich sonst amerikanisch-eilfertig, schnell und freudelos durch eine Reihe ihr vom Schematismus vorgeschriebener, immer in strenger Reihenfolge wiederkehrender Feste hindurchhastete, dekoriert sich jetzt mit einer Fülle eleganter, privater und öffentlicher Luxusfeiern, die durch Verschwendung eines umfänglichen Ausstattungsapparates einander den Eindruck abzujagen wünschen und sich in der Flucht ihrer äußerlich sehr raffinierten

Erscheinungen zu einem faszinierenden Mosaik der Gesellschaftsbilder zusammenfügen.

Aber — ich komme endlich nach langem Atemholen auch zu einem „Aber" — : es fehlen dem großen Chorgesang der gesellschaftlich entwickelten Berliner nach den Textworten: „Freude, schöner Götterfunken" doch jene innere Freudigkeit, jene unmittelbare Notwendigkeit, jener unbezähmbare Trieb zu den fröhlichen, reichgekleideten und das Leben zierenden Stunden, die dem Vergnügen allein den süßen, nachhaltigen Geschmack geben. Man hört oft genug diese überreich mit rauschenden, festlichen Freuden beschenkten Menschen ächzen, wie schwer belastete Karrengäule, so als ob der gesellschaftliche Genuß ein brutaler, tyrannisierender Arbeitgeber sei. Man hält das für Pose und sieht nicht, daß es vielmehr eine fein zeichnende, psychologische Notiz aus der Empfindungswelt des Berliners ist, die den ganzen Konflikt zwischen seinem gesellschaftlichen Sollen und Wollen, zwischen seinem Bestreben, sich dem Kulturgesetz mondäner Lebensführung zu unterwerfen, und seiner inneren Sehnsucht, dieses Gesetz zu umgehen, klar erhellt. Es ist in diesem Wettkampf der Berliner Feste, die „erledigt", nicht durchlebt werden, die man absolviert, wie schwere Examina, um endlich zum freieren Lebensgenuß zu kommen, eine Geschäftigkeit, die dem Vergnügen, ich möchte sagen, mit blutunterlaufenen Augen und geballten Fäusten gegenübertritt, wie ein Ringkämpfer dem andern, mit der festen Vornahme, die Bestie: „Heiterkeit" zu zwingen, wenn sie sich nicht gutwillig ergibt. So steht hinter den edlen, prächtigen, von Schönheit und Glanz gesegneten Berliner Gesellschaftsbildern oft genug eine schwüle, starre Stille: zeigt sich, daß wir Norddeutschen wirklich keine heitere Nation sind, daß uns der Duft der Freude mehr beklommen als berauscht macht. Hier fehlt das in harmlosestem Sinne leidenschaftliche Mitgehen des Wieners, der das ganze Hab und Gut seiner Persönlichkeit, seiner Erscheinung, seiner Genußfreudigkeit in die Masse großer gesellschaftlicher Ereignisse gibt und stolz darauf ist, mit zur Füllung des repräsentativen Bildes beigetragen zu haben. Hier fehlt der innere Zwang zur Tollität, der den Münchener der Karnevalszeit zu einem willenlosen Geschöpf der närrischen Augenblickslaune macht, das es (acht Tage lang) h a ß t, vernünftig zu sein, und sich mit vollem Bewußtsein vom Strom der Ausgelassenheit wegschwemmen läßt. Die Szenen auf der Bühne der Berliner Gesellschaftskultur leiden fast alle unter ihrem Z w e c k : (Zweck ist bekanntlich die Essenz, die jedes leichtere Vergnügen im Moment auflöst). Man will hier zuviel, wo man doch nichts weiter wollen sollte, als sich plaudernd, tanzend, lachend zu amüsieren und aus gut angezogenen, möglichst schönen Menschen reizvolle Gruppen zu stellen. Die großen offiziellen Bälle wünschen da zu sein, weil sie schon vor zehn Jahren und inzwischen in jedem einzelnen Jahre da waren. Die Wohltätigkeitsfeste treten auf, weil die Kassen der Vereine, Stiftun-

gen und auch manche Privatbörsen nach ihren Erträgen hungern. Die großen Häuser des Westens stopfen zwei, drei Male im Winter ein paar hundert verwandter, befreundeter, bekannter Anhänger mit Beluga-Kaviar und Gänseleberpastete und Liedern zur Laute voll, weil — o, dieses vermaledeite „weil" — es notwendig ist, Revanche zu üben, diesem zu danken, jenen zu ehren. Um zu den vergnügten Stunden der Künstlerfeste zu gelangen, ist es vorher notwendig, sich durch eine ganze Mauer „künstlerischer Darbietungen" hindurchzubeißen: bei den Privatfestlichkeiten, die dem Klischee nachgebildet werden, schnüren die Fesseln gleichgültiger Festgenossen, gesellschaftlicher Pflichten, enger, zwangvoller Bewegungsformen. Das festliche Vergnügen als Selbstzweck (ungedämpft und doch vornehm, ein ausgelassenes, bewegliches und doch nie taumelndes Bild): dieser Bestandteil fehlt dem Ganzen der Berliner Gesellschaftskultur. Dem reich gepflegten, reich und geschmackvoll geschmückten Körper fehlt die heitere, nach graziösem, festlichem Frohsinn dürstende und in diesem Frohsinn aufgehende Seele! Auf einem der letzten Bälle des vorigen Winters führte ein eleganter Herr seine Begleiterin mit den Worten zum Walzer: „Jetzt wollen wir orgiastisch tanzen!" Er riß sie, von der Stimmung fanatisiert, nicht an sich; erlag nicht einem inneren Jauchzen; suchte die Formen des bacchantischen Tanzes nicht, um sich von dem Banne einer heißen Gier nach Freude zu lösen. Er wollte: er mußte nicht. Er konstruierte die Tanzorgie wie ein Rechenexempel. Gerade diese „Aufforderung zum Tanz" aber schien mir in ihrer Wortfassung für das ganze Empfinden der modernen Berliner Gesellschaftskultur sehr symptomatisch. Ich hänge daher diese Worte als Symbol an der Schwelle der neuen Saison auf und wünsche dieser Saison bessere oder vielmehr — schlechtere, leichtere Manieren .....

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank (Ulrich Frank.)

Der Arbeit und den Leistungen der Frauen soll an dieser Stelle die Beobachtung, Aufmerksamkeit und Bewertung zuteil werden, auf die sie ein wohlerworbenes, gutes Recht haben. Wir glauben nicht, daß die Frauenrechtlerei in ihrer aggressiven Form Alleinherrschaft ausüben darf, weil es wichtig und notwendig ist, das Erreichte endlich richtig einzuschätzen und auszumünzen. Im überstiegenen Eifer des Kampfes ließ man die Frucht nicht reifen, die triebfähiger Aussaat entkeimt war. Ohne zu vergessen, was die tapferen Streiterinnen der Frauenbewegung errungen haben, in dankbarer Erkenntnis, daß die Pfadfinder und Bahnbrecher immer den schwersten und mühenreichsten Anteil am Ausbau neuer Kulturarbeiten haben, vertreten wir nach dem heutigen Standpunkt der Frauenbewegung die Ansicht, daß man dieser Errungenschaften endlich froh werden muß, die erworbenen

Werte bewahren und in Ruhe und gesammelter Tätigkeit erweisen soll, was die Frauen leisten *können*, nicht bloß wollen. Sie haben schon so viel unter Dach und Fach gebracht, daß es bedauerlich wäre, durch immer erweiterte Ansprüche und die Beunruhigung, die durch das Hineintragen neuer vager Ideen und Forderungen erregt wird, die Ernte bedroht zu sehen, die erfreulich winkt. Die Frauen haben bereits so viel erlangt, daß eine ruhige Zurückhaltung ihnen nicht als Schwäche ausgedeutet werden kann, sondern als die Festigung, die berechtigter Stolz und das sichere Bewußtsein eigenen Könnens verleiht. Und solch würdige Betonung des Errungenen ist unerläßlich für den Fortschritt. Man soll uns nicht vorwerfen können, daß die Frauenrechtlerei in Frauenrechthaberei ausgeartet ist. Auf Gärung muß Klärung eintreten. Leider vermissen wir diese häufig in den fortgesetzten Kämpfen nach so manchen schönen Siegen. Im Kriegsgebrauch folgt diesen gewöhnlich Friedensschluß, oder zum mindesten Waffenstillstand. Es ist ein Mangel an Großmut und Großzügigkeit, dem Gegner immer noch kleine Schlappen beibringen zu wollen, wenn er in wesentlichen Punkten sich als unterlegen erklärt. Wenn man im allgemeinen noch nicht Großzügigkeit zu erwarten hat, von denen, die solange ins Kleinliche gedrängt waren, an Großmut aber sollten es die Frauen nicht fehlen lassen. Sie hat mehr Bedeutung als mancher neu erworbene Besitz. Den Frauen ist zur Zeit im weitesten Umfang die Möglichkeit erschlossen, im Erwerbsleben und auf allen wissenschaftlichen und künstlerischen Gebieten sich die Qualifikationen anzueignen, die zu erweiterten Lebensinteressen, zu einheitlicherem Lebensstil führen. Daß dadurch die Anregung zu konsequenter, planvoller Arbeit, mithin zu erhöhten Leistungen gegeben wird, ist heute eine nicht mehr zu bestreitende Tatsache, also eine nicht mehr zu erstreitende Notwendigkeit. Die Parole der nächsten Zeit muß sein: *erreichtes Können in tätiges Können umzusetzen.* Die Resultate sind abzuwarten, nicht zu erzwingen. Ausdauer und Geduld sind dazu erforderlich. Sie galten bisher als besonders rühmenswerte Charaktereigenschaften der Frauen. Und nach den schweren Zeiten des Kampfes müssen sie wieder in den Vordergrund treten, ohne Beeinträchtigung der Bestrebungen um ihre Rechte. Es gilt das Erworbene auszubauen und in seiner Wertzumessung für die Allgemeinheit zu befestigen, ehe sie zu neuen Eroberungszügen ausziehen.

* * *

Im Anschluß an unsere Einführung möchte ich gleich auf zwei Frauen hinweisen, die in diesen Tagen nicht nur die Beweise wissenschaftlicher Befähigung, sondern auch die wissenschaftlicher Leistungen erbracht haben, und neben männlichen Geistesarbeitern eingereiht und bewertet wurden. Es sind Dr. *Charlotte Engel-Reimers* und *Alice Schalek*. Dr. Charlotte Engel-

Reimers tritt mit einem Erstlingswerk hervor: „Die deutschen Bühnen und ihre Angehörigen", eine Untersuchung über ihre wirtschaftliche Lage, — Verlag Dunker & Humblot — das sofort das Interesse wissenschaftlicher Kreise erweckt hat, und in ausführlicher Besprechung des Werkes, auf seine Bedeutung für die Kommission hinweist, die auf Veranlassung des Reichskanzlers vom Reichsamt des Innern einberufen wurde, um über ein zu schaffendes Theatergesetz zu beraten. Die Gründlichkeit, Sachlichkeit und Wissenschaftlichkeit des Werkes sind allseitig anerkannt. Ebenso die aus der Fülle des Materials gewonnenen Anschauungen der Verfasserin über die wirtschaftliche Lage der Schauspieler. Mit sachkundiger Einsicht sind die einschlägigen Fragen behandelt worden, in völliger Objektivität, trotz des unverkennbar stark sozialen Empfindens, das Charlotte Engel-Reimers erfüllt. Ich sah dieses Buch in seiner geschickten Anordnung und möglichen Vollkommenheit des statistischen Materials, in jahrelanger, mühevoller und doch freudigen Arbeit enstehen und werden. Ich beobachtete die Befriedigung, die Sorge, wohl auch den Ehrgeiz der Verfasserin, etwas Ausgezeichnetes zu schaffen, ich nahm hie und da teil an ihrem gedanklichen Durchdringen des Stoffes mit seinen sozialen und ethischen Problemen, und es erfüllt mich mit Freude, — im besonderen und allgemeinen — so viel ernste, umfassende Arbeit einer Frau an maßgebenden Stellen hocheingeschätzt und gewürdigt zu sehen.

Im Gegensatz zu der Leistung der Frau, die emsig und auf begrenztes Gebiet konzentriert am Schreibtisch ihr Werk schuf, steht Alice Schalek, die offenen Auges und mit freudigem Sinn in aller Welt ihre Eindrücke sammelte. Das Ergebnis ihrer Forschungen und Reisen macht sie nun in inhaltlich, wie der Form nach vortrefflichen Vorträgen der Öffentlichkeit zugängig. Im wissenschaftlichen Theater der „Urania" hat sie, von Lichtbildern und Kinematograph unterstützt, die Ausbeute ihrer mutigen Wanderungen durch ferne Länder, vor lebhaft interessiertem, vielfach männlichem Publikum, unter großem Beifall entwickelt.

Sieht das nach der so oft angeführten neidvollen Konkurrenzfurcht der Männer aus, wenn Frauen sich auch diese Gebiete erschließen?

Man wird erwidern, das sind die Resultate der vorangegangenen Kämpfe.

Gewiß: es sind die Kämpfe — es sind die Siege! Und ihnen folge die Friedensarbeit.

Finanzielle Rundschau.

Die Zuckerkonvention

von Boreas.

In der Brüsseler Zuckerkonvention vom Jahre 1902, die 1908 erneuert worden ist, und, falls nicht eine Verlängerung eintritt, im Herbst 1913 ihr Ende erreicht, hatten von Anfang an zwei Länder eine gewisse Sonderstellung: England eine tatsächliche, Rußland eine rechtliche. Die Sonderstellung Englands liegt darin,

daß England selbst für Zucker nicht Produktions-, sondern nur Konsumtionsland ist; sein Produzenten-Interesse ist nur das seiner Rohrzucker erzeugenden Kolonien. Es erscheint sonderbar, daß ein Land, in dem die Interessenten für hohe Zuckerpreise, wie auf dem Kontinent die Rübenbauer und Rohzuckerfabrikanten, nicht existieren, die Anregung zu der Konvention gegeben hat, durch welche die mittel- und westeuropäischen Länder ihre Zuckerprämien abgeschafft und dem billigen Verkauf auf dem Weltmarkt insbesondere nach England ein Ende gemacht haben. Die Idee ging in England von Chamberlain aus, für den das Interesse der Kolonien an erster Stelle stand, und der die völlige Verdrängung des Rohrzuckers durch den billigen Rübenzucker verhindern wollte. Es ist kein Wunder, daß die unmittelbareren Interessen Englands, seiner großen Marmeladen- und Zuckerwaren-Industrie billiges Rohmaterial und seiner Bevölkerung, die den stärksten Zuckerkonsum aller Länder hat, ein billiges Nahrungsmittel zu erhalten, inzwischen das imperialistische Interesse in den Hintergrund gedrängt haben. England gilt heute als Feind der Zuckerkonvention und greift jede Gelegenheit auf, die das Leben der Konvention verkürzen kann. Eine solche Konstellation hat im Verein mit einer ganz bedeutenden Mindesternte in Frankreich und Österreich, besonders aber in Deutschland, dessen Produktion nur zirka 25 Millionen Zentner Rohzucker gegenüber etwa 52 Millionen Zentner im Vorjahr betragen dürfte, die Stellung Rußlands heraufbeschworen. Rußland ist der Konvention insofern nicht beigetreten, als es sich niemals verpflichtete, keine Prämien zu zahlen und den Einfuhrzoll in gleicher Weise wie die anderen Konventionsländer auf 6 Frs. pro Zentner zu reduzieren; es hat sich nur verpflichtet, seine Ausfuhr auf 200 000 t = 4 000 000 Zentner zu kontingentieren. Das Jahr 1911 hat nun Rußland eine Rekordernte gebracht, die es veranlaßt hat, bei der Zuckerkonvention den Antrag zu stellen, ihm eine einmalige Erhöhung des Kontingents für die Kampagne 1911/12 von 300 000 t zu gewähren. Die Forderung ist natürlich begreiflich vom Standpunkt Rußlands aus, das nicht nur einen Auslaß für seine außerordentlich große Ernte sucht, sondern in dem durch die westeuropäische Zuckerteuerung gesteigerten hohen Weltmarktpreis für Rohzucker seine ganze Zuckerpolitik gefährdet sieht. Der russische Staat verfolgt wegen der großen Schwankungen, denen die Ernten in Rußland von Jahr zu Jahr unterliegen, die Politik, in Jahren guter Ernte Rohzucker auf Lager zu nehmen, in Jahren schlechter Ernte aus diesem Vorrat abzugeben und im großen und ganzen Produktion, Konsum und Preis von zu großen Schwankungen zu befreien. Die russische Forderung wäre aber auch vom Standpunkt eines unbefangenen Beurteilers durchaus zu begrüßen, denn der mehr zugelassene Rohzucker würde dem tatsächlich vorhandenen Zuckermangel einigermaßen abhelfen und den von den kontinentalen Ländern im Stich gelassenen englischen Markt versorgen. Die in der Brüsseler

Zuckerkonvention vertretenen Länder haben sich denn auch diesem Vorschlag im Prinzip nicht ablehnend gegenübergestellt, haben aber geglaubt, diese Gelegenheit benutzen zu können, um den Beitritt Rußlands zu einer Verlängerung der Konvention über das Jahr 1913 hinaus auf 5 Jahre sicher zu stellen. Das englische Interesse an einer Erhöhung des russischen Kontingents für die laufende Kampagne widerspricht an sich nicht dem der westeuropäischen Kontinentalstaaten, aber man hat in dem englischen Antrag, die Erhöhung nicht, wie von Rußland gewünscht, auf 300 000 t, sondern gleich auf 500000 t, d. h. 10 Millionen Zentner festzusetzen, wohl nicht mit Unrecht einen Versuch gesehen, die Verhältnisse innerhalb der Konvention dauernd zu verschieben. So ist es gekommen, daß die ganze Frage einer Erneuerung der Konvention schon jetzt aufgerollt worden ist, und dies ist im wesentlichen die Ursache, daß die recht komplizierten Verhandlungen, nachdem in diesen Tagen die Versammlung zum zweiten Male mehrere Tage darüber beraten hat, zu einer weiteren Vertagung auf den 22. Januar geführt haben.

Wie werden bei dieser Sachlage die deutschen Interessen berührt? Die Stellungnahme der beteiligten Kreise unter Ausscheidung der Spekulation ist weder gegenüber der einmaligen Erhöhung des Kontingents noch gegenüber der allgemeinen Frage der Verlängerung der Konvention eine einheitliche. Eine Erhöhung des Kontingents im laufenden Jahre wollen alle diejenigen, welche an niedigeren Zuckerpreisen interessiert sind; dies ist nicht nur der Konsum und der Weißzuckerhandel, sondern auch eine Anzahl von Rohzuckerfabriken, die mehr Rohzucker vorverkauft hatten, als sie tatsächlich wegen der schlechten Ernte verarbeiten konnten. Es ist nicht Spekulation, sondern die Vorsicht des ordentlichen Kaufmanns, was diese Rohzuckerfabriken in eine sehr schwere Situation gebracht hat und sie zwingt, billig verkauften Rohzucker zu teuerem Preise einzudecken. Es ist zwischen den Raffinerien, welche Rohzucker gekauft haben, und den Rohzuckerlieferanten, die nicht in der Lage sind zu liefern, zu schweren Differenzen gekommen, in denen sich der unbefangene Beurteiler wohl auf die Seite der Raffinerien stellen muß. Die Rohzuckerfabriken haben teilweise das Verlangen gestellt, die Rohzuckerkontrakte zu annullieren, da sie durch „höhere Gewalt" verhindert seien, zu liefern. Von diesen augenblicklichen Interessen abgesehen, tendieren die Rohzuckerfabriken aber unbedingt in der Richtung hoher Inlandspreise, und sie sind deshalb im ganzen nicht als Konventionsfreunde zu betrachten. Die Rohzuckerfabriken, wie diejenigen Raffinerien, die ihren Weißzucker ausschließlich nach dem Inland verkaufen, möchten am liebsten den alten hohen Schutzzoll von 40 Mark für den Doppelzentner, wie er vor der Konvention bestand, wiederhaben, denn er ermöglicht das Kartell und hohe Inlandspreise. Ein anderes Interesse haben die Raffinerien, die ganz oder teilweise an das Ausland liefern und denen bei der Prämienwirtschaft die Preise des Welt-

markts verdorben werden. In allen Interessentenkreisen, der Raffinerien wie der Rohzuckerfabriken, gibt es aber eine große Zahl von Leuten, die dem unbefangenen Beurteiler als die weitblickenden erscheinen müssen und die die Konvention gern noch auf Jahre erhalten sehen wollen, weil sie für niedrige Zölle und damit niedrige Inlandspreise und damit wiederum für eine gesteigerte Konsumkraft des eigenen Landes Gewähr bietet. Der deutsche, österreichische und französische Konsum an Zucker ist durch die Herabsetzung des Eingangszolles von 40 Mark auf 15 Mark pro Doppelzentner ganz bedeutend gestiegen, und der erhöhte Inlandsabsatz gibt sowohl Rohzuckerfabriken, wie Raffinerien, in letzter Linie auch dem Rübenbauer, stabile Verhältnisse. Die Regierungen schließlich werden sowohl in Deutschland wie in anderen Konventionsländern auf dem Kontinent gewiß alles tun, um die Konvention zu verlängern: die Wiedereinführung der Prämienwirtschaft legt dem Staat große finanzielle Lasten auf, und daß sich einer dieser Staaten dem Wunsche der Interessenten, bei Auflösung der Konvention die Prämien wieder einzuführen, widersetzen kann, ist wenig wahrscheinlich; denn ohne Konvention und ohne Prämiensystem würden sich sämtliche Interessenten, Landwirtschaft wie Rohzuckerfabrikanten und Raffinerien, der Konkurrenz anderer Länder gegenüber schwer geschädigt sehen.

Es ist hiernach einleuchtend, daß die Brüsseler Verhandlungen über die Kontingentserhöhung für Rußland recht komplizierte sind. Immerhin macht es den Eindruck, als ob die Bereitwilligkeit der Signatarstaaten zu den russischen Forderungen vorhanden ist, und daß man auf irgend einer Basis nicht nur für das laufende Jahr zustande kommt, sondern auch bereits jetzt die Fundierung für eine Verlängerung bis 1918 zu schaffen in der Lage sein wird. Deutschland ist in der Konvention durch zwei mit Recht sehr angesehene Persönlichkeiten der Zuckerindustrie vertreten, von denen die eine ein Rohzuckerfabrikant ist, die andere an der Spitze der größten süddeutschen Raffinerie steht, deren Produkt ausschließlich im Inland verkauft wird. Würden diese beiden Personen nach den Interessen ihrer Unternehmungen urteilen, so wäre es wohl möglich, daß sie eine konventionsfeindliche Haltung annehmen. Es ist aber zu erwarten und von dem unbefangenen Beurteiler zu hoffen, daß auch Deutschland den russischen Vorschlägen zustimmt unter Bindung von Rußland in einer geeigneten Form auch für die Dauer einer verlängerten Konvention.

Der großen Masse der Interessenten in Deutschland wird das Wichtigste sein, daß eine Entscheidung möglichst bald erfolgt; denn die allgemeine Erfahrung der Warenmärkte hat sich auch hier bestätigt, daß unsichere Verhältnisse den Konsum beeinträchtigen. Was der Zuckermarkt im Augenblick braucht, ist Klarheit; man kann daher nur wünschen, daß am 22. Januar eine Entscheidung gefällt wird.

Rundschau

Zur Wirtschaftslage.

Berlin, den 12. Dezember.

Solange die Marokkofrage den politischen Himmel noch verdunkelte, lag ein Druck auf der Börse, der sich nicht so sehr im Kursniveau als in Zurückhaltung und Lustlosigkeit zeigte. Nachdem die Affäre beigelegt war, gab es eine kleine Freudenhausse, die aber nur von kurzer Dauer und bald wieder von regulärem Geschäftsgang gefolgt war. Der eingetretenen Spekulationslust war ein schwacher Dämpfer aufgesetzt worden, nicht durch die Reden der führenden Staatsmänner diesseits und jenseits des Kanals, sondern einem on dit zufolge durch Mahnungen großer Banken zur Zurückhaltung. Die Reden Greys und Bethmann-Hollwegs blieben einflußlos; denn über das Verhältnis Englands zu Deutschland ist man sich nachgerade im klaren; es bedarf weder Reden, die darüber aufklären, noch solcher, die darüber täuschen wollen. Aber auch in den allerjüngsten Tagen sind die Blicke wieder nach London gerichtet: die Frage ist indessen diesmal eine andere, nämlich die, ob die Bank von England weiterhin mit ihrem bisherigen Diskontsatz auszukommen vermag oder ob sie zu einer Erhöhung wird schreiten müssen. Es war bereits in jüngster Zeit eine Erhöhung prognostiziert worden, die heute vorliegenden Meldungen lassen jedoch mit einiger Zuversicht der Erwartung Raum, daß es zunächst noch beim alten Zinssatz bleiben wird. Würde England erhöhen, dann müßte wohl auch die deutsche Reichsbank folgen. Denn bei uns liegt seit einigen Tagen der ungewöhnliche Fall vor, daß der Privatdiskont und der Reichsbanksatz die gleiche Höhe aufweisen. Die Reichsbank scheint aber ihren Satz durchhalten zu wollen. Denn noch heute wurde bekannt, daß trotz starker Inanspruchnahme keine Hinaufsetzung der Rate beabsichtigt sei. Alle Geschäftsleute, die Wechsel bei der Reichsbank diskontieren, und alle, die Schuldzinsen zu zahlen haben, deren Höhe sich nach dem Banksatz richtet, werden der Bank im stillen dankbar sein. Die industrielle Konjunktur ist allen Berichten zufolge günstig. Die Eisenindustrie ist gut beschäftigt und konnte für verschiedene Artikel Preiserhöhungen vornehmen, der Koksabsatz steigt mit dem wachsenden Beschäftigungsgrad der Eisenindustrie, und Kupfer erfährt augenblicklich eine Hausse. Der Metallarbeiterstreik, der nun wieder beigelegt ist, hat keinen großen Schaden angerichtet. Den Berliner Konfektionsstreik verspürt vorläufig nur die Konfektionsindustrie, auf die Börse wird er nicht einwirken, denn Börse und Konfektion halten an ihrer alten Tradition, sich nicht kennen zu wollen, fest. Die schwebenden Verhandlungen wegen Erneuerung des Stahlwerkeverbandes beunruhigen einstweilen nur die Gemüter der industriellen Werksleiter bei der „Jagd um die Quote". Die Äußerungen prominenter Interessierter sind in solchen Entwickelungsstadien selbstverständlich immer mehr oder minder skeptisch dabei, aber doch immer nach dem berühmten Muster „Einerseits — Andrerseits" gehalten und besagen

deshalb im großen ganzen so gut wie nichts.

Die Gründerrechte und Linke Waggon. Es gibt nicht mehr viele Gründerrechte im Deutschen Reich, nur noch etwa 60 Gesellschaften sind damit belastet bei rund 6000 Aktiengesellschaften. Diese Gründerrechte sind alle schon sehr alt; sie stammen aus den Jahren 1870 bis 73. Später wurden sie gesetzlich verboten, allerdings erst 1884; aber in den vorhergegangenen 10 Jahren wurden kaum noch neue geschaffen. Deutschlands Aktienrecht, das überhaupt das strengste der Welt ist, nimmt mit seinem Gründerrechts-Verbot eine Sonderstellung ein; fast alle anderen Kulturstaaten lassen Gründerrechte noch zu. Diese Gründerrechte geben den Gründern der Gesellschaft das Recht, bei jeder Aktienmission der Gesellschaft einen Teil, gewöhnlich die Hälfte, der neuen Aktien zu pari zu beziehen. Das bedeutet für die Inhaber dieser Rechte einen um so größeren Gewinn, je höher die alten Aktien im Kurse stehen, und für die Gesellschaft den gleichen Verlust an Agioerlös. Gesellschaften, die ihr Kapital vermehren, den Gründerrechts-Inhabern aber nicht das hohe Agio in den Schoß werfen wollten, benutzten daher den Ausweg, entweder Obligationen auszugeben oder Vorzugsaktien zu schaffen, deren Dividende nach oben begrenzt ist. Solche Aktien vermögen naturgemäß kein oder nur geringes Agio zu erzielen. Aber auch mit diesen Mitteln läßt sich bei starker Expansion nicht ewig fortwirtschaften. Die Gründerrechte blieben und bleiben immer lästig. Die Geschichte ihrer gelungenen und mißlungenen Ablösungsversuche bildet ein interessantes Kapitel auf dem Gebiet der Finanzierungstechnik. Auch Zusammenschlußprojekte von Gesellschaften scheiterten schon darüber.

Neuerdings haben Gründerrechte wieder von sich reden gemacht anläßlich eines Interessengemeinschafts-Projekts, dessen finanzielle Konstruktion auch sonst besonderes Interesse bietet. Es war behauptet worden, die Verwaltung verwahrte sich jedoch dagegen, diese merkwürdige Konstruktion sei gerade zur Umgehung der Gründerrechte gewählt worden. Es handelt sich hier um den Plan einer Interessengemeinschaft zwischen den zwei Breslauer Waggonfabriken Linke und Hofmann. Linke besitzt ein Kapital von Mark 3 300 000 Stammaktien und ebensoviel $4^1/_2$% Vorzugs-Aktien, Hofmann Mark 1 125 000 Aktien. Bei beiden Gesellschaften bestehen Gründerrechte. Zusammenschließen wollten sich beide in der Weise, daß sie eine neue, dritte Gesellschaft gründeten, die als Verbindungsbrücke dienen sollte. In dieser dritten Gesellschaft sollten nun nicht aber die beiden alten aufgehen, sondern die alten sollten ihre Betriebe an die neue nur verpachten (die Vorräte und Außenstände sollte die neue Gesellschaft natürlich kaufen). Für die Pachtgesellschaft war ein Kapital von Mark 11 Millionen vollgezahlt und Mark 3 Millionen mit 25 % eingezahlt vorgesehen. Mark 10 420 000 von diesen Aktien sollten den Aktionären der alten Gesellschaften zum

Bezug (zu 116%) angeboten werden. Die Gründerrechte wären dadurch für immer erledigt gewesen. Die von Linke aber ließen sich nicht beiseiteschieben, (bei Hofmann schwiegen sie), legten in der Generalversammlung, die über die Transaktion zu beschließen hatte, Protest zu Protokoll ein und erhoben Anfechtungsklage. Erfolg: Die Gesellschaft verhandelte mit den Gründerrechtsinhabern, und jetzt erhalten sie eine Abfindung von $20^1/_2$% des ursprünglichen Gründungskapitals von 960 000 Talern, das sind 590 400 Mark.

Das war jedoch nicht der einzige Widerspruch, der sich gegen diese Finanzoperation erhob. V o r den Gründerrechtsbesitzern hatten sich schon die Stammaktionäre gegen die Verwaltung gewandt; ihnen paßte es nicht, daß die Vorzugsaktionäre auch ein Bezugsrecht auf die Aktien der Pachtgesellschaft haben sollten, das seien gar keine „richtigen" Aktionäre, sie hätten mit ihrer festen Dividende gar kein Risiko getragen, sie seien mehr Obligationäre, außerdem befänden sich merkwürdig viele Aktien im Besitz eines Aufsichtsratsmitgliedes. Das Bezugsrecht für die Vorzugsaktionäre wurde zwar nicht fallen gelassen, aber Verwaltung und Opposition einigten sich auf ein geringeres Bezugsrecht als das zuerst vorgesehene.

Dann gab es noch eine dritte Opposition. Der paßte überhaupt die ganze finanzielle Konstruktion der Interessengemeinschaft nicht. Ob deshalb auf die Pachtgesellschaft verzichtet werden wird, steht noch dahin. Das Pachtgesellschaftskapital, welches das der beiden alten Gesellschaften um einige Millionen überstieg, und deren Pachtsumme von Mark 1 030 000, die zu 4% kapitalisiert rund Mark 25 Millionen ausmacht, s o l l t e n nämlich eine Kapitalsverwässerung bewirken. Das war ebenfalls Absicht der beiden Gesellschaften. Denn die Hofmann-Gesellschaft verteilte Dividenden von 35, 35, 40 und 35% in den letzten Jahren und Linke 20, 22, 25 und 25 %. Dabei hatten beide Gesellschaften ganz bedeutende Reichtümer im Lauf der Jahre angesammelt, die dieses Jahr verteilt werden sollten, nach einer früheren Schätzung der Gesellschaftsverwaltungen selbst: 150 bis 166 % bei Linke und 175 bis 200 % bei Hofmann.

Quaeritur? Wer hat am geschicktesten operiert? Bisher wohl die Inhaber der Gründerrechte, die ohne das energische Auftreten ihres Sammlers wahrscheinlich nichts erhalten hätten und so ein recht ansehnliches Weihnachtsgeschenk davongetragen haben. Und wer am ungeschicktesten? Die Verwaltung mit ihrer durch nichts zu rechtfertigenden, aller Vernunft ins Gesicht schlagenden Abschreibungspolitik.

* * *

W a r s c h a u - W i e n e r B a h n. Wenn Eisenbahnen verstaatlicht oder Straßenbahnen verstaatlicht werden, so pflegt jedesmal ein mit mehr oder weniger Hartnäckigkeit geführter Kampf zwischen den Aktionären und der künftigen Übernehmerin zu entstehen. Beide Seiten rechnen dann stets einander haarscharf vor, daß d i e s e r Über-

nehmerpreis, den die andere Seite aufstellt, nicht berechtigt sei. Die Aktionäre finden die Berechnung des Staates oder der Stadt zu niedrig, die öffentliche Körperschaft dagegen findet die Rechnung der Aktionäre zu hoch. Beide Parteien berufen sich auf Gesellschaftsstatut und Konzessionsbedingungen, die gar keinen Zweifel an ihrer Auffassung (natürlich beides!) lassen. Dann erfolgt gewöhnlich ein Zusammenschluß der Aktionäre zu einem „Schutzverband", es wird gekämpft und verhandelt.

Das oft erlebte Schauspiel will sich neuerdings bei der Warschau-Wiener Bahn wiederholen, wenn auch, wie es scheint, in gemäßigten Formen. Mitte vorigen Monats beschloß der russische Ministerrat die Verstaatlichung der Bahn. Schon zwei Tage vor der offiziellen Bekanntmachung dieses Beschlusses hatte sich in Berlin ein Schutzkomitee gebildet; wenige Tage darauf konstituierte sich auch in Antwerpen eine belgische Schutzvereinigung, die mit der Berliner Hand in Hand arbeiten wollte. Auch von Frankreich wurde die Bildung eines Schutzverbandes gegemeldet. Dann wurde berichtet, die Verwaltung der Bahn selbst habe bei der Regierung Einspruch gegen den von dieser errechneten Übernahmepreis erhoben, aber der Einspruch sei „unberücksichtigt" geblieben. Die Regierung hatte einen Ankaufspreis von rund 32 Millionen Rubel, das sind etwa 171 % ausgerechnet; dazu sollen noch 3 700 000 Rubel Dividende für 1911 kommen. Das deutsche Komitee hat nun 1 820 000 Rubel mehr herausgerechnet. Die bisher inoffiziell bekanntgewordene Antwort des Fiskus war natürlich eine prompte Ablehnung dieser Mehrforderung. Das deutsche Komitee hat sich unterdessen an den Staatssekretär des Auswärtigen, von Kiderlen-Waechter, um Unterstützung gewandt. Der Staatssekretär soll eine Prüfung der Angelegenheit zugesagt haben.

Bankierprovision für Scheckauszahlung. Jede Bank macht immer wieder von neuem die Erfahrung, daß Einreicher von Schecks recht ungehalten sind, wenn die Bank ihnen eine Provision abzieht, sofern der Gegenwert des Schecks per Post zu übersenden ist. Nun ist vor einiger Zeit durch Reichsgerichtsurteil entschieden worden, daß die Bank zu solcher Provisionskürzung berechtigt ist. Der Einwand, daß ja auch ein Wechselbezogener an der Wechselsumme bei Einlösung nichts kürzen dürfe, versagt hier. Ebensowenig hat die Argumentierung Geltung, die Bank finde ihre Entschädigung aus der Kontoführung für den Scheckaussteller.

Der Postscheckverkehr. Seit 3 Jahren hat das Deutsche Reich einen Postscheckverkehr. Andere Länder haben ihn zwar schon viel früher gehabt, aber darüber braucht man sich heute nicht mehr zu beunruhigen. Wir haben ihn, und er entwickelt sich glänzend. Die Scheckumsätze betragen im laufenden Jahre bis jetzt bereits 25 Milliarden Mark. Man muß zugeben (wenn man auch den Behörden sonst nicht gern etwas

Gutes nachsagt), daß die Postverwaltung während dieser 3 Jahre eine ganze Reihe von Verbesserungen der Verkehrstechnik eingeführt hat. Neben möglichst leichter Benutzbarkeit und möglichster Einfachheit der Einrichtungen bleibt das Wichtigste indessen doch der Kostenpunkt. Über diese Fragen wurde in den letzten Tagen auf einer Konferenz beraten, zu der der Staatssekretär des Reichspostamts eine größere Zahl von Vertretern von Handel, Industrie, Landwirtschaft, Gewerbe, Handwerk usw. zusammenberufen hatte. Es wurde da u. a. auch wieder angeregt, die Postscheckguthaben zu verzinsen, wie das beispielsweise in England geschieht; die Anregung wurde aber abgelehnt. Auch eine Ermäßigung der Mindesteinlage von 100 Mark auf 50 wurde vorgeschlagen. Eine solche Herabsetzung würde den Kreis der Kontoinhaber ohne Zweifel wesentlich erweitern. Vor allem aber wurde eine Reform der Gebührensätze befürwortet und besonders die Abschaffung des schon seiner Zeit viel befehdeten Zuschlags von 7 Pfennig bei Erreichung der 600. Einzahlung gewünscht. Dagegen wurden nachstehende Sätze in Vorschlag gebracht, die Aussicht auf tatsächliche Einführung haben. Es soll erhoben werden: 1. für jede Bareinzahlung eine Einheitsgebühr von 10 Pfennig ohne Rücksicht auf die Höhe des Betrags; 2. für jede Barrückzahlung an Stelle der bisherigen Grundgebühr von 5 Pfg. und der Steigerungsgebühr von $^1/_{10}$ $^0/_{00}$ des auszuzahlenden Betrags eine feste Gebühr von 5 Pfg. für je 500 Mark; 3. für jede Überweisung eine Einheitsgebühr von 3 Pfg.

Boreas.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin.
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau.
Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

NORD UND SÜD

Von Prof. Max Liebermann
:: nach der Natur gezeichnet. ::

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G.

Berlin * Breslau * Leipzig
Lützowufer 5 a. E. F. Steinacker

Wien
Carl Mohr, Verlags-Kommiss.-Buchhandlung.

Budapest
Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung.

36. Jahrg. Band 140. Heft 446 Zweites Januarheft 1912

Von Prof. Max Liebermann
:: nach der Natur gezeichnet ::

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G.
Berlin * Breslau * Leipzig
Lützowufer 5 a. E. F. Steinacker.
Wien Budapest
Rob. Mohr, Verlags-Kommiss.-Buchhandlung. Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung.

36. Jahrg. Band 140. Heft 446 Zweites Januarheft 1912

Dr. Heinrich Friedjung: Fürst Bülow und der Dreibund

Als auf die erste Kunde von dem Zuge nach Tripolis nördlich von den Alpen der übereilte Ruf erscholl, man müsse das Bündnis mit Italien lösen, war wohl Herz und Sinn keines Deutschen tiefer bewegt, als des Staatsmannes, der von der Höhe des Monte Pincio herab das Getriebe dieser Welt überschaut. Hatte er doch mehr als einmal alle diplomatische Kunst anwenden müssen, um die Mißhelligkeiten zwischen den beiden anderen Alliierten auszugleichen; und wenn ihm selbst durch die zeitweilige Hinneigung Italiens zu den Westmächten Zweifel aufgestiegen sein mögen, so überwand verständige Erwägung doch den Unmut, und er prägte das geflügelte Wort: ein Ehemann dürfe nicht gleich einen roten Kopf bekommen, wenn seine Frau mit einem anderen eine Extratour tanzt. Er *wollte* Italien beim Bunde mit den Mittelmächten festhalten und es gelang ihm. Und jetzt sollte in einem nervösmoralischen Erregungsausfall seine Arbeit aufgetrennt werden? Wohl war das Völkerrecht von Italien verletzt worden — aber ist Deutschland allein der Hüter der europäischen Verträge? Fürst Bülow hatte die Villa Malta zu seinem Ruhesitz gewählt, weil Italien die Heimat seiner geliebten Gattin ist und weil er an diesem Lande mit den „klammernden Organen" seines Schönheitssinnes hängt. Es wäre fast ein Riß durch sein Leben gewesen, wenn der Dreibund die Probe nicht bestanden und Deutschland für die Türkei optiert hätte.

Um es gleich mit einem Worte zu sagen: mag auch die staatsmännische Tätigkeit Bülows da und dort zur Kritik Anlaß geben, so bleibt, von niemandem bestritten, als erfreuliches Ergebnis und Vermächtnis seines Wirkens die Tatsache, daß er Italien *und* die Türkei (auch Rumänien darf nicht vergessen werden) mit den beiden Kaiserreichen zu verknüpfen verstand. Das Gerede von der Isolierung Deutschlands war eigentlich immer unberechtigt. Denn ein Bündnis- und Freundschaftssystem, das von der Nordsee bis zur Südspitze Italiens

reicht, das sich über Anatolien und Syrien bis zum Suezkanal erstreckt, darf sich vor der Welt und vor der Geschichte sehen lassen. Die Engländer hatten als Gegner das richtige Gefühl für die Wucht dieses Baus, besonders mit Hinblick auf ihre Herrschaft in Ägypten, welches Land immer von Syrien her bedroht werden kann. Lord Cromer hat dies in seiner Selbstbiographie sehr gut ausgedrückt, indem er nach der Darlegung der Notwendigkeit, Ägypten für England zu erwerben, auch den daraus erwachsenden Mißstand hervorhebt: „Wir verloren damit die Vorteile unserer insularen Lage. Die Okkupation Ägyptens zog England notwendig in gewissem Maße auf den Kampfplatz der kontinentalen Politik. Im Falle eines Krieges mußte die Anwesenheit einer britischen Garnison in Ägypten möglicherweise eher eine Quelle der Schwäche als der Stärke sein." Von den Erfolgen der deutschen Politik im Osten ist übrigens keiner mehr geneidet worden, als der Vertrag über die Bagdadbahn vom 23. Dezember 1899, der in großer Konzeption den Bau eines Schienenstranges von der Hauptstadt Kleinasiens über Mesopotamien nach Bagdad und von hier bis Basra am persischen Meerbusen vereinbarte. Bülow hatte den größten Anteil an dem Werke, auch hegte und schirmte er es mit väterlicher Sorgfalt unter allen Schwierigkeiten und Anfeindungen. Nur was mit Rücksicht auf England schlechterdings nicht haltbar war, die Erreichung des persischen Meeres, mußte fahren gelassen werden. Das Bündnis mit Italien ist noch ein Erbstück aus der Zeit Bismarcks; aber die Gewinnung der Türkei fällt in die Reichskanzlerschaft Hohenlohes und Bülows. Wohl war es der politische Fehler Englands gewesen, daß zur Zeit der armenischen Greuel Sultan Abdul Hamid in die Arme Deutschlands getrieben wurde. Das furchtbare Wort Gladstones von dem Mörder auf dem Throne beleidigte den Sultan aufs tiefste, ohne das traurige Schicksal der Armenier wenden zu können. Die deutsche Diplomatie benutzte den günstigen Augenblick und auf der Reise Kaiser Wilhelms nach Palästina 1898 erhielt die islamitische Welt den Eindruck, daß sie in der deutschen Nation einen Freund besitze, der nicht gleich anderen die Verlegenheiten der Pforte zur Losreißung einer Provinz benützen werde.

Mit Vorliebe verweilt der Beobachter der Zeitgeschichte bei diesen glücklichen Griffen der deutschen Diplomatie, da es doch wenig erquicklich ist, sich mit dem Wirrsal der Marokko-Angelegenheit aufs neue zu beschäftigen. Der Aufforderung, mich über die Dreibundspolitik Bülows auszusprechen, bin ich gern gefolgt, da es willkommener ist, über die

Erfolge des hervorragenden Staatsmannes zu sprechen als über den Teil seiner Tätigkeit, der entweder noch mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt ist oder sachliche Bedenken hervorruft. Aber kennen wir denn die Motive, weshalb die deutsche Diplomatie 1899 die Andeutungen Chamberlains, Marokko könnte zwischen Deutschland, Frankreich und Spanien geteilt werden, überhörte und weshalb sie ebenso das Ansinnen Rußlands und Frankreichs zurückwies, sich gemeinsam mit ihnen für die Buren zu verwenden? Man kennt bloß die Tatsachen selbst und sieht als Folge die Lockerung der Bande nach rechts und links. Und ebenso wenig ist es klar, weshalb die Methode Bismarcks verlassen wurde, der alle Kolonialpläne Frankreichs unterstützt und sie auf Tunis hingewiesen hatte, der sie auch in Ägypten beschäftigt wissen wollte. Wäre es denn nicht möglich gewesen, sich mit den Franzosen schon 1905 auch über Marokko zu verständigen, unmittelbar nach dem erfreulichen Hinauswurf Delcassés aus dem Kabinett Rouvier? Über all das könnten nur die Geheimdokumente in den Staatsarchiven und am besten die Memoiren Bülows Aufschluß geben, wenn der Meister der parlamentarischen Rede sich entschlossen haben sollte, seine Politik auch als Schriftsteller zu verteidigen.

Überhaupt läßt sich die äußere Politik Bülows am besten nach geographischen Gesichtspunkten einteilen, wobei das, was sich im Osten vollzog, die überlegene diplomatische Hand verriet. Die Weltlage war nur in den ersten Jahren der Kanzlerschaft Bülows für Deutschland günstig; später trat eine völlige Verschiebung ein. England war gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts mit der Pforte veruneinigt und mit Frankreich zeitweise ernstlich verfeindet, so daß 1898 wegen Faschodas geradezu Krieg zwischen den Westmächten drohte. Das waren für die deutsche Kolonialpolitik gute Zeiten. Im Jahre 1898 konnte Kiautschau gepachtet werden und kurz darauf wurde auch Samoa erworben; im nächsten Jahre gewann Deutschland die Karolinen und die Marianneninseln von Spanien durch Kauf. Von dem gleichzeitigen Vertrag über die Bagdadbahn war bereits die Rede — und so fand man es selbstverständlich, daß Bülow schon als Staatssekretär am 22. Juni 1899 in den Grafenstand erhoben und dann am 17. Oktober 1900 zum Reichskanzler ernannt wurde. Ob die Beschäftigung Englands durch den Burenkrieg (1899 bis 1902) von der deutschen Regierung voll ausgenützt wurde, bleibe dahin gestellt; immerhin fiel dem Deutschen Reich in dem gleichzeitigen Boxerkrieg die Führung unter den Mächten zu.

Nicht bloß weil durch Ermordung des deutschen Gesandten Ketteler das Reich von China am stärksten beleidigt worden war, sondern weil bei der noch nachwirkenden englisch-französischen Eifersucht die Ernennung eines deutschen Oberbefehlshabers, des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee, die beste Wahl war. So trat Deutschland mit guten Aussichten in das 20. Jahrhundert; die gemeinsame Aktion des Reiches mit England gegen das die Verträge mit Füßen tretende Venezuela des Präsidenten Castro (1902—1903) berechtigte zu der Annahme, daß die Eifersucht Englands auf die überraschende Handelsblüte der deutschen Nation nicht zu Feindseligkeiten führen werde.

Nach den fetten kamen jedoch die mageren Jahre der deutschen Kolonialpolitik. König Eduard VII. folgte am 22. Januar 1901 seiner Mutter auf den Thron, und im Jahre darauf zog sich der altersmüde Lord Salisbury vom Amte zurück, dessen gute Gesinnungen für Deutschland wohl nicht die der Königin Viktoria erreichten, ihr aber doch entgegenkamen. Eine neue Generation englischer Politiker ergriff die Zügel, die Atmosphäre des Mißtrauens lagerte sich über den Regierungen der beiden Nationen. Ein Jahrzehnt lang vermochte Deutschland keinen Fingerbreit neuen Kolonialbodens zu erwerben. Großbritannien konnte das Deutsche Reich nicht am Ausbau seiner Flotte verhindern, bestrafte es jedoch durch einen in allen Weltteilen fühlbaren Druck. Nur auf einem Felde behielten die Deutschen Oberhand, und das war in der ihnen befreundeten Türkei. Diese Sachlage änderte sich auch nicht, als Abdul Hamid von der Schaubühne verschwand. Der Enthusiasmus der Jungtürken für das freie England und für die Mutter der Parlamente verrauschte sehr bald, als das Werkzeug britischen Einflusses, Großvezier Kiamil Pascha im Frühjahr 1909 einen Schlag gegen das Komitee für Einheit und Fortschritt führen wollte. Für die deutsche Diplomatie waren vorher schwere Tage gekommen. Denn die Annexion Bosniens erregte am Bosporus Unmut gegen den Dreibund, und Bülow wie Botschafter Marschall hatten alle Hände voll zu tun, um in Konstantinopel zu beschwichtigen und in Wien eine billige Abfindung der Pforte zu Wege zu bringen.

Niemals hatte Bülow die öffentliche Meinung Deutschlands so völlig auf seiner Seite als zu dieser Zeit. Nach Abschluß des österreichisch-türkischen Vertrages, der der Pforte 55 Millionen Franken als Entschädigung für die Kirchengüter in Bosnien zusicherte, stellte das Deutsche Reich seinen mächtigen Einfluß in Europa dem österreichisch-ungarischen

Bundesgenossen zur Verfügung. Es gibt auch in der Politik ästhetische Werte — und es war ein prächtiger Anblick, als das Berliner Kabinett durch seine eindringlichen Mahnungen die Kriegsparteien in Nord und Süd bändigte. Man fühlte sich beinahe wie durch Schillers Handschuh angemutet, wo sich auch der Starke drohend aufrichtet: „Und herum im Kreis, vor Mordsucht heiß, lagern sich die greulichen Katzen." Sie schwiegen alle und ließen das Unvermeidliche geschehen. Deutschland sprach ein gewichtiges Wort für den europäischen Frieden, der wohl nur auf diese Weise erhalten bleiben konnte. Damals soll Eduard VII. den mißmutigen Ausspruch gemacht haben: „Wir haben schöne Bundesgenossen, Frankreich will nichts gegen Deutschland unternehmen und Rußland kann es nicht." Es war nicht zu umgehen, daß die Feinde des Deutschen Reichs ihm eine neue Schuld aufs Kerbholz schrieben: es habe 1905 durch seine Drohungen Delcassé zum Sturz gebracht und vier Jahre später den Iswolskis herbeigeführt. Schrecklicher Übermut dieses 1871 gegründeten Reiches: es benutzt seine gewaltige militärische Rüstung dazu, um friedensfeindlichen Ministern des Auslandes das Leben zu erschweren. In diesem Sinne klagt auch Tardieu immer wieder im „Temps" und in seinen lesenswerten Büchern zur Zeitgeschichte: Die Übermacht dieses Europa seinen Willen (d. h. den Frieden) aufzwingenden Deutschlands sei unerträglich geworden.

Es sind im letzten Jahre so viele Schatten auf die deutsche Diplomatie gefallen, daß es billig ist, auch auf die Lichtseiten hinzuweisen. Das französische Problem ist von den deutschen Staatsmännern nicht so glücklich angefaßt worden wie die Aufgaben der östlichen Politik. Hoffentlich bedeutet der Vertrag vom 4. November 1911 einen Wendepunkt. Man behauptet, in der Politik sei das Experiment als Erforschungsmittel ausgeschlossen. In diesem Falle trifft eine solche Annahme nicht zu. Es ist vielmehr durch den Verlauf der Marokko-Verhandlungen gewissermaßen experimentell bewiesen, daß die französische Nation friedfertig ist, ebenso friedliebend wie die deutsche. Eine ungeheure Verlockung trat vor die französischen Staatsmänner: sie wären im Kriegsfalle des Beistandes Englands ebenso sicher gewesen wie der Neutralität Italiens, das überhaupt nicht mehr daran denkt, gemeinsam mit Deutschland zu Felde zu ziehen. Aber abgesehen davon, daß Caillaux und Cambon nicht zum Schwerte greifen wollten, so hatten sie es immerhin in der Hand, die Marokkofrage versumpfen zu lassen, somit für den Rücktritt Deutschlands von der Algeciras-Akte keinen Kaufpreis zu zahlen.

Sie zogen es jedoch vor, sich mit Deutschland zu vergleichen und ein Stück des Kongo herauszugeben. Von jetzt ab sollte auch diesseits des Rheins niemand die Friedensliebe Frankreichs in Zweifel ziehen. Kleinere Unarten wie der Empfang des Hauptmanns Lux durch den französischen Kriegsminister werden immer vorkommen, aber man kann über sie achselzuckend hinweggehen. Eine ernstliche Störung des Friedens zwischen Deutschland und Frankreich gehört seit dem 4. November 1911 nicht zu den politischen Wahrscheinlichkeiten. Und das ist es auch, was die Engländer in den letzten Wochen zum Einlenken bestimmte.

Steht es aber so zwischen den beiden größten Kulturnationen des Festlandes, so ist die sogenannte Erneuerung des Dreibunds anders zu beurteilen als bisher. Dieser Ausdruck ist eigentlich nicht richtig, da es sich nur um das Bündnis mit Italien handelt; die Allianz Deutschlands mit Österreich-Ungarn dagegen läuft überhaupt nicht ab, da sie nicht eigentlich befristet ist, sondern ausdrücklich gekündigt werden müßte, um zu Ende zu sein. Man kennt den Inhalt des italienischen Bündnisses nicht genau; es ist aber gewiß, daß Deutschland und Italien im Falle eines französischen Angriffes zu gegenseitiger Waffenhilfe verpflichtet sind. Bei der letzten Allianzerneuerung im Jahre 1902 mag es noch notwendig gewesen sein, dies festzusetzen. Jetzt aber ist ein zwingender Anlaß dazu nicht mehr vorhanden. Wenn Italien im Jahre 1914 den Vertrag in der bisherigen Form erneuern wollte, und wenn es, was so ziemlich ausgeschlossen ist, gewillt wäre jenes Versprechen zu halten, so läge dies nicht in seiner Macht. Denn die vereinigte französisch-englische Flotte beherrscht das Mittelmeer und könnte jeden italienischen Hafen, von Genua und Neapel abwärts, brandschatzen oder zusammenschießen. Es gab eine Zeit, da Italien eine Art Rückversicherungsvertrag mit England besaß und sicher sein konnte, die britische Flotte werde den Franzosen nicht beistehen. Das hat sich seit 1904 völlig geändert. England würde im Kriegsfalle jeden Bundesgenossen Deutschlands durch seine Flotte niederzukämpfen suchen. Aus diesen Prämissen folgt nicht etwa, daß das Bündnis der Mittelmächte mit Italien gelöst werden soll; die Erneuerung dürfte jedoch nur unter geänderten Bedingungen stattfinden. Der Fall eines französischen Angriffskrieges muß darin überhaupt nicht mehr vorgesehen werden. Und nicht Italien, sondern Deutschland sollte die Anregung geben, damit der gegenwärtigen Lage der Dinge Rechnung getragen werde. Damit wäre ausgesprochen, daß das Berliner Kabinett mit Frankreich dauernd im Frieden zu leben hofft.

Je bösartiger sich die englische Kriegspartei — nicht das in seiner Mehrheit loyal gesinnte englische Volk — im Sommer und Herbst 1911 gebärdete, desto ernster müssen die Nationen des Festlandes auf Eintracht hinarbeiten. Ob dieser politische Gedanke richtig ist, darüber könnte niemand besseren Aufschluß geben als Fürst Bülow. Denn er kennt die Gefühlswerte genau, die im Geiste des italienischen Volkes eine Rolle spielen. Nun wird der Altreichskanzler nicht aus der Reserve heraustreten wollen, die er sich vom Tage seines Rücktritts an auferlegt hat. Die öffentliche Meinung jedoch sollte sich mit der Frage beschäftigen, welches die zeitgemäße Fassung des Bündnisses wäre. Italien zurückzustoßen und in die Arme der Westmächte zu treiben, wäre ein schwerer Fehler. Deutschland und Österreich-Ungarn leiden zur Genüge unter dem Drucke der Triple-Entente, ein Vierbund als Gegner wäre noch unbequemer. Man muß also über solche Bedingungen der italienischen Allianz nachdenken, die den geänderten Verhältnissen entsprechen. Nichts aber von dem Vermächtnisse Bismarcks sollte preisgegeben, die Friedensbürgschaft des Dreibundes erneuert und gepflegt werden. So haben es die Nachfolger des Reichsgründers bis Bülow gehalten und auch dessen Erben werden davon nicht abgehen wollen*).

*) Die Anregung des weltbekannten Historikers und Politikers Dr. Heinrich Friedjung stelle ich hiermit zur Diskussion. Ludwig Stein.

Oberbürgermeister Alfred Knobloch

(Direktor des Hansa-Bundes):

Friedrich der Große und seine Wirtschaftspolitik

Durch die Staubwolken des Tages, die der Wahlkampf auftreibt, — ein Kampf, der um wirtschaftliche Gleichberechtigung aller Stände im Staat, gegen die Vorherrschaft einer einzelnen gewerblichen Berufsorganisation und des mit ihr verbündeten herrschenden Systems geführt wird, — taucht aus dem Zeitenhintergrunde, herbeigerufen durch das Zauberwort einer gedächtnisreichen Stunde, die seither weltkundig gewordene Figur eines unscheinbaren, alten Mannes auf, im abgetragenen Soldatenrock, den Krückstock in der Hand, wie wenn er stets unterwegs wäre, und den Dreispitz auf dem Königshaupte: ein strenger Richter seiner selbst und Anderer; obschon entschlafen und zu seinen Vätern versammelt, noch in seinen Werken die nachgeborenen Geschlechter richtend; ein hohes, unerreichbares Vorbild seitdem für Könige und Nichtkönige, der die Grenzen unserer Einsicht über menschliches Können und Wollen weiter rückte, vor allem aber im größten Maßstabe der Inhaber zweier Eigenschaften, die die von ihm beherrschte Welt wie jede andere vor- und nachher gleichermaßen haßte und bewunderte, der Wahrhaftigkeit und der Gerechtigkeit: Friedrich der Große.

Ein Vielen seitdem unbequemer Name. Vielleicht auch uns? Kann unser Geschlecht ihm in die unerbittlich strahlenden Augen schauen, ohne die eigenen niederzuschlagen? Ist unser Volk, insonderheit seine Preußen, fortgeschritten, gewachsen an Toleranz, an Freiheit des Gedankens, an Mut des freien Mannes und Bürgers, an Gleichheit Aller vor der Staatshoheit und den Gesetzen? Das „Suum cuique", das „Justitia fundamentum regnorum", die Leitsterne seiner Regierung, wie er unzählige Male wiederholte, sind sie heute mehr oder auch nur in gleichem Maße in Kraft und Gemeingut Aller? Es sind 150 Jahre verstrichen. Zeit genug dazu wäre gewesen. Wir sind aus dem Zeitalter des Absolutismus erlöst

und haben die freie Volksvertretung. Wie aber steht es mit jenen wiederholentlich wohlverbrieften Grundrechten des Untertanen?

Vielleicht ist es der rechte Moment, aus unseren hastig treibenden politischen Tagesgeschäften einen Blick in die Welt, die jener Mann geräuschlos und ohne die Trompetenstöße der Fanfare schuf, zu werfen, uns zu erinnern, wie er die wirtschaftliche Neuordnung seines Staates begriff und vollzog. Wir werden nicht nur die im Könige verkörperte Staatsgewalt, sondern auch eine höchst staatsmännisch organisierende Intelligenz am Werke sehen. Friedrich war zwar Herrscher innerhalb seiner Grenzpfähle, wie wohl nie ein König vor oder nach ihm; er forderte für den Staat von jedem Opfer, von niemandem aber so hohe, wie von sich selbst.

Es ist bekannt, daß der große König auf dem Gebiete der eigentlichen Staatsverwaltung im wesentlichen den Spuren seines Vaters gefolgt ist. Auch in seiner Fürsorge für die Landwirtschaft setzte er nur von seinem Vater Begonnenes fort, obwohl auch hier schon der Schöpfer des preußischen Landschaftskredits, der Kolonisator toter Moore und Brüche, der Schutzherr der Bauern gegenüber den Aufsaugungsgelüsten des Großgrundbesitzes eigene, bisher unbetretene Wege ging. So emsig aber auch seine ausgedehnte Fürsorge diesen wichtigen Stand des Staates umfaßte, er war weltenweit davon entfernt, ihm ausschließlich oder auch nur vorzugsweise seinen Schutz und die Mittel seines Staates zuzuwenden. Gerade darin tritt die Genialität seiner staatsmännischen Veranlagung zutage, daß er entgegen der das Jahrhundert regierenden einseitigen, sei es fürstlichen, sei es ständischen Interessenwirtschaft, in bewußtem Gegensatz zu dieser seiner Zeit, in seiner Regentenarbeit die Fürsorge eines Vaters gegenüber *allen* Landeskindern, den Adligen, den Bürgern, wie den Bauern, ohne jede Unterscheidung bewies, daß er jedem Stand und Gewerbe, der Landwirtschaft, dem Handel, der Industrie und dem Handwerk, seinen besonderen, eigentümlichen Wert und Bedeutung im Staatsganzen beimaß und dementsprechend keine Stiefkinder und keine Schoßkinder seiner Regentensorge, sondern nur eine einzige große Familie von Erwerbsständen anerkannte.

Es war einer der Leitgedanken seiner Lebensarbeit, eine heimische Industrie in Preußen zu schaffen, die, auf heimischen Roherzeugnissen aufgebaut, oder wo diese nicht ausreichten, auf zollfrei eingeführten auswärtigen Produkten, den Bezug der Fertigware vom Auslande ersparen sollte, seine geliebten „Manufakturen“; dabei war er der Erste, der

die Kohlen- und Erzschätze des heimischen Bodens in großem Stile zu heben begann. Den Vater der preußischen Industrie könnte man diesen Schutzherrn der Landwirtschaft nennen, wenn man sich nicht gleichzeitig erinnerte, in wie grandiosen Zügen der Gründer der Seehandlung, des Seehafens Emden, des preußischen Auslandverkehrs, der großen Wasserstraßen Preußens und der Transitzölle die Belebung des Handels zu seiner unablässig verfolgten Aufgabe gemacht hat, und wie sehr er in eben dem Maße den Beinamen des größten preußischen Städtegründers, des Erneuerers des städtischen Handwerks verdient. Und dabei war dieser Mann, den ja schon sein Zeitalter nicht nur den Großen, sondern den Einzigen nannte, so voll von vorahnend wahrer Anschauung über die Lebensbedingungen des modernen Staates, daß er nicht allein das Nebeneinander der Gewerbe, sondern ihre gegenseitigen Beziehungen im Staate zueinander von vornherein durchaus im Auge behielt und regulierte, immer auf der Hut, daß das eine sich nicht auf Kosten des anderen ernähre oder bereichere („Man muß nicht Paulum ausziehen, um Petrum zu bekleiden"), immer bestrebt, das eine für das andere, mit Gewinn für beide, arbeiten zu lassen. Er notiert sich in seiner Schreibtafel, daß in der Grafschaft Glatz Flachs nach Österreich ausgeführt wird, und fragt, warum derselbe nicht an heimische Spinnereien gegeben werde. In einem Tischgespräch mit Ministern im Jahre 1769 entwickelt er die nachher sofort in die Tat umgesetzte Idee, daß Rittergutsbesitzer und erfahrene Kaufleute auf der Elbe und Oder gemeinsam den Holz- und Kornhandel in die Hand nehmen sollen, um den Hamburger Zwischenhandel zu ruinieren. Ein ferneres, sehr merkwürdiges und bis in unsere Tage hinein leuchtendes Beispiel bietet seine bekannte Methode des Ausgleichs zwischen dem Bestreben der Landwirtschaft, die Kornpreise zu treiben, und dem des Arbeiters, billiges Brot zu erhalten: die zahlreichen fiskalischen Kornmagazine, die sich nicht nur in Zeiten der Mißernten als eine vorzüglich funktionierende Schutzeinrichtung, sondern vor allem jederzeit als wirksamer Preisregulator gegenüber den Schwankungen des Getreidemarkts erwiesen. Es wurde eines seiner unnachsichtig durchgeführten Grundprinzipien, den Getreidepreis auf einem Durchschnittsmaß zu erhalten, wobei ihm keinerlei fiskalische Zwecke, sondern lediglich die Durchführung des großen Gedankens sozialen Ausgleichs vorschwebte.

Keine Regierung, die einseitig oder zugunsten einer bestimmten Kaste oder eines einzelnen, sei es noch so wichtigen, Gewerbes herrschte oder gar sich beherrschen ließ! Dieser erleuchteten Intelligenz war

das Dach des Staates eine große, aus zahlreichen Bausteinen getürmte Wölbung, aus der man nicht einen oder gar mehrere herausnehmen konnte, sollte auf die Dauer nicht das Ganze nachstürzen.

Das war der Grundpfeiler seines Systems: das Stabilisieren eines Staatsinteresses über jedem Einzelinteresse und dadurch die Verbindung und Vereinigung der gesondert arbeitenden Stände und Gewerbe zu einer großen, dem Gemeinwohl dienenden produktiven Arbeit im Staate, die erstmalige Durchführung einer praktischen Volkswirtschaft, einer gleichzeitigen, unter allgemeinen Gesichtspunkten gehaltenen Förderung der Sonderinteressen von Handel, Gewerbe und Industrie im höchsten, ganz und gar modernen staatsmännischen Sinne.

Oder hat unser modernes Preußen und Deutschland etwa Ursache, in seinen volkswirtschaftlichen und den damit zusammenhängenden Rechtszuständen den Vergleich mit dem alten Preußen vor hundertfünfzig Jahren und seinen gleichmäßig in der Entwicklung emporstrebenden Gewerbsständen zu scheuen?

Wir leben in den Tagen der Reichstagswahlen.

Um welchen Preis geht der Kampf? Um Befreiung von wirtschaftlicher Bedrückung großer, mächtiger Volksschichten, wesentlich nichts Geringerem, als des deutschen Bürgertums, durch gesetzlich und verwaltungsmäßig, privilegierte Wirtschaftskreise.

Ein bedeutungsvoller Erinnerungstag, der 24. Januar 1912! Möge er das deutsche Bürgertum auf den Bahnen friederizianischen Geistes, im Kampf um sein Recht, um die Gleichheit Aller vor den Gesetzen und der Regierung des Staates, im Kampf um das „Suum cuique" geschlossen und siegreich an der Wahlurne finden!

Chefredakteur Wilhelm Singer: Mehr Licht!

Lassen wir die Frage ruhen, ob Europa im letzten Sommer einem Kriege nahe war oder nicht. Die Rückschau ist nicht angenehm genug, um sie in einen Prozeß gegen irgend jemand umzugestalten. Wozu auch? Das Verfahren bliebe ja doch ohne Sanktion, weil so manche Urheber der Gefahr außerhalb aller Treffweite stehen. Die Hauptsache bleibt, daß wir alle dem Kriege entgangen sind und daß wir nicht sehen mußten, wie alles, was Menschengeist und Menschenhand mühsam aufgebaut und erwirtschaftet haben, im vernichtenden Feuer vergeht. Darüber, daß im 20. Jahrhundert die Nationen sich abends in vollem Frieden zur Ruhe begeben, um des Morgens plötzlich im Kriegszustand aufzuwachen, darüber sollen Parlamentarier, Volkstribunen und Volksrechtler nach Herzenslust philosophieren. Die Erklärung, wie das ungeachtet ihrer oft genug geräuschvollen Existenz so kommen kann, würde vielleicht nicht ganz zu ihren Gunsten ausfallen.

Aber wenn es angezeigt ist, über das Geschehene, wenigstens so weit als möglich, den Schleier der Vergessenheit zu breiten, so kann doch die brennende Frage über die politische Richtung der nächsten Zukunft nicht von der Hand gewiesen werden. Man muß sich vor der Wiederholung ähnlicher Überraschungen, soweit es in den Kräften der Öffentlichkeit steht, zu schützen suchen. Auch die politischen Konsumenten müssen existieren, und auch sie melden sich. Die politischen Konsumenten wollen wissen, wie mit ihrer politischen und ökonomischen Existenz gewirtschaftet wird. Es soll dies kein Vorwurf gegen einen einzelnen sein; ein einzelner kann die Art der Führung der auswärtigen Angelegenheiten nicht selbst reformieren. Aber daß die auswärtige Politik keine Geheimkunst mehr bleiben darf, wie zu Zeiten des autokratischen Regimentes, das liegt auf der Hand. Beschlüsse fassen und sie einfach ausführen lassen, ohne den Völkern die Möglichkeit zu gewähren, eine Einsprache dagegen ein=

zulegen, das ist doch in den Zeiten des Parlamentarismus und bei der enormen Erhöhung des politischen Lebensniveaus kaum denkbar, geschweige denn praktisch ausführbar. Vielleicht geht das noch, wenn der Lenker der Geschicke eines Reiches ein Staatsmann ist, der das unbegrenzte Vertrauen seiner Nation besitzt. Aber auch der hat es dann immer verstanden, seine Ideen und Pläne zu den willig aufgenommenen Ideen des Volkes zu gestalten. Können alle Lenker der auswärtigen Geschicke der großen Staaten sich eines solchen Vorzuges rühmen? Sobald die Völker den Zusammenhang der Dinge nicht mehr wahrnehmen und die Politik einmal mit ihren Wünschen und Gefühlen so in Widerspruch zu stehen beginnt, daß sie nicht als ziel- und planbewußte Aktion, sondern nur noch als ein Irrgang empfunden wird, der zu verblüffenden und verderblichen Wirkungen führen muß, — dann erheben die Völker ihre Stimme und fordern das Recht des Einspruches; dann erklären sie sich als Kompaziszenten in dem großen Gesellschaftsvertrag, der nicht bloß die Pflichten des Gehorsams, sondern auch Rechte der Bestimmung enthält. Und daher ertönt auch der Ruf immer lauter: Mehr Licht!

Eines der Hauptfundamente der europäischen Politik war der Dreibund. Er ist es noch und wird es hoffentlich bleiben. Er wird aber von vielen Seiten angefochten, angezweifelt und klein gemacht; und das schlimmste ist, daß Abgeordnete, Redner und Presse der einzelnen Verbündeten eine Kampagne gegeneinander führen, die fast einen ungehemmten Verlauf nimmt. Wir bitten hier wirklich recht höflich, nicht wieder die Presse allein als Prügelknaben hinzustellen und ihr alle Schuld aufzuladen. Das ist ein zu billiges und zu unwahres Auskunftsmittel, das seinen Ursprung meist in der kaltherzigsten Undankbarkeit hat. Wir, die wir die Preßverhältnisse genau kennen, wissen nur zu gut, daß es Organe gibt, die willig und oft genug zu ihrem eigenen moralischen und materiellen Schaden Ansichten vertreten, die ihnen förmlich aufgedrängt wurden; und genug oft wird dabei fälschlich an den Patriotismus appelliert. Läge uns daran, hier eine Diskussion über die Presse herbeizuführen, so würden wir sehr leicht und an eklatanten Beispielen dartun können, wie bei wichtigen Vorkommnissen Angriffe und Verteidigung aus derselben Quelle stammen. Dabei denken wir gar nicht an die offiziöse Presse, deren Freiheit doch eine begrenzte ist, sondern an diejenige, die gutzutun glaubt, wenn sie den an sie gestellten Anforderungen willig Folge leistet. Zuerst durch die Presse Stimmungen erregen und wild auflodern lassen, um dann, wenn die Aufregung größer geworden, als

man es beabsichtigt hatte, und man sie nicht mehr eindämmen kann, sich vornehm zurückzuziehen, und die Presse als den Sündenbock, als das Freikorps, das auf eigene Faust manöveriert, dem öffentlichen Zorne preiszugeben; — das ist schon so oft praktiziert worden, daß es heute weder originell, noch geschickt ist, weil auch die großen Massen das Spiel bereits zu durchschauen beginnen. Allein selbst wenn die Presse so geschmeidig wäre, als man sie zu haben wünscht, so entbände das diejenigen, die die Geschicke der Staaten führen, doch nicht der Pflicht, zur rechten Zeit zu reden. Denn wie das Schweigen, so ist auch das Reden zur rechten Zeit eine Tugend — ja mehr als das, eine notwendige Geschicklichkeit.

Auf der einen Seite betonen, daß man die Dreibundpolitik aufrecht erhalten will, und andererseits dem Kampfe der Verbündeten untereinander kühl bis ans Herz hinan gegenüberstehen; ja die Dinge fast widerspruchslos und ohne dagegen mit Macht zu reagieren, ihren schwächenden und verderblichen Lauf nehmen lassen, wer kann das verstehen? Die Uneingeweihten, und das ist der Großteil aller Völker, erfaßt ein Gefühl der Unsicherheit und jeder frägt: Was geht da vor? Und dann verlangt der erzürnte Rechtlichkeitssinn die einfachen Lösungen und sagt sich: Wollt ihr den Krieg, so macht ihn — allein sprecht doch nicht immer von Freundschaft und Bündnis! Wollt ihr aber das Bündnis und den Frieden, dann betragt euch wie Verbündete und verkündet laut eure Absicht, die friedliche Bündnispolitik vor Gott und der Welt zu verteidigen; dann verhindert soviel als möglich das Übel und fördert das Gute. Bringet eure Worte und eure Haltung mit eurer Politik in Einklang. Heraus aus der Zweideutigkeit und fort mit dem schielenden Gesicht! Verbündete, die sich gegenseitig verdächtigen, anfeinden, herabsetzen und einander gefährlicher Anschläge beschuldigen, verfallen dem Fluche der Lächerlichkeit und ermutigen die Phantasie aller Liebhaber von politischen und kriegerischen Abenteuern. Ein Bündnis, das auf gegenseitiges Mißtrauen und nicht auf gegenseitige Achtung, auf gegenseitiges Vertrauen, auf gegenseitige freundschaftliche Generosität aufgebaut ist, ist eine Fassade ohne wohnliches Haus dahinter, eine karikierte Parade zur Zeit des Friedens, und ein katastrophaler Zusammenbruch zur Zeit des Krieges.

Wenn derjenige, der diese Zeilen schreibt, das Recht und die Macht besäße, den Geist seiner Kollegen zu lenken, und wenn er Zutritt zu ihren Herzen fände, dann würde er sie beschwören, sich in den hohen Dienst der

Menschlichkeit zu stellen, sich fernzuhalten von einer die Völker veruneinigenden, die gereizten Stimmungen verstärkenden Aktion, sich von allen Vorurteilen zu emanzipieren, und als treue Anwälte der Völker aufzutreten, um offen vor aller Welt deren Willen kundzutun, — wenn schon zu keinem anderen Zwecke, als den Lenkern der Staatsgeschicke den wirklichen Wunsch ihrer Nationen bekanntzugeben. Erhöbe die Presse der verbündeten Staaten den lauten Ruf nach Frieden und Gerechtigkeit, nach gegenseitigem Wohlwollen und gutnachbarlicher Freundschaft, dann würde sie ein großes historisches Werk vollbringen. Sie würde auch ihren Beruf vor dem Versinken in die platte Profession bewahren und ihn in der edelsten Weise beseelen.

Dr. Otto Steinwender

(Mitglied des österr. Abgeordnetenhauses):

Österreich und Italien

Zu Beginn des Vorjahres rüstete ein halbes Hundert deutschösterreichischer Abgeordneter zur Fahrt nach Rom. Wir wollten die Osterferien benützen, um an der Feier des fünfzigjährigen Bestandes des italienischen Nationalstaates teilzunehmen, um unserer Sympathie und dem Wunsche Ausdruck zu geben, che possa procedere sempre Italia verso felici e gloriosi destini. Mit den Leitern der offiziellen Politik sowohl in Wien wie in Rom war Fühlung genommen worden, wir wurden beglückwünscht zu unserem tatfreudigen Unternehmen, und es wurde die Erwartung ausgesprochen, daß die Freundschaftsdemonstration dazu beitragen werde, das Bündnis der Herrscher und der Regierungen auch bei der Bevölkerung hüben und drüben populär zu machen. Die parlamentarische Romfahrt hat nicht stattgefunden, da wir durch die Ende März erfolgte Auflösung des Abgeordnetenhauses die Legitimation dazu verloren hatten. Und aufgeschoben war diesmal aufgehoben. Im Herbste war es nicht die Cholerafurcht, die uns zurückhielt, sondern der Umschlag der Stimmung. In dem tripolitanischen Exkurse wertete man weniger das begreifliche Expansionsbedürfnis eines Volkes, das seine Jugendkraft wieder gefunden hat, als die Gefährdung der Türkei und damit zugleich des europäischen Friedens, und in Italien nahm man es der öffentlichen Meinung in Deutschland wie in Österreich übel, daß sie sich nicht auf die Seite des Angreifers, der doch der Verbündete war, stellte. So waren die deutschen Italienerfreunde wie die italienischen Vertreter des Allianzgedankens gründlich abgekühlt.

Aber auch schon früher war die Stimmung der Massen geteilt. In Oberitalien hat die österreichische Fremdherrschaft zu viel unangenehme Erinnerungen zurückgelassen, als daß sie im Laufe eines halben Jahrhunderts gänzlich verschwunden wären. Bei uns wieder wirkt der Gedanke, daß es eine Irredenta gibt, peinlich. Tatsächlich gibt es auch eine Irredenta, und es wäre unnatürlich, wenn es keine gäbe. Der in jedem schlummernde,

und namentlich in der gebildeten Jugend zum Bewußtsein kommende nationale Trieb erzeugt Irredentisten, und zwar solche, die erlöst werden wollen, und solche, welche die Anderen erlösen wollen. Auch beiderseitige Vorsichtsmaßregeln, wie sie sonst zwischen befreundeten Staaten nicht üblich sind, tragen in die Gefühle der Bevölkerung Furcht und Haß. Wer mit den strategischen Eisenbahnen, mit den strategischen Gebirgsstraßen, mit den Fortifikationen und den Heeresverstärkungen in den Grenzgebieten, mit den Chikanen harmloser Geschäftsleute und der Arretierung unschuldsvoller Touristen angefangen hat, läßt sich schwerlich feststellen, aber sicher ist es, daß jede, oft gar nicht bös gemeinte Maßregel eine stärkere Gegenmaßregel hervorrief und sich schließlich der verdrießliche Charakter der gegenseitigen Beziehungen nicht mehr in Abrede stellen ließ.

Nicht befangen von dieser Stimmung sind außer den Regierungen, die das Recht und die Pflicht haben, klüger zu sein als die Massen, in Italien, wie sich jeder überzeugen kann, die produktiven Stände, Unternehmer wie Arbeiter, bei uns die Deutschfreiheitlichen mit Ausnahme der Tiroler, die sich mit ihren italienischen Landesgenossen nicht besser vertragen, als es nun einmal unter Nachbarn üblich ist, bis zu einem gewissen Grade auch die Slaven mit Ausnahme der Südslaven, am stärksten italienfreundlich aber sind die Magyaren. Gegner des Bündnisses und Feinde der Italiener sind die deutschen Klerikalen, die überall päpstlicher sind als der Papst, und das, was man die Militärpartei nennt. Darunter sind zu verstehen gewisse hohe Militärs, zu denen der frühere Kriegsminister nicht gehörte, und zahlreiche andere Mitglieder des Heeres, für welche das Bedürfnis nach Betätigung — um einen anderen Ausdruck zu vermeiden — maßgebend ist. Nun macht man allerdings mit der Stimmung keine Politik; soll aber eine aggressive Politik gemacht werden, dann braucht man die Resonanz der Stimmung. Übrigens läßt sich die Stimmung korrigieren; was sich nicht korrigieren ließe, wären Interessengegensätze, vorausgesetzt, daß sie tatsächlich vorhanden wären.

In der Tat werden solche Interessengegensätze behauptet, und in der Tat liegen die Verhältnisse zwischen Österreich und Italien anders, als zwischen Österreich und dem Deutschen Reiche, oder zwischen dem Deutschen Reiche und Italien. Das Bündnis zwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie und dem Deutschen Kaiserreiche wird allseitig als eine, sei es nun mit Zufriedenheit oder mit Unlust betrachtete, für alle Zukunft feststehende Tatsache angesehen, und man kann sich gar nicht vorstellen, was aus dem deutschen Volke und aus Europa werden sollte, wenn das Bündnis-

werk Bismarcks jemals ins Wanken geriete. Dem Deutschen Reiche verdankt Italien seine Wiedergeburt zur nationalen Einheit und zu einer glänzenden Entwicklung, und Streitpunkte zwischen den beiden Reichen gibt es nicht, wohl aber Möglichkeiten, vielleicht entfernte Möglichkeiten, gemeinsamer Erfolge. Anders steht es zwischen Italien und Österreich. Italien ist geworden gegen Österreich und auf dessen Kosten, und größer werden könnte es wieder nur gegen Österreich und auf dessen Kosten, einerseits durch die Annexion italienischen Sprachbodens, der gegenwärtig zu Österreich gehört, anderseits durch die Besitznahme Albaniens, die dem österreichischen Nachbar die Adria absperren und seinem Zuge nach Südosten Halt gebieten würde. Aber diese Möglichkeiten zerfließen in nichts, wenn die populärnationale Phrase auf ihren Gehalt geprüft wird. Triest ist nur denkbar als Hafen für sein Hinterland, und dieses Hinterland müßte einen Kampf auf Leben und Tod führen, um sich einen Besitz zu erhalten, der ihm absolut unentbehrlich, für Italien aber vollkommen wertlos ist. Das Trentino aber würde, durch Zölle von Österreich abgeschnürt, wirtschaftlich verelenden, und was von seiner Bevölkerung sich nicht durch Auswanderung rettet, müßte mit schweren finanziellen Opfern des Königreichs erhalten werden, ohne es über eine kümmerliche Existenz hinauszubringen. Was aber schließlich Albanien betrifft, so bildet dieses Land ein Noli me tangere für beide Staaten. Milliarden an Kosten und Hunderttausende von Menschenleben müßten vergeudet werden, um ein armseliges Land zu gewinnen und ein Volk von heldenhaften Bettlern auszurotten. Und es ist geradezu ein Segen des Bündnisses für beide Teile, daß sie Albanien gegenüber zu einer außerordentlich heilsamen Abstinenz gezwungen werden.

Wenn Österreich und Italien ihr eigenes Bestes wollen, gibt es keine Differenzpunkte, und man müßte solche erst ganz neu erfinden, um sich einen Anlaß zum Streite zu verschaffen. Wohl aber gibt es starke Gemeinsamkeiten, mag auch die Zeit, sie durchzusetzen, noch in unbestimmbarer Ferne liegen. Kombinationen in der auswärtigen Politik laufen leicht Gefahr, in phantastische Spielereien auszuarten. Aber gehört denn die Herrschaft auf dem Mittelmeer in das Gebiet der politischen Dichtung? Oder ist es nicht vielmehr sehr begreiflich, wenn sich das Deutsche Reich für die Flotte seiner beiden Verbündeten, sowohl des italienischen wie des österreichischen, interessiert? Und hat nicht das verflossene Jahr Konflikte aufgezeigt, die beigelegt wurden, aber ein andermal wieder auftauchen können? Und kann nicht die Zeit Konflikte reifen zwischen Staaten, die dem Dreibunde nicht angehören, und wird das nicht vielleicht

auch der Moment sein, in dem das Bündnis der drei Reiche über seine bisher geglückte Aufgabe, ein machtvolles Friedensinstrument zu sein, hinausgeht, hinausgehen muß? Man spricht oft von „unbegrenzten Möglichkeiten"; hier sind sie vorhanden, und gegen diese Möglichkeiten spielen kleinliche Verstimmungen und trotz ihrer Lästigkeit bedeutungslose Agitationen gar keine Rolle. Sollte schon die innere Politik großzügig sein, wie monumental muß erst der Stil der Weltpolitik gehalten sein!

Das sind allerdings nur Perspektiven. Wessen Auge aber nicht für die Schau in die Ferne eingestellt ist, für den genügt auch ein Blick auf die nächste Gegenwart, um ihn zum Freunde Italiens zu machen. Daß Österreich keinen Quadratmeter italienischen Bodens will und braucht, bedarf keines Nachweises, und daß in Italien kein vernünftiger Mensch irredentistische Wünsche ernst nimmt, ist ebenfalls Tatsache, von Albanien aber werden beide Teile die Hand weglassen, wenn sie nicht ganz von Gott und jeder Vernunft verlassen sind. Uns trennt nichts, dafür aber ist alles uns zu vereinigen berufen, was es an materiellen und kulturellen Interessen gibt, das Friedensbedürfnis, die Rücksicht auf die Staatsfinanzen, der Warenverkehr, die Stütze, die Italien für die Sache der Freiheit abgibt, die Dankbarkeit für die geistigen und künstlerischen Güter, mit denen die italienische Kultur das deutsche Volk beschenkt hat, die bewundernde Hochachtung vor dem herrlich sich verjüngenden Volke, die ewige Schönheit des Landes, die Liebenswürdigkeit seiner Bewohner und die Dankbarkeit jedes Gebildeten für alles Schöne, womit Italien seine Gäste überschüttet. Daher werden jene, denen das Bündnis mit Italien Herzenssache geworden ist, nicht müde werden, auch die Sprache der Interessen zu sprechen, die weniger schön klingt, dafür aber allgemeiner verständlich ist, und das, wofür heute die Magyaren und von den Deutschösterreichern die Freiheitlichen in Übereinstimmung mit den verantwortlichen Staatsmännern eintreten, wird hoffentlich zum verläßlichen Inventarstück der öffentlichen Meinung werden, wie es das Bündnis mit dem Deutschen Reiche trotz aller anfänglichen Anfeindungen geworden ist.

Oberstleut. a. D. Rogalla von Bieberstein: Die Dardanellen

Die außerordentliche politische und strategische Bedeutung der Meeresstraße der Dardanellen, die nebst dem Bosporus das schon im Altertum wichtigste, von den Gestaden Europas, Asiens und Afrikas umrahmte Mittelmeerbecken mit dem seit zwei Jahrtausenden die Getreideausfuhr seiner Uferländer vermittelnden Becken des schwarzen Meeres verbindet, und zugleich die für die Entwickelung der Menschheit entscheidenden Kontinente Asien und Europa trennt, jedoch die Verbindung zwischen ihnen nicht ausschließt, die eminente Bedeutung dieser vielumstrittenen, mehrfach durch Flotten oder auf Brücken von Heeren passierten Meeresstraße, trat auch in neuester Zeit beim Krimkriege und dem russisch-japanischen, ganz besonders aber beim jetzigen italienisch-türkischen Kriege hervor, wie aus den Maßregeln der Türkei, den Plänen Italiens und aus den Erklärungen der Mächte und ihrem Festhalten an den bestehenden Dardanellenverträgen hervorgeht. Schon seit dem griechischen Altertum mit dem mythischen Argonautenzuge nach Kolchis, dann aber mit der unweit des Dardanelleneingangs sich abspielenden Belagerung Trojas, später den berühmten Übergängen Xerxes' und Alexanders, sowie der Durchfahrt der Kreuzfahrerflotte unter dem Dogen Enrico Dandolo und dessen Eroberung Konstantinopels, in neuerer Zeit aber mit der Durchfahrt eines englischen Geschwaders unter Admiral Duckworth und eines russischen unter Admiral Elphinstone bis Kepes Burnu, sowie mit den erwähnten Kriegen der neuesten Zeit, sprach sich diese Bedeutung aus. Wir beabsichtigen im folgenden nicht, näher auf die politische und geschichtliche Bedeutung der Dardanellen einzugehen, sondern, gestützt auf eine Studienfahrt durch die Meerenge und eingehende Beschäftigung mit dem Thema*), das bisher wenig betretene Ge-

*) Man sehe: The present state of the fortifications of Constantinople and its environs. By Rogalla von Bieberstein. London W. C. 15 Yorkstreet. Covent Garden. The United Service Magazine.

biet ihrer strategischen und taktischen Verhältnisse als im jetzigen Zeitpunkt von besonderem Interesse zu erörtern.

Italien hat bekanntlich auf die Blockade der Dardanellen mit Rücksicht auf den internationalen Handelsschiffahrtsverkehr und die ihn betreffende Neutralitätsbestimmung des Londoner Vertrages verzichet, und die Annahme lag daher nahe, daß dieser Verzicht auch für den früher geplant geltenden Angriff auf die Dardanellen gelte, da ein derartiger Angriff türkische Gegenmaßregeln, namentlich Seeminenlegung, die bereits vorbereitet war, veranlassen würde, die jenen Verkehr verhindern würden. Die Nachricht mußte daher überraschen, daß die Pforte ihre Botschafter beauftragte, den Mächten mitzuteilen, daß sie verpflichtet sei, Verteidigungsmaßnahmen in den Dardanellen zu treffen, da der Verzicht Italiens auf eine Blockade der Dardanellen einen Angriff auf diese Meerenge nicht ausschließe. Italienischerseits wurde der Schritt der Pforte dahin ausgelegt, daß er einen Druck der Mächte auf Italien zu veranlassen bestimmt sei, der dasselbe zum Nachgeben in der Tripolisfrage veranlassen und damit das Hemmnis des internationalen Seeverkehrs beseitigen solle. Andererseits aber ist bekannt, daß italienischerseits ein Angriff und Forcieren der Dardanellen mit 4 Flottendivisionen, in Summe 18 Schlachtschiffen, früher ins Auge gefaßt war, und daß, wenn die Pforte auch heute noch, wie ihre Maßregeln andeuten, jenen Angriff befürchtet, er, so gewaltig auch sein Risiko wäre, nicht vollständig vom Gebiete der Möglichkeit auszuschließen ist. Gelänge der Angriff aber, so wäre der italienischerseits angedrohte „Stoß ins Herz" der Türkei ein „fait accompli", und wenn die italienische Flotte vor Konstantinopel erschiene, das Nachgeben der Pforte gewiß. Denn Konstantinopel wäre als befestigte Stadt dem Bombardement preisgegeben. So unausgestaltet und veraltet seine Befestigungswerke, ganz abgesehen von den der Hauptstadt weit vorgelagerten befestigten Linien von Tschataldja, auch sind, so sind sie doch in der gewaltigen, doppelten theodosianischen Ringmauer sowie in den Defensionskasernen und einigen Schanzen vorhanden, so daß völkerrechtlich kein Protest gegen das Bombardement zu erheben wäre, den überdies die Gewalt der Umstände hinfällig machen würde. Für das Gelingen des Bombardements ist selbstverständlich sehr starke Munitionsmitführung unerläßlich. Denn wenn die Beschießung des Sultanspalastes, des Seraskierats, der übrigen Ministerien, der Militär- und Zivil-Proviant-, Munitions- und sonstigen Magazine sowie der aus Holz-

bauten bestehenden alten Stadtviertel Konstantinopels nicht bald das definitive Nachgeben der Pforte herbeiführt, wäre die italienische Angriffsflotte von neuem zu dem Risiko des Forcierens der Dardanellen bei der Rückfahrt gezwungen.

Ein Forcieren der Dardanellen aber hat drei gewaltige Hindernisse zu überwältigen, und zwar die mächtigen Geschützaufstellungen ihrer Forts, Verschanzungen, Batterien und Kastelle, ferner ihre Minensperren und heute die entlang der Meerenge postierten Feldbatterien von 150 Gesamtgeschützzahl und 30 000 Mann Truppen, deren beider Feuer die Ausrüstungsteile und die Mannschaft an Deck der Schiffe den schwersten Verlusten aussetzen würde. Dem wirksamen Feuer der schweren Dardanellengeschütze würden jedoch die feindlichen großen Schlachtschiffe beim Eingang der Meerenge bei einer Maximal-Fahrtgeschwindigkeit von durchschnittlich etwa 20 Seemeilen in der Stunde in einem Bereich von etwa je 10 Kilometer (vorwärts und rückwärts) und somit dort etwa nur 23 Minuten ausgesetzt sein. Dabei kommt in Betracht, daß der Gegner auf ein sich sehr schnell bewegendes Ziel feuern muß, und sich daher seine Treffwahrscheinlichkeit sehr vermindert. Auch genügt selbst eine erhebliche Trefferzahl keineswegs immer, um ein großes Kriegsschiff kampfunfähig zu machen und seine Maschinen und sonstigen vitalen Teile außer Funktion zu setzen. Eine erhebliche Schiffszahl der etwa 24 Linienschiffe und Panzerkreuzer zählenden italienischen Schlachtflotte könnte daher voraussichtlich dem Kampfunfähigwerden durch Geschützfeuer entgehen, zumal das Schnellfeuer der schwersten Dardanellengeschütze nur 2 bis 3 Schuß, das der nächst schwersten nur etwa 5 Schuß in der Minute abzugeben gestattet. Ersteres gälte besonders gegenüber dem Geschützfeuer der am Dardanelleneingang gelegenen „neuen Dardanellenschlösser", den Forts Koum-Kalessi und Seddul Bahr. Weit weniger aber für die 8,3 Kilometer lange, mit zahlreichen Batterien und Forts besetzte Strecke der „alten Dardanellen" zwischen Bokkali-Kaleh und Nagara, und deren südwestlichem und nordöstlichem Feuerbereich. Als eine weit empfindlichere Gefahr für das einzelne Schiff aber erscheinen die Minensperren, deren Anlage zwischen den Forts Namazieh und Chanak-Kalessi und, wie es scheint, auch zwischen diesem und Fort Bokkali-Kaleh, vielleicht heut auch an der Mündung der Dardanellen vorbereitet ist. Die Minen sollten 4 Meter unter dem Wasserspiegel gelegt werden, man vermutete jedoch, daß ihr meist altes Material zum „Aufschwimmen" neige und dann leicht durch

Gewehrschüsse und solche kleinerer Granaten ohne zu explodieren zum Sinken gebracht werden könne, oder daß es etwa infolge kleiner Defekte unter den 8 Meter Tiefgang der italienischen Schlachtschiffe hinabsänke, und dann von ihnen nicht zur Explosion gebracht würde. Immerhin bleibt eine Minensperre ein gewaltiges Hindernis und das Absuchen eines Minenfeldes durch eine Minensuchflottille im wirksamen Geschütz-feuerbereich des Gegners selbst bei Nacht ein sehr schwieriges Unter-nehmen, da die Scheinwerfer der Forts und Batterien seine Entdeckung und wirksame Bekämpfung ermöglichen. Inzwischen sollen auch ge-botenenfalls alte, unbrauchbare Schiffe an den tiefsten Stellen der Dar-danellen versenkt werden, um auch dort die Wirkung starker Minen-ladungen zu ermöglichen. Denn die Dardanellen sind durchschnittlich 80 Meter und mehrfach 95 Meter tief. Es sind jedoch bisher noch keiner-lei Minenschiffe versenkt, hingegen werden 12 alte derartige Schiffe bereit gehalten, um im Falle eines italienischen Angriffs zur Sperrung der Dardanellen verwandt zu werden. Nunmehr ist aber die ange-kündigte Sperrung durch verankerte Minen durchgeführt. Die türkische Heeresverwaltung hat dabei die größte Rücksicht auf die Sicherheit der Schiffahrt genommen. Es wurde daher von der Verwendung der ge-wöhnlichen Streuminen abgesehen, auch wurden die mechanischen und mechano-elektrischen Seeminen, die lose festgemacht werden, nicht ver-wandt, da sie sich bisher als zu gefährlich erwiesen. Darum erregte es Genugtuung, daß die Türkei sich dafür entschieden hat, nur Kontakt-minen, die durch ein Kabel mit dem Festland verbunden sind, zu ver-wenden. Diese Minen können nur dann zur Explosion kommen, wenn sie vom Festlande aus durch Einschaltung des elektrischen Stromes entzündet werden. Damit ist die Ausrüstung der Dardanellen vollendet, und man kann annehmen, daß die Türkei imstande sein wird, den evtl. Angriff der Italiener abzuwehren.

Nach dieser Darlegung der taktischen Schwierigkeit eines Dar-danellenangriffs sei ein Blick auf ihre strategische Bedeutung, die Ent-wickelung ihrer Verteidigungsanlagen und deren heutige Gestaltung gestattet.

Die in politischer, strategischer und kommerzieller Hinsicht unver-gleichliche geographische Lage Konstantinopels, des alten Byzanz, der Hauptstadt des byzantinischen, dann des osmanischen Reiches, verdankt ihre hohe Bedeutung für zwei Welten, wie erwähnt, nicht nur dem Um-stande, daß sie gleichzeitig Europa und Asien berührt, sondern auch der

vortrefflichen Verbindung mit den drei großen, diese Kontinente bespülenden Meeresbecken des ägäischen, mittelländischen und schwarzen Meeres durch die beiden für die größten Kriegs- und Handelsschiffe passierbaren Straßen des Bosporus und der Dardanellen. So wichtig nun auch die Meerengen für die kriegerische Aktion des türkischen Reiches nach außen sind und waren, sei es in neuerer Zeit bei dem Angriff der Türken und ihrer Alliierten auf das russische Reich gegen Sebastopol, sei es zu Anfang des Jahrhunderts für die Bekämpfung griechischer Erhebungen, oder in älterer Zeit für die Beherrschung der Levante, so bilden und bildeten sie und namentlich die Dardanellen doch gleichzeitig den natürlichen und kürzesten Annäherungsweg zum Angriff auf den östlichen Teil der Balkanhalbinsel und deren Hauptstadt, Konstantinopel, von den Zeiten Konstantins des Großen, der Genuesen und der Venezianer an bis zu der 1453 erfolgten Einnahme von Byzanz durch die Türken unter Sultan Mahommed II. und dem Zuge des britischen Geschwaders unter Admiral Duckworth durch die Dardanellen und dem Erscheinen dieses Geschwaders im Jahre 1807 vor der Hauptstadt. In diesem langen, weit über tausendjährigen Zeitraum wurde die begehrenswerte Stadt nicht weniger als neunundzwanzigmal belagert, und achtmal erobert, und die zur Verteidigung ihrer beiden Hauptzugangswege des Bosporus und der Dardanellen angelegten Befestigungswerke fanden daher schon früh ihre Entstehung und Weiterentwickelung. In neuerer Zeit hat seit dem Jahre 1863 auf Anregung des damaligen englischen Botschafters in Konstantinopel, Sir Henry Bulwers, der Umbau der infolge der Einführung der gezogenen Geschütze und der Panzerschiffe wertlos gewordenen Dardanellenbefestigungen begonnen, und wurde derselbe bis zum russisch-türkischen Kriege von 1877 und bis heute unter mancherlei Erneuerungen fortgeführt. Die Werke wurden mit Kruppgeschützen armiert und unter Abdul Hamid zwar weiter ausgebaut, jedoch vernachlässigt, sind aber nunmehr in so weit möglich moderner Ausgestaltung begriffen. Die Straße der Dardanellen, der alte Hellespont, verbindet das ägäische mit dem Marmarameer und Konstantinopel. Sie ist 67 Kilometer lang, 1350 bis 7600 Meter breit und 80 bis 90 Meter tief. Eine schnelle Nord-Südströmung macht zuweilen ihre Schiffahrt schwierig. Im Süden ist ihr die mit einem Fort befestigte Insel Tenedos vorgelagert, ihr gegenüber liegt die oft von europäischen Geschwadern, namentlich englischen und französischen benutzte Besikabay, ein guter, heute von einem türkischen Fort verteidigter Ankerplatz. Die Ver-

teidigungsanlagen der Meerenge wurden seit 1877 sehr verbessert. Außer mit einer großen Anzahl älterer Geschütze sind die Werke heute mit zahlreichen Kruppgeschützen schweren Kalibers, darunter 100 24- bis 35-Zentimeter-Geschützen, armiert, und es ist anzunehmen, daß die s. Z. bei einem drohenden Konflikt mit Rußland nach den Bosporusbefestigungen geschafften Geschütze inzwischen wieder nach den Dardanellen gebracht wurden. Das Feuer der meisten dieser Geschütze ist auf den schmalsten Teil der Meerenge zwischen den Forts Namazieh, Chanak-Kalessi, Bokkali-Kaleh und Nagara auf einen Raum von nur 1400 Meter bis 3 Kilometer Breite und 8 Kilometer Länge konzentriert. Die an der 3½ Kilometer breiten Dardanelleneinfahrt gelegenen Forts von Koum-Kalessi und Seddul Bahr sind alte, noch von Mohammed 1659 errichtete, ungeschützte, schlecht unterhaltene, wenn auch mit Geschütz stark armierte, mächtige Mauerkonstruktionen, die jedoch durch mit schweren Kruppgeschützen armierte Batterien verstärkt sind. Unter den 10 Forts und Batterien auf dem europäischen Ufer ist das Fort Namazieh das wichtigste, es hat Erdwälle, 10 Meter über dem Wasserspiegel, und ist, wie Marineschriften berichten, mit 24, 21- und 28-Zentimeter-Kruppgeschützen armiert und durch Annexbatterien verstärkt. Unter den 5 Forts und Befestigungsgruppen am kleinasiatischen Ufer ist die von Chanak-Kalessi, an der schmalsten Stelle der Dardanellen und stark mit Kruppgeschützen, darunter 35 Zentimeter, armiert, besonders wichtig. Bei Chanak liegt der beste Ankerplatz der Dardanellen, die Bucht von Sari-Siglar; Chanak ist der Sitz der Regierung des Archipel-Vilajets, telegraphisch mit Konstantinopel verbunden und Hauptstation der Dardanellenschleppschiffe, sowie der Lotsen der Meerenge. Die Paketboote der „Messageries maritimes" und des „österreichischen Lloyd" legen dort an, und Kriegsschiffe müssen hier ihren Passierfirman vorweisen. Es ist Kohlenstation, hat große Waffenmagazine, und ist durch ein submarines Kabel mit dem gegenüberliegenden Fort Kilia-Bahr verbunden. Von noch größerer Bedeutung für die Sperrung der Meerenge ist die Gruppe Nagara-Kalessi. Fort Nagara liegt an der Stelle, an welcher, wie erwähnt, Xerxes für sein Heer die Brücke über den Hellespont schlagen ließ und Alexander der Große und Suleiman I. ihre Heere übergehen ließen. Es ist das einzige gegen einen Landangriff befestigte Werk des asiatischen Ufers, jedoch werden z. Z. die Werke der Dardanellen auf der Landfront provisorisch befestigt. An dieser Stelle wurde 1807 das Geschwader des Admiral Lord Duckworths nach einem vergeblichen An-

griff auf Konstantinopel gezwungen zurückzugehen und verlor 2 Fregatten und 600 Mann. Die Landzunge von Nagara springt weit in die Dardanellen vor, die hier nur 1350 Meter breit sind. An ihrem Fuß liegen Untiefen, die Strömung ist hier besonders stark, und ein Angriffsgeschwader hier gezwungen, das Feuer der mit 56 größtenteils schweren Geschützen armierten Werke von Nagara in Kiellinie zu passieren. Eine Straße und der Telegraph verbindet sämtliche Werke des asiatischen Ufers miteinander, der erwähnte enge Raum wird von über 300 schweren und mittleren Geschützen bestrichen, von denen die je zweier Batterien gleichzeitig jedes Schiff unter Feuer nehmen können. Die Strömungsgeschwindigkeit beträgt hier 3 bis 4 Knoten. Die die Dardanelleneinfahrt verteidigenden Forts Seddul-Bahr und Koum-Kalessi nebst ihren Annexbatterien sind kasemattierte, geschlossene mit 196 Geschützen armierte Werke, und werden als die „neuen Dardanellen" bezeichnet. Die Gruppe der zentralen Verteidigungswerke „die alten Dardanellen" mit den Befestigungen Chanak-Kalessi und Kili-Bahr usw. ist wie erwähnt mit über 300 Geschützen armiert, deren Feuer sich, auf einer Strecke von 8,3 Kilometer Länge und nur 1350 Meter bis 3 Kilometer Breite, auf ein mehrfach gewundenes Fahrwasser konzentriert, in welchem eine Flotte keinen Raum zur Kampfentwickelung findet. Die Verteidigung der Meerenge wird durch eine Seeminensperre zwischen den Forts Namazieh und Chanak-Kalessi vervollständigt, deren Minen im Fort Chanak bereit liegen. Eine zweite Minensperre ist, wie erwähnt, zwischen den Forts Nagara und Bokkali-Kaleh vorbereitet, vielleicht auch eine solche bei der Dardanelleneinfahrt geplant. 12 hochgelegene, mit Kruppkanonen und Mörsern armierte Batterien, bestimmt die Flankierung der niedrig gelegenen Batterien zu bekämpfen, ergänzen die Dardanellenverteidigung. In Händen einer starken Militärmacht, wie die Türkei, gilt die Meerenge für eine Angriffsflotte unpassierbar. Gegen einen italienischen Landangriff ihrer Befestigungen aber ist sie durch die hohe Kriegsbereitschaft des türkischen Landheeres, das, wie erwähnt, bereits mit 30 000 Mann zu beiden Seiten der Dardanellen versammelt ist, völlig gesichert, darunter befinden sich 12 000 Mann Artillerie und 14 000 Mann Infanterie. Die einzelnen Forts sind mit 300 bis 3000 Mann belegt. Die Anzahl der Geschütze auf den Küstenforts beträgt 118. Unter den Geschützen befinden sich in den Küstenforts 6 Kruppsche 35-Zentimeter-Geschütze, die imstande sind, auch einen scharfen Angriff zurückzuweisen. In der Meerenge ist die türkische Flotte konzentriert, die

aus 14 Kriegsschiffen besteht. Das allgemeine Kommando über die Truppenmacht der Dardanellen hat Torgut Pascha, der sich in Albanien auszeichnete und für seine schwere Aufgabe die nötige Begabung besitzen soll. Außer durch ihre ungemein starke Geschützdotierung und Befestigungsanlagen sind die Dardanellen bekanntlich durch die Verträge geschützt, da sie durch den Pariser Frieden vom 30. März 1856, den der Londoner Vertrag vom 13. März 1871 bestätigte, für Kriegsschiffe fremder Nationen geschlossen sind, und nur mit ausdrücklicher Erlaubnis der türkischen Regierung von Kriegsschiffen solcher befahren und passiert werden dürfen, eine Verpflichtung, von der sich Rußland 1871 lossagte, sie jedoch 1878 beim Berliner Kongreß wieder anerkennen mußte, und die heut von allen Mächten anerkannt wird. Auch für fremde Handelsschiffe ist der Verkehr auf den Dardanellen durch besondere Bestimmungen und Zölle erschwert; sie dürfen u. a. bei Nachtzeit die enge Stelle der Meerenge bei Chanak-Kalessi nicht passieren. Wenn es jedoch, ungeachtet der gewaltigen Hindernisse einem Angreifer gelingen sollte, die Straße zu forcieren und das Marmara-Meer unter z. B. unschwerer Besiegung der türkischen Flotte mit seiner Flotte zu beherrschen, so ist die Metropole der Türkei, Konstantinopel, ihrer Beschießung schutzlos preisgegeben. Die Dardanellen bilden daher den südlichen Schlüssel zum wichtigsten Machtzentrum der Türkei, dessen erwähnte, schwere Bedrohung voraussichtlich jeden ferneren Widerstand beendigen würde. Italien aber unterläge bei der Forcierung der Dardanellen dem Risiko, den Kern seiner Flotte zu verlieren und seinen Anteil an Seegeltung im Mittelmeer auf lange Zeit einzubüßen. Immerhin kann ein eventueller Forcierungsversuch als „ultima ratio" Italiens nicht völlig ausgeschlossen gelten.

Alexander Spaits:
Jungalbanien

Weltvergessen — von wenigen gekannt, lag da ein Stück Land an der Adria. Trotzige Felswände umschließen sein Inneres, dem der kahle, schroffe Karst ein wildromantisches Gepräge gibt. An der versandeten Küste wenige, bis heute noch unbedeutende Häfen; dort, und wo sonst noch Wege landeinwärts führen, türkische Behörden, die nur selten und ungerne die Bewilligung zum Durchqueren Albaniens geben. Wem es aber gelang in jene Berge einzudringen, der fand dort ein Volk in aller Ursprünglichkeit längst vergangener Zeiten; ein Volk das von der modernen Kultur nichts anderes als das Repetiergewehr übernommen hat, Älpler und Hirten, die unter ihren Stammesältesten nach mündlich überlieferten Gesetzen leben, Blutrache und — Gastfreundschaft. Das Wort Politik war vor drei Jahren noch dem Bergbewohner unbekannt; einige Legenden vom großen Skanderbeg und Lek Dukagin waren sein ganzes geschichtliches Wissen; die Welt endete für ihn an der Grenze seines Stammes, die er nur gelegentlich einer Blutsühne oder eines Hammeldiebstahles überschritt. Die sprachliche Unterteilung der Ghegen des Nordens und der Tosken des Südens hatte nie eine politische Bedeutung, wenngleich sich der etwas geschmeidigere Südalbaner vom rauhen Bergvolk des Nordens auch in Charakter und Tracht unterscheidet. Selbst der Glaube hat zwischen den streng katholischen Stämmen des Westens und den fanatischen Mohammedanern nie zu Zerwürfnissen geführt. Derb und realistisch pflegte der Albanese wohl jeden Frevel an seiner Herde, an seiner Weide oder an seiner Ehre mit Totschlag zu rächen, ein prägnanter Nationalstolz ließ jeden in sich selbst als Skipetar d. i. Albanese das vollendetste Ebenbild der Schöpfung erkennen, die Traditionen der Familie und des Stammes waren und sind ihm heilig, doch über diese hinaus ging sein Nationalbewußtsein nicht. Den Stämmen, und deren gibt es viele — die bald in Frieden bald in Blutfehde miteinander lebten, fehlte das Gefühl irgend welcher nationaler

Zusammengehörigkeit ebenso wie ein gemeinsames politisches Leitmotiv. So war es der Türkei bisher leicht über Albanien Herr zu bleiben. Seit Skanderbegs Zeiten bis auf unsere Tage waren ihr immer nur einzelne Stämme in Waffen gegenüber gestanden, Kämpfe, die meist mit der Erlahmung der beiderseitigen Kräfte ihr erfolgloses Ende fanden. Im übrigen ließ das alte Regime die Stämme in ihrer idyllischen Unkultur walten und schalten und sich gegenseitig nach Herzenslust niederknallen, sorgte dagegen für eine hermetische Absperrung des Landes nach außen, und verstand es wohl auch durch die Bevorzugung des einen oder anderen Beys die Eifersucht dieser untereinander rege zu halten. Schon die politisch-topographische Einteilung, nach welcher Albanien kein in sich abgeschlossenes Ganze bildet, sondern an drei Vilajete unter verschiedenen Valis angegliedert ist, sollte den Gedanken, daß Albanien eine ethnographische Einheit — ein Land für sich — bilden könne, nicht aufkommen lassen.

Seit drei Jahren beginnt es in Albanien zu dämmern. Nicht die Kämpfe sind darunter zu verstehen, die im vorigen und vorvorigen Jahre Albanien dem europäischen Interesse näher gerückt haben! Rebellionen, Guerillakriege und Massakers haben sich seit vierhundert Jahren in den albanischen Bergen zur Zeit der Schneeschmelze mit solcher Regelmäßigkeit und Grausamkeit wiederholt, daß sich die letzten Ereignisse eigentlich nur durch ihr Bekanntwerden in der breiten Öffentlichkeit von den früheren Blutbädern unterscheiden. Mit diesen Mitteln der Barbarei und Räuberromantik wurden die Albanesen wohl niemals zu treuen Untertanen der Türkei bekehrt — aber auch nationale Einigung, ein gemeinsames politisches Ziel — ob dieses nun Unabhängigkeit oder Autonomie heißen möge — werden die Albanesen durch die lediglichen Mittel der Gewalt nie erreichen, solange sich der rohen Kraft nicht auch die Waffen des Geistes an die Seite stellen. Und dieses Bewußtsein ist erwacht — erst vor einigen Jahren — die jungtürkische Bewegung hat Schule gemacht — hier in einem Sinne, wie es ihr vielleicht nicht erwünscht sein kann!

Albanien hat in den Küstenstädten einige Schulen — von Österreich-Ungarn und von Italien unterhalten; diese sind vornehmlich für die Heranbildung der Seelsorger bestimmt. In den Bergen gibt es beinahe gar keinen Unterricht. So konnte auch im Innern des Landes keine geistige Bewegung entstehen — ähnlich wie seinerzeit in der Türkei.

Im Auslande, und zwar in Süditalien und bei Zara in Dalmatien leben seit langer Zeit albanesische Kolonisten; sie sind weder befähigt noch berufen, mit ihren Landsleuten in der Heimat in geistige Verbindung zu treten. Ein engeres Band mit dem Mutterlande verbindet die in Ägypten lebenden Albanesen, welche erst in den letzten fünfziger Jahren zur Zeit Mehmed Paschas ausgewandert sind; die Dynastie der dortigen Khedive ist albanischer Herkunft. In Nordamerika leben jedoch Albanesen, welche erst seit Ende des vorigen Jahrhunderts starken Zuwachs erhielten, so daß ihre Zahl heute auf 40 000 geschätzt wird; in Boston besteht seit 1904 eine orthodox-albanesische Kirche, ebenso ein albanesischer Zentralklub mit Filialen in Newyork, Chicago, St. Luis, St. Franzisko, Washington und Philadelphia. Ihren Zusammenhang mit dem Mutterlande und ihre Opferfreudigkeit bezeugten diese Kolonisten durch eine Unterstützung von 40 000 Kronen, welche sie im Vorjahre den bedrängten Brüdern über den Ozean sandten.

Trotz der großen Zahl der im Auslande lebenden Albanesen ist das gebildete, namentlich aber das akademisch gebildete Element unter ihnen spärlich vertreten, um so größer jedoch das Nationalgefühl und die Opferwilligkeit — was für die in Betracht kommende Frage jedoch um so ersprießlicher ist!

Für den geistlichen Stand werden Albaner in Skutari in Albanien, an der Propaganda fide in Rom, in Innsbruck, Salzburg und Schwaaz in Österreich an theologischen Hochschulen erzogen. Zum ärztlichen Berufe erfolgt die Heranbildung — da in den niederen weltlichen Schulen Albaniens die deutsche Sprache nicht gelehrt wird, fast ausschließlich an der medizinischen Fakultät in Konstantinopel, welcher sich 2 bis 3 Jahre Praxis in Paris anzuschließen pflegen. Südalbaner absolvieren ihre medizinischen Studien im nächstgelegenen Neapel. Auf diese Weise erhält Albanien jährlich 10 bis 12 akademisch gebildete Priester und 2 bis 3 Ärzte, welche sich natürlich nur in den größeren Städten niederlassen. Die Zahl der Ärzte dürfte sich allerdings in der nächsten Zeit beträchtlich — doch noch lange nicht ausreichend vermehren.

Da man die juridische Fakultät des Mkat in Konstantinopel, an welcher mehrere Albanesen studieren, nach unseren Begriffen nicht als Hochschule betrachten kann, ist die Zahl der übrigen akademisch gebildeten Albaner eine verschwindend geringe. An den Wiener Hochschulen für Jus und Bodenkultur, an den Lehrerbildungsanstalten und den höheren Handelsschulen sind 12 bis 15 Albanesen inskribiert, noch

geringer ist die Zahl der in Bukarest, Athen, Neapel und Boston an Hochschulen befindlichen Albaner; Berliner Hochschulen wurden bisher von Albanesen nicht besucht.

Diese kleine Zahl der im Auslande verstreuten albanischen Intelligenz ist trotzdem in geistige Fühlung getreten, und hat sich durch die Gründung verschiedener Preßorgane ein Mittel der Verständigung geschaffen. Schon vor mehr als dreißig Jahren haben Ismael Kemal in Bukarest und Paris, die Brüder Sami Bey und Vaim Bey Frascheri in Bukarest die Aufmerksamkeit des Auslandes auf das albanische Problem gelenkt, ohne jedoch bedeutendere Erfolge erzielen zu können. Erst als durch die jung-türkische Bewegung und die Wiederherstellung der Verfassung bei allen Balkanvölkern das Interesse an politischen Vorgängen besonders rege wurde, sind auch die im Auslande lebenden Albanesen der Lösung der albanischen Frage näher getreten. Vor allem der Pfarrer der albanesisch-orthodoxen Kirche in Boston, Fan Noli, welcher die Zeitung „Dilli e flamuri" (Sonne und Fahne) herausgibt, und die Loslösung der orthodoxen Albanesen vom ökumenischen Patriarchat propagiert, um selbe — vielleicht später unter seiner Führung — in eine albanisch-nationale Kirche zu vereinen. An seiner Seite steht Faik Bey Konitza in St. Luis, Herausgeber der „Trompetae Krujes" (die Trompete von Kroja)*). In Sofia erscheinen heute zwei albanische Blätter (Shcypia e Shcypenis und Shcypetari), in Konstantinopel, Üsküb und Monastir je eines, wovon der Üsküber „Shkupi" nicht nur als bedeutendes gilt, sondern auch jene Richtung vertritt, welche von den heute maßgebenden albanischen Politikern eingehalten wird. Auch in Kroatien beginnt man sich in der Erweiterung des trialistischen Gedankens mit der albanischen Frage zu befassen, was in der Gründung eines kroatisch-albanischen Blattes „Naba Albanje" (erscheint auch in italienischer und türkischer Sprache) seinen Ausdruck findet.

Die Tendenzen der gesamten albanischen Presse vereinigen sich wohl in der Forderung, dem Albanertum als Nation und politisch-geographischem Begriff eine von den übrigen Balkanvölkern abgesonderte oder doch gleichberechtigte Stellung zu schaffen, doch können wir sagen, daß der stürmische Ton, mit welchem ein großer Teil der eben angeführten Blätter dieses Ziel durch eine Losreißung Albaniens vom ottomanischen Staate zu erreichen meint, der Auffassung der heute mit der Führung

*) Kroja ist der Geburtsort Skanderbegs.

der albanischen Bewegung betrauten Männer nicht entspricht! Vor allem wäre die Zeit zu einem so gewaltigen Umsturz noch nicht gekommen; die Albaner, selbst noch nicht geeint, hätten den Kampf nicht nur mit der Türkei, sondern auch gegen slavische und griechische Aspirationen im Norden und Süden aufzunehmen, dem sie heute oder im nächsten Frühjahre noch kaum gewachsen wären.

Um dem albanischen Volke die Gefahren verständlich zu machen, welche ihm durch ein zu frühzeitiges Auflodern eines allgemeinen Balkanbrandes drohen würden, muß selbes vorerst auf einen gewissen Grad moderner Kultur gehoben werden. Wer das albanische Volk kennt, wie es dort unten in seinen trotzigen Bergen nach altüberlieferten patriarchalischen Gesetzen lebt, unbekümmert um die Welt, den Begriff der Schriftzeichen kaum vom Hörensagen kennend, muß sich sagen, daß diese, verhältnismäßig zahlreichen Blätter und die geistigen Strömungen, denen sie dienen, keinen Einfluß auf die Ereignisse in der Heimat haben könnten, würde es seit jüngster Zeit nicht Vertrauensmänner geben, welche albanesisches Aus- und Inland miteinander verbinden.

Der letzte Verwüstungsfeldzug Torgut Paschas hatte vielleicht eben darum, weil er im Zeichen des „Fortschrittes und der Konstitution" geführt wurde, lauteren Widerhall im Lande als sonst. Im Verzweiflungskampfe der Malisoren war der vornehmste aller Albanerstämme — die Meriditen, ein untätiger Zuseher geblieben. Schwerlich hätte der Verheerungszug der Jungtürken zu Ende geführt werden können, wenn sich dem Aufstande auch die Stämme von Drosi und Ksela angeschlossen hätten. Ebenso mußten auch die Aufstände vom August v. J. in Delvino, Janina, Argynokastra und Goritza, sowie die Erhebungen bei Djakova und im Amselfelde — wegen ihres rein lokalen und partiellen Charakters resultatlos verlaufen. Das „Komitee" — ein solches hat sich vor vier Jahren in Kossovo gegründet, hat es nun verstanden, die Bevölkerung von allen Schilderhebungen solange abzuhalten, bis nicht ein inniger Zusammenschluß aller Stämme die Gemeinsamkeit der Bewegung und hiermit den dauernden Erfolg garantiert. Die zweite vorbereitende Aktion des „Komitees" — welches in voller Übereinstimmung mit seinen Freunden im Auslande handelt, ist bereits im Zuge und besteht darin, die Gewalt der einheimischen „Beys" zu brechen, um die exekutive Gewalt dem Volke zu übertragen. Der „Patriotische Verband", worunter die im In- und Auslande geistig tätigen Kräfte zu

verstehen sind, hat es sich aber außerdem zur Aufgabe gestellt, mit Hilfe von Schulgründungen die Kultur des Volkes zu heben, um es für die Annahme gemeinsamer Ideen empfänglich zu machen. Materielle Schwierigkeiten haben die Verwirklichung dieses Wunsches bisher verhindert, doch haben die diesbezüglichen Vorbereitungen bereits ein günstiges Stadium erreicht.

Dem „Patriotischen Verbande", der jede weitere Aktion in Albanien auf eine breite, wohlvorbereitete Basis stellen will, und jede vereinzelte Erhebung als nutzloses Blutvergießen erkennt, ist es zu verdanken, daß Albanien die gegenwärtigen Schwierigkeiten der Türkei in Tripolis nicht ausnützt, sondern seine Rechte „als staatserhaltendes Element" auf legalem Wege zu erreichen sucht.

So jung die eben skizzierte geistige Bewegung in Albanien als solche ist, und so jugendlich auch deren Vorkämpfer sind, so verrät deren politisches Programm Umsicht und vor allem Nüchternheit. „Albanische Autonomie innerhalb des ottomanischen Staatsverbandes — — möglichst späte Lösung der Balkanfrage, um so vereinter und gerüsteter den Ereignissen gegenüber zu stehen."

Es läßt sich nicht leugnen, daß das Jungtürkentum an Bedeutung und an Sympathien in der Türkei Einbuße erlitten hat. Die Entnationalisierung der Albanesen stand in erster Reihe im panosmanischen Programm des jung-türkischen Komitees; je mehr dieses nun an Einfluß verliert, um so offener wird den Albanesen der Weg nach Konstantinopel, wo Ferid Pascha, Führer der Opposition im Senat und der 32jährige Hassan Bey, Abgeordneter von Pristana als tapfere Vorkämpfer für die albanische Sache stehen.

Dadurch, daß die Albanesen den gegenwärtigen Schwächemoment der Türkei nicht ausnützen, bekennen sie sich als staatserhaltendes Element und haben die berechtigte Hoffnung, daß sie nach den im nächsten Mai stattfindenden Wahlen — welche den Jungtürken vielleicht weitere Enttäuschungen bringen dürften, in größerer Zahl als heute zur Führung der Staatsgeschäfte herangezogen werden.

Die gegenwärtige Ruhe in Albanien darf nicht als Schwäche angesehen oder gar einer, durch die Verwüstungsexpeditionen Torgut Paschas erzielten Entkräftung zugeschrieben werden. Im Gegenteil! Die Grausamkeit der jung-türkischen Feldzüge hat das Volk die Not-

wendigkeit eines Zusammenschließens erkennen lassen, und trotz aller Entwaffnungsversuche steht man in den albanischen Bergen besser und moderner bewaffnet als je, dem Rufe der Führer bereit.

Ob dieser Ruf erschallen wird? Gefechte und Überfälle wird es im Frühjahre gewiß wieder geben — das liegt schon so in der Natur des rauflustigen Skipetaren. Eine allgemeine Erhebung ist jedoch nicht zu erwarten. Die Albanesen haben heute den aufrichtigen Wunsch, ihre Zukunft innerhalb der Grenzen des ottomanischen Reiches zu suchen — wenn die Pforte ihren elementarsten Ansprüchen auf nationalkulturelle Entwickelung entgegenkommt: Anerkennung der Albanesen als Nationalität, nationale Schule, Administration des Landes von Einheimischen oder zum mindesten albanisch sprechenden Beamten — mit einem Worte die Erweiterung der den Malisoren am 6. und 7. August v. J. gemachten Zugeständnisse für ganz Albanien und — die ehrliche Einhaltung derselben!

Dr. von Bilgner:
Tripolitanisches*)

Die letzten Zeiten brachten aus Tripolis spaltenlange Festberichte: Beschreibungen von Weihnachts- und Neujahrsfestlichkeiten, von offiziellen Empfängen und Beglückwünschungen; Telegramme wurden mit Italien ausgewechselt, wahre Berge von Liebesgaben verteilt, und schließlich mußte der Oberkommandierende General Caneva sich noch eine Kommission von Studenten gefallen lassen, die ihm namens der Kommilitonen in der Heimat ein Monstrealbum mit 20 000 Unterschriften überreichte. Und als Schlußeffekt gab es eine regelrechte italienische „Tombola" sowie eine improvisierte Theatervorstellung in der ehemaligen Kavalleriekaserne. Es gab also, wie man sieht, in Tripolis so ziemlich alles, nur keinen „Krieg"; auch die geringste, nur einigermaßen entscheidende militärische Aktion ließ auf sich warten. Gar viele sind daher alles Ernstes der Meinung, daß der eigentliche „Krieg" (soweit Tripolitanien dabei in Betracht kommt) beendet sei. Nach ihnen beschränkt sich die gesamte italienische Strategie auf die ziemlich verwirrten Dinge in Konstantinopel und auf etwaige Pressionen. . . . . In Tripolitanien dagegen beobachtet man sich gegenseitig und streitet sich mehr oder weniger um den Besitz von Zisternen. Aber dieser recht empfindliche Mangel an Nachrichten vom Kriegsschauplatz läßt die Italiener sich wieder den Friedensverhandlungen zuwenden. Der dem italienischen Volke nun einmal charakteristische Enthusiasmus kommt auch hierbei wieder zum Vorschein; der italienische Superlativ ist auch hierbei an der Tagesordnung. Wir müssen aber auch in dieser Hinsicht den Italienern Ge-

---

*) Anm. der Redaktion: Der bekannte Kriegsberichterstatter Herr Dr. von Bilgner hat sich soeben auf den Kriegsschauplatz begeben und wird „Nord und Süd" von Tripolis aus regelmäßige Berichte senden.

rechtigkeit widerfahren lassen: dieser Superlativ ist, im Grunde genommen, ein recht unschuldiges Ding; er ist einfach die Folge des Temperaments und der primitive Ausdruck des Patriotismus. Die Effekte dieses praktischen Patriotismus verdienen sicherlich Anerkennung und sogar, in Ansehung der schwierigen Verhältnisse, Bewunderung. Daß nicht alles am Schnürchen ging, ist weder die Schuld der Regierung noch diejenige des Volkes: die erstere scheint selbst nur allzusehr durch optimistische Berichte ihrer Agenten getäuscht worden zu sein. Und das Volk ertrug mit bewunderungswürdiger Resignation diese bittere Enttäuschung, diese Umwandlung der anfänglich geträumten „Passeggiata militare" in einen harten, schwierigen Kampf um die schrittweise Eroberung und Abringung des feindlichen Bodens, den sie schon für den ihrigen hielten. Die bitterste Enttäuschung aber brachte die ausgebliebene Unterwerfung der Eingeborenenstämme, von deren Verhältnis zu ihren bisherigen Herren man sich ein grundverkehrtes Bild gemacht hatte. Aber gerade da, unter diesen schwierigen Verhältnissen, zeigte sich der wahre Wert des italienischen Patriotismus sowie derjenige der Truppen im besten Licht. So ist denn, es läßt sich nicht leugnen, der gegenwärtige Krieg in Italien ein wirklich populärer geworden, an den jeder, in seiner Art, aufrichtigen und auch tätigen Anteil nimmt, ausgenommen vielleicht die kälteren Norditaliener, die sich in ihren speziellen Handelsinteressen beeinträchtigt sehen. Der größte Kriegsenthusiasmus herrscht indessen in Süditalien, wo der Türke noch heute als der „Erbfeind par excellence" gilt. Sowohl die Kalabresen wie die Sizilianer wollen sich heute noch rächen an den tripolitaner Piraten, die vor Zeiten ihre Städte verwüsteten und in ihrer Raublust und Kühnheit sich bis vor die Tore des heiligen Roms wagten, dessen leonianische Mauern heute noch die Erinnerung daran wachrufen. Selbst der bekannte vatikanische Turm Leos IV., jenes historisch gewordene Lieblingsruheplätzchen Leos XIII., verdankt der Furcht vor diesen Piraten sein Dasein. Diese Türkenfeindschaft hat sich aber auch noch in einer anderen, sehr lebendigen Weise im italienischen Süden bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt. Sowohl in Kalabrien wie in Sizilien leben nicht weniger als 80 000 wirkliche Albanesen, die Nachkommen jener, welche vor Jahrhunderten unter ihrem tapferen Heldenfürsten Scanderbeg, von den Türken bedrängt, Albanien verließen und in Italien eine neue Heimat fanden. Außer ihrer Sprache, ihren Sitten, ihrer Nationalkleidung

und ihrem religiösen Ritus, haben diese italienischen Albanesen auch ihren Haß gegen die Türken zu erhalten verstanden. Ihnen, die in größeren landwirtschaftlichen Kolonien zerstreut leben, ist es in hohem Maße zu verdanken, daß der Türkenhaß sich dort in einer solchen Weise bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Mehr als einmal machte Ricciotti Garibaldi den Versuch, sich dieser Albanesen zu bedienen (wie sein Vater sich derselben mit Erfolg im Jahre 1860 bei der Einigung Italiens bedient hatte), um den Türken in Albanien Schwierigkeiten zu bereiten, indessen scheiterten seine Pläne am wachsamen Auge der Regierung, was allerdings nicht verhindern konnte, daß vor zwei Jahren Hunderte dieser italienischen Albanesen sich nach der Türkei einschifften, allerdings um in einem ziemlich kläglichen Zustand wieder zurückzukehren.

Aber trotz alles dieses Enthusiasmus hat die Weihnachtszeit anscheinend eine Art von Gottesfrieden über die Italiener gebracht: mehr als je zuvor macht sich im Volk der Wunsch nach Frieden bemerkbar. Es scheint, daß die Kirche ihren großen Einfluß auf die Volksmassen nicht unbenutzt ließ. Der Italiener ist durchaus sentimental und es bedarf nur eines geringen Anstoßes, um diese Sentimentalität zum Durchbruch zu bringen. Die Weihnachtszeit eignete sich hierzu in besonderer Weise. Das gegenseitige Heimweh ist in dieser Zeit intensiver; die in Tripolitanien stationierte Soldateska zeigte einen ausgeprägten, in Italien kaum gekannten religiösen Sinn: man sah die Soldaten nicht nur massenweise den Gottesdienst besuchen, sondern auch die Gräber ihrer gefallenen Kameraden mit Blumen und Kerzen schmücken und bei denselben andächtig beten. Die vielen in den italienischen Blättern veröffentlichten Soldatenbriefe geben ein menschlich-schönes Bild nicht nur von ungekünstelter Vaterlandsliebe, sondern auch von Pflichtgefühl, um welches Italien zu beneiden sein könnte.

Das italienische Volk steht in seiner großen Mehrzahl in diesem Kriege insofern treu zu seinem König und dessen Regierung, als es von den Feinheiten der Diplomatie nichts versteht, aber den Verantwortlichen fast unbegrenztes Vertrauen schenkt. Daher schien Italien noch niemals „einiger" als heute, wo selbst die Sozialisten vor der Hand ihre Opposition aufzugeben gezwungen sind, um nicht ihre Popularität aufs Spiel zu setzen. Da die großen demokratischen Reformprojekte Giolittis, angefangen vom erweiterten Stimmrecht bis zur Verstaatlichung der Versicherungen, vertagt sind und es bei geschlossenem Parlament an dem nötigen Organ fehlt, so können König wie Regierung

auf ein willfähriges Volk rechnen. Dies wäre ohne den Krieg fast unmöglich gewesen. Während die Regierung aus leicht begreiflichen Gründen ihre Meinung bezüglich der Friedensbedingungen geheim hält, und die von ihr abhängige Presse dasselbe zu tun bestrebt ist, macht sich in der öffentlichen Meinung gegenwärtig eine starke, wenn auch teilweise verblümte Neigung nach Frieden bemerkbar, nur gewissermaßen unter erschwerenden Umständen bezüglich der von der Türkei zu verlangenden Entschädigungen. Zwar fehlt es nicht an Elementen, die mit dem tripolitaner „Ei" am liebsten gleichzeitig das türkische „Huhn" mitnehmen möchten, d. h. der gesamten Türkei den Garaus machen. Doch ist der einsichtsvolle Italiener zu vernünftig und fügt sich, wenn auch nur schwer, in die nun einmal notwendige Tatsache, auch den Meinungen der anderen Mächte Rechnung tragen zu müssen, was allerdings nicht ausschließt, daß hier und da ein „angewandter" Optimismus seine Blüten treibt, der sogar dann und wann die Meinung aufkommen läßt, als ob Italien sich vom Dreibunde trennen wollte. Die Wahrheit ist jedoch, daß nicht nur die Regierung, sondern auch das Volk im Dreibunde bleiben will, ob nun aus Sympathie oder aus Interesse, sei dahingestellt.

Während nun das Oberkommando in Tripolitanien damit beschäftigt ist, den riesigen Schwierigkeiten die Stirn zu bieten, die die geplante Eroberung des neuen italienischen Grund und Bodens mit sich bringt, denkt man in Italien bereits daran, die dortigen künftigen Früchte dieser Eroberung reifen zu lassen, d. h. zahlreiche Persönlichkeiten, darunter Parlamentarier, Gelehrte und Sachverständige aller Art haben sich nach Tripolitanien begeben, um an Ort und Stelle die ökonomische Lage desselben zu studieren. Der ehemalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten Luzzatti, Conte Giucciardini, der erst kürzlich von dort zurückkehrte, hielt einen öffentlichen Vortrag zur Beförderung der Kolonisierung, und die Folge davon war, daß sich bereits zahlreiche Ackerbaugesellschaften meldeten, um die verlockenden Worte des genannten Parlamentariers in Taten umzusetzen. Die tripolitaner Begeisterung ist eine derartige, daß die Regierung sich bereits gezwungen sah, Maßnahmen gegen eine ungesunde Spekulation zu ergreifen. Man spricht sogar von neuen Dampferlinien zur Förderung des tripolitaner Handels, bevor noch das Wichtigste hierzu vorhanden ist: die Waren und die Karawanen, um diese an Ort und Stelle zu befördern . . . . .

Die heutige Gesamtlage ließe sich ganz gut in folgende Hauptpunkte zusammenfassen: Seitens der Armee beste Haltung; seitens der großen Mehrheit des italienischen Volkes Vertrauen zur Regierung wie zur Armee sowie felsenfeste Hoffnung in einen definitiven Sieg und in einen Frieden, bei dem Italien auf irgend eine Weise auf seine „Kosten“ kommt, die eventuell selbst mehr moralischer als materieller Art sein können, sowie endlich eine patriotische Ausdauer und Opferfreudigkeit, die wirklich anerkannt zu werden verdient.

Dorothea Abdel Gawad-Schumacher: Türkische Feldpost aus Tripolis

Der Kompaniechef Amin Bey in Tripolis, an seine Gattin Güldana Amin Bey-Hanoum in Konstantinopel.

Am Fort Massri, 23. X. 1911.

Liebe Frau!

Der Gedanke, daß Du in dem fremden Italien ans Land gesetzt werden könntest, statt in Deiner Heimat, quält mich Tag und Nacht; denn ich befürchte, daß der Feind das Schiff, das Dich heimbringen will, abfängt, wie er es mit anderen Schiffen tat. — Wie übel zugerichtet ist unser häusliches Nest hier . . . die Teppiche und Polster Deines Harims sind geraubt worden und werden jetzt für ein paar Piaster auf dem Wochenmarkt verschachert.

Allah verhüte größeres Unglück, denn ich will Dich mit aufregenden Geschichten verschonen, meine Güldana. — Gestern ging ein Araber trübgesenkten Hauptes in meiner Nähe auf und ab, bis ich ihn fragte: „Hast Du etwas verloren?" „Ja, Bey, meine Ehre; ich habe meine hüner (Waffen) dem Feind für zehn Lire das Stück abgeliefert. Meine Familie hungert."

Die Klarinetten und Trommeln vorbeiziehender Truppen bringen wie Feuer in meine Seele. Als Du noch hier warst, Güla, da liebte ich Musik über alles . . . jetzt erweckt sie mir nur brennende Sehnsucht und Schmerzen. Aber ich vermag nicht so recht zu sagen, was ich meine.

Unsere irregulären Araber sind voll wilder Kampfbegier, dürfen aber noch nicht dreinschlagen; erst müssen wir Verstärkungen haben!! Vorgestern landeten feindliche Truppen, die uns bereits in sechsfacher Stärke gegenüber stehen. Wir erhoffen schnelle Hilfe vom Zentralkomitee in Salonique. Die Araber sind keine modern-disziplinierten Soldaten, kämpfen zwar äußerst brav, aber immer wie in einer Art Blutrausch. Das Gepäck, welches den Kai erfüllt und Landsleuten gehört, die mit dem

nächsten Schiff fliehen wollen, wird von Leuten aus Fezzan bewacht; es sind die wahren Bestien. — Unter den Leuten unserer Division sind Vereinzelte, die schon nicht mehr mit kämpfen wollen; aber sie müssen —! Ein Blick aus den Augen des Kommandanten verdorrt ihnen die Seele.

Meine zahme Taube, ich wünsche sehnlichst bald ins Gefecht zu kommen, es wäre besser, als mich tatenlos in Sehnsucht zu verzehren. Mögen die Kugeln mich nur treffen.

Ich schreibe in größter Eile zu Ende, da man meldet, daß die Oasenkrieger sich erhoben hätten und gegen den Feind vorrücken. Der Allerbarmer verhüte ein ernstes Unglück um Deinetwillen.

Amin Bey.

Bei Seidi Massri, den 28. X. 1911.

Meine zahme, weiße Taube.

Alles was ich Dir zu sagen wünschte, muß ich jetzt ersticken. Tausenderlei fällt mir in der kurzen Ruhestunde zur Nachtzeit ein . . . Doch unter starkem Kanonendonner und Gewehrknattern begann vorgestern früh im Morgengrauen eine prächtige Schlacht — Allah sei Dank, daß die Sache jetzt in Gang kommen will!

Der Himmel lohte, die Glocken der Christen läuteten in der Ferne und ein Aeroplan flog oasenwärts. Er kam aus dem Feindeslager, um unsere Position zu erspähen. Ein hitziger Kampf entbrannte am Grabe des Seid Massri, dort, wo Du so gern mit mir gegangen bist. — Immer wieder greifen wir an; schonungslos gegen uns und gegen die Italiener, die uns jetzt bereits zehnfach überlegen sind, vorteilhaftere Positionen haben und deren Schiffe obendrein unaufhörlich feuern! Von unseren wenigen Kämpfern verloren wir diesmal gegen dreihundert —; immer sind es die besten, die zuerst stürzen.

— Ich denke, daß wir unsere Pflicht taten. — Ich sehe nun, daß auch Orte, an denen man leiden muß, teuer sein können; Seid Massri ist mir zwiefach unvergeßlich; einmal, da ich dort mit Dir so süße Stunden verbrachte — das andere Mal, da ich dort im stärksten Feuer stand. Während ich kämpfe, Güla, hat immer das Gefühl meiner Liebe zu Dir die Oberhand; nicht wie bei meinem Freunde Farid, der ganz und gar Soldat ist und keine Frau hat. Allah weiß übrigens, ob Du diesen Brief zu Gesicht bekommst? Gieb' mir frischen Mut durch eine kurze, glückliche Nachricht, meine Güla. Mir brennt die Zunge im Mund vor Staub, Durst und äußerster Ermüdung.

Amin Bey.

Südliches Fort von Tripolis, den 5. XI. 1911.

Mein armer verlassener Vogel!

Bekäme ich nur eine Nachricht von Dir! Es heißt jetzt nicht nur alle physischen, sondern auch alle moralischen Kräfte aufbieten, um die unsagbaren Strapazen und die Sehnsucht zu ertragen, Güla! Seit dem 27. Oktober verging kein Tag ohne Gefecht! Der Dunst des Blutes steigt zu Kopf und erzeugt einen Rausch; man kämpft wie von Sinnen. Jetzt in die Feuerlinie gerückt, streckten unsere braven Kerle Hunderte zu Boden und werden selbst hundertfach hingemäht. Einige Stadtforts haben wir dafür wiedergewonnen! In den Spitälern sterben Viele täglich jammervoll an der Cholera; man sagt, daß ein Hospitalschiff gerade vor Anker geht; die Schwerverwundeten und Kranken freuen sich.

Den 8. XI. — Ohne Pause lassen wir Geschosse in die Stadt fallen; um mich stürzen Freunde und Untergebene, und ich werde wohl auch bald an die Reihe kommen. Dann würdest Du gewiß vom Sanitätskorps Nachricht erhalten. Lebe wohl, Güldana, vielleicht für immer.

Amin Bey.

(Güldana an Amin Bey.)

Konstantinopel-Nischan-Tasch., 30. X. 1911.

Mein Bey!

Die Flucht ist gut verlaufen — um so merkwürdiger, als Du nicht bei mir warst. Meine alte Hossina war so brav und hilfreich! Ich sehe, daß wir Türkinnen auch zur Not allein eine so weite Reise machen können. Ich sah an Bord jedoch einige Frauen, die verzagten und jammerten, da ihre Männer nicht mitreisten; es wäre gut, wenn wir Frauen etwas selbständiger von Euch gemacht würden.

In Galata angelangt, nahmen mich die Eltern am Kai mit vielen Tränen in Empfang; sie hatten nicht vermutet, mich noch einmal wiederzusehen. Über das in der Stadt Vorgehende weiß ich wenig, mein Bey, hörte aber, daß viele Beamte ihre Gehälter zur Verfügung stellen, daß reiche Leute große Summen, daß Frauen ihren Schmuck dem Komitee darbringen, damit der Krieg fortgeführt werde und Torpedos angeschafft werden mögen. Die Freiwilligen strömen zu den heiligen Fahnen; Ihr werdet bald Verstärkung haben, wenn Allah will. —

Mein Bey! Allah gebe, daß mein Kind ein Sohn wird; dann werde

ich durch seine Augen in die Deinen sehen. Amin, ich glaube manchmal, mein Herz will mir zerspringen — wäre der Krieg nur erst aus! Allah lasse Dich unversehrt bleiben.

Güldana.

Bir-Bou-Miliane, den 18. XI. 1911.

Meine zarte liebe Taube!

Fluch auf das Haupt dessen, der diesen Brief vernichtet, bevor er Dich erreicht!

Schreibe sofort, Güla, wirst Du Mutter werden? Schreibe eine einzige Zeile, aber zwanzigmal dieselbe in zwanzig Briefen, hörst Du?! Einer wird davon mich dann wohl wenigstens erreichen. Dann könnte ich leichter sterben, wenn ich fallen sollte, dann habe ich meine Aufgaben alle erfüllt. —

Die Cholera wütet hier weiter. Ich verabscheue diesen Tod, den man tausendmal mehr hassen muß als den Feind. Die Cholera raubt die Kampffähigkeit und macht aus Kriegern winselnde wehrlose Memmen. Nichts wäre mir unerträglicher, Güla, als Andere kämpfen zu sehen und selbst schwach zusehen zu müssen; mich schüttelt Abscheu vor diesem Gedanken. Wird mich aber einmal eine Kugel recht ins Herz treffen — dann werde ich vergehend hinsinken, und der Tod wird mich ebenso wonnevoll in seine Arme nehmen, wie Du, Güla. —

Unsere Granaten haben die feindlichen Reihen stark gelichtet als Vergeltung dafür, daß sie ihr Versprechen nicht immer hielten: Privatgut, Moscheen, Wehrlose und Kaufleute zu schonen.

Feindlichen Siegesnachrichten zufolge hätten sie schon mehr von uns getötet, als überhaupt von uns da sind! Wir leiden viele fürchterliche Schlappen, gewiß .... ich treibe auch meine armen Kerle an, bis manche von ihnen in einem Blutsturz enden, oder in einer Ohnmacht, aus der sie nicht erwachen. Auch Strapazen können töten. Verwundete lassen sich verbinden, um in die Feuerlinie zurückzukehren.

Da wir beim plötzlichen Ausbruch des Krieges keine Zeit zur Ergänzung und Ausbildung von Sanitätsmannschaften hatten, so liegen nun Tausende hilflos mit ihren Wunden da. Niemand kommt, ihr Wimmern und ihr strömendes Blut zu stillen; unsere wenigen Ärzte sind selbst erkrankt.

In Allen lebt der dunkele Drang: Kampf bis zur letzten Erschöpfung. Nicht, um die Schlacht zu gewinnen, sondern um sterbend fühlen zu dürfen,

daß wir unserem Vaterland, unserem Glauben und uns selbst genug getan haben!

Wir setzen uns den Granaten aus, wie Liebende ihre Wangen den Küssen der Geliebten darbieten, Güla.

Es gibt eins, was ich fürchte: Ermattung, bevor wir unsere Aufgabe voll erfüllt haben.

Erinnerst Du Dich heute unseres vorjährigen ersten gemeinsamen Bairamfestes, als wir beide am Abend, am Bir-Bou-Miliane in der klaren Luft — unter den reichtragenden Dattelpalmen die flimmernden Sterne zählten? Heute zirpen die Grillen in der Oase wie damals. Wenn Ihr in Nischan-Tasch zum Fest das Schaf schlachtet, dann denke an mein Bairamfest hier, Güla! Ich muß an Dich denken in jedem Kampf, in den ich mich stürze. Im Hintergrund aller Hindernisse stehst Du.

Schreibe so, wie ich Dir's erklärt habe. Ich wünschte weiter nichts, als nur noch jene eine frohe Nachricht von Dir zu erhalten, damit ich weiß, ob ich sterben darf.

Amin Bey.

Vor Tripolis, 21. XI. 1911.

Güldana!

Wir sind dicht an die Stadtforts gerückt und gehen in einer halben Stunde zum Gefecht vor. Allah weiß allein, wie das enden wird. Vorher aber noch tausendfältige Grüße an Dich, armer ängstlich flatternder Vogel. Du würdest mich gar nicht wieder erkennen; das rohe Leben, der Blutdurst und der Taumel des Kämpfens hat mich so verändert.

Vieles möchte ich Dir ganz leise sagen, Du Vögelchen; wie ich es tat, so oft ich mit Dir allein war und Dir die Haare aus Stirn und Nacken streifte. Aber solche Worte lassen sich schwer schreiben und verlieren ihre ganze Stärke unterwegs.

Amin Bey.

(Güldana an Amin Bey.)

Konstantinopel-Nischan-Tasch., den 30. XI. 1911.

Mein Bey!

Allah gebe, daß der Krieg nun bald, bald zu Ende gehe. Ich sehe vom Harimsfenster aus, wie begeisterte Volksmassen mit Musik vorbeiziehen, um Euere Siege zu feiern. Unser alter Vater schlachtet morgen das Bairam-

schaf; es ist schlachtreif geworden in demselben Maß, wie mir Sehnen und Angst die Wangen bleichten. Mein Bey, mein starker, guter, armer Bey, kämest Du jetzt unerwartet, so würde ich ganz kraftlos vor Freude an Dein Herz sinken, oder das Glück würde mich töten. Ich möchte Dich Hunderttausenderlei fragen, Dir Millionen Dinge sagen.

Bereite mich vor, Bey, wenn Du kämest. Ich friere und zittere ohne Dich.

Gülbana.

Telegramm aus Tripolis an Gülbana.

Tripolis, den 1. XII. 1911.

Geehrte Dame!

Der Kompagniechef Amin Bey ist mit vielen seiner Leute nach mehrstündigem Gefecht bei Fort Massri gefallen.

Das Sanitätskorps des „Croissant Rouge".

Svante Arrhenius:
Das Milchstraßen-System

Von allen Wundern des Himmels ist wohl die Milchstraße das Wunderbarste. Nicht bei dem Volke, welches einen plötzlich auftauchenden Kometen, der ebenso schnell verschwindet, mit größerem Erstaunen und bisweilen Schrecken betrachtet als das mild leuchtende stets auf derselben Stelle des Himmels erscheinende sternenbestreute unregelmäßige Band, welches die Himmelskugel umzingelt. Bei den Wissenschaftlern dagegen, von Anaxagoras und Demokrit ab, welche die Milchstraße richtig als eine ungeheure Ansammlung von kleinen Sternen deuteten, bis zu den modernen Astronomen von W. Herschel ab, welche gezeigt haben, daß unser Universum in bezug auf die Milchstraße systematisch geordnet ist. In ihrer Nähe häufen sich die Sterne, die unregelmäßigen und die planetarischen Nebel, die wunderbaren neuen Sterne und die Sternenhaufen, wogegen die spiralförmigen Nebel an den Polen der Milchstraße, d. h. so weit als möglich von ihr entfernt vorkommen. Der unvergleichlich größte Teil der sichtbaren Sternenwelt gehört also zum Milchstraßensystem.

Man hat aus der Farbe und der Zusammensetzung des Lichtes der Himmelskörper Schlüsse in bezug auf ihr Alter gezogen. Die ältesten haben schon ihre Lebenskraft verloren, sie sind kalt und strahlen deshalb kein eigenes Licht aus z. B. die Planeten im Sonnensysteme. Etwas jünger sind die rotglühenden Sterne, die vor dem Erlöschen stehen, noch jünger die gelben Sterne, wie unsere Sonne, am jüngsten die hellstrahlenden weißen Sterne wie Sirius. Unter diesen sind die Wasserstoffsterne, in deren Licht das Wasserstoffspektrum vorherrscht, die ältesten, jünger sind die Heliumsterne, welche durch das starke Hervortreten der Heliumlinien charakterisiert sind. Noch jünger sind einige Sterne, die nach ihren Entdeckern Wolf-Rayet-Sterne genannt werden, deren Spektrum einen Übergang zu demjenigen der Gasnebel bietet. Aus den Gasnebeln sind alle Sterne hervorgegangen.

Das Eigentümliche ist nun, daß die Sterne um so dichter zur Milchstraße hin gehäuft sind, je weniger sie sich entwickelt haben. Die Wolf-Rayet-Sterne kommen fast nur da vor, die roten Sterne sind dagegen fast gleichmäßig — nicht ganz — über den Himmel verteilt, wie Statistiken von Pickering und anderen Astronomen zeigen. Aus dem Spektrum eines Sternes kann man nicht nur seine chemische Zusammensetzung beurteilen, sondern auch seine Geschwindigkeit im Raum. In dieser Weise hat man die mittlere Geschwindigkeit der Sterne in bezug auf unsere Sonne bestimmt und gleich etwa 20 Kilometer pro Sekunde gefunden. Da nun die Sterne wohl im Mittel still stehen, schließt man daraus, daß die Sonne mit dieser enormen Geschwindigkeit, die etwa fünfzigmal diejenige der geschwindesten Geschosse übertrifft, zu einem Punkte der im Sternenbild Herkules, nahe der Leier, liegt, dahinstürzt.

Untersucht man nun die Geschwindigkeit der verschiedenen Sterngruppen in bezug auf die Stelle, wo die Sonne sich jetzt befindet, so kommt man mit den berühmten Sternkundigen Campbell und Kapteyn zu dem auffallenden Resultat, daß diese Geschwindigkeit um so erheblicher ist, je älter die Sterne sind. Ein diffuser Nebel, wie der Orionnebel, der zur Milchstraße gebunden ist, liegt ganz stille — leider sind noch nicht andere unregelmäßige Nebel in der Nähe der Milchstraße, wo sie stark zusammengehäuft sind, untersucht. Darnach kommen die Wolf-Rayet-Sterne mit etwa 4 Kilometern, die Helium-Sterne mit 6,5, die Wasserstoffsterne mit 11, die gelben Sterne mit 15 und zuletzt die roten Sterne mit 17 Kilometern im Mittel pro Sekunde. Es verhält sich, als ob die Sterne, nachdem sie sich im Nebelschoß entwickelt haben, sich um so mehr von ihrem Ursprung entfernen, je älter sie werden, und dabei eine stetig bis zu einer gewissen Grenze (18 Kilometer) zunehmende Geschwindigkeit erhalten. Die Kraft, welche die Geschwindigkeit der verschiedenen Teile der Gasnebel ausgleicht, so daß sie zuletzt in bezug auf das Milchstraßensystem still stehen, ist die innere Reibung zufolge der Zusammenstöße der Gasmolekeln. Wenn sich Sterne ausgeschieden haben, wobei die umliegenden Gasmassen samt Staub in ihre Außenteile aufgenommen worden sind, können sie sich frei bewegen. Die Sterne liegen so weit voneinander entfernt, daß Zusammenstöße zwischen ihnen äußerst selten vorkommen; in den Ausnahmefällen flackern die sogenannten neuen Sterne auf. Sie sind also der allgemeinen Schwerkraft unbehindert unterworfen und werden durch diese in um so heftigere Bewegung gesetzt, je länger sie ohne Störung durch Reibung gewirkt hat. Durch An-

näherungen zu anderen Sternen werden sie aus ihren ursprünglichen Bahnen abgelenkt und mehr und mehr nach allen Richtungen gleichmäßig zerstreut.

Man erhält eine deutliche Vorstellung von dieser Seltenheit der Zusammenstöße, wenn man bedenkt, daß Kapteyn nachgewiesen hat, daß die Hauptmasse der von uns untersuchten Sterne zu zwei großen Strömen von Himmelskörpern angehörig sind, welche sich durcheinander in gerade entgegengesetzten Richtungen mit enormer Geschwindigkeit bewegen, ungefähr wie die Menschenmengen in einer Hauptstraße. Wenn Zusammenstöße oder auch nur sehr starke Annäherungen zwischen den Sternen hin und wieder vorkämen, würde diese doppelseitige Bewegung undenkbar sein. Es gibt einige andere solche Sternenströme, die in unserer Sternenwelt schräg durch die Hauptströme hindurchgehen, ohne merklich davon gestört zu werden; man kann sie mit den Menschenströmen in den Querstraßen vergleichen.

Einmal entwickelten sich diese sogenannten Sternentrifte, jede aus ihrem Nebelhaufen, der nahezu dieselbe Bewegung besaß, wie die entsprechende Sternentrift jetzt. Ebenso leicht wie in dem Sternenstadium, als alle Nebelteile auf den Sternen verdichtet sind, könnten die beiden Strömungen im ursprünglichen Nebelstadium einander begegnet haben. In einem solchen Falle würde die Unabhängigkeit der beiden Ströme nicht lange gedauert haben. Denken wir die Masse unserer Sonne nach allen Seiten gleichförmig in eine enorme Nebelkugel ausgebreitet, die bis zum nächsten Fixstern, Alpha Centauri, d. h. zehntausendmal weiter als die Neptunbahn sich ausdehnte, gegen einen anderen gleichartigen Nebel mit der Geschwindigkeit von 20 Kilometern pro Sekunde zusammenstoßend. Wenn das Gas aus Wasserstoff bestände, würden die Molekeln im Mittel nach weniger als einem Monat mit Molekeln des anderen Nebels zusammengestoßen sein. Bei schwereren Molekeln würde diese Zeit auf ein paar Jahre verlängert werden können. Aber auf alle Fälle, die beiden Gasmassen würden zu einer einzigen zusammenschmelzen, deren Massen im allgemeinen um eine zentrale Achse wirbeln würden. Auf diese Weise würde eine spiralgedrehte Bildung entstehen.

Es ist, wie Easton besonders hervorgehoben hat, äußerst wahrscheinlich, daß unsere Milchstraße aus einem Spiralnebel sich entwickelt hat. Man kann sich dann fragen, ob sie in der geschilderten Weise entstanden ist. Offenbar ist ihre Masse milliardenmal größer als diejenige unserer Sonne. Dies ist auch ohne Zweifel der Fall mit den zwei

Kapteyn'schen Sternentriften. Wahrscheinlich ist also die Milchstraße durch den Zusammenstoß von zwei solchen mächtigen Strömen in ihrem nebligen Urzustand gebildet worden.

Die planetarischen Nebel haben, nach Keelers Messungen, größere Geschwindigkeiten in bezug auf das Milchstraßensystem (im Mittel etwa 25 Kilometer pro Sekunde) als auch die ältesten Sterne. Da sie im ursprünglichen Nebelstadium sich befinden, müssen sie als Eindringlinge von außen betrachtet werden. Solche Eindringlinge sind bisweilen mit den außerordentlich dünnen Gasmassen der Milchstraße zusammengestoßen und haben die ursprüngliche Spirale stellenweise zerbrochen und mit kleineren spiraligen Verzweigungen ausgestattet. Solche Wirbel zweiter Ordnung kann man in vielen Gegenden der Milchstraße beobachten.

Um zu zeigen, wie gut die Easton'sche Auffassung der Milchstraße, als eines ziemlich regelmäßigen Spiralnebels mit der Achse im Schwan, der Beobachtung entspricht, wollen wir die prachtvolle, in Mount Wilson ausgeführte, Photographie des bekannten ungewöhnlich regelmäßigen Spiralnebels, Messier 51, in den Jagdhunden wiedergeben. Die Verdichtung in der Mitte entspricht demnach der dichtesten Stelle der Milchstraße im Schwan, welche etwa 25 Grad auf dem Himmel einnimmt. Die Sonne möge etwa den Platz einnehmen, der mit einem × bezeichnet ist. Das Sternbild des Schwans liegt demnach zwischen den Richtungen × o und × a, d. h. es nimmt den Teil oa des Himmels ein. Die Höhe dieses Stückes senkrecht zu oa beträgt nicht weniger als etwa 20 Grad. Danach kommt ein Stück ad von nicht weniger als 135 Grad, wo die Milchstraße in zwei Verzweigungen geteilt ist, wovon die innere kräftigere durch die Sternbilder des Pfeils, des Adlers (sehr kräftig, dieser Teil wird fast tangentiell von × aus gesehen), des Schilds (ebenfalls sehr stark), des Schützen, der südlichen Krone, des Teleskops und des Altars zum Winkelmaß verläuft — in den drei vorletzten Sternbildern ist die Milchstraße recht schwach, genau wie ihr Vorbild. Der äußere Halbring ist anfangs sehr kräftig in der Leier und im Schlangenträger, wird aber beträchtlich schwächer im Skorpionen und im Wolf, bis er im Winkelmaß mit dem anderen Halbring sich vereinigt. Nach einer dunklen Stelle in der Richtung × e, den Kohlensäcken entsprechend, hellt die Milchstraße sehr stark in der Richtung × f bis × g auf, dem glänzenden Sternbild des Südkreuzes und dem Anfang des Schiffs Argo entsprechend. Die Milchstraße ist da einfach, die äußere Windung enthält

keine Anhäufungen von Sternen mit Ausnahme des isolierten Nebelflecks am unteren Teile des Bildes, welcher vielleicht den Magellanischen Wolken entspricht. Hier kommt eine schwächere Stelle gh im Schiff Argo und eine Aufhellung zwischen i und k im Einhorn. k entspricht der fast dunklen Stelle der Milchstraße an der Grenze zwischen Orion und den Zwillingen. Zwischen k und o kommt erst eine stark leuchtende Stelle, in welcher die innere Windung fast in tangentieller Richtung von X aus gesehen wird. Sie entspricht den Teilen der Milchstraße im Fuhrmann und im Perseus. Weiter nach o hin sieht man diese Spiralwindung doppelt mit einer Art dunklen Öse dazwischen, wie die Milchstraße in den Sternbildern Cepheus und Kassiopejas.

Das Stück ko nimmt in der Milchstraße etwa 100 Grade ein, in unsrem Vorbild aber etwa nur die Hälfte. Dafür sind die früheren Stücke fg und gk, die zusammen im Vorbild etwa 145 Grad einnehmen, um so viel kürzer in der Milchstraße, nämlich nur etwa 95 Grad. Eine vollkommene Übereinstimmung ist natürlicherweise nicht zu erwarten. Die genannte Reihenfolge der Sternbilder von links nach rechts entspricht einem Standpunkte am Südpol der Milchstraße. Von da aus erscheint sie also als eine rechts gedrehte Spirale, wie der abgebildete Vergleichsnebel, den wir ebenfalls vom Südpol aus sehen.

Photographie des bekannten Spiralnebels, Messier 51, in den Jagdhunden.

:: In der Sternwarte auf Mount Wilson in Süd-Kalifornien aufgenommen. ::

Prof. Dr. Ludwig Stein: Was ist Wahrheit?

„Wirklich" nennen wir diejenigen Eindrücke unseres innern Erlebens, welche wir vermittelst unserer fünf Sinnesorgane von der Außenwelt empfangen, „wahr" hingegen bedeutet ein Werturteil über den logischen Zusammenhang unter den uns von den Sinnesorganen übermittelten Eindrücken. Was die Sinne uns zutragen, ist fragmentarisch und zusammenhanglos. Erst der vergleichende, unterscheidende und die Beziehungen zwischen den einzelnen Sinneseindrücken herstellende Verstand gibt das verknüpfende Band zwischen den isolierten Einzelerscheinungen oder Eindrucksatomen ab. Daß die Sonnenscheibe beim Sonnenuntergang ins Meer taucht, ist psychologisch wirklich, aber logisch nicht wahr, d. h. wohl eine erlebte Tatsache, aber kein zulässig erklärter Zusammenhang. Daß hingegen zweimal zwei vier ist, das ist umgekehrt logisch wahr, aber psychologisch nicht wirklich. Denn Zahlen können wir nicht mit den Sinnen wahrnehmen, wenn auch unsere Zahlensysteme, insbesondere das dekadische, an der Hand unserer sinnlichen Erfahrung, an den zehn Fingern der beiden Hände, entstanden sein mag.

Wie verhält sich nun die nur psychologisch gültige Wirklichkeit zur logisch gültigen Wahrheit, die vérité de fait zur vérité de raison oder éternelle, das Einzelerlebnis zum komplexen Begriff: „Welt"? Wie klärt sich das Chaos der zufällig in uns eindringenden Sinneseindrücke zu jener gesetzmäßig geordneten Welt, wie sie uns die Astrophysik im geschlossenen Kausalzusammenhange zeigt? Wie gelangen wir von den Tatsachen, welche die Sinne uns unmittelbar zeigen, zu jenen Ursachen, welche der Verstand als zureichende Erklärungen der Zusammenhänge unter den von uns beobachteten Einzeltatsachen aufdeckt? Haben doch alle unsere Aussagen über die von uns beobachteten Erlebnisse, seien diese äußere Eindrücke oder innere Reaktionen auf diese Eindrücke, verschiedene Grade der Sicherheit. Wir sprechen von Wahrnehmungsur-

teilen, wenn sich unsere Aussagen auf unmittelbare Selbsterlebnisse stützen, von Gedächtnisurteilen, wenn sie sich auf frühere Erlebnisse beziehen, endlich von Begriffsurteilen, wenn unsere Aussagen zeitlose Gültigkeit beanspruchen. In den beiden ersten Fällen sprechen wir von der Wirklichkeit, und nur im letzten von der Wahrheit unserer Urteile. Denn jede Wirklichkeit ist örtlich und zeitlich begrenzt. Alle unsere Aussagen über die von uns erlebte Wirklichkeit gelten nur von einem Hier und einem Jetzt. Von jeder erlebten Tatsache ist das Gegenteil prinzipiell denkbar, wenn es auch durch die Tatsache des Erlebens für den vorliegenden Fall ausgeschlossen ist.

Fälle ich das Mehrheitsurteil: alle Menschen sind sterblich, oder: alle Körper sind ausgedehnt, oder endlich das Begriffsurteil: Tugend beglückt, so gehe ich über den Bereich des sinnlich Wahrnehmbaren hinaus, da ich mit meinem Gesichtssinn weder alle Menschen sterben, noch alle Körper ausgedehnt sehen, noch endlich die „Tugend" wahrnehmen kann. Und trotzdem wohnt dem Mehrheitsurteil oder dem Begriffsurteil eine unvergleichlich größere Sicherheit der Aussage inne, als jener Wirklichkeit, die wir mit unsern Sinnen erschaut haben. Die Sinne teilen wir mit Wilden, Barbaren und Tieren, die ja meist sogar schärfer entwickelte Sinne als wir Kulturmenschen haben, aber Mehrheits- oder Begriffsurteile, auf denen sich alle wie immer geartete Wissenschaft aufbaut, können nur zivilisierte Menschen fällen. Die Beobachtung der Wirklichkeit gestattet wohl die assertorische Aussage: *so ist es*, aber nicht die apodiktische Zuversicht: so muß es sein, denn anders kann es nicht sein. Wären wir, wie die Tiere und die Wilden, ausschließlich auf die Zeugnisse unserer Sinne angewiesen, so gäbe es für uns zwar eine Wirklichkeit, aber keine Wahrheit. Denn logisch wahr ist nur, was nicht hier und jetzt, sondern immer und überall gilt. Das Kriterium der logischen Wahrheit finden wir bei Leibniz und Hume in unseren analytischen Urteilen, wie sie den mathematischen Lehrsätzen eigen sind, deren Denkzwang ein so unabweislicher ist, daß das Gegenteil eines logischen Axioms oder mathematischen Lehrsatzes etwas gedanklich Unvollziehbares darstellt, während Kant die Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit unserer Aussagen als entscheidende Kennzeichen der logischen Wahrheit anspricht.

Auf welchem Wege aber gelangen wir Menschen von der Wirklichkeit, wie sie uns die Sinne verbürgen, zur Wahrheit, wie sie uns nur der Verstand gewährleistet? Hier liegt die philosophische Scheidegrenze

zwischen Psychologisten und Logisten, wie man sie noch vor einem Menschenalter bezeichnete, oder zwischen Pragmatisten (Humanisten) und strengen Idealisten, wie der heutige philosophische Sprachgebrauch sie nennt oder mit Vorliebe etikettiert. Die Idealisten anerkennen mit Platon ein für sich seiendes Reich von ewigen oder logischen Wahrheiten, zu denen sich die psychologische Wirklichkeit etwa verhält wie das Original zur Kopie, wie die Gattung zum Exemplar, wie das Vollkommene zum Unvollkommenen, wie das Ganze zum Teil, wie das Meer zum Wassertropfen, wie das vollendete Urbild zu seinem abgeschwächten Abbild. Mit dem platonisierenden Kant und dem hegelesierenden Cohen stellt man die ewigen Wahrheiten der reinen Logik als jene idealen Musterbilder zeitloser Wahrheiten hin, welche die noumenale Welt bilden, während die phänomenale Welt, d. h. die Wirklichkeitswelt unserer Sinne nur ein schwacher raumzeitlicher Abglanz der Wahrheit ist. Die Wahrheit ist absolut, die Wirklichkeit relativ; jene zeigt ein ewig sich gleichbleibendes eleatisches Sein, diese ein in ständigem Fluß befindliches heraklitisches Werden. Dort die majestätische Ruhe Gottes, hier die plebejische Unrast der Welt. Und wer sich zu dieser starren Absolutheit der logischen Wahrheit nicht emporzuschwingen vermag, den verspottet ein englischer Vertreter dieser Richtung, Muirhead, mit dem fast blasphemisch klingenden Wort, daß er das Weltall sonst zu einer „Aktienunternehmung von Gott und Comp. ohne Unfallversicherung" herabwürdige.

Und doch muß es eine geheimnisvolle, unterirdische Brücke zwischen der logischen Wahrheit des Verstandes und der psychologischen Wirklichkeit der Sinne geben, sonst bliebe uns, wie ich in meiner Schrift „Dualismus oder Monismus?" ausgeführt habe, folgende Problemstellung völlig unlösbar. Mit den logischen Operationen unseres Verstandes bauen wir die Mathematik, die exakteste aller Wissenschaften, auf. Bevor wir an diese Arbeit gehen, beginnen wir mit Axiomen. Auf dem Papiere setzen wir Punkte, Linien und Flächen, fordern wir Kreise, Dreiecke, Vierecke, rechnen wir mit dem dekadischen Zahlensystem, folgern wir logisch-mathematische Lehrsätze, die allesamt reine Verstandesoperationen sind. Hinterher aber übertragen wir unsere subjektiven Setzungen, Forderungen, Rechnungen, Postulate oder axiomatische Bedingungen des Denkens auf die Wirklichkeit der Außenwelt, und die Anwendung der logischen Wahrheit auf die psychologische Wirklichkeit geht restlos auf. Denn nach unserer Berechnung auf dem Papier konstruieren wir

Brücken, durchbohren wir Tunnels, bauen wir Maschinen, bestimmen wir Sonnen- und Mondfinsternisse. Woher stammt nun die richtige Vorwegnahme der Wirklichkeit seitens unserer logischen Funktionen?

Die gegenständliche Welt, die Wirklichkeit, wie wir sie mit unsern Sinnen anschauen, richtet sich offenkundig doch nach jener logischen Wahrheit, die wir nur vermittelst unseres Verstandes erzeugen. Hätten die Wahrheiten der Mathematik nur logische Gültigkeit für den Verstand, der sie erzeugt, so wäre dies nach dem Satze des Widerspruchs selbstverständlich. Hätte umgekehrt die Wirklichkeit, wie wir sie mit unsern Sinnen anschauen, nur subjektive Gültigkeit für das Einzelindividuum, das diese Wirklichkeit in sich erlebt, aber nicht zugleich objektive Gültigkeit für alle andern Individuen, welche dieselbe Wirklichkeit erleben, so läge ebenfalls kein ernstes Problem vor. Das eigentliche Problem, wie sich die Wirklichkeit zur Wahrheit verhält, beginnt vielmehr erst dann, wenn wir unwidersprechlich dartun, daß Wahrheit und Wirklichkeit einander entsprechen, daß also die logischen Funktionen unseres Verstandes Gattungsbegriffe oder Gesetze aufstellen, nach denen sich die Erfahrungen vermittelst unserer Sinne richten. Wie kommt nun der logische Erkenntnisgrund dazu, den psychologischen Realgrund vorwegzunehmen, also von sich aus vermittelst seiner Verstandesoperationen logisch-mathematische Formeln aufzustellen, die nicht nur gültig sind in der Domäne des Bewußtseins, wo der Verstand souverän ist, sondern auch in der Sphäre der Wirklichkeit, wo der menschliche Verstand scheinbar gar nicht mitzureden hat? Dieser Parallelismus von Erkenntnisgrund und Realgrund, von logischer Wahrheit und psychologischer Wirklichkeit, von den Kategorien des Verstandes und den sinnlichen Anschauungsformen in Raum, Zeit und Zahl ist das Kreuz aller Philosophie.

Die platonische Lösung, welche bis auf den heutigen Tag den strengen Idealismus beherrscht, liegt in einer Zeitweltentheorie beschlossen, welche die Vertreter einer Wirklichkeitsphilosophie nicht mitzumachen gewillt sind. Danach stünde der sinnlich wahrnehmbaren Welt von Körpern, die wir als Wirklichkeit empfinden, eine unkörperliche, übersinnliche, unwahrnehmbare Welt von Ideen gegenüber, die wir nur vermittelst des begrifflichen Wissens unseres Verstandes zu erfassen vermögen. Die Vernunfterkenntnis vermittelt uns die logischen Wahrheiten, die mathematischen Formen, also das Reich des absoluten Wissens, d. h. die unmaterielle Welt der Ideen. Die Wahrnehmungserkenntnis hingegen, welche uns die Wirklichkeit der Körperwelt vermittelt, beschränkt sich auf

sinnliche Bilder oder schwächliche Abbilder der Wahrheit. Sie gewährt uns daher nur eine schwankende (relative) Wahrheit, wohl eine Meinung, aber kein unbedingtes (absolutes) Wissen. Der Unterschied zwischen Sinneserkenntnis und Verstandeserkenntnis ist kein gradueller, sondern ein prinzipieller. Die Wahrheit des Verstandes ist das Modell, das ewige Musterbild, an welchem die Wirklichkeit der Sinneserfassung „teilhat".

Hier setzt nun die Gegenbewegung der Empiristen, Positivisten und Pragmatiker ein. Ihr jüngster Wortführer, F. C. S. Schiller, Professor in Oxford, sagt in seinem „Humanismus" (in der trefflichen Übertragung des rühmlichst bekannten Wiener Philosophen Rudolf Eisler, Leipzig, Klinkhardt, 1911, S. 129): Reines Denken ist kein Naturprozeß, sondern eine logische Fiktion, die nicht einmal den Zwecken der technischen Logik entspricht. In Wirklichkeit wird unser Erkennen auf jeder Stufe von unsern subjektiven Interessen und Bevorzugungen, unsern Wünschen, Bedürfnissen und Zwecken getrieben und geleitet. Das sind die Triebfedern auch unseres intellektuellen Lebens. Die „ewigen Wahrheiten" sind nur logische Normen, die wir zur Orientierung und Wahrung unserer Lebensinteressen brauchen. Die Logik selbst ist nichts anderes als „systematische Bewertung des tatsächlichen Erkennens". Denn die Menschen, meint Schiller humoristisch, sind vernünftiger als die Philosophie. Sie berichtigen ihre vorgefaßten Meinungen an der Erfahrung. Sie lernen gern von einander. Und sie können es schließlich zu einem Wahrheitsbegriff bringen, der mit ihren tatsächlichen Erfahrungen und Lebensbedingungen übereinstimmt. Der Mensch ist unentbehrlich als Schöpfer der Wissenschaft. Die Axiome, Forderungen, Setzungen, die wir in der Mathematik kennen, halten wir erfahrungsgemäß als Grundsätze fest, weil wir sie praktisch benötigen und weil wir deren Wahrheit wünschen. Anders ausgedrückt: Axiome sind nicht „ewige Wahrheiten", sondern nur nützliche Forderungen — Postulate.

Der Geist, so führt diejenige Abschattung des Pragmatismus, welche Schiller auf den Namen „Humanismus" getauft hat, fort, kann sich nicht selbst zum Narren halten, weil er nicht auf die Begriffe verzichten will, deren er zur Ordnung seiner Erfahrungen bedarf. Daher ist das Gefühl der Notwendigkeit im Grunde eine emotionale Begleiterscheinung der gewollten Aufsuchung der Mittel zur Verwirklichung unserer Zwecke. Unser Intellekt ist niemals ganz uninteressiert oder

affektlos. Deshalb muß man das Denken als aus dem Handeln entsprossen, das Erkennen als ein Erzeugnis des Lebens ansehen, den Intellekt selbst als Kind des Willens begreifen, während das Gehirn, das zu einem Werkzeug für theoretische Betrachtung geworden ist, als das feinste, zarteste und mächtigste Organ für die Bewertung von Anpassungen an die Lebensbedürfnisse anzusprechen ist. Mit andern Worten: die menschliche Natur ist teleologisch. Wir begreifen nur, was wir selbst schaffen. Der vermenschlichende Zug ist allen unsern Verstandesoperationen und deren Hinausprojizierungen erbeigentümlich. Ohne Konformität mit der menschlichen Natur gibt es für uns daher keine Begreiflichkeit. Wir finden in der Außenwelt nur diejenige Ordnung vor, die wir im Interesse unserer Selbst- und Arterhaltung aus unserm eigenen Bestand, nach Analogie der Menschen, in sie zuvor hineingelegt haben. Der Gottesbegriff ist danach ein ebensolcher Anthropomorphismus wie der Naturbegriff. Aber, so können wir jetzt hinzufügen, ein teleologisch-notwendiger, der Arterhaltung dienender und deshalb unentfliehbarer Anthropomorphismus. Jetzt begreifen wir auch, warum Wirklichkeit und Wahrheit korrespondieren, parallel laufen, einander entsprechen. Wahrheiten sind eben logische Werte, die wir nach unserm eigenen Ebenbilde erzeugt haben, um die Wirklichkeit nach Analogie menschlicher Zwecksetzungen oder Wertungen begreiflich zu machen. Logische Wahrheiten gestalten sich zu Normen, welche uns befähigen, den Sinnenschein richtig zu deuten und in den Weltzusammenhang wissenschaftlich einzugliedern.

Die Zielstrebigkeit des Denkens, alles Denkens, birgt nach alledem den Schlüssel für die Übereinstimmung von Wahrheit und Wirklichkeit in sich. Infolge dieser Zielstrebigkeit stellt sich jene „Ökonomie des Denkens" ein, welche uns im Interesse unserer Selbsterhaltung befiehlt, mit einem Minimum von Energieverbrauch ein Maximum von Leistung zu bewältigen. Wir treffen daher, wie der Humanismus will, die nötige Auslese unter den Gegenständen unserer Aufmerksamkeit, indem wir das unserm Denkzwecke Gemäße annehmen, oder das ihm Widerstreitende ablehnen. Jede Wahrheit ist daher nur eine Wertform, und das logische Urteil ist nur eine Wertung — „eine lobpreisende Etikette, mit der wir die nützlichsten Begriffe schmücken, welche wir zur Beherrschung unserer Erfahrung gebildet haben". Alle Naturgesetze haben daher nur den zielstrebigen Sinn einer Begreiflichkeit der Weltordnung. Sie stellen die festen Gewohnheiten der Dinge dar und ihre Konstanz ist eine empirische

Tatsache. Aus der Erfahrung allein lernen wir, daß die Natur im allgemeinen unserem Postulat der Regelmäßigkeit entspricht und dasselbe so anwendbar macht, daß wir es für „wahr" halten können. Letzten Endes sind es immer wieder nur Menschen, welche nach Analogie ihrer eigenen Wesenszüge die Wirklichkeit nicht minder als die Wahrheit erzeugen, und deshalb stimmen sie miteinander überein.

Gegen diese auf Feuerbach, in der tiefsten geschichtlichen Denkwurzel auf Protagoras zurückgehende Lösung des Rätsels, warum Wahrheit und Wirklichkeit so vielfach übereinstimmen, habe ich indes schwere Bedenken, welche ich bereits in den „Philosophischen Strömungen der Gegenwart" geltend gemacht habe. Wie kommen nämlich die Empfindungen, die uns als Eindrucksatome, also zufällig, zusammenhanglos, in chaotischem Wirrwarr gegeben sind, in unserm Kopfe plötzlich dazu, Reihen, Serien, Ordnungsfunktionen, Assoziationen oder Kategorien zu bilden? Wie gestaltet sich das psychologische Chaos der Empfindungen, welche uns die Wirklichkeit widerspiegeln, zu jenem logischen Kosmos im Kopfe, der uns die wissenschaftliche „Wahrheit" enthüllt? Wie werden Tatsachen zu Ursachen, Wirklichkeiten zu Wahrheiten, einzelne fragmentarische Erlebnisse zu einer, wenn auch nur relativen, aber die Zusammenhänge in der Außenwelt gleichwohl vortrefflich erklärenden Wahrheit?

Ich vermag daher den Gegensatz zwischen Sein und Werden, zwischen logischer Wahrheit, die stetig ist und psychologischer Wirklichkeit, die sich im Flusse befindet, kurz zwischen strengem Idealismus aus der Schule Cohens und Pragmatisten von der Richtung eines James nur so zu schlichten, daß jene Recht haben für die Geltung, diese für den Ursprung aller unserer Begriffe, welche für unsere halbtierischen Vorfahren erworben, für uns aber schon ererbte Funktionen sind. Die Sinne zeigen uns gleichsam das Alphabet der Welt, während der logisch operierende Verstand uns den tiefsten Sinn der Welt erschließt, indem er uns vermittelst seiner Funktionen der Identität und des Widerspruchs die Zusammenhänge unter den Einzelerscheinungen richtig deutet. Wir buchstabieren das Epos Welt mit unsern Sinnen, und wir erlernen dieses ABC mühsam genug an der Hand der rohesten und plumpsten Sinneseindrücke. Aber wir bewältigen diese erdrückende Fülle von Eindrucksatomen, welche die Wirklichkeit zeigen, durch unsere logischen Funktionen, welche uns die ewigen Wahrheiten offenbaren, die ihrerseits in jeder erlebten Wirklichkeit wie punktiert angedeutet sind. Jede

Wirklichkeit birgt einen verborgenen Hinweis auf die logische Wahrheit oder natürliche Gesetzmäßigkeit in sich. Will man Kulturpolitik treiben, wie „Nord und Süd" dies programmatisch fordert, so müssen wir ein Kriterium der Wahrheit anerkennen, das Dauer verspricht. Mit skeptischem Zerwühlen und Zernagen von Ewigkeitswerten gefährden wir den Bestand unseres Kultursystems. Im Interesse des logischen Gleichgewichts zahlreicher Grübler und Zweifler sollen diese erkenntnistheoretischen Erwägungen hier ihre Stelle finden.

Prof. Dr. Berthold Litzmann: Wildenbruchfeier*)

Der deutschen Jugend hat Wildenbruch einmal das Wort zugerufen:

„Wenn Deutschland nicht mehr jung ist,
Wird Deutschland nicht mehr sein!"

Für ihn war Jugend eben eine an keine Lebensstufe, an keine Jahre gebundene geistige Eigenschaft, oder richtiger eine sittliche, die sich zu erhalten Pflicht und die zu verlieren Pflichtverletzung war. So ist er selbst denn auch, was wir alt nennen, nie geworden. Bis ihn der Tod in seine Arme nahm, und mit grausamer Hand sein stürmisch pochendes Herz zur ungewollten Ruhe zwang, ist er jung geblieben. Für ihn selbst galt, was er in der „Schwesterseele" den alten Nöhring zu Schottenbauer sagen läßt: „Sie haben etwas, was heute die Allerwenigsten haben, Sie sind ein naiver Mensch!" Aus dieser Naivität, d. h. aus dieser Ungebrochenheit des Gefühls und jenem starken Verantwortungsbewußtsein die Gabe ewiger Jugend sich und anderen zu erhalten ist recht eigentlich seine Dichtung herausgeboren. In diesen beiden ist der Schlüssel zu seinem innersten Wesen gegeben und damit zugleich auch die Linie angedeutet, in deren Umgrenzung seine Kräfte am reinsten und stärksten sich entfalten konnten. Und ebenso ist damit die innere Geschlossenheit seiner Persönlichkeit erklärt, die, trotzdem der Mann anders als der Jüngling gesehen und gestaltet hat, in ihren letzten und höchsten Zielen von der ersten bis zur letzten Stunde sich gleichgeblieben ist.

Der jungen Generation von heut, die mit seinem Namen unwillkürlich die Vorstellung der äußeren Erscheinung verbindet, wie sie die Bilder aus seinen letzten Lebensjahren festgehalten haben, klingt das vielleicht zunächst befremdlich; ihr möchten dabei eher die Worte in

*) Rede zur Wildenbruchfeier des akademisch-literarischen Vereins am 17. Dezember 1911.

den Sinn kommen, die er einst auf die Alterserscheinung des geliebten Heros Bismarck geprägt:

> Ein Greisenangesicht,
> Durchfurcht von Weltensorgen,
> Gebeugt von Völkerpflicht.

Und mit Recht, denn auch er trug „Weltensorgen" im Herzen und „Völkerpflicht" lastete schwer auf den Schultern des Mannes, dessen letztes Wort an sein Volk die Mahnung war:

> Lerne verachten!
> Lerne zürnen!

Es liegt mir auch fern in Ihrem Herzen dies Bild auszulöschen. Denn es ist gut, daß die Nachgeborenen einer großen Zeit dieses ernste sorgenumwölkte Antlitz und die grollende warnende Stimme des Propheten im Gedächtnis behalten als einen Ansporn sich des großen Erbes würdig zu erweisen und sich bewußt zu bleiben der Erfahrungsweisheit, daß ein Staat nur durch dieselben Kräfte erhalten werden kann, die ihn gebaut haben.

Gleichwohl möchte ich heute bei dieser von der Jugend ins Leben gerufenen Feier Ihnen nicht von dem Mann sprechen, dem die tückische Krankheit den Leidensstempel aufgeprägt und dem dumpfe Sorge um die Zukunft seines Volkes am Herzen nagte. Ich möchte Sie vielmehr heute in jene schon weit zurückliegenden Jahre führen zu dem Zeitpunkt, wo er aus dem Nebel phantastischer Knaben- und Jünglingsträume auftauchend zum Bewußtsein der ihm persönlich durch das Schicksal gestellten Aufgabe erwachte und den Weg einschlug, den er seitdem nie wieder verlassen hat. Ich möchte Ihnen einen Einblick gewähren in die Welt und die Hoffnungen und Kämpfe des jungen Wildenbruch. Sie werden dann, glaube ich, verstehen, warum ich die innere Geschlossenheit seiner Persönlichkeit im Eingang so stark betonte. Sie werden — jedenfalls die Jüngeren unter Ihnen — ihn von einer neuen Seite kennen lernen und doch den Kern und das Wesen schon hier finden, die Ihnen aus der Arbeit seiner Mannes- und Altersjahre vertraut und ehrwürdig sind.

Ich fand jüngst in seinen Briefen eine Stelle, die mich eigentümlich ergriff. Der Brief ist geschrieben im März 1887 unter dem überwältigenden Eindruck der stürmischen Huldigung, die ihm die akademische Jugend Berlins bei dem großen Kommers zum 90. Geburtstage des

alten Kaisers nach dem Vortrag seines Gedichts „Wir haben ihn noch!" dargebracht hatte. Und nach einer Schilderung der Vorgänge des Abends heißt es da: „Im Jahre 1871/72 war es, als ich einsam auf meiner einsamen Stube zu Frankfurt saß und das Widmungsgedicht „An Deutschlands Jugend" zu den „Nornen und Sibyllen" schrieb. Denke ich daran zurück, so ist mir als hätte ich ein zur Wirklichkeit gewordenes Märchen durchlebt. Der Träumer hat Recht behalten. Der Glaube, der mich damals in öden verzweiflungsvollen Stunden aufrecht erhielt, war kein Irrglaube, die deutsche Jugend hat die Herzen aufgetan und mir brausende donnernde Antwort erklingen lassen."

Die Dichtung, von der er hier spricht, das symbolisch-allegorische Drama „Die Söhne der Sibyllen und der Nornen" ist recht eigentlich der Eingangsakkord zu der großen Symphonie seiner Lebensdichtung. Wohl hatten auch die vorangehenden Jahre ihn bei der Arbeit gefunden: in leidenschaftlicher Inbrunst hatte er, seit er im Herst 1865 den Offiziersdegen, den ihm der Wille des Vaters in die Hand gedrückt, an die Wand gehängt, während der Vorbereitungsjahre in Burg, während der Studienzeit in Berlin, mit epischen und dramatischen Stoffen und Problemen gerungen, nicht nur in Entwürfen sondern schon bis zum Gipfel der letzten Gestaltung vordringend, ein Römerdrama „Spartakus", eine deutsche Rittertragödie „Die Rache der Frau", um nur Einiges zu nennen, vollendet, aber es war doch wenig mehr gewesen als ein Suchen nach dem eigentlichen Ziel, ein Stimmen der Instrumente, im besten Falle ein Präludium. Den Grundton und die tragende Lebensmelodie hat ihm erst der große Krieg in die Seele gesungen.

Er selbst hat bekanntlich einmal den Tag von Königgrätz als seinen eigentlichen Geburtstag bezeichnet. Aber wie zwischen dem Tage, da der Mensch ins Leben eintritt, und dem, an dem er bewußt von diesem Leben Besitz ergreift, Zeit vergehen muß, so bedurfte auch die Seele des Dichters von jenem Geburtstag an bis zu der Stunde der bewußten kraftvollen Besitzergreifung der eigenen Persönlichkeit auch eine Frist, eben die vier Jahre, die zwischen dem Tage von Königgrätz und dem Jahr des großen Krieges lagen.

Dieses Jahr, das ihm Großes versagte — den Kampf mit dem Schwert in der Hand — viel nahm — den treuesten und liebsten Freund — ist für seine Dichtung der große Lebenswecker gewesen, tief furchend warf es die Schollen auf und streute zugleich die Samenkörner in das aufgelockerte Erdreich.

Und die erste Frucht, die auf diesem Boden reifte, ist eben jene im Winter 1871/72 in Frankfurt a. O. entstandene Dichtung, „Die Söhne der Sibyllen und der Nornen.“ Sie ist heute wohl auch den Verehrern Wildenbruchs so gut wie unbekannt, und fast verschollen, trotzdem sie 1873 im Verlag von Georg Stilke in Berlin erschienen, und trotzdem sie das erste vollendete Werk von ihm ist, das in jeder Zeile den Stempel seiner neuen Persönlichkeit trägt, die von der Zukunft Besitz ergreift. Schon das Motto aus dem Philipperbrief ist bedeutsam in seinem Gemisch von jugendlicher Bescheidenheit und jugendlichem Kraftbewußtsein. „Meine Brüder, ich schätze mich selbst noch nicht, daß ich es schon ergriffen habe. Eins aber sage ich: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, was vorn ist.“ Die junge Generation, die durch das Große, das sie erleben durfte, sehend und ihrer Aufgabe bewußt geworden ist, meldet sich hier zum Wort. Für diese neue Generation und zugleich zu ihr spricht einer aus ihren Reihen in der Widmung „An Deutschlands Jugend“, die dem Drama als Prolog vorangeschickt ist.

Euch meinen Brüdern will dies Lied ich singen;
wie es mir heiß aus junger Brust geflossen,
so sei es heiß in eure Brust gegossen,
tut auf die Herzen, laßt die Antwort klingen.

Jung seid auch ihr, euch ist's noch nicht verloren
das heil'ge Recht, das Jugend stets besessen:
im Sturme des Gefühles zu vergessen
das Tadelswort, das kalter Sinn geboren.

Ihr werdet nicht hinweg das Antlitz wenden,
Wenn großes Bildnis spricht von großen Taten,
neu ist die Zeit, so laßt uns neu beraten,
faßt meine Hand mit euren Brüderhänden.

Ihr Nornensöhne, ihr zur Tat bereiten,
wohlan den heil'gen deutschen Sang zu wecken!
Nicht soll er länger mehr sein Haupt verstecken,
hochtönend soll er durch die Lande schreiten.

— — — — — —

Zum Bunde, Brüder, reichet mir die Hände!
und diese Losung soll der Bund erhalten:

daß Tat und Lied feindselige Gewalten,
der alte Aberglauben sei zu Ende.
— — — — — —

Und also soll mein Lied dem Feuer gleichen
das man zur Nacht auf hohem Berg entzündet,
und das dem schlummertrunknen Tal verkündet:
wach auf und sieh verheißungsvolles Zeichen.

Eine neue vaterländische Dichtung also mit höchstgesteckten Zielen:

So möcht' ich sehen rings in Deutschlands Gauen
in heil'ger Glut die Jünglingsherzen sprühen,
am alten Himmel neue Sterne glühen,
die froh herab ins Land der Sänger schauen.

Und hört' ichs dann mit tief entzücktem Ohre,
wie sich die Harfen rührten und die Saiten,
wie sich an meinen Sang Gesänge reihten,
nur leise erst, doch bald in vollrem Chore:

Dann jauchzte ich: mein Werk ist mir gelungen,
erreicht das Ziel, das ich mir vorgestecket:
erwecken wollt' ich und ich hab' erwecket,
und nicht vergebens habe ich gesungen.

Ein Jüngling spricht, der zum erstenmal nach dem höchsten Lorbeer vaterländischer Dichtung die Hand ausstreckt, der vor dem Wagnis nicht zurückschreckt Weltbegebenheit über Jahrtausende zu gestalten, ein Jüngling, dem Dante und der Dichter des Faust als pfadweisende Gestirne vorleuchten. Eine symbolisch-allegorische Dichtung in dramatischer Form. Eine der ersten Szene vorangeschickte Einführung in Prosa eröffnet den Blick auf ein bedeutendes Ziel: „Die alte Welt ist untergegangen, erlahmend am großen Werke des Christentums. Gott aber Werkzeuge begehrend zur Erfüllung seiner ewigen Zwecke beschließt der Erde ein neues Geschlecht von Menschen zu verleihen. Da erscheinen die Mütter des Südens (Sibyllen), die schon die alte Welt geboren, und die jungfräulichen Mütter des Nordens (Nornen) und es gebären jene die Romanen, diese die Germanen. Das sind die neuen Herren der Erde . . . . ." In den nun folgenden Szenen verkündet der vor dem ge-

schlossenen Tor des Himmels stehende Erzengel Michael den lauschenden Müttern die Schicksale ihrer Kinder, die er sich in den dahinrollenden Jahrhunderten auf Erden vollziehen sieht. Die Kämpfe und die Kulturarbeit der Romanen und Germanen durch das Mittelalter bis auf die Gegenwart. Und je nachdem er für den einen oder den anderen Fortschritt, Sieg, Stillstand, Niederlage verkündet, begleiten die Mütter in leidenschaftlichem Wechsel bald frohlockend bald wehklagend den Gang der Weltbegebenheiten bis zu den Tagen, wo Deutschland und Frankreich sich im großen Kampfe messen und der westliche Romane unterliegt, während der südliche (Italien) sich mit dem Sieger zu einem neuen Weltbunde der Zukunft vereinigt.

Ein jugendlich unausgeglichenes und unausgereiftes Werk. Durch die mythisch-mystischen Vorgänge, die die Geburt der Söhne der Sibyllen und der Nornen vorbereiten und begleiten, durch die Weltbegebenheiten der mittelalterlichen Geschichte bis in die Zeiten der Reformation, wie mit Adlerflügeln beschwingt machtvoll fortstürmend, aber je näher die Gegenwart rückt, den symbolisch-allegorischen Apparat, der sich im Anfang den Begebenheiten wie etwas Natürlich-Notwendiges anschmiegte, immer mühsamer als eine Last wie einen schweren Panzer schleppend und fast unter ihm erliegend.

Wir können es daher wohl verstehen, daß damals die Dichtung nicht das Echo weckte, das ihr Schöpfer sich von ihr erträumt hatte, trotzdem es ihr an vielversprechenden Momenten und Worten nicht fehlt, die einem empfänglichen Ohr schon damals hätten sagen können, daß sich hier nicht nur die Jugend überhaupt zum Worte meldet, sondern eine Jugend, die wirklich etwas Neues und Eigenes zu sagen hat. Mag man bei den Versen der Widmung noch den Schüler Geibels zu hören glauben, Worte wie die, die den jungfräulichen Nornen, die unter der segnenden Hand des Herrn sich Mutter des künftigen Geschlechts werden fühlen, in den Mund gelegt sind*), schrieb damals keiner, und auch er selbst hat später dieses wuchtige gedankenschwere Pathos in seinen besten Stunden nicht übertroffen:

Starre, Nacken, starre zu Stein!
Felsengewaltig auf bebenden Scheitel
Senket sich nieder drängende, drängende Last.
Schwer ist die Hand des Allmächtigen, schwer.

*) Die Söhne der Sibyllen und der Nornen S. 29.

Quellend strömet die Glut aus ihr;
tosend durchwandeln sie dunkele Ströme
brausen herab zum schauernden, schmelzenden Leib.
Bronnen des Leibes entsprudeln der Nacht.

Tue Busen weit, weit dich auf!
schwellend eröffnet euch Kammern des Herzens
ganz zu umfangen unendlichen Wonnestrom,
frevelnde Keuschheit wird heilige Glut.

Wiege wurde der Jungfrau'n Leib:
wunderbar mischen sich Wonne und Schmerzen,
träumende Augen schlagen zum Lichte sich auf,
heiß pocht das Leben ans hemmende Tor.

Glutstrom werde knospender Leib!
Lodernd entsteige dem Dunkel, Geheimnis,
daß wir dich schauen, dich fühlen mit zuckender Hand.
Leib unseres Leibes, wir rufen, wach auf!

„Wunderbar mischen sich Wonne und Schmerzen,
träumende Augen schlagen zum Lichte sich auf,
heiß pocht das Leben ans hemmende Tor."

Das ist die Dichtung Wildenbruchs, wie sie der große Krieg zum Leben geweckt hat. Unter den Blättern fast des symbolisch-allegorischen Dramas wuchs damals schon ein neues Lied zum Licht: Das Heldengedicht „Vionville", der kühne Versuch ein Stück jüngster Geschichte, deren Atem eben noch mit warmem Lebenshauch die Stirnen der Zeitgenossen gestreift, ohne symbolisch-allegorische Verhüllungen, zum Kunstwerk zu gestalten und zu verklären. Eine Dichtung, die aber mehr noch als für die Allgemeinheit für ihren Schöpfer bedeutete. Sie schloß eine Wunde, eine tiefschmerzende, die ihm die Vergangenheit geschlagen hatte. Er hatte das, bei seiner Natur unerhört grausame, Geschick erfahren in zwei Kriegen, die die gesamte Jugend ins Feld riefen, das Schwert in der Scheide behalten zu müssen, nicht an den Feind zu kommen und schwer darunter gelitten. Nun erlebte er es „wunderbar mischen sich Wonne und Schmerzen." Dem Einsamen naht die Muse, küßt ihm die gramumwölkte Stirn und flüstert ihm mahnend und tröstend ins Ohr:

Glücklich noch nicht, wer große Tat erlebte,
Glücklich erst der, der sie auch ganz empfand.
Der Glücklichste, wen Taten so entzünden,
Daß trunken sich in ihm die Seele regt,
Daß er im Lied der Nachwelt kann verkünden,
Was seines Volkes Herzen einst bewegt*).

Und diesmal blieb auch das Echo nicht aus! Im Eingang zu dem zwei Jahre später entstandenen „Sedan" kündet er selbst:

Dir habe ich mein erstes Lied gesungen,
Mein preußisches, mein deutsches Vaterland,
Und als ich fragte: ist mein Werk gelungen?
Fühlt ich in meiner Hand so manche Hand,
Sah heller manches Jünglings Auge sprühen
Und höher klopfen manches Herz voll Mut,
In Männer-Augen sah ich Tränen glühen,
Und mancher Mund sprach: ja, dein Werk ist gut.

Als er dies schrieb, dachte er aber vor allem wohl an einen, den, dem Vionville gewidmet ist, den alten Kaiser. Ihm hat er an einem Apriltage des Jahres 1874 sein Werk vorlesen und in den Augen des alten Helden das Verständnis und die Freude aufblitzen sehen. Noch vollkommen unter dem Eindruck der „hinreißenden Persönlichkeit des Kaisers" schreibt er an die Schwester: „Ich konnte ihn, während ich las, genau sehen, er saß halbrechts mir zur Seite; sein edles Gesicht war unablässig auf mich gerichtet, solange ich las, und wenn je ein Dichter mit Entzücken das eigene Werk vorgelesen, so war ich es an jenem Abend . . . . . . Mir war wirklich, als säße ich dem ganzen Vaterlande gegenüber, und doppelt fühlte ich, wie glücklich die Menschen sind, die Könige zu Staatsoberhäuptern haben, in denen ihnen leibhaftig das Vaterland entgegentritt." Und als der Kaiser beim Hinausgehen ihm noch einmal die Hand reicht und ihm dankt, da geht es mit ihm durch: „Ich packte zu, jedenfalls ganz gegen die Etikette und drückte tüchtig darauf los; denn, dachte ich, das wird wohl nicht wieder vorkommen, daß du dem Sieger von Sedan die Hand drückst, und darauf drückte er wieder."

---

*) Vionville. Eingang.

Seit dem Sang von Vionville wußte er wenigstens das eine, daß er den kriegerischen Lorbeer seinen Brüdern nicht mehr beneide; daß er an seinen Stern glauben dürfe, glauben müsse. Aber auch jetzt noch ist und bleibt auf Jahre hinaus die Losung „Glauben" nicht Gewißheit. In Erinnerung an die „furchtbare Einsamkeit" dieser Jahre schreibt er später einmal (1882): „Meine Seele war wie ein tiefer tiefer Brunnen, in dessen untersten Grund sich ein Sonnenstrahl verirrt hatte — aber diesen einen Strahl habe ich festgehalten, trotz bitterlicher Schmerzen — er hieß Glauben! Glauben an ein heiliges waltendes großes reines Schicksal, das dunkel erscheint, bis daß wir mit Selbstverleugnung uns daran machen, es verstehen zu lernen."

Damit rühre ich an die Saite, die in seinem Leben vielleicht am stärksten schwingt und deren Klang schon in die Kämpfe seiner jungen Jahre jenes heroische Pathos hineingetragen hat, das von dem Bilde seiner Persönlichkeit unzertrennlich ist. Dieser unerschütterliche Glaube an den endlichen Sieg des Genius und das starke Bewußtsein einer ihm vom Schicksal durch die Weihe auferlegten Pflicht der Selbstverleugnung, des Kampfes gegen alle Gewalten, die ihn von der aufs höchste Ziel gerichteten Bahn ablenken, ihn gegen sich selbst untreu machen könnten. Dieser Zug, der in seinen späteren Jahren, als er immer einsamer werdend unter einer jungen Generation mit anderen Zielen und Idealen seinen Weg geht, unzugänglich gegen Versuchungen aller Art, ihm eine Größe verleiht, für die spätere Geschlechter ein besseres Verständnis haben werden, als die Zeitgenossen, dieser Zug ist stark und lebendig in ihm auch schon in diesen Jahren der ersten Kämpfe.

Durch „Vionville" war er innerlich frei geworden für die Arbeit, das Arbeitsgebiet, an dem seit frühester Jugend sein Herz hing, auf das ihn, ihn persönlich jetzt der Genius und die Zeit rief: das Drama! „Zweierlei war mir klar", schreibt er später in dem Aufsatz „Das deutsche Drama" (1898)*), „einmal, daß ein Wiederaufleben großen dramatischen Empfindens im deutschen Volke nur möglich war, wenn ihm gezeigt wurde, daß es größere Fragen und wichtigere Konflikte gibt, als die in den deutschen Dramen der letzten Zeit abgehandelten Ehestandsfragen und Ehebruchskonflikte; sodann aber, daß wenn je eine Zeit gekommen war, um zu den großen Aufgaben der dramatischen Kunst zurück zu gelangen, diese Zeit jetzt war und daß, wenn jetzt der Augenblick

*) Blätter vom Lebensbaum S. 162.

versäumt wurde, sie vielleicht nie wieder gekommen sein würde ...... Deutschland war politisch reif geworden. Nur für ein politisch reifes und zugleich hoffnungsstarkes Volk kann der Dichter historisch-politische Dramen schaffen." Das war für ihn das Pflichtgebot, dem er gehorchen mußte, unbekümmert um das, was Freunde und Feinde dazu sagten. Und so entstanden seit der Mitte der 70er Jahre jene Dramen aus der deutschen und anglogermanischen Geschichte, denen sich „sämtliche Theater Deutschlands wie eine Mauer hermetisch verschlossen": Harold, Der Menonit, Die Karolinger, Väter und Söhne. „Ob und wieviel sie wert sind", schreibt er in dem erwähnten Aufsatz*), „weiß ich nicht. Das einzige was ich weiß ist, daß in der Zeit, als ich anfing, Seelenkraft dazu nötig war, so zu schreiben, wie ich schrieb. Seelenkraft um die immer wiederkehrenden höhnischen Abweisungen zu ertragen, die wohlgemeinten Warnungen besorgter Freunde und Verwandten nicht zu hören, Seelenkraft um den Bann zu brechen, den Gemütsseichtigkeit, Phantasiefeindlichkeit und Frivolität über Land und Volk geworfen hatten."

„Seelenkraft." Unwillkürlich tritt einem dabei das Bild vor Augen, das wundervolle, das er von sich selbst in seinem Roman „Schwesterseele" gezeichnet hat: „Er glaubte an sich, es war noch kein Augenblick in seinem Leben gewesen, da er nicht an sich geglaubt, da er nicht heimlich über die gelacht hätte, die ihn auslachten. Er glaubte an sich, weil er an die ewige Gerechtigkeit der Dinge glaubte. Er sagte sich, daß jede wahrhafte Kraft einen Wert im Haushalt der Welt darstellt, und daß die Welt mit ihren Werten rechnet, damit rechnen muß, ganz gleichgültig ob die Menschen wollen oder nicht. Und die Kraft war in ihm, das wußte er; und wenn er es nie gewußt hätte, so würde er es erfahren haben in diesem Augenblick, da diese Kraft auf ihn fiel, wie der Hauch Gottes auf einen Propheten, da sie ihn auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch zwang und ihm die Feder in die Hand drückte, so daß er wie ein schnaubender Löwe über das Trauerspiel herfiel, das auf den gelben Foliobogen unter seinen Händen anwuchs."**) — — —

Auch ich will hier nicht die Frage nach dem bleibenden Wert der Dramen jener Epoche aufwerfen; wir stehen den Ereignissen selbst noch zu nah, um uns ein Urteil vom Standpunkt des Historikers erlauben zu

---

*) A. a. O. S. 163.

**) Gesammelte Werke. Zweiter Band. 1911. S. 281 f.

dürfen, denn was damals sich begab, ist mit unsern eigensten Jugendträumen und -kämpfen eng verwachsen. Das aber darf und muß gesagt werden, nie ist mit einem so starken, aus dem klaren Bewußtsein der Bedeutung des historischen Zeitpunktes herausgeborenen persönlichen Verantwortungsgefühl und aus einer so glühenden selbstlosen Vaterlandsliebe heraus eine neue Epoche in der Geschichte des deutschen Dramas eingeleitet worden, wie in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre durch Wildenbruch. Und wenn wir nach den Gründen fragen, die ihm und seiner Sache wenige Jahre später einen so beispiellosen Sieg verschafften, so sind die an erster Stelle in der überwältigenden Stärke einer die vornehmsten Tugenden des Menschen und des Dichters in sich vereinigenden sittlichen Persönlichkeit zu suchen. Sittlich nicht im Sinne von „Moral", sondern der Vereinigung aller jener Seelenkräfte, die der Mensch braucht, wenn er das Höchste leisten will. Diese sittliche Persönlichkeit ist es, der wir immer wieder mit tief innerer Freude und Ehrfurcht in die Augen blicken, wenn wir nur eine Seite seiner Dichtungen aufschlagen, die uns von allen Blättern seines Lebens und Dichtens aufrüttelnd, anspornend anschaut, diese sittliche Persönlichkeit, dieser Adelsmensch im reinsten Sinn, den wir, als wir jung waren, als unsern Herzog auf den Schild gehoben haben, weil wir ihm glaubten, was er sagte, dieser Adelsmensch, das wissen wir, wird leben mit seinem Werk und auch kommenden Geschlechtern ein Tröster, ein Mahner, ein Vorbild sein und bleiben, wie er uns gewesen ist.

Arthur Babillotte:
Felix Dahn †

Als der große Krieg verbraust war und der Einzelne in Deutschland wieder Muße fand, sich mit der Pflege seines innern Menschen zu befassen, begann naturgemäß in der Literatur der Drang nach großzügigen, tönenden Schöpfungen zu erwachen. Was man als Tat erlebt hatte, das starke Gegeneinanderprallen hoher Energien, das wollte man nun in schöngeistigen Werken sozusagen nachschaffend genießen. Jeder, der mit dabei gewesen, als zwei Völker ihre Kräfte maßen, fühlte sich als Teilchen der Energie, die die Massen in Bewegung gesetzt, und hatte nun das Bedürfnis, dieses Wechselspiel der Kräfte von außen zu betrachten; man wollte sich dadurch einen Maßstab für den Wert seiner eigenen Leistung als Energieteilchen schaffen.

So kam denn ein dickbändiges Werk wie eine Erlösung und wurde als Stiller eines fast elementaren Bedürfnisses empfunden: dieses Werk trug den stolzen Titel „Ein Kampf um Rom". In ihm waren die vorübergehenden Stürme und Krämpfe des Krieges zu etwas Bleibendem geworden, zu etwas, dessen Einfluß man sich zu jeder Stunde des Tages und der Nacht aussetzen konnte, sobald man Lust hatte. Außerdem waren diese Kämpfe und außergewöhnlichen Bewegungen emporgehoben in die Sphäre eines idealen Volksbewußtseins: Man hatte nicht erst nötig, sich die Schlacken, die aller, auch der wertvollsten Gegenwart anhaften, zu entfernen, sondern bekam gleich ein Volk zu sehen, das, makellos in seinem Wandel, dennoch nach der Bestimmung des Schicksals einem tragischen Ende entgegenzugehen hatte. Man konnte unbewußt Vergleiche ziehen und zu dem Ergebnis gelangen, daß man selbst einem Volke angehörte, dessen Tüchtigkeit der des Gotenvolkes nicht das mindeste nachgab, und hatte zudem die Genugtuung, seiner Erkenntnis den freudigen Epilog: Wir aber gehen keinem tragischen Ende entgegen! anfügen zu können.

Hier haben wir ein Beispiel, wie launisch oft das Schicksal seine Spiele

spielt. Als Felix Dahn seinen „Kampf um Rom" begann, lag noch nicht die geringste Witterung eines Krieges mit den Nachbarn im Westen in der Luft. Nichts war da, was ihn auf den Gedanken hätte bringen können, dieses Werk, dessen erste Kapitel er niederschrieb, werde einmal, etwa zwanzig Jahre später, ein, sagen wir, idealer Spiegel der großen Tüchtigkeit seines geliebten deutschen Volkes werden. Er schrieb aus der Lust am Fabulieren heraus. Was ihm die Geschichte darbot, nahm er mit dankbarer Hand und schmückte es mit den Blumen seines Dichtergartens. Er fühlte sich zu Höherem berufen, als jungen Zuhörern die Vergangenheit vom Katheder herab in der Schale farbloser Nüchternheit darzubieten. Es genügte ihm nicht, nur auf einige Hundert Wissensbeflissener zu wirken, er wollte sein ganzes Volk entflammen, ihm Beispiele idealer Kraftpotenzierung, selbstloser Hingabe an das Glück der Gesamtheit, weiser Verteilung aller Liebe und aller Aufopferungsbereitschaft geben. Er trug in sich ein Teilchen jenes makellosen Priestertums, vor dem die alten knorrigen Germanen einst ihre Knie beugten. Und der Tempel, in dem er seine heiligen Handlungen verrichtete, war die Seele des Volkes. In ihm stellte er als Allerheiligstes ein Bild auf: die Verklärung aller wertvollen deutschen Eigenschaften.

Felix Dahns Gesinnung war durch und durch edel und groß. Aber er wäre vielleicht nicht das geworden, was er als Schöpfer des Kampfes um Rom wurde, wenn nicht der große Krieg über das deutsche Volk hingestürmt wäre. Man weiß ja, daß es selten einem Buche beschieden ist, eine ganze Volksgemeinschaft mitzureißen, ja, es ist eine oft zu beobachtende Tatsache, daß gerade die Schöpfungen, die in allererster Linie berufen wären, wie eine starke Hand die Menschheit emporzutragen, daß gerade diese erst lange Jahre, Jahrzehnte nach ihrer Geburt beachtet werden. Man möchte variieren: Es sind die schlechtsten Früchte nicht, die lange nicht genossen werden. Felix Dahn aber hatte Glück. Der große Krieg nahm sich seines Werkes an, indem er die Gemüter auf heroische Gesichtspunkte einstellte und für tönende Worte und Geschehnisse empfänglich machte.

Gewiß gibt es manchen, der der Vermutung Gehör schenkt: Sollte der Dichter nicht den großen Krieg vorausgeahnt haben? In jedem Dichter ruht doch ein kleiner Prophet. Wäre es nicht denkbar, daß Dahn, während er sich mit liebevoller Anteilnahme in die Kämpfe eines längstversunkenen Volkes hineindachte, von seinem Genius Einflüsterungen über die Zukunft seines eigenen Volkes erhalten hat? Auf diesem Wege nähern wir uns dem D i ch t e r Dahn. Indem wir die Frage nach dem Sein oder Nichtsein

seines Prophetenblicks beantworten, beantworten wir zugleich jene nach seinem Rang als Dichter, d. h. Schöpfer, Nachschaffer des Lebens. Was der großzügig angelegte Roman „Ein Kampf um Rom" trotz seiner vielen, oft nicht unerheblichen Mängel, von denen die stellenweise unerträgliche Theatralik an erster Stelle hervorzuheben ist, versprochen, trat in der Folge nicht ein. Felix Dahns erstes großes Romanwerk war zugleich der höchste Wurf, den er nach seiner Veranlagung leisten konnte. Die weitere Entwicklung seiner dichterischen Fähigkeiten führt in starkschräger Bahn abwärts. Er war nicht der, den man nach seinem „Kampf um Rom" in ihm vermuten durfte. Aus der Tiefe seines Wesens war ein Springquell emporgeperlt, mit Jubel begrüßt vom deutschen Volke, in dem die Erregungen des Krieges noch nachzitterten, mit frohen Hoffnungen angestaunt von denen, die der deutschen Literatur einen Messias ersehnten. Sie wurden enttäuscht, der Springquell sank schnell wieder in sich zusammen. Und wer in Dahn einen Propheten gesehen, mußte nun, angesichts des Versagens jeder übersinnlichen, mit andern Worten, seherischen, dichterischen Qualität, wenn er ehrlich war, eingestehen, daß der große Roman sein Dasein nicht einer Kriegsahnung zu verdanken hatte, sondern daß das Schicksal wieder einmal seinen blinden Bruder, den Zufall, zu den Menschen gesandt hatte, um sein Vergnügen zu haben.

Aber trotzdem: Es gab eine Zeit in Felix Dahns Leben, da er ein Dichter war. Und diese Zeit der Begnadung durch den heiligen Geist wandte er an, wie er sie nach seiner Natur und Bestimmung anwenden mußte: als Entflammer, als idealer Verkünder gesunden Volkstums, als Deutscher. Das darf ihm das deutsche Volk nicht vergessen. Denn er wird die Wirkung haben, die er selbst in einer Stunde wehmütiger Selbsterkenntnis in Worte gefaßt: „Eines wird nachwirken im deutschen Volke, wenn meine Dichtungen vielleicht vergessen sind. Das ist der Same von Idealität und Begeisterung, der Same von Enthusiasmus für Wahrheit, für Aufopferung, eben für „Heldentum" im Dienste des Vaterlandes und der Idee, den ich in junge Seelen gestreut habe. Und diese meine ideale Einwirkung wird fortdauern, wenn vielleicht meine andern Leistungen totliegen. So werde ich — unbemerkt und bescheiden — fortleben in meinem Volke."

Unbemerkt und bescheiden — dieses Los traf ihn früh. Die junge Generation kam herauf, eine drängende, rücksichtslose Generation, die im Leben der Gegenwart und im komplizierten Seelenganzen des Individuums ihre Stoffe zu künstlerischer und dichterischer Gestaltung suchte

und allem Geschichtlichen, infolge seiner Vergangenheit zur bestimmten Form Erstarrten feind war. Die Zeit ging über Felix Dahn hinweg, und die Nachkommenden hatten, wie dies zu sein pflegt, mehr recht als er. Aber er ließ sich nicht aus seinem Geleise drängen, er blieb seiner geliebten Geschichte treu, ja, sehr oft bis zur Geschmacklosigkeit treu, indem er nämlich alle wirksamen Situationen aus der Edda und der Völkerwanderung nach allen Regeln der Kunst ausschlachtete und sie einem geneigten Publiko als wort- und effektreiche Romane präsentierte. So ist er selbst auch zu einem kleineren Teile mit schuld daran gewesen, daß die Jungen, die Naturalisten und wie sie sich sonst nannten, ihn und seine Schöpfungen mit Spott und Hohn übergossen. Als die relativ besten dieser nordischen und Völkerwanderungsromane mögen „Odhins Trost" und „Sind Götter?" genannt sein.

. . . Nun ist Felix Dahn tot. In seinem 77. Lebensjahre traf ihn der verhängnisvolle Sensenhieb, nachdem er ein arbeitsreiches Leben gelebt. Er konnte wohl von sich sagen: „Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn es hochkommt, sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen." Köstlich war sein Leben, denn nie ist er müde geworden, an sich und seinem Volke zu arbeiten, um den Weg nach der Höhe zu finden und zu weisen. Seine wissenschaftlichen und geschichtlichen Arbeiten stellen wertvolle Beiträge auf ihren Gebieten dar, und würde nichts vom Dichter Dahn bleiben: der Historiker Dahn hat das Recht auf einen Ehrenplatz im großen Saale der Geschichtsschreiber. Und bliebe nichts vom Dichter Dahn, sänken seine vielen Romane, seine kleineren Epen und lyrischen Gedichte, (die wirklich zum größten Teil belanglos sind), in Vergessenheit —: eines bliebe: die hohe Idealität seiner Persönlichkeit, die Idealität, die er nicht nur theoretisch gepflegt, sondern in die Tat umgesetzt, indem er seinem Volke zur richtigen Zeit ein Werk schenkte, das fähig war, das Volksbewußtsein zu stärken, den durch Sieg und Erfolg gehobenen Mut auf der Höhe zu halten und alles Gute, was in den Deutschen liegt, anzufeuern und zu stählen.

Das deutsche Volk wird Felix Dahn nicht vergessen, denn er hat es mit der ganzen Kraft und Liebe seines Herzens, mit der ganzen Idealität seines Wesens, mit restloser Hingebung geliebt.

Rosa Mayreder:
Sonette.

Der Einsame spricht.

Die Zeit verrinnt. Es sinken Tag auf Tage
Wie Flocken auf das brachgelegte Feld,
Begraben in Vergangenheit die Welt,
Die ich in meiner Seele schweigend trage.

Verrauscht die Wonne und verstummt die Klage,
Gleich dürrem Laub verweht so Leid als Glück!
Nichts bleibt von dem Gewesnen mir zurück,
Das schattenhafter ist als Traum und Sage.

Bin ich am Lebensbaum, dem heilgen, alten,
Ein Schößling nur, der abstirbt und verdorrt,
Eh Zweig und Blüten sich an ihm entfalten —?

Soll Kunde nicht aus meinem Blut entspringen,
Zu tragen meine Hoffnung und mein Wort,
Sie späten Kommenden erfüllt zu bringen?

Das Idol.

Wie in des Tempels eingeschlossner Zelle,
Umfriedet von der Säulen strenger Pracht,
Die über des Allheilgen Nähe wacht,
Im Duft der Flamme auf dem Dreigestelle

Behütet vor dem Lärm der Tageshelle,
Der Gottheit Erdgestalt aus Elfenbein
Und Gold, besäumt mit leuchtendem Gestein,
Im Spiegel widerstrahlt geweihter Quelle —

So meinem Herzen wurdest du gegeben,
Ein Gnadenbild, von Glorie gekrönt,
Um das die Engel meiner Träume schweben,

Dein Priester ich, erwählt, mit Dankgebeten,
Wenn seine Seele von Entzücken tönt,
Zum Opfer in dein Heiligtum zu treten.

Carmen Sylva

(Königin Elisabeth von Rumänien):

Was Ruhm?

Was Ruhm? aus Träumen eine Last
Wir würden nie erstanden!
Was Ruhm? ein blätterloser Ast,
Auf dem kein Nest wir fanden;

Was Ruhm? Ein rauschendes Gewand,
Das einen Tag wir schleifen
Mit müdem Gange, matter Hand
Wir abends von uns streifen.

Was Ruhm? Ein toller Wiederhall
Von dem was uns entflammte,
Nur Seifenblasen-Federball
Ein Ruf, der Schmerz entstammte.

Was Ruhm? Ein loses Kartenhaus,
Ein blutend Ungeheuer
Das lächelnd hält die Marter aus,
Die Füße tief im Feuer!

Carmen Sylva

(Königin von Rumänien):

Des Staates Pyramide

Wie Pyramiden soll der Staat
Sich in die Höhe richten,
Breit, bodenständig, der Bauung fest
Grundfest die breiten Schichten.

Dann engt es sich nach oben mehr
Und mehr, zuerst Gewerbe,
Handwerk und das Heer
Als Wendung, dann Gewerbe

Die Wissenschaft den höhern Ort,
Wo Wenige nur wohnen
Noch drüber sollen Gottes Wort
Und alle Künste thronen.

Die Spitze einsam, sternenhoch,
Der König, Welten trennend,
Mit Adlerblick die Tiefe doch
Und alle Formen kennend.

Und unanfechtbar steht der Bau,
Ob Stürmewind, Zeitenfluthen
Und Weltgetümmel laut
Umspielt in Sonnengluthen.

Ein gewaltig Kunstwerk steht
des Staates Pyramide,
Darum ringt sich Band um Bäumen blüht —
Flatternd' gar bunter Friede.

Oskar von Schütte:
Richtet nicht . . . .

Eine Erzählung aus den Bergen.

Fortsetzung).

In der Küche wurden die Spuren des Leichenschmauses weggeräumt. Frau Veronika war geschäftig, das Silbergerät zu verwahren. Christian ging in der Stube auf und nieder, die wieder reinlich und kühl, den Alltagsanstrich hatte, ohne zu wissen, daß dies eine der Gewöhnungen seines Vaters gewesen ist, wenn er scharf zudenken mußte. Frau Veronika nannte es das Zeitvergeuden. Sie kam eben herein, noch die letzten kostbaren Trinkbecher in den alten Schrank einzustellen. Nachdem sie den schweren Schlüssel in den Schreibsekretär gelegt, diesen sorgsamst abschloß und den Bund einhing, ging sie an den Tisch, rückte an der Lampe und setzte sich etwas davon in den großen Lehnstuhl.

Christian ging immer noch auf und nieder mit seinen Gedanken beschäftigt. Die Mutter unterbrach ihn. „Wir müssen nun die Bestimmung treffen für das, wie es der Vater in seinem letzten Willen niedergelegt hat. Dein Anteil am Hof soll festgestellt werden."

Die Mutter hatte in einem gleichmäßigen Ton gesprochen. Nun stand sie wieder auf und rückte nochmals an der Lampe.

Christian erschrak aus seiner Versunkenheit. Ihm war sie noch ganz fern, diese erschreckliche Nüchternheit.

„Laßt das vorläufig sein, Mutter", sagte er abwehrend. „Was mein ist, mag noch euer bleiben. Ich verstehe von Geschäften nichts und es würde mich nur bedrücken."

Die Mutter stand am Tisch. Sie senkte den Kopf. Ohne Christian anzusehen, sagte sie langsam: „Dein Vater aber verlangte, daß du als der Herr eingesetzt würdest auf deinem Grund und Boden —" ihre Stimme klang bitter.

Christian spürte eine Feindseligkeit heraus, wie ihm die Mutter seinen Anteil bot. Nichts aber sollte ihm die Erinnerung an den Vater

verkleinern. Er hatte sich oben in der Stube vertraut gemacht mit ihm und es schien ihm, daß an seines Vaters Willen nichts haften konnte, was dem Hause Unfrieden brächte. „Es wäre mir sicher keine Schande, hier auf dem Hof der beste Knecht zu heißen", erwiderte er ruhig und sah zuversichtlich auf die Mutter.

„Wenn du aber am Ende an ein Verheiraten denken solltest? —"

Christian wurde rot. Die Mutter sprach da seine geheimsten Gedanken aus, Gedanken, denen er bis jetzt nicht zu Worte verholfen hatte, nicht einmal der Selhoferin gegenüber, die doch die Nächste dazu gewesen wäre. „Es hat gute Wege", meinte er endlich verträumt. Die Mutter strich die Schürze glatt. „Da du es selbst willst, kann es demnach bleiben zwischen uns, wie es bislang gewesen ist."

„Und ich kann zurück auf den Breitenast?" Christian unterdrückte schwer die jubelnde Angst.

Die Mutter horchte auf den Ton. „Dieses nicht", sagte sie langsam. „Von nun an gehörst du auf den Hof." Sie stand da kalt und abweisend. „Vergiß auch nicht, daß ich dir deinen Anteil geboten habe, ich tue dies nicht ein zweites Mal."

Christian öffnete die Augen weit vor gekränktem Staunen. Sprach nicht die Mutter mit ihm, als ob sie von Stund an zwei Feinde auf der Lauer sein würden, sich das Leben unfriedlich zu machen gegenseitig. Auch er stand nun still und mit verschränkten Händen. „Ich werde mich niemals um Geld zanken. Das paßte, so will es mir scheinen, schlecht in meines Vaters Haus."

Er sah die Mutter um einen Schatten bleicher werden. Wie um sich selbst die Ruhe wiederzugeben, ging er weiter in der Stube auf und ab. Nach einiger Zeit stand er still vor der Mutter, welche die Lampe zurückschraubte, da sie die Unterredung zwischen sich und dem Sohn für beendet ansah. Damit war auch das Licht unnütz geworden. Jede überflüssige Ausgabe verursachte ihr einen körperlichen Schmerz.

„Ja Mutter," begann Christian wieder, „ich wollte euch nur noch sagen, daß ich von heute ab des Vaters Kammer oben beziehen werde."

„Im Hause bin ich die Herrin. Des Vaters Stube bleibt vorläufig verschlossen."

Christian stieg das Blut heiß auf. Er schlug sich vor die Stirne. So also sah ihm die Heimat aus. Nun war ihm auch des Vaters letzter Wille klar. Sein Mund verzog sich schmerzvoll. Rasch griff er den Schlüssel aus der Tasche und legte ihn auf den Tisch. Ohne die Mutter anzusehen verließ er das Zimmer.

Frau Veronika verlöschte die Lampe. Zum Nachdenken hatte sie kein Licht nötig. Wie quälte es sie, wenn oben in der Stube ihres Mannes die Lampe brannte oft bis um Mitternacht. Was trug diese Nachtarbeit dem Hofe ein. Hinausgetragen nur hatte sie das blanke Geld für die Bücher und das Öl. Sie setzte sich in den Lehnstuhl neben dem Tisch. Die Hände strichen über die seidene Schürze, dann verschränkte sie sie fest ineinander. Der Mond schien herein, gespenstisch. — Wenn sie es nicht hinderte, konnte es mit dem Sohne ein Gleiches geben wie mit dem Vater. Er hatte das schwer Besinnliche von ihm. — Auf dem Tisch blinkte der Schlüssel in dem weißen Licht, das von draußen darüber fuhr. Frau Veronika ballte die Hände über der Schürze. Jetzt schon würde er oben dem Wesen des Vaters nachgegrübelt haben, um dann, wie er es getan, den Büchern nachzuschleichen, wenn die Arbeit am dringendsten war.

Ihr auf die Seele gebunden wurde der Hof von den sterbenden Eltern. Der mußte dem Geschlecht erhalten werden. Wenn sie jetzt nicht scharf ordnete, waren die Opfer umsonst gewesen. Die Liebe gedieh niemals auf dem „einsamen Hof", da wuchs nur die Sicherheit und der Ernst. Nur noch einen Tannen gab es; der lebte als ein Fürsprech in der Bundesstadt und hatte zwei Kinder. Sie stand längst mit dem Vetter in Verhandlung, hinter dem Rücken ihres Mannes. Der war ihren Plänen jederzeit ein Hindernis. Nun war er tot. — Veronika erschrak. Von nebenan hörte sie schluchzen. Es war die Linni, die dem Vater nachweinte. — Aller Töchter Los war es hier oben gewesen, sich dem Gebot des Hauses zu fügen. Jung war auch sie einst und heiß im Blut und draußen auf dem Wirtschaftshofe, just immer unter ihrem Fenster hatte der Eugen hantiert, der erste Knecht. Aus dem Welschen war er gekommen, eines Großbauern Sohn und heiß und begehrlich nach ihr. -- Dann war sie dennoch mit dem Fritz vor den Altar getreten. Dem war sie von den Eltern seit ihrer Kindheit zugesprochen worden, damit sich ihrer beider Anteile an dem Besitz vereinigten. Der Fritz hatte eine kraftlose Hand in die ihre gelegt. — Veronika strich mit aufgeregter Hast über die Schürze, daß die Seide aufknisterte, wie ein lebendig gewordenes Wesen. Sie krampfte die Finger ineinander. Der Mann hatte ihr Schmach angetan am Hochzeitsabend. Die Lippen hatte sie sich wund gebissen.

So ging es weit über ein Jahr. Viele Nächte verwachte sie in ihrem Bette. Die schwerste Arbeit brachte ihr keine Ruhe. Regte es sich nachts im Hause, dann horchte sie auf in bänglicher Erwartung.

Der Fritz sah immer noch mit leeren Blicken an ihr vorüber. Was da Vergessen bei ihm suchte, brauchte eine lange Zeit. Auf dem Hofe ging es seinen gewohnten Gang. Nur der Herr lebte an jeder Jahreszeit mit ihrer regelmäßigen Arbeit vorbei. Was an Blühen, Reifen und Vergehen um ihn war, rührte nicht an sein Bewußtsein. Der schien wie eingeschlossen in einer einzigen Erinnerung. Die Kraft der Frau wurde allmählich morsch wie Holz, das zu lange der Dürre ausgesetzt war. Die heißen Blicke des Eugen, der erster Knecht auf dem Hofe geblieben war, lohten auch noch da hinein.

Einmal blieb der Herr fort Tage und Tage. Niemand konnte Genaues sagen. In Dumpfheit warteten sie auf dem Hof. Um die Frau fing es an bedrohlich zu munkeln. Die Knechte betrachteten sie feindselig — die Mägde wichen ihr aus in erregter Scheu, als ob sie eine Schuld auf sich geladen habe mit dem Verschwinden des stillen Herrn. Die Nächte dehnten sich ihr in endlose Stunden. Ihrer Angst schien kein Morgen mehr zu grauen. Die ineinandergekrampften Finger hatten sich ihr gelöst in flehendem Sehnen. Das Herz hämmerte ihr heiß und reif im ganzen Körper. Nur wiederkommen sollte er ihr! Sie würde es schon lernen, seine Herzensverschlossenheit mit der eigenen Not zu erschließen. Sie hatte auch schwer genug geschleppt an dem Feuer, das der Eugen ihr mit den begehrlichen Augen einbrannte. Nur wiederkommen sollte er ihr! Sie wollte es ihm demutvoll entgegenbringen, das Geständnis, daß es in ihr um den Besitz rang, um den Hof der Väter, der mußte unvermindert, unzertrennbar den von der Tannen verbleiben, und wie sie nach seinem Herzen nicht begehrt habe damals, das, sie wußte es wohl, sich an einer Jugendliebe verblutete. Nur wiederkommen sollte er ihr, und es sollte ein sanftes Verlöschen aller Leidenschaften geben für sie beide.

— Mit dem ersten Frührot tagwerkerte sie in der Wirtschaft. Der alte Pferdeknecht war bereits auf und im Stall.

„Der Herr erwartet mich unten an der Station", hatte der Alte langsam gesagt ohne sie anzusehen, als schämte er sich für die Frau, daß er, der Knecht, mehr wußte von dem Herrn wie sie selbst.

Vor dem Tore stand sie viele Stunden, den Wagen zu erwarten. Sie achtete nicht des sausenden Föhn, der ihr die Kleider weit vom Körper blies und das Blut in die Schläfen jagte, das darin klopfte und lohte wie in einem Schmiedewerk.

Die Hand hielt sie über die Augen — der Wagen! — schritt-

weise zog er sich um das Bühl. Der Fritz saß drinnen und neben sich hatte er eine seltsam große Truhe stehen, die er, man sollte es meinen, wie etwas Zärtliches behütete. Vor dem letzten Stutz war er vom Wagen heruntergesprungen und lief den steilen Anweg hinauf.

Die Augen weiteten sich ihr. „Als ob Jahre von ihm abgefallen wären“ — murmelte sie vor sich hin. — Er stand vor ihr, noch schnell atmend. Stille, warme Augen hatte er für sie, daß sich die Angst in den ihren vor seinen Blicken senken mußte.

Der Wagen hielt vor dem Tor. „Hier ist jetzt ein Schatz.“ Er wies lachend auf die Truhe, welche er sorgsam mit dem Oberknecht vom Wagen hob.

Dann nahm er die Hand der Frau und hielt sie fest.

So Hand in Hand ging er mit ihr in die große Stube, welche ihre Hochzeitskammer hätte sein sollen.

Ein Jahr darauf wurde ihnen der kleine Christian geboren. Der Mann freute sich gar sehr mit ihm und der Veronika, welche die Mütterlichkeit beruhigt hatte.

An der Regelmäßigkeit der Hofarbeit ging er noch immer vorbei, doch still und gütig lächelnd ob der eingeheimsten Frucht, ob der hochaufgetürmten Heuwagen, darauf zu liegen des kleinen Christian Entzücken war. In die Befehle mischte er sich nicht. Der erste Knecht, der Eugen verstand das alles viel besser als er selbst. Und wenn es draußen am heißesten zuging, saß er in der oberen Stube, die er früher bewohnte, und lebte in dem Schatz, den er sich aus der Stadt geholt hatte und der nun geordnet in Reih und Glied auf sauber gezimmerten Borden längs der Wand aufgestellt war.

Veronika schwieg vorerst dazu. Sie wollte des Mannes stille, zärtliche Art nicht missen. Das Linni ward geboren.

Nun fing es an, sich in ihr zu sträuben gegen die Herrschaft des Eugen, welcher mehr war als der Herr. Es trieb sie, den Hof selbst zu befehligen. Den Mann faßte sie hochmütig an wie einen Knecht, verriegelte ihm die Türe, wie ihr Herz.

Von Stund an blieben sie getrennt. Nun war er tot — Gespenstisch umleuchtete der Mond die kalte Entschlossenheit in ihrem Gesicht. Sie stand langsam auf und ging in ihre Kammer. Nebenan war das Linni. Das Kind stand am Fenster und weinte heftig, denn all die silbrigen Sterne gemahnten sie an den Vater. Die Mutter stand daneben ohne Tränen, wie Hilfe suchend vor dem ehrlichen Schmerz des Kindes.

Sie wußte nichts Tröstliches zu sagen und strich endlich verlegen über Linnis flachsblonden Kopf.

„Geh nun auch zu Bett", sagte die Mutter mit einer verdeckten Stimme. Linni deutete den ihr fremden Ton für Schmerz. Es bewegte sie arg. Sie lehnte in all der kindlichen Sehnsucht nach Wärme den Kopf an die Schulter der Mutter. Mit trockenen Lippen berührte Veronika leise und scheu ihre Stirne. Das Kind überwand alle Entfremdung und sprach aus, was sie quälte.

„Mutter," sagte sie zag — „der Christian, der ist doch jetzt der Herr hier?" — Betroffen trat die Mutter zurück.

„Nur wer seine Pflicht tut, kann der Herr sein. Der wächst dem Menschen nicht an, der muß erarbeitet werden."

Die Mutter ließ Linni allein. Dem Kinde graute es in dem Haus, wo die Zusammengehörigkeit wie mit Peitschenhieben auseinandergefegt wurde. Sie schlich die Treppe hinauf zu Christian. Es war traulich oben mit der Lampe. Christian saß auf dem warmen Ofen. Er rückte zur Seite, um Linni einen Platz zu machen. Sie saßen dicht nebeneinander. Der Mond schien auch hier herein, aber nicht wie ein spähender Feind. Freundlich und vertraut strich er hinter der kleinen Lampe über die Diele.

Sie sprachen nicht. Sie dachten an den Vater. Linni preßte sich dicht an Christian; da fielen ihre Tränen an seinem Rockärmel herunter.

Christian quoll seine Verlassenheit hier im Hause auf und er mußte oft mit dem Rücken seiner Hand in die Augen wischen.

„Nun sind wir wie Waisenkinder. — In der Heimat und dennoch wie auf der Landstraße, wo keines den andern nach seinem Kummer fragt."

Fortsetzung folgt.

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Dr C. Mühling.

Wenn diese Zeilen gelesen werden, wird das Deutsche Volk die erste Schlacht im bevorstehenden Wahlkampf geschlagen haben und sich zur zweiten rüsten. Es ist eine mißliche Aufgabe, vor diesen Schlachten, in denen das Schicksal unseres Volkes für ein Jahrfünft seiner Geschichte entschieden werden wird, den Propheten zu spielen. Ich kann sie um so weniger als die meinige betrachten, als auf den Ausgang des Wahlkampfes fast in letzter Stunde sich Einflüsse geltend gemacht haben, die eine Umstimmung verbreiteter Wählerschichten herbeiführen können, Einflüsse, die bei keiner von den zahlreichen Nachwahlen der abgeschlossenen Legislaturperiode mitgewirkt haben, so daß die aus diesen etwa abzuleitende Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht mehr stimmt. Schien es doch eine Zeit lang, als ob die deutschen Wähler in einer Stunde zur Urne schreiten sollten, die Mars regierte.

Noch ist die Wirkung der Parlamentsverhandlungen über die Marokkofrage nicht verhallt, und Nachrichten aus manchen Wahlkreisen bestätigen, daß in vielen radikal denkenden Köpfen die Kriegsfurcht die Zuneigung zu der Partei, die uns wehrlos machen will, vernichtet hat. Ob diese unberechenbaren Einflüsse aber stark genug sind, um das allgemein erwartete starke Anschwellen der sozialdemokratischen Mandate zu verhindern, ist außerordentlich zweifelhaft. Die Regierung scheint es zu hoffen, das beweist die Wahlparole, die sie am 2. Januar in der Nordd. Allg. Zeitung veröffentlicht hat.

„Wir brauchen einen Reichstag, der bereit ist, unsere bisherige Wirtschaftspolitik, die Politik der Handelsverträge und des Schutzes der nationalen Arbeit, weiterzuführen. Wir brauchen einen Reichstag, der bereit ist, unsere Sozialpolitik, die Bürgschaft einer ruhigen und friedlichen Entwicklung im Innern, fortzusetzen. Wir brauchen einen Reichstag, der bereit ist, Heer und Flotte dauernd in höchster Leistungsfähigkeit zu erhalten und Lücken unserer Rüstung zu schließen.

Bei der Lösung aller dieser Aufgaben pflegt die Sozialdemokratie ihre Mitarbeit zu versagen. Darum ist die endliche Überwindung dieser Partei, deren Bestehen eine Gefahr bedeutet, für die nationale Geschlossenheit unseres Volkes wie für die Erhaltung des politischen, sittlichen und geistigen Erbes unserer Väter, eine Lebensfrage für unser Vaterland."

So heißt es in dem genannten Artikel der Norddeutschen. Der Liberalismus hat keinen Grund, sich über die Prämissen dieser Wahlparole zu entrüsten. Die Aufrecht-

erhaltung der Handelsverträge ist ein wesentlicher Bestandteil seines Programms. Wenn er auch dem lückenlosen Zolltarif des Herrn von Heydebrand nie zustimmen kann, weil er ihn für ein Werkzeug agrarischer Sonderinteressen hält, so will er doch nach den im Reichstage abgegebenen Erklärungen die Schutzwälle der nationalen Arbeit nicht plötzlich niederreißen. Auch der Fortsetzung unserer Sozialpolitik steht er sympathisch, ja freundlicher gegenüber als die Konservativen. Und seit Jahren ist er für alle Vorlagen der Regierung eingetreten, die eine Stärkung von Heer und Flotte zum Zweck hatten. Aber die rein negative Folgerung aus diesen Prämissen zu ziehen, in jedem Falle a priori gegen den Sozialdemokraten zu stimmen, muß deshalb doch nicht jeder deutsche Mann als seine Pflicht betrachten. Und zwar deshalb nicht, weil die von der Norddeutschen dem zukünftigen Reichstag gestellten Aufgaben von ihm auch gelöst werden können, wenn die herrschende Mehrheit der konservativen und klerikalen Parteien dadurch gebrochen wird, daß der größte Teil der ihr abgenommenen Mandate der Sozialdemokratie zufällt. Denn zur Erfüllung dieser Aufgaben wird der Liberalismus jederzeit mit den rechtsstehenden Parteien eine Mehrheit gegen die Sozialdemokratie bilden können. Aber mit der Sozialdemokratie wird er viele von den Forderungen, die ihm kaum minder wichtig erscheinen, denen aber die reaktionäre Mehrheit erfolgreich Widerstand leistete, durchzusetzen vermögen. Das Anschwellen der roten Flut sollte deshalb auch für die Regierung kein Gegenstand so großer Besorgnisse sein, zumal einer Regierung, die, wie die des jetzigen Reichskanzlers, so manches unter der Herrschaft der agrarisch-klerikalen Koalition zu leiden hatte.

Wäre die Gefahr vorhanden, daß die Sozialdemokratie im nächsten Reichstage so stark würde, daß sie eine selbständige Mehrheit bilden könnte, dann lägen die Dinge freilich anders, dann müßte unter Zurücksetzung aller anderen Wünsche und Gedanken jeder „pflichtbewußte deutsche Mann" die Überwindung dieser Partei als die wichtigste, als die alleinige Aufgabe des bevorstehenden Wahlkampfes betrachten. Aber auch der größte Pessimist wird nicht behaupten, daß diese Gefahr vorhanden ist. Und darum wird der nächste Reichstag, wenn es gelingen sollte, den verbündeten Mehrheitsparteien die dreißig Mandate abzunehmen, die seine Überlegenheit begründen, auch dann vom liberalen Standpunkte aus besser sein, als der verstorbene, wenn alle diese Mandate der Sozialdemokratie zufallen. Ob diese dreißig Mandate der rückschrittlichen Mehrheit abgenommen werden, nicht wer sie erobert, das ist die wichtige Frage, die man heute an das Schicksal zu stellen hat. Wie die Antwort lauten wird, werden meine Leser schon besser beurteilen können, wenn sie diese Zeilen vor Augen haben. Ich wollte mich nur darauf beschränken, darzulegen, daß das Ergebnis der Wahl, wie es auch ausfallen möge, die Grundvesten des Reiches nicht erschüttern kann.

Daß die Mehrheit, die sich nach dem Sturze des Fürsten Bülow zusammengefunden hat, sich in

ihrer Machtstellung bedroht fühlt, beweisen die Abmachungen, die ihre Parteien für die Wahlen geschlossen haben. Zum ersten Mal verzichten sie im gegenseitigen Interesse auf die Aufstellung eigener Kandidaten auch in solchen Wahlkreisen, in denen sie Aussicht auf den Sieg haben, um die Eroberung des Mandats dem Vertreter der verbündeten Partei nach Möglichkeit zu sichern. Zu solchen Opfern bequemt sich besonders das sonst so siegbewußte Zentrum. So großer Opfermut ist nur durch das Bewußtsein zu erklären, daß der langjährigen Herrschaft der Reaktion eine große Gefahr droht.

In diesem Bewußtsein hat auch der Führer der Konservativen in den letzten Wochen der verflossenen Session bei der Erörterung der auswärtigen Politik die Rede gehalten, die der Reichskanzler nicht mit Unrecht eine Wahlrede nannte. Ich will gewiß nicht behaupten, daß die Entrüstung über das Marokkoabkommen und über die mit ihm zusammenhängende Politik der Regierung, die in dieser Rede zum Ausdruck kam, nicht der Überzeugung des Herrn von Heydebrand entsprach. Aber es will mir scheinen, daß der Führer der Partei, die sich mit besonderer Genugtuung bei jeder Gelegenheit ihrer Vaterlandsliebe und ihrer staatserhaltenden Tendenzen rühmt, verpflichtet gewesen wäre, diese Überzeugung zu verheimlichen. Ja es will mich bedünken, daß eine Volksvertretung, die von wahrhaft staatsmännischem Geist erfüllt gewesen wäre, das Marokkoabkommen grade dann als einen Triumph der deutschen Staatskunst hätte preisen müssen, wenn, wie es geschah, alle auswärtigen Feinde Deutschlands darüber wie über eine Niederlage ihres gefürchtetsten Gegners frohlockten. Denn es kann doch kein Zweifel darüber herrschen, daß das Ansehen eines Staates und die Macht seines Welteinflusses nicht dadurch gestärkt werden kann, daß seine berufenen Vertreter im Bunde mit seinen Feinden in alle Welt hinausschreien: „Seht her, wie tief wir gedemütigt worden sind!“

Wenigstens *eine* von so staatsmännischem Geiste erfüllte Rede — das muß sich auch Herr Bassermann gesagt sein lassen — wäre im deutschen Reichstag gehalten worden, wenn an der Spitze der Nationalliberalen noch Rudolf von Bennigsen gestanden hätte, der große politische Fragen nicht vom Standpunkte der Partei, sondern mit Rücksicht auf die Weltlage und im Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwicklung zu erörtern pflegte. Aber die Wahlen standen vor der Tür, und die Angst um das Mandat lastete auf allen Gemütern. Darum loderten die Flammen des Parteigeists noch höher empor als sonst, und verzehrten den letzten Rest der staatsmännischen Besonnenheit, der noch in der Kuppelhalle am Königsplatz zu finden war. Zum Troste kann es uns dienen, daß auch in den Verhandlungen der französischen Kammer und der Senatskommission, die sich mit dem Marokkoabkommen zu beschäftigen hat, dieser Staatsvertrag als eine große Niederlage Frankreichs gekennzeichnet worden ist, und daß man den französischen Botschafter in Berlin und die verschiedenen Minister, die daran beteiligt waren, fast

wie Verbrecher behandelt. So erleben wir das merkwürdige Schauspiel, daß zwei mächtige Völker durch ihre gewählten Vertreter und ihre Presse in einen förmlichen Wettstreit darüber geraten sind, welches von ihren Ländern die größere Niederlage erlitten hat. Ich glaube und ich wünsche, daß beide Unrecht haben, und daß der Abschluß dieses Staatsvertrages im beiderseitigen Interesse lag.

Es konnte nach der Rede, mit der Lord Grey die Reden Bethmann Hollwegs beantwortete, scheinen, als ob die deutsche Politik die Entente der Westmächte in ein festes Bündnis verwandelt hätte. Das wäre gewiß eine höchst unerwünschte Folge des Marokkoabkommens gewesen. Aber es sind schon Anzeichen dafür vorhanden, daß diese Besorgnis nicht berechtigt war. Denn der Marokkovertrag hat Frankreich die schwere Aufgabe hinterlassen, sich über die Abgrenzung seines Einflusses im nordwestlichen Afrika mit Spanien zu verständigen. Und die Art und Weise, wie England diese Verhandlungen beeinflußt, beginnt bereits die französischen Freundschaftsgefühle für den seegewaltigen Nachbar merklich abzukühlen. Auf dem Boden des heiß umstrittenen Landes beginnen Interessengegensätze zwischen den beiden Mächten emporzuwachsen, die noch eben mit gelockertem Schwert hinter demselben Schilde standen. Deutschland darf gewiß nichts unternehmen, was diese Gegensätze verschärfen könnte, weil es dadurch nur neues Mißtrauen säen würde, aber es kann im Bewußtsein ihres Vorhandenseins der Zukunft mit geringerer Sorge entgegensehn.

Sozialpolitische Rundschau.

Von Senatspräsidenten im Reichs-Versicherungsamt Dr. Flügge.

Wenn diese Zeilen vor die Augen des Lesers kommen werden, wird das wichtigste Ereignis, das in der inneren Politik dieser Winter dem deutschen Reiche bringt, sich vollzogen haben, werden die Reichstagswahlen geschehn und ihr Ausfall bekannt sein, und deshalb ist es müßig, daß ich mich heute, da ich dies schreibe, wenige Tage vor dem Wahltermin in Vermutungen über den Wahlausfall ergehe. Und so sehr wichtig die Zusammensetzung des künftigen Reichstages auch für andere Gebiete der Politik sein wird — für die Sozialpolitik, über die ich hier zu berichten habe, wird es nicht von sehr großer Bedeutung sein, wenn sich das Zahlenverhältnis der Parteien im Reichstage um etwas verschieben sollte.

Denn zunächst hat der Reichstag in seiner letzten, eben zu Ende gegangenen Legislaturperiode trotz des heftigen Haders der Parteien, der auf anderen Gebieten die Geschichte dieser Legislaturperiode gekennzeichnet hat, auf dem Gebiete der Sozialpolitik große Arbeitsfreudigkeit und Arbeitskraft bewiesen und umfassende gesetzgeberische Arbeiten für lange Zeit zur endgültigen Erledigung gebracht. Das öffentliche Versicherungsrecht des deutschen Reiches ist durch das Riesenwerk der Reichsversicherungsordnung und durch das Versicherungsgesetz für Privatangestellte auf lange Jahre hinaus abgeschlossen worden, und

wenn auch diese beiden Gesetze vielleicht nicht alle Wünsche erfüllen, die sich an sie geknüpft haben, so bedeuten sie doch, ein jedes auf seinem Gebiete, einen großen Fortschritt: das erste hat vor allem die Versicherung auf die Witwen und Waisen ausgedehnt, und das andere den Privatangestellten die lange von ihnen gewünschte Invaliden- und Altersversicherung gebracht. Neben dem Versicherungsrecht hat der Reichstag aber den Ausbau des Arbeiterschutzes nicht versäumt. Die Novelle zur Gewerbeordnung vom 28. Dezember 1908 hat diesen Schutz zugunsten der Frauen und Kinder wirksam ausgestaltet, und die letzte Sitzungsperiode des Reichstages hat, soweit sie nicht von Verhandlungen über die äußere Politik besetzt war, vor allem der Beratung des Hausarbeitsgesetzes gegolten, das in der vom Reichstage beschlossenen Fassung am 14. Dezember v. J. die Zustimmung des Bundesrates gefunden hat. Dazu, in die Lohnregelung in der Hausindustrie mit gesetzlichen Maßnahmen einzugreifen, wie neben der Sozialdemokratie auch der Abgeordnete Naumann und seine nächsten Freunde es wünschten, hat sich der Reichstag nicht entschließen können, aber einen entschlossenen Schritt vorwärts hat er trotzdem mit dem Hausarbeitsgesetze getan, indem er vor allem die Hausarbeit der Gewerbeaufsicht unterstellt, eine Registrierpflicht eingeführt, gesundheitliche Maßnahmen zum Schutze der Hausarbeiter angeordnet und schließlich dem Bundesrate die Möglichkeit gegeben hat, für bestimmte Gewerbe oder territoriale Gebiete Fachausschüsse zu errichten, zu deren mannigfachen Kompetenzen unter andern auch die Förderung von Lohnabkommen und Tarifverträgen gehört — eine Befugnis, die in Verbindung mit der ebenfalls im Hausarbeitsgesetz angeordneten Auslegung von Lohnverzeichnissen und Lohntafeln und der Führung von Lohnbüchern und Arbeitszetteln sicherlich zur Gewährung besserer Löhne beitragen wird. — Hat so der Reichstag das Arbeiterrecht gefördert, so hat er daneben auch andere wirtschaftlich schwache Schichten des Volkes nicht vergessen: die Novelle zur Gewerbeordnung vom 30. Mai 1908 hat Vorkehrungen für eine bessere Ausbildung des Nachwuchses im Handwerk getroffen; die Maßnahmen zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs sind durch das Gesetz vom 7. Juni 1909 verbessert, und das Baugewerbe ist durch das Gesetz vom 1. Juni 1909 gegen betrügerisches Spekulantentum mehr als bisher geschützt worden. So muß man anerkennen, daß der letzte Reichstag sich nach Kräften bemüht hat, den Forderungen des sozialen Lebens Genüge zu tun, weite Gebiete des sozialen Lebens sind unter seiner Mitwirkung so geordnet worden, daß dem kommenden Reichstage auf diesen Gebieten nicht mehr viel zu tun übrig bleibt.

Das ist aber nicht der einzige Grund, der eine Verschiebung des Zahlenverhältnisses unter den Reichstagsparteien für die Sozialpolitik nicht sehr bedeutsam erscheinen läßt. Wichtiger ist dafür noch die Tatsache, daß über die Notwendigkeit einer stetig fortschreitenden Sozialpolitik, soweit es einem Außenstehenden erkennbar ist, Übereinstimmung zwischen der Regierung und allen

bürgerlichen Parteien herrscht. Wohl hat man außerhalb des Reichstages hin und wieder die Meinung verlauten hören, wir hätten nun genug Sozialpolitik gehabt, im Reichstage hat aber diese Meinung bisher kaum Beifall gefunden, und in der Tat scheint sie auf einer Verkennung des Wesens des Staates zu beruhen. Die Staatslehre unserer Tage weist dem Staate die Aufgabe zu, helfend einzugreifen bei allen Schäden des öffentlichen Wesens, die die unmittelbar davon betroffenen Volksschichten aus eigener Kraft nicht abstellen können, und wenn dieses helfende Eingreifen vom Boden des bestehenden Rechts aus nicht möglich ist, so muß der Staat das bestehende Recht verbessern oder neues Recht schaffen. Sicher ist, daß solche Änderung des Rechts auf das äußerste wohl erwogen und sehr behutsam unter Berücksichtigung aller mit der Änderung möglicherweise verbundenen Wirkungen vor sich gehn muß, und daß deshalb über das Maß und das Tempo solcher Änderung unter den gesetzgebenden Gewalten Meinungsverschiedenheiten bestehn können. Sicher ist auch, daß der Staat die Gemeinschaft sämtlicher Teile des Volkes ist, daß die staatliche Fürsorge allen Teilen des Volkes, jedem nach seinem Bedarf, gleichmäßig zugute kommen muß — daß die staatliche Sozialpolitik sich nicht etwa in der Fürsorge allein für die industriellen Arbeiter oder auch für alle Arbeiter überhaupt oder auch in der Fürsorge für alle wirtschaftlich unselbständigen Schichten unseres Volkes erschöpft. Ebenso sicher aber wie dieses alles ist es, daß das soziale Leben auch künftig Schäden von solcher Art bestehn und entstehn lassen wird, daß sie nur unter Mitwirkung des Staates und seiner Gesetzgebung geheilt werden können, und darum ist es auch sicher, daß es stets eine Sozialpolitik geben wird und eine Ausgestaltung der sozialen Gesetzgebung, mag auch die Zusammensetzung des Reichstages anders werden, als sie war.

Aber vielleicht geschieht es, daß die Großtaten des neu gewählten Reichstages auf ganz anderem Gebiete als dem der Sozialpolitik liegen. Die Welt ist voll so ungeheurer Bewegung, daß vielleicht die nächsten Jahre mehr der Befestigung und Verteidigung der Grundlagen unseres staatlichen Lebens gewidmet werden müssen als den friedlichen Werken sozialen Fortschrittes. Sollte das unserem Volke so bestimmt sein, so werden auch wir nicht vergessen, daß vor jedem Fortschritte im Staatsleben als schlechthin unerläßliche Bedingung die Behauptung des Staates nach innen wie nach außen steht, und werden schweigen von anderem.

Koloniale Rundschau.

Von Otto Jöhlinger.

Solf.

Am 20. Dezember des Jahres 1911 — also nachdem die Reichstagsverhandlungen über die Marokkofrage und die Kongo-Kompensationen erledigt waren — hat der Kaiser dem früheren Gouverneur von Samoa, Dr. Solf, beim Frühstück im Schlosse seine Ernennung zum Staatssekretär des Reichskolonialamts

mitgeteilt, und als am Abend des gleichen Tages der neugebackene Minister dem Vortrage seines ersten Amtsvorgängers Dernburg im großen Saale des „Zo" in Berlin über den Kongo beiwohnte, konnte er bereits die Glückwünsche der zahlreich versammelten Kolonialfreunde zu seiner Beförderung entgegennehmen. Und in der Tat, es lag wirklich Grund zu einem Glückwunsch vor, denn der Sprung, den Solf, der einstige Sanskritforscher am Orientalischen Seminar, gemacht hat, war nicht gering. Zwar ist die Stellung eines Gouverneurs in den deutschen Schutzgebieten keineswegs ein allzu untergeordneter Posten, aber das Gouvernement, das Herrn Solf eine lange Reihe von Jahren — er hat zirka 13 Jahre auf Samoa geweilt — unterstellt war, ist das kleinste, das überhaupt existiert. Samoa besteht aus den beiden winzigen, aber anmutigen Inselchen Upolu und Savaii, es liegt weit ab vom Mutterlande und auch von anderen Kulturgegenden. Seine wirtschaftlichen Verhältnisse sind nicht besonders bedeutend, und die Zahl der Bewohner ist recht gering. Der Wirkungskreis eines Gouverneurs von Samoa ist also kein Posten, wo ein weiter Gesichtskreis erworben wird oder wo ein Staatsmann seine Regierungskunst erproben kann. Im Gegenteil, ein Bürgermeister von Rixdorf hat ein zehnmal größeres Wirkungsfeld als die „samoanische Exzellenz". Zählt man Männer, Frauen und Kinder der weißen Bevölkerung des kleinen Inselreiches zusammen, so ergibt sich — einschließlich der Beamten — eine Gesamtzahl von zirka 470 Weißen auf Samoa. Nur noch eine einzige deutsche Kolonie (Togo) hat eine noch geringere Einwohnerziffer als Samoa, während alle anderen Schutzgebiete eine größere Zahl an weißen Einwohnern aufweisen. Auch die Ziffer der Farbigen ist keineswegs groß: Eingeborene sind in Samoa zirka 33000 vorhanden. Mischlinge zirka 1000 und Chinesen zirka 1300. Insgesamt beherrscht also der Gouverneur noch keine 36 000 Menschen, d. h. noch weniger als ein Bürgermeister mancher deutschen Stadt.

Entsprechend dem kleinen Umfange ist auch der Handel Samoas nicht von großer Bedeutung: Einfuhr und Ausfuhr zusammen ergeben ungefähr Werte von zirka 7 Millionen bei einem Gesamtaußenhandel von 250 Millionen aller Schutzgebiete zusammen. Ein günstiges Zeichen ist allerdings, daß Samoa seit 1909 ohne Zuschuß des Mutterlandes arbeitet, also seine Ausgaben, die zirka 900 000 Mark pro Jahr betragen, aus den eigenen Einnahmen decken kann. In dieser Beziehung ist Samoa genau so gut gestellt wie Togo, wobei aber vor allem der wesentlich geringere Flächenraum des Inselreiches zu berücksichtigen ist.

Haben wir nun gesehen, daß der Tätigkeitskreis des Herrn Solf bisher nicht allzugroß war, so entsteht andererseits die Frage: Ist er nach seinem bisherigen Wirken für den neuen Posten auch geeignet? Diese Frage kann wohl vorläufig noch niemand beantworten, da man ja noch gar nicht weiß, wie er zu amtieren gedenkt. Zwischen der Politik eines leitenden Staatssekretärs und der eines Gouverneurs

kann sehr leicht ein großer Unterschied bestehen, wie uns Solfs Vorgänger, Herr von Lindequist, gezeigt hat. — Man rühmt Solf vor allem eine große Geschicklichkeit, gewandtes Auftreten, diplomatische Taktik und gutes Redetalent nach, alles Eigenschaften, die ein Staatsminister gebrauchen kann. Seine Gesichtszüge erinnern eher an einen amerikanischen Diplomaten als an einen preußischen Bürokraten. Daß er — wie man sagt — ein guter Redner ist, kommt ihm bei den bevorstehenden Reichstagsverhandlungen sehr zu statten und es wird ihn darin vorteilhaft von Lindequist unterscheiden, dem bekanntlich diese Gabe, namentlich in der Diskussion, gefehlt hat.

Eine sehr wichtige Frage ist allerdings, ob er d i e Eigenschaft mit ins Amt bringt, die gerade bei der Kolonialverwaltung besonders notwendig ist und die seine beiden Amtsvorgänger gezeigt haben: E n e r g i e. Ob er diese besitzt, erscheint nämlich recht zweifelhaft, und es wird sich in ganz kurzer Zeit schon zeigen, ob er in der Lage ist, Widerständen entgegenzutreten, oder, was man vielfach annimmt, eine Politik der K o n z e s s i o n e n — bald nach rechts und bald nach links — treiben wird. Sein Äußeres spricht dafür, daß er ein Mann des Entgegenkommens, der Politik der kleinen Mittel und des Nachgebens ist, warten wir nunmehr ab, wie er sich im Kampfe gegen seine G e g n e r verhalten wird. Es hat ihm zwar bisher in seiner Tätigkeit durchaus nicht an Widersachern gefehlt, und mit der weißen Bevölkerung Samoas lebte er in ständigem Kleinkrieg. Angeblich war seine Politik nicht deutsch-national genug. Aber bis jetzt ging Solf aus diesen kleinen Kämpfen immer als Sieger hervor — einmal weil er im Reichskolonialamt einen Rückhalt gegenüber den Angriffen der weißen Bevölkerung auf Samoa fand, andrerseits weil es seinem gewandten Auftreten in der Budgetkommission seinerzeit einmal gelang, den Reichstag von der Haltlosigkeit der gegen ihn erhobenen Anschuldigungen zu überzeugen. Aus diesen Kämpfen her rührt aber noch manche F e i n d s c h a f t gegen den neuen Staatssekretär, die sich wohl über kurz oder lang in mehr oder minder versteckter Form fühlbar machen wird. Auf eine unbedingte Gefolgschaft der rechtsstehenden Parteien kann Solf im neuen Reichstage jedenfalls nicht rechnen. Die Konservativen trauen ihm nicht recht, dem Manne, der gegen Eingeborenenmißhandlungen auftritt und Ansiedlungen von Weißen keineswegs so begünstigt, wie sie es verlangen. Den Konservativen wäre jedenfalls ein energischer Haudegen vom Schlage Trothas, der übrigens auch auf der Kandidatenliste stand, viel lieber gewesen als der „Anglophile der Südsee", der im Verdachte stand, gerade das englische Element in der Südsee besonders begünstigt zu haben.

Noch viel schwieriger wird sich die Stellung Solfs zum Z e n t r u m gestalten. Diese Partei, die noch immer der „nachgeordneten Behörde" in der Wilhelmstraße vom Jahre 1906 her mit wenig Sympathie gegenübersteht, betrachtet den neuesten Günstling des Kaisers schon von vorneherein mit Skepsis. Hat

er doch — wie man annimmt — den Kandidaten der Ultramontanen, den „schwarzen" Freiherrn von Rechenberg, der als Gouverneur von Ostafrika viel mehr Anwartschaft auf den leitenden Posten zu haben glaubte, verdrängt. Hierzu kommt noch etwas aus dem „Vorleben" des Herrn Solf: Dieser so gutmütig ausschauende Mann mit dem freundlichen Lächeln hat es vor Jahren einmal gewagt, mit dem französischen Bischof von Samoa einen Streit zu bekommen. Der Bischof von Samoa hatte nämlich gegen den dortigen deutschen Schulunterricht agitiert, und mit Recht hat sich Solf seinerzeit diesen antideutschen Bestrebungen widersetzt. Der Streit kam damals im Reichstage zur Sprache, und Solf wurde von Dernburg genügend verteidigt und gedeckt, wodurch die Angelegenheit erledigt schien. — Aber nicht für das Zentrum; das pflegt seine Rache kalt zu genießen. Nicht fern wird sein der Tag, an dem es seinen Jagdhund, der auf den Namen „Matthias" hört, auf ihn loshetzt — es sei denn, daß Solf vorher schon so tanzt, wie das Zentrum pfeift. Kann er dann aber eine fortschrittliche Kolonialpolitik treiben?

Theologisch-kirchliche Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Von Adolf Harnack stammt der ironisch gefärbte Ausspruch, von der Existenz des Teufels überzeuge ihn, allen Zweifeln des modernen Menschen zum Trotz, immer wieder — das Lesen der Kirchenblätter. Wer darin einige Erfahrung hat, wird den zornigen Sarkasmus würdigen, der hinter Harnacks Bonmot grollt. „Euer Ruhm ist nicht fein", so möchte man den „Brüdern" hüben und drüben oft zurufen und etwa den Spruch aus dem Paulusbriefe beifügen: Wenn ihr euch untereinander beißet und fresset, so sehet zu, daß ihr euch nicht aufesset .... Ich werde mich bemühen, in meinen Rundschauen über die Bewegungen auf dem theologischen wie auf dem kirchlichen Gebiet keinen starren Parteistandpunkt zu vertreten, ohne daß meine persönliche Stellungnahme irgendwie verdunkelt werden soll. Alles Verstehen heißt nicht alles verzeihen; aber es gibt einen energetischen Optimismus und eine Philosophie der mittleren Linie, ein Parallelogramm der Kräfte, deren Grundlinien der Herausgeber unserer Zeitschrift vor sieben Jahren gedankenreich gezogen hat für den sozialen Organismus, und welche der Berliner Theologe Julius Kaftan namens des Evangelischen Oberkirchenrats in einer wichtigen Stunde der preußischen Landeskirche auch im religiösen Gebiet als Grundsatz verkündete. Gilt es vom Leben überhaupt in Goethes Sinn, das Erreichbare beharrlich anzustreben und das Unerforschliche ruhig zu verehren, so wollen wir auch im theologischen und kirchlichen Fortgang unserer Zeit dies Mögliche und nur das Mögliche beherzt beim Schopfe fassen; man will es dann nicht fahren lassen, und wirket weiter, weil es muß.

Der vielberufene Fall Jatho, für den die Ausschließlichen (so möchte ich das Fremdwort „Orthodoxe" verdeutschen) den Pfeil vergiftet haben: „Jathos Fall",

ist durch die Amtsentsetzung des Kölner Pfarrers vor dem Spruchkollegium in Berlin keineswegs erledigt, er hat vielmehr eben erst begonnen. Die Kirchbehörde ist seit Ausgang Juli noch nicht soweit gediehen, die ihr von der Generalsynode aufgenötigte Drucklegung des Protokolls der Verhandlungen zu vollziehen; eine gedanklich dürftige und auch in der Form schwächliche Urteilsbegründung ist alles, was wir bisher amtlich aus dem Sitzungszimmer der 13 Männer erhalten haben. Daneben ging der Versuch, in den Gemeinden den Eindruck zu erwecken, als sei Jathos Ausschluß vom preußischen Kirchendienst einstimmig erfolgt, der Präsident hatte diplomatisch die Schweigepflicht über die Mitglieder verhängt und das gefällte Urteil von ihnen allen unterzeichnen lassen. Harnack verriet seinen Studenten in einer Vorlesungsstunde über den Fall Jatho — ohne den Namen zu nennen —, daß der Hallesche Theologe Friedrich Loofs für Jatho seine Stimme abgegeben habe; auch von Geheimrat Kahl, dem Vater des Irrlehregesetzes, wurde erwiesen, daß er Jathos Verbleiben im Amte gewünscht hat. Aber die Mehrheit der Spruchrichter, deren Zusammensetzung von der ungerechten Kräfteverteilung unserer Synoden aus bestimmt wird, hat den „Irrgeist am Rhein" des Talars entkleidet, — einen Mann von 60 Jahren, dessen ungewöhnliche Begabung für Predigt und Seelsorge auch von seinen Gegnern einhellig anerkannt wurde, dessen große Gemeinde in rührender Liebe an dem verehrten Führer hängt, dessen aufopfernde Treue ebenso hell leuchtet wie seine sittliche Lauterkeit. War die Verkündigung des Kirchenglaubens in Köln durch Jathos Freisinn bedroht? Nein; zwei liberalen Pfarrern stehen sechs orthodoxe Pastoren gegenüber, während nur ein Drittel der Protestanten Kölns sich zum Väterglauben bekennt, die Mehrheit ist liberal. Ohne Leidenschaft ist festzustellen, daß Pfarrer Jatho einer kirchenpolitischen Zufallsmehrheit zum Opfer fiel, welche seine Überzeugungstreue zum Tempel hinausstieß, während ihre eigene Überzeugungstreue sich im „Hause des Herrn" als alleinberechtigt behaglich etabliert.

Auch Harnack, der Jathos Theologie nicht die seine nennt, hat es wie Naumann, Sohm, Herrmann, Baumgarten für ein Unglück erklärt, daß dieser Pfarrer von der Kirche nicht ertragen wird, obwohl sein Lebenswerk ihn über die meisten seiner korrekten Amtsbrüder hoch erhöht. Und dies Verhängnis wirkt sich nun aus. Die für gemaßregelte liberale Pfarrer eingerichtete „Jathospende" errang bereits im ersten Anlauf die Höhe eines stattlichen Grundkapitals, sie wächst erfreulich weiter; Jathos Gemeinde schart sich nach wie vor um die gottesdienstlichen Versammlungen ihres Freundes, die unter dem Vereinsgesetz im kirchlichen Rahmen regelmäßig stattfinden; Jathos Kirchgemeinde, der offiziell ein liberaler Nachfolger vorsteht, wählte ihn in das Presbyterium, bewilligte ihm einen Saal für Andachten .... und der seiner Fesseln ledige rüstige Mann reist unermüdlich durch die deutschen Städte, um seine Gesinnungsgenossen mit theologisch-religiösen Vorträgen zu erfreuen

und der Freiheit in der Kirche der Reformation zu dienen. Auch in Düsseldorf und Barmen sorgt man für wiederkehrende Jathogottesdienste, so daß sich seine Gemeinde verhundertfacht hat, und seine gepflegte Feder sucht daneben im gedruckten Wort festzuhalten, was die Seele in religiöser Innenschau erlebt. Die Ausschließlichen haben den Fall Jatho äußerlich gewonnen, in der Sache unterliegen sie! Unbrüderlich suchten sie dem (für jede außerpreußische Kirche) Wählbaren auch den Pfarrertitel zu entreißen, wie sie mit persönlichen Verunglimpfungen dunkle Wege einschlugen, auf denen sie allerdings rasch und unsanft abgefaßt wurden. Jatho und seine Freunde bleiben in der Kirche, als ihr Salz.

Pfarrer Jatho und Professor Harnack haben über das Zeitproblem von Theologie und Kirche öffentlich Briefe getauscht, welche Martin Rade, Harnacks intimer Freund (bekannt als Herausgeber der „Christlichen Welt“), mit einem Geleitwort versehen in Buchform nochmals publizierte. Wie es zumeist bei solchen Verständigungen geht, redet jeder am andern vorbei und hört nur, was der sagt, nicht aber, wie er es meint. Jathos Sphäre ist die Empfindungswelt, vom religiösen Gefühl ist bei dem Mystiker alles beherrscht und im Ausdruck bestimmt; Harnack ist der geschärfte Intellekt, der weitblickende Historiker, dem es gegeben ist, die entlegenen Grenzen der kirchlichen Erscheinungsformen zu überblicken und mit künstlerischer Virtuosität elastischen Geistes zu verbinden. Auch persönlich ist die Verschiedenheit beider Briefschreiber groß: Pfarrer Jatho ist diplomatisch ungeschult; wie ein unbesorgtes Kind lebt der Dichter und Deuter vor sich hin und gibt sich der Welt, ein aufgeschlagenes Buch, ohne Rückhalt, ohne eine Gefahr zu sehen; seine Gemeinde ist sein Brief, geschrieben mit Geist und Liebe. Exzellenz Harnack wandelt auf den Höhen und betritt mit sicherem Fuß, der nicht gleitet, den gefährlichen Boden preußischer Kirchenpolitik. So gefällt sich Harnacks Schreiben an Jatho, der mit überquellendem Gemüt sich an ihn wandte und ihn als Autorität vertrauensvoll für den Schutz des freien Protestantismus in Anspruch nahm, in merklich zugespitzter Rede. Die Teilstriche in der gegenseitigen theologischen Auffassung werden mit kühler Deutlichkeit präzisiert, die Christusauffassung Jathos wird mit einem einzelnen Satze des Kölner Pfarrers gedeckt und rasch abgelehnt. Während Harnack selbst die altkirchliche Zweinaturenlehre für „gänzlich unhaltbar“ erklärt, will er für den Menschen Jesus das Gemeindebekenntnis, daß „dieser Mann“ der Messias und Herr ist, als unverschiebbares Glaubensurteil festhalten. Harnack läßt unausgesprochen, daß sein Christusglaube mit dem Apostel Paulus in unüberbrückbarem Zwiespalt bleibt; drückte er sich weniger vorsichtig aus, so würde jedermann erkennen, daß Harnack mit Jatho auf demselben grundsätzlichen Boden der unbedingten Menschheit Jesu steht, daß nur Gradunterschiede zwischen ihrer Christologie walten. Weder Paulus noch Augustin noch Luther würden Harnack anerkennen.

Aber der Berliner Theologe unter-

scheidet scharf zwischen der Aufgabe der Theologie und den Bedürfnissen der Kirche: erst kommt die Wahrheit und dann die Freiheit; die Wissenschaft darf sich bei ihrer Forschung um das Seelenheil nicht kümmern, die Kirche darf und soll die Eigenart der christlichen Religion aufrecht erhalten. Diese engeren Grenzen für den Pfarrer (im Gegensatz zum theologischen Dozenten) hat die Orthodoxie den Universitäten stets bestritten, fordert sie doch unerbittlich das „wirksame" Einspruchsrecht der Kirche bei Berufung liberaler Theologen auf die Lehrstühle, wie sie gegen Harnacks Berufung nach Berlin seinerzeit vergeblich protestiert hat. Aber aus Harnacks Studenten werden nach wenig Jahren unsere evangelischen Pfarrer; wenn sie in seine wissenschaftliche Überzeugung als in die geschichtliche Wahrheit sich einleben, so kommen sie .... als liberale Ketzer vor das Spruchkollegium nach Berlin, und dort treffen sie denselben Geheimrat Harnack (nach dem Vorschlag des Oberkirchenrats) wieder an, der die Frage mit zu entscheiden hat, ob seine theologischen Schüler von der Landeskirche als Prediger zu ertragen seien oder nicht. Diese Doppelstellung Harnacks als ketzerischer Theologe und zugleich als Ketzerrichter im Spruchkollegium beweist schlagend, daß dies Kollegium eben kein Lehrgesetz als Maßstab für die „Reinheit der Lehre" eines Pfarrers besitzt, und doch vermißt es sich, die Unverträglichkeit der Lehre eines Pfarrers mit dem Christentum — das gar keine Lehre ist, sondern zuerst und zuletzt Gesinnung — unter juristischen Formen festzuhalten.

Die unfehlbare Bibellehre ist nach Harnack durch die Theologie aufgelöst worden; das Verständnis und die Auslegung der Schrift darf sich weder durch ein Bekenntnis dirigieren lassen, noch darf sie sich um der „Heiligkeit" des Textes willen anderer Methoden bedienen als der allgemein anerkannten philologischen und historischen. Es gibt also keine heilige Überlieferung, vor der die geschichtliche Forschung kapituliert. Bei dem Wesen des Protestantismus müssen nach Harnacks Darlegungen in seinen gewichtigen Schriften die unausbleiblichen Kontroversen über einzelne Lehren .... als Zeichen des Lebens und des innerlichen Anteils betrachtet und sachlich ausgefochten werden, statt daß man den Gehorsam gegen die geltenden Bekenntnisse zur Vorbedingung evangelischen Christentums mache. Wir wünschen, schrieb Harnack früher einmal, daß die Religion ungehemmt durch Doktrinen elastisch und frei auf alle die komplizierten Zustände und Stimmungen des Lebens eingehe. Denn ihm ist die christliche Religion und die Religion überhaupt (wie für Jatho) die Gelassenheit des Herzens im Kindesvertrauen auf Gott, untrennbar verbunden mit der schlicht-einfachen Moral. Die Kirche aber, die die Orthodoxie des alten Protestantismus auf der ganzen Linie eingebüßt hat, darf sich nach ihm der Aufgabe nicht entziehen, den evangelischen Glauben neu und klar in der Sprache der Gegenwart zu fassen.

Wehe uns, hat Harnack vor aller Welt ausgeführt, wenn unser Glaube auf einer Summe von Einzeltat-

sachen beruhen würde, die der Historiker zu demonstrieren und zu versichern hätte! Denn keine äußere Tatsache der Vergangenheit kann auf den Grund der Evidenz gebracht werden, daß man auf sie Häuser, geschweige die Ewigkeit bauen könnte. Die sogenannten „Heilstatsachen" seien dem Glauben das gewesen, was der Pfahl dem Weinstock, das schützende Dach der zarten Pflanze ist. „Der Glaube des einen bedarf eines festen Stabes oder eines schützenden Daches, während dieser Stab in der Hand des andern zerbricht und sein Glaube nur in der Freiheit des Sonnenlichtes gesund bleibt." Man kann nicht behaupten, erklärte Harnack in seiner Rektoratsrede über Sokrates und die alte Kirche, daß die Lehre des Paulus die einzige sei, die sich mit dem Evangelium vereinen lasse! Auch in diesem zentralen Punkt deckt sich Jathos Anschauung mit der theologischen Grundstimmung Harnacks, der im Spruchkollegium sitzt. Harnack hat das Wesen des Christentums in seinen klassischen Vorlesungen dargelegt und von dem Nazarener — in Harmonie mit Jatho — ausgesagt, Jesus habe gefühlt und erkannt, geurteilt und gekämpft in dem Horizont und Rahmen seiner Zeit, als Kind seines Volkes; er habe eine bestimmte, begrenzte und beschränkte geistige Anlage besessen innerhalb eines begrenzten und beschränkten geschichtlichen Zusammenhanges. Sonst wäre er nicht ein Mensch von Fleisch und Blut, sondern „ein gespenstisches Wesen" gewesen. Das Urchristentum mußte untergehen, damit das Christentum bleiben konnte. „Nicht der Sohn, allein der Vater gehört in das Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat, hinein." Derselbe Harnack hat in dem noch unvergessenen Streit von 1892 um das sogenannte „Apostolikum" seinen Berliner Studenten (die jetzt als Pfarrer allenthalben auf den Kanzeln stehen) und heraus erklärt: „Ein gereifter, an dem Verständnis des Evangeliums und an der Kirchengeschichte gebildeter Christ wird Anstoß nehmen müssen an mehreren Sätzen des Apostolikums." Das ging vor allem auf die kirchliche Weihnachtslegende von der Jungfraugeburt, doch lehnt Harnack die leibliche Auferstehung und Himmelfahrt natürlich mit gleicher Entschiedenheit ab. Und seine Stellung zum biblischen Wunder ist durchaus nicht „gläubiger" als die von Jatho und Traub. Daraus folgt: — — — — — — — — — — — — — —

Zum Schluß nenne ich im Sinne dieser einleitenden Rundschau noch etliche Schriften:

Karl Jatho: Fröhlicher Glaube. Köln, Verlag Neuber.

Jatho und Harnack, ihr Briefwechsel. Von Martin Rade. Tübingen, Mohr-Siebeck

Otto Zurhellen: Jathos Theologie und die religiöse Krisis der Gegenwart. Ebendort.

Rudolf Eucken: Können wir noch Christen sein? Leipzig, Veit u. Co.

Theodor Kappstein: Auf die Schanzen! Lichter und Losungen. Berlin, Reuß u. Pollack.

Friedrich Naumann: Geist und Glaube. Berlin-Schöneberg, Hilfe-Verlag.

Juristische Rundschau.

Von Rechtsanwalt Dr. Hugo Waldeck.

Es ist eine undankbare, aber darum nicht weniger lockende Aufgabe, eine juristische Rundschau für eine Nichtfachzeitschrift zu schreiben. Die Rechtswissenschaft erfreut sich bei den Nichtjuristen keiner sonderlichen Beliebtheit, und dieselben Leute, welche für Mitteilungen aus dem Gebiete der Philosophie, Naturkunde, Medizin oder Geschichte, auch wenn sie nicht vom Fach sind, nicht nur Interesse heucheln, sondern solches auch wirklich empfinden, machen aus ihrer Abneigung gegen die Jurisprudenz kein Hehl. Die Erklärung hierfür scheint mir darin zu liegen, daß der Laie gewöhnlich die Bedeutung des erörterten juristischen Themas für die Allgemeinheit und damit für ihn selbst nicht spürt, außer wenn er persönlich in Mitleidenschaft gezogen worden ist. Diese Revue will auch diejenigen, die sonst dem Rechtsleben fernstehen, veranlassen, sich mit ihm zu beschäftigen. Die Gerichtsverfassungsgesetze sämtlicher Kulturstaaten haben sich schon seit langem für die Ausübung der Rechtspflege die Mitarbeit nichtrechtsgelehrter Personen als Schöffen, Geschworene oder Handelsrichter gesichert. Eine Teilnahme weiterer Kreise am Rechtsleben auch außerhalb des Straf- oder Zivilprozesses erscheint nicht weniger wünschenswert. Soweit juristische Fragen über den Einzelfall hinaus Bedeutung haben, sollen sie daher hier zur Sprache gebracht werden.

Der neu gewählte Reichstag sieht sich vor eine Reihe wichtiger gesetzgeberischer Aufgaben gestellt, die der frühere nicht mehr hat erledigen können. Hierzu gehört vor allem die Schaffung eines neuen Strafgesetzbuchs und die Verbesserung der Strafprozeßordnung. Die Wichtigkeit der beabsichtigten Reformen braucht nicht besonders betont zu werden. Für ihre Notwendigkeit spricht wieder ein kürzlich erschienenes Werk des Berliner Rechtsanwalts J. R. Dr. Sello, welches auch Nichtfachleuten eine Fülle von Anregungen bieten wird und eine Bereicherung für unsere Kenntnis der menschlichen Psychologie bedeutet. Sello hat als erster deutscher Kriminalist es unternommen, an einer Anzahl älterer und neuerer Strafrechtsfälle die ungeheure Macht, die der Irrtum auf dem Gebiete der Strafjustiz geübt hat, und die Ursachen der begangenen Irrtümer zu zeigen. Das in R. v. Decker's Verlag erschienene Buch, welches „Die Irrtümer der Strafjustiz und ihre Ursachen" betitelt ist, enthält eine Sammlung von ca. 200 praktischen der Erfahrung entnommenen Beispielen aus Deutschland, Österreich-Ungarn, Schweiz, Luxemburg, England, Frankreich und Italien. Auch die Darstellung der richterlichen Fehlsprüche im Auslande, durch welche in zahlreichen Fällen die Todesstrafe oder lebenslängliches Zuchthaus über Unschuldige verhängt wurde, ist packend und lehrreich für uns. „Un innocent condamné est l'affaire de tous les honnêtes gens." Andererseits sind die Fehler, welche die Verurteilung Unschuldiger verursacht haben, in allen Ländern dieselben oder können sich überall in gleicher Weise wiederholen. Die

Bedeutung desSelloschen Werkes liegt daher u. a. darin, daß es oft in aktuellen Fällen, die gerade zur Aburteilung stehen, die Möglichkeit gewährt, ein Analogon aus der Geschichte der Justizirrtümer den Richtern vor Augen zu führen und sie zur wiederholten Nachprüfung des Falles zu veranlassen.

Eine Anzahl von verbürgten Fehlsprüchen scheint geradezu ein Ding der Unmöglichkeit zu sein, z. B. die Verurteilungen wegen Mordes an Personen, die überhaupt gar nicht gestorben waren und sich nach erfolgter Aburteilung des angeblichen Täters, in einem Fall unmittelbar vor der Vollziehung der Todesstrafe, als lebend meldeten. Die neuerdings erhobene und bei Erscheinen dieser Zeilen wohl schon zur Verhandlung gekommene Anklage gegen den Brunnenbauer Kolbe und Frau Behm wegen Mordes und Anstiftung zum Morde, obwohl gar nicht feststeht, ob der angeblich Ermordete, der Sekretär Franz Behm, überhaupt tot ist, hat also schon ihre Vorläufer gehabt.

Wiederholt wird ferner von Sello der frappierende Fall behandelt, daß das endliche Geständnis des fälschlich Beschuldigten, der bisher die Tat „hartnäckig geleugnet" hatte, erdichtet war, und zwar mit allen für die Anklage notwendigen Einzelheiten, die das Geständnis besonders glaubhaft machten, „denn so etwas erfindet sich nicht". Allein wenn sich überhaupt etwas erfindet, so erfindet sich auch „so etwas". In einem Falle war die schließliche falsche Selbstbezichtigung auf Furcht vor der Untersuchungshaft zurückzuführen, in einem andern war sie dem charakterschwachen, unter der Last einer verlogenen Mordanklage zusammenbrechenden Manne durch die Seelenfolter einer mit dem Aufgebot aller Inquirentenkünste geführten Voruntersuchung in einer Unzahl qualvoller Verhöre abgepreßt worden.

Einen breiten Raum nimmt mit Recht die Besprechung der Fälle ein, in welchen auf Grund unsicherer Indizien, aber angeblich bestimmter Rekognitionen von Zeugen Unschuldige verurteilt worden sind (siehe den Fall Fourey). Der Maire und seine Magd wollen den des Mordversuchs Angeklagten beim Aufblitzen des Schusses erkannt haben, und trotz Alibi-Nachweises wird Fourey zum Tode verurteilt. In der neuen Verhandlung weisen Sachverständige nach, daß eine Rekognition beim Feuerschein eines Schusses unmöglich ist, worauf Freisprechung erfolgt. Man fragt sich unwillkürlich, warum die naheliegende Untersuchung durch Sachverständige nicht schon in der ersten Verhandlung vorgenommen worden ist.

Neben den Fällen, in denen Zeugen und Sachverständige, wenn auch fahrlässig, so doch wenigstens in gutem Glauben ihre Aussagen abgegeben haben, führt Sello eine Anzahl von Fällen an, in denen absolut unverdächtige Zeugen bewußt die Unwahrheit aus selbstsüchtigen Motiven ausgesagt haben. Eine verhängnisvolle Rolle spielt dabei das Verlangen des Zeugen, die auf die Ergreifung des Täters ausgesetzte Belohnung zu verdienen, so daß die Frage erwogen werden müßte, ob nicht auch im Strafprozeß derartige Personen, die einen Anspruch auf die Belohnung er-

heben, unbeeidigt zu lassen sind, wodurch ihre Bekundungen selbstverständlich an Gewicht verlieren. Im Zivilprozesse kann das Gericht, selbst wenn es sich um geringfügige Summen handelt, die Nichtbeeidigung von Zeugen beschließen, die am Ausgange des Rechtsstreites ein rechtliches Interesse haben. Im Strafprozesse, wo es sich um Leben oder Tod handelt, hat der Richter diese Befugnis nicht. Der habgierige Zeuge vermag unter allen Umständen seiner Aussage durch den Schwur den gehörigen Nachdruck zu verleihen.

Beunruhigend ist ferner die hohe Zahl von Verurteilungen, die auf Grund der Beschuldigung eines Mitangeklagten erfolgten. Kann es aber eine höhere Prämie für die unwahre Beschuldigung eines anderen, einen auch nur annähernd so starken Antrieb zur Lüge geben, wie die Rettung des eigenen sonst verwirkten Lebens? So war es im Falle Ziethen, der noch in aller Gedächtnis ist. Außer Ziethen, der nach der überzeugenden Darstellung Sellos nicht als Täter in Betracht kommen kann, war sein Barbierlehrling Wilhelm des Mordes der Frau Ziethen angeklagt. Wilhelm wurde freigesprochen, während sein Meister, den er, als er sich auf der Anklagebank befand, des Mordes beschuldigte, zum Tode verurteilt wurde. Tatzeugen fehlten. Nur in den Akten befand sich eine sogenannte Aussage der Frau Ziethen vor ihrem Tode, die aber ohne irgend welche Beweiskraft war, worüber sich sämtliche ärztliche Autoritäten einig sind, die sich inzwischen gutachtlich über den Fall geäußert haben. Denn die furchtbare Verletzung, die Frau Ziethen erlitten hatte, hatte einen beträchtlichen Teil ihrer Gehirnsubstanz in einen mißfarbigen mit Blut vermischten Brei verwandelt. Ihre Antworten auf ihr vorgelegte Fragen sind daher ohne Bedeutung. Der bekannte Professor von Krafft-Ebing meint: „Die Aussage der Frau Ziethen, als einer Sterbenden, Delirierenden, hat für mich gar keinen Wert. Ihre Aussage: Ziethen mein Mann, ist reine Echosprache. Mir scheint auf der Hand zu liegen, daß sich ihre Antworten, soweit sie überhaupt an Erlebtes anknüpfen, auf frühere Prügelszenen beziehen. Bei schweren Kopfverletzungen sind die Erinnerungslücken für die Zeit des Vorfalls und die unmittelbar vor ihm geradezu typisch."

Nach Rechtskraft des Urteils nahm Wilhelm die Beschuldigung, daß Ziethen seine Frau getötet habe, zurück und bezeichnete sich selbst als Täter, widerrief allerdings später das Geständnis wieder. Die wiederholten Versuche Ziethens, eine Wiederaufnahme des Verfahrens durchzusetzen, waren erfolglos, und er starb im Zuchthause, indem er bis zuletzt seine Unschuld beteuerte.

Der Fall Ziethen ist geradezu ein Schulbeispiel für die Reformbedürftigkeit der strafprozessualen Vorschriften für das Wiederaufnahmeverfahren. Es ist allgemein bekannt, wie schwer Gerichte sich dazu entschließen, die Wiederaufhebung eines Urteils, an dessen Fällung sie selbst mitgewirkt haben, im Wege des Wiederaufnahmeverfahrens zu ermöglichen. Es genügt in dieser Beziehung an den Meineidsprozeß in Essen zu erinnern, wo die unschuldig Verurteilten erst,

nachdem sie die vieljährige Zuchthausstrafe abgesessen hatten, im Wiederaufnahmeverfahren ihre Freisprechung erwirken konnten.

Sello bespricht in seinem Buche nur Fälle, in welchen auf Todesstrafe oder lebenslängliches Zuchthaus erkannt worden ist. Verurteilungen zu milderer Strafe hat er in seinem Buche außer Betracht gelassen. Sein Werk hätte sonst überhaupt kein Ende finden können, wenn man bedenkt, daß allein im Jahre 1905 im Deutschen Reiche 716 708 Anklagesachen anhängig geworden sind, wobei unter Anklagesachen nur diejenigen Sachen zu verstehen sind, wo auf Antrag der Staatsanwaltschaft zur Hauptverhandlung geschritten wurde.

Die Kommission, welche sich mit den strafrechtlichen Reformen zu befassen hat, wird nicht umhin können, die Erfahrungen, die sich aus dem Selloschen Werke ergeben, zu verwerten und zwar insbesondere auch bei der Beratung der Frage, ob die Todesstrafe beibehalten oder abgeschafft werden soll. Die Sellosche Sammlung der Justizirrtümer verlangt gebieterisch die Abschaffung.

Philosophische und geisteswissenschaftliche Rundschau.

Von Professor Dr. Ludwig Stein.

Der Essay als Kunstwerk.

Seit Nietzsche, der in seinen „unzeitgemäßen Betrachtungen" jene Kunstgattung des philosophischen Essays zu höchster Meisterschaft steigerte, der Schopenhauers „Parerga und Paralipomena" das Heimatsrecht in der deutschen Literatur erzwungen hat, sind der Essayform warme theoretische Befürworter erstanden. Das vorangegangene Geschlecht erfreute sich an der geruhsamen, innerlich ausgeglichenen Art Gildemeisters, Hildebrands oder an der feingeschliffenen, mit allen Farben des deutschen Humors und des esprit gaulois gesättigten Geistigkeit des größten politischen Essayisten seines Zeitalters, Ludwig Bambergers. Seit Nietzsche hat sich indes eine Umwertung aller essayistischen Werte vollzogen. Nicht das Gehaltene und Abgetönte, sondern das Zuckende und Blitzende bilden heute durchweg das wesentlichste Ingrediens der unser Zeitalter beherrschenden Essayform. Sah doch Nietzsche im Aphorismus, der den Essay in Extrakt- oder Essenzausgabe darstellt, die Form der Ewigkeit. Anders Montaigne und Franz Bacon, die eigentlichen Schöpfer des philosophischen Essays. Montaignes Essays (1580) und Franz Bacons sermones fideles (englisch: Essays moral, economical and political, 1597) geben dieser von ihnen geschaffenen Literaturgattung den Stempel der abgeklärten Lebensphilosophie im Gegensatz zur paragraphenmäßig eingeschachtelten Schulphilosophie.

Diese gesunde und natürliche Essayform, deren Daseinsberechtigung durch den Gehalt ihrer Leistungen von Descartes' „Discours de la Méthode" an bis zu den Reden und Aufsätzen von Hermann Helmholtz, Emil du Bois-Reymond, Eduard Zeller und Ernst Mach erwiesen ist, kommt neuerdings wieder auf. Drei Symptome für die innere Wandlung der Literaturgattung des

Essays im Geiste seines Schöpfers Montaigne, dieses berühmtesten aller esprits vagabonds, seien hier aneinandergereiht, weil sie uns seit unserer letzten geisteswissenschaftlichen Rundschau auf den Tisch geflogen sind: Luigi Luzzatti, Freiheit des Gewissens und Wissens, deutsch von Dr J. Bluwstein Leipzig, Duncker u. Humblot, Georg von Lukács, Die Seele und die Formen, Essays, Berlin, Egon Fleischel u. Co., endlich Walther Rathenau, Zur Kritik der Zeit, Berlin, S. Fischer. Diese Essaysammlung, welche Gerhart Hauptmann mit dem wundervollen, aus dem Munde eines skeptisch angehauchten Weltmannes doppelt reizvoll klingenden Widmungswort „Dir, Gerhart, habe ich stets geglaubt, ohne Beweis und ohne Umschweif" zugeeignet ist, erschien am 11. Januar 1912. Durch gütige Überlassung der Aushängebogen seitens des Verfassers war es mir vergönnt, vor dem Erscheinen des Werkes in das bedeutsame Buch Einsicht zu nehmen, um es für unsere heutige „Rundschau" heranziehen zu können.

Luzzatti schenkt uns den populärwissenschaftlichen, von Lukács den literargeschichtlichen, Rathenau den volkswirtschaftlichen und völkerpsychologischen Essay großen Stiles. Der essayistische Vorwurf Luzzattis heißt: Trennung von Staat und Kirche, der von Lukács's: der Essay als Kunstform, der Rathenaus endlich: die Mechanisierung der Welt. Der ehemalige italienische Ministerpräsident Luzzatti spricht zu uns mit dem Pathos einer gefesteten, unbeirrbaren Grundüberzeugung, die feuerfest und wasserdicht ist, zumal sie in einem nahezu vierzigjährigen Ringen als Vordermann auf der Bühne des Welttheaters herangereift ist. Der Reiz von Lukács's liegt in seinem sorgsam abgewogenen, das jugendliche Ungestüm glücklich eindämmenden Kunsturteil. Bei Walther Rathenau überrascht die Weite des Blicks neben einem Bildungsumfang, der von der Basis der Realwissenschaften, von denen er ausgegangen ist — Rathenau ist von Hause aus Ingenieur — bis zur Pyramidenspitze erlesenster geisteswissenschaftlicher, insbesondere philosophischer Erudition emporführt.

Luzzatti wird, wie männiglich bekannt, starke Hinneigung zu französischer Art und Sitte nachgesagt. Gilt er doch als Urheber der stillen Verständigung zwischen Italien und Frankreich. Um so woltuender berührt daher die „Vorrede zur deutschen Ausgabe" seines in romanischen Landen längst hochbewerteten Essaywerkes „Die Freiheit des Gewissens und Wissens in ihrem Verhältnis zum modernen Staat", in welcher Luzzatti sein Gefühlsverhältnis zum Deutschtum in folgende Worte kleidet: Des Deutschen Seele ist mystisch und positivistisch zu gleicher Zeit; sie hat den Weg zurückgelegt von dem Wesen des Christentums in der Auffassung Harnacks bis zu der fruchtbarsten industriellen Betätigung. Der Deutsche ist zugleich der reinste Idealist und der geschickteste Kaufmann, der erfolgreichste Finanzmann. So vereinigt er in sich zwei wesentliche Eigenschaften, die gewöhnlich einander ausschließen. Dieses Merkwort hätte ebensogut von Walther Rathenau stammen können.

Luzzatti, in seiner Jugend jahrelang Sekretär des Ministerpräsi-

denten Minghetti (Schwiegervaters des Fürsten Bülow), bekennt sich zur Formel Cavours: Freie Kirche im freien Staate. Aber er ergänzt diese klassisch gewordene Formel dahin, daß sie zu der großherzigen Auffassung erweitert werden muß: Freie Kirche im souveränen Staat. Zu diesem Behufe fördert er ein glänzendes essayistisches Rüstzeug aus allen Lagern des Wissens an den Tag. In achtzehn Essays voll getragener Gedankenhoheit und künstlerischer Rundung im Ausdruck, den sein Übersetzer Dr. Blumstein glücklich wiedergibt, behandelt Luzzatti in drei Gruppen die konstitutionellen Grundsätze in Staat und Kirche, die Geschichte der Freiheit des Gewissens und Wissens, endlich und insbesondere Wissen und Glaube in der Freiheit.

Luzzatti ist eine durch und durch religiöse Natur. Gerade deshalb ist er jedem kirchlichen Extrem abhold. Er sieht im fanatischen Bekenntniseifer mit einprägsamem essayistischen Stichwort eine „moralische Krankheit". Religion und Kirche sind scharf zu trennen. Roosevelt erinnerte zur Zeit, da er noch für Taft eintrat, daran, daß Abraham Lincoln keiner Kirche angehörte und doch tiefreligiös war. Roosevelt sagte in jener Rede, die als Hohelied der Toleranz anzusprechen ist, die nordamerikanische Republik wird zweifellos unter ihren Präsidenten Protestanten, Katholiken und in kurzer Zeit höchst wahrscheinlich auch Juden zählen. Dazu bemerkt Luzzatti: mir persönlich gereicht es zur Befriedigung, daß Italien der einzige Staat in Europa ist, der bis jetzt diesem Ideenkreise am nächsten steht. In der Tat hatte Italien einen jüdischen Ministerpräsidenten, Luzzatti selbst, einen jüdischen Kriegsminister (Ottolenghi), und Rom hat noch zur Zeit einen jüdischen Oberbürgermeister (Ernesto Nathan), ohne Nachteil für den italienischen Staat, dessen Finanzen Luzzatti, dessen Armee Ottolenghi reorganisiert hat. Die Bekenntnisfreudigkeit Luzzattis drückt sich besonders in den zwei Essays aus: Die Verfolgung der Juden im Mittelalter und die rettende Tat eines christlichen Heiligen, sowie: Ein Heiliger der Philosophie als Verkünder der Freiheit des Gewissens und Wissens: Spinoza. Von dem christlichen Heiligen (Bernhard von Clairvaux) sagt Luzzatti: Ein Glaube ohne Apostolat erlischt; ein Glaube, der das Apostolat bis zur Gewalt treibt, verroht. Die Gewissensfreiheit vereinigt in einer Geistesgemeinschaft einen Asoka, Themistius, Studita, Bernhard von Clairvaux mit Locke, mit Voltaire, mit Stuart Mill, mit den modernsten Vorkämpfern für die zum Staatsgrundsatz erhobene Freiheit der geistigen Selbstbestimmung. Und von Spinoza heißt es: Wenn die Religionen eine Gefühlsekstase zum Ausdruck bringen, so kann man wohl von einer Vernunftekstase in den großen philosophischen Systemen sprechen. Die Philosophen, die Apostel sind Wanderforscher, Geographen der Seele. In Spinozas „theologisch-politischem Traktat" sieht Luzzatti mit vollem Recht die philosophischen Grundlagen jener Forderung der Trennung von Staat und Kirche, welche an der Berliner Universität einst Eduard Zeller in Worten von schlichter Größe geschichtlich behandelt hat. Die Freiheit ist der wahre Zweck des Staates,

das hat schon Spinoza gelehrt, das hat Hegel zum Leitsatz seiner Geschichtsphilosophie erhoben. Die klassische Formel dafür, zu welcher sich Luzzatti rückhaltlos bekennt, stammt von Spinoza; sie lautet: Die Freiheit des Denkens ist nicht nur mit der Erhaltung der Moralität und des Friedens im Staate vereinbar, sondern man kann sie nicht unterdrücken, ohne zugleich diese Moralität und diesen Frieden zu vernichten. Luzzatti ist genau wie Spinoza strenger Gottgläubiger. Mit dem größten Physiker der Gegenwart, Lord Kelvin, ruft er uns am Schlusse seiner Essaysammlung zu: Wir sind von Beweisen eines vorhergefaßten, vernünftigen und uns günstigen Planes umgeben. Mit unabweislicher Gewalt stürmen auf unseren Geist jene Äußerungen ein, die uns das Walten eines freien Willens in der Natur und die Abhängigkeit der lebenden Geschöpfe von einer höchsten Intelligenz zeigen.

Die entscheidende persönliche Note Georg von Lukács's ist das von Goethe so hoch bewertete Ehrfurchtsgefühl. Unsere Dekadenten schwelgen in Götzendämmerungen, überbieten einander im Zertrümmern aller durch Überlieferung geheiligten Tafeln und gefallen sich in einer perversen Zerstörungswut, die sich mit blinder Undifferenziertheit gegen alles Überkommene richtet. Das Pathos der Distanz, das ihr Johannes so eindringlich predigte, ist unseren grundsätzlichen Verneinern völlig abhanden gekommen. Um so wohltuender berührt es, wenn ein junger Kenner und Könner wie Georg von Lukács seine Seele in die Formen der großen Gegenwartsmeister ergießt, zu denen er nicht panegyrisch-verhimmelnd, wohl aber im Erschauern der Andacht emporblickt und ihrer inneren Form habhaft zu werden sucht. Seinem (inzwischen verstorbenen) Freunde Leo Popper widmete von Lukács seine einleitende Studie über Wesen und Form des Essays, in welcher er seine Gedanken über die „Seele und ihre Formen" niederlegte, welche diese vom gleichen Schönheitsstreben durchglühten jugendstarken Männer bis über den Tod verband. In einem vom 18. Dezember 1911 stammenden feinfühligen, nur für Eingeweihte bestimmten Nachruf auf Leo Popper (1886—1911) führt von Lukács aus: Die Form ist das Bindende und das Bannende, das Lösende und Erlösende seiner (Leo Poppers) Welt. Die Welt der Form ist eine gebende, glückspendende und gebärende; sie ist wahrer, wirklicher und lebendiger als das Leben.

Von Lukács ist vorwiegend an Platon orientiert, während er an Aristoteles, dem eigentlichen Schöpfer der „Formen", achtlos vorbeigeht. Wie Emerson und Walter Pater steht auch der Essayist von Lukács im Banne jenes Dichter-Denkers, der aus seinem Idealstaate alle Dichter verbannt wissen wollte, ohne zu merken, daß er selbst, der Begriffsdichter Platon, der erste gewesen wäre, den man aus seinem „Idealstaate" hätte ausweisen müssen. Was von Lukács an Platon anzieht, das ist die gesinnungsverwandte Denkart und stimmungsverwandte Schreibart. Denn Platons Dialoge sind die ewigen Vorbilder des Essays in Reinkultur, vorausgesetzt, daß von Lukács mit seiner Wer-

tung der Essayform Recht behielte: wenn man die verschiedenen Formen der Dichtung mit dem vom Prisma gebrochenen Sonnenlicht vergleichen würde, so wären die Schriften der Essayisten die ultravioletten Strahlen. Die Dichtung nimmt aus dem Leben und der Kunst ihre Motive; für den Essay dienen Kunst und Leben als Modelle. Und darum erblickt er in Platon den größten Essayisten, der je gelebt und geschrieben hat, der dem unmittelbar vor ihm sich abspielenden Leben alles abrang und so keines vermittelnden Mediums bedurfte; der seine Fragen, die tiefsten, die je gefragt wurden, an das lebendige Leben anknüpfen konnte.

Folgerichtig beginnt von Lukács mit Platonismus, Poesie und die Formen, worin er der eigenartigen Persönlichkeit Rudolf Kaßners nahezukommen sucht. Sodann behandelt er am Beispiele Sören Kierkegaards das Zerschellen der Formen am Leben. Es folgen literargeschichtliche Essays im Sinne von Diltheys „Erlebnis und Dichtung" über die romantische Lebensphilosophie (Novalis), über Theodor Storm, Stefan George, Charles-Louis Philippe, Richard Beer-Hofmann, Lawrence Sterne und Paul Ernst. Letzterer hat in der Schaubühne vom 11. Dezember 1911 die Essaysammlung von Lukács warm begrüßt und treffend hervorgehoben, daß v. Lukács dort anfange, wo die Schlegel aufgehört haben.

Aber von Lukács ist nur Kritiker, nicht Romantiker im Stile der beiden Schlegel, insbesondere Friedrichs. Er sieht vielmehr in Novalis den einzigen wahrhaften Dichter der romantischen Schule, denn nur in ihm sei die ganze Seele der Romantik frei geworden. Die Weltanschauung der Romantik bezeichnet von Lukács als echtesten Panpoetismus: alles ist Poesie und die Poesie ist „Eins und Alles". Die Tragödie der Romantik ist ihm nicht entgangen; ihre Lebensphilosophie war nur eine des Todes, ihre Lebenskunst eine des Sterbens. Und deshalb führt, wie ich in den „Philosophischen Strömungen der Gegenwart" ausgeführt habe, die Straße der Romantiker auf vielfach verschlungenen Pfaden nach Rom. Der ehemalige Gottsucher und Gesellschaftswühler wird von den polypenartig sich ausstreckenden Fangarmen des Zeremoniells und Rituals für immer eingefangen. Es wird von Lukács noch öfter zu sprechen sein. Paul Ernst hat schon auf den merkwürdig gefeilten deutschen Stil dieses Ungarn hingewiesen, der sein erstes Werk, ein Buch über das moderne Drama, noch in ungarischer Sprache geschrieben hat. Heute und hier sei vorerst auf diese bedeutsame Studie über das Wesen der Form und die Theorie des Essays voranzeigend hingewiesen. Ich behalte mir vor, auf diese auch sprachlich fein abgetönte Essaysammlung an anderer Stelle eindringlich zurückzukommen. Von Lukács' Stil ist gedrungen, vielleicht allzu konzentriert; er will studiert, nicht angelesen sein. Aber von Lukács ist nicht bloß eine starke Hoffnung, sondern heute schon eine erfreuliche Erfüllung.

„The book of the season" wird, wenn nicht alle Anzeichen trügen, die dritte, hier zu besprechende Essaysammlung sein: Walther Rathenaus „Zur Kritik der Zeit",

soeben bei S. Fischer herausgekommen. Seine „Impressionen" und „Reflexionen", beide in vier Auflagen herausgekommen, haben bei ihrem Erscheinen Lärm geschlagen und ein weithin schallendes Echo geweckt. Feinschmecker haben in seinen (meist pseudonymen) Beiträgen in der Hardenschen „Zukunft" längst herausgespürt, daß sich hier ein kommender Mann der Literatur ankündigt. In England verblüffen solche Erscheinungen wie Walther Rathenau, der mitten im Gewebe und Getriebe der „Mechanisierung der Welt" steht, und zwar als Hebel, nicht als Schraube, weniger als in Deutschland. George Grote, der Freund der beiden Mills und Jeremy Benthams, der Mitbegründer des englischen „Utilitarismus", war einer der ersten „Bankers" von London, was ihn nicht hinderte, seine sechsbändige „History of Greece" zu schreiben, deren Platoband mit seiner Verteidigung der Sophistik auf Eduard Zeller den stärksten Eindruck gemacht hat. Hier findet man es wunderlich, daß ein Ingenieur und Industriekapitän zugleich Gesellschaftskritiker und Philosoph sein soll. Man wird sich an diese „Personalunion" zu gewöhnen haben, wenn man Rathenaus „Zur Kritik der Zeit" gelesen haben wird, was in den nächsten Wochen für die Gebildeten unerläßlich sein dürfte, zumal die von ihm aufgewühlten und in ihrer Tiefe erfaßten Probleme im Mittelpunkte unseres Interesses stehen. Platon sagt bekanntlich: es wird in der Welt erst besser werden, wenn entweder Könige Philosophen oder Philosophen Könige werden. In unserer „mechanisierten oder entgermanisierten Welt", wie Rathenau unser Zeitalter charakterisiert, kann es erst besser werden, wenn Männer, die mit dem wirklichen Leben in engster Fühlung stehen, auch seine Theorien auszubauen die innere Berufung besitzen. Was nützen uns heute verträumte Ideologen, die am wirklichen Leben mit verbundenen Augen vorbeigehen? Wir brauchen Männer von Welt, die den Erdumkreis mit offenem Blick durchwandern und das Räderwerk der ganzen Kulturmaschinerie mit dem Kennerauge des philosophisch geschulten Technikers durchmustert haben. Non scholae, sed vitae. Rathenau ist kein Systemphilosoph, wohl aber ein Lebensphilosoph, der die Höhen des Daseins und die Niederungen des Lebens nicht vom Büchertisch allein aus beurteilt, sondern vom Laboratorium und Bankpult, von ernsten Weltreisen und großen Lebensbeziehungen aus das Leben dort packt, wo es am gewaltigsten pulsiert.

Das Problem Rathenaus ist, wie wir bereits wissen, die Mechanisierung der Welt. Er versteht darunter die Wirkung der Verdichtung und Umschichtung, der Mechanisierung und Entgermanisierung auf die Welt, die Menschen und das Leben unserer Zeit. Was ich mit Dilthey das westeuropäisch-amerikanische Kultursystem zu nennen pflege, das heißt bei Rathenau die zentraleuropäische Kultur, welche die Mechanisierung der Welt bis in die letzten uns bekannten Konsequenzen durchzuführen im Begriff steht.

Die Struktur der Großstadt hat alles egalisiert und mechanisiert, das

ist das Zentralproblem Rathenaus. Den mechanisierten Besitz nennen wir Kapital. Der Vorgang, der von außen und physikalisch betrachtet als mechanisierte Gütererzeugung erscheint, dieser Vorgang stellt sich von innen, menschlich und organisatorisch betrachtet, als Kapitalismus dar. Diesen Kapitalismus hat Sombart in seiner bis zur Karikatur gesteigerten Weise auf das Judentum zurückgeführt. Dagegen macht Rathenau (ohne Sombart mit Namen zu nennen) geltend: Er (Sombart) denke daran, dem kleinen Volksstamm, dem die Welt die Hälfte ihres Gesamtbesitzes an religiöser Transzendenz schuldet, nun auch die Summe der materiellen Lebensordnung gutzuschreiben. Der Irrtum liegt in der Verkennung der Tatsache, daß Kapitalismus, so gut wie Technik, Wissenschaft, Verkehr, Kolonisation, Städteentwicklung oder Weltpolitik, nur Einzelerscheinungen der Grundfunktion bedeuten, die in der Verdichtung und ihrer Selbstbehauptung, der Mechanisierung, liegt.

Unter Mechanisierung der Welt versteht Rathenau die Mechanisierung der Produktion nicht bloß, sondern auch der Organisation, der Gesellschaft ebenso wie des Lebens. Im Prisma seines Geistes brechen sich die Strahlen aller unserer Lebenswerte: Technik, Naturwissenschaft, Kunst, Politik und Finanz erfahren hier eine geradezu radiumistische Durchleuchtung, die es Rathenau ermöglicht, mit Zeit und Welt ins Reine zu kommen. Die Mechanisierung der Welt ist der Zentralstrang seines Denkens, von welchem aus Rathenau mit jener konstruktiven Finesse, die den Ingenieur verrät, sichere Geleise in die Peripherie des Lebens hineinbaut. Er packt das Maschinenzeitalter wagemutig und beherzt an seiner empfindlichsten Stelle und bohrt sich mit nachtwandlerischer Sicherheit in den tiefsten Schacht ein, der von der Oberfläche des Lebens zu seinem metaphysischen Untergrunde, dem Weltenplan, führt. Rathenaus „Kritik der Zeit" ist nicht mehr und nicht weniger als eine Philosophie jenes Maschinenzeitalters, das sein Freund Gerhart Hauptmann dichterisch und Meunier bildnerisch am tiefsten erfaßt hat. Sein Problem ist: die Auflösung jenes Erscheinungskomplexes von Welt und Leben, welche die Mechanisierung und Entgermanisierung unseres Zeitalters herbeigeführt hat, auf die einfachste durchsichtigste Formel zu bringen, eben damit aber die scheinbar unentwirrbare Mannigfaltigkeit und Komplikation unseres Zeitalters auf rationale d. h. verstandesmäßig erfaßbare Einsicht zurückzuführen.

Kein Philosoph wird sein Genüge darin finden, nur eine Definition, oder eine Weltformel zu hinterlassen ohne ihre Anwendbarkeit auf das wirkliche Leben zu erhärten. Ein Philosoph der Technik vollends wird und muß den Ehrgeiz haben, daß sich seine Formel an der Hand des wirklichen Lebens bewährt und erprobt. Und so fügt denn auch Rathenau seiner versuchten Lösung der bewegenden Kräfte unseres Zeitalters durch die von ihm mit begreiflicher Heurekabegeisterung verkündete Formel der „Mechanisierung der Welt" einen Anhang an, in welchem er die Übertragbarkeit seines Grundgedankens

auf viele Gebiete des öffentlichen Lebens mit hinreißender Überzeugungskraft dartut. Das Kunterbunt der hier behandelten Probleme (Massengüterbahnen, Bemerkungen über Englands gegenwärtige Situation, Politik, Humor und Abrüstung, Geschäftlicher Nachwuchs, Staat und Judentum, Promemoria betreffend die Begründung einer königlich preußischen Gesellschaft, Physiologisches Theorem) ist nur ein scheinbares, durch Zeit und Ort der vorangegangenen Veröffentlichung erklärbares. Zieht sich doch durch alle Einzelfragen jene ideé maîtresse hindurch, welche das lose Gefüge der hier aneinander gereihten Essays künstlerisch zusammenhält, nämlich der Generalnenner seines Denkens: Die Mechanisierung der Welt. Diese ergreift auch den Staat. In der Organisation des Staates kämpft seit unvordenklichen Zeiten das mystische mit dem mechanischen Prinzip. Der religiöse Staat, sagt Rathenau mit blitzartig erhellender Erklärung, war ein Sakrament, der Verwaltungsstaat ist eine Institution.

Wie Luzzatti, so nimmt auch Rathenau, dessen „Höre, Israel" einst Alarm geblasen hat, zum Judentum, dem alle drei hier vorgeführten Essayisten ihrem Ursprunge nach angehören, Stellung. Das feige Verkriechen, Beschönigen, Bemänteln, Zudecken oder gar Verleugnen ist nicht die Art aufrechter, gedankentapferer und gefühlsbeherzter Männer. Rathenau erklärt, ohne in die Übertreibungen Sombarts zu verfallen, warum gerade die Juden den Marschallsstab des mechanistischen Menschen im Tornister tragen. Dabei findet er gleichzeitig für das germanisch freie Stammeswesen Töne höchster Bewunderung. Germanisches Selbstbewußtsein, Unabhängigkeitsgefühl und Herrentum ist uns überliefert, germanischer Ehrgeiz und Eitelkeitshang ist undenkbar. Deshalb hat er auch für den Nationalismus geschichtliches Verständnis. Er sieht in ihm eine natürliche Reaktion auf die ungleichmäßige Verteilung der mechanistischen Vorteile. Mut und Zweckfreiheit sind, nach Rathenau, die Grundstimmungen des germanischen Geistes. Seiner Bismarckbewunderung gibt er rückhaltlosen Ausdruck. Er sieht in seiner politischen Genialität Kraftüberschuß, Freiheit und somit Humor. Nur darf Freiheit nicht mit Frivolität, Phantasie nicht mit Phantastik verwechselt werden. Frivolität ist unsittlich, Phantastik irreal.

Das Germanentum ist sein Ideal, das Judentum seine Überlieferung. Mit stolzer Gebärde tritt er in seinem polemischen Scharmützel mit Kohler, das vor Jahresfrist viel Staub aufgewirbelt hat, allen Versuchen eines modernen Marranentums hoch erhobenen Hauptes entgegen. In seinem Aufsatz „Staat und Judentum" stellt Rathenau vorurteilsfrei fest, was einem aufgeklärten Juden unserer Zeit die Taufe bedeutet. Rathenau hält die herrschende Judenpolitik für rückständig, falsch, unzweckmäßig und unmoralisch. Wie sehr Rathenau im Rechte ist, zeigt ein Blick auf Holland, Italien, England, Skandinavien, Ungarn und Amerika. Überall dort, wo die Taufe, die nicht aus reiner Überzeugung erfolgt, welche jeder Aufrechte respektieren wird, sondern nur des winkenden Lohnes willen,

muß der Schlichte und Gradsinnige etwas Peinliches empfinden. In Holland, Italien und in Ungarn gehören die Juden nicht trotz, sondern wegen der Freiheiten, die sie in jenen Ländern genießen, zu den Stützen der staatserhaltenden Mächte. Der holländische Jude ist royalistisch bis in die Knochen, der ungarische patriotisch bis in die Fingerspitzen. Die deutschen Juden, sagt Rathenau, tragen einen erheblichen Teil unseres Wirtschaftslebens, einen unverhältnismäßigen Teil unserer Staatslasten und der freiwilligen Wohlfahrts- und Wohltätigkeitsaufwendungen auf ihren Schultern. Daß sie in weit überwiegender Zahl staatsfördernd gesinnt bleiben, beweist einen Gemütszug, der praktischem Christentum nicht unähnlich sieht. Ein sonderbares Zusammentreffen fügt es, daß die hier vorgeführten drei Essaysammlungen, die man getrost den besten unseres „mechanistischen Zeitalters" zuzählen darf, mir für die zweite Januarrundschau von „Nord und Süd" zugegangen sind. Alle drei Essayisten haben das Gemeinsame, daß sie zum „Kulturblock" gehören, nicht zerstörerisch, sondern aufbauend wirken. Luzzatti's Essays bauen Wissen und Gewissen, von Lukács's Kunst und Poesie, Rathenau's Wirtschaft und Völkerpsychologie in positivem Sinn aus. Sie widerlegen das Märchen von der rein negativen, destruktiven Tendenz des hochentwickelten Juden. Ist dieses zeitliche Zusammentreffen der drei italienischen, ungarischen und deutschen Essayisten ein Symptom oder ein bloßer Zufall? Wenn es ein Zufall sein sollte, so ist es sicherlich ein ungewöhnlich geistreicher Zufall.

Hygienische Rundschau.

Von Prof. U. Friedemann.

Ältere und neue Anschauungen über die Ursachen der Säuglingssterblichkeit.

Ein Problem, das die Hygieniker und Kinderärzte gerade heute wieder auf das lebhafteste beschäftigt, ist die Frage der Säuglingssterblichkeit. Wenn wir in den Statistiken großer Städte wie Berlin lesen, daß von 100 lebendgeborenen Kindern alljährlich 26 schon im ersten Lebensjahr dahingerafft werden, so steht diese Erscheinung in ihrer vernichtenden Wirkung allerdings nicht hinter den gefährlichsten Seuchen zurück. Vielleicht möchte mancher in dem massenhaften Sterben der meist dem Proletariat angehörigen Kinder ein gesundes Ventil gegen Übervölkerung und die daraus erwachsende soziale Not erblicken. Die Statistik lehrt aber wiederum, daß eine solche Gefahr der Übervölkerung gar nicht besteht, sie zeigt vielmehr, daß in fast allen Kulturländern ein jährliches Zurückgehen der Geburtsziffern zu beobachten ist. Einer weiteren Abnahme der Bevölkerung muß also vorgebeugt werden, und die Säuglingssterblichkeit ist daher nicht nur ein humanitäres, sondern auch ein volkswirtschaftliches Problem. Kein Wunder, daß Staat wie private Fürsorge in Vereinen und wohltätigen Unternehmungen der dem ersten Lebensalter drohenden Gefahr Einhalt zu tun suchen.

Aber so einig alle in dem Ziel sind, so sehr wird über die Wahl

der zweckmäßigsten Mittel gestritten, und gerade in den allerletzten Jahren hat sich die Wissenschaft wieder mit Eifer dieser Frage angenommen. Selbstverständlich können wir die Säuglingssterblichkeit nur wirksam bekämpfen, wenn wir ihre Ursachen kennen.

Da ist es nun eine höchst auffallende Tatsache, daß bei weitem die meisten Säuglinge im Sommer während der heißesten Monate sterben. Nach den verschiedenen Statistiken sterben in den heißen Sommermonaten etwa fünfmal soviel Säuglinge als im ganzen übrigen Jahr. In den großen amerikanischen Städten war diese Erscheinung schon seit langem bekannt, bei uns in Deutschland trat sie deutlich und erschreckend erst in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts hervor. In der letzten Zeit ist man nun dem Zusammenhang zwischen Hitze und Säuglingssterblichkeit auf statistischem Wege näher getreten, und da haben die Arbeiten von Finkelstein, Liefmann, Willim u. a. nun in der Tat ergeben, daß an jedem einzelnen heißen Tage ein Heraufschnellen der Sterbefälle zu beobachten war. An der ursächlichen Bedeutung der Sommerhitze ist also gar kein Zweifel möglich. Wie aber ist dieser Einfluß zu deuten?

Eine Tatsache von großer Wichtigkeit, die wir ebenfalls der Statistik verdanken, ist es, daß die Sommersterblichkeit fast nur auf Kosten der Flaschenkinder zu setzen ist, während die Brustkinder so gut wie verschont bleiben. Diese Beobachtung leitete naturgemäß die Aufmerksamkeit auf die Kuhmilch als Quelle der Schädigung. Beim Melken läßt sich nämlich kaum vermeiden, daß Bakterien in die Milch gelangen, und besonders, wenn diese nicht sehr sauber gewonnen wird, können diese Verunreinigungen einen erheblichen Umfang annehmen. Wir haben uns nun durchaus nicht vorzustellen, daß diese Bakterien etwa alle Krankheitserreger sind. Die meisten vermögen vielmehr gar nicht in den lebenden Körper einzudringen. In der Milch vermehren sie sich aber — besonders bei großer Hitze — so stark, daß 1 ccm viele Millionen Keime enthalten kann. Die Folge davon ist eine chemische Veränderung der Milch, die sich in dem bekannten Sauerwerden sowie in einer Zersetzung der Eiweißkörper, die als Peptonisierung bezeichnet wird, zu erkennen gibt. Es war besonders Flügge, der dieser Milchverderbnis eine wichtige Rolle bei der Säuglingssterblichkeit zuschrieb und deshalb seine Bemühungen vor allem darauf richtete, den ärmeren Bevölkerungsschichten eine einwandsfreie Milch zu beschaffen und ihnen die nötigen Anweisungen zu geben, um im Hause die Milch vor den Schädlichkeiten der Hitze zu schützen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß verdorbene Milch dem Säugling nicht zuträglich ist und daß daher größte Sorgfalt in dieser Hinsicht am Platze ist. Andererseits hat sich aber doch gezeigt, daß diese Vorsichtsmaßregeln allein nicht imstande sind, der Säuglingssterblichkeit Einhalt zu tun. Es müssen also noch andere Schädlichkeiten im Spiele sein.

In neuerer Zeit ist man nun immer mehr zu der Einsicht gekommen, daß die Kuhmilch als solche, auch wenn sie nicht bakteriell verunreinigt ist, infolge ihrer abweichenden chemischen Zusammensetzung kein vollwertiger Ersatz für die Muttermilch ist. Der künstlich genährte Säugling verfällt dadurch leicht einer chronischen Ernährungsstörung, die bei plötzlich einsetzenden Schädlichkeiten zu schweren Erkrankungserscheinungen führen kann. Manche Hygieniker und Kinderärzte suchen daher vor allem auf die Mütter einzuwirken, um sie zum Stillen ihres Kindes anzuhalten. Diese Bemühungen können aber nur in den besser gestellten Bevölkerungsschichten, in denen sowieso die Säuglingssterblichkeit eine geringe ist, einen Erfolg haben, in den Klassen des Proletariats, in denen die Frau selbst arbeiten muß, werden sie unter den heutigen sozialen Verhältnissen ein frommer Wunsch bleiben.

Eine dritte Theorie, die sich mit den Ursachen der Sommersterblichkeit der Säuglinge beschäftigt und gerade augenblicklich viele Anhänger zählt, können wir als die Theorie der Wärmestauung bezeichnen. Um sie zu verstehen, müssen wir ein wenig auf die Vorgänge des Stoffwechsels eingehen. Bekanntlich werden die Stoffe, die wir mit der Nahrung aufnehmen, mit Hilfe des eingeatmeten Sauerstoffes im Organismus verbrannt und erzeugen dabei eine gewaltige Wärmemenge, die den Körper weit über die wirklichen beobachteten Temperaturgrade erwärmen würde, wenn dieser nicht durch Wärmestrahlung und durch Verdunstung des Schweißes die überschüssige Wärmemenge abzugeben imstande wäre. Je höher die Außentemperatur steigt, um so weniger Wärme kann durch Strahlung abgegeben werden und um so mehr muß die Schweißsekretion in Kraft treten. Schließlich kommt aber eine Grenze, wo auch diese versagt; die Körpertemperatur beginnt zu steigen und dann treten die Erscheinungen des Hitzschlages auf. Was hier für den Organismus im allgemeinen abgeleitet wurde, gilt in erhöhtem Maße für die Säuglinge. Zunächst wissen wir aus den Untersuchungen Rubners über den Stoffwechsel des Säuglings, daß dieser infolge der Wachstumsvorgänge viel größere Wärmemengen bildet als der Erwachsene und darum auch bessere Bedingungen für die Entwärmung verlangt. Wie liegen nun aber die Verhältnisse in dieser Hinsicht? Der Erwachsene kann sich der Hitzewirkung bis zu einem gewissen Grade meist durch Veränderung der Kleidung, durch Hinausgehen ins Freie entziehen. Der Säugling aber liegt hilflos in der meist überhitzten Wohnung der ärmeren Klassen, gewöhnlich noch dazu eingehüllt in einen Haufen von Windeln, Flanelltüchern und Gummilappen. Beginnt er in seiner unangenehmen Lage zu schreien, so wird die besorgte Mutter dies für ein Zeichen von Durst halten und ihm die Flasche reichen. Damit aber werden wieder Nährstoffe zugeführt, die den Organismus noch von innen heizen, und zu dem Schaden der schlechten

Entwärmung kommen auch noch die Gefahren der Überfütterung. Tatsächlich ist es sehr wahrscheinlich geworden, daß ein großer Teil der Säuglinge einfach an den Folgen eines Hitzschlages zugrunde geht. Besonders sind das diejenigen Fälle, in denen die Kinder ganz schnell unter Temperaturen von 42—43 Grad zugrunde gehen. Ob auch der eigentliche Brechdurchfall ein chronischer Hitzschlag ist, wie manche Autoren glauben, muß vorläufig noch in Zweifel gezogen werden. Wahrscheinlich handelt es sich um eine kombinierte Schädigung durch die Wirkung der Hitze und der künstlichen Ernährung. Unter allen Umständen kann aber eine vernünftige Belehrung der Mütter hier sehr segensreich wirken. Das Einwickeln der Säuglinge muß in der heißen Jahreszeit ganz unterbleiben; im Gegenteil müssen sie möglichst unbekleidet an kühlen Orten gehalten werden. Klagen sie über Durst, so ist es weit zweckmäßiger ihnen Wasser oder Tee als Milch zu geben, damit eine Überfütterung vermieden wird.

Die Frage der Säuglingssterblichkeit beschäftigt auch in hohem Maße das Interesse des Staates und der Kommunen. Es ist das große Verdienst von Meinert bereits vor 20 Jahren gezeigt zu haben, daß die Säuglingssterblichkeit im wesentlichen eine Wohnungsfrage ist. Je ungünstiger die Ventilationsbedingungen in einem Hause sind, um so größer ist die Gefahr für die darin lebenden Säuglinge. Die Statistik hat nun in der Tat einen sehr nahen Zusammenhang zwischen den Wohnungsverhältnissen und der Säuglingssterblichkeit ergeben. Es hat sich gezeigt, daß die Sterbefälle sich in jenen Stadtteilen häufen, in denen die Bebauung eine besonders dichte ist. Ja es konnten wahre Sterbehäuser festgestellt werden, die sich durch eine besonders ungünstige Anlage auszeichneten. Damit hängt wohl die von Prausnitz beobachtete Erscheinung zusammen, daß die Säuglingssterblichkeit stets dem Pauperismus folgt. Auch das Auftreten der Sommersterblichkeit in den 80er Jahren ist auf die Entwickelung der großen Städte und die Anhäufung proletarischer Massen in ihnen zurückzuführen.

Allerdings ist es nicht leicht, hier Wandel zu schaffen; denn an den bereits bestehenden Stadtteilen fällt es schwer etwas zu ändern. Bei der Ausarbeitung neuer Baupläne, besonders für Arbeiterviertel, sollte aber von seiten der Kommune in Zukunft mehr Rücksicht auf diese Frage genommen werden. In Amerika, wo infolge der ganz enormen Hitze im Sommer das Sterben noch weit bedrohlicheren Umfang annimmt als bei uns, hat man sich bereits zu einer tatkräftigen Abhilfe gezwungen gesehen. Man schickt die erkrankten Säuglinge aufs Land oder auf Hospitalschiffe, die auf den großen Seen und Flüssen fahren, und in der Tat berichten amerikanische Ärzte von der ganz wunderbaren Wirkung dieser Maßnahmen selbst bei schwer erkrankten Kindern.

Die Einsicht, welche direkten Gefahren dem Säugling von der Einwirkung der Hitze drohen, ist

nicht neu, aber sie beginnt erst heute allgemeine Anerkennung zu gewinnen. Hoffen wir, daß sie auch praktisch durchführbare Maßnahmen zeitigen wird und uns damit eine wirksame Waffe gegen diesen bisher mit so wenig Erfolg bekämpften Volksschaden in die Hand gibt.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

Des Kritikers Amt ist: eine Meinung zu haben. Zuweilen treibt er den Luxus, seine eigne Meinung finden zu wollen. Wenn er dann, als Literaturkritiker, gar noch die verschollene Ehrlichkeit hat, X Bücher wirklich lesen zu müssen, ehe er eines davon auswählt, um darüber zu schreiben, wird ihm sein Amt, Gott weiß es, nicht zur Sinekure. Wer aber auf den ersten Griff interessanten, literarischen Darbietungen begegnen will, der gehe nach Skandinavien.

Kaum eine unserer europäischen Großmächte — oder sagt man heut richtiger Größen-Mächte?! — hat einen ähnlichen Reichtum an erlesenen Literaturerscheinungen wie diese drei Lande der bleichen Sonne. Mit einigen dieser neuesten Dichtungen möchte ich heut unsere Leser beschäftigen. Da ist vor allem eine *höchst rühmenswerte deutsche Ausgabe der „Gesammelten Werke von Björnstjerne Björnson"*. Der Herausgeber und Übersetzer der monumentalen Ibsen-Gesamt-Ausgabe, *Julius Elias*, hat diese Björnson-Ausgabe als Gegenstück dazu, vor kurzem vollendet, bei S. Fischer-Berlin erscheinen lassen. Acht weitere Namen, werden als Mitarbeiter genannt — darunter *Ludwig Fulda*, *Christian Morgenstern*, *Gertrud J. Klett*. Namen, die Bürgschaft sind, so für den Geist, wie für das Wort Björnsons, „des großen Wahrheitsagers," den *Joh. V. Jensen* in lohender Begeisterung also schildert:

„Norwegen ist Björnson. Er hat die Nation erschaffen. All die widerspenstigen Felsen, all die fruchtbaren Täler sind Björnson. Die gespaltenen Küsten und die tausend Familien, die wilden Tiere auf den einsamen Höhen und die Treue in den kleinen Städten; all das ist Björnson. Alle wahren Norweger ähneln ihm, haben seine Züge, denn er ist ein Auserwählter unter ihnen."

Begeisterung — die Wahrheit ist! Björnson, geboren und aufgewachsen in einer Heimumgebung von grandiosem Schnitt, ist der starre Nation-Verkünder im Dichten und Denken, mehr noch der streitbare Nation-Träger in der herben Größe seiner heimatgeprägten Persönlichkeit — ein Stück seiner Umwelt. Nicht im engen Sinne der Heimatdichtung, dazu ist er zu universal. Aber aus dem Boden, der Luft seiner Heimat hat er Nahrung und Kraft gesogen für die Früchte, die das Kosmos in ihm ausgereift. Und diese Früchte: seine Novellen und Erzählungen nicht minder, wie seine großen Romane und Dramen, wie seine entzückend feinen Poesien, gestaltet er mit dem Herzblut innigster Heimgehörigkeit — so streng „national", daß er sich den Gebrauch dänischer

Wortfinessen versagt. Was Ibsen niemals getan.

Björnson gehört zu den Dichtern, die den Denker nie vergessen lassen; zu den Denkern, deren Art, sich auszusprechen, neben dem Feuer der Rhetorik, in Sinn und Absicht etwas Verschlossenes, schwer Zugängliches hat. Das aber kommt mehr in seinen polemisch-politischen Schriften als in seinen Dichtungen zum Ausdruck. Von seinen Dramen wird man auf der Bühne erst jetzt einen ganz unbeeinflußten Eindruck erhalten. Bei Björnsons Lebzeiten ist jede seiner Bühnenschöpfungen von dem Streit gegensätzlicher Meinungen umtobt worden, der einer ruhigen Wertung und Wirkung nicht günstig war. Nun ein gewisser Abstand zwischen Dichtung und Kritik sich ergibt, erkennt man erst voll, wie viel tief eingreifende Lebensweisheit neben der großen dichterischen Schönheit und klugen Bühnenwirksamkeit in seinen Dramen enthalten ist.

Ein biographisch-kritisch-analytischer Supplementband soll dieser Gesamtausgabe folgen. Es ist anzunehmen, daß er vornehmlich mit der Aufführbarkeit der Dramen sich befassen wird. Ein geschlossenes Briefkorpus „Briefe aus Aulestad", die Björnson an seine Tochter Bergliot richtet (übrigens auch als prächtige Einzelausgabe erschienen), Dokumente der unpathetischen Vaterliebe, beschließen diese Björnson-Ausgabe, deren voluminöse 5 Bände einen Inhalt von ca. 3000 Seiten ergeben. Aber, da der Stoff auf jeden Einzelband als abgeschlossenes Ganze geschickt verteilt und jeder Band einzeln käuflich ist, braucht die Wucht der Ganzheit die Impression des Lesers nicht einzuschüchtern. Eine deutsche Gesamtausgabe wie die vorliegende hat bisher gefehlt. Um so dankenswerter das Unternehmen, in so vollendet schöner Ausführung sie herzustellen. Interessant übrigens ist Björnsons eigne Mitwirkung, der noch mit Verleger und Herausgeber alles Wesentliche über Auswahl und Anordnung besprochen hat. Sicher in der unerfüllt gebliebenen Hoffnung, seine zähe Kraft werde ausreichen, die Vollendung des Werkes und sein achtzigstes Jahr ihn erleben zu lassen. Björnson, der am 8. Dezember 1832 (zu Kvikne in Oesterdalen, Norwegen) geboren ist, starb aber schon am 26. April 1910, bevor das große Werk zu erscheinen begonnen, das eben jetzt vollendet ist.

Von dem Gesamtwerk des größten Norwegers zu der jüngsten Dichtung der größten Schwedin unserer Tage, zu Selma Lagerlöf mit ihrem Roman „Liljecronas Heimat". (Verlag von Albert Langen-München.) Und es ist wirklich ein Roman — nach allen gesetzlichen Regeln der Technik: Das Geschick eines Einzelhelden, an das aller Mitwirkenden und ihr Erleben zentral gebunden, damit verflochten und organisch verwachsen. Aber natürlich ist es dennoch kein „Roman". Ach nein und Gott sei Dank! Romane schreiben können Tausende, einige darunter erzellent. Eine Wichtel-Dichtung schreibt nur die einzige Selma Lagerlöf.

Also natürlich kein „Problem", ihre neue Dichtung. Noch weniger

eine Verwickelung seelischer Konflikte. Noch hat sie den Ehrgeiz: von Grund auf neu und merkwürdig behandeln zu wollen, was ihr Gestalten ausmacht. Nur, daß das ihr Natürliche zufällig das Edelste, Sonnigste, gemütlich Reichste und in jedem Verstehen entzückend ist. Nebenbei von der gründlichsten Kenntnis der Geschichte, der Natur und der unerschöpflichen Sagenwelt ihres Vaterlandes durchzogen. Und diese Sagenwelt ist Wurzelboden und Wipfelkrone ihres dichterischen Schaffens. Darum: was immer sie aufgreift, wird ein heimatlicher Stoff. Darum: was immer sie formt, wird von Hausgeistern, Wichteln, Wasserfrauen, Nixen und anderem Gesindel belebt und in dem Fortgang der Geschehnisse gefördert. Und Beides, Wichtel und Wirklichkeit, wird unter ihren Händen ein geschlossener Organismus, wohl eingerichtet, natürlich angelegt, logisch aufgebaut, unanfechtbar entwickelt. Und dennoch Märchen. Märchenzauber, Märchenstimmung! Das ist das Rätsel, so ihrer künstlerischen Wesenheit, wie Wirkung. Dazu kommt ihr sicher beratener Kunstgeschmack, ihre Erzählerfinessen, deren raffinierte Feinheit — schlichte Natur ist. Die persönliche Kunstform einer unpersönlichen Begriffplastik.

Also eine Stiefmuttergeschichte: Da ist ein Landpastor, frei, stolz in Demut, begabt ohne jeden Ehrgeiz, arglos wie ein Kind. Jung verwitwet, lebt er auf seinem behaglichen Familiengut mit seiner bezaubernden Tochter, der 16jährigen Maja-Lisa. Da tritt, wunderbegleitet, ein fürchterliches Weib in ihrer Beider Leben und wird in Kürze Maja-Lisas Stiefmutter. Der alte Bengt und die Wirtschafterin und Alle haben Recht: diese Stiefmutter, mit ihrer sinnlos rasenden Spinnwut, ihrer grundlosen Bosheit, ihrem nagenden Zerstörungs-Grimm, ihren schneeweißen Haaren über jugendlichem Gesicht und ihrer rauhen Raubtierstimme; diese schändlich ruchlose Stiefmutter kann keine Andere sein, als die heimatlose Wasserfrau, aus dem verdorrten Schwarzsee gestiegen, die sich zeitweilig ein Heim unter Menschen erlistet und es nicht eher verläßt, bis Haus und Hof und Habe, bis Mensch und Tier zugrunde gerichtet sind. Bei dem Pastor auf Lövdala glückt es ihr nur halb, aber gründlich. Und als die freundlichen Hauswichtel, nach Jahresfrist, seinen Tod vorverkünden, tun sie es jubelnd. Im prunkenden Mondenschein, vor den Augen der kleinen Nora, tanzen sie frohlockend im Reigen, selig, daß dem Pastor der Tod Erlösung bringt. Aber die kleine Maja-Lisa rettet sich und ihrer Seele Reinheit aus den Bosheitnetzen der stiefmütterlichen Wasserhexe in die Liebe des geheimnisumhüllten Geigers Liljecrona, der einst sein liebes Mädchen in den Tod gegeigt, seither unstät und grauen Gemütes ist. Die starke, kluge, glücksehnsüchtige Liebe Maja-Lisas erlöst ihn von dem Bann, und ihre Kraft des Glaubens leitet ihn zur Musik, der „Heimat" seiner Seele, lichtbringend zurück.

Selma Lagerlöf hat sicherlich schon Größeres geschaffen; man denke an „Niels Wunderreise", an „Jerusalem" (Band I), an „Gösta Berling" und „Antichrist". Aber weniges

ist von so still beseelter Lebenskraft der Darstellung, wie diese Stiefmutter-Dichtung. Einzelne Bilder: der Sturmweg zu Beginn, der heimliche Hochzeitzug, das Erlösungs-Geigenspiel Liljecronas, der Wichtelreigen im Mondschein sind von bestrickend zarter Poesie. — Aber so etwas ist ja bei der Lagerlöf naturbedingt. Man kommt sich unerlaubt vor, das besonders hervorzuheben.

Nicht ganz so selbstverständlich ist es, wenn ihre vielgenannte Landsmännin, Ellen Key, ein gutes Buch gut schreibt: „Seelen und Werke". (Verlag von S. Fischer-Berlin.) Wieder ein Band Essays — also in höherem Sinne kein „Buch", kein einheitlich in sich Abgeschlossenes, kein innenverbundenes Ganze. Aber eine Sammlung von empfundenen Persönlichkeitseindrücken, Beobachtungen, biographischen Skizzen etc. Aus ihrem freundschaftlichen Verkehr erzählt sie Markantes und Dauerverheißendes von Maeterlinck, von Rilke, von Verhaeren, von Rodin und Anderen. Auch viel „erklärt" wird zwischen durch. Denn die Exegese selbstverständlicher Gedanken und tiefsinniger Gedankenstriche ist nun einmal das ihr Natürliche. Aber da sie diesmal nicht nur interessant erzählt, sondern auch mit konsequenter Gedankenfolge schreibt und vermeidet, den Boden der Sozial-Philosophie eklektisch zu beackern, ist ihr Buch als eine erfreuliche Erscheinung aufrichtig zu empfehlen. Ganz besonders das letzte Kapitel von der Mütterlichkeit in Spiel und Kunst.

Last not least möchte ich noch auf einen dänischen Dichter hinweisen: Henrik Pontoppidan mit seinem Novellenband: „Der Teufel am Herd". (Verlag von Eugen Diederichs-Jena). Wer die literarische Provenienz dieses Dichters kennt — er entstammt einem Geschlecht, das seit Jahrhunderten dem Lande Dichter, Denker, Priester, Lehrer und Reformer gegeben — wird über seine außerordentlichen künstlerischen Qualitäten kaum noch staunen. Seine sprachliche und dichterische Kunstkultur erhebt sich in diesen fünf Novellen so blütenhaft und triebkräftig zugleich, daß das meist recht düstere Kolorit der Fabeln wie mit Goldschimmer davon verbrämt wird. Der Kollektiv-Titel soll symbolisch andeuten, wie von außen her Unfrieden, Mißtrauen, Eifersucht, Gram und Grauen in den Frieden und an den Herd des Hauses getragen werden und ihn zerstören können, bis der Tod rasch oder abstumpfende Gleichgültigkeit allmählich Brücken schlägt über die gähnenden Abgründe verlorenen Glückes. Die subtile Behandlung der heiklen Stoffe, die soignierte Art, Unheimliches nur anzudeuten, vor allem sein sorglich gepflegter Vortrag, sein disziplinirtes Denken, seine scharfsinnig psychologischen Faserungen, nicht minder seine Beobachtungsergebnisse machen das Buch für den Geschmack der Wählerischen zu einer höchst beachtenswerten Erscheinung in der literarischen Gegenwart.

Auch eines Ministerphilosophen sei noch rühmend gedacht: Sigurd Ibsen, der frühere Staatsminister (Sohn Henrik Ibsens und Schwiegersohn Björnsons), hat in einem Band Essays: „Menschliche

Quintessenz" (S. Fischer, Berlin) seine bemerkenswert klar durchdachten Ansichten über die Mängel und Fehler der Innenpolitik seines Landes niedergelegt. Den ministeriellen Tagesgeschäften entrückt, steht er in befreiter Höhe über dem, was menschliches Irren zu staatlichen Wirren ungedeihlich entwickelt. Unerschrocken beleuchtet er, und mit wohlbedachter feiner Beredsamkeit, alle die wunden Punkte am Staats-, Volks- und Gesellschaftskörper, von denen aus die Not und Sehnsucht unserer Tage zu heilen, zu erfüllen wären. Das Buch ist nicht für Politiker geschrieben — es ist für die breiten Schichten derer gedacht, die denkfähig und urteilsreif geworden. Das Buch ist, im spezifisch literarischen Sinne, glänzend geschrieben: mit warmem Herzen verstehend, mit klarem Kopf überzeugend, von einer meisterlichen Feder geführt. Selbst für die skandinavische Literatur eine ungewöhnliche Gabe.

Kunstrundschau.

Von Prof. Dr. Hans Mackowsky.

Der neuste Band der bekannten Velhagen und Klasingschen Künstlermonographien bringt aus der Feder von Hans Rosenhagen eine ausführliche Würdigung des Schaffens von Albert v. Keller, und gleichzeitig, ebenfalls von Rosenhagen beraten, eröffnete Schulte eine reich beschickte Keller-Ausstellung, die in vorzüglicher Weise über den außerhalb Münchens in seiner Wirksamkeit und Schätzung zu wenig hinausgedrungenen Meister orientiert. Wenn der nun bald Siebzigjährige in der Münchener Kunst eine hervorragende Rolle spielt, so läßt diese Ausstellung die Ursache davon erkennen: Keller repräsentiert ein Stück Münchener Kunstgeschichte so vollkommen, wie kein anderer dort noch lebender und schaffender Meister. Seine Werke spiegeln nicht nur die hohe Malkultur wider, deren Tradition, wenn auch von neuzeitlichen pariserischen Gewohnheiten vielfach durchkreuzt, sich in München wie nirgends erhalten hat, sondern er steht auch mit der Wahl seiner Stoffe, seiner Themata ganz innerhalb des Geschmacks und der Gedankenkreise der Münchener Kunst. Er hat auf seine Weise all ihre Wandlungen durchgemacht, und wenn die Zeit des großen Gelingens auch hinter ihm liegt, so verleugnet er auch in den Werken, die keineswegs Treffer sind, einer Modeströmung zuliebe, nicht seine Eigenart, seine Persönlichkeit. Auch ohne das Adelsprädikat, das ihm erst verliehen wurde, war er als eine aristokratische Natur geboren, mit jener Neigung zum Raffinierten und Dekadenten, die als ein besonderes Parfüm den aristokratischen Geschmack umschwebt, dazu aber auch von der Bonhomie, die, weil sie sich allzeit und überall sicher weiß, nichts kleinlich Exklusives kennt. Ein Maler-Kavalier, der den feinsten Blick für die diskrete Eleganz eines mondänen Damenboudoirs zeigt, der aber auch bon camarade am Marmortisch des Künstlercafés, in der Geselligkeit des Vereinslebens ist. (Weshalb denn auch die Münchener Sezession ihn zu ihrem Präsidenten wählte.)

Viel Verborgenes und Unbekanntes zieht diese Ausstellung ans Licht und berücksichtigt alle Stadien dieser künstlerischen Entwickelung.

Unzweifelhaft zum Wertvollsten gehören die feingestimmten Interieurs und Frauenbildnisse, die schon durch das kleine Format ans Genre streifen, aus den siebziger Jahren. Sie variieren ein beliebtes Thema der Münchener Kunst, das A. von Ramberg, Kellers Meister, wenn man den älteren, geistesverwandten, der mit ihm das erste Atelier teilte, so nennen darf, populär gemacht hat, und das der junge Leibl, Alt, Trübner, um nur die Hauptnamen zu nennen, behandelt haben. Aber Keller gibt ihm seine besondere Nuance: den weltmännischen Charme, die Erlesenheit des Kolorits, das pikante Farbenzusammenstellungen sucht. In der Haltung dieser jungen, mit wählerischem Geschmack gekleideten Frauen kommt eine Linie zur Geltung, deren schmeichlerischen Klang eben nur Keller empfunden hat. Sehr persönlich, wie das lässige Hingegossensein auf den Plüschfauteuil oder den Diwan, das träumerische Aufstützen einer Hand, eines Armes, die leise Neigung des Kopfes, das halb unbewußte Spiel des Fächers die Stimmung charakterisiert, wie Schnitt und Farbe des Kostüms ihre Trägerin individualisieren, und wie das Licht durch ruhige Gedämpftheit, durch flüchtiges Streifen, durch kapriziöses Auffunkeln die Situation pointiert. Mit leichtester Hand, von keinem Widerstand des Materials behindert, ist der Pinsel geführt, setzt hier eine schöne breite ruhige Fläche hin, fegt dort mit kurzen Strichen die lockere Häufung eines Spitzenüberwurfs zusammen, tupft ein Glanzlicht auf und zeigt überall einen höchst persönlichen Duktus.

Die Tendenz nach dem „Wunderbaren", die sich in der Münchener Kunst namentlich mit dem Auftreten von Gabriel Max bemerkbar macht, ergreift auch A. v. Keller. Die Ausstellung zeigt, wie unermüdlich und ernsthaft er sich auf das Hauptwerk dieser Richtung „Auferweckung von Jairi Töchterlein" (Pinakothek, München 1886) vorbereitet hat. Von der Drastik des Entwurfs mit der in Todesstarrheit nackt aufgebahrten Leiche des Mädchens kehrte sich der Künstler, wie von den Mahnungen des eigenen unbeirrbaren Geschmacks beunruhigt, langsam ab; doch gehören die vorbereitenden Formulierungen des Themas zu den farbig interessantesten Versuchen. Wie er im Rock Christi das leuchtende Rot einmal gegen das stumpfe Blau ausprobiert, den Vordergrund durch ein paar große Immortellenkränze zu beleben versucht, das führt mitten in seine Arbeitsweise hinein und offenbart die feine Reizbarkeit seines Farbenempfindens. Es bewährt sich auch bei Darstellungen repräsentativer Art wie auf der in der Komposition meisterhaft ungezwungenen „Überführung der Leiche Latour d'Auvergne's", wo lediglich mit Hilfe der Beleuchtung die beiden Schreckgespenster des modernen Malers, die Uniform und der Frack siegreich überwunden sind.

In dieselbe Zeit fallen die Versuche, das künstliche Licht mit seinem Flackern und seinen Reflexen darzustellen. Resultate dieses Bemühens sind die beiden inhaltlich sehr entgegengesetzten Gemälde, das „Diner" und „Die glückliche Schwester". Ihr malerisches Thema ist das gleiche: warmer, weicher, zitternder Kerzenglanz, der mit wehenden Lichtschleiern den Raum durch-

schwebt; aber das eine Mal umspielt er eine mondäne Gesellschaft und zieht auf dem Damast der halb abgeräumten Tafel eine breite Lichtfurche, das andere Mal spinnt er in seinen magischen Kreis die weiß umschleierten Köpfe junger Nonnen, die sich an der Bahre ihrer toten Schwester versammelt haben.

Was nun folgt, steht schon im Zeichen des Abstiegs, beeinflußt von der Parole des Tages: Auflichtung der Palette. Der perlmutterartige Schmelz der Farbe stirbt ab, das Leuchten von innen heraus erlischt, an Stelle des Duftes tritt ein etwas starrer Glanz wie von schwerer Seide, von prunkendem Atlas. Die Gefahr des süßlich Effektvollen lag von Anfang an in diesem reichen Talent. Das zeigen seine Akte, in der Mehrzahl weibliche, die nicht nur in der erotisch gefärbten Sinnenfreude denen Hans Makarts artverwandt sind. Nach wie vor erprobt sich Kellers Kunst an der Darstellung weiblicher Grazie, in deren leicht und fließend bewegtem Spiel er von jeher sein Bestes, sein Eigenstes gegeben. Er ist keine starke Persönlichkeit, aber er ist auf seinem Gebiet ein Eigener. Die Dame der Gesellschaft hat in der deutschen Kunst keinen feinfühligeren Darsteller gefunden als ihn, und wer die deutsche Kunst kennt, weiß, welche Lücke damit A. v. Keller in ihrem Bilde ausfüllt.

Theater-Rundschau.

Von Otto Neumann-Hofer.

Weihnachten brachte uns eine Hoffnung: die auf einen Dichter, der zugleich ein Mann ist (oder, um in seiner Sprache zu reden: ein ganzer Kerl). Nach all' den zappelnden Männlein, die das Ticken ihrer spasmatisch zukkenden Nervenmasse zählen, nach all den ersonnenen Weiblein, die eine Madonna im Dirnenkostüm oder eine Harpyie im Madonnenkleide markieren, ein paar Männer und Frauen, die nicht irgendwo seelisch amputiert sind, bei denen sich Wille und Vorstellung, Begierde und Vernunft die Wage halten. Nach all der erotischen Knechtsüchtelei, die sich vor uns auf der Bühne zu spreizen pflegt, ein Aufatmen in strenger Luft.

Fritz von Unruh heißt die Hoffnung, und was sie erweckte, war sein Erstlingswerk „Offiziere", das das „Deutsche Theater" aufführte. Die Zeitungsstimmen über den Erfolg lauten verschieden; ich fand ihn groß. Ich fand eine allgemeine Ergriffenheit im Publikum, obwohl die wenigsten mehr als die Hälfte der Worte verstanden und niemand den Zusammenhang des Dialogs ununterbrochen begriff. Was will man mehr?

Diese Verwischung des Textes verschuldete zunächst der Dichter durch eine abgehackte Redeweise, die den Lakonismus des preußischen Soldatentums ausdrücken soll, aber mit der Koketterie des Anfängers, den der Stoff noch eisern in seinem Bann hält, die Verkürzung der Sätze so weit treibt, daß sie zu Rätselfragen zusammenschrumpfen; die zu lösen ist das Publikum, das schneller Rede und Gegenrede folgen will, nicht imstande, übrigens auch nicht verpflichtet. Dann die Schauspieler: sie sprachen

den Text mit all seinen und mehr Ausrufungszeichen, und so sehr riß der Dilettant in dem jungen Dichter sie fort, daß die erprobten Veteranen des „Deutschen Theaters" die Szene, die die Bezeichnung „Signalstation in den afrikanischen Bergen" trägt, — die wichtigste Szene — dilettantisch verschrieen, wie nur mimende Studenten im holden Rasen es zu tun vermöchten: bis zum Untergang der artikulierten Silbe. Was riß sie so fort? Was das Publikum fortriß: der Sturm der kraftgeschwellten, tatendurstigen Jugend.

Ein bißchen Mannheimer Räuberstimmung von 1781. Es kommen auch wirkliche Räubertöne vor, Töne des unbändigen Verlangens, durch eine Tat, und sei es eine Ungeheuerlichkeit, den stickigen Alltag zu sprengen. Im Spiel: „Was jagte mich fort von Heimat und Braut," sagt der Leutnant von Schlichting in Südwestafrika, „kämpfen wollt' ich für eine Idee! Bahn brechen anderen! Für diesen Traum hab' ich gelebt, gedient! Bleibt dieser Rock nur Maskerade?" Und: „Darf man den Menschen unter Pflichten hämmern? . . . Zertrümmern! . . . Kraftdrang!" Im Gegenspiel: „Krieg ist kein Räuberleben", antwortet der Kommandeur des Strafregiments, „wo jeder tun kann, was er will . . . auch hier heißt Pflichterfüllung: Tat!" Nur darf man nicht an des Knaben Schiller weltweite Bildung, sternenweiten Horizont denken; hier ist Bildung und Horizont eng, etwa kasernenhofweit, und die wilde Sehnsucht, diese Enge zu sprengen, ist annoch der alleinige Ausdruck des jungdichterischen Titanendranges.

Für einen werdenden Wildenbruch ist hier zu viel Zusammenpressung im Ausdruck, zu viel Wirklichkeitssinn, zu viel Flair für das Symbolische der Dinge, zu viel runde dralle Leiblichkeit der Gestalten, und zu wenig nationales Pathos, zu wenig historisch-politische Tendenz, zu wenig Wortenthusiasmus — zu wenig? — nein: gar nichts davon.

Freilich, ein Drama, wie sie sich nennen, sind diese „Offiziere" nicht. Kein Anfang, kein Werden, kein Ende einer zweckbewußt erfundenen Handlung mit sich entwickelnden Menschen; nur sechs Bilder mit Offizieren: zuerst im heimatlichen Kasino, dann auf dem Seetransport, endlich auf dem südwestafrikanischen Kriegsfelde. Held ist ein, nein, d e r neudeutsche Leutnant, Schilderung des Milieus ist die Absicht. Dem Milieu, nicht dem Individuum, dient die gleiche, alle gleichmäßig charakterisierende Sprache. Also insoweit ein Spätling des Naturalismus in seiner ersten Jugendblüte.

Daß sich aus dieser sprachlichen, szenischen, kostümlichen Uniformierung ein paar Gestalten eigenzügig abheben, verrät ein scharf sehendes Auge: der königlich preußisch disziplinierte Karl Moor, der Brackenburg, der (in die Sphäre der Wirklichkeit emporgehobene) Reif-Reiflingen, der verwegene Spieler, der mimosige Patroklos (der aber doch ein Held wird und sich die Brust aufschlitzt, um seinen in der Wüste verschmachtenden Freund mit seinem Blute zu tränken — mir hat dieser verstiegene Zug gefallen; man sieht, der junge Mann versteht, am Lächerlichen vorbei, zu gipfeln).

Ob der Depeschenstil des Dialogs

mehr charakterisierende Kraft oder Manier aufweist, darüber läßt sich streiten. Immerhin kann man für ihn anführen: er erreicht nicht den Punkt, wo die Langeweile beginnt. Hoffentlich glaubt der junge Dichter nicht, daß die naturgetreue Nachbildung der sprachlichen Unkultur des preußischen Offizierkasinos der bündigste Nachweis schriftstellerischer Kraft sei. Auch das rednerische Gedärm preußischer Leutnants ist schließlich nicht so kurz.

Doch ist es möglich, daß diese Äußerlichkeit das Glück des Stückes gemacht hat. Die Schwierigkeit, Personen auseinanderzuhalten, die gewohnheitsmäßig in Satzstümpfen reden, ist es vielleicht gewesen, die den Regisseur in Reinhardt gereizt hat, das Stück des Neulings anzunehmen und selber es zu inszenieren. Die Schwierigkeit ist enorm und man sah der Regie den Schweiß an; und am Ende wird manches und wichtiges doch erst durch das Buch klar.*) Verwunderlich ist nur, daß der Regiekünstler Reinhardt das nächtliche Bild auf dem Überseedampfer strich, das ihm eine ganz neue Aufgabe bot. Wollte er die Kosten nicht an den Unerprobten wagen?

Mir ist jene Szene die stärkste des Werkes, meine Rechtfertigung für mein Hoffen auf des Dichters Zukunft. Mit wenigen gebrochenen Lauten wirkt sie in uns das Bewußtsein der beiden großen Mächte aus: hier die Natur, gefühllos, grenzenlos, Ahnungen weckend vom Schicksalslos, dem die Truppe entgegensteuert; — dort der Männerwille: in den einen gefaßt, doch ehrfürchtig, in den anderen gefaßt, doch übermütig, in einem dritten (dem fast lautlos durch das Dunkel huschenden namenlosen Offizier) erschüttert, von Todesschauern umfangen. Diesem — in doppelter Hinsicht — „Namenlosen" hat der junge Herr wohl auch die schmeichelhafte, etwas vorzeitige Vergleichung mit Kleist zu danken.

Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe Unruh; seine Weibsen sind mit flüchtiger Hand gestrichelt, aber nicht etwa undeutlich gesehen. Es sind gesunde Offizierstöchter von Blut und Zucht; doch zeigen die einen nur das Blut, die anderen nur die Zucht, Hete von Kracht, die Braut des Quasihelden, zeigt beides; schade, daß ihr kein Raum wird, sich zu entwickeln. Vor vierzehn Tagen sprach ich hier von Ernst Hardts Gudrun, die die starke einfache alte Vorlage glaubte ins Zwiespältige komplizieren zu müssen, um sie „modern" zu machen. Nun, hier hätten wir einen Umriß (einen etwas spärlichen freilich) zu einer modernen Gudrun, einer Gudrun voller Blut (sie würde sich unbedenklich hingeben, wenn die Verknotung der Geschehnisse es mit sich brächte), voller Treue, voller Standhaftigkeit, voller Einfalt. Und unsere Fluren sind (Gott sei Dank) noch übersät mit diesen einfachen, starken, ausdauernden, wenn es sein muß, wortlos heldischen Frauen, mit diesem zuverlässigen Muttermaterial einer Rasse von Mark und Nerv. Das Dichterauge, das eine für die Erscheinungen dieses Menschenschlages präparierte Netzhaut hat, findet darauf wahrlich

*) Das, von Druckfehlern übersät, bei Emil Reiß in Berlin erschienen ist.

ergiebigere, ausmünzbarere Konflikte als in der Alkoven- und Epidermis-Romantik der Komplizierten. Hier sind die Ganznaturen zu finden, in denen ein menschlicher Urzug sich verwurzeln kann wie in einem Felsen und sich auswachsen kann zu artbestimmender Stärke.

Die Bühne führt uns so viele brüchige Naturen vor, daß mich der unvermutete Anblick eines Haufens ganzer, unverkünstelter Menschen aufatmen macht. Der aus dem Kasernendrill hinaus nach Pulver und Blut sich sehnende Offizier gehört nicht zu den menschheit-erlösenden Helden — gewiß nicht! — und seine Tragik ist minderen Ranges; aber sie ist eine Tragik. Das heißt: sie ist aus echtem Material gearbeitet. Das heißt: ein Urtrieb, mächtig anschwellend, den Menschen erfüllend, sich in ihm verkörpernd, hebt ihn über sich selbst hinaus, weitet ihn zum Heros, der, zerschellend, mehr vollbringt, als der Zivilmensch in seinem uninspirierten Zustande je vermocht hätte. Das heißt: der Mensch, so klein er, an seinem Geschick gemessen, sei, nimmt sich ernst und bedeutend, glaubt an sich, empfindet den Sinn seines Daseins, — und Unruh überzeugt mich, daß der kleine Leutnant vor diesen armseligen Hereros, bei der von ihm disziplinwidrig herbeigeführten Entscheidung, g e f ü h l t hat, einmal g e f ü h l t hat, Organ, Vollzieher, Stellvertreter, „Lieutenant" des allwaltenden Geschicks zu sein. Das heißt schließlich: er zwingt auch m i c h , mich ernst zu nehmen, den Sinn meines Daseins zu prüfen, einen Augenblick Mitträger der Tragik zu sein. Und bei alledem vergesse ich niemals, daß der Gegenstand es ist, der den tiefen Grund meines Menschheitsgefühls aufregt, während der Artist mir gerade die Genugtuung bereitet, daß er mir den Zugang zu diesem Gefühl durch künstlerische oder technische Unzulänglichkeit nicht verrammelt.

Der Gegenstand in der Kunst! .. (nebenbei: Schiller triumphiert als Ästhetiker immer mehr, je öfter er überwunden wird) ... ich versetze mich um einige Wochen zurück und sehe im L e s s i n g - T h e a t e r S c h n i t z l e r s Tragikomödie „D a s w e i t e L a n d". Ich schmunzele als Schriftsteller behaglich über die mühelose Kunst des alten Routiniers, womit er seinen Einfällen Falterflügel verleiht, und dem endlosen Geplausch das Aussehen von Einfällen, daß man glaubt, sie greifen zu können, und bei näherem Zusehen erstaunt ist, nichts in der Hand zu haben. Ich empfinde einen kalten Respekt vor der bürgerlichen Echtheit, mit der Schnitzler seine Menschen bei aller Kälte, die er ihnen erzeigt, doch auszustatten nicht unterlassen kann.

Aber was sagen mir diese Menschen, deren ganzes Denken und Wünschen sich monomanisch um e i n e n Punkt dreht, aus dem sie doch das grenzenlose Gefühl ihrer Überflüssigkeit auf dieser Welt, an dem sie alle leiden, nicht kurieren können? Was sagt mir dieses „weite Land", das doch so trostlos einförmig ist, das Land der modern maskierten Satyrn und Nymphen, die in ermüdender Wiederholung den Schnitzlerschen „Reigen" aufführen? Tragikomödie? Lächelnd finde ich die Komik nur darin, daß ein Mann von Geist nicht müde wird, einer emsig schaffenden Generation eine Welt-

anschauung der allgemeinen Promiskuität aufzureden, und tragisch ist es allerdings, daß er es, statt mit frechem Hohn, mit gefurchter Stirn und elegischem Lächeln tut.

Oder ich sehe mich zur selben Zeit in den *Kammerspielen* des „Deutschen Theaters" vor *Sven Langes* „*Simson und Delila*", wo Simson das Symbol des Dichters ist, der nicht dichten kann, wenn er nicht den perversen Reiz empfindet, den ihm eine Dirne von Geblüt einimpft, die immer auf dem Punkte steht, ihn zu betrügen; und Delila das Symbol dieser Sorte von Dichtersgattinnen, die den Dichter an die Philister mit einer halben Million Jahresumsatz verrät. Daneben geht noch eine andere etwas unklare Symbolik, worin Delila das Theater ist, das den simsonischen Dramatiker dem Philister Publikum verrät. Armer Dichter! Ich bin überzeugt, daß deine Stücke gerade so miserabel sind, wie die Übersetzung des Langeschen Stückes*). Zum Glück verweist die Literaturgeschichte solche Simsone in die bescheidene Caféhausecke, wo sie meist, nachdem sie ihre illegitimen Genieträume ausgeträumt, einen ganz legitimen Beruf zur braven Reportage in sich entdecken.

Oder ich schlage das Januarheft der „*Neuen Rundschau*" auf, worin *Gerhart Hauptmann* ein fünfaktiges Drama „*Gabriel Schillings Flucht*" veröffentlicht. Ich schlage es auf mit der Achtung, die ich Hauptmann schulde, aber auch der Furcht, einen neuen Beweis seines Müdewerdens zu finden, an das er uns seit einer Reihe von Jahren gewöhnt hat. Was finde ich? Einen Künstler, der zwischen zwei Frauen steht; einen Künstler, der beiden entlaufen möchte und keiner von beiden entlaufen kann; einen Künstler, der schon seit Jahren nichts mehr geschaffen hat. Die eine Frau ist sein legitimes Eheweib, ein jammerndes und keifendes Hauselend. Die andere Frau ist eine jüdische Studentin aus Odessa, die mit humanitären Phrasen beginnt und mit einem Roheitsausbruch endigt. Daneben gehen spärliche und dunkle Andeutungen einer leiblichen Krankheit, die die seelische in gleichem Schritt begleitet. Was Gabriel Schilling in die Ostsee treibt, ob die Weiber oder die Zuckerruhr oder beides, wird nicht ganz klar. Ihm zur Seite steht als Folie ein zweiter Künstler, der sich in der Faust behält und „das Rinascimento des vierten Jahrzehnts" erlebt, freilich nur unter der Voraussetzung, daß er sich ängstlich vor der Ehe hütet. Beides Kerle, die im Grunde zwölf Stunden täglich sich vor dem Weibe fürchten.

Und solche Leute empfindet Hauptmann als belangreich genug, um sie in einem kurzen Vorwort als zu gut fürs Theater zu erklären? „Es ist keine Angelegenheit für das große Publikum", schreibt er, „sondern für die reine Passivität und Innerlichkeit eines kleinen Kreises. Einmalige Aufführung, vollkommenster Art, im intimsten Theaterraum, ist mein unerfüll-

*) Bei Albert Langen in München erschienen.

barer Wunsch." Ich vertraue fest, daß der Wunsch nicht unerfüllt bleibt; ein Hauptmann findet stets (mit Recht) seinen Weg zur Bühne. Dann wird es Zeit sein, die lyrische Kraft zu preisen, die dann erscheinen wird, mit der Hauptmann seinen Hiddensöer Strand im Stücke dargestellt hat. Jetzt seh ich nur die brüchigen Gestalten und beklage den Schicksalszug, der diesen Dichter zum poetischen Nosologen des Kranken und Hinfälligen unserer Zeit bestellt hat. Ich fürchte, nein, ich hoffe, daß es nur ein kleiner Kreis sei, der im Gabriel Schilling seine Angelegenheit sieht. Im suchenden Jüngling Vockerath erlebten wir ein Stück unseres Selbst, das er uns durch seinen Untergang überwinden half; an dem alt gewordenen Vockerath gehen wir achselzuckend vorüber. Er eignet sich nicht fürs Theater? — O doch; aber als Episode. Nur sind fünf, wenn auch kurze, Akte für eine Episode zu viel.

. . . Ein Gegenstand gehört dazu, den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen. Schiller sagt: der große. Wir sind bescheidener; wir sind zufrieden, wenn es nur ein einigermaßen belangreicher ist.

Gesellschaftliche Rundschau.

Von Walter Turszinsky.

Ich möchte dieses Mal etwas von der fest und eisern gefügten Beziehung des Kinematographen zur Gesellschaft sagen. Dabei sollen mir die künstlerischen Seeleninhalte des Kino — sprich „Kinema" oder, wenn du dich ganz an das Berliner Argot verlieren willst, „Kientopp" — heilig sein, also von mir nur wenig kritisch zersetzt werden. Aber der Kino ist mit der Zeit mehr geworden als nur der Bazillus einer noch immer mehr prickelnden, das Blut anheizenden als aufklärend wirkenden Anregung: ist heute ein Sammelpunkt für die gute, wenn auch in der Wahl ihrer Freuden nicht immer sehr wählerische Gesellschaft: ist eine der benutztesten Quellen, aus denen sich die „besseren Leute", die diese Titulatur ihrer Erziehung und Abstammung und nicht ihrem geistigen Plus verdanken, Blutwärme und Nervenbewegung holen. Diese Kinohausse wäre hier ganz leicht bereits durch alle die Momente zu beweisen, an denen ich, wie an guten Bekannten, von deren Vorhandensein man keinen Gebrauch macht, vorbeigehen möchte. Durch die zahllosen Ableger, die der unaufhörlich laichende Kinematograph an den Ufern der Großstadtbrandung aussetzt; durch den günstigen materiellen Befund, in dessen Mitte diese „Theater ohne Worte" ihre Lichtspiele treiben. Aber andere, nicht ganz an der Oberfläche treibende Dokumente kommen hinzu. Man beobachte, wie energisch, mit welchem Unterton intensivster Begeisterung sich die Angehörigen großer oder kleiner, durch Verwandtschaft oder Freundschaft aneinander gefesselter Kreise, die sich über das Ziel eines Abendausflugs nicht verständigen können, zusammenfinden, sobald das Schlagwort „Kino" ausgegeben wird. Man betrachte, wie die Gesprächsthemen, die den Anfang der nun langsam aus den Federn kriechenden Saison über-

schwemmen, bei Diners, Soupers, Five o'clocks, am gemütlich mit Bier besetzten Rundtisch und an den länglichen Tischen der großen Sekthotels, unwillkürlich bei dem Kino Rast halten: wie die Unterhaltung immer ganz mechanisch diesem Stoffmagneten zutreibt: wie man zunächst, um sich keine geistige Blöße zu geben, mit der Miene leisen Spottes oder intellektueller Anmaßung die Stellung des Nachbars zur Sache betastet, bis aus seinen Blicken und Worten die nämliche warme Sympathie für die Kinomuse hervorleuchtet, die man selbst empfindet: und wie dann die Reden und Gegenreden, die sich nun zwanglos geben können, sogleich temperamentvoll aufeinander losfahren, einander fast zärtlich die Hand reichen, sich liebevoll ins Auge schauen, wie die Mitglieder einer Geheimverbindung: „Haben Sie schon den neuesten dänischen Film gesehen? .... Ach, die Sache in der .... Straße ist ja weit besser .... Also, da ist ein Cowboy, der .... Na, wenn Sie fertig sind, werde ich Ihnen mal einen Film erzählen ....!" — Man beobachte weiter, wie die gewiß ein wenig boshaften, aber an auffälligster Stelle untergebrachten Huldigungen, mit denen das Theater der Reichshauptstadt seinen bestgehaßten Konkurrenten bedenkt, wie die Duette, mit denen die neueste Metropoltheaterrevue und die Serienposse des „Berliner Theaters" dem Kino den Spiegel vorhalten, schon dadurch, daß sie da sind, daß sie Eigenarten erneuern, die das Publikum an seinem Schoßkind liebgewonnen hat, die Zuhörer erfreuen. Man beobachte (endlich), wie diese Zuhörer, denen es sonst neuerdings Ehrensache geworden ist, eine gewisse luxuriöse Behaglichkeit der Umgebung zu fordern, in der sie die Mahlzeiten ihrer Vergnügungen einzunehmen wünschen, sich hier zuweilen ad maiorem kinemae gloriam mit den schäbigsten Milieubedingungen begnügen: wie sie sich „hochnehmen" lassen (es ist in einigen westlichen Kinos Mode geworden, *zwischen* den Akten der großen Filmstücke Nachzahlungen zu erheben): und wie die Polizei, die an den Toren der Theater mit dräuend erhobenem Warnfinger jeden Verstoß gegen die Gesetze der Bau- und Feuerordnung rügt, im Kinolande höchstens einschreitet, wenn die Sittlichkeit ins Taumeln kommt. (Und auch dann nur unvollkommen!)

Auf diesem von zahllosen Beweggründen zusammengesetzten Motivenmosaik fußt also die *gesellschaftliche* Rolle des Kino. Es ist guter, schlechter Ton geworden, ihm regelmäßig zuzulaufen; sich in dem kleinen, von dumpfer Wärme und melancholisch-falschem Klavierspiel schwülen Häuschen — gerade die mit den „rassigen" Einstunden-Films üben die meiste Anziehungskraft — sehen zu lassen und doch, wenn man gesehen wird, so zu tun, als ob man nicht gesehen werden *will*. Bei diesem koketten Versierspiel, bei dem die Sehnsucht nach immer erneutem Brio der Empfindungen „Ja", das künstlerische Anstandsgefühl „Nein" sagt, kämpfen freilich die Damen an der Vorderfront. Für sie ist der Kino ein Treffpunkt geworden, der am Nachmittag den Teeräumen der Warenhäuser, den Modekonditoreien, den Cafés mit dem pikanten Parfüm zwischen Gut und Böse die besten

Kundinnen abspenstig macht. Man unterbricht die Einkaufstour, die hausgeschäftliche Zwecke verfolgt (oder nur so tut), um sich eine Stunde lang von den kleinen Kinoaufregungen einer auf Minuten zusammengedrängten Possenkomplikation, von den größeren einer Sentimentalität elektrisieren zu lassen. Man verbringt hier die Zeit, die vor der Toilette zur Abendgesellschaft so gar nicht vergehen will, bei ein paar Tränchen, die der Heldin des galanten Films gelten („alles verstehen heißt alles verzeihen"), die eine angenehme Moll-Stimmung auslösen und mit ein paar Tupfen Puders nach außen hin schnell ungeschehen gemacht werden können. Und auch ein Kino-Premièrenpublikum hat sich gebildet, das, allerdings nur vor den weißen Flächen der Kinemas, die der Wissenschaft eine Nebenrolle zuweisen, jeden Programmwechsel aus der Taufe hebt und die Werte der kleineren und größeren, der im Himmel der Moral gesüßten oder in der Hölle der Erotik gewürzten Kinodramen ernsthaft gegeneinander abwägt. An solchen Spätnachmittagen — der Kino-Abend gehört ja doch der großen und aus den unterschiedlichsten Menschenbestandteilen zusammengebauten Masse — schimmern durch das Halbdunkel der kleinen, nur selten vom Aufflammen der Glühlichter erhellten Gelasse die Riesenfrisuren der Weltdamen. Zumeist im Mantel, die Riesendächer der Pleureusenhüte im Schoße bettend, pressen sie sich in die Enge der Holzsitze und erleben die primitiven Reizungen, die von diesen schnell und mit Leidenschaften gefüllt vorüberhetzenden Schilderungen ausgehen wie Opiumräusche. Wenn sie sich dann erheben, setzen sie ein skeptisches Lächeln auf; aber dieses Lächeln ist nur das starre Lächeln der Maske. Im Grunde ist ihre Teilnahme echt: und sie bescheinigt von neuem die ewige Wirksamkeit jener Stimulantien, die die Urinstinkte der Menschheit mit unkünstlerischen Mitteln immer am meisten gepackt haben, und mit denen der Kinematograph, der sie abschaffen könnte, gerade seine größten gesellschaftlichen Erfolge zwingt . . . .

Im übrigen will ich kein Frauenlästerer sein. Zu den regelmäßigsten Besuchern des Kinos, in dem ich abzusteigen pflege, gehören auch einige — deutsche Dichter. Aber nomina sunt odiosa . . . .

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank (Ulrich Frank).

Nachdem das abgelaufene Jahr mit einem im wesentlichen äußerst erfreulichen Aufschwung in der Entwicklung der Frauenbewegung abschloß, tritt das neue Jahr mit der Realisierung gedeihlicher Pläne und der Vollendung eines imposanten, bedeutsamen Unternehmens in seine Bahn. Die Ausstellung: „Die Frau in Haus und Beruf", die im Februar in den Ausstellungshallen des Zoologischen Gartens eröffnet werden soll, wird in erster Reihe das Interesse weiter Kreise in Anspruch nehmen. Bevor wir uns den Vorarbeiten dieser Ausstellung deutscher Frauenarbeit zuwenden, wollen wir einen kurzen Rückblick noch auf einige besonders bemerkens-

werte Erfolge des letzten Jahres werfen. Der wissenschaftlichen Arbeit einer Frau, — Charlotte Dr. Engel-Reimers, — auf deren Bedeutung wir in unserer Rundschau vom 1. Januar 1912 hinwiesen, ist eine andere größere wissenschaftliche Arbeit zur Seite zu stellen: „Die Bewegung der Löhne der ländlichen „freien" Arbeiter im Zusammenhang mit der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung im Königreich Preußen gegenwärtigen Umfangs, vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis 1850, von Anna Neumann, Doktor der Staatswissenschaften." Das Werk, das zum erstenmal die Lage der ländlichen „freien" Arbeiter schildert, ist von rühmenswerter Sachlichkeit und Präzision und entwickelt in fesselnder Darstellung die Existenzbedingungen dieser Arbeiter. Das Buch ist als Ergänzungsband 3 der vom Ministerialdirektor Thiel herausgegebenen „Landwirtschaftlichen Jahrbücher" erschienen.

Von einem ganz neuartigen Eintreten der auf geistigen und wissenschaftlichen Gebieten sich betätigenden Frauen ist weiter zu berichten, daß sie kurz vor Jahresschluß auch in den diplomatischen Dienst aufgenommen wurden. Frau Clotilde Luisi ist zum Attaché bei der chilenischen Gesandtschaft in Brüssel ernannt worden. Ein weiblicher Attaché! Der Anfang ist gemacht. Auch aus Rußland kommen gute Nachrichten über frauenrechtliches Vorwärtsschreiten. Man schreibt uns aus Petersburg: „In letzter Zeit wurden in Rußland folgende Neuerungen eingeführt:

1. Änderung der Bestimmung, laut welcher die Tochter von dem Vater nur den 14. Teil des Vermögens erbt; gegenwärtig gilt dasselbe Erbrecht für beide Geschlechter.

2. Den von ihren Ehemännern schlecht behandelten Ehefrauen wird ein besonderer Paß ohne Einwilligung des Gatten ausgestellt, was bisher nicht angängig war.

3. Die Lehrerinnen mit höherem Diplom dürfen sowohl in mittleren Mädchen- wie auch Knabenschulen unterrichten, und zwar sind die Gehaltsbedingungen und alle Rechte des pädagogischen Personals für beide Geschlechter die gleichen.

4. Ein größeres Arbeitsgebiet in dem administrativen Dienst der Eisenbahnen wurde den Frauen eingeräumt, sie wurden zu verantwortlichen Stellen, zu Kontroleurinnen u. s. w. einberufen.

5. Betreffs der Zulassung der Frauen zur Advokatur lautet der von der Duma akzeptierte wörtliche Text der Motive: „Die Zulassung der Frauen zur Advokatur bildet eine sehr wünschenswerte Gebietsausdehnung der Frauenarbeit und entspricht zugleich dem Bedürfnis der Bevölkerung, die außerhalb der bedeutenderen Zentren hinsichtlich des Rechtsbeistandes sehr mangelhaft bedient wird. Die Bevölkerung ist oft gezwungen, sich an die Winkelkonsulenten zu wenden, weil es am Ort keinen Berufsanwalt gibt. Was den oft geäußerten Zweifel betrifft, ob die Frauen imstande sein werden, den Pflichten eines Anwalts zu genügen, so liefern die zahlreichen, in den Anwaltsbureaus arbeitenden Personen weiblichen Geschlechts einen beredten Beweis für die Fähigkeit der Frauen, sich eine notwendige Kenntnis der Gerichtstätigkeit anzueignen. Übrigens

darf nicht vergessen werden, daß die Advokatur ein freier Beruf ist. Sollten die Frauen das erforderliche Niveau nicht erreichen, dann werden sich die des Rechtsbeistandes bedürftigen Personen an Männer und nicht an Frauen wenden.

Diese angeführten Punkte veranlassen daher die Kommission der Gerichtsreformen, den von 100 Dumaabgeordneten gestellten Antrag anzuerkennen, unter der Bedingung, daß die Realisation des erwähnten Antrages eine entsprechende Vorbereitung der Frauen sichere, die sich dem Beruf eines vereidigten Rechtsanwaltes widmen wollen, das heißt, daß die Kandidatinnen eine höhere juridische Bildung erhalten."

Diese überall sich kundgebenden verschieden gearteten Strömungen erweiterter Daseinsbedingungen nach der ökonomischen und erhöhter Lebensziele nach der ethischen Seite sollen nun anschaulich gemacht werden in der Ausstellung: „Die Frau in Haus und Beruf", die im Februar 1912 in Berlin, unter dem Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin eröffnet wird. Sie soll erweisen, aus welchen innern Notwendigkeiten die Frauenbewegung hervorgerufen, wie sie anfangs tastend, dann überzeugt und weiterhin zielbewußt vorwärts schritt, und bis zu welchen, heute wie etwas Selbstverständliches, und doch wie ein Wunder wirkenden Resultaten sie geführt hat. Welche Einwirkungen, deren Bedeutung auf das soziale Leben wohl kein vernünftig Denkender mehr in Abrede stellt, sie hat; Einwirkungen insbesondere auf die geistigen und moralischen Fähigkeiten der Frauen, Einwirkungen endlich auf den materiellen und ideellen Ausbau ihres Lebens. In ihrem ausgezeichneten Buch: „Zur Kritik der Weiblichkeit" erklärt Rosa Mayreder*): „Die Bestrebungen der Frauenbewegung lassen sich auf drei verschiedene Ursachen zurückführen, und sie zielen nach drei verschiedenen Richtungen, die nicht mit einander verwechselt werden dürfen, wenn sie auch auf das innigste zusammenhängen und erst in ihrer Gesamtheit das Wesen der Frauenbewegung ausmachen. Diese dreifache Wurzel ist die ökonomische, die soziale und die ethisch-psychologische" . . . Von diesem Gesichtspunkt wird zu betrachten sein, was die Ausstellung bieten wird, um zu einer richtigen und umfassenden Einschätzung ihrer Erkenntniswerte zu gelangen.

Der deutsche Lyzeum-Club, der einen Mittelpunkt für die mannigfachen Bestrebungen der heutigen Frauenwelt bildet, will durch diese Ausstellung den Bestrebungen und Leistungen der deutschen Frauen unserer Zeit einen sichtbaren Ausdruck geben. Eigne Einsicht hat bereits eine bessere Vorbildung der Frau für Hauswirtschaft, Landwirtschaft und Kinderpflege erzwungen. Die geschäftsführende Vorsitzende der Ausstellungsleitung, Frau Hedwig Heyl, sagt hierzu: „Die Frau im Haus, der heute so viel weittragende Aufgaben winken, die anders gestaltet wie früher auch einen andern Bildungsgrad

*) Wir werden auf dieses gelehrte, nachdenkliche Buch noch in ausführlicher Besprechung zurückkommen und lernen die Denkerin, Rosa Mayreder, heut auch als Dichterin zweier in dieser Nummer S. 208) enthaltenen Sonette kennen. D. R.

erfordern, soll in der Ausstellung einmal einen Einblick gewinnen in das, was Fraueneinsicht und -erfahrung an Bildungsmitteln und technischen Erleichterungen für sie geschaffen hat. Vielleicht wird die Ausstellung so in den Beschauerinnen die Einsicht erwecken, daß der häusliche Beruf ein qualifizierter Beruf ist und einer Vorbildung bedarf. Für die Frauenbildung ist in den letzten 30 Jahren die Hauswirtschaft als ein intensivstes Bildungsmittel gewonnen und durch sie viele Fächer befruchtet worden" ... Von diesem autochthonen Boden aus begann der Eroberungszug nach den andern Gebieten und Berufszweigen des öffentlichen Lebens, in die sie siegreich eingedrungen sind, wovon die Ausstellung ebenfalls Zeugnis ablegen wird. In einer äußerst sorgfältigen Auslese der Ausstellungsobjekte, um den Beweis zu liefern, daß die Frauen, wie Frau Heyl hervorhebt: „selbst den Kampf gegen den Dilettantismus auf dem Gebiete der weiblichen Berufstätigkeit aufgenommen haben".

Das Programm der Darbietungen ist so umfassend und weit ausgedehnt, daß ich es mir versagen muß, es in seinen Einzelheiten zu behandeln. Ich will daher nur, um ein Beispiel zu geben für die Umsicht und Sachkenntnis, mit der die ganze Anlage angeordnet ist, bei der Abteilung I „Die Frau im Haus" etwas länger verweilen. Sie umfaßt: Die große Wohnung, Einrichtung nach Entwürfen von Frauen. Redaktionszimmer: Entwurf von Frl. v. Bazko; dieser Raum wird gleichzeitig der Ausstellung der Gruppe: Die Frau in der Presse dienen. Es folgt die Bibliothek: Entwurf von Frau Else Oppler-Legband, zugleich Ausstellungsraum der Gruppe: die Frau in der Literatur. Musikzimmer: Entwurf von Frau Tscheucher, Ausstellungsraum: Die Frau in der Musik. Eßzimmer: Entwurf von Frau Fia Wille, Schlafzimmer: Entwurf von Frl. v. Hahn, Kinderzimmer: Entwurf von Frl. Holstein, Bad: Entwurf von Frau Ilse Dernburg. Empfangshalle: Entwurf der Architektur von Frau Fia Wille, Entwurf der Beleuchtung von Frl. von Berlepsch, Fries gemalt von Frl. Stroever. Ausstellungsraum der Gruppe: Die Frau im Clubleben. Es folgen: Die bürgerliche Wohnung: Entwurf von Lotte Klopsch. Die Arbeiterwohnung: Entwurf von Lilli Reich.

Die Abteilung II zeigt die Frau im Beruf, die Abteilungen III und IV die Frau im Vereinsleben und die Frau in persönlichen und öffentlichen Interessen. Diese Abteilungen enthalten bis ins Minutiöseste und Letzte ausgewählte Einzelgruppen. Die Aussteller, die in jahrelanger Arbeit das Unternehmen organisiert und gefördert haben sind:

Der deutsche Lyzeumsklub; eingeladene Vereine von Bildungsanstalten, eingeladene Frauen aus den verschiedensten Arbeitsgebieten, Mitglieder der auswärtigen Lyzeum-Clubs, eingeladene Firmen und Persönlichkeiten solcher Industrien, auf deren Gebieten die Tätigkeit der Frauen besonders bedeutungs-

voll ist, und eine Sonderausstellung der Königin von Rumänien unter Beteiligung der Kronprinzessin Marie.

Im Anschluß an die Ausstellung findet ein Kongreß deutscher Frauen statt, der in gemeinschaftlichen Beratungen, Vorträgen und Diskussionen über die Frauenbewegung sich äußern wird. Wir empfehlen dafür die Parole unserer Frauenrundschau: „Erreichtes Können in tätiges Können umzusetzen“.

Finanzielle Rundschau.

Grossbankorganisation und Privatbankier.

Die Berufung eines angesehenen Privatbankiers in den Vorstand der Deutschen Bank erweckt eine Anzahl alter Fragen, die wir hier nur kurz streifen wollen. Mit dem am häufigsten diskutierten Problem, ob sich der gute Privatbankier überhaupt nicht mehr halten kann und schließlich gezwungen ist, sich von einer Bank „schlucken“ zu lassen, hat der vorliegende Fall nichts zu tun. Von der Angliederung der Bankfirma, die sich hohen Ansehns und vorzüglicher internationaler Beziehungen erfreut, wurde gar nicht gesprochen, die ganze Angelegenheit nur im Rahmen der Frage: Wie sorgt die Großbank für die Besetzung der leitenden Posten? behandelt. Daß die Großbanken immer mehr den Charakter großer Verwaltungsbehörden annehmen und daß der behördliche Geist den kaufmännischen zurückzudrängen pflegt, ist schon oft behauptet worden und unschwer zu beweisen. Ein gewisser Bureaukratismus ist in so großen Instituten auch unentbehrlich, seine natürliche Folge Uniformierung und geistige Nivellierung des Beamtenstabes, unausbleiblich. Gewiß hat jeder Lehrling der Großbank die Möglichkeit die höchsten Posten zu erreichen, wenn es ihm nur gelingt, individuelle Fähigkeiten und Talente weiter zu entwickeln und — entdeckt zu werden. Das glückt aber dem einzelnen fast nie, und läßt man sich sagen, in wie viele Köpfe und in wie viele Maschinen der Beamtenstab einzuteilen ist, so bekommt man Zahlen zu hören, die die Verlegenheit der Großbanken schon bei der Besetzung besserer Posten begreiflich machen. Nun darf aber etwas nicht übersehen werden: Die Technik des Konsortialgeschäfts ist zur Zeit überhaupt nur in der Haute banque zu erlernen; die Fälle, in denen mittlere Privatbankiers mit zu den Hauptkonsorten gehören, werden immer seltener, sie sind fast nur als Unterbeteiligte anzutreffen. Daß die Großbank für ihren Nachwuchs im Konsortialbureau sorgen kann, ist nicht zu bezweifeln. Nicht viel anders liegt es im Kontokorrent. Auch hier hat die Großbank jederzeit die Möglichkeit, aus ihren eigenen Reihen Befähigte vorrücken zu lassen.

Schlimm liegen aber die Verhältnisse im Börsenbureau. Hier sind die pädagogischen Erfolge der Großbanken gleich Null, weil auf diesem Gebiete eben mit dem Pädagogischen wenig anzufangen ist. Ist der junge Bankbeamte, der mit seinem Notizbüchlein von

Maklerschranke zu Manklerschranke eilt, um die Ordres der Kundschaft für die Märkte, die er bearbeitet, aufzugeben und die Ausführung zu kontrollieren, ein braver Mensch, der nichts anderes tut, als was er eben zu tun hat, so wird aus ihm nie ein brauchbarer Börsenmann. Ist er so veranlagt, daß er gern auch für sich hin und wieder einige Prozente „abziehen" möchte, so bleibt er sehr selten ein brauchbarer Bankbeamter. Er bekommt zwar sicherlich das, was der Börsenmann unbedingt zu seiner Ausbildung braucht, nämlich des öfteren eine Tracht Prügel, aber selbst das darf er sich nicht sehr oft leisten, weil es sonst mit seiner Stellung bei der Bank bald vorüber ist und der Moment eintritt, wo ihn die Direktion von der Börse fortnimmt und ihm das Korrespondenzbureau zwecks innerlicher Purgierung vorschlägt. Die Moral ist hier zwar keine unerbittlich strenge, aber ausgleichend wirkt nur etwas: tüchtig und für eine Zeitlang stetig verdienen. Und kann der Bankbeamte dies, erwirbt er sich durch seine Geschicklichkeit einen gewissen Ruf, dann fragt er sich bald, ob es für ihn nicht lukrativer sein würde, wenn er sein Talent für sich allein ausnützen und die Bank verlassen würde. Dazu kommt, daß es nirgends zwischen den Tüchtigen im Bankbetrieb so leicht zu Streitigkeiten kommen muß, wie gerade im Börsenbureau. Daß auf mehreren Gebieten die Tendenz von verschiedenen Personen gleich beurteilt wird, ist schon eine Seltenheit. Die Parole kann also nur von Einem mit all den Vorbehalten ausgegeben werden, die in diesen Fällen üblich sind und die es jedem ermöglichen, mit der Begründung, die Tendenz sei eben umgesprungen, zu tun, was er für richtig hält. Was das an persönlichen Differenzen, Zänkereien und Intrigen mit sich bringt, ist gar nicht zu schildern. Und sind die Führenden im Börsenbureau gar in derselben Bank zusammen groß geworden, so wird keiner die Autorität des anderen anerkennen wollen. Im übrigen wird aber jeder bemüht sein, die volle Verantwortung für Risiken dem Kollegen zuzuschieben und sämtliche Lorbeeren der Erfolge für sich in Anspruch zu nehmen. Verläßt ein höherer Beamter des Börsenbureaus sein Institut, so kann man es immer als sicher ansehen, daß er in Feindschaft von seinen Kollegen scheidet, und daß kein Gott entscheiden kann, wer Recht hat. Damit haben wir aber noch gar nicht die größte Schwierigkeit des Börsenbureaus der Großbank erwähnt: diese liegt auf dem K a s s a m a r k t. Schon weil sie die Freundin ihrer Kunden sein muß, hat jede Großbank die Pflicht, den sich auf dem Kassamarkt widerspiegelnden Bewegungen der einzelnen Industrien ein wachsames Auge zu schenken. Börsenvertreter, denen diese Aufgabe obliegt, bedürfen einer Vielseitigkeit der Vorbildung, wie sie ihnen die Großbank mit ihren Prinzipien der Arbeitsteilung kaum bieten kann. Die rein börsentechnische Ausbildung ist hier unzureichend. Wie ein Kurs gemacht wird, ob ein Papier Geld oder Brief ist, das lernt sich in der Atmosphäre der Burgstraße nicht allzu schwer. Aber wie eine Industrie organisiert ist, wie

die Bilanz eines Unternehmens zu lesen ist, und wie dies alles börsentechnisch auf dem Kassamarkt zu verwerten ist, dazu bedarf es eines tüchtigen Studiums und eines guten kritischen Blickes. Auch auf diesen Gebieten sind Entschlüsse zumeist sofort zu fassen, wer vor der Maklerschranke plötzlich entdeckt, daß ein großer Posten vorliegt, muß wissen, ob er ihn aufzunehmen hat oder nicht, und kann nicht vorher langwierige Konferenzen mit den „anderen Herren" abhalten. Und vor die Maklerschranke des Kassamarktes stellt sich der Bankdirektor nicht und kann sich auch, wenn er Zeit hätte, vor sie nicht hinstellen, wenn er nicht einen Kulissenvolksauflauf heraufbeschwören will. Hat eine Bank die Absicht, mit einem Kassapapier etwas anzufangen, so traut sie gewöhnlich nicht einmal ihren eignen Angestellten. Um sich zu schützen, wird sie sich der Vertrauensordres bedienen und entweder einen anständigen Privatbankier oder eine vertrauenswürdige Persönlichkeit der Kulisse beauftragen. Wie sollen also die Beamten der Großbank lernen können, den Kassamarkt zu bearbeiten? Und wer soll die Depositenkassenvorsteher instruieren, wie das Publikum, welches das „höher" und „niedriger" des Kassamarkts in der Suche nach Tips verfolgt, zu leiten ist?

Wem diese Fragen vorgelegt werden, der wird sich leicht mit der Antwort befreunden: „Am besten kann dies alles noch der Privatbankier alten Stils". Alten Stils, weil der moderne Kommissionär, der mit seinem Halbpro mille und seinem Schiebungsnutzen arbeitet, auch nur eine einseitige Ausbildung hat; der muß eine glückliche Hand haben, um vorwärts zu kommen, ob er auch einen Kopf aufzuweisen braucht, ist fraglich. Diesen Kopf muß der Privatbankier, von dem wir jetzt sprechen, vor allem haben und außerdem ein bedeutendes Verantwortlichkeitsgefühl. Er muß die Fähigkeit haben, Geschäfte „auszuhecken", muß es verstehen, auf Grund von Bilanzstudien und persönlicher Information börsenmäßig zu operieren, und sich jedesmal darüber klar sein, daß, wenn er nicht nur Properhändler ist, sondern auch in der eignen Kundschaft placiert, der ganze Aufbau seines Geschäfts durch eine einzige Leichtfertigkeit erschüttert werden kann. Er muß in der Lage sein, seine Geschäfte vor der Maklerschranke selbst durchzuführen, sich mit der Kulisse zu verhalten, andere bei seinen Geschäften mitzunehmen, jede Aufgabe auf ihre Bonität hin selbst zu beurteilen. Das alles muß er können und tun, auch wenn sein Haus zu den angesehenen gehört. Denn das ist sein Prä und seine einzige Möglichkeit, sich sein Geschäft als Bankgeschäft zu erhalten und es vor der Umwandlung in einen Bank-Totalisatorbetrieb zu bewahren. Die wenigen Privatbankiers, die es wagen Finanziers zu sein, zu gründen und zu emittieren, laufen viele Gefahren, nur gegen eine sind sie immun: vor der bureaukratenmäßig arbeitenden, schablonisierenden Pedanterie bleiben sie bewahrt.

Selten erlauben ihnen Privatvermögen und Kundschaftsbesitz in den Gesellschaften, an denen sie In-

teresse nehmen, sich auch nur die Majorität zu sichern. Um sich das nötige Material für Generalversammlungen zu beschaffen, sind sie genötigt, sich mit der Großbank und dem Börsenpublikum gut zu verhalten; sie müssen in das Geschäftsleben der ihnen nahestehenden Gesellschaften viel intimer eindringen, als dies ein Bankleiter tun würde, damit sie Anerkennung der eigenen Persönlichkeit, der eigenen Gewissenhaftigkeit und des eigenen Fleißes finden können. Sie müssen die Kurse ihrer Werte täglich bewachen und gewöhnlich selbst regulieren. Ihre Konsortialgeschäfte bewegen sich in ganz anderen, unbequemeren Formen als die der Großbank. Das Konsortialbureau der Großbank sucht nach Möglichkeit die Konsortialbestände schleunigst nutzbringend zu veräußern. Die Konsortialgeschäfte der Privatbankiers sind zum größten Teil Freundschaftsbündnisse auf unbestimmte Zeit, die eigentlich mehr den Charakter einer Gemeinschaft als den einer Gelegenheitsgesellschaft aufweisen, und innerhalb deren alle Umstände, die etwa in der Person eines Beteiligten eintreten, schon der Tod eines Konsorten oder eines großen Kunden eines Konsorten, die größten Schwierigkeiten hervorrufen können.

Daß dies eine harte Schulung und eine weit vielseitigere Ausbildung der Persönlichkeit namentlich in der Richtung des Börsenmäßigen mit sich bringen muß, als dies die Bank bieten könnte, liegt auf der Hand. Aber auch daß unter den wenigen Privatbankiers alten Stils nur sehr wenige für leitende Stellungen in Großbanken in Betracht kommen können, ist unschwer zu erkennen. Die meisten sind zu alt, und nicht die wenigsten sind zu kleinlich. Die ewige Angst um das eigene Portemonnaie, um die eigene Position verhindert bei vielen die Entfaltung jedweder Großzügigkeit. Ob der Mann, der täglich eine halbe Stunde früher in das Bureau kommt, um ja jeden Brief zuerst zu sehen, um jeden Kassenbelag noch einmal nachzuprüfen, und wo möglich selbst die Kasse zu führen, die Fähigkeit behält, sich an die großen Zahlen zu gewöhnen, mit denen jede Großbank fortwährend zu operieren hat, ob ihn nicht die Verantwortlichkeit in dem riesenhaft scheinenden Wirkungskreise zu erdrücken droht, das sind Fragen, die man bei mehr als einer Persönlichkeit aufwerfen muß, die zu den bedeutenderen der mittleren Privatbankiers gerechnet wird. Und bei andern, für die diese Bedenken nicht zutreffen, fragt man sich, ob sich ein Mann, dessen Natur so sichtbar in Unabhängigkeit wurzelt, mit der goldenen Kette des Bankdirektors belastet, wohl fühlen und Lust verspüren wird, innerhalb eines Direktorialkollegiums Anpassung zu lernen. Nur bei einem kleinen Rest hat man das Gefühl des Jammers, weil große Fähigkeiten nicht in dem Dienste großer Sachen stehen.

Aber auch in dieser kleinen Gruppe werden die Exemplare immer rarer. Die Söhne der alten Privatbankiers sind zu vornehm erzogen, haben gewöhnlich erst promoviert, bevor sie zur Börse kommen, und können sich in das Burgstraßen-Milieu, das bezüglich der Formen keine große Distinktion

aufweist, nicht recht hineinleben. Sie bleiben auf ihrem Börsenplatz sitzen oder, wenn sie ganz vornehm sind, auf ihrem Sitz in einer der Nischen, überlassen es ihren alten Prokuristen oder den jungen Börsenvertretern, sich in dem Getümmel herumzustoßen, und sind zufrieden, wenn es ihnen glückt, sich in die väterlichen Aufsichtsräte hineinwählen zu lassen oder einige neue Posten dazuzuerwerben. Unter der jungen Generation der Privatbankiers, unter denen, die jetzt zwischen dreißig und vierzig Jahre alt sind, wird sich eine Großbank dereinst schwerlich viele zur Leitung des Börsenbureaus einer Bank geeignete Persönlichkeiten herauswählen können. Das Problem der Besetzung dieser Posten wird noch mancher Großbank Sorgen bereiten. Das Entdecken von Börsentalenten innerhalb der eigenen Organisation bleibt eine Glückssache, und die Möglichkeit, die schon an sich ungern ausgenutzt wird, einen Outsider zu berufen, verringert sich mit dem allmählichen Aussterben der Privatbankiers alten Stils.

Interessengemeinschaft Aumetz-Mannstaedt-Düsseldorfer Draht.

Die Aumetz-Aktie, die erst seit etwa $1^1/_2$ Jahren in Berlin gehandelt wird — vorher hatte sie als Gesellschaft belgischen Rechts ihren Markt nur in Brüssel — bot schon gelegentlich ihrer Einführung in Berlin besonderes Interesse vom finanzierungstechnischen Gesichtspunkt aus durch ihre sogenannten titres globaux. Da an den deutschen Börsen nur Aktien im Mindestnominalbetrag von 1000 Mk. zugelassen werden dürfen, die Aumetz-Gesellschaft aber nur Stücke zu 500 Frs. ausgegeben hatte, so kam man auf die Idee, zusammenlegbare und wieder teilbare Aktien, actions globales, zu schaffen, und zwar im Verhältnis von 3 : 1. Eine solche Global-Aktie von nominal 1500 Frs. war dann börsenfähig. Die Aumetz-Aktie ist seitdem rasch in die Reihe der Favoritpapiere der Börse eingerückt. Seit geraumer Zeit beschäftigte sich das Interesse in vermehrtem Maße mit Aumetz auf immer bestimmter auftretende Gerüchte von größeren Transaktionen, die in der Entwicklung begriffen seien. Diese Gerüchte haben nun kürzlich ihre Bestätigung gefunden. Der Lothringer Hüttenverein Aumetz-Friede in Kneuttingen will eine Interessengemeinschaft eingehen mit dem Façoneisenwalzwerk L. Mannstaedt & Co. in Kalk bei Cöln und der Düsseldorfer Eisen- und Drahtindustrie. Den Aktionär interessiert bei solchen Zusammenschlüssen stets zweierlei: die technisch-ökonomische Seite und die finanzielle. Um darüber zu einem Urteil zu gelangen, ist es nötig zu wissen, welcher Art die drei Werke sind.

Aumetz, das größte von den dreien (Frks. 45 Millionen Aktienkapital), besitzt Kohlengruben, Erzgruben, 8 Hochöfen, 1 Stahlwerk, 1 Walzwerk mit 7 Fertigstraßen, eine Gießerei etc.

Mannstaedt (Aktienkapital Mk. 10 Millionen) hat 9 Walzenstraßen für schweres und leichtes Façoneisen und fabriziert besonders

Zier- und feinere Profile. Das Werk ist zur Zeit mit einer Verlegung seines Betriebes beschäftigt. Es fusionierte sich erst im Mai 1911 mit der Sieg-Rheinischen Hütte in Troisdorf. Diese besaß einen Hochofen, ein Walzwerk, eine Maschinenfabrik mit Gießerei, Eisenkonstruktionswerkstätten, eine Schrauben- und Mutternfabrik, ein Röhrenwalzwerk und eine Wellblechbauanlage. Die Mannstaedt-Betriebe werden nach Troisdorf verlegt.

Die Düsseldorfer Eisen- und Drahtindustrie (Kapital Mk. 3 600 000) besitzt ein Stahlwerk, ein Puddlings- und Walzwerk und betreibt, wie schon die Firmierung sagt, die Herstellung von Drähten. Aus dieser Zusammenstellung zeigt sich auf den ersten Blick, daß der Zusammenschluß der 3 Werke auf die Etablierung eines großen Gemischtbetriebes hinausläuft, einer Gesamtunternehmung, die den ganzen Fabrikationsprozeß von der Erzeugung des Rohprodukts bis zur weitestgehenden Verfeinerung umfaßt. Aumetz hat sich dabei, um die organisatorische Einheit zu wahren, die Überwachung der Gesamtbetriebe einräumen lassen. Ähnliche Zusammenschlüsse, z. T. ebenfalls durch Interessengemeinschaften, gewöhnlich aber durch Fusionen, haben wir in den letzten Jahren vielfach gesehen.

Die Vorteile, die sich im vorliegenden Fall für die beteiligten Werke ergeben, liegen auf der Hand. Aumetz sichert sich vor allem die Abnahme von Halbzeug, dann aber kann Aumetz die beiden anzugliedernden Werke mit seiner eigenen Kohle versorgen. Auch macht das Unternehmen sich unabhängig vom Markt in Hämatit und Spiegeleisen, da es seinen Bedarf bei Mannstaedt erblasen kann. Mannstaedt und Düsseldorfer Draht erhalten umgekehrt eine sichere Basis für ihren Halbzeugbedarf u. s. w., Mannstaedt hatte in dieser Hinsicht in den letzten Jahren bereits unter ungünstigen Bezugsverhältnissen zu leiden gehabt. Die Vorteile, die sich aus dem Zusammenarbeiten der drei Werke ergeben, müssen sich naturgemäß noch steigern durch eine Erweiterung der Verfeinerungsbetriebe Mannstaedt und Düsseldorf. Düsseldorf hatte bereits eine Kapitalsvermehrung um Mark 1 200 000 zwecks weiteren Ausbaus des Werks angekündigt. Mannstaedt hat schon im vergangenen Sommer gelegentlich der Fusion mit der Sieg-Rheinischen Hütte sein Kapital um Mk. 4½ Millionen auf Mk. 10 Millionen erhöht. Durch die Interessengemeinschaft erfährt indessen nicht nur die Ertragswirtschaft der Werte eine Besserung, auch ihre Position bei der Erneuerung des Stahlwerksverbandes bezw. des Kohlensyndikats erhält eine wesentliche Stärkung.

Die finanzielle Konstruktion der Interessengemeinschaft ist die folgende. Die Jahresgewinne der drei Werke werden zusammengeworfen und dann in der Weise verteilt, daß zunächst die beiden kleineren Werke, Mannstaedt und Düsseldorf, je 5% auf ihr Aktienkapital erhalten. Der Rest gehört Aumetz. Jedoch nicht ganz: für jedes Prozent, das Aumetz über 55% ausschüttet, haben die beiden andern ½% auf ihr Aktienkapital zu erhalten. Um der Gemeinschaft einen festeren Kitt zu geben, sicherte

sich Aumetz einen gewissen Betrag Aktien von jeder der beiden andern Gesellschaften, Mk. 2 600 000 Mannstaedt-Aktien d. i. mehr als ein Viertel des Gesamtkapitals und Mk. 2 400 000 Düsseldorfer Aktien d. i. die Hälfte des künftigen Gesamtkapitals von Mk. 4 800 000. Zu diesem Zweck muß Aumetz sein eigenes Kapital erhöhen; es braucht für diesen Eintausch (sowie für den Erwerb von 334 Kuren der Erzgewerkschaft Reichsland, der bei dieser Gelegenheit gleichfalls erfolgt) Mk. 5 900 000, erhöht aber um Mk. 13 Millionen auf Mk. 58 Millionen. Aumetz erhält weiter das Recht eingeräumt, das ganze Kapital der beiden andern Gesellschaften zu erwerben, im Tausch von je Mk. 4000 Aktien einer der beiden Gesellschaften gegen Fr. 5000 Aumetz. Die Anwendung dieses Umtauschrechts wäre die Fusion. Sehen wir zu, wie lange sie auf sich warten läßt. Schon manche Liebe hat mit einer Interessengemeinschaft begonnen und mit einer Fusion geendet. Die Festlegung des erwähnten Umtauschrechtes läßt ziemlich bestimmte Vermutungen zu.

Vom Kohlensyndikat und seinen Vorbereitungen für die Zukunft.

Drei Fragen, die einen gewissen Konnex mit einander aufweisen, stehen seit einiger Zeit im Kohlensyndikat zur Behandlung und werden auch z. T. auf kürzere Zeit, z. T. noch auf lange hinaus auf der Tagesordnung bleiben: die Preiserhöhungen, die Außenseiter-Frage und die Syndikatserneuerung. Daß Preiserhöhungen beabsichtigt seien, wurde schon vor geraumer Zeit in den Tagesblättern erzählt. Später hieß es dann, die Preishinaufsetzung sei unbestimmt vertagt. Grund für die zunächst geplante Preisverteuerung: die günstige Konjunktur, die in den derzeitigen Preisen nicht ihren entsprechenden Ausdruck finde. Grund für die Unterlassung: wurde nicht lautbar. Ich höre, daß die einstweilige Beibehaltung der alten Preise mit der Outsider-Frage, den Bemühungen um Gewinnung der nichtsyndizierten Zechen für das Syndikat, zusammenhängt. Diese freien Zechen haben ihre Produktion seit der Syndikatserneuerung im Jahre 1903 stark gesteigert, sie hatten damals nur 1.30 %, im Jahre 1910 aber schon fast 6¼ % der Gesamtproduktion des Syndikatsbezirks. Mit den Outsidern nun wurde seit längerem verhandelt, um sie ins Syndikat herein oder wenigstens ans Syndikat heranzuziehen. Hätte das Syndikat seine Preise erhöht, ehe die freien Zechen gewonnen waren, so hätte es selbst deren Position gestärkt; denn die erhöhten Preise wären ja auch den außenstehenden Zechen zustatten gekommen und hätten naturgemäß deren Widerstandskraft gestärkt. Deshalb zunächst die Beibehaltung der alten Preise. Nun nähert sich aber seit einigen Tagen die Outsider-Frage ihrer Lösung mit großen Schritten. Syndikat und freie Zechen haben sich verständigt, zum Teil sind diese als Mitglieder in das Kartell eingetreten, zum Teil haben sie nach besonderen vertraglichen Abmachungen den Verkauf ihrer Produktion dem Syndikat übertragen. Und jetzt wird miteinemmal von neuem berichtet, eine Preiserhöhung stehe

bevor. Allerdings nicht für alle Kohlensorten, sondern nur für sogenannte feine Nußkohle. Aber warten wir's ab. Der Appetit ist schon manchmal mit dem Essen gekommen. Übrigens haben zwei der freien Zechen sich einstweilen nur provisorisch gebunden und ihre definitive Zusage davon abhängig gemacht, daß auch eine Verständigung mit den gleichfalls außenstehenden fiskalischen Zechen gefunden werde. Auch das ist zum Teil gelungen. Mit den Staatszechen des Ruhrbezirks ist eine vorläufige Einigung erreicht worden, zu deren Perfektion nur noch die Zustimmung des Ministers erforderlich ist (die Verhandlungen wurden von fiskalischer Seite durch ministerielle Kommissare geführt). Man darf annehmen, daß diese Zustimmung nicht ausbleiben wird. Schwerer liegen die Dinge hinsichtlich der Saargruben des Fiskus. Doch auch hier scheint wenigstens eine Preiskonvention zustandekommen zu wollen. Außer den erwähnten gibt es noch eine weitere Klasse von Outsidern, die ganz jungen, die noch im Stadium der Entwicklung stehen, und eine regelmäßige Kohlenförderung noch nicht haben, diese aber in absehbarer Zeit zu erwarten haben. Auch mit ihnen sollte das Syndikat, das war gleichfalls Vorbedingung der beiden erst provisorisch gebundenen Zechen, schon jetzt eine Abmachung treffen. Das hätte naturgemäß für die Zukunft viel glattere Bahn geschaffen. Indessen wurde die Bedingung einer Einigung mit diesen Jüngsten neuerdings fallen gelassen. Es ist immerhin ein schönes Stück Arbeit geleistet worden, das der Erneuerung des Kohlensyndikats, die seit geraumer Zeit betrieben wird, wesentlich zugute kommen wird. Die Kämpfe, die dieserhalb entbrennen werden, werden noch heftig genug werden. Es wurde sogar bereits die Befürchtung ausgesprochen, das Kartell werde diesmal auseinanderfallen. Und schon tauchte der Gedanke eines „Zwangssyndikats" auf d. h. eines durch Gesetzeszwang zu errichtenden Syndikats à la Kalikartell. Doch dahin dürfte es kaum kommen. Die Montanindustriellen sind von anderem Schlag als die Kaliindustriellen. Sie wissen ihre Unabhängigkeit von staatlicher Reglementierung zu hoch einzuschätzen, als daß sie es dahin kommen ließen. Die Hüttenzechen werden nachgeben müssen zugunsten der reinen Zechen. Wenn sie auch ihre jetzigen Vorrechte nicht ganz aufgeben, so werden sie sich doch eine gewaltige Verkürzung gefallen lassen müssen. Die jetzigen Vorrechte der Hüttenzechen bestehen darin, daß ihre Kokserzeugung nicht syndiziert ist und ihr Selbstverbrauch nicht auf die Beteiligungsziffer angerechnet wird. Der vom Geheimrat Kirdorf, dem Präsidenten des Syndikats in jüngster Zeit ausgearbeitete Entwurf eines neuen Vertrags sieht die völlige Abschaffung der Hüttenzechenvorrechte vor. Über den Gang der Erneuerungsverhandlungen wird an dieser Stelle berichtet werden.

Das Wirtschaftsjahr 1911.

Es gab Faktoren von starker innerer Depressionskraft im abgelaufenen Jahre, aber der deutsche Wirtschaftskörper stellte ihnen eine noch stärkere Widerstandskraft entgegen, sodaß jene ungünstigen Momente nur zu sehr abgeschwächter

und rasch vergehender Wirkung gelangen konnten. Um es kurz zu sagen, die äußere Politik und die Trockenheit des Sommers waren die „Contreminiers" für unsere Volkswirtschaft. Die Trockenheit, die die Ernten reduzierte, erhöhte die in den letzten Jahren ohnedies schon stark gestiegenen Lebensmittelpreise und brachte vor allem den Schaden des Ertragsausfalls, der wie in jeder Privatwirtschaft so auch in der Volkswirtschafts-Bilanz sich als ein Minus äußert (ein deutliches Beispiel bietet die Zuckerindustrie, von der in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift die Rede war, und die Brauindustrie). Die Politik, deren Gang dem Leser noch erinnerlich ist, konnte nicht leicht noch mehr Hemmungsmomente bieten, aber der Hemmungseffekt war durchaus nicht bedeutend. Zwar hat die politische Besorgnis an zwei Stellen unseres Wirtschaftskörpers stärkere Indispositionen hervorgerufen, doch war das bald wieder ausgeglichen. Einmal waren im Herbst eine Anzahl Sparkassen (keine Banken!) einem Run der Sparer ausgesetzt, die ihr Geld plötzlich nur noch zu Hause im Schubfach sicher glaubten; aber nach 2—3 Wochen brachten sie es wieder. Zum andern gab es an der Börse Ende August und Anfang September zwei „schwarze Tage" mit Kursstürzen, bei denen es allerdings manchem schwarz vor den Augen werden mußte. Indessen auch das ging vorüber, ohne daß es zur „crise allemande financière" kam, die uns unsere politischen Feinde etwas allzuvoreilig anzudichten bemüht waren. Die Börse hat, wenn man das Jahr als Ganzes überblickt, im allgemeinen große Stabilität gezeigt; einige Berge und Täler hat die Kurve natürlich aufzuweisen — mit relativ gemäßigten Umsätzen und bei gut gehaltenen Kursen. Gegen Jahresschluß stellte sich eine gewisse Haussetendenz ein, auf die günstige industrielle Konjunktur hin. Diese selbst trat jedoch nicht erst so spät ein, sondern sie war das ganze Jahr über vorhanden, war da trotz politischer Unsicherheit; das verdient Beachtung. Der deutsche Außenhandel von 11 Monaten des Jahres (die Dezember-Ziffern liegen bei Niederschrift dieses Artikels noch nicht vor) belief sich auf M. 15 984 Millionen Mark, das ist 1162 Millionen Mark mehr als im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Der Güterverkehr auf den deutschen Eisenbahnen, der ebenfalls bis zu einem gewissen Grade den Stand der Wirtschaftslage anzeigt, erbrachte bis einschließlich November an Transporteinnahmen 1864 Millionen Mark, das ist 141 Millionen Mark mehr als in der entsprechenden Vorjahrszeit. Auch die Einnahmen aus Wechselstempel gestatten gewisse Rückschlüsse, soweit eben die Ausschreibungen von Wechseln etwas für den Umfang des geschäftlichen Verkehrs besagen. Diese Stempelerträge ergaben 17 600 000 Mark gegen 17 000 000 Mark im Jahr zuvor. Von Bedeutung sind dann noch die Produktionsziffern unserer größten Industrien, der Kohlen- und Eisenindustrie. Sie seien zum Schluß noch kurz erwähnt. Das Kohlensyndikat setzte 64 Millionen Tonnen oder 2 Millionen Tonnen mehr ab als im vorigen Jahr. Die deutsche Roheisenproduktion erreichte im abgelaufenen Jahr endlich, was sie seit langem vergeblich erstrebt hatte: die Kartellierung des

gesamten deutschen Zollinlandes durch den Roheisenverband. Die Roheisen-Erzeugung stieg auf 14 150 000 Tonnen (im Vorjahr 13 690 000). Der deutsche Stahlwerksverband sah im verflossenen Jahr die beiden losen Preiskonventionen in die Brüche gehen, die sich für die im Stahlverband lediglich kontigentierten (aber nicht durch ihn abzusetzenden) B-Produkte, Stabeisen und Draht gebildet hatten. Stabeisenkonvention und Drahtkonvention fielen, nur die Grobblechkonvention blieb bestehen. Der Stahlverband verkaufte an A-Produkten 5 340 000 t in den 11 Monaten von 1911 gegen 4 790 000 t im gleichen Vorjahrsabschnitt. Die bei der Jahreswende vorliegenden Meldungen über die wirtschaftliche Lage lauten durchgehends günstig. Hoffen wir, daß der Jahrgang 1912 ein guter wird. Boreas.

Berichtigung.

Im 1. Januarheft ist in dem Artikel: „Der Hansa-Bund für Gewerbe, Handel und Industrie" von Geh. Justizrat Prof. Dr. Riesser auf Seite 28 in den beiden letzten Zeilen zu lesen: „so wird es und muß es (statt: so wird er und muß er) zur Durchführung im Reiche gelangen und Gesamtgut a l l e r politischen Parteien werden."

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Richard Charmatz, Wien IX/1, Porzellangasse 38; — für die Herausgabe: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utca 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

NORD UND SÜD

NORD UND SÜD

Dr. Bernhard Dernburg

Gezeichnet von Flory Jöhlinger.

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

...lesi. Buchdruckerei, Kunst- und ...anstalt
v. S. Schottlaender, ...
Berlin - Breslau - ...
Lützowufer ...
Wien
Verlags-Kommiss.-Buchhandlung ... handlung

...ahrg. Band 140. Heft 447 Erstes Februarheft 1912

Dr. Bernhard Dernburg

Gezeichnet von Flora [illegible]

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G.

Berlin * Breslau * Leipzig
Lützowufer 5a. E. F. Steinacker.

Wien
Rob. Mohr, Verlags-Kommiss.-Buchhandlung.

Budapest
Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung.

36. Jahrg. Band 140. Heft 447 Erstes Februarheft 1912

D. Westermann
(Professor am Orientalischen Seminar, Berlin):

Bernhard Dernburg

Es ist in unseren Tagen nicht die Regel, daß ein aus dem Amt geschiedener Staatsmann und sein Werk noch jahrelang nachher die Öffentlichkeit beschäftigen. Wenn das bei Bernhard Dernburg anders ist, so liegt es einmal an der Bedeutung seiner Persönlichkeit, aber auch an dem glücklichen Umstande, daß das Gebiet seiner staatlichen Tätigkeit in den letzten Jahren und besonders in dem eben vergangenen, in hohem Maße ein öffentliches Interesse beansprucht hat.

Allerdings darf sich Dernburg auch das Verdienst zuschreiben, diese Anteilnahme weiter Bevölkerungskreise an unseren Kolonien selber erst geweckt zu haben. Die unerquicklichen Verhältnisse in der Kolonialverwaltung vor seinem Amtsantritt, die Umstände, unter denen er das Amt übernahm, und die unvergleichlich erfrischende Art seiner Geschäftsführung mußten auf ihn aufmerksam machen. Es gab schon vor Dernburg viele überzeugte Freunde der Kolonialpolitik, die von der Notwendigkeit und dem Wert kolonialer Besitzungen durchdrungen waren. Aber keinem, auch nicht den Leitern der Kolonialpolitik selber, war es gelungen, dieser Überzeugung im deutschen Volke Anerkennung zu verschaffen, und vor allem unseren Kolonien dasjenige Vertrauen zu gewinnen, dessen sie zu ihrer Entwickelung bedürfen. Dies Vertrauen hat Dernburg geschaffen. Vor ihm waren außer dem deutschen Philister auch viele andere der Meinung, Kolonien seien kaum mehr als eine kostspielige, unrentable Dekoration für eine Großmacht. Dernburg hat die Überzeugung verbreitet, daß wir Kolonien nicht nur aus machtpolitischen Erwägungen brauchen, sondern daß sie auch für unsere Volkswirtschaft wertvoll, ja unentbehrlich sind, und seine Tätigkeit hat uns diesem Ziel, der Nutzbarmachung der Kolonien für die deutsche Nationalwohlfahrt,

erheblich näher gebracht. Die zunehmende Industrialisierung der Kolonialstaaten läßt diese notwendig nach neuen Absatzländern und nach entwickelungsfähigen Gebieten für Rohstofflieferungen ausschauen. Beides bietet das tropische Afrika in viel größerem Maße als man bisher dachte. Wenn Westafrika vom Senegal bis zum Niger heute einen Handelsumsatz von jährlich einer Milliarde Mark und ganz Afrika eine Ausfuhr von drei Milliarden Mark hat, so gibt das ein Bild von den Werten, die in diesem Erdteil liegen, und die nur ihrer Erschließung durch die Intelligenz des Europäers und die durch sie angespornte Hand des Negers harren. Und es handelt sich im tropischen Afrika gerade um die Erzeugnisse, die unsere Industrien beschäftigen: Kautschuk, Öle und Fette, Faserpflanzen, Baumwolle, Erze. Von vornherein wird jeder zugeben, daß es uns nicht gleichgültig sein kann, ob die Gebiete, aus denen solche Produkte stammen, uns oder einer anderen Macht gehören. Sie bedeuten eine Stärkung unseres politischen Schwergewichtes und Ansehens, auch wird der deutsche Kaufmann, Pflanzer und Siedler lieber in einer deutschen als in einer fremden Besitzung arbeiten. Besonders aber bedenke man das Streben aller Kulturstaaten, ihr Wirtschaftsleben vom Ausland möglichst unabhängig zu gestalten, für sich ein Ganzes zu bilden, das imstande ist, seine agrikulturellen wie industriellen Bedürfnisse selber zu decken. Es ergeben sich dadurch gewisse Abschließungstendenzen, die sich z. B. in den französischen Kolonien schon recht fühlbar machen. Sie fordern uns geradezu heraus, uns ebenfalls ein Neuland zu sichern, das Aussicht hat, unserer Industrie ein leistungsfähiger Lieferant und Abnehmer zu werden. Die deutschen Kolonien hatten im abgelaufenen Rechnungsjahr einen Handelsumsatz von 232 Millionen Mark, gegen das Vorjahr eine Zunahme von 54 Millionen Mark. Es ist kein unmäßiger Optimismus, wenn man im nächsten Jahrzehnt mit dem Dreifachen dieser Summe rechnet.

Die günstige Entwickelung unserer Kolonien in den letzten Jahren ist natürlich die Frucht vorangegangener, mühsamer Pionierarbeit, an der Beamte und Offiziere, Kaufleute, Pflanzer und Missionare gleichmäßigen Anteil haben; aber die Früchte drohten zu verkümmern, weil das deutsche Volk nicht an ihr Vorhandensein glauben wollte; wesentlich durch Dernburgs Bemühungen hat sich dann deutsche Finanzkraft bereitfinden lassen, in den Kolonien zu arbeiten und dadurch einen größeren Zug in ihre Entwickelung zu bringen. Dieser hat sich vor allem im Eisenbahnbau betätigt. „Für eine Eisenbahn ist es in Afrika nie zu früh",

sagte Dernburg in einem seiner letzten Vorträge. So selbstverständlich diese Wahrheit jedem Kenner Afrikas ist, so verschlossen hat sich ihr Jahrzehnte hindurch der deutsche Reichstag gezeigt. Daß dies jetzt anders geworden ist, daß die Zentralbahn in Ostafrika im letzten Reichstag ohne Schwierigkeiten bewilligt wurde, gilt mit Recht als eines der sichersten Zeichen einer neuen Epoche in der deutschen Kolonialpolitik; es ist eine nachträgliche Rechtfertigung des Dernburgschen Drängens auf Beschleunigung des kolonialen Eisenbahnbaus. Man kann in einem Lande mit primitiver Kultur wie Afrika nicht im voraus einen Beweis für die Rentabilität einer Bahn verlangen, sondern man kann nur sagen, daß dort, wo überhaupt Menschen wohnen, durch einen Bahnbau alsbald wirtschaftliches Leben entsteht, bisher brach liegenden Menschen- und Bodenkräften die Möglichkeit zur Schaffung von Werten gegeben wird. Und ein solcher Anreiz genügt, selbst den Neger zu vermehrter Tätigkeit und zur Gewinnung von Ausfuhrprodukten anzuspornen; die Erfahrung hat sich bislang ausnahmslos bei allen Eisenbahnbauten in Afrika bestätigt.

Dies unmittelbare, ohne äußeren Zwang eintretende Reagieren der Negerbevölkerung auf eine ihnen angebotene Erwerbsmöglichkeit hat man in weiten Kreisen stark bezweifelt; man meinte, der Neger arbeite nur aus Nötigung, nicht freiwillig. Dernburg hat auf das Schädliche, ja Unhaltbare einer Zwangsarbeit hingewiesen. Der mit Gewalt zur Arbeit Getriebene arbeitet unlustig und darum schlecht; er ist dauernd mit seinem Lose unzufrieden und darum zu Widerspenstigkeiten geneigt. Wenn heute ohne jeden Zwang in den Minen Südafrikas mehr als zweihunderttausend Neger arbeiten und in Deutsch-Ostafrika siebzigtausend Eingeborene bei Eisenbahnbauten und auf Pflanzungen beschäftigt sind, so kann man wirklich nicht behaupten, der Afrikaner sei nur mit Zwangsmitteln an die Arbeit zu bringen. Wir sind Dernburg dauernd dafür Dank schuldig, daß er auf den geradezu unersetzlichen Wert der Eingeborenen für die Kolonien hingewiesen hat. Sein Satz: „Die Eingeborenen sind das wertvollste Kapital in unseren Kolonien" ist trotz alles leidenschaftlichen Widerspruches doch richtig; die eigentlichen Schwierigkeiten in unseren großen Kolonien liegen in der Eingeborenenfrage. Sie bestehen aber nicht darin, daß Eingeborene da sind, sondern vielmehr darin, daß ihrer nicht genug da sind; ohne ihre Mitarbeit ist jedes wirtschaftliche Unternehmen schlechterdings undenkbar, und das nicht nur im tropischen Afrika, sondern auch in Südwest, wo die Lebensbedingungen für den Angehörigen weißer Rasse ungleich günstiger sind.

Aus diesen Erwägungen heraus hat Dernburg die auf Erhaltung und Erziehung der Eingeborenen gerichteten Bestrebungen stets unterstützt. Eine eingeborenenfreundliche Politik gehört heute — aus rein praktischen Erwägungen — zum eisernen Bestande unserer Kolonialpraxis.

Daß Dernburg auf Grund solcher Anschauungen nicht die Tätigkeit des Europäers in den Kolonien missen wollte, ist selbstverständlich. Niemand hat mehr als er getan, um die Deutschen auf ihr großartiges Arbeitsfeld über See aufmerksam zu machen. Genau so wie die Europäer ohne den Eingeborenen, so kann letzterer nicht ohne uns vorwärts kommen; nur durch ein Handinhandgehen beider Elemente, wobei jeder den ihm kraft seiner Eigenart zufallenden Platz einnimmt und jeder auf seine Rechnung kommt, können unsere Kolonien zu einer Quelle des Wohlstandes und zu blühenden Provinzen des Größeren Deutschland werden. Und nur eine solche Entwickelung kann den Gesamtinteressen des deutschen Volkes entsprechen. An ihrer Anbahnung hervorragend mitgewirkt und für sie Verständnis geweckt zu haben, wird für den ersten Staatssekretär des Reichs-Kolonialamts eine dauernde Genugtuung sein.

Paul Nathan:
England und Wir

A capable and unprejudiced negotiator . . . could settle the whole difficulty in a few patient months of work.

The Nation. 30. 12. 1911.

Sir Edward Grey hat sich um die Besserung der Beziehungen zwischen England und Deutschland ein außerordentliches Verdienst erworben. Diese Behauptung mag überraschen, und sie ist doch zutreffend. Er hat uns in Deutschland und er hat England sehen gelehrt: „Das, was ist". Er hat Illusionen zerstört. Er hat den Vorhang zerrissen, hinter dem furchtbare Gefahren für beide Völker verborgen sind, und wenn die Kunst des Arztes erst dann einsetzen kann, nachdem die Krankheit erkannt ist, so läßt sich auch die Bekämpfung der politischen Krankheiten mit Hoffnung auf Erfolg nicht eher aufnehmen, bevor nicht Klarheit über das Wesen des Übels geschaffen wurde. Diese Klarheit haben wir jetzt in Deutschland, und diese Klarheit scheint in England heraufzuziehen. Das ist das Verdienst — gewiß nicht das bewußt angestrebte — von Sir Edward Grey.

Wir glaubten lange in Deutschland, daß es nicht schwierig sein könnte, unsere Gegner in England durch friedliche Argumente zu entwaffnen, und, — wenn sie nicht alle zu entwaffnen seien, — daß das Häuflein der Unbelehrbaren und der aus Prinzip Feindlichen für die praktische Politik würde ignoriert werden können. Es ist augenscheinlich, daß Kaiser Wilhelm II. diesen schönen Irrtum mit der Masse der Deutschen geteilt hat. So haben wir Jahre hindurch mit dem Kaiser an der Spitze unsere freundschaftlichen Gesinnungen für England taktvoll und manchmal selbst mit fast taktloser Aufdringlichkeit dem Vereinigten Königreiche zu demonstrieren versucht. Und diese unsere Versuche fanden die Unterstützung angesehener, ausgezeichneter Engländer, die wie wir

in einem Irrtum befangen waren; einem Irrtum, der uns allen nicht zur Unehre gereicht.

Allein es war falsch, anzunehmen, daß es keinen ernsten Gegensatz zwischen England und Deutschland gäbe, weil es unmöglich war, mit dem Finger auf der Landkarte einen oder mehrere Punkte zu bezeichnen, wo die vitalen Interessen der beiden Reiche feindlich und vielleicht in unlösbarer Feindschaft aufeinanderstießen. Sir Edward Grey tat dar, daß ein weit gefährlicherer Gegensatz nach seiner Auffassung vorhanden ist, und hinter ihm steht eine angesehene und weit verbreitete Presse, an ihrer Spitze die englisch-russischen „Times".

Über einzelne und über eine Reihe von Fragen kann unter Umständen immer noch eine Verständigung erzielt werden. Eine Verständigung hört auf, wenn ein Staat die Existenz des andern, so wie er ist, als eine Bedrohung der eigenen Sicherheit und der eigenen Lebensbedingungen auffaßt. Rom und Karthago zeigen die gewaltige, tragische Ausgestaltung dieses Konfliktes bis zu den letzten Konsequenzen, und die englische auswärtige Politik in der Vergangenheit bis zum Kulminationspunkte im Sommer des Jahres 1911 würde jeder leitenden Idee ermangeln, wenn Sir Edward Grey nicht der Ansicht wäre, daß das Vereinigte Königreich die größten Opfer bringen muß, um Deutschland in Europa nach Möglichkeit zu isolieren und selbst um den Preis eines furchtbaren Krieges in seiner Blüte zu knicken.

Daß bei einer derartigen Auffassung der internationalen Lage Verbrüderungsbankette wohlmeinender Engländer und wohlmeinender Deutscher den Wert von Pappschilden gegen Kanonenkugeln hatten, ist nicht überraschend, und für diese Erleuchtung muß die Welt Sir Edward Grey verbunden sein. Diese Klarheit hat uns in Deutschland noch den besonderen Nutzen gebracht, daß die öffentliche Meinung von der „Kreuz-Zeitung" bis tief in die Reihen des „Vorwärts" in immer höherem Grade zu einer gemeinsamen Auffassung der internationalen Verhältnisse gelangt ist.

Hätte Sir Edward Grey mit seiner Beurteilung der Weltverhältnisse vom englischen Standpunkt aus recht, so würde es ihm gewiß gelingen, seine Landsleute für seine Pläne zu gewinnen, und wir in Deutschland hätten nichts zu tun, als uns auf das nahende Verhängnis eines Zusammenstoßes mit äußerster Kraftanstrengung vorzubreiten.

Hat er recht? Und ist Sir Edward Grey auch nur um einen Schritt jenem Ziele näher gekommen, das er sich selbst gesteckt hat?

Ist Frankreich verwendbarer für englische Zwecke gegen Deutschland, seitdem es Marokko erhalten hat? Schwerlich für absehbare Zeit. Es gehört keine große Prophetengabe dazu, um vorauszusehen, daß freilich unter englischem Druck eine Verständigung zwischen Frankreich und Spanien sich schließlich über die Teilung der marokkanischen Beute wird erzielen lassen; aber diese Teilung ist eine so willkürliche, eine so unnatürliche, daß bleibende Mißhelligkeiten zwischen Spanien und Frankreich unausbleiblich erscheinen, und diese Mißhelligkeiten bedeuten, daß beide Mächte sich in der Pazifizierung Marokkos gegenseitig stören werden. Frankreich wird aber in jedem Falle erhebliche militärische Kräfte in Marokko festlegen müssen, und unter Umständen überdies Kräfte an der Pyrenäen-Grenze, um den nötigen Druck auf Spanien auszuüben. Die marokkanischen Legionen, die unter französischem Kommando gegen Deutschland marschieren sollten, sind für absehbare Zeiten ein Phantasma, aber die französischen Regimenter, die Marokko in Botmäßigkeit erhalten müssen, sind eine Realität, und sie müssen um so zahlreicher sein, je verwickelter die Beziehungen zu Spanien sich in natürlicher Folgewirkung der absurden Teilungspläne gestalten. Durch das marokkanische Geschenk wird Frankreich von der Vogesengrenze abgelenkt, und die neue Aufgabe kann Frankreich an seiner Ostgrenze militärisch schwächen; stärken für berechenbare Zeit gewiß nicht.

Es ist richtig, daß die italienische Bundesgenossenschaft für Deutschland und Österreich an Wert noch weiter eingebüßt hat, seitdem das junge Königreich sich in das tripolitanische Abenteuer unter Protektion von England und Frankreich gestürzt hat. Diese Einbuße für die Zentralmächte ist jedoch eine durchaus imaginäre. Wir waren diesseits der Alpen nie darüber im Zweifel, daß Italien mit seiner langgestreckten Küste sich bei einer europäischen Krisis nicht in Gegensatz zu England würde setzen können; englische Kriegsschiffe würden von Genua über Palermo bis Venedig einen solchen Druck auf Italien ausüben können, daß jede italienische Regierung diesen Breitseiten-Argumenten Rechnung tragen müßte. So war die Lage stets; so ist sie heute jedoch mit der Wendung, daß das in Tripolis militärisch engagierte Italien auch erheblich als Waffe gegen Österreich an Bedeutung verloren hat, und schließlich bedarf Italien gegen seine beiden neuen Nachbarn in Afrika, gegen Frankreich und England, bei recht wohl denkbaren Umschlägen der Rückendeckung in Europa durch Österreich und Deutschland erst recht.

Am allerklarsten tritt das Ergebnis der Grey'schen Politik gegenüber

Rußland, dem dritten Stipendiaten Englands, schon heute zutage. Wie Frankreich in Afrika, so wurde Rußland in Asien entschädigt, um das eine Reich wie das andere Reich an die englische Politik zu fesseln und gegen Deutschland benutzen zu können. Das persische Abkommen zwischen dem Vereinigten Königreich und dem Zarentum sollte diesem Zwecke dienen; der Vertrag zielte überdies sicherlich darauf ab, das England befreundete Rußland gegen das England verbündete Japan und umgekehrt, Japan gegen Rußland, als erwünschtes Gegengewicht verwerten zu können, und so in Asien einen Zustand zu schaffen, bei dem England das Zünglein an der Wage war. Damit würde England die asiatischen Verhältnisse nach seinen Absichten zu gestalten vermögen. Die Entwickelung entspricht freilich absolut nicht den Grey'schen Plänen.

Wer Rußland und die asiatische Politik Rußlands kennt, der mußte voraussehen, daß die Abmachung über Persien, diese Zerreißung des Landes in eine nördliche Einflußsphäre für Rußland und in eine südliche Einflußsphäre für England, dazu führen würde, den unglücklichen Staat durch von außen hineingetragene Intriguen zunächst in völlige Anarchie zu stürzen, und die Anarchie hat dann die militärische Intervention und die Intervention im gegebenen Augenblick die Annexion durch Rußland in dieser oder jener Form einzuleiten, wobei sich England schließlich zu entscheiden hat, ob es ganz Persien bis zum Indischen Ozean an Rußland ausliefern will, oder ob es das sterilere Süd-Persien beansprucht und damit des erstrebenswerten Vorzugs teilhaftig wird, in Asien der unmittelbare Landnachbar Rußlands mit seinen Millionenheeren zu werden. Eine schwierige Alternative.

Bisher ist es jedenfalls nicht gelungen, Rußland durch Japan in Schach zu halten. Es ist vielmehr schon einigermaßen deutlich, daß Rußland wie Japan nicht die Neigung haben, sich durch die Grey'sche Politik gegenseitig in ihren Bestrebungen paralysieren zu lassen. Da der asiatische Kuchen groß genug ist, so werden beide Staaten es wohl als weniger riskant und als bequemer erachten, sich vor der Hand über die Aufteilung in kleineren Portionen friedlich zu verständigen. Die chinesischen Wirren gewähren die Voraussetzung für eine solche Politik, und die Mongolei dürfte der erste Bissen für Rußland, die Mandschurei der erste Bissen für Japan sein. Japan ist seit langem dabei, das mandschurische Gericht sich mundgerecht zu machen, und Rußland übt seine diplomatische Kochkunst neuerdings kaum schamhaft versteckt an der Mongolei.

Diese Entwickelungen können Hemmungen, Verzögerungen erfahren;

es können durch Zwischenfälle Ablenkungen stattfinden, aber die Tatsache bleibt bestehen, daß Rußland zurzeit erheblich in Asien, und zwar sowohl in Persien wie an der chinesischen Grenze in Anspruch genommen ist. Jedes starke Engagement Rußlands in Asien bedeutet aber, daß das Zarenreich gegen Deutschland nicht zu verwenden ist, sondern im Gegenteil auf eine wohlwollende Haltung Deutschlands an der russischen Westgrenze angewiesen bleibt.

Hätte Sir Edward Grey Deutschlands internationale Lage erleichtern wollen, so war seine Politik wohl geeignet, dieses Ergebnis zu zeitigen. Er lenkte Frankreich auf das afrikanische Marokko und durch eine Auseinandersetzung mit Spanien ab, und er bot Rußland die Möglichkeit, seine asiatische Politik mit Vorteil weiter zu verfolgen — gleichfalls eine Ablenkung von Deutschland —, wobei sich die weitere Perspektive eröffnet, daß die persischen Ereignisse die englisch-russische Freundschaft nicht gerade fester kitten werden.

Statt den Druck Frankreichs und Rußlands auf Deutschland zu verstärken, wie es Sir Edward Grey zugunsten Englands für notwendig erachtete, lockerte er durch seine Politik der Geschenke an Frankreich und Rußland die Kette, die Deutschland umspannt.

Und schließlich wird sich diese englische Politik auch in Konstantinopel fühlbar machen. Sie betrachtet es als ihre Aufgabe, den deutschen Einfluß in Stambul niederzukämpfen. Wenn man in Konstantinopel auf die nahen russischen Galgen in Nord-Persien blickt, dieses erste Anzeichen vorrückender, moskowitischer Zivilisation, wenn man sich am goldnen Horn vergegenwärtigt, daß die persische Freiheitsbewegung, das schwächere Abbild der türkischen, geknickt, zertreten wird durch die englisch-russische Verständigung über Persien, wenn man an das Schicksal von Marokko und Tripolitanien, das durch England besiegelt wurde, denkt, dann wird man wohl London zurzeit nicht als den Sitz einer Politik betrachten, die schützend ihre Hand über junge nach Selbständigkeit, nach moderner Entwicklung und Freiheit ringende Völker hält und die insbesondere als Schutzherrin des Mohammedanismus anzurufen wäre.

Diese Erfahrungen werden auf die gesamte mohammedanische Welt ausstrahlen und schwer abzuschätzende Wirkungen ausüben; gleichgültig sind sie nicht; doch die Politik von Sir Edward Grey kann sie nicht beachten; alle diese Erwägungen waren einer Hauptaufgabe unterzu-

ordnen: der Zusammenschweißung einer starken Koalition gegen Deutschland.

Es scheint mir, daß Sir Edward Grey diplomatisch seinem Ziele nicht näher gekommen ist. Aber die diplomatische Kunst hat schließlich nur Handlangerdienste für den Staatsmann zu leisten. Die Diplomatie ist ein Werkzeug, sie ist ein Mittel, um jene umfassenden staatsmännischen Konzeptionen zu verwirklichen, die die glückliche Fortentwickelung eines Landes allseitig verbürgen sollen.

Wir auf dem Kontinent, die voll Sympathie und voll Liebe nach dem Vereinigten Königreich, diesem Lande bürgerlicher Freiheit und vorbildlicher politischer Entwickelung, hinüberblicken, wir waren immer der Ansicht, daß insbesondere der englische Liberalismus eine zuverlässige Stütze sei für die Ausbreitung moderner staatlicher Kultur über die Erde. Zum Programm des englischen Liberalismus gehörte es bisher nicht, Nationen, die im Begriffe standen, ihre Individualität durch die Schaffung moderner politischer Institutionen zu verjüngen, einer fremden Nation zur Knechtung auszuliefern. Sir Edward Grey glaubt sich gezwungen, eine andere Linie einzuhalten. Der englische Liberalismus vertritt die für das Vereinigte Königreich doppelt weisen Freihandelsgrundsätze. Wenn in Marokko die „offene Tür" nicht geschlossen wurde, so verdankt das der englische Kaufmann nicht Sir Edward Grey in London, sondern Herrn von Kiderlen-Wächter in Berlin; aber wenn in Persien und in der Mongolei die Tür für den Handel demnächst zugesperrt ist, so wird dies die Wirkung der Grey'schen Politik sein. Weil der englische Liberalismus am ersten die ungeheuere Bedeutung wachsender materieller Kultur für die intellektuelle und moralische Kultur, die sich allein auf dem Fundamente steigenden Wohlstandes aufbauen kann, erkannt hat, so berücksichtigte er insbesondere die Interessen von Handel, von Industrie, von Verkehr. Auf dieser Erkenntnis baut sich die englische Größe auf. Sie bedeutet Blüte des Bürgertums, und dieses Bürgertum muß den Weg finden, um die Arbeiterklasse mehr und mehr an den Segnungen der Kultur teilnehmen zu lassen. Der moderne Staat bedarf um seiner selbst willen und zur Lösung dieser welthistorischen Aufgabe des Friedens; jede stärkere Beunruhigung hält ihn auf seinem Wege auf. Und Sir Edward Grey macht zum Angelpunkt seiner Politik den Gegensatz zwischen England und Deutschland. Dieser Gegensatz zwischen zwei Riesenreichen muß zu steigender Beunruhigung führen, zu steigenden Rüstungen, die schwer auf den Nationen lasten. Solche Belastung ent-

spricht auch nicht gerade einem liberalen Programm, und schon ganz nahe gerückt der Gegenwart erschien als Endergebnis ein kriegerischer Zusammenprall zwischen England und Deutschland. Was in solchem furchtbaren Strudel an europäischer moderner Kultur, dieser Schöpfung des Liberalismus, untergehen würde, ist nicht zu ermessen.

In Deutschland ist die erdrückende Masse der Bevölkerung der Ansicht, daß d i e s e Politik nicht die einzig mögliche für England ist, und daß sich nach den gemachten Erfahrungen die Überzeugung jenseits des Kanals über kurz oder lang Bahn brechen muß von der Abträglichkeit solcher Politik für das Vereinigte Königreich selbst; — abträglich für die innere Entwickelung wie für die internationale Stellung Englands. Wir sind in Deutschland trotz der erdrückenden Überlegenheit der englischen Flotte gewiß nicht gezwungen, um freundlichere Mienen in London zu petitionieren. Die Zeit arbeitet für uns, und die Umgestaltungen, die sich in der Welt vorbereiten, werden die internationale Stellung Englands nicht erleichtern. Selbst England kann nicht Weltpolitik in Asien und an allen Küsten der Erde treiben, wenn jenseits der Nordsee eine straff organisierte Nation von 65 Millionen Menschen sitzt, die durch die Londoner Praktiken tief verärgert und gereizt worden ist. Ausschließlich unter dem diplomatisch-militärischen Gesichtspunkte betrachtet, ist die Situation heute bereits für England bedrohlicher als für Deutschland. Aber auch wir in Deutschland wären kurzsichtig, uns nur von diplomatischen und militärischen Erwägungen bestimmen zu lassen. Schließlich gibt es in dieser Welt doch glücklicherweise auch noch allgemeine Kulturinteressen, denen eine aufgeklärte Diplomatie und ein aufgeklärter Militarismus zu dienen hat.

Die Masse der Bevölkerung bei uns will zweifellos die politische Entspannung und den Frieden, und die Regierung und der Kaiser an der Spitze zweifellos auch. Wir wollen den Frieden, weil es bei uns zahlreiche „good Europeans" gibt und gleichzeitig zahlreiche ganz nüchterne politische Rechner. Die glorreichste Kriegspolitik kann für Deutschland nichts Verlockendes haben. Die wechselvollen Kriege des großen Kurfürsten brachten dem Lande kaum 700 000 Einwohner hinzu; die schwer erkämpften Siege Friedrich des Großen dreieinhalb Millionen. Seit der Auseinandersetzung mit Frankreich im Jahre 1871 aber wuchs Deutschland im Frieden und durch den Frieden um rund 25 Millionen Einwohner und unsere wirtschaftliche Kraft entwickelte sich dementsprechend, und dieses Wachstum kann in der Zukunft so fort gehen. Nicht die sieg-

reichsten Kriege hätten uns zu solcher nationalen Höhe emporführen können. Wir wissen, daß der Frieden, den die europäische Zivilisation braucht, auch ein reicher Segen für Deutschland ist. Daß Kaiser Wilhelm II. diese Tendenzen unserer Zeit erkannte und demgemäß handelte, ist sein Ruhmestitel in der auswärtigen Politik, wie es sein Ruhmestitel in der inneren Politik ist, daß er das Sozialistengesetz abschaffte und damit die erste Voraussetzung für eine fortschreitende Gesundung unserer Zustände im Innern schuf.

Wäre Sir Edward Grey eine fanatische Natur, die aus der Tiefe ihres Temperaments Deutschland haßt, so könnte bei ihm auf eine baldige Umstimmung nicht gerechnet werden. Aber er gilt als ein kühler Rechner — vielleicht ist er in so hohem Grade nüchterner Kalkulator, daß er neben der Zahl an Schiffen, Soldaten, papiernen Verträgen und papiernen Abmachungen die nationalen Eigenschaften, nationale Leidenschaften, Sympathien und Antipathien nicht genügend berücksichtigt. Und Sir Edward Grey scheint die Volksseele weder in Deutschland noch in Rußland noch in Frankreich hinlänglich zu kennen. Ein besonnener Rechner, auch wenn er sich Minister der auswärtigen Angelegenheiten nennt, ist immerhin eher zu überzeugen, daß sich in seine Additionen und Subtraktionen ein Fehler eingeschlichen hat. Träfe solche Annahme auf Sir Edward Grey zu, so könnte die in England gegen seine Politik erwachende und sich verstärkende Opposition schließlich *mit* ihm statt gegen ihn operieren. Darüber entscheidet die Zukunft. Für uns wichtig bleibt allein, daß jene Kreise, die in England und Deutschland die gegenwärtige Spannung beseitigen wollen, ihre Energie nicht in sentimentalen Klagen und in gegenseitigen nutzlosen Sympathieerklärungen verpuffen, sondern das ernste *politische* Problem mit den Mitteln praktischer Realpolitik zu lösen suchen.

Das erscheint nicht unmöglich.

Was das offizielle Deutschland und England trennt, ist ein tiefgewurzeltes Mißtrauen gegeneinander: Die Furcht, die in viel höherem Grade in England als bei uns herrscht, daß schließlich der eine Staat nur die günstige Gelegenheit abwarte, um über den andern herzufallen. Werden wir als jene Narren eingeschätzt, die um ein paar koloniale Fetzen unsere nationale Blüte den furchtbarsten Gewitterstürmen aussetzen wollen? Und die fetten Bissen, Kanada oder Südafrika oder Australien oder selbst Indien, diese Riesengebiete voll starkem Unabhängigkeitsgefühl, können wir doch nicht in die Tasche stecken, und wir

können auch keinen ostelbischen Oberpräsidenten nach London oder Edinburgh zur Übung seiner Regierungskünste hinsetzen. Und hält man es auch nur in der Redaktion der „National Review" für möglich, daß die fünfundsechzig Millionen Deutsche in die Misere alter Zerrissenheit und politischer Bedeutungslosigkeit bleibend zurückgeworfen werden könnten?

Sind das Absurditäten, dann sind die Richtpunkte gegeben, auf die klarblickende Engländer und Deutsche losmarschieren sollten.

Eine Verständigung zwischen England und Deutschland muß herbeigeführt werden, und warum könnte die Grundlage — rasch skizziert — für eine solche Verständigung nicht so aussehen?

1. England und Deutschland verpflichten sich gegenseitig, keiner internationalen Kombination beizutreten, die ihre Spitze gegen den andern Vertrag schließenden Teil richtet.

2. England und Deutschland behalten das Recht, ihre Bündnisse und Ententen weiter zu pflegen, vorausgesetzt, daß diese Beziehungen nicht gegen die Festsetzungen in Nr. 1 verstoßen.

— Wir in Deutschland haben kein Interesse, England von Frankreich und Rußland loszulösen; wohl aber haben wir ein Interesse daran, daß der englische Einfluß in Petersburg und Paris stark genug ist, um unsre Nachbarn im Osten und Westen von einer abenteuerlichen Politik schon durch freundschaftlichen Druck abzuhalten.

3. England und Deutschland versprechen sich gegenseitig ihren Einfluß zur Vermeidung von Kriegen nach vorheriger Verständigung zu benutzen.

— Nicht im Sinne einer lästigen und damit schließlich unerträglichen Vormundschaft für die Welt sollte diese Bestimmung Anwendung finden, sondern beiden Reichen würde nur die Aufgabe zufallen, ihre guten Dienste zur Verfügung zu stellen.

4. England und Deutschland werden gemeinsam ihren Einfluß benutzen, um die Politik der „offenen Tür" in erst zu erschließenden Ländern zu fördern.

5. England und Deutschland verständigen sich über Kolonialfragen in Afrika, ohne die Rechte dritter zu vergewaltigen; über Bahnbauten und verwandte Fragen in der Türkei; und warum nicht auch über eine konservative Politik gegenüber dem osmanischen Reich und gegenüber China.

Und ist eine solche Verständigung auf dieser oder auf einer ähnlichen

Grundlage geschaffen, dann fällt als reife Frucht England und Deutschland noch in den Schoß:

6. Eine Abrede über das Ausmaß der Rüstungen, die beide Nationen unter so veränderten politischen Verhältnissen zu tragen als notwendig erachten.

Hat Sir Edward Grey eine derartige Vereinbarung über die Rüstungen durch seine Politik zunächst unmöglich gemacht, so erscheint sie unter gewandelten Umständen durchaus möglich.

Ist dieses Programm ein Wegweiser nach Utopia? Ich glaube nicht. Es ist anzunehmen, daß der Mann auf der Straße in England und in Deutschland es versteht, und es ist nicht erwiesen, daß die deutsche Regierung gegen verwandte Vorschläge ihr Ohr verstopfen würde. Und die englische?

Die englische „Nation“ — und sie steht nicht allein — meint, ein fähiger Unterhändler könnte in wenigen Monaten den Alp von der Brust Europas hinwegschaffen. Ich glaube, die „Nation“, deren Ausspruch ich an die Spitze dieser Ausführungen gesetzt habe, hat Recht, und der Erfolg wäre unter einer Voraussetzung zweifellos: Die öffentliche Meinung in England muß durch die Presse, in Versammlungen, durch das Parlament unzweideutig und, wenn es sein muß, gebieterisch diesen Unterhändler verlangen — aus Deutschland wird das Echo nicht ausbleiben.

Berlin, den 25. Januar 1912.

Alexander Wekerle:
Die Handelsbilanz als Zeichen wirtschaftlichen Fortschrittes

Die Voraussetzung, daß die Aktivität der Handelsbilanz der Gradmesser des wirtschaftlichen Fortschrittes ist, rührt noch von der merkantilen Schule her. Sie hatte auch eine gewisse Berechtigung, solange der Außenhandel sich nur auf den gegenseitigen Austausch von Waren beschränkte und die durch Waren nicht gedeckte Differenz in barem Gelde beglichen wurde. Seitdem aber der internationale Warenverkehr beim Begleichen der Differenz sich mehr und mehr auf die Gewährung von Krediten erstreckte, hauptsächlich aber seitdem die Placieruug der in Umlauf gebrachten Wertpapiere an ausländischen Plätzen oder der Ankauf ausländischer Effekten allgemein wurde und die Grenzen der einzelnen Staaten durch den Lauf einer Weltwirtschaft ohne wesentliche Hindernisse übergangen werden, hat die Bedeutung der Aktivität oder Passivität der Handelsbilanzen in manchem Betracht eingebüßt und die Rolle eines Grademessers des wirtschaftlichen Gedeihens sicherlich verloren.

Solange der internationale Handelsverkehr sich nur auf den gegenseitigen Austausch von Waren beschränkte und der Begleich der Differenzen in Barem erfolgte, konnte das Endergebnis nur der Umstand beeinflussen, wer und wie die Waren bis zum Absatzplatze befördert und wem und in welchem Maße der durch den Transport erreichte Wertzuwachs zukommt, dem exportierenden, dem importierenden oder aber einem dritten Staate.

Seitdem aber der internationale Effektenverkehr und in erster Reihe die einen beständigeren Charakter aufweisende Placierung von öffentlichen Schuldverschreibungen im Auslande eine Ausdehnung erhielt, daß hierdurch in vielen internationalen Relationen der Wert des ganzen Warenverkehrs weit übertroffen wird, pflegt man das Endresultat der Handelsbilanzen mit den Ziffern des Geld- und Effektenverkehrs zu ergänzen und

die so entstehende Zahlungsbilanz als Wertmesser des wirtschaftlichen Gedeihens zu nehmen.

Ich möchte in dieser kurzen Darstellung den Beweis liefern, daß diese Zahlungsbilanz eben so wenig einen Maßstab bilden kann, wie früher die Handelsbilanz, und daß beide nur ein kombinatorisches Hilfsmittel bei der Einschätzung des materiellen Fortschrittes bilden.

Abgesehen davon, daß der Geld- und Effektenverkehr an und für sich kaum zuversichtlich eingeschätzt werden kann, zumal dessen mobiler Charakter, in Anbetracht der langfristigen Kreditierungen der zeitlich nicht feststellbare Zusammenhang mit dem Warenverkehr, die zeitweiligen, transitorischen und zwischen Privatpersonen erfolgten Überweisungen und Kreditierungen eine gründliche Betrachtung völlig ausschließen, kann ein ziffermäßig überhaupt nicht feststellbares und an Bedeutung immer mehr zunehmendes Element des Verkehres nicht außer acht gelassen werden, und das ist der Fremdenverkehr. Dieser Zweig des internationalen Verkehres alteriert nicht nur im allgemeinen die Bilanz eines jeden Staates, sondern er ist für manche Staatsgebiete direkt ausschlaggebend.

Es kann beispielsweise kaum bezweifelt werden, daß der Fremdenverkehr, beziehungsweise die durch Fremden verausgabten Summen ein reichliches Gegengewicht der scheinbar passiven Handelsbilanz der Schweiz bilden.

Der rund mit 350 Millionen Franken bezifferte Passivsatz des Bundesstaates findet nicht nur ein entsprechendes Gegengewicht in dem Zinsenertrag der im Auslande aushaftenden Kapitalsforderungen, sondern wird reichlich durch jene Beträge gedeckt, die die Scharen von Fremden dort beständig verausgaben, und die Passivität der Handelsbilanz dürfte gewiß in großem Maße dadurch herbeigeführt werden, daß ein beträchtlicher Teil der Nahrungsmittel und anderer Waren eben durch die Fremden benötigt wird. Mehr oder weniger besteht dasselbe Verhältnis bezüglich der passiven Handelsbilanz von Belgien, und der Fremdenverkehr fällt auch mit besonderem Gewichte in die Wagschale des internationalen Verkehres von Italien.

Es ist zweifellos, daß bei Beurteilung der internationalen wirtschaftlichen Beziehungen der Fremdenverkehr nicht mehr außer acht gelassen werden darf. Die Bedeutung, welche dieser Verkehr infolge der Billigkeit und Bequemlichkeit der Transportmittel erlangte, erfordert es, daß nicht nur die Kosten der Lustreisen, sondern selbst der Reisen geschäftlicher

Natur ins Ausland als Passivsatz des Staates, von welchem der Abzug der eigenen Angehörigen, und als Aktivsatz zugunsten jenes Staates betrachtet werde, von welchem der Empfang der Fremden erfolgt.

Bei einer modernen Beurteilung der internationalen wirtschaftlichen Beziehungen kann der in fortwährendem Wachsen begriffene Fremdenverkehr bei weitem nicht mehr einfach in den Fremdenlisten verbucht werden, sondern ist als einer der wichtigsten wirtschaftlichen Faktoren zu betrachten und jene Ausgaben, die auf die Zurückhaltung der aus Bequemlichkeitsrücksichten ins Ausland strömendem eigenen Zugehörigen oder aber zum Zuzug des Fremdenverkehrs verwendet werden, in die Liste der fruchtbarsten Investitionen zu reihen.

In der Voraussetzung, daß der Vergleich auf derselben Basis erfolgt, kann bei der Beurteilung der wirtschaftlichen Beziehungen verschiedener Länder nur der Verkehrswert der gegenseitig exportierten und importierten Waren und anderer Wertgegenstände in Betracht gezogen werden, denn für die Aktivität oder Passivität der Bilanz ist es vollkommen gleichgültig, in welcher Gattung der Waren und Wertgegenstände der Verkehr abgewickelt wurde.

Die Gattung dieser Waren kann aber nicht gleichgültig hingenommen werden, wenn wir aus dem Standpunkte des wirtschaftlichen Fortschrittes die Bilanzen beurteilen wollen. Und hier beabsichtige ich nicht den veralteten Standpunkt einzunehmen, daß der Export der Gegenstände der Urproduktion vorteilhafter ist, als der Export der Industrieartikel, zumal die ersteren das Produkt der sich fortwährend erneuernden Bodenkraft sind, wogegen die Industrieartikel einen konditionellen Charakter haben, leichter zu ersetzen und zu vermehren sind und nebstbei die ständige Kontinuität der Produktion nicht als gesichert betrachtet werden kann. — Alle diese Behauptungen entbehren der Stichhaltigkeit, und die moderne wirtschaftliche Entwicklung wird schon wegen beständiger und reichlicherer Fruktifizierung der Arbeitskräfte einen jeden Staat zur womöglichen Förderung der Industrie drängen.

Ich berühre diese Frage nur deshalb, um zu beweisen, daß aus dem Standpunkte der wirtschaftlichen Bekräftigung und Vermehrung der Produktionskräfte es nicht gleichgültig sein kann, ob die vom Fremdgebiete bezogenen Waren einmalige Verbrauchsartikel, oder aber Gegenstände einer beständigeren Benützung sind.

Von der Aufnahme eines Darlehens zur Deckung der täglichen

Lebensbedürfnisse wird man kaum eine Folgerung auf wirtschaftliche Prosperität ziehen wollen, wogegen ein Darlehen, welches zur Beschaffung von beständigen Werten, beziehungsweise zu fruchtbringenden Investitionen verwendet wird — wenn die Rentabilität dieser Investition dem Preise des Darlehens entspricht — ein Beweis des wirtschaftlichen Fortschrittes ist. — Diese These wollte ich auch bei der Beurteilung der Ergebnisse des Außenhandels anwenden.

Die Verbrauchsartikel werden verzehrt, ohne daß hierdurch unmittelbar beständige Werte erzeugt würden. Es mag sein, daß sie mittelbar die Erzeugung beständiger Werte herbeiführen, es ist aber zweifellos, daß sie nicht den unmittelbaren Beweis der fruchtbringenden Tätigkeit bilden. Wogegen jene Waren, welche den Gegenstand eines längeren, beständigeren Gebrauches bilden, als Zeichen der wirtschaftlichen Entwicklung gelten.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet würde ich trotz der Aktivität einer Handelsbilanz, welche den Import lauter einmaliger Verbrauchsgegenstände aufweist, den Vorrang einer passiven Handelsbilanz einräumen, aus welcher der entsprechend ausgiebige Import von beständigen Nutzgegenständen, statt Nahrungsmitteln der Import von Maschinen, statt Schlachtvieh der Import von Nutzvieh usw. ersichtlich ist und hierdurch der Beweis einer wirtschaftlichen Verstärkung geliefert wird.

Aus all diesem komme ich zur Folgerung, daß die Handelsbilanz, wenn auch auf vollkommen gleicher Basis aufgebaut, in sich noch keinen Beweis eines wirtschaftlichen Fortschrittes oder Rückfalls bilden kann.

Erstens: beeinflußt die Bilanz schon sehr oft der Umstand, wer die Waren dem unmittelbaren Absatz zuführt und wem hierdurch der Gewinn des Vermittlers zufällt.

Zweitens: nicht nur beeinflußt die Handelsbilanz, sondern eventuell zu einem ganz entgegengesetzten Resultat führt das Endergebnis der Zahlungsbilanz.

Drittens: es alteriert, vermindert oder vergrößert die Aktivität oder Passivität der Fremdenverkehr.

Endlich: viertens liegt ein nicht gering zu schätzender Beweis bei der Beurteilung der wirtschaftlichen Lage, ob der importierende Staat einmalige Verbrauchsgegenstände oder aber beständig nutzbringende Waren importiert.

Die Handelsbilanzen haben aber unstreitbar auch in sich einen großen

Wert, bei der relativen Beurteilung einzelner Wirtschaftszweige, indem man durch den Vergleich mit den früheren Zeiträumen die Stagnation, die Entwicklung oder den Rückgang der einzelnen Wirtschaftszweige feststellen kann.

Die allgemeine wirtschaftliche Lage besitzt keinen direkten Gradmesser; die Kennzeichen des wirtschaftlichen Fortschrittes sind nur mittelbare und erfordern eine fortwährende, genaue Beobachtung des Pulsschlages der Nationalwirtschaft. — Den Handelsbilanzen kann man nur die Rolle eines der sorgfältig brauchbaren Hilfsmittel zukommen lassen, weniger in allgemeinem, mehr in relativem Gebrauche, und selbst in diesem relativen Gebrauche bedürfen sie nicht nur die oben erwähnten Korrektiven, sondern die sorgfältigste Prüfung aller Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens.

P. D. Fischer: Italien 1861—1911.

Ich habe Italien zum erstenmal im Jahre 1861 besucht auf einer viermonatigen Reise, die mich durch alle Teile des Landes führte. Als ich im März die erste italienische Stadt betrat — es war Genua, denn damals reiste man noch auf den Marseiller Dampfern der französischen Mittelmeerlinie, welche Genua, Livorno, Civitavecchia für Rom, Neapel und Messina anliefen —, da prangte die stolze Stadt im Flaggenschmuck, um die Errichtung des Königreichs Italien zu feiern; König Victor Emanuel II. von Sardinien hatte soeben den Titel eines Königs von Italien angenommen. Und als ich auf der Rückreise Florenz nach einer vierzehntägigen Vetturinfahrt von Rom erreicht hatte und zum erstenmal die Herrlichkeiten der Tribuna in den Uffizien bewunderte, da drang die Trauerkunde von Cavours Tod in den stillen Raum, und in unglaublich kurzer Zeit bedeckte sich ganz Florenz mit den Zeichen der tiefsten Trauer um den Schöpfer des Einheitsstaates.

So hab' ich Italien unter dem Stern seiner nationalen Wiedergeburt kennen gelernt, und die Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Königreichs, die im vorigen Jahr mit der Einweihung des Nationaldenkmals für Victor Emanuel II., den re galantuomo, in Rom begann, hatte für mich eine besondere Weihe, denn ich feierte in ihr zugleich die Vollendung des halben Jahrhunderts, während dessen ich die politische, die wirtschaftliche und die Kulturentwickelung von Italien mit ununterbrochener Teilnahme verfolgt und meinen Landsleuten durch Beiträge in Zeitschriften und durch Bücher näher zu bringen versucht hatte. Dieser Beschäftigung, an der mir während einer vierzigjährigen Amtstätigkeit festzuhalten vergönnt gewesen ist, verdanke ich, neben vielem andern, auch die Freundschaft mit hervorragenden italienischen Staatsmännern, Schriftstellern und Gelehrten, mit denen ich in regem mündlichen und schriftlichen Meinungsaustausch stehe und in denen ich die lebendigsten

und reichsten Quellen für meine Kenntnis von italienischen Dingen erblicke.

So war es denn selbstverständlich, daß ich auch im vorigen Jahr, wie in so manchem früheren, den Weg über die Alpen antrat. Er führte mich vom Engadin über das Bernina-Joch und den Aprica-Paß durch die Valle camonica nach Brescia, wo ich dem Bronzestandbild der Siegesgöttin meine Huldigung darzubringen gewohnt bin, dann nach Turin, um während einer arbeitsvollen Woche die dortige Heerschau der gesamten italienischen Industrie zu studieren, sodann nach Florenz und schließlich nach Rom.

Es würde weit über den Rahmen dieser Skizze hinausgehen, wenn ich hier versuchen wollte, die Eindrücke dieser Reise wiederzugeben. Ich beschränke mich auf die Feststellung, daß ich vom Eintritt in Italien bis zum Verlassen des Landes allenthalben die unverkennbarsten Zeichen des Aufschwunges vor Augen gehabt habe. Wie mich in dem schönen Tal des Oglio die mächtigen Anlagen empfingen, durch welche die Wasserkraft dieses Alpenstroms in Elektrizität umgewandelt und für die Erleuchtung und den Gewerbebetrieb eines großen Teils der Lombardei dienstbar gemacht wird, so hatte ich auch auf der Automobilfahrt, die ich gegen das Ende meines römischen Aufenthalts mit Herrn Fausto Morani, dem Leiter der großen Calcium-Carbidwerke bei Terni, von Rom dorthin machte, die imposanten Leitungen vor Augen, mittelst deren ein Teil der Wasserkraft der von Byron besungenen Cascata delle marmore als elektrischer Strom nach Rom geleitet wird, um die Versorgung der Hauptstadt mit Licht und Kraft zu verstärken.

Nicht minder eindringlich sind die Eindrücke, die ich von den hygienischen Fortschritten des Landes empfing. In Turin waren diese Fortschritte in der lehrreichen Sonderausstellung der Stadt Turin durch figürliche Darstellung der Abnahme der Mortalität, namentlich der durch ansteckende Krankheiten verursachten Todesfälle, den Besuchern sinnfällig vorgeführt worden. Einige der wichtigsten Daten dieser Fortschritte hat der Leiter des Auswärtigen Amts von Italien, Marchese di San Giuliano, in seinem im März 1911 erlassenen Rundschreiben an die diplomatischen und konsularischen Agenten kurz dahin zusammengefaßt: Verminderung der Sterbeziffer von 30,90 von 1000 Einwohnern im Jahre 1863 auf 20,30 im Jahre 1908, Abnahme der Todesfälle infolge ansteckender Krankheiten von 6,19 im Jahre 1888 auf 2,76 im Jahre 1908. Die Zahl der an Pocken Gestorbenen betrug 18 110 im Jahre

1888, im Jahre 1908 nur noch 561; die am Typhus Gestorbenen haben sich in demselben Zeitraum von 23 869 auf 9287 vermindert. Zwei alte Plagen Italiens, die Malaria und die Pellagra, gegen die mit besonderem Nachdruck seitens der öffentlichen Gesundheitspflege vorgegangen wird, haben in den letzten zwanzig Jahren ebenfalls ganz erheblich nachgelassen; die Zahl der an Malaria Gestorbenen ist von 16 000 auf 3477, die der Pellagra Erlegenen von 3500 auf 1300 verringert. —

Von den vielen Veranstaltungen des Festjahrs möchte ich hier nur eine erwähnen, die neben dem Nationaldenkmal am Capitol wohl die dauerndste Erinnerung hinterlassen wird; ich meine das monumentale Werk, das von der vornehmsten wissenschaftlichen Körperschaft Italiens, der Akademie dei lincei unter dem Titel: Cinquanta anni di storia italiana veröffentlicht wird und das die Fortschritte, welche Italien in den letzten fünfzig Jahren auf allen Gebieten der menschlichen Tätigkeit gemacht hat, in Monographien berufener Autoren darlegen soll. Von diesem auf drei starke Bände bemessenen Werk liegen die beiden ersten*) bereits vollendet vor, der dritte wird im Laufe dieses Jahres erscheinen. Außer der vom Präsidenten der Akademie, dem Physiker Pietro Blaserna (auch in Deutschland als Freund von Helmholtz und des Fürsten Bülow bekannt) verfaßten Einleitung möchte ich aus dem ersten Band hinweisen auf den Abriß der politischen und der Verwaltungsgeschichte (1861—1910) von Raff. de Cesare, ferner auf die Abschnitte über die Eisenbahnen von Carlo Ferraris, und über die Kraftumwandlung von Gius. Colombo; aus dem zweiten Band sind die Darstellungen des Unterrichtswesens von Ern. Masi, der Landwirtschaft von Ghino Valenti und der Finanzen vom früheren Minister Carcano besonders hervorzuheben. Der dritte Band wird Abhandlungen des Physiologen Grassi über Biologie, des Leiters des ersten Bankinstituts des Landes, Bonaldo Stringher über das Bankwesen und den Außenhandel, über die Auswanderung von Professor Coletti u. a. m. bringen. Wenngleich, wie jedes Sammelwerk, in den einzelnen Abschnitten je nach Temperament und sonstiger Persönlichkeit des Verfassers ungleich und fast allenthalben unter dem deutlich hervortretenden Einfluß der Feststimmung des Entstehungsjahres, kann das große Werk doch als Ganzes als eine schätzenswerte Bereicherung der italienischen Landeskunde und als ein Quell für die

*) Cinquanta anni di storia italiana Vol. I. II. Mailand, bei Ulrich Hoepli 1911.

neueste Kulturgeschichte des Landes mit Freuden begrüßt und allen Freunden Italiens zum Studium empfohlen werden. —

Schon in Turin hörte ich davon reden, daß ein Kriegszug nach Tripolis in Vorbereitung wäre. In Florenz erlebte ich den Ausbruch der stürmischen Begeisterung, mit der der Beschluß, Tripolis zu besetzen, von der gesamten Nation mit geradezu beispielloser Einstimmigkeit begrüßt wurde. In Rom habe ich dann gesehen, wie die zu den Fahnen eilenden Reservisten auf dem Bahnhof festlich empfangen und wie die ausziehenden Truppenteile von jauchzenden Menschenmassen, gleichviel ob bei Tage oder Nacht, zur Station begleitet und mit enthusiastischen Kundgebungen entlassen wurden. War es mir doch am Abend meiner Abreise kaum möglich, zu dem Schnellzug nach Genua zu gelangen, weil ein an demselben Abend nach Neapel zur Einschiffung abfahrendes Grenadierbataillon der Garnison von Rom mit der jubelnden Begleitung mir auf dem Fahrsteig entgegenströmte. Damals stand man allgemein unter dem Eindruck der glücklichen Verschiffung und Landung des Expeditionskorps, und man versprach sich ähnlich rasche und glatte Fortschritte in der Besetzung des tripolitanischen Gebiets. Inzwischen ist die militärische Schwierigkeit des Unternehmens auch in Italien erkannt worden, und mit ihr fängt auch seine finanzielle und wirtschaftliche Tragweite an begriffen zu werden. Trotzdem bleiben, so weit meine Wahrnehmungen reichen, die Italiener durchaus einmütig in der Auffassung, daß die Erwerbung von Tripolis für sie eine Lebensfrage ist und daß sie durchgefochten werden muß.

Diese Auffassung wurzelt vor allem in der Überzeugung, daß Italien eine Ausdehnung seines Landbesitzes bedarf, um den Überschuß seiner Bevölkerung unterzubringen. Die Auswanderung, und zwar nicht bloß die zeitweilige, sondern auch die dauernde, hat im letzten Jahrzehnt Zahlen von erschreckender Höhe, bis zu dreiviertel Millionen jährlich, erreicht. An der Südküste des Mittelmeers sind bereits Hunderttausende von Italienern in Algier, Tunis und Ägypten unter französischer und englischer Oberhoheit ansässig; auf den italienischen Kolonisten beruht vornehmlich der wirtschaftliche Aufschwung, den Tunis seit der französischen Okkupation genommen hat. Tripolis ist das letzte der Mittelmeerländer Afrikas, das noch nicht von den Franzosen und den Engländern mit Beschlag belegt worden ist. Sein Besitz ist die letzte Chance für Italien, um seine Stellung im Mittelmeer zu verstärken.

Diese Gedanken gehören seit Jahren zum Gemeingut der italienischen

Politiker; sie sind den Italienern auch von ausländischen Kennern ihres Landes, von Historikern, Geographen und Volkswirten vorgetragen und empfohlen worden. Am eindringlichsten noch vor kurzem in einer der letzten Schriften von Theobald Fischer, wohl dem besten Kenner der Mittelmeerländer, der in der Expansion Italiens nach Süden die wirksamste Abhilfe seiner Übervölkerung und zugleich das Heilmittel gegen die Gefahren und Schäden des Irredentismus erblickte.

Theobald Fischer ist Zeit seines Lebens aufs eifrigste bemüht gewesen, das gute Einvernehmen zwischen Deutschland und Italien zu fördern. Als einsichtiger Mittler hat er sich bestrebt, Mißverständnisse zwischen beiden Nationen zu beseitigen und auf beiden Seiten das Verständnis für die Eigenart des andern Teils zu wecken. Er hielt es im beiderseitigen Vorteil für geboten sich gegenseitig näher kennen zu lernen, um sich gerecht beurteilen zu können. Ich begrüße es mit Freuden, daß die empfindliche Lücke, die durch Theobald Fischers Tod unter den Verteidigern des deutsch-italienischen Bündnisses entstanden ist, jetzt, wo es dringender nötig ist als je, durch das Eintreten der neuen Leitung von „Nord und Süd“ geschlossen wird.

Geheimer Rat Josef Szterényi: Dualismus und Wirtschaftspolitik

Das Verhältnis Österreichs und Ungarns zu einander bedeutet weitaus mehr, als einen einfachen Staatenbund zweier aneinander geknüpfter Staaten. Es ist fast gleichbedeutend mit der ganzen europäischen politischen Konstellation, denn an dieses Verhältnis ist die Großmachtstellung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie gebunden. Von der Stärke oder Schwäche unserer Großmacht aber sind mehr oder weniger Staatenbündnisse abhängig, oder zumindest werden solche beeinträchtigt. Es bildet daher nicht nur das unmittelbare Interesse der beiden Staaten der Monarchie, sondern ein viel weiter gehendes allgemeines politisches Interesse, das Verhältnis der zwei Staaten zu einander womöglich zu stärken, und deshalb ist es von diesem Gesichtspunkte aus sehr bedauerlich, wenn hüben und drüben immer wieder Erscheinungen zutage treten, welche geeignet sind, eher lockernd als befestigend einzuwirken.

Als eine solche Erscheinung muß es bei allen Freunden des österreichisch-ungarischen Dualismus angesehen werden, daß diese große Schöpfung des Jahres 1867 jüngst im österreichischen Herrenhause von sehr hervorragender Seite Gegenstand eines heftigen Angriffes war. Nicht etwa aus prinzipiellen politischen Gründen — was schließlich erklärlich wäre, denn es muß nicht jedermann Anhänger der dualistischen Monarchie sein — sondern von einem ganz neuen, bisher noch nicht eingenommenen Standpunkte aus, mit wirtschaftlicher Begründung. Und auch diesbezüglich nicht prinzipiell, sondern im Zusammenhange mit einer Erscheinung, welche nicht nur in Österreich oder in Ungarn fühlbar ist, sondern sich mehr oder weniger als eine Welterscheinung darstellt, mit der Fleischteuerung. Vom prinzipiellen politischen Standpunkte aus kann der Dualismus allerdings bekämpft werden, die ungarischen Unabhängigkeitsparteien vertreten denn auch prinzipiell den Standpunkt der Personalunion. Dies ist eine reine prinzipielle Frage. Ich für meine

Person halte an der dualistischen Lösung und an jener Überzeugung fest, daß die Großmachtstellung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie nur auf der dualistischen Grundlage gesichert werden kann. Ich gehe hierin noch weiter, ich stehe auf dem Standpunkte, daß Österreich und Ungarn so stark auf einander angewiesen sind, daß sie sich schon zufolge ihrer geographischen Lage für die Dauer nicht anders erhalten könnten, als in dem dualistischen Staatenbunde, in welchem sie die Österreichisch-Ungarische Monarchie bilden. Der Dualismus ist zu einer Lebensbedingung nicht nur der Großmachtstellung, sondern auch der beiden Staaten der Monarchie geworden. Das ist der Standpunkt aller Anhänger der siebenundsechziger Basis.

Der Dualismus kann aber mit keinerlei wirtschaftlichen Beziehungen in Verbindung gebracht werden.

Allerdings haben wirtschaftliche Beziehungen gewisse Rückwirkungen auch in politischer Richtung, wenn auch nicht in solchem Maße, wie es oft behauptet wird. Es gibt gar manche Beispiele, daß Staaten, die wirtschaftlich weniger freundlich zu einander standen, politisch miteinander sogar alliiert waren. Die internationale Politik wird eben von anderen Interessen beeinflußt. Daß aber Freundschaft auf wirtschaftlichem Gebiete die politische Freundschaft wesentlich beeinflußt, soll und kann ebenso wenig bestritten werden, wie jene Wahrheit, daß bei einem dauernden wirtschaftlichen Kampfzustand ein dauerndes politisches Bündnis nicht recht denkbar ist und daß zwei Staaten einer Monarchie — wie Österreich-Ungarn es darstellt — sich wirtschaftlich ohne Einbuße der Monarchie nicht bekämpfen können. Ein wirtschaftlicher Krieg ist bei diesem Gebilde eines Staatenbundes nicht recht denkbar.

Dessenungeachtet aber hat der Dualismus mit den wirtschaftlichen Angelegenheiten der Monarchie institutionell — und das ist das wichtigste bei der ganzen Frage — nichts zu schaffen. Der Dualismus ist eine Form der staatsrechtlichen Erscheinung unserer Monarchie, welcher nicht nur unabhängig ist, sondern es auch sein muß von jedwedem wirtschaftlichen Interesse der beiden Staaten.

Kann es schon zumindest kein Vorteil genannt werden, daß das wirtschaftliche Verhältnis der beiden Staaten — das Bankwesen inbegriffen — nur auf die kurze Spanne Zeit von zehn zu zehn Jahren geregelt wird — welch ein Ding der politischen und staatlichen Unmöglichkeit wäre es, wie würde sich dabei die Großmachtstellung der Monarchie gestalten, wenn der Ausgang der Verhandlungen einer wirtschaftlichen Verständigung der beiden Staaten

von zehn zu zehn Jahren den Dualismus beeinflussen könnte? Dies würde dann wirklich eine Monarchie nicht nur, sondern eine Großmacht auf Kündigung bedeuten, und das wollen gewiß selbst die prinzipiellen Gegner der dualistischen Monarchie nicht.

Die Schöpfer des großen Ausgleichswerkes von 1867 sahen die Eventualität einer wirtschaftlichen Reibung der beiden Staaten voraus. Deshalb ist für den Fall einer Nichtverständigung auf der Basis der Zollgemeinschaft in demselben Ausgleichsgesetze, das den Dualismus schuf, auch dafür vorgesorgt, daß in diesem Falle jeder der beiden Staaten sein wirtschaftliches Selbstverfügungsrecht hat, (ohne Rücksicht auf den anderen Staat)*), ja dasselbe Gesetz spricht sogar expressis verbis aus**), daß Ungarn das Recht zustände, seine Handelsangelegenheiten durch eigene Zollinien zu regeln.

Die Intention dieses Gesetzes war die Verständigung auf wirtschaftlichem Gebiete. In erster Reihe mit der Zollgemeinsamkeit, aber auch eine Zolltrennung ist darin vorgesehen, die jedoch gleichfalls als Verständigung betrachtet wird, und ich möchte hier ganz besonders betonen, daß die Regelung dieser Verhältnisse auf verschiedene Arten möglich ist, daher nicht die Zollgemeinschaft die alleinige Verständigung im Sinne dieses Ausgleichsgesetzes bedeuten kann. Nur eines schließt der Geist dieses Ausgleichsgesetzes aus: den wirtschaftlichen Kampfeszustand.

Und ein solcher Zustand ist bei unserem gegenseitigen Verhältnisse auch praktisch undenkbar, so wie es bei der gemeinsamen diplomatischen Vertretung praktisch nicht recht durchführbar wäre, daß die beiden Staaten mit Auslandsstaaten abgesonderte Handels- und Zollverträge abschließen.

Ein dauernder Kampfzustand zwischen zwei Staaten einer Monarchie ist schon an und für sich unmöglich. Aber noch gesteigert wird diese Unmöglichkeit durch die Ausdehnung der wirtschaftlichen Beziehungen der beiden Staaten, durch den wechselseitigen Verkehr, wie er zwischen zwei anderen Staaten Europas sonst nicht besteht. Repräsentierte doch dieser wechselseitige Warenverkehr — oder wie er gewöhnlich genannt wird, der Zwischenverkehr— im Jahre 1910 einen Wert von 2 674 945 000 Kronen, wovon sich der Import nach Ungarn aus Österreich auf 1 394 991 000 Kronen, der Import Österreichs aus Ungarn auf 1 279 954 000 Kronen beziffert,

*) Ungarisches Ausgleichsgesetz XII. vom Jahre 1867. § 68.
**) Dasselbe § 58.

in den Monaten Januar — November 1911 aber 2 465 000 000 Kronen, hiervon 1 349 000 000 nach Ungarn und 1 116 000 000 Kronen nach Österreich.

Ein wirtschaftliches Verhältnis von diesem Umfange verträgt keinen Kampfzustand, zwei Staaten, deren gegenseitiges Interesse schon in ihrem Warenverkehr so groß ist, — ganz abgesehen von den engen wirtschaftlichen Beziehungen anderer Art — müssen sich einander auch wirtschaftlich verständigen. Und es ist meine feste Überzeugung, daß wir uns auch ab 1917 verständigen werden.

Der Dualismus hat aber damit nur so viel zu tun, daß sein Geist einen Kampf ausschließt. Daß aber durch eine wirtschaftliche Verständigung die handelspolitische Bewegungsfreiheit beider Interessenten gewissermaßen geschmälert wird, ist eine naturgemäße Folge des Vertragsverhältnisses. Dieses Verhältnis ist eben ein Kompromiß, aus dem beide Teile Nutzen ziehen, dessen Nachteile aber sich des größeren Nutzens halber beide Teile gefallen lassen müssen. Daß unsere Handelspolitik keine besonders glückliche ist, soll dabei nicht in Abrede gestellt werden.

Die wirtschaftliche Verständigung Österreichs und Ungarns ist eine Notwendigkeit für beide Teile, der Dualismus aber ist ein allgemeines europäisches Interesse.

Unter der Herrschaft des Dualismus entfalteten die beiden Staaten der Monarchie einen vielleicht nie erhofften Aufschwung, und wenn auch die wirtschaftliche Erstarkung Österreichs, als Industriestaates, eine weitaus größere ist als jene Ungarns, darf doch nicht geleugnet werden, daß auch Ungarn den Segen des Ausgleiches von 1867 in hohem Maße genossen und ihm bei seiner ansehnlichen kulturellen und wirtschaftlichen Entwickelung sehr viel zu verdanken hat.

Dr. Wilhelm Exner

(Präsident des k. k. Versuchsamtes in Wien):

Internationalismus

Es ist ein Zufall, aber ein höchst bezeichnender Zufall, daß im 1. Januarheft von „Nord und Süd“ zwei Artikel enthalten sind und nebeneinander Platz gefunden haben, die Beiträge zur Entwicklung des Internationalismus enthalten. Der berühmte Politiker Graf Albert Apponyi schrieb über „Internationale Rechtsbildung“ und der große Gelehrte Prof. Dr. Wilhelm Ostwald über „Das Gehirn der Welt“. Ich melde mich als Dritter, als technischer Praktiker, zum Wort, um über den technisch-wirtschaftlichen Internationalismus etwas zu sagen, und kann mich in meinen Ausführungen auf die beiden genannten Autoren berufen, die in der Verfolgung ihrer Absichten und in der Erreichung ihrer Ideale noch lange nicht so weit sind, wie wir bescheidenen Techniker. Graf Apponyi macht die Bemerkung: „Gerade jene Initiativen besitzen die größte Bedeutung, die ohne bestimmte Absichtlichkeit als organische Produkte eines wirklichen Bedürfnisses entstehen; ihnen ist eben wegen der Realität der Triebkraft, welche sie vorwärts treibt, der Erfolg sicher, während das planmäßig Gewollte oft nur eine individuelle Lieblingsidee vorstellt, deren Schicksal meist baldiges Vergessen ist.“ Ostwald plädiert für die Schaffung eines Zentralorganes der geistigen Funktion der Menschheit, also gleichsam eines Gehirns der ganzen Welt.

Bevor ich auf die von uns ins Leben gerufenen Organisationen hinweise, möchte ich aber feststellen, daß wir nicht bloß einen besonderen Zweig des Internationalismus zu betreiben glauben, sondern daß wir vielmehr davon überzeugt sind, daß jeder Internationalist zur Entwicklung des großen Gesamtgedankens oder, wie man sogar sagte, zur Wissenschaft vom Internationalismus Beiträge liefert. Wir Internationalisten wirken alle in derselben Richtung und gehören alle zusammen, gleichgültig ob die Bewegung, wie bisher meistens, im Westen auftaucht und sich nach dem Osten fortpflanzt, oder ob sie in „Nord und Süd“ entsteht. Denn schon zur Zeit als der verdienstvolle Vizedirektor des internationalen Büros für

das industrielle und intellektuelle Eigentum in Bern, Leo Poinsard, die zweite Auflage seiner Schrift „Les Unions et ententes internationales“ im Jahre 1901 erscheinen ließ, konnte er sagen: „Die Staatenbündnisse und Vereinbarungen im Interesse des Fortschrittes der Arbeit und des Verkehrswesens sind ein wichtiges Moment in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft, ihrer Sitten und Neigungen geworden.“ Er erkennt in der Verfolgung dieses Weges eine Abschwächung der Gefahr kriegerischer Konflikte, da die Kriege nicht nur die Gemeinschaftsarbeit unter den vertragschließenden Staaten stören, wenn diese in einen Krieg verwickelt werden, sondern auch die gesamte internationale Gemeinschaftsarbeit periodisch behindern.

Der kürzlich durch den Nobel-Preis ausgezeichnete Pazifist Alfred Fried begründete im Jahre 1905 „L'annuaire de la vie internationale“, weil auch er in den internationalen Verträgen und Ententen jeder Art eine Förderung der Friedensidee erblickt. Und in der Tat, die internationale Verständigung (Conciliation and peace) gelingt am sichersten auf technisch-wirtschaftlichem Gebiete überall, wo es möglich ist, gemeinsame Interessen zusammenzufassen, und bereitet am besten die internationale Ideenassoziation vor. Der „Anglo-american Arbitration Treaty“, der kürzlich durch den hervorragenden Juristen und eminenten Förderer der Haager Institution, Prof. Heinrich Lammasch, gefeiert wurde, wäre nicht zustande gekommen, wenn nicht seit Dezennien auf allen Gebieten internationaler Gemeinschaftsarbeit fortschreitend Erfolge erzielt worden wären.

Schon im Jahre 1865 entstand in Paris die Internationale Union der Telegraphenverwaltungen, damals noch ein junger Zweig der staatlichen Administration, und im Jahre 1901 gehörten dieser Union 47 Staaten mit einem Gesamtflächenraum von 62 Millionen qkm und nahezu 900 Millionen Einwohnern an. Alle diese Staatsbürger genießen die Vorteile der Telegraphenunion, soferne sie Depeschen aufgeben oder erhalten. Zehn Jahre später, d. i. im Oktober 1874, wurde in einem Hause in Bern der Weltpostverein gegründet, den der große Postreformator Rowland Hill durch die von ihm geschaffenen Einrichtungen überhaupt ermöglichte und der deutsche Postfachmann Heinrich v. Stephan vorschlug und vorbereitete. Im Jahre 1905 umfaßte der Weltpostverein fast alle Staaten der Erde mit zusammen 113 Millionen qkm Flächenraum und 1150 Millionen Staatsbürgern. Die 287 824 Postämter (1908) versehen den Postdienst innerhalb der Weltunion und bilden die Moleküle eines organischen

Körpers, als dessen Atome man die Briefkästen auffassen könnte, die in einer Zahl von nahezu einer Million an den Verkehrspunkten der Welt existieren. Außer diesen großen, einen erheblichen Bestandteil der gesamten zivilisierten Menschheit zusammenfassenden Organisationen dient dem internationalen Verkehr noch eine Reihe von Einrichtungen, so die Staatenunion zum Schutze der submarinen Kabel, seit 1884 in Paris, die durch die Leistungen eines deutschen Ingenieurs, Werner Siemens, eingeleitet wurde, und als die neueste Schöpfung in unseren Tagen die Radiotelegraphische Union, die auch aus der Initiative Deutschlands hervorging.

Den „Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen" ergänzen die internationalen Eisenbahnkongresse, von welchen über 600 000 km Eisenbahnlinien ressortieren, dann die seit 1901 bestehende Union für den internationalen Frachtentransport auf Eisenbahnen, dann die Internationale Union der Tramways und Lokaleisenbahnen. So viel über den modernen Transport zu Land, aber auch der Transport zu Wasser genießt die Segnungen internationaler Vereinbarungen, so die Staatenenquete für die Schaffung und Anwendung gleichartiger maritimer Signale und der Internationale Binnenschiffahrtskongreß. In allerneuester Zeit hat sich das internationale Interesse, das in den letzten Dezennien reichlich durch die Lokomotiveisenbahn und Dampfschiffahrt absorbiert worden war, dem ältesten Verkehrsmittel, der Straße, zugewendet, und die Commission internationale de la route geschaffen.

Im Zeitalter der exakten Wissenschaften, die die Bedeutung des Messens von Raum- und Gewichtsgrößen sowie von Energiemengen dem allgemeinen Verständnis näher brachten, wurden staatliche Einrichtungen, die von diesem Grundgedanken ausgehen, dem unifizierenden Internationalismus zugeführt. Vollgültige Erfolge sind zwar noch nicht erzielt, aber die Vorbereitungs- und Entwicklungsstadien, zu denen wir bereits emporgestiegen sind, bieten dem Weltpublikum und insbesondere der produzierenden und Handel treibenden bürgerlichen Welt unermeßliche Vorteile dar. Das in Frankreich geborene Metermaß errang sich bis zum Jahre 1875 ein so großes Gebiet, daß man die „Union internationale des poids et mesures" oder „du mètre" gründen konnte, der heute schon 24 Staaten angehören, darunter auch solche, in denen das metrische Maß- und Gewichtssystem noch nicht legislatorisch sichergestellt ist, wie Nordamerika und Großbritannien. In Verfolgung der Absicht der allgemeinen Einführung von Maßeinheiten verhandelt man jetzt über die Gewinnung einer Maß-

einheit und der Nomenklatur für elektrotechnische Begriffe und für das Licht, wobei die internationale Einführung von elektrischen Einheiten, Normalien, und eines Lichteinheitsmaßes heute noch auf mancherlei Schwierigkeiten stößt, deren schließliche Besiegung aber außer allem Zweifel steht. In großem Stile hat sich die internationale Gemeinschaftsarbeit der Erörterung und Regelung des technischen Versuchswesens zugewendet und sowohl die chemische Experimentalarbeit wie das Materialprüfungswesen sind bei einer internationalen Einheitlichkeit in Begriff, Sprache und Methode angelangt.

Als einen Sieg der Idee des Internationalismus muß man die Union einer großen Zahl von Staaten in Beziehung auf das geistige Eigentum auf gewerblichem Gebiete auffassen. Das Patent- und Markenrecht, eine Rechtsinstitution modernster Art, verdankt ihre Entstehung der Agitation der produzierenden Kreise und insbesondere der Ingenieure, die sich für die Fassung der Begriffe und der Verwaltungsformen Rechtsgelehrte beigesellten. Eine ähnliche Entwicklung nahm die Internationalität der gesetzgeberischen Maßregeln zum Schutze der industriellen Arbeiter, die, langsam aber sicher fortschreitend, der Arbeiterschaft der ganzen Welt zugute kommt. Philanthropen, industrielle Arbeiter und gelehrte Sozialpolitiker wirkten hier zusammen und haben in der „Association internationale pour la protection légale des travailleurs et office international du travail" eine Institution geschaffen, die die edelsten staatsbürgerlichen Absichten verwirklichte und weiter zu verwirklichen geeignet ist. Sie will Frieden schaffen zwischen Gesellschaftsklassen, die scheinbar divergierende wirtschaftliche Interessen haben, und Konflikte in der Zukunft vermeiden, die noch vor wenigen Dezennien die Staaten beunruhigten. Bekämpfung der Berufskrankheiten der industriellen Arbeit, Schutz der Frauen und Kinder gegen die Gefahren, die ihnen durch die Verwendung in der gewerblichen Produktion drohen, haben bereits wertvolle Errungenschaften zu verzeichnen, die Gemeingut einer großen Anzahl von Ländern geworden sind.

Ich sagte an einer anderen Stelle: „Für die vollwertige Anerkennung der Kulturmission der Technik muß noch gekämpft werden; die Sammlung der Kräfte ist unerläßlich, und die zeitgenössische Erscheinung der Gemeinschaftsarbeit kann auf unsere fortschrittliche Bewegung in hohem Grade akzelerierend wirken." So erfassen wir Techniker und Wirtschaftpolitiker unsere Mission auf dem Gebiete des Internationalismus, für den wir mit Begeisterung und Überzeugung einstehen, um seinetwegen und unsertwillen.

Dr. Oskar Vogt

(Vorsteher des neuro-biologischen Instituts in Berlin):

Bedeutung, Ziele und Wege der Hirnforschung

Die Hirnforschung oder Neuropsychologie ist von einzig dastehender Bedeutung. Denn diese Wissenschaft beschäftigt sich nicht mit einem beliebigen Organ unseres Körpers, sondern mit demjenigen Organ, welches den Menschen erst zum Menschen macht, auf dessen Funktion und Ausbildung in letzter Linie unsere ganze kulturelle und soziale Entwickelung zurückzuführen ist. Die Hirnforschung bildet infolgedessen den Mittelpunkt, um den sich alle anderen Wissenschaften zu gruppieren haben. Neben diesem besonderen allgemeinen wissenschaftlichen Wert hat die Hirnforschung aber weiter noch eine spezielle kulturelle und soziale Bedeutung. Jede neue Erkenntnis, die unser Beeinflussen oder Vorauserkennen neuropsychischen Geschehens vergrößert, bedeutet einen sonst nicht erreichbaren Fortschritt auf dem Wege menschlicher Weiterentwickelung. Und dazu kommt dann noch die medizinisch-hygienische Bedeutung der Hirnforschung. Die Erkrankungen des Nervensystems sind nicht nur die qualvollsten, welche es gibt, zahlreiche unter ihnen trotzen nicht nur — gerade weil die Hirnforschung noch nicht genügende Fortschritte gemacht hat — am meisten der ärztlichen Kunst, sondern das Nervensystem wird dem Arzte und Hygieniker der Zukunft noch ganz besondere Aufgaben stellen. Der Mensch wird immer mehr ein „Hirntier" werden. In unserer Weiterentwickelung wird das Gehirn eine immer noch bedeutendere Rolle spielen. Aber diese Entwickelung wird auch stets größere gesundheitliche Gefahren für das Gehirn mit sich bringen. So hängt auch eine glückliche Zukunft unseres Geschlechts nicht zum Wenigsten von dem Ausbau einer Hirnhygiene ab.

Die kausale Erklärung des neuropsychischen Geschehens ist das letzte Ziel aller Hirnforschung. Ein ursächliches Verständnis für die

Bewußtseinserscheinungen, für unser Denken, Fühlen und Wollen, diese letzte Erfüllung der altgriechischen Forderung „Γνῶθι σεαυτόν" ist der alles überragende Gipfel, der uns aus weiter Ferne winkt und der uns eine so erhabene Aussicht verspricht, daß kein Pfad zu mühevoll ist, wenn er uns ihr nur näher führt.

Dieses letzte Ziel können wir nun aber nur in Etappen erreichen. Es sind näher liegende Ziele, welche die Hirnforschung zunächst zu erstreben hat. Ein solches erstes Ziel soll uns im Folgenden beschäftigen.

Wollen wir einen nervösen Prozeß studieren, so müssen wir zunächst wissen, wo er sich abspielt. Nun haben wir allen Grund anzunehmen, daß sich jedes Mal, wo wir in uns eine Bewußtseinserscheinung beobachten, ein nervöser Prozeß an einer ganz bestimmten Stelle der Oberfläche unseres Gehirns abspielt. Aber wir kennen noch nicht die feinere Lokalisation. Diese ist daher ein sehr wichtiges „erstes" Ziel der Hirnforschung.

Tierphysiologische Experimente und klinische Beobachtungen haben bereits in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gezeigt, daß die Bewußtseinserscheinungen des gleichen Sinnesorgans (d. h. z. B. alle Gehörsempfindungen und -erinnerungen) in ihrer materiellen Seite an das gleiche Rindengebiet gebunden sind. So war man dazu gekommen, im menschlichen Gehirn ein Dutzend funktionell differenter Rindenfelder zu unterscheiden. Dann machte aber die Lokalisationslehre keine weiteren Fortschritte. Sie war auf einen toten Punkt gekommen.

Eine neue Fragestellung und eine unerwartete Antwort auf diese Frage hat jetzt die Sachlage gründlich geändert. Die Fragestellung war die: Zeigen die funktionell verschiedenen Rindenfelder mit unseren heutigen anatomischen Methoden erkennbare Differenzen in ihrem Bau? Daß den funktionellen Verschiedenheiten strukturelle zugrunde liegen, war a priori zu erwarten. Ob diese letzteren aber mit unseren heutigen Methoden zur Darstellung zu bringen sind, das war die große Frage, auf die auch andere Forscher eine Antwort suchten, die aber seit einem Dezennium in dem von mir gegründeten und geleiteten Berliner Neurobiologischen Universitätslaboratorium einer ganz speziellen systematischen Prüfung unterworfen wurde. Und die Antwort? Sie lautete: Es gibt sogar noch weit mehr strukturell differente Rindenfelder. Ich habe allmählich beim Menschen 180 derartige Gebiete zu unterscheiden

gelernt. Sie sind meist scharf gegeneinander abgegrenzt. Und selbst benachbarte Felder zeigen oft ganz unerwartet weitgehende Verschiedenheiten.

Was folgt nun aus dieser Feststellung? Wir müssen unsere Lokalisationslehre gründlich reformieren. Jede der bisher unterschiedenen Funktionen müssen wir in eine große Reihe elementarer Leistungen zerlegen und für jede dieser Elementarfunktionen müssen wir das zugehörige Rindenfeld suchen. Ich will ein Beispiel geben. Dasjenige Rindengebiet, welches man bisher als „senso-motorische Beinzone" mit den Beinempfindungen und den willkürlichen Beinbewegungen in Verbindung brachte, ohne diese Funktionen weiter zu zerlegen, zerfällt in eine ganze Reihe solcher elementarer Felder. Entsprechend dieser anatomischen Feststellung müssen wir also die „senso-motorische" Funktion weiter zergliedern und die Elemente auf die einzelnen Felder verteilen. Und dazu haben wir auch bereits den Anfang gemacht. Ich glaube gefunden zu haben, daß ein vorderer Abschnitt zur speziellen Intention zu solchen Bewegungen und zur geschickten Ausführung komplizierterer Bewegungen in Beziehung steht. Ein mittlerer Abschnitt steht den groben Willkürbewegungen vor und ein hinteres Gebiet hat vorwiegend sensible Funktionen.

Es gilt jetzt in dieser Richtung die neuen anatomischen Feststellungen für die Lokalisationslehre auszunutzen. Wie ist das nun möglich? Wenn wir von gewissen speziellen Hinweisen absehen, die wir noch aus anatomischen Feststellungen ableiten können, gibt es **drei** Methoden: die tierphysiologische, die individualpsychologische und die klinische.

Die **tierphysiologische** Methode sucht durch elektrische Reizung oder durch Exstirpation von Rindenabschnitten Aufklärung über die Funktion der betreffenden Rindengebiete zu gewinnen. Bisher stieß nun die Übertragung der am Tier gewonnenen Erkenntnisse auf den Menschen auf große Schwierigkeiten. Das hat sich durch die neuen anatomischen Forschungen sehr geändert. Dieselben betreffen nämlich nicht nur die menschliche, sondern auch die tierische Hirnrinde. Es ist so möglich geworden, festzustellen, welchen menschlichen Rindenabschnitten die einzelnen tierischen Rindenfelder entsprechen, und wir können so beim Tier erkannte Funktionen auf die homologen Rindenfelder des Menschen übertragen. Die Zeit war noch zu kurz, um schon heute in weitgehendem Maße durch andere Methoden beweisen zu können, daß derartige Schlüsse wirklich bindend sind. Ich habe mich daher auf andere Weise von der Zu-

lässigkeit derartiger Schlüsse überzeugt. Ich habe bei den niederen Affen die spezielle Funktion einer Reihe der neuen anatomischen Rindenfelder festgestellt. Ich habe dann einerseits beim Menschenaffen und andererseits beim Halbaffen die Funktionen der homologen Rindenfelder untersucht und mich von ihrer Identität überzeugt. Ich habe wiederholt die richtige Funktion vorausgesagt.

So fruchtbar nun aber auch diese Methode noch in der Zukunft sein wird, namentlich wenn man auch Menschenaffen in größerer Menge zu den Versuchen heranziehen sollte, so sind ihr doch ganz bestimmte Grenzen gesteckt. Das beruht auf folgenden Tatsachen. In der Lokalisationslehre interessiert uns in erster Linie die Lokalisation derjenigen nervösen Prozesse, welche mit Bewußtseinserscheinungen verknüpft sind. Nun stößt aber gerade die psychologische Interpretation der Reiz- und Ausfallserscheinungen auf größte Schwierigkeiten. Was psychisch in dem Tier vorgeht, wenn es auf einen elektrischen Reiz sein Bein bewegt, wissen wir ebenso wenig, wie wir den psychischen Defekt kennen, wenn das Tier nach einer Rindenexstirpation das Bein nicht bewegen kann. Und dann zeigt der Mensch in gewissen Rindenabschnitten eine wesentlich weitergehende Felderung als selbst der Menschenaffe. Es ist diese Tatsache immer wieder bestritten, aber ich muß sie auf Grund meiner Studien mit aller Entschiedenheit behaupten, wie denn auch nur der Mensch über eine eigentliche Sprache verfügt. Für diese Rindengebiete versagt natürlich die tierphysiologische Methode vollständig. Es bleiben uns da nur die folgenden beiden Forschungswege übrig.

Die individualpsychologische Methode will aus der Gegenüberstellung der seelischen Besonderheiten einseitig begabter oder unbegabter Menschen und der anatomischen Besonderheiten ihrer Gehirne auf die Funktion einzelner Rindenabschnitte schließen. Diese Methode hat eigentlich bisher vollständig versagt. Und das war auch kein Wunder. Denn wir standen bis jetzt der individuellen Persönlichkeit, wie dem individuellen Gehirn ganz hilflos gegenüber. Für das Gehirn hat sich die Sache jetzt geändert. Wir können nunmehr die Größe der einzelnen Rindenfelder in Quadratmillimetern ausdrücken und auch besondere Eigentümlichkeiten im Bau einzelner Rindenfelder leicht erkennen. Wir haben auf diese Weise heute einen Maßstab für die Beurteilung der Besonderheiten eines individuellen Gehirns gefunden. Das gilt noch nicht für die psychische Persönlichkeit. Aber alles drängt dazu, die Analyse unserer komplexen psychischen Eigenschaften und die Ausbildung von Maß-

methoden für ihre elementaren Komponenten systematisch in Angriff zu nehmen: die soziale, die pädagogische, die medizinische und endlich die hirnlokalisatorische Bedeutung einer solchen Individualpsychologie oder Charakterologie. Welchen Fortschritt würde es für die menschliche Gesellschaft bedeuten, wenn wir so weit wären, die Fähigkeiten und Betätigungstendenzen ihrer einzelnen Mitglieder genau feststellen zu können! Und welche Aussichten erwachsen der Pädagogik an dem Tage, an welchem man sich ein klares Bild über die Fähigkeiten und die Entwickelungstendenzen der Schüler verschaffen kann! Aber das ist noch nicht alles. Durch Anwendung der individual-psychologischen Maßmethoden auf Mitglieder derselben Familie werden wir dazu gelangen, die erblichen Faktoren der geistigen Persönlichkeit aufzudecken. Wir werden zur Erkennung der einzelnen psychischen Erbeinheiten (respektive Komplexen socher) vordringen, wir werden festzustellen lernen, welche seelische Fähigkeiten und Tendenzen der einzelne zu vererben in der Lage ist, und wir werden so der willkürlichen Zuchtwahl, der Rassenhygiene der Zukunft, die schon langersehnte wissenschaftliche Grundlage schaffen. Die Medizin wird endlich zur klaren Abgrenzung des anormalen psychischen Geschehens vordringen, sie wird den Grad der Abweichung von der Norm feststellen können, sie wird in bisher nicht möglichem Maße die pathologischen Elemente in einem krankhaften Gebaren aufzudecken in der Lage sein, sie wird schließlich aus der klaren Trennung des Vererbten und des Erworbenen wichtige therapeutische und prophylaktische Indikationen herleiten. Und dazu kommt dann die Bedeutung für die Hirnlokalisationslehre. Nach dem Ausbau der Individualpsychologie werden wir uns nicht mehr mit der Feststellung abzufinden brauchen, daß die betreffende Persönlichkeit ein großer Mathematiker oder ein hervorragender Musiker war, daß sie keinen künstlerischen Sinn oder keine wissenschaftliche Begabung hatte. Durch eine genaue Maßanalyse werden wir uns zu Lebzeiten der betreffenden Persönlichkeiten darüber unterrichten können, welche elementaren Faktoren, welche zu einzelnen Rindenfeldern in Beziehung zu bringenden psychische Elementareigentümlichkeiten durch ihre besondere Ausbildung oder Nichtausbildung jene komplexen Eigenschaften bedingten. Und die spätere anatomische Untersuchung der betreffenden Gehirne auf Felderbesonderheiten wird uns dann in die Lage setzen, diese zu den früher beobachteten psychischen Eigentümlichkeiten in Parallele zu bringen, und so hirnlokalisatorische Einblicke gewähren, welche auf keine andere Weise zu erreichen sind.

Aber die erforderliche Individualpsychologie ist noch Zukunftsmusik. Da ist es erfreulich, daß es noch eine andere Methode gibt: die klinische. Diese hat beim Menschen die experimentell-physiologische zu ersetzen. Wir müssen es hier gelegentlichen Unglücksfällen, vor allem aber den Krankheiten überlassen, lokale Reiz- oder Ausfallserscheinungen hervorzurufen. An uns ist es nun, durch das Zusammenlegen solcher Kranken in eine besondere, noch nirgends existierende Klinik ihr Studium zu einem möglichst intensiven zu machen. Eine solche ganz spezielle Beschäftigung mit dieser einen Gruppe von Kranken wird zunächst ihnen selbst sehr zugute kommen. Richtige chirurgische Indikationen und individualisierende Beschäftigungstherapie setzen ein eingehendes Studium der einzelnen Kranken von ganz speziell darin erfahrenen Ärzten voraus. Die gleichzeitig erzielten neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse werden aber nicht nur zukünftig ähnlichen Kranken von großem Nutzen sein, sie werden die unentbehrliche Grundlage bilden, eines Tages auch jene Krankheiten zu verstehen, denen wir heute noch so verständnislos und daher auch so machtlos gegenüber sind, die Geisteskrankheiten. Und endlich werden sie uns auch so nur erzielbare hirnlokalisatorische Einblicke gewähren und dadurch — das geht wohl genügend aus meinen ganzen Ausführungen hervor — diesem Teil ärztlicher Betätigung einen besonderen allgemeinen Wert verleihen.

Prof. Dr. Schieler:
Der Odd-Fellow-Orden ein Kulturfaktor

Es ist Institutionen, welche vermöge ihrer Prinzipien, ihrer Bestrebungen und ihres Wirkens von hoher Bedeutung sind, eigen, daß sie kaum über ihre eigenen Grenzen hinaus bekannt sind, und auch das ist ihnen eigen, daß sie in Kreisen, die nicht zu ihnen gehören, die einiges von ihnen gehört, auch vielleicht einmal gelesen haben, gänzlich verkannt werden. Deshalb werden sie zuweilen auch angefeindet; man warnt vor ihnen, und doch arbeiten sie am Wohl der Menschen, haben nur Gutes im Auge und wollen das Böse allmählich beseitigen.

Zu diesen Institutionen gehört der Odd-Fellow-Orden oder, wie sein vollständiger Titel heißt: Der Unabhängige Orden der Odd-Fellows I. O. O. F. Er ist ein wenig beachteter und doch so bedeutsamer Faktor für die geistige Kultur unseres Volkes.

Aus der Geschichte des Ordens. Der Ursprung des Odd-Fellow-Ordens ist nicht in mysteriöser, dunkelgrauer Vorzeit zu suchen, und wenn dies ein Vorzug sein sollte, so muß er darauf verzichten, kann dies aber auch, ohne irgend etwas von seinem Werte einzubüßen.

Es ist aber wohl zu beachten, daß so viele edle, große Geister viele Jahrhunderte vor der Gründung des Ordens die Grundsätze desselben erörtert, hochgehalten und empfohlen haben, und zu diesen Odd-Fellows im Geiste zählen viele griechische Philosophen, zählen auch die großen Dichter und Denker unseres Volkes alle ohne Ausnahme. Sie alle haben ja in ihrer Weise, ihren Lehrsystemen und Zeitverhältnissen entsprechend den Gedanken der Humanität verkündet und gepriesen.

Die Wiege der Odd-Fellows stand in England und zwar im Herzen der Weltstadt London. Der bekannte Schriftsteller De Foe erwähnt in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Gesellschaft, die den Namen „Odd-Fellows“ trug, und der Jahrgang 1745 einer englischen

Zeitschrift „Gentlemans Magazine“ weiß von einer Loge der Odd-Fellows zu erzählen; auch darf man endlich mit Recht in einem Liede des englischen Dichters Montgomery (1788) eine Verherrlichung dieses Ordens finden.

So viel uns bekannt ist, pflegte man in den ersten Logen des Ordens Geselligkeit und Wohltätigkeit. So waren sie in jener Großstadt durch ein Bedürfnis hervorgerufen worden, erwiesen sich als ein Faktor des sozialen Lebens. Auf diese Weise erklärt sich auch am einfachsten die überraschend schnelle Verbreitung des Ordens über London und den größten Teil von England. Die London Union Odd-Fellows stellte sich 1803 an die Spitze sämtlicher Logen in London und übte eine fast unumschränkte Macht über die vielen Logen und Odd-Fellowgesellschaften aus, welche sich im Laufe der Jahre in dem vereinigten Königreich Großbritannien gebildet hatten, und legte sich den Titel einer Groß-Loge von England bei. Die Willkür, mit welcher diese Groß-Körperschaft die Dienste im Orden versah und das Werk des Ordens handhabte, rief eine große Unzufriedenheit hervor. Deshalb trennte sich ein Teil der englischen Logen ab und bildete eine neue Vereinigung genannt: Manchester Unity des unabhängigen Ordens der Odd-Fellows.

Während dieser Vorgänge in England erstand in dem Orden ein Mann, welcher ihn in neue, feste, gesündere Bahnen einzuleiten berufen war: Thomas Wildey. Er war ein schlichter Handwerker, 15. Januar 1782 in London geboren, hatte nur die Gemeindeschule seiner Vaterstadt besucht, hatte aber einen nach Bildung dürstenden Geist und ein edles Herz voll Menschenliebe. Er trat frühzeitig in eine Londoner Loge (Nr. 17 der „Odd-Fellows“) und gewann bald in derselben den größten Einfluß infolge seines Eifers, seiner Tüchtigkeit und Umsicht und wurde nach und nach für die sämtlichen Logenämter, vom untersten bis zum höchsten befördert. Er verbreitete auch den Orden in anderen Stadtteilen Londons, ging aber am 30. Juli 1817 dem Zuge der Zeit folgend nach Amerika, um sich bessere Erwerbsquellen zu sichern. Da er ein tüchtiger Handwerker war, fand er bald, was er suchte, aber es fehlte ihm die Loge. Nach langen schwierigen Bemühungen gelang es ihm, am 26. April 1826, im Verein mit mehreren anderen Odd-Fellows eine Odd-Fellow-Loge in Baltimore zu gründen, die Washington-Loge Nr. 1, und diese Schöpfung war der Anfang „des Unabhängigen Ordens der Odd-Fellows“ J. O. O. F. Vor Wildeys Ankunft in Amerika bestanden dort schon einige Odd-Fellow-Logen. Späterhin gelang es Thomas Wildeys

Umsicht und Eifer, diese mit den zahlreichen anderen von ihm oder durch seine Anregung gegründeten Logen zu vereinigen, nachdem eine amerikanische Groß-Loge („Groß-Loge von Maryland und den Vereinigten Staaten des Unabhängigen Ordens der Odd-Fellows") schon am 5. Februar 1821 mit Wildey als Groß-Meister an der Spitze gegründet worden war. Die weitere Verbreitung des Ordens in anderen Staaten der Union macht aber nicht lange nachher (1824) eine Änderung notwendig; man trennte die Groß-Loge von Maryland und die der Vereinigten Staaten. So wurde der Grundstein für den weiteren Ausbau der Ordens-Organisation gelegt, mit welcher die weitere Ausbreitung des Ordens in Amerika und die Ausgestaltung des Ordenswerkes innig verbunden war.

Nun wollte Thomas Wildey, unermüdlich für seine Schöpfung in Amerika tätig, auch die Unabhängigkeit der Groß-Loge der Vereinigten Staaten von dem Orden der Odd-Fellows in England erwirken. Und dies gelang auch dem klugen Manne; vor seiner Rückkehr wurde ihm der Freibrief für die amerikanischen Logen feierlichst überreicht. War hiermit ein Herzenswunsch des edlen Mannes erfüllt, so war aber auch zugleich die weitere Entwickelung des Odd-Fellowtums gesichert. Denn Wildey hatte eine Veredlung des Ordens stets im Auge gehabt. Ist der von ihm gegründete Unabhängige Orden der Odd-Fellows auch im Wesen der nämliche Orden wie der in England bestehende, so bekam er doch durch ihn eine viel idealere Richtung und vor allem eine feste, solide Gestalt. Das Ordenswerk wurde durch weise Gesetze vor ungesunden Veränderungen und Schwankungen gesichert.

Der Odd-Fellow-Orden in Deutschland. Unter den zahlreichen Logen, welche in allen Staaten der Union rasch hinter einander entstanden, befanden sich (seit 1828) auch solche deutscher Nationalität und diese hatten sich am Ende der sechziger Jahre bis ungefähr auf 300 vermehrt. Da lenkte ein deutscher Odd-Fellow, F. S. Ostheim, von der Minerva-Loge Nr. 19 von Portland im Staate Oregon die Aufmerksamkeit der amerikanischen Brüder auf Deutschland als ein fruchtbares Feld für das Odd-Fellowtum hin, und er ruhte und rastete nicht eher, bis der Groß-Sire (Bezeichnung des obersten Beamten der Groß-Loge von Amerika) Farnsworth seine Idee aufgriff, den Orden nach Deutschland zu verbreiten. Der damals gerade in Deutschland weilende Br. Dr. John Morse erhielt die Vollmacht und den Auftrag, die Einführung des Ordens in Deutschland zu unternehmen. Nicht ohne Schwierigkeiten gelang ihm diese große Aufgabe, nachdem sich ihm einige in Deutschland weilende

deutsche Odd-Fellows bereitwilligst zur Verfügung gestellt hatten; unter diesen sind namentlich die Brüder Bornheim und der noch lebende, hochbetagte Br. O. Schaettle in Stuttgart erwähnt, welche in der Zukunft der Verbreitung des Ordens in unserem Vaterlande sehr große Dienste leisteten.

Auf die Gründung der ersten Loge auf deutschem Boden in Stuttgart am 1. Dezember 1870 folgten rasch hinter einander solche anderer Logen, in Berlin 2. April 1871, in Dresden und in anderen Städten. In verhältnismäßig sehr kurzer Zeit breitete der Orden als ein lebenskräftiger Baum seine Wurzeln in alle deutsche Gaue aus, sie alle durch die Bande des Ordens und die Arbeit an seinen Zielen innig verbindend, nachdem sie durch die Gründung des neuen Deutschen Reiches zur selben Zeit auch äußerlich geeint worden waren.

Ausbreitung des Ordens in anderen Ländern Europas. Von Deutschland aus trug Morse mit Schaettle und Mayer das Odd-Fellowtum nach der Schweiz (noch im Jahre 1871). Auch hier fand der Orden einen guten Boden, aber fast ausschließlich nur in der deutschen protestantischen Schweiz, da der Katholizismus hier wie in anderen Ländern dem Orden feindselig entgegentrat und, nachdem einmal der Papst auch über ihn wie über den Freimaurer-Orden den Bann ausgesprochen hatte, den Eintritt in denselben mit allen Mitteln zu hindern suchte.

Im Jahre 1878 wurde der Orden in Dänemark eingeführt, wo er eine sehr große Verbreitung fand. Die erste Loge in Schweden entstand 1880, welcher bald, nachdem die Schwierigkeiten in unausgesetzter Arbeit überwunden waren, eine sehr große Zahl anderer Logen folgten. In Holland konnte Br. Ostheim 19. März 1877 die erste Loge einführen. Schritt die Verbreitung des Ordens in diesem Lande auch nicht so rasch voran wie in anderen Ländern, so war doch eine sichere Grundlage gelegt. In Frankreich besteht wenigstens eine Loge des Ordens (seit 1887) in Havre; der Katholizismus und andere Umstände erwiesen sich seither der weiteren Verbreitung sehr hinderlich. In Italien konnte der Orden nicht dauernd festen Fuß fassen; dagegen fand er 1898 von Dänemark aus in Norwegen Eingang, und selbst in Island, wo die dänischen Odd-Fellows ein Logenheim gründen konnten, wurde 1897 eine Loge gegründet.

So hatte der Odd-Fellow-Baum seine Wurzeln in die meisten Länder

Europas kraftvoll ausgesendet und dehnte seine Äste nun über die Bewohner dieser Länder aus, sie mit seinen Früchten reichlichst überschüttend. Die Segnungen des Odd-Fellowtums sind es neben der vorzüglichen Organisation hauptsächlich, welche dem Orden neben dem viel älteren Freimaurer-Orden seine schnelle Verbreitung sicherten. In Österreich werden dem Orden nun auch die Wege geebnet; selbst in Rußland wohnen Odd-Fellows, wenn auch dieses Land, sehr zu seinem Schaden, die Einführung des Ordens nicht zugeben würde, und besteht auch in Italien keine Odd-Fellow-Loge mehr, so kann man doch nicht verhindern, daß Brüder des Ordens dort wohnen und still das Werk vorbereiten.

Organisation des Ordens. Da der Orden aus Amerika stammt, so beruht er auf demokratischer Grundlage. An der Spitze desselben steht die Souveräne Großloge in Amerika mit dem Groß-Sire an der Spitze; unter ihr arbeiten die Staats- oder Distrikts-Großlogen, und unter diesen stehen wieder die Unterlogen, die eigentliche Seele des Ordens. In den einzelnen Ländern außerhalb Amerikas liegt die Leitung des Ordens bei den Unabhängigen Groß-Logen. So haben wir in Deutschland die Groß-Loge deutschen Reiches, deren oberster Beamter Groß-Sire Paul Gerlach in Berlin nun schon über zwanzig Jahre des wichtigen Amtes waltet, was in der ganzen Geschichte des Ordens einzig dasteht; unter der Jurisdiktion dieser Groß-Loge stehen 7 Distrikts-Groß-Logen: Brandenburg, Provinz Sachsen, Hannover, Schleswig-Holstein, Schlesien und Posen, Königreich Sachsen und Württemberg mit ihren Unter-Logen. So ist die Einrichtung auch in den anderen Ländern.

Mit dem Orden ist die sogen. Lager-Institution verbunden, der höchste Ausbau des Ordens, die Vollendung des Ordenswerkes mit den 3 höchsten Graden, während die Unterloge nur die 3 unteren Grade verleihen kann.

Außerdem hat der Orden auch einen weiblichen Zweig; es sind die Rebekka-Logen, die in Amerika recht zahlreich sind, in Deutschland fehlen; auch in Dänemark und Norwegen befinden sich 2 solcher Logen mit 161 Schwestern. Dagegen sind mit vielen deutschen Logen Schwestern-Vereine verbunden.

So ergibt sich als Stand des Ordens (am 31. Dezember 1910):

1 Souveräne Großloge,
6 Unabhängige Großlogen (Deutschland, Schweiz, Niederlande, Dänemark, Schweden, Australasien),
69 Groß-Logen,

57 Groß-Lager,
1729 Unter-Lager,
3687 Unter-Logen,
9386 Rebekka-Logen,
1 583 169 Logenmitglieder,
221 497 Lagermitglieder,
666 587 Rebekka-Logenmitglieder.

Somit beträgt die Summe aller Ordensmitglieder:
2 023 731.

Die Unterstützungssumme betrug 5 711 049 Dollars. Die Einnahmen beliefen sich auf 17 804 771 Dollars, die Ausgaben auf 9 046 995 Dollars; in Fonds sind angelegt 57 743 272 Dollars.

Im Jahre 1910 betrug der Zuwachs an neuen Mitgliedern 49 083.

Auch in Deutschland schreitet der Orden stets voran; unter der Groß-Loge deutschen Reiches arbeiten 6245 Brüder in 102 Unter-Logen, 18 Lagern und 12 Logenkränzchen, d. i. Vereinigung von Brüdern in Städten, wo keine Logen bestehen, aber Logen in Bälde erstehen sollen.

In Europa zählt der Orden jetzt 16 261 Brüder in 201 Unter-Logen; im letzten Jahre ist die Zahl um 624 gewachsen. Daher konnte der Groß-Sire auf der letzten Sitzung der Souveränen Groß-Loge die Brüder zu dem vorzüglichen Stand, den der Orden in der ganzen Welt einnimmt, beglückwünschen. „Wir haben", sagte er, „eine größere Mitgliederzahl als je zuvor; unsere finanzielle Kraft ist stärker, und in den meisten Zweigen finden wir einen beispiellosen Eifer, der am Werke tätig ist, die Erhebung und Veredlung des Menschengeschlechtes zu fördern und für die Ausbreitung unserer wohltätigen und brüderlichen Absichten einzutreten."

Diese Tatsache ist eine erfreuliche, beweist aber, ein wie kräftiger Faktor im Kulturleben der Gegenwart der Odd-Fellow-Orden ist.

Seine Bestrebungen sind die zeitgemäßesten und wohltätigsten für die Menschheit unserer Tage. Er will, was getrennt ist, vereinigen, d. h. die in Konfessionen, politischen Parteien, Sekten und Ständen getrennte, durch Nationalitätenhader und Rassestreitigkeiten gespaltene Menschheit durch die innigsten und heiligsten Bande mit einander vereinigen und hat als letztes Ziel im Auge, durch allmähliche intensive Arbeit in der Befolgung der Ordenslehren einen allgemeinen, die ganze Menschheit umfassenden Bruderbund herbeizuführen. Allerdings kann er nur daran arbeiten, die Erreichung des Zieles in der Zukunft durch künftige Ge-

schlechter vorbereiten. Aber indem er heute schon viele konfessionell und politisch getrennte Menschen in seinem Schoß durch Freundschaft und wahre Bruderliebe zu gemeinsamen Bestrebungen im eigenen Lande und in den verschiedensten Ländern mit einander verbindet, so arbeitet er im Sinne aller edlen Menschenfreunde am Wohl der Menschheit und der einzelnen Staaten.

Der Orden will in seinen Mitgliedern wahre, echte Religiosität fördern, wissenschaftliche Erkenntnis und sittliche Bildung verbreiten, will den ganzen inneren Menschen veredeln. Deshalb tut die Zugehörigkeit zum Orden der Erfüllung der bürgerlichen Pflichten, der Liebe zum Vaterland keinen Abbruch. Ein guter Odd-Fellow wird ein guter Staatsbürger, aber auch ein treuer Familienvater und zuverlässiger Geschäftsmann sein, dem man Treu und Glauben schenken kann.

Der Odd-Fellow-Orden ist ebenso wenig ein Geheim-Orden oder eine geheime Gesellschaft wie der Freimaurer-Orden. Er teilt mit diesem Orden die allgemeinen Grundsätze und Bestrebungen, hat aber eine breitere Grundlage, ergänzt somit denselben in zeitgemäßer Weise. Beide haben Platz genug, beide können in Eintracht mit einander am Wohle der Menschheit arbeiten.

Wenn auch die großen Summen an jährlichen Unterstützungen den Gedanken nahe legen, der Orden sei auf Wohltätigkeit angelegt, so wäre das doch eine Verkennung desselben. Allerdings lautet das als Testament verehrte Gebot des Menschenfreundes Thomas Wildey: „Wir befehlen auch, die Kranken zu besuchen, den Bedrängten zu helfen, die Toten zu begraben und die Waisen zu erziehen" — aber es war zugleich die Absicht dieses Stifters des Ordens, die systematische Pflege des ganzen Menschen durch den Orden zu fördern. Und die weisen Gesetze, die Disziplin, die herrlichen Symbole und das tiefsinnige Ritual sind ebensoviele kräftige Mittel zur Selbstbildung und Selbstzucht für jeden Bruder, der es ernst nimmt.

Namentlich in Deutschland, wo der Orden eine stattliche Anzahl blühender Wohlfahrtseinrichtungen besitzt (für die ganze Jurisdiktion und für einzelne Körperschaften bestimmte), wird auf die geistlich-sittlichen Bestrebungen, auf die ideale Seite des Ordens, mehr Bedacht genommen als in Amerika, wo der Staat ja die soziale Fürsorge bisher noch nicht so allgemein und intensiv gepflegt hat wie Deutschland. Ist der Orden auch ein Weltorden, so nimmt er doch auf die geistigen Eigentümlichkeiten

und den Charakter des Volkes gebührend Rücksicht; wie er die Individualität des einzelnen Bruders unangetastet läßt und die geistige Freiheit verwirklicht, so berücksichtigt er auch die der einzelnen Völker, die er in sich vereinigt.

So konnte es auch nicht ausbleiben, daß die einzelnen deutschen Regierungen der Einführung des Ordens keinerlei Schwierigkeiten in den Weg legten und es nicht ungern sehen, wenn Beamte dem Odd-Fellow-Orden beitreten.

Constantin Brunner: Liliencron und alle seine unsterblichen Dichter

Nämlich alle die sehr vielen unter den Zeitgenossen, die Liliencron für unsterbliche Dichter gehalten hat.

Darüber war ich gestern Abend mit einem Freunde ins Plaudern gekommen — vor uns hatten wir die Auswahl von Liliencrons Briefen, die kürzlich herausgegeben worden ist*). Das muß man sagen, der Herausgeber, Richard Dehmel, hat seine Aufgabe weisheitsvoll gelöst, mit feinem Stilgefühl des Aneinandertuns und des Weglassens; wir besitzen nun ein Selbstporträt Liliencrons von unverwechselbarer und unschwer deutbarer Physiognomie, das in keinem Zuge anderes ist, um nichts größer und um nichts kleiner, als Liliencron. Und auch ein Meister in der Beschränkung hat Dehmel sich erwiesen. Man darf überzeugt sein, nicht den zehnten Teil der Liliencronprinzen hat er vorgeführt. Immerhin, lieb Vaterland, magst ruhig sein: wenn irgendwann, so scheint (diesen Briefen zufolge) in unsren gesegneten Tagen Deutschland sein Lob als Land der Dichter zu verdienen, — von der zweiten Hälfte unsres Gerühmes, von Deutschland als dem Lande der Denker, möcht' ich übrigens in diesem kleinen Allotrion hier schweigen und nur fragen: es müßte doch wohl, wenn unter uns gedacht wird, Kritik im Lande sein, wissenschaftliche und literarische Kritik, die auch unsern Dichtern den Spiegel vorhielte? O ja, Kritik, die brauchten wir — denn wir haben sie nicht —, eine literarische Revolution brauchte unser Deutschland! Aber eine ganz viel andere wie jenes Revolutiönchen in den achtziger Jahren durch die Jüngstdeutschen. Sturm auf dem Meere unserer Literatur wär uns nütz und not, daß die Macht der Wogen die schlechten Schiffe ans Land wirft zu Trümmern. Gar sehr fehlt es an kritischer Besinnung und an der Führung durch die großen

*) Liliencrons Briefe, Berlin, Schuster und Löffler, 1910.

und wesentlichen Gedanken. Oder glaubt man etwa, daß die Gedankenlosigkeit abgenommen hat, seitdem das Nietzschezitieren grassiert? und in literarischen und künstlerischen Dingen sieht es uns ganz so an, als wollte die Unterscheidung zwischen dem Guten und dem Närrischen fortgesetzt noch immer weiter verloren gehen.

Um so weniger kann es schaden, in den Wein der Begeisterung ein wenig Wasser zu mischen, und ich möchte denn einmal ein einfaches Bedenken aussprechen und vor allem etwas aus der Schule plaudern, dem Publikum zu lieb. Um es gleich deutsch herauszusagen: ich fürchte, daß Liliencrons kritische Meinungen und Taten, die nun mehr und mehr in die breiteste Öffentlichkeit dringen, Schaden anstiften und an ihrem Teil unser Publikum noch mehr verschlechtern werden. So das Vorroß irrt, verführt es die übrigen allesamt; wenn durch einen Mann von anerkanntem Rufe so übermäßig vielen die Dichterkrone bescheinigt ward — —

Nicht etwa, daß ich nun mit Grundbosheit sie diesem oder jenem im besonderen absprechen wollte. (Eher allen!) Was würde ich auch damit viel ausrichten? solange noch die guten Wörter, „Philister", „Idiot" von geübten Händen mit vollendeter Kunst geschleudert werden. Ich will mich überhaupt auch nicht von fernher, — auf so Unbestimmtes und Schlüpfriges wie ästhetische Kritik will ich mich gar nicht einlassen. Die Bemerkung, über die ich nachzudenken empfehlen möchte, ist die einfachste von der Welt und sehr schnell gesagt —: Noch zu keiner Zeit haben sich haufenweise unvergleichliche Genies gefunden; daher scheint mir, daß sie unter uns so zu finden seien, wie man heute von vielen Seiten behauptet, mitsamt Liliencrons besonderer Behauptung von dem Gewimmel und Gewoge der lyrischen Genies — das scheint mir gegen die Geschichte, das scheint mir gegen die menschliche Natur zu streiten und wär ein wüstes Wunder. Soweit das allgemeine Bedenken. Man gehe immerhin ihm nach, und zugleich könnte man sich bemühen, wieder zu besseren und sichreren Kennzeichen für die wahren Künstler zu gelangen — oder es tritt uns Anderes, Größeres in die Aussicht, was gleich im ganzen einfürallemal aus dem Verkommen in der Unterscheidungslosigkeit zu retten vermag, wovon ich hier nicht reden darf: mein Hauptwerk, „Die Lehre von den Geistigen und vom Volke" redet davon*).

*) „Die Lehre von den Geistigen und vom Volke", Berlin, Karl Schnabel 1908 — 1908.

Man sollte bei Gelegenheit von Liliencrons Tod in sich gehen und, statt sich betreffs der von ihm hinterlassenen Lyriker im doch schnellstens verfliegenden Freudenrausche der großen Meinungen und Hoffnungen zu halten, statt dessen könnte man anderes tun. Man mag etwa, entsprechend jener altindischen Sitte, dem Verstorbenen seine Gattinnen nachzuverbrennen, — na wie wär es, wenn ein ähnlich frommes Werk wenigstens mit der Mehrzahl jener Lyriker veranstaltet würde? Auch die dem Selbstdenken und der Kritik am fernsten und dafür dem Modegeschmack und der Autoritätsgläubigkeit am nächsten stehenden Kreise dürften diesem gutgemeinten Vorschlage geneigter werden, wenn sie nur erst das jetzt folgende gelesen haben.

Denn jetzt kommt die Hauptsache, nämlich das, was ich über Liliencron aus der Schule schwatzen will. Die Eingeweihten wissen es längst, aber nun müßte auch das Publikum erfahren: daß Liliencron ein unkritischer Mann gewesen ist. Er war unkritisch in allen Angelegenheiten des Lebens — deswegen lebte er ohne Haltung und vermochte nicht sich einzurichten; deswegen wurde ihm das Leben schwer und endlich so wertlos. Die Freunde gewahrten es mit wachsender Bekümmernis, wie er mehr und mehr zum Verkehrtesten und Unglücklichsten kam, wozu ein Mensch kommen mag: zum Pessimismus, und gar zu einem völlig ideenlosen Pessimismus. Liliencron war unkritisch überhaupt, und also auch gegenüber der Lyrik. Es fehlte ihm an der kritischen Anlage, nicht etwa nur an der Schulung; und obendrein hatte er sich verfangen in dem wüsten Schnickschnack der modernen „Ästheten". Er war unkritisch gegen sich selbst, wie zur Genüge hervorgeht aus den Geschmacklosigkeiten, womit er die oft herrliche Schönheit einer Dichtung mitten hindurch knickt und zerschneidet, daß wir jäh aus aller Illusion, aus Text und Melodie, herausgestimmt werden, — und er war unkritisch gegen andere. Das letzte wird bewiesen durch seine so fleißig geübte Hantierung des Dichterernennens. Wer an Liliencron ein Geleier schickte, der konnte sicher sein, Liliencron werde ihm als gerührter Kollege in der Feststimmung um den Hals fallen; was aber nicht etwa charakterlose Liebenswürdigkeit, sondern eine Folge seiner großen Impressionabilität war, die ihn über jegliches lebhafte Wort in Entzücken brachte und aus eigener Malkraft die köstlichsten Anschauungen empfinden ließ, wo gar keine vorhanden waren. Wirklich, wenn auch nichts anderes gewesen wäre: Liliencron hätte schon allein deswegen so kritiklos sein müssen, weil er immer auf der Stelle ins Dichten

geriet, so daß die fremden Produktionen auch der schreibschrecklichsten Geister die seinigen wurden und er als Vater sich selber in allen diesen Kindern liebte. Und wenn nun gar erst das Wort „Natur" an sein Ohr schlug und einer die Versicherung abgab, daß er Philister und Idioten nicht leiden möge, da war dann ein Dichter von der allerunsterblichsten Unsterblichkeit, über dessen Erdenexistenz Liliencron ins Tanzen geriet. Das ist nun allerdings schlechte Sache, so den Dilettantismus zu fördern; und wer das tut, wer, statt den Dilettanten gehörig anzubrummen und ihn zu bedeuten, daß er Publikum sei (er ist vielleicht das beste Publikum!) und als Publikum sich zu halten habe, — wer statt dessen den Dilettantismus aufmuntert und begünstigt, der deckt damit einen Mangel auf in der eigenen Anlage und bringt sich selber in Verdacht, daß er das Gute nur unzureichend kenne und gar nicht wisse, wie selten es ist und wie häufig das Affentum. Bedeutende Männer pflegen nur äußerst wenige zu bewundern und zu preisen, nämlich die ganz großen Männer. Unter bedeutenden Männern verstehe ich diejenigen, die wahrhaft bedeutend sind in einer Einzelheit, unter den ganz großen Männern aber die wenigen, die groß sind, von originaler Mächtigkeit sind im ganzen und im einzelnen, und dabei im Leben so groß wie in ihrem Werke.

Ich habe gesagt, daß Liliencron immer gleich selber produktiv erregt sich fand — das bedeutete für ihn doppeltes Unglück. Es hinderte ihn erstens, Miserables als miserabel zu empfinden. Tatsächlich existierten für Liliencron nicht allein keine miserablen Gedichte, sondern n u r großartige; er kannte gar keine Nüancen der Anerkennung und des Lobes. Es hinderte ihn aber auch, noch weit ärger, daran: das wahrhaft Großartige nach seiner ganzen Wucht und Bedeutsamkeit auf sich wirken zu lassen; und das war es auch, nebenbei bemerkt, was ihn abgesperrt hielt von jeglichem ernsten und entschiedenen Interesse an anderem als Lyrik, die ihm zeit seines Lebens einziges innerliches Lebensereignis blieb. Seine Begeisterung war damit eng und ohne höheren Standpunkt, seine Seele klein, so durchaus sie die volle und übervolle Seele des Lyrikers war, — eine tropische Wildnis von nichts als Lyrik!! Liliencron ist typischer Repräsentant einer Zeit, in welcher überall — bei Mangel an Blick und Herz für das Ganze der Dinge im Zusammenhange seiner Lebendigkeit — eine Leidenschaft und Inbrunst für das eine und andere sich hervortut, als wäre es das Ganze, und als hinge jegliches Heil gerade an dieser oder jener Einzelheit.

Aber Liliencrons Begeisterung war in jedem Falle unbezweifelbar echt; er war ein Mann wie ein Kind — ja das war er, was auch andere anderes sagen mögen, und was für ein Mann er übrigens sonst noch gewesen sein mag. Die Summe und Stärke der naiven und neidlosen Bewunderung vor den zeitgenössischen Lyrikern von seiner Art überstieg um ein Erkleckliches seine Schätzung der gesamten Kunstvergangenheit und alles Übrigen in der Welt. Das ist ein ungeheuerliches Resultat? Aber man muß eben verstehen, daß moderne Lyrik ihm das Wichtigste von der Welt bedeutet hat. Er liebte und bewunderte die moderne Lyrik wie sein Vaterland — sie war ihm die engere Heimat, worin er mit all seinem Leben wurzelte. In seinem innigen Verhältnis zu den modernen Lyrikern hat er die Gemeinschaft und den Zusammenhang gelebt, den auch der Vereinsamte und mit der früheren Gemeinschaft Zerfallene auf irgend welche Art leben will und muß. Sein Enthusiasmus für die Mitlebenden, ob er wirkliches fremdes Dichten genoß oder eigenes Hineindichten, überstieg alles Maß, war ihm aber so nötig und natürlich, daß er zeit seines Lebens nicht nachließ; kein Spott vermochte diesen Enthusiasmus umzubringen, keine Geldwunden schwächten ihn ab. Ausgenommen sein ewiges Lachen und Weinen über Geld und kein Geld (gewöhnlich war kein Geld, was Rechnern Kopfzerbrechen machte, wie das möglich war; denn es heißt sonst wohl: Wer Geld hat, hat Freunde, aber bei Liliencron hieß es doch wahrlich: Wer Freunde hat, hat Geld) — abgerechnet sein ewiges Beziehen auf Geld, Geld, Geld erschien Liliencron von unendlich viel weniger Selbstbeziehung, d. h. Beziehung auf die eignen Angelegenheiten und die eigne Innerlichkeit, als andre Männer zu erscheinen pflegen; auch war seine Lyrik keine der Versenkung in sich selbst, jedenfalls mehr gerichtet auf das sinnenmäßige Außen der Welt als in die Tiefe der Seele und ihr stillstes Weben. Wenn wir dieses beides noch hinzubedenken zum schon Bedachten, dann dürfte verständlich genug geworden sein, wie Liliencron jederzeit so wunderbar offen stand für die Weise der andern und für fremde Produktion. Seine Empfänglichkeit für diese kann man sich nicht groß genug vorstellen. Es hat vielleicht niemals ein Dichter mit solcher Publikumsfähigkeit für die Kollegen existiert, wie Liliencron einer gewesen; und in der beklagenswerten Unsachlichkeit seines Urteils war er derart bewundernswert sachlich, daß er Lyriker, die an Begabung ihm wahrlich nachstanden, ja auch Reimschmiede ohne jegliche Begabung mit so ehrlicher wie fanatischer Selbstverleugnung hoch über sich emporgehoben hat — ein so

echter Dichter war Liliencron nicht nur im Dichten von Gedichten sondern auch von Dichtern.

Muß ich ein Beispiel bringen? Es ließe sich finden, ohne viel Suchen. Doch möchte ich niemandem seine Liliencron-Unsterblichkeit antasten — warum aber nicht mir selber? Ich bin niemand. Gut, ich komme mit mir selber als Beispiel — mit der Erinnerung an ein kleines, äußerlich ganz unscheinbares Erlebnis aus vergangenen, anderen Zeiten.

Jawohl, auch ich war dereinst einer von seinen unsterblichen Lyrikern, einer von den ganz richtigen, die er in den Himmel erhob so hoch, wie gar kein Himmel hinaufreicht. Und doch hab ich als lyrischer Dichter dem Apoll schwerlich jemals gefallen, habe mir selber nicht gefallen, — niemals, trotzdem ich viele Gedichte schrieb, gar nicht wenige auch drucken ließ. Wie das und warum das? Darauf antworten hieße ans Licht bringen, was ganz tief unten verborgen in der Seele liegt; ich werde versuchen, in meiner Lebensbeschreibung davon zu reden, die ich mir aber für den Lebensabend aufspare, wenn ich einen bekomme — man zieht sich nicht eher aus als bis man zu Bette geht. — Hier brauche ich mehr nicht zu sagen, als daß ich unter jedes veröffentlichte Gedicht ein andres Pseudonym setzte, und daß ich keine Sammlung meiner Gedichte herausgab; wozu es mir an Gelegenheit nicht gefehlt hätte. Ich habe mich keinen Augenblick für einen Dichter gehalten; auch nicht, als Liliencron mich dafür hielt.

Das war damals, Anfang der neunziger Jahre; in Hamburg war es. Ich hatte ihm einiges Gedichtete vorgelesen, wozu er mir seine Bemerkungen machte, wie ich es seinen Versen gegenüber tun mußte, und er kargte nicht mit Aufmunterungen, indem er mich goethisch und shakespearisch nannte. Nun, das wäre noch nichts Besonderes gewesen; Goethes und Shakespeares waren das Ordnungsgemäße aus Liliencrons Unsterblichkeitszentrale. Aber einmal, einige Tage lang, stand ich weit über Goethe und Shakespeare, und ich glaube sagen zu dürfen: über sämtlichen andern, die Liliencron jemals über Goethe und Shakespeare erhoben hat.

Ich kann die Sache nicht erzählen, ohne nun einer Vereinigung zu gedenken, die damals ins Leben getreten war und eigentlich auch sofort in den Tod. Sie sollte möglichst wenig den Charakter eines Vereins tragen — ich bewahre noch die gar nicht uninteressanten Statuten dieser

freien Vereinigung, die in der Taufe den Namen „Atta Troll" erhalten hatte. Der Atta Troll sollte eine freie Vereinigung sein im Gegensatze zu den — Vereinen der guten Stadt Hamburg; er sollte eine Vereinigung der Freien, der Genialen sein. Er hat nur sehr kurze Zeit, ja, wie schon gesagt, eigentlich gar nicht gelebt. Als Vereinigung genialer Menschen gewiß niemals. Derlei ist wohl an sich selbst unmöglich; und wir wenigstens waren nicht genial genug. Es mögen Genies unter denen gewesen sein, die damals bei Jalandt in der Grindelallee zusammentrafen — einige von ihnen haben wenigstens Ruf und Ansehen erlangt — aber es fehlte ihnen (mit Ausnahme des einzigen Paul Geisler, des Komponisten Paul Geisler) am Kleingelde der Genialität, an dem Brillanten der Augenblicksproduktion. Nein, nicht genial, aber lustig ging es her unter den Bären und wohlgeleckten Bärenjungfrauen des Atta Troll, ausgelassen lustig. Es war dazu auch merkwürdiger Anlaß, nicht allein überhaupt und immer, sondern tatsächlich auch ganz besonders durch die Emmi Rossi. Emmi Rossi — alle, die sie gekannt haben, gedenken mit Fröhlichkeit und Wehmut der Emmi Rossi, dieser personifizierten Parodie und Satire auf jegliche Genialität und Tugend, aus der doch auch, trotz alledem und alledem, etwas wie Genialität und Tugend hervorzubrechen vermochte, und die dabei von so tragikomischem Umfang des Fleisches gewesen, — ach, dieser weibliche Falstaff Emmi Rossi, auf die Otto Ernst und Constantin Brunner „Die hundert besten Witze" gemacht haben! Ein wirklicher Falstaff ist Emmi Rossi gewesen, gleich Shakespeares Bühnenwunder imstande, mehr Lachen zu erregen als irgend ein Mensch auf der Welt; und war sowohl Ursache, daß andere witzig wurden, wie auch selber witzig. Einige ihrer Witze waren so gut, und mit mancher Antwort traf sie es, wie z. B. eines Abends, als der Schauspieler Pauli wie gewöhnlich alle, so auch die Rossi in seiner trockenen Manier gefragt hatte: „Verachten Sie mich, weil ich arm bin?" und sie ihm eben so trocken erwiderte: „Nein, deswegen nicht." Aber darf ich mich denn in jene schönen und ergötzlichen Zeiten verlieren? Die jetzigen Zeiten sind ja auch schön und ergötzlich; und was eigentlich hierher gehört, ist nur, daß ich einstens dort im Atta Troll, vor einem engeren Kreise, ein Gedicht vorlas, ein erzählendes Gedicht, „Die Brüder", nach altägyptischer Überlieferung die Geschichte von Anepo und Bitau, die etwa der biblischen Josephsgeschichte entspricht. Laßt mich ruhig in meiner Plauderei das alles daherplaudern; und keine der Engelsseelen soll auf den Gedanken geraten, daß ich nur keuschelte

und am Ende doch aus Dichtereitelkeit spräche: weder habe ich jenes Gedicht veröffentlicht noch werde ich es veröffentlichen, und überhaupt kann mir niemand bestimmte Gedichte nachsagen. Also ich habe erzählt, daß ich ein Gedicht vorgelesen hatte, mit welchen Folgen aber, und ganz besonders auf Liliencron, das kann ich denn doch nicht schildern — weil ich eben, trotz Gedichten, kein Dichter bin. Genug, am nächsten Tage erschien bei mir Liliencron nach einer Nacht, die er infolge meines Gedichtes schlaflos durchwälzt hatte, und damals also ist es gewesen, daß ich seinen Altar dampfen machte, daß ich sein Gott unter den „teutschen Tichtern" war, für den er hätte verglühen mögen — ich lasse mir das nicht nehmen: es ist unmöglich, daß jemals einer ein erhabnerer teutscher Tichter gewesen sein kann. Und am Nachmittage darauf kam er abermals angesetzt, immer noch in der siedendsten Ekstase, und brachte einen geschleppt, der sah aus wie die Kritik selber, und nun m u ß t e ich mein Gedicht vorlesen. Es half nicht noch so verzweifelte Gegenwehr, Liliencron kam wie der Sturm über mich. In meinem Leben habe ich keine so furchtbar brennende Scham gefühlt wie in jener gezwungenen Stunde; war mir schon am Abend der ersten Vorlesung gar nicht so recht geheuer gewesen, so empfand ich nun äußersten Ekel an meinem Gedicht und vor mir selber. Aber schon saßen sie, ich mußte lesen und las. Und als es vorbei war — ich hatte alles heruntergejagt hochklopfenden Herzens und mit zusammengeschnürtem Halse, zuletzt völlig mechanisch, ohne Bewußtsein der Sache und meiner selbst —, da sprach die Kritik kein Wort, ich sprach kein Wort, und auch auf meinen Liliencron, meinen Hymniker, hatte sich etwas Eisiges gelegt und ihn verwandelt; er zeigte eine Physiognomie, als wären es mehrere: eine seltsam verdutzte und v e r w o r r e n e Physiognomie, in der alles auf Mischung ankam. Ich hätte weinen mögen, als sie weg waren, und war doch befreit wie aus der ärgsten Sklaverei und Plage; und auf einmal lachte ich wie ein Narr, der ich ja auch war, aber in jener Stunde aufhörte zu sein. Nachdem ich so gelacht und darauf lange gesonnen hatte, stand ich auf kräftiger und festeren Herzens, als ich gewesen war. Jene Stunde hat nicht wenig mitgeholfen, mir die Augen zu öffnen über den Weg, den wir gehen mit unserer humanistisch ästhetischen allgemeinen Bildung — ich kehrte damals um, gelobte mir nicht mitzutun an der Produktion der Ästheten, das hab ich gehalten; und nicht allzu lange danach zog ich mich zurück in meine Verbannung und Vorarbeit, die mich in den Stand setzen sollten, auch anderen die

Augen zu öffnen. — Niemals wieder habe ich Liliencron ein Gedicht gezeigt, — ich habe seitdem keine Zeile mehr gedichtet — und Liliencron verlangte auch niemals wieder eines zu sehen. Die Kritik mußte ihm irgend etwas Kopfabhackerisches gesagt haben.

Die Kritik hatte Recht gehabt, die Kritik hat immer Recht — ich meine die wirkliche Kritik, die nichts gemein hat mit der Nörgelei der Unfähigkeit und mit dem Gewäsche derer, die „das Große klein und das Kleine groß auffassen". Ich meine also die wahre kritische Besinnung, woran es uns fehlt, zum großen Schmerze derer, welche die Poesie lieben, nicht bloß die gerade in der Mode stehenden Poeten; welche das Bedeutsame lieben und nicht das Berühmte; und denen Poesie und überhaupt Geist unendlich mehr noch ist als etwas, das sie lieben! — — — die Kritik, woran es uns zur Zeit fehlt auch einer Erscheinung gegenüber wie Detlev von Liliencron, dessen Wert wohl richtiger bemessen werden könnte, als heute durchweg geschieht. Ich habe ihn immer geschätzt, nicht niedriger, aber auch nicht höher als ich ihn noch heute schätze — ich habe ihn von Anfang an geschätzt, als ihn noch niemand weder schätzte noch überschätzte; und ich scheue mich heute keineswegs vor denen, die nicht glauben können, daß wir ihn schätzen, wenn wir ihn nicht überschätzen. Doch Liliencron ist wenigstens ein Dichter, und von ihm als Dichter und von Dichtern überhaupt, und wie sie etwa nach dem Range einzuordnen wären, sollte hier nicht gesprochen werden, sondern lediglich davon: daß Liliencron vom Kritisieren nichts versteht und die meisten seiner göttlichen und unsterblichen Dichter vom Dichten nichts verstehen, und daß es am Ende mit Deutschland als dem Lande der Dichter wieder einmal nichts ist —? Trotzdem Deutschland heute an seine Dichter, an einen solchen Wundersegen von Dichtern, besonders von Lyrikern glaubt, wie selbst Deutschland bisher noch niemals geglaubt hat, und dieser Lyrik die erste Stelle einräumt in der Poesie und damit in der Literatur — denn daß im Grunde nichts andres den Namen Literatur wirklich verdiene als die Poesie, das ist ja längst ausgemachte Sache nicht allein mehr unter den Poeten; die nun mit einem erstaunlichen Glauben an ihre Bedeutung einherprangen, die kleinsten mit dem größten Glauben, der weit hinausreicht über allen Wert oder Unwert, Eitelkeit, Anmaßung und Lächerlichkeit des in einzelnen Personen Möglichen: der eben in der Allgemeinheit seinen gewaltigen Rückhalt fühlt. Man erweist dem einigen Deutschland einen Dienst, wenn man es von Zeit zu Zeit ein wenig ernüchtert und ihm erzählt, worin nicht die schlechtesten

seiner Söhne und Töchter mit ihm uneins sind ..... Wir wollen wach sein, sind aber gewiß nicht wach auf die rechte Art und können nicht ruhig sein über die Gesundheit unseres Verhältnisses zur Kunst, und daß uns die Seele von wahrhafter Schönheit ergriffen sei, solang wir nicht unterscheiden zwischen den Leistungen, zwischen dem Großen und dem Kleinen, dem Rechten und dem Unzulänglichen, dem ernst Bedeutenden und dem ärgerlich närrischen Affenwesen. Wir dürfen nicht, wie Liliencron, dilettantisch den Maßstab für das Gute so gänzlich außer acht lassen; und was er und die Seinen, mit wechselseitiger Steigerung durch Wirkung und Gegenwirkung, in der Verwegenheit einseitiger Enge über alle Gebühr in die Höhe geschrieen haben, soll uns deswegen nicht erhabener vorkommen. Weil soviele Lobeserhebungen da sind, sind deswegen auch soviele Dichter da? Ein alter „Philosoph" hatte einst in ähnlicher Weise geschlossen: es gibt Altäre, also muß es Götter geben.

O Publikum, du bist gewarnt. Sei gewarnt auch vor dir selber. Du weißt, du weißt, wie du bist, wie du bist, o Publikum — oder weißt du es nicht? Der „Philosoph" bist d u, o Publikum, der immer und überall so schließt: weil Altäre sind, sind auch Götter. Lies die in gar mancher Hinsicht interessanten Briefe, die dir besonders interessant sein mögen, wenn du etwa finden solltest, daß das Bild von Liliencrons Dichterseele, wie es andere dir vorgemalt haben, nicht Stand halten will gegen dieses überzeugende Selbstporträt. Laß dich denn über Liliencron durch Liliencron selber belehren. Aber vor allen den unsterblichen Dichtern, die in diesen seinen Briefen vorgeführt werden, bist du gewarnt, und auch gleich vor den übrigen, die sich, mit andern seiner Briefe, selber vorführen werden — es sind noch Riesenportionen Unsterblichkeit in den Händen ungezählter Dichter; Liliencron hat zu viele Dichter geliebt, er war verliebt in alle Dichter. Und ob denn nicht den Dichtern selber bange wird, ich meine jetzt: den wirklichen Dichtern — schon allein wegen derer, mit denen sie die Liebe und Auszeichnung durch diesen Don Juan aller Dichter zu teilen haben? Wenn ich solche Gefährten in der Unsterblichkeit bekommen sollte, — ich würde m a c h e n , daß ich stürbe!

Alfred Mayer:
Thomas Theodor Heine

Mitte der 80er Jahre kam Thomas Theodor Heine nach München. Er kam aus Düsseldorf, der Heimat des ihm geistig verwandten Namensvetters, wo der Maler seine ersten Lehrjahre an der Akademie verbracht hatte. In München wurde nicht der Maler, sondern der Zeichner Thomas Theodor Heine entdeckt. Mit selten anzutreffender Anpassungsfähigkeit machte er sich als Mitarbeiter an den „Fliegenden Blättern" schnell den Stil der Witzblattzeichnung zu eigen, bei dem es nach dem Bedürfnis der Abonnenten zuvörderst auf Behaglichkeit und Harmlosigkeit ankam. Jetzt erst, im Rückblick auf die mehr als 20jährige Zeichnertätigkeit Heines läßt sich der hohe Grad seines künstlerischen Taktgefühls ermessen, der es ihm möglich machte, damals sein Temperament zu zügeln und nicht über die Stränge zu springen. Zeichnungen wie „Schauspieler" sind dafür aufschlußgebend. In dem vor 1895 entstandenen Blatt melden sich zwar Akzente, die etwas Neuartiges erkennen lassen, als Ganzes aber reiht es sich grade noch dem Stil an, der dem Geiste eines humoristischen Familienblattes nicht widerspricht. Und doch spürte man, es gärte in ihm.

Die Stunde Thomas Theodor Heines schlug, da 1895 durch seine Mithilfe der „Simplizissimus" ins Leben gerufen wurde. Jetzt erst durfte er es ganz wagen — als Mitbegründer des Simpel — sowohl im geistig sozialen wie auch im künstlerischen Sinne die politische Witzblattsatire, deren bisherige Spezialisten auf die wesentlich anders geartete Richtung des Kladderadatsch geeicht waren, von Grund auf zu reformieren. Gegen die behagliche, aber auch verflachende Art der bestehenden deutschen Witzblätter galt es ein Gegengewicht zu schaffen. Thomas Theodor wurde der Wegbahner! Er zog die Glacéhandschuhe aus, schwang mit derben Fäusten die Zuchtrute und leuchtete hinein in die Misere unserer sozialen Zustände. Der Zweck heiligt das Mittel. Was bisher als schier unmöglich gegolten hatte, es gelang. Bedeutsamer aber noch als die

künstlerische Erscheinung wirkte die starke Persönlichkeit Heines. Sein größter Ruhmestitel ist der, daß er als Urheber treffsicheren Spottes in Bild und Wort wenigstens einmal in der Woche viele der politisch Indolenten — eine Mehrheit im deutschen Volke — aufzurütteln, an ihr politisches Gewissen mit Erfolg zu appellieren vermochte — — was lange in ihm schlummerte, drang an die Oberfläche.

Kurze Zeit brauchte er, um sich von der harmlosen Art der Fliegenden Blätter zu emanzipieren. Einzelne seiner frühesten Blätter im Simpel erweisen sich noch als Nachläufer jenes Humors, der in Adolf Oberländer seinen berufensten Vertreter gefunden hatte. Diese harmlosen Dackelgeschichten (köstlich ist es, wenn Thomas Theodor seinen Hunden die Flöte vorbläst) tauchen auch später noch manchmal als unvermutete Atavismen oder Sonntag-Nachmittags-Reminiszenzen wieder auf. —

Was Thomas Theodor bei dem neuen Unternehmen einen Führerposten sicherte, war zunächst seine künstlerische Potenz — später, als Rudolf Wilke, Pascin und Olaf Gulbransson neben ihm standen, die rein künstlerisch genommen sich zu geschlosseneren Erscheinungen ausbildeten, da war es hauptsächlich sein starker, dem Unternehmen ganz unentbehrlicher, Intellekt, der ihn den zu Anfang eroberten präsidialen Posten behaupten ließ. Und im Einklang mit dieser starken geistigen Überlegenheit stand auch die seiner Rasse eigentümliche Beweglichkeit, das vielseitige Anpassungsvermögen, das ihm fremde Stilarten mühelos und glücklich zu verwenden gestattet. Da sind es nicht nur die Japaner und Beardsley, auch seine engeren Kollegen sind es, besonders Rudolf Wilke, die zeitweise seinen Zeichnerstil bestimmen. Niemals aber treibt ihn Hilflosigkeit zu solchen Exkursionen. Heine ist in allen Sätteln gerecht, hat jede Richtung, die Entwicklung versprach, in den Bannkreis seiner Persönlichkeit zu ziehen getrachtet. In seiner reichen Natur aber bekämpfen sich von Anfang an zwei konträre Anlagen (ähnlich wie beim berühmten Namensvetter Heinrich), die des Lyrikers — von Jugend auf ihm eingeboren — sucht bei Palette und Pinsel in der Malerei Befreiung, die des Wirklichkeitsschilderers stellt das Talent rücksichtslos in den Dienst einer ethischen Überzeugung und läßt sich selbst durch Gefängnisstrafen und behördliche Bevormundung nicht aus der Bahn treiben. Die Malerei ist ihm immer Zuflucht und Erholung, die Zeichnerarbeit beim Simpel Kampf und Beteiligung an der sozialen Arbeit. Die Malerei erlöst ihn von seinen deutschen Sentiments, bringt alle seine feminine gearteten, zarten Empfindungen in Bewegung. Hinter den Zeichnungen aber steht ein Mann, ein

Th. Th. Heine

Mutiger, ein Kenner des Lebens. In seinen Landschaftsbildern „Angler", „Holzbrecher" usw. bestimmt ihn mehr das deutsche Gemüt, obwohl er auch hier von den Franzosen gelernt hat, was sich bei einzelnen seiner Portraits noch offenkundiger ausdrückt. Manchmal findet auch hier seine esprit-volle Laune Raum, sich zu betätigen (Beispiel: „das Fräulein mit dem rosenbekränzten Lämmchen"), aber das Moment der Farbe, die koloristische Flächenwirkung bestimmt schließlich den künstlerischen Eindruck des Gemäldes. Schöpferische Gedanken entstehen ihm erst beim Zeichnen. Das Visionäre in grotesker Verarbeitung gelangt besonders gern in animalisch empfundenen Menschengestalten und in sonderbaren Tiergestalten (unheimlich gespenstische Kater), die an Edgar Poe und E. T. A. Hoffmann gemahnen, in Engels- und Teufelsgestalten (die letzteren in phantastisch tierartigen Zwitterbildungen) zu einprägsamster Wirkung. In die Reihe der deutschen Teufeldarstellungen haben die Heine'schen eine durchaus neue bereichernde Note hineingebracht. Anderseits haben seine nicht minder originell stilisierten, überschlanken Engelsgestalten mit den Zügen kleiner Großstädterinnen ins Deutsche übertragene präraffaelitische Attitüden. Das Neue in der Heineschen Zeichenkunst war aber vor allem die dem Witz sich anschmiegende Linie. Die Linie ist ihm primäres Ausdrucksmittel. Witz und Zeichnung durchdringen sich bei ihm um so mehr, da er, im Gegensatz zu „Daha", auch der Finder des Witzes ist. Durch die meisterhafte Art, die gesamte Flächenwirkung bunt und bewegt zu gestalten, gelang es Th. Th. die deutsche Plakatkunst zu heben, in der er Vorbildliches geleistet hat. —

Neuerdings hat sich Heine an einigen Skulpturen versucht. Und wieder entstanden „Teufel" und „Engel" als skurrile Schöpfungen einer Phantasie, wie sie in der ganzen Kunstgeschichte nur germanischem Geiste eigen war. Diese zwei schnell populär gewordenen, unerhört sonderartigen Gebilde sichern ihm einen Rang auch unter den zeitgenössischen Plastikern.

Hervorragend großartig gelang auch ein erster Radierversuch, ein „Diana" genanntes Blatt, dessen Weichheiten und poetische Ingredienzen sich mehr mit dem Stil des Malers berühren. Der Buchkunst hat Thomas Theodor zunächst durch seine Vignetten und Zierleisten wesentliche Bereicherungen gegeben. Diese grazilen Modernisierungen des „Biedermeier" und „Empire" haben unserm modernen Kunstgewerbe, auch der architektonischen Ornamentik, starke Anregungen gegeben. Weniger entsprechen die Buch-Illustrationen zu Hebbels „Judith" —

trotz überraschend guter Schwarz-Weiß-Wirkungen — den damals gehegten Erwartungen. Heine wird der herben Kraft Hebbelscher Dichtung nicht gerecht, vielmehr erscheint der ganze, zur Anwendung gebrachte, paradoxe Linienstil, bereichert zwar, aus der perversen Atmosphäre der Oskar Wildeschen und Beardsleyschen „Salome" herübergenommen.

Wie ist dieser besondere Mensch, der für seine Ideen gekämpft und gelitten hat, als Künstler in unserer Zeit zu werten?

Mit der Beantwortung dieser Frage wird sich die nächste Generation zu befassen haben. Uns fehlt zunächst noch die Distanz zu dem noch jungen Künstler, der in der Vollkraft seines Schaffens stehend, noch weiteres Neuland entdecken könnte. Nur Eines können wir heute mit Bestimmtheit feststellen. Th. Th. Heine, ein Pionier in unserm deutschen Geistesleben, hat die deutsche Graphik mit gutem Rüstzeug in neue Bahnen gelenkt.

Walter Harlan:
Der „Wille zur Kultur"*)

Des Esels störrisches Geschrei,
Des Klosterbruders Lebenswandel,
Im Drosselnest das Kuckucks-Ei,
Am Schuh das nachgeschleppte Bandel,
Sieh doch, Abarten sind es der Faulheit!
Schulmeisters ewiges Geschelt,
Des Damenpastors Honigmaulheit
Und alle, alle Sünden der Welt,
Sieh doch, Abarten sind es der Faulheit!
Aber für Menschen schuften und schanzen,
Am Feierabend singen und tanzen,
So tun wir Gottes Dienst, den ganzen.

• • • • •

*) Ein Willensecho auf den Programmaufsatz des neuen Herausgebers: „Kulturpolitik" (1. Januarheft).
D. Verf.

Oskar von Schütte:
Richtet nicht . . . .
Eine Erzählung aus den Bergen.

(Fortsetzung.)

2.

Dem Christian war von der Mutter ein Tag vergönnt worden nach dem Breitenast zu fahren.

Für diesen einen Tag hatte er viele Wochen gelebt. Die Bahnfahrt war an dem Bergwald zu Ende. Eine Stunde ging es aufwärts zu Fuß. Die Sonne stieg hoch auf vor ihm. Hier war Wärme und Licht in den Menschen und in der Erde. Auf dem Tannenhof lebten sie im Schatten.

Eine wundrige Bangigkeit zitterte in seinem Herzen. Die machte ihn sonderbar müde, daß er nur in kleinen Schritten vorwärts kam. Er blieb stehen und atmete sich die Brust weit. Hier war die Kreuzung, wo sich die Wege gabelten. Linkshinauf ging es zu den alten Gruberleuten, geradezu aber führte der Weg nach dem Selhöfli, wo er die vier Jahre hindurch jeden Abend und jeden Morgen die Milch mit geholt hatte, um sie nach der Stadt zu fahren. Christian lachte fröhlich vor sich hin, als er entschlossen den Weg geradezu nahm. Nun konnte er auch tüchtig ausschreiten. Im wurde froh, singfroh. Er erschrak. Das durfte nicht sein, denn er trug Leid. Damit kam auch wieder ein Verzagen über ihn. Was wollte er auf diesem Wege? Er war nicht der Herr auf dem Berge, wie durfte er das Anni begehren. Die Mutter würde sie halten als eine Knechtsfrau, und sie war wie ein Prinzeßlein, das eine rotgoldene Krone auf dem Kopfe trug. Ganz hoch trug sie diesen Kopf, der ihr winzig klein auf einem feinen Halse saß. Winzig kleine Hände auch hatte sie, in die sie immer hineinblies, wenn es morgens kalt war. Unwillkürlich blies nun Christian seinen warmen Atem kräftig vor sich hin. Der dampfte in der dünnen Luft. Nur immer so weiter aus tiefen Lungen in die Zaghaftigkeit blasen, und den Mut,

der ihm absterben wollte, neu anfachen, daß er vor dem Anni auch hell auflodern mochte.

Aus der Mulde stieg ein feines Ringelwölkchen hoch. Mit aller Gewalt mußte Christian an sich halten, um nicht vor Freude ins Land zu jodeln. Große Schritte machte er über die Wiese. Jetzt noch über den Graben gesetzt, da stand er vor der Türe. Er wischte mit dem weißen Taschentuch, das ihm die Linni fürsorglich mitgegeben hatte, unter der Mütze weg, über die Stirne. Das Herz saß ihm doch im Halse. Er klopfte endlich zaghaft an die kleinen Scheiben.

Anni machte die Türe auf. Große ernstgraue Augen sahen auf Christian, den Vaterlosen.

Ihm wurde fast weinerlich vor diesem stummen Mitleid.

„Tretet immer ein", sagte das Anni leise.

Er folgte ihr, ohne ein Wort zu sagen.

„Den Vater trefft Ihr nicht im Hause. Wenn Ihr das Mittag mit mir allein nehmen wollt, Ihr könnt schon mittun."

Christian wunderte sich, wie sie den langen Satz hinsagen konnte, ohne zu stocken. Ihm war die Kehle wie zugeschnürt. „Gern", brachte er endlich feierlich heraus.

„Nehmet immer Platz", fuhr Anni geschäftig fort. Sie wies ihn an das obere Ende der Bank. „Besser dort", lächelte sie. „Hier unten ist noch etwas feucht vom Putzen. Ich habe niemand erwartet."

Christian blieb stumm. Seine Augen aber schienen eine gewaltige Zwiesprache mit dem Anni zu führen, denn immer wieder las sie eine Frage darin, auf die sie eine Antwort zu geben hatte.

„Nun seid Ihr also der Herr vom Tannenhof", sagte sie mit verhaltenem Atem, nachdem die Suppe ausgelöffelt war.

„Nein", antwortete Christian laut und hart.

Anni sah erschrocken auf. Sie wollte ihm nicht wehe tun. Der alte Gruber hatte doch gesagt, daß der Christian als einziger Sohn den Vater beerben müsse. Es wurde ihr nun schwer weiter zu reden. Verschüchtert schob sie ihm noch den Kaffee zu und die Kartoffeln. Er griff ordentlich hinein, denn hungrig war er von dem Marsch. Mit dem Essen kräftigte sich auch sein Mut wieder, der ihm vorhin armselig schien, wie ein neugeborenes Kind. Während das Anni vom Tisch räumte, ging er in der Stube auf und ab. Das half auch allemal zu einer Rede.

„Andere werden denken," begann er langsam und jede Silbe abwägend, „daß ich der Herr sein müßte. Vom Vater haben sie es auch geglaubt. Dennoch ist er es niemals gewesen. Die Mutter war immer der Herr auf dem Hof und die Mutter ist es auch jetzt. Nun hat aber dieses wenig zu tun mit dem, was ich mir für mein eigenes Leben ausgedacht habe.

Dem Menschen kann mancherlei von außen ankommen, heute so, morgen wieder anders, das mit einem Entschluß des Herzens nichts gemein haben darf. Was ich aber in meinem Herzen habe, das lebt und stirbt mit mir allein."

Anni stand in andächtiger Verwunderung vor Christian. Erst freilich, da stockte ihm das Wort und er mußte oftmals den Satz von vorne wieder anfangen, um in den Schwung zu kommen. Mit eins aber rankte sich ihm die Rede, wie die rotfarbene Wicke draußen am Hause in Sommerszeit. Die hatte sie sich einmal vom Felde geholt und vor die Sonnenfenster gepflanzt. Da hatte das Blühen auch lange zurückgehalten, dann aber mit der ersten Blume trieb auch gleich eine ganze prächtige Kette hintereinander weg.

In der Stube war es mittlerweile dämmrig geworden.

Eine Schneewolke hatte sich über die Landschaft gelegt. Das Licht kam spärlich bei den kleinen Fenstern herein. Christian tat einen Schritt näher zum Anni. Seine große, ernste Hand faßte nach der ihren.

„Hier", sagte Anni einfach und hielt ihm auch die andere Hand hin.

Christian mußte vor Glück und der Weihe dieser Stunde hinsitzen. Jetzt brauchte es keiner mühsam zusammengeholten Worte mehr. Das Gefühl wurde übermächtig und hielt die beiden still und dicht nebeneinander.

Anni vergaß ihr Lachen, das fröhliche Schwatzen und das Abendfutter für die Kühe auch.

Die meldeten sich gar bald mit einem gewaltigen Rumoren in die feierliche Stille hinein.

Nun fand die Anni auch schnell ihr Lachen wieder. Hurtig war sie bei der gewohnten Arbeit. Christian tat ihr allerlei Handreichungen dabei. Der Abend senkte sich noch früh auf die Erde in dieser Jahreszeit, droben aber auf dem Breitenast mußte er vor Nacht eintreffen. Er zündete die Weglaterne an und das Anni begleitete ihn über die Wiese bis an die Waldgrenze. In der frischen Luft war der feierliche

Bann von ihnen getan. Sie drängten sich fest aneinander und ihre warmen Lippen fanden sich in langen, herzensseligen Küssen. Das Land stak im dichten Nebel, daß Anni bald nicht einmal mehr den schwachen Schein der Laterne sehen konnte. Sie juchuzte in den Wald hinein. Es klang zurück froh und prächtig nachschwellend.

Anni stand noch lange und ließ ihre Wünsche gar hoch gehen, höher als des Christians Weg. Es streckte sie ordentlich. „Ich will ihn lehren der Herr werden", schloß sie endlich ihre Gedanken für die Zukunft. Dann würde sie auch die Herrin sein mit einem echt silbernen Gehänge an der seidenen Tracht. Sie lachte über den kleinen Hochmut, der sich ihr dergestalt in die Glieder legte, daß sie heimstolzierte wie der welsche Hahn auf ihrem Hof. Den ganzen Abend hindurch gab es ein fröhliches Singen im kleinen Haus in der Mulde, und nachts kamen ihr die wunderlichsten Träume. Erst war sie wie eine Königin droben auf dem Tannenhof. Dann schwebte sie wie eine Wolke darüber und sah sich dennoch Haus und Hof regieren, als wäre sie doppelt. Die Wolke, die sie selbst war, fiel zur Erde nieder, und dann mußte sie als Anni und mit blutenden Füßen den Berg wieder erklettern Schritt für Schritt. Mit der Hand auf dem Herzen erwachte sich noch vor dem Morgengrauen. Sie stand schnell auf, machte Licht und zog sich an. Sie war bange geworden vor der schweren Unsicherheit des Traumes. Sie wollte tüchtig schaffen, sich die dummen Verängstigungen wegarbeiten, denn der Christian wollte auf dem Heimwege noch einmal wieder vorkommen.

* * *

Auf dem Breitenast warteten die alten Grubers ungeduldig. Es war beinahe Nacht und noch immer konnte der Gruber nichts von Christians Weglaterne erspähen. Das Muetti rührte mit viel Sorgfalt an dem „Rösti", welches des Christian Lieblingsessen war.

„Nimmt mich doch wunder, wo er sich so verschwatzen wird", meinte der Gruber und zwinkerte mit den Augen. „Nimmt mich gar nicht wunder", lachte das Muetti. „Wird ihm gar nötig sein mit etwas das Herz zu erquicken nach den Lasten, die er auf sich genommen hat als der Herr vom Tannenhof."

„Ja und der Frau Veronika erstmal den Kamm stutzen, der ihr mächtig geschwollen war zu des Fritz Lebzeiten. Den Christian, den werden wir nicht umsonst zum Selbstgefühl angehalten haben." „Und das Anni kommt nun dahin, wo ihre Mutter schon hätte sein sollen",

sagte das Muetti nachdenklich und deckte das „Rösti" warm. Sie schickte sich eben an den Kaffee aufzubrühen, da tönte Christians Jodler vom Wald herauf.

Der Gruber nahm den Mantel um, zündete die Laterne an und wartete damit vor dem Hause.

Das war nun ein Wiedersehen! Erst mußte der Christian tüchtig essen, denn darauf hielten die Grubers vor allem. Nachher setzte man sich um den warmen Ofen, und nun mußte er berichten — alles der Reihe nach, von des Vaters Tode an, der ihn damals so plötzlich vom Breitenast weggerufen hatte.

Der alte Gruber schüttelte bedenklich den Kopf. Es wollte ihm gar nicht gefallen, wie es nun zuging auf dem Tannenhof. „Weiberwirtschaft", rief er so oft dem Christian in die Rede, daß die Mutter Gruber nicht mehr an sich halten konnte, wenn sie auch sonst zu allem, was der Vater sagte, mit dem Kopf nickte.

„Weiberwirtschaft hat auch sein Gutes, das kann man an jedem Hof sehen, wo eine tüchtige Hausfrau sich dazuhalte. Und an dem Hof der Frau Veronika findet sicher niemand etwas auszusetzen." „Es hat nicht Hand, nicht Fuß", wetterte der alte Gruber unbeirrt weiter. „Der Sohn darf sich nicht ablohnen lassen wie ein Knecht, wo er von Rechts wegen zu gleichen Teilen der Herr ist. Morgen, Christian, mache ich mich mit dir auf den Weg, denn du bist gerade so dumm wie dein Vater seliger war. Der hatte sich auch den Herrn wegschnappen lassen. Und das Anni, das sage ich dir gleich, noch ehe du um sie gefreit hast, wozu jetzt auch nicht die Zeit wäre, — das Anni also darf mir nimmer eines Knecht's Frau werden."

Christian war schwer erschrocken, wie der alte Gruber mit den nötigen Pausen, um dazwischen zu husten oder in den Ofen hinein zu spucken, diese lange Predigt losließ.

Er sprang auf von seinem warmen Ofenplatz und lief hin und her. Die Hitze in der Stube dünkte ihm unerträglich und er riß die Tür auf.

Der alte Gruber schloß aber gleich wieder zu.

„Du weißt, Christian," sagte er, unangenehm erstaunt über das unruhige Gebaren des früheren Knechtes, „daß wir solches niemals leiden mochten. Im Sommer mag es angehen die Luft in die Stuben zu lassen. Winters jedoch haben Tür und Fenster verschlossen zu bleiben, denn man heizt nicht für den Wind."

Christian fand auch nicht mehr den Mut, dem alten Gruber von seinem Werben auf dem Selhöfli zu erzählen. Freilich, er wollte ja selbst auch das Trauerjahr abwarten und dann erst das Anni heimführen als seine liebe Frau.

Mit der Nachtruhe war es vorbei. In seiner alten Kammer oben verbrachte er böse Stunden. Mit aller Seligkeit hatte es nun fürs erste ein jähes Ende.

Am Morgen schien er ganz alt. Die Arme hingen ihm bleischwer, und in den Knieen fühlte er eine nie gekannte Schwäche. Gebückt ging er neben dem alten Gruber einher, und schier endlos kam ihm der Weg talwärts vor. Als sie an der Kreuzung angelangt waren, da sah er schon das Ringelwölkchen aus der Mulde hochsteigen, gleich einem lustigen Morgenlied.

„Helft mir, Vater Gruber", stöhnte er schwer.

„Wenn das so leicht wäre," meinte der alte Gruber kopfschüttelnd. „Ihr seid ein Geschlecht, dem auf einfachem Wege nicht mehr zu helfen ist. Wo erst Weiber regieren, da ist der Mann am Eingehen. Groß gewachsen seid ihr und auch stark. Aber das ist nur noch ein letzter Aufschuß. So das Mark, das aus der Wurzel kommt, scheint mir nicht mehr in euch zu sein."

Das war alles nicht tröstlich zu hören. Christian senkte den Kopf noch tiefer. Dem alten Gruber glaubte er aufs Wort. Der verstand das Prophezeien wie Keiner. Was der vorher sagte vom Wetter und vom Wachstum, traf immer ein.

„Und was macht auch das Linni?" frug der Gruber nach einer langen Pause. Dieses stumme Einhergehen neben dem trübseligen Christian machte den Weg in dem Halbdunkel des Wintermorgens nicht fröhlicher.

„Das Linni weint gar viel dem Vater nach."

„Nun, dann werde ich sehen das Linni etwas auf den Breitenast zu bekommen."

„Nein, Vater Gruber, das dürft Ihr mir nicht antun. Die Linni müßt Ihr mir auf dem Hof lassen. Wie soll ich es sonst wohl in dieser Herzenseinöde aushalten?"

Der alte Gruber schüttelte viel den Kopf. „Alles verkehrt." Der Christian machte mit eins große Schritte, als wollte er der eigenen Schwere davonlaufen. Der alte Gruber folgte gleichmäßig und hielt

Selbstgespräche. „Das ist so mit der Weiberwirtschaft," brummte er; „sie hat dem Fritz von der Tannen das Selbstgefühl beschädigt, sie wird es auch dem Christian zerstören. Hier geht ein Geschlecht an den Weibern zugrunde. Die „Tannens" gehörten auch längst nicht mehr unter Bauern. Da steckt schon eine ganze Weile das Verquerte drin, das sich nicht mehr mit dem Acker, mit dem Vieh und mit der Bibel begnügen kann. Darum werden sie für das Selbstgefühl untauglich und schwach im Willen. Es waren just fünfundzwanzig Jahre, da hatte der Fritz oben bei ihnen auf dem Breitenast die Bertha von Selhof getroffen. Eine richtige Liebe war es geworden zwischen den Beiden, eine Liebe mit heißen Schwüren von ewiger Treue und lieber mit einander in den Tod gehen wollen, als von einander lassen können. Ja dann hatte der Fritz auf Geheiß seiner Mutter sich mit der Veronika von der Tannen versprochen und die Bertha hatte aus Gram und Unbedacht und Trotz den ersten Knecht in ihre Kammer eingelassen. Und später, wie ich ihn ganz verelendigt in der Stadt angetroffen hatte, da konnte ich mit meiner Meinung auch nicht zurückhalten. Mach dich hinter die Bücher, sagte ich ihm, scher dich nicht um den aufgedrungenen Hof. Den besorgt die Veronika ganz alleine mit ihrer Habgier. In den Büchern findet sich sicher das Tröstliche für dich. Damals kaufte er sich zusammen, was er später seinen „Schatz" nannte.

Richtig hatte ich ihm geraten. Noch vor Jahresfrist hatte es den kleinen Christian gegeben. Nun dachte ich in meinem Sinn, er würde jetzt der Frau Veronika auch das Parieren beibringen und dem Sohne zu Liebe Freude haben an dem Gedeihen der Wirtschaft. Nichts von alledem. Die Veronika hatte die Kinder u n d den Hof." Wie immer, wenn er ausgiebig mit sich selbst geredet hatte, ohne daß ihn einer mit einer gegenteiligen Meinung unterbrach, ward es dem alten Gruber klar, daß er jetzt nichts ausrichten würde auf dem Tannenhof und daß seine Reise keine Früchte bringen konnte für den Christian.

Trotzdem der Zug in Sicht war, blieb der Gruber immer noch auf dem Weg und schwätzte mit einem Dörfler. Christian wartete schon vor dem Geleise. So im allerletzten Moment trat er an den Zug heran und erklärte dem Christian, daß er es unterwegs reiflich überlegt habe und doch lieber jetzt nicht mitführe. „Wenn es dann durchaus nicht mehr ginge, nun dann magst du schreiben", rief er noch dem in Eile einsteigenden Christian nach.

Der drückte sich in eine Ecke. Da fuhr er also hin ohne jegliche

Wehr. Der Kopf sank ihm vornüber. In richtigen Knabentränen floß es ihm die Wangen herab.

Dem alten Gruber war es auch recht unbehaglich zu Mute. Er war doch nicht ganz sicher, ob es nicht etwas wie Angst gewesen war vor den kalten Augen der Frau Veronika, welche ihn abgeschreckt hatte, sich der Sache des Christian anzunehmen.

Er konnte es der Veronika nicht übel anrechnen, daß sie den Besitz hoch hielt, denn was sollte aus solchem stolzen Anwesen werden, wenn da ein jedes den verliebten Launen nachspringen wollte. Der Christian war noch zu jung. Ein wenig Überlegung mußte da noch hinein. Der alte Gruber suchte nach vielen Vernunftgründen für das, was sein Gefühl für den Christian nicht recht heißen konnte in ihm. Ja der Christian. Es würde eine Zeit lang gehen, bis er sich auf sich selbst besinnen lernte. Sonst wäre er doch nicht tauglich für das Leben. Und mit dem Anni, das Heimliche, das dürfte schon gar nicht sein. Dazu war ihm sein Patenkind denn doch zu gut. Er machte, bei der Kreuzung angelangt, auch den Umweg und klopfte im Selhöfli an die Türe.

Das Anni öffnete herzensfreudig. Sie hatte den Christian erwartet. Nun stand der Pate vor der Türe. Da blieb ihr der Gruß auf den Lippen und die Augen sahen fremd und traurig auf den Alten.

„Der Christian ist auch wieder heim", sagte der Gruber und hing geräuschvoll den Mantel und die Mütze an den Türpfosten.

Des Anneli Augen verdunkelten sich vor den aufsteigenden Tränen.

„Er hat sich auf deinetwegen ausgesprochen mit uns", redete er fort, um so am schnellsten mit des Anni Traurigkeit fertig zu werden. „Er wird schreiben, wenn es erst in Ordnung sein wird mit seinen Ansprüchen. Denn wie das jetzt besteht, dürftest du mir nicht auf den Hof. Das konnte uns nicht passen, du als die Magd von der Frau Veronika."

Das Anni richtete sich auf. Den kleinen Kopf warf sie nach hinten und die Augen sprühten den Paten aus den Tränen heraus, zornerfüllt an.

Dem alten Gruber war das so lieber, als das weichherzige Geflenne, das schlecht in ihre Art paßte. Er zündete sich gemächlich die Pfeife am Herdfeuer an, um so das Donnerwetter, zu dem sie sich anschickte, über sich ergehen zu lassen. Prächtig war sie anzusehen und die Worte sprangen ihr los wie die Funken vom Kleinholz.

„Gerade immer, wenn es dem Menschen am schwersten oder am seligsten ist, mischen sich die andern hinein. Und gerade dann, wenn

man sie recht weit wegwünscht, kommen sie ungebeten, ihre Tröstungen in des Gemütes Tiefstes zu rühren. Ihr, Pate, hättet Euch dies traurige Geschäft sparen können. Man war ja noch gar nicht zu sich gekommen, so jung war das alles in der Seele." Anni kam nicht weiter. Am ganzen Körper zitterte sie, wie im starken Fieber.

Der Gruber wurde kleinlaut. Er kratzte sich öfter hinter die Ohren, aber besonders Gescheites wollte ihm da vor des Anni Stürmen nicht einfallen. Schließlich war ihm auch die Pfeife ausgegangen.

„Ach was," begann er endlich und zündete sich die Pfeife von neuem an, „der Christian ist ein Mutloser, genau wie sein Vater seliger. Der liebte auch erst —" Der Gruber paffte schnell hintereinander weg. Wahrhaftig, da wäre er bald nicht besser gewesen als ein schwatzhaftes Frauenzimmer bei der dritten Tasse Kaffee. „Ja also, des Christians Vater hatte eben auch eine andere geliebt und dennoch die Veronika vom Tannenhof genommen, weil das in den Familienbesitz paßte."

Anni schüttelte den Kopf. „Das glaubt Ihr selbst nicht von dem Christian." Sie weinte nun ergeben vor sich hin.

„Sieh Anni, solche Zeiten muß eine jede tüchtige Liebe durchmachen. Es sind auch nicht die schlechtesten, weiß man nur erst, wie es nachher wird. Mein Muetti ist sicher eine der Besten, aber so stark hat es uns doch nie wieder im Gefühl gehabt, als da wir umeinander bangten in der Fremde. Soweit ich den Christian kenne, kannst du ihm wohl vertrauen. Aber vergiß nicht, daß die Frau Veronika eine Harte ist, wie der Berg, auf dem der Hof steht. Der bröckelte in Jahrhunderten nicht ab. So und nun betröste dich. Koche einen guten Kaffee, denn es ist mir recht danach zu Mute nach dem Spaziergang in der Winterfrühe."

Anneli bewegte sich mühselig um den Herd. Sie kehrte gedankenschwer zu dem Traum der Nacht zurück. Der hatte ihr gezeigt, daß des Herzens Seligkeit flüchtig ist und alle Wirklichkeit von unsicherm Bestand.

Fortsetzung folgt.

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Dr. E. Mühling.

Die Reichstagswahlen — Österreich und Italien. — Das neue französische Ministerium.

Über das, was die Herzen der Deutschen zur Stunde am meisten bewegt, über das Ergebnis und die Wirkung der Reichstagswahlen, wird im nächsten Hefte dieser Zeitschrift ein besonderer Aufsatz berichten. In dem Augenblick, in dem diese Zeilen geschrieben werden, sind noch nicht alle Stichwahlresultate bekannt. Aber man sieht schon, daß die Stichwahlparole der fortschrittlichen Volkspartei, die den Kampf gegen die klerikal-konservative Mehrheit proklamierte, in vielen Wahlkreisen von den Wählern nicht befolgt worden ist. Es ist darum sehr wahrscheinlich, daß die bisherige Mehrheit zwar geschwächt, aber nicht beseitigt wird. Unter allen Umständen wird aber die Mehrheit der linksstehenden Parteien, des Blocks von Bebel bis Bassermann, wenn sie doch noch zu Stande kommen sollte, nur so geringfügig sein, daß sie durch den Anschluß einiger Abgeordneten vom rechten Flügel der nationalliberalen Partei an die Gruppen der Rechten in eine Minderheit verwandelt werden kann. Dann würde unter Umständen der blinde Zufall über wichtige Gesetzentwürfe entscheiden. Für die nationalen Forderungen, das läßt sich mit Bestimmtheit schon heute voraussagen, wird die Regierung in diesem Reichstag eine große und sichere Mehrheit finden. Für die Deckung dieser Forderungen durch eine Steuer, die nur die starken Schultern belastet, wird ebenfalls eine Mehrheit zusammengebracht werden können. Die Annahme einer etwa von der Regierung vorzulegenden Erbschaftssteuer scheint gesichert, da für sie auch die kleine Gruppe der Reichspartei stimmen wird. Dagegen wird die Lösung der anderen großen Aufgabe, die der deutschen Volksvertretung harrt, die Erneuerung der Handelsverträge, wohl große Schwierigkeiten bereiten. Mehr läßt sich in diesem Augenblick, in dem das Ergebnis von vierunddreißig Stichwahlen noch unbekannt ist, nicht sagen.

Nur über die Wahlparolen, die eine so tiefe Erbitterung zwischen den bürgerlichen Parteien erzeugt haben, noch einige Worte. Die Regierung hat in ihren offiziösen Kundgebungen die Unterstützung der Sozialdemokratie als eine Art von Vaterlandsverrat gebrandmarkt. Der Vorstand der fortschrittlichen Volkspartei hat sich durch diese Kritik seiner Absichten nicht beeinflussen lassen, sondern den Wählern empfohlen, bei den Stichwahlen unter allen Umständen gegen die Kandidaten der Rechten zu stimmen.

Die Konservativen haben infolge dessen erklärt, daß sie wenigstens indirekt die Sozialdemokratie, wo sie gegen die fortschrittliche Volkspartei kämpft, durch Stimmenthaltung unterstützen würden, und haben sich darüber entrüstet, daß dieser Beschluß weder von der Regierung noch von einem Teile ihrer eigenen Parteigenossen gebilligt worden ist. Dazu haben sie nicht den geringsten Grund. Ihr Verhalten ist in der Tat schwer zu verstehen. Denn wenn auf irgendeinen Fall, so ist auf diesen der Spruch anwendbar: „Si duo faciunt idem, non est idem". Der Liberale, der einem Sozialisten seine Stimme gibt, wählt einen Abgeordneten, von dem er erwarten darf, daß er für eine ganze Reihe seiner Forderungen eintreten wird. Ja es gibt für ihn gar kein anderes Mittel, um die Erfüllung dieser Forderungen, die ihm für das Gedeihen seines Vaterlandes unerläßlich erscheint, durchzusetzen. Er tut das, ohne dadurch die Lösung anderer, nicht minder wichtiger Aufgaben seines Programms zu beeinträchtigen, weil er sich für diese mit anderen Parteien zu einer Mehrheit verbinden kann. Er treibt also lediglich Realpolitik. Der Konservative aber, der für einen Sozialisten stimmt oder indirekt seine Wahl unterstützt, verhilft einem Abgeordneten zum Siege, mit dem ihn kein gemeinsames Interesse verbindet, der für keine einzige seiner Forderungen ein-, tritt, und tut dies zum Schaden eines Gegners, der gerade in den Fragen, die er unermüdlich für die wichtigsten erklärt, an seiner Seite steht. Er treibt also keine Realpolitik, sondern eine der Verärgerung und dem Haß entquellende Gefühlspolitik und gleicht dem trotzigen und nicht sehr intelligenten Knaben, der den denkwürdigen Ausspruch tat: „Es geschieht meinem Vater ganz recht, daß mir die Finger erfrieren, warum kauft er mir keine Handschuhe?"

Und nun zu einer aktuellen Frage der äußeren Politik.

Die von allen seinen Feinden so niedrig eingeschätzte Widerstandskraft des Dreibundes wird augenblicklich durch eine Bewegung auf eine harte Probe gestellt, die den Streit der Parteien in der österreichischen Monarchie um einen neuen Gegenstand bereichert. Der österreichische Abgeordnete Steinwender hat im vorigen Hefte von „Nord und Süd" diesem Gegenstand eine orientierende Darlegung gewidmet. Er setzte in diesem Aufsatz auseinander, wie mächtige und einflußreiche Parteien und Persönlichkeiten von tiefem Mißtrauen gegen den südlichen Nachbarn des österreichischen Kaiserstaates erfüllt sind, gab aber gleichzeitig der Hoffnung Ausdruck, daß es gelingen werde, dieses Mißtrauen auszurotten, weil es seinen Grund in Mißverständnissen habe. Diese Mißverständnisse sind denen sehr ähnlich, die das Verhältnis Deutschlands zu England in den letzten Jahren so unheilvoll beeinflußt haben, daß die Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen diesen beiden Mächten den Charakter einer Sisyphusarbeit angenommen hat. Diese Mißverständnisse müssen aufgeklärt werden, wenn das Bestehen des Dreibundes, der noch immer eine mächtige Friedensgarantie für

das erregte Europa ist, nicht ernstlich gefährdet werden soll. Denn die Partei, die unter ihrem Einfluß steht, erbittert das Volk gegen den Verbündeten und will den Leiter der äußeren Politik des Kaiserstaates beseitigen, weil er sich von diesem Mißtrauen nicht anstecken läßt. Ihre Agitation hat natürlich auch in Italien ein Echo gefunden. Man verkennt jenseits der Alpen ihre Beweggründe in derselben Weise, wie man in Österreich die Motive gewisser Maßnahmen verkennt, die von der italienischen Regierung ergriffen worden sind. Das Arsenal, aus dem die österreichischen Klerikalen — denn sie sind die treibenden Kräfte dieser Bewegung — ihre Waffen beziehen, ist Danzers Armeezeitung. Diese Zeitschrift, die Beziehungen zum österreichischen Kriegsministerium unterhalten soll, und an der viele aktive und inaktive Offiziere mitarbeiten, hat es sich zur Aufgabe gemacht, die militärischen Maßnahmen Italiens kritisch zu beleuchten, und aus ihnen Schlüsse auf die Absichten zu ziehen, die der südliche Nachbar gegen Österreich im Schilde führt. Sie ist auch die wichtigste Quelle für den die äußere österreichische Politik behandelnden Teil eines Buches, das vor einigen Tagen vom „Allgemeinen Verein für Deutsche Literatur" herausgegeben worden ist und zum Verfasser den aus einer alten Offiziersfamilie stammenden Herrn von Sosnosky hat.*) In seinem ersten Teil behandelt es die äußere, in seinem zweiten die innere Politik im Reiche der Habsburger. So anerkennenswert die Objektivität und die Klarheit ist, mit der die verworrenen Zustände in Österreich-Ungarn geschildert werden, so richtig die Entwicklung des unzerstörbar erscheinenden Freundschaftbundes mit Deutschland dargestellt wird, so schwere Bedenken sind gegen die Schilderung der italienisch-österreichischen Beziehungen, wie sie sich unter der Herrschaft des Dreibundes gestaltet haben sollen, zu erheben. Es ist hier nicht der Ort, um auf die Einzelheiten dieser Schilderung näher einzugehen. Nur an eine Stelle dieses Buches will ich die kritische Sonde legen, weil sie sich mit der Frage beschäftigt, die mir die Quelle aller der Mißverständnisse zu sein scheint, von denen die antiitalienische Bewegung in Österreich beeinflußt wird.

Als die eigentliche Ursache der gegen Italien gerichteten Bewegung, die ich oben gekennzeichnet habe, wird nämlich von den klerikalen Agitatoren die Konzentration großer Truppenmassen in den italienischen Grenzprovinzen und die Vernachlässigung des Grenzschutzes von seiten der österreichischen Landesverteidigung bezeichnet. Sie glauben aus diesen Truppenzusammenziehungen schließen zu dürfen, daß Italien beabsichtige, über Österreich herzufallen, um ihm Triest und das Trentino zu rauben. Diese Argumentation eignet sich auch Herr von Sosnosky an. Er weist an der Hand von Tabellen, die der genannten Militärzeitung entnommen sind, nach, daß zwar die

*) Die Politik im Habsburger Reich von Theodor von Sosnosky. Berlin (Hermann Pätel-Verlag).

Infanterie und die Festungsartillerie in den österreichischen Grenzprovinzen durch Dislokationen, die in den letzten Jahren verfügt worden sind, den entsprechenden Truppen der italienischen Grenzprovinzen jetzt gewachsen, ja überlegen seien, daß aber Italien sechsmal so viel Reiter und viermal soviel Feldartillerie in seinen Grenzgebieten zusammengezogen habe, wie Österreich-Ungarn. Auf diese Tatsache gestützt, die nicht bestritten werden soll, sagt er dann wörtlich: „In diesem starken Überwiegen der Kavallerie und Feldartillerie auf italienischer, der Festungsartillerie auf österreichischer Seite zeigt sich der offensive Charakter der italienischen, der defensive der österreichischen Dislokationsbestimmungen." Es gehört keine große Phantasie dazu, die Irrigkeit dieser mit so selbstsicherer Bestimmtheit gezogenen Schlußfolgerung nachzuweisen. Man braucht nur einen Blick auf die Landkarte zu werfen. Dann wird man finden, daß die österreichischen Grenzgebiete, nämlich Kärnten, Krain und Tirol Gebirgsländer, die italienischen aber, nämlich die Lombardei und Venetien, Ebenen sind. Wenn man diese Tatsache berücksichtigt, so wird man leicht einsehen, daß für die Verschiedenheit der militärischen Dislokationen der beiden Nachbarstaaten nicht politische, sondern ganz allein geographische Gründe maßgebend waren. Denn jeder Staat legt doch seine Truppen in diejenigen Provinzen seines Landes, die ihm die günstigsten Übungsmöglichkeiten gewährleisten. Für die Feldartillerie und Kavallerie sind das aber naturgemäß die großen Ebenen. Darum stehen in den Garnisonen der Lombardei und Venetiens, den größten Ebenen der italienischen Halbinsel, 55 Schwadronen und 48 Feldbatterien, während in Tirol, Kärnten und Krain nur neun Schwadronen und 12 Feldbatterien garnisonieren. Man sollte meinen, daß nur einem von Vorurteilen ganz verblendeten Blick sich diese natürlichen Zusammenhänge verhüllen können.

Wenn diese Zeilen dazu beitragen, eines von den oben bedauerten Mißverständnissen aufzuklären, so werden sie nicht vergebens geschrieben sein.

In Frankreich ist das Ministerium Caillaux noch vor der Vollendung seines einzigen Werkes gestürzt worden. Der französische Stolz forderte ein Opfer für die Abtretung seines afrikanischen Nationaleigentums. Daß der Zorn des empörten Volkes, dessen Werkzeug diesmal der Senat war, sich gerade gegen den Mann richtete, der unter allen Mitgliedern des Ministeriums dem Zustandekommen des Marokkoabkommens die meisten Schwierigkeiten bereitete, gegen den unglücklichen Leiter der äußeren Politik, das ist der Humor von der Sache. Nun ist ein Ministerium ans Ruder gekommen, das aus den erleuchtetsten Köpfen der republikanischen Parteien besteht. Es scheint die Absicht zu haben, dem Ziele, das den Protagonisten der Marokkoverhandlungen, den Herren Cambon und Kiderlen-Wächter, immer vorschwebte, nämlich der freundlicheren Gestaltung der Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich, mit Aufrichtigkeit und gutem Willen entgegenzustreben. Aber es gilt vielleicht von diesem

„großen Ministerium" die paradoxe Befürchtung, daß seine Autorität zu groß ist, als daß man ihm ein langes Leben weissagen könnte.

Vor eine schwierige Aufgabe wird dieses Ministerium kurz nach seinem Amtsantritt durch die Beschlagnahme französischer Schiffe von seiten der italienischen Regierung gestellt. Sie hat in Frankreich eine Erregung hervorgerufen, die einen dunklen Schatten auf die Beziehungen zwischen den beiden romanischen Ländern wirft. Die ruhige, aber ernste und bestimmte Sprache des Herrn Poincaré und die sich bis zu Drohungen versteigenden Zornausbrüche französischer Volksvertreter in der Kammerverhandlung vom 22. Januar beweisen wieder einmal, durch wie geringfügige Ursachen das freundlichste internationale Verhältnis getrübt werden kann. Wenn es auch höchst wahrscheinlich ist, daß es den Regierungen Italiens und Frankreichs gelingt, die zwischen ihnen schwebenden Verhandlungen zu einem versöhnlichen Abschluß zu führen, so wird dieser Zwischenfall vielleicht doch den Gegnern einer dreibundfreundlichen Politik in Italien zum Bewußtsein bringen, wie wertvoll ihrem Vaterlande unter Umständen die Bundesgenossenschaft Deutschlands werden kann.

Sozialpolitische Rundschau.

Von Senatspräsidenten Dr. Flügge.

Die letzte Nummer des Reichs-Gesetzblattes aus dem Jahre 1911 hat mit dem Datum vom 20. Dezember 1911 das Hausarbeitsgesetz und das Versicherungsgesetz für Angestellte veröffentlicht. Durch diese beiden Gesetze sind nicht nur oft wiederholte, alte Wünsche der Heimarbeiter und der Privatangestellten erfüllt worden, sondern beide Gesetze bedeuten auch einen gewissen Abschnitt in den sozialpolitischen Maßnahmen der Gesetzgebung überhaupt. Fast genau dreißig Jahre sind vergangen, seitdem die verbündeten Regierungen mit dem Entwurfe eines Krankenversicherungsgesetzes von 1882 zum ersten Male den Weg einer besonderen Gesetzgebung zu Gunsten der arbeitenden Klassen eingeschlagen haben, ein Menschenalter etwa, und in diesem Menschenalter hat es nicht viele Jahre gegeben, die nicht einen Fortschritt auf dem Gebiete der sozialen Gesetzgebung, entweder der der Arbeiterversicherung oder der des Arbeiterschutzes, gebracht hätten. Eine Fülle von Segen hat diese Gesetzgebung über die arbeitenden Klassen unseres Volkes ausgeströmt. Die Kinderarbeit ist weit zurückgedrängt, die Arbeit der Jugendlichen und der Frauen beschränkt und dadurch von dem Familienleben schwere Gefahren mehr als früher abgewendet. In gesundheitsgefährlichen Betrieben sind mannigfache Verbesserungen eingeführt, die Sonntagsruhe und damit der den Arbeitern aller Art notwendige Ruhetag in weitem Umfange gewährleistet. Den schwächsten der Schwachen, den Heimarbeitern, ist ein gut Stück vorwärts geholfen. Im Jahre 1909 genossen etwa $5^1/_2$ Millionen Menschen die Wohltaten der Krankenversicherung (eine Zahl, bei der die mehrfach erkrankten

Personen mehrfach gezählt sind), je etwas über eine Million Personen bezog Unfall- oder Invaliden- und Altersrente, und es wurden für alle diese Leistungen 693 Millionen Mark aufgewandt, wozu noch Verwaltungskosten im Betrage von rund 68 Millionen kommen. Und diese gigantischen Zahlen haben nicht nur in den Jahren 1910 und 1911 durch das natürliche Wachstum unserer Wirtschaft eine Erhöhung erfahren, sondern sie werden in den künftigen Jahren auch abgesehn von diesem natürlichen Wachstum noch gesteigert werden durch die Einführung der Hinterbliebenenversicherung für die Arbeiterschaft und die ihr gleichgestellten Klassen und durch die Einführung der Versicherung der Angestellten.

Möglich, daß noch nicht alles erreicht ist, was man zu erreichen wünschen möchte — was erreicht ist, darf uns mit hoher Freude erfüllen. Es ist sicher der weitaus größere Teil des überhaupt erreichbaren, und gewißlich hätten die Männer, die unser Volk vor dreißig Jahren bei den ersten, tastenden Schritten geführt haben, nicht einmal in ihren Träumen zu hoffen gewagt, daß in einem Menschenalter solche Erfolge in der sozialen Fürsorge erzielt werden würden.

Aber zivilisatorische Fortschritte bleiben in unseren Tagen nicht mehr das Vorrecht des Volkes, das sie bei sich einführt, sie werden Gemeingut aller zivilisierten Staaten, und auf keinem anderen Gebiete dürfen grade wir Deutschen den Wettbewerb anderer Nationen freudiger begrüßen als auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge. Nicht nur, weil es schließlich doch diejenigen Ideale sind, die zuerst wir gehabt und zuerst wir verwirklicht haben, sondern auch deshalb, weil jeder Fortschritt, den andere Staaten auf diesem Gebiete im Wetteifer mit uns zu tun sich bemühen, am letzten Ende uns selbst zu gute kommt. Denn, was wir an sozialen Leistungen aufbringen, ist eine Belastung für unsere Wirtschaft — eine Belastung, die unser Unternehmertum zwar in seiner ganz überwiegenden Mehrheit willig und zum Teile freudig auf sich genommen hat, die unsere Wirtschaft auch nach Meinung der besten Sachkenner wie z. B. Herkners zu tragen im Stande ist, eine Belastung aber, die bei der scharfen Konkurrenz mit dem Auslande unsere Exportindustrie und vielleicht auch andere Teile unserer Wirtschaft als eine Erhöhung der Produktionskosten und also als Absatzerschwerung empfindet. Wenn aber andere Staaten eine der unseren gleiche oder ihr ähnliche, soziale Fürsorge auf sich nehmen, so belasten sie durch die dafür erforderlichen Leistungen die Wirtschaft ihrer Länder in ähnlicher Weise, wie die unsere belastet ist, die Ausgaben für die soziale Fürsorge erhöhen dort wie bei uns die Produktionskosten, und insoweit wird nun der wirtschaftliche Wettbewerb hüben wie drüben unter gleichen Bedingungen geführt.

Darum begrüßen wir es mit Freuden, daß grade zu dieser Jahreswende, die einen Abschnitt und einen Fortschritt unserer sozialen Fürsorge bedeutet, die Kunde kommt, daß andere Länder ähnliche Einrichtungen treffen wollen, wie wir

sie haben. Aus Südamerika wird berichtet, daß die Staaten Venezuela und Peru Arbeiterversicherungsgesetze bereits erlassen, Chile und Uruguay solche Gesetze ihren Parlamenten vorgelegt haben. In Brasilien und Chile beraten zur Zeit die Parlamente Arbeiterwohn-Gesetze. Cuba und Argentinien haben Gesetze zum Schutz der Frauen- und Kinderarbeit erlassen, der letztgenannte Staat auch ein weitgehendes Sonntagsruhe-Gesetz. Wichtiger als Südamerika ist aber für uns Nordamerika, und aus Nordamerika erfährt man, daß das deutsche System des Zwanges in der Arbeiterversicherung, das bisher von sehr einflußreichen Kreisen und besonders von den Privatversicherungsgesellschaften erfolgreich bekämpft wurde, für die Unfallversicherung des Staates Massachusetts vorgeschlagen werden wird. Die Hauptsache für uns ist es aber, daß die mit uns konkurrierenden, europäischen Industrieländer ihre soziale Fürsorge ausgestalten, und auch in diesem Stücke ist erfreuliches zu berichten.

In Großbritannien hat am 15. Dezember 1911 das Unterhaus in einer Schlußbestimmung nach vorheriger Annahme durch das Oberhaus die National Insurance Act angenommen, und am Tage darauf der König diesem Gesetze seine Zustimmung erteilt. Damit ist in dem vereinigten Königreiche die Kranken- und die Invalidenversicherung sowie in einem beschränkten Umfange eine Arbeitslosenversicherung eingeführt. Das deutsche Prinzip des Zwanges ist auch diesem Gesetze zu Grunde gelegt, im übrigen aber weicht es bezüglich der Kranken- und Invalidenversicherung sehr erheblich von dem deutschen System ab. Nur zwei dieser Abweichungen sollen hier hervorgehoben werden. Das englische Gesetz kennt nur einen einheitlichen Beitrag für die Kranken- und Invalidenversicherung, wöchentlich je für Männer 9 d und für Frauen 8 d. Dieser Beitrag wird getragen von den Versicherten, den Arbeitgebern und dem Staat, und zwar in fünf verschiedenen Klassen in ganz verschiedener Weise: bei hohen Löhnen haben die Arbeiter einen höheren Anteil des Beitrages zu zahlen als bei niedrigeren Löhnen, und in der untersten Klasse mit weniger als $1^1/_2$ sh. Tagelohn fällt der Anteil des Arbeiters ganz weg. Dagegen haben die Arbeitgeber einen um so höheren, von 3 bis 6 d steigenden Anteil am Beitrage zu leisten, je niedrigeren Lohn sie zahlen, und schließlich steuert der Staat bei Männern und Frauen in der Regel gleichmäßig 2 d bei, ein Betrag, der jedoch bei den beiden untersten Klassen sich auf 3 d erhöht. Diese Idee, die Leistung des Arbeitgebers zu steigern, wenn er niedrige Löhne zahlt, ist, so viel ich weiß, in der Arbeiterversicherung vollkommen neu: praktisch wird sie schwerlich die Wirkung einer Lohnsteigerung haben, aber theoretisch enthält sie sicher eine Verurteilung derjenigen Arbeitgeber, die weniger als die in der Geschichte der englischen Arbeiterbewegung so berühmt gewordenen fair wages zahlen. Jedenfalls aber beweist sie, welcher Rücksichtslosigkeit in England heute die Staatsgewalt gegenüber überlieferten Anschauungen

fähig ist, und verdient deshalb Beachtung auch außerhalb des Kreises der Sozialpolitiker. Möglich ist der einheitliche Beitrag nur, weil, im Gegensatz zu dem deutschen System, auch die Geldleistungen einheitlich sind: in Krankheitsfällen für 26 Wochen wöchentlich 10 sh. für Männer, 7½ sh. für Frauen, nach Ablauf dieser 26 Wochen für Männer wie Frauen wöchentlich 5 sh. für die Dauer der Invalidität. Das Krankengeld wird erst nach 6 Monaten, die Invalidenrente schon nach 2 Jahren von dem Zeitpunkte ab gezahlt, in dem die Versicherung begonnen hat. Und sodann die Organisation. Sie schließt sich im wesentlichen an die freien Hilfskassen (die friendly societies), die Gewerkvereine (trade unions) und an solche andere Arbeitergenossenschaften an, welche bestimmte, im Gesetz eingehend normierte Voraussetzungen erfüllen. In welcher Weise im einzelnen diese die Geschäfte zu führen haben, wie nötigenfalls für sie Ersatz durch andere Organe geschafft wird, das kann hier nicht erörtert werden. So viel darf aber noch gesagt werden: dem Auge des deutschen Beschauers macht diese Organisation nicht grade den Eindruck, als ob ihre sicherlich vorhandene Elastizität auch die erforderliche Festigkeit hätte, für uns wäre sie unbrauchbar, auch wenn wir friendly societies und trade unions hätten und nicht sogen. „Freie" Gewerkschaften. Trotzdem — England ist ein so unerforschtes Land, seine Volkspsyche so kompliziert, daß ich es nicht wagen darf zu sagen, an ihrer Organisation werde diese Versicherung scheitern.

Die Arbeitslosenversicherung ist vorläufig nur für einzelne Gewerbe eingeführt, deren Arbeiter etwa 2—3 Millionen zählen. Die Beitragsleistung ist auch hier auf Arbeiter, Unternehmer und Staat verteilt, aber nach der Dauer der Beschäftigung in der Woche gestaffelt. Für 5 Wochen Beitrag wird eine Woche Unterstützung in Höhe von 7 sh. gewährt, jedoch nicht länger als 15 Wochen in einem Jahre. Bei der Organisation wird die Mitwirkung der staatlichen Arbeitsnachweise (labour exchanges) in Anspruch genommen. Großbritannien ist der erste Staat, der es gewagt hat, eine Arbeitslosenversicherung zu schaffen; was bisher an Arbeitslosenversicherung vorhanden war, whr von einzelnen Städten oder schweizerischen Stadtstaaten für ein territorial eng begrenztes Gebiet geschaffen, und oft war es weniger Versicherung als vielmehr besonders organisierte Unterstützung von Arbeitslosen. Mit größtem Interesse werden wir beobachten, wie sich der britische Versuch bewähren wird.

Aber nicht nur Großbritannien, auch unsere Nachbarn im Westen und Osten haben das alte Jahr mit wichtigen sozialen Taten beschlossen In Frankreich hat die Regierung den Kammern einen Gesetzentwurf vorgelegt, der den Lohn für weibliche Hausarbeiter regeln soll — ein Versuch, den man in Deutschland bei dem Hausarbeitsgesetze bekanntlich geglaubt hat, nicht machen zu sollen. Und in Rußland ist für neuzuerbauende Wohnungen ein Gesetzentwurf ausgearbeitet, der so weitgehende Bestimmungen enthält, wie sicher keine gesetzliche oberbehördliche

Anordnung in Deutschland. Freilich — bis zur Annahme und gar bis zur Durchführung dieses Gesetzes wird es wohl noch gute Weile haben.

Aber auch dieser russische Entwurf wie alle die anderen ausländischen Gesetze und Gesetzesvorlagen beweist, welche Kraft in aller Welt der soziale Fortschritt gewonnen hat: will Deutschland an der Spitze bleiben, so wird es vorangehn müssen, vielleicht in langsamerem Tempo als die anderen, noch hinter ihm befindlichen Staaten, aber völliger Stillstand würde auch hier bald zum Rückschritt werden.

Koloniale Rundschau.

Von Otto Jöhlinger.

Finanzbürokraten

Eine der Hauptaufgaben Bernhard Dernburgs, des kaufmännischen Kolonialministers, war es, einen festen Stamm brauchbarer Kolonialbeamten zu schaffen, an denen vorher ein fühlbarer Mangel bestanden hatte. Die Kolonialabteilung des auswärtigen Amtes — wie das Reichskolonialamt bis zum Jahre 1907 hieß — war nämlich bis zum Eintritte Dernburgs eine Behörde zweiten Ranges. Sie war dem Auswärtigen Amt unterstellt, und sie bildete zu der vorgesetzten Behörde das, was man beim Militär den Train oder die zweite Garnitur nennt. Beamte, die im Auswärtigen Amte keine Karriere machen konnten, wurden früher zur Unterabteilung, zur Kolonialverwaltung abgeschoben. Es war das ein totes Geleise, wo selbst der gefährlichste Nebenbuhler schadlos wurde. Kein Wunder, daß es in Kreisen unserer Geheimräte keineswegs als ehrenvoll galt, in die Verwaltung der Kolonien „berufen" zu werden. Hierin ist nun seit 1907 eine gründliche Wandlung eingetreten, und wenn das Kolonialamt auch heute noch als „nachgeordnete Behörde" offiziell bezeichnet wird, so ist es doch dem einstigen Vorgesetzten, dem Auswärtigen Amt, — wenigstens in der Theorie — koordiniert. Dieser Übergang vom Train zur Garde war für das Kolonialamt keineswegs leicht, und wenn auch Dernburg bemüht war, mit eisernem Besen alle Mißstände früherer Zeiten aus dem Hause Wilhelmstraße 62 hinauszufegen, so konnte er doch nicht im Amte selbst so reine Bahn schaffen, wie es erforderlich gewesen wäre.

Die früheren Zustände hatten nämlich einzelne Charaktere in der Kolonialverwaltung großgezogen, die einer ersprießlichen kolonialen Arbeit im Wege standen. Kleinliche Eifersucht, Intrigen gegen Kollegen, Klatschsucht innerhalb der Amtsräume und eine bedenkliche Art der Preßinformation waren an der Tagesordnung. Ein Teil dieser Charaktere mußte zwar unter Dernburg seinen Dienst quittieren, es blieben aber immer noch einige wenige Geheimräte im Amte, die vor Dernburg zusammenknickten, um hinter seinem Rücken teils offen, teils in versteckter Form gegen ihn und das Amt zu arbeiten. Mancher Preßangriff, manche Information eines bekannten Parlamentariers und mancher Zeitungsartikel gegen Mitglieder des Kolonialamts

stammte aus der Feder eines Kolonialbeamten, der erst nach Dernburgs Ausscheiden den „erbetenen Abschied" erhielt. Dernburg konnte nicht den ganzen Geist der Bürokratie mit all ihren Schattenseiten aus den Räumen verbannen, so sehr er sich auch bemühte. Die Macht des Zopfes war stärker als er. Aber er hat es durchgesetzt, daß wenigstens gearbeitet wurde und daß jeder bestrebt war, positive Leistungen beizubringen. Die Ära Dernburg war eine Ära, in der Tat auf Tat folgte. Wie ganz anders ist es heute im Hause Wilhelmstraße 62! An Stelle des Hastens und Treibens jetzt feierliche Stille und Ruhe. Keine Entscheidung wird getroffen, die wichtigsten Fragen werden vertagt, vertagt und wieder vertagt, und aus dem Stadium der Erwägungen kommt seit Monaten kaum etwas heraus. Mit Recht beklagen alle Interessenten, die mit dem Kolonialamte zu tun haben, daß sie monatelang auf Antworten warten müssen, daß ihre Wünsche unbeachtet bleiben und daß der jetzige Kurs im Kolonialamte von den schwersten Folgen für unsere Kolonien sein muß. Und wo liegt nun der Kern dieses bedenklichen Übels?

Er ist in einer Unterabteilung des Kolonialamtes zu suchen, die in das ganze Räderwerk des amtlichen Apparates hemmend eingreift: der Finanzverwaltung. Diese Abteilung ist im Laufe des letzten Jahres eine Macht geworden, die alle Geheimräte des Kolonialamtes unter Druck hält, ein Amt im Kolonialamte selbst. Unter Dernburg spielte diese Abteilung nur eine geringe Rolle; der frühere Bankdirektor war Finanzmann genug, er hatte dieses Ressort nicht nötig. Anders bei Lindequist, dem Verwaltungsbeamten. Der war auf Finanzräte angewiesen. Unter seiner Leitung erstarkte die Finanzverwaltung immer mehr, ihr Einfluß wuchs und die Zahl der in ihr tätigen Räte stieg auf eine nie gekannte Höhe. Seit der Zeit des Interregnums, also seit dem Ausscheiden Lindequists beherrscht nun die Finanzverwaltung alle Entschließungen. Kommt ein Referent irgend eines Schutzgebietes mit einem neuen Projekt, sofort ist die Finanzverwaltung bei der Hand, um möglichst viel für den Fiskus herauszuschinden. Langsam, aber sicher wird — genau wie in Preußen — die Steuerschraube in unserem deutschen Übersee angezogen, werden wirtschaftliche Unternehmungen mit Abgaben belastet, die sie kaum tragen können. Andererseits verhindert der jetzt im Kolonialamte herrschende Fiskalismus, daß Steuern, die zu hoch sind, entsprechend den tatsächlichen Verhältnissen geregelt werden. So seufzen jetzt alle südwestafrikanischen Diamant-Gesellschaften über die Höhe der Diamantenausfuhrzölle, aber bis jetzt ist nichts geschehen, um einen Ausgleich zwischen wirtschaftlich berechtigten Forderungen und fiskalischen Wünschen zu schaffen.

An und für sich ist es ja kein Fehler, wenn eine Behörde sparsam wirtschaftet und bestrebt ist, einen möglichst guten Etat zu präsentieren. Dieses Bestreben ist bei der Kolonialverwaltung um so notwendiger, als, wie bekannt, unsere Kolonien immer noch mit einem Reichs-

zuschuß von jährlich mehr als zwanzig Millionen Mark arbeiten. Aber die Sparsamkeit kann auch zu weit getrieben werden, und dann dient sie dazu, die Henne zu schlachten, die die goldenen Eier legt. Die jetzige Art des Fiskus, möglichst hohe Einnahmen zu erzielen und die Aufwendungen eng zu begrenzen, hemmt die wirtschaftliche Entwicklung unserer gesamten Kolonien. Den Unternehmungen in unseren Schutzgebieten wird durch die zu hohen Belastungen ihre Entwicklungsmöglichkeit eingeengt und andererseits wird das heimische Kapital vor den Kopf gestoßen, das gerade jetzt in den Kolonien so notwendig gebraucht wird. Die Folgen zeigen sich schon jetzt: es ist in der Tat unmöglich für reelle und gute Kolonialunternehmungen Geld zu beschaffen, und es mußten deshalb bereits zahlreiche Projekte wieder aufgegeben werden.

Will der neue Staatssekretär im Kolonialamte, Dr. Solf, tatsächlich etwas erreichen, dann muß er den schon bedenklichen Einfluß finanzieller Gesichtspunkte auf ein richtiges Maß eindämmen. Es dürfen nicht lediglich finanzielle Erwägungen die Entscheidung beherrschen, vielmehr müssen auch kaufmännische und wirtschaftliche Grundsätze beachtet werden. Als Steuerquelle, aus der nur geschöpft zu werden braucht, sind unsere Schutzgebiete noch zu jung. Zu ihrer Entwicklung ist eine Verwaltung notwendig, die sie nach Kräften unterstützt und fördert. Sie sind aber keine Mehlsäcke, die solange Staub von sich geben, als man darauf klopft.

Philosophische Rundschau.

Von Professor Dr. Ludwig Stein.

Wörterbücher der Philosophie.

Der philosophische Trieb, der den Deutschen im Blute steckt, ist neuerdings wieder mächtig erstarkt. Das vorangegangene Geschlecht war von einem geradezu fieberhaften Tatsachenhunger ergriffen. Man war einem Fanatismus der Exaktheit, ja einer förmlichen Scholastik der Zahl verfallen. Jetzt stellt sich wieder der Ursachendurst ein. Unsere Jugend strömt in die philosophischen Hörsäle und greift begierig nach philosophischen Werken von großem Zuschnitt. Nicht strenge Zünftler sind es, die heute das philosophische Bedürfnis der Zeit durchweg befriedigen, sondern weit eher Outsiders, seien es Naturforscher oder Geisteswissenschaftler. Unter den Naturforschern werden heute die Worte von Haeckel, Ostwald, Reinke, Driesch u. A. philosophisch am meisten gehört. Von „Literaten“ stehen augenblicklich Houston Stewart Chamberlain, Fritz Mauthner, Graf Hermann Keyserling, Constantin Brunner, Martin Buber, Gustav Landauer, Alexander Moszkowsky und Walther Rathenau im Vordergrund des philosophischen Interesses.

Einen Maßstab nicht der Tiefe, wohl aber der Breite dieses Interesses für philosophische Fragestellungen bilden die philosophischen Wörterbücher, die in jüngster Zeit zwei bemerkenswerte Erscheinungen zutage gefördert haben. Da ist zunächst Rudolf Eislers soeben (Berlin, Mittler und Sohn, 1912)

erschienenes Philosophenlexikon zu nennen, worin der bekannte Wiener Denker das Leben, die Werke und die Lehren der Denker aller Zeiten lexikalisch behandelt. Man kennt Eislers Geschick und Kompositionstalent für Gruppierung und Anordnung lexikalischen Stoffes. Sein „Wörterbuch der philosophischen Begriffe", dessen dritte Auflage in drei Bänden 1910 erschienen ist, hat durch eine Belesenheit, die kaum zu überbieten ist, alles weit hinter sich gelassen, was bis dahin an philosophischen Lexika in Deutschland vorhanden war. Ludwig Noacks „philosophiegeschichtliches Lexikon" vom Jahre 1879 war eine ebenso achtbare Leistung, wie Adolphe Francks 1874 erschienenes Werk „Dictionnaire des sciences philosophiques". Dagegen war das Friedrich Kirchnersche „Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe" (1886), dessen Neubearbeitung in einer fünften Auflage Dr. Carl Michaëlis (1907) besorgt hat, eine vergleichsweise dürftige Leistung. Der Stellung der deutschen Philosophie innerhalb der Weltliteratur entsprach weder Noack, noch viel weniger Kirchner-Michaëlis. Jetzt hat Eisler ein Werk geschaffen, das auf der Höhe jener philosophiegeschichtlichen Kleinarbeit steht, deren Führung seit Schleiermacher, Trendelenburg, J. E. Erdmann, Eduard Zeller, Kuno Fischer und Wilhelm Windelband unbestritten in den Händen deutscher Forscher lag. Eislers Philosophen-Lexikon ist eine willkommene Ergänzung seines dreibändigen Wörterbuchs. Sein Vorzug liegt nicht nur in einer umfassenden philosophischen Erudition und gründlichen Beherrschung des einschlägigen Materials, sondern auch in einem maßvoll abgewogenen Werturteil, das er, unbeschadet seines eigenen, an Wundt orientierten Standpunktes, über alle Denker abgibt. Dazu tritt ein wichtiges Novum. Bei den lebenden Philosophen werden auch die Jünger und Anhänger der betreffenden Denkrichtung aufgezählt. Freilich werden sich hier und dort Proteste gegen diese Einreihung erheben, aber das hindert den Leser nicht, bei Eisler zuverlässige Belehrung über die philosophischen Bewegungen und Bestrebungen aller Zeiten, insonderheit aber unserer philosophischen Gegenwart, zu suchen. Seiner Vorliebe für den Altmeister der Philosophie der Gegenwart, Wilhelm Wundt, hat Eisler freilich einen recht eindringlichen Ausdruck geliehen. Wenn Denker wie Dilthey und Rickert mit zwei, Cohen mit drei Seiten sich begnügen müssen, so scheinen sechzehn Seiten für die Darstellung Wundts bei der ökonomischen Anlage des im Ganzen 889 Seiten umspannenden Werkes etwas reichlich bemessen. Der persönlichen Vorliebe für einen Denker, dem Eisler bereits 1902 eine Monographie gewidmet hat, welche allgemeine Anerkennung fand, durfte an diesem Orte, wo es gilt, Licht und Schatten gleichmäßig zu verteilen, keine so sichtbare Stelle eingeräumt werden. Sicherlich verdient Wundt jede Bevorzugung, nur nicht in einem „Wörterbuch". Aber die kleine Abhandlung über Wundt ist an sich so vortrefflich, daß man über die Beeinträchtigung, welche ebenbürtige Denker der

Gegenwart räumlich erfahren mußten, leichter hinwegsieht. Jedenfalls reiht sich die neueste Veröffentlichung Eislers seinem „Wörterbuch", das heute in Aller Hände ist, welche philosophische Arbeit leisten, würdig an. Ernstlich kann eigentlich nur das amerikanische „Dictionary of Philosophy and Psychology" von James Mark Baldwin (1901) mit Eisler wetteifern. Aber dieses prächtige Werk, das übrigens auch seine Mängel, insbesondere nach der philosophiegeschichtlichen Seite hin besitzt, ist durch Zusammenarbeit zahlreicher Denker und Forscher zustande gekommen, wie das Vorbild aller Lexika, die „Encyclopédie" von Diderot und d'Alembert, während hier ein einziger Mann das ganze Werk geschaffen hat. Mag das amerikanische Werk förderſamer für Forscherzwecke sein, so scheint mir das Eislersche instruktiver für Nachschlagezwecke zu sein, zumal es aus einem Gusse ist.

Völlig anders ist der Zuschnitt von Fritz Mauthner's „Wörterbuch der Philosophie", Neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache, München, Georg Müller, zwei Bände, 1910. Das ist kein bloß geschriebenes, sondern ein innerlich erlebtes Wörterbuch der Philosophie. Mauthner will zwar auch belehren, aber in erster Linie bekehren. Der Erkenner ist bei ihm vom Bekenner nicht zu trennen. Sein Wörterbuch ist ein fortlaufender, alphabetisch geordneter Kommentar zu seiner dreibändigen „Kritik der Sprache", die sich, aller zünftlerischen Nichtbeachtung zum Trotz, durchgesetzt hat. Fritz Mauthner ist eine so scharfgeschnittene philosophische Persönlichkeit, daß nur Kathederdünkel und Zunfthochmut an ihm achtlos vorbeizugehen und vorbeizusehen vermögen. Seit Bayle haben wir keine solche Leistung aufzuweisen. Sicherlich ist Eisler's „Wörterbuch" sachlich zuverlässiger, aber auch unpersönlicher, wie es strenge Methodik fordert. Nur der „Dictionnaire historique et critique (1695-1697)" von Pierre Bayle kann zum Vergleich mit Mauthner's „Wörterbuch" herangezogen werden, weil sie gleicherweise Ausflüsse von Persönlichkeiten sind, die hinter den Begriffen stehen. Ungeachtet aller Gelehrsamkeit, die in Bayle und Mauthner gleicherweise steckt, dienen ihre Werke weniger der Forschung, als der philosophischen Erbauung und systematischen Orientierung. Beide sind durch und durch Skeptiker. Nur verteilt sich bei Bayle die Skepsis in einer Art von „doppelter Buchführung" auf Text und Anmerkungen, auf Glauben über, auf Unglauben unter dem Strich. Bei Mauthner hingegen kichert und blinzelt uns der skeptische Schalk aus jeder Zeile entgegen. Mauthner ist radikaler Skeptiker bis in die Fingerspitzen. Beinahe jeder Artikel seines Wörterbuchs, so erklärt Mauthner selbst, soll einer Stütze seiner Überzeugung dienen, daß Entlehnung und Lehnübersetzung eine beherrschende Rolle in der Geistesgeschichte der Menschheit gespielt haben. Ein Wörterbuch, das etwas *soll*, ist ein System, und kein Lexikon. Und gerade dies ist die entscheidende persönliche Note von Mauthner's „Wörterbuch". Niemand wird es heute beifallen, bei Pierre Bayle etwas nachschlagen zu wollen, aber immer

wird es Feinschmecker geben, die ihn schlürfen werden. Lexika veralten heute fast so schnell wie Lehrbücher der Chemie. Wer holt sich heute noch aus einem alten Lexikon seine Weisheit? Aber Bayle wird man lesen, solange es eine Weltliteratur gibt, weil es ein erlebtes Buch ist, weil der Atem der Persönlichkeit das ganze Werk durchweht. Und darin liegt seine Unverwüstlichkeit. Zu Eisler wird Jeder greifen müssen, der etwas erfahren will, zu Mauthner nur, wer ihn erfahren will. In seiner starken Subjektivität liegt der höchste Vorzug und prickelnde Reiz des Mauthnerschen „Wörterbuchs", zugleich aber seine Schwäche als „Lexikon", dessen Artung Unpersönlichkeit heischt. Wohl uns, daß wir uns den Luxus gönnen können, zwei solcher „Wörterbücher" zu gleicher Zeit in die Erscheinung treten zu sehen, die sich wunderbar ergänzen. Bei Eisler hört man immer den Denker, bei Mauthner den Denker, nämlich ihn selbst, sprechen. Mag auch Manches in seinem „Wörterbuch" sonderbar, kapriziös, willkürlich und wunderlich anmuten, so wird man immer wieder von der Persönlichkeit gepackt, die dahinter steht. Auf Einzelheiten lasse ich mich nicht ein. Das würde ein Buch füllen. Viele Details sind anfechtbar, aber als Ganzes hat das Mauthner'sche „Wörterbuch" wie das Pierre Bayle's einen Zug ins Große und Baumeisterliche.

Naturwissenschaftliche Rundschau

Von Dr Adolf Koelsch (Kilchberg).

Mit so viel Löwenmut wie gegenwärtig sind Chemie und Physik schon lange nicht mehr aufs Ganze gegangen. Daß dieses Ganze das Kleinste ist, hat die theoretische und praktische Entwicklung dieser Wissenschaften mit sich gebracht. Aber dieses Kleinste ist nicht mehr das Molekül oder Atom. Zwar behält das Atom nach wie vor die Realität, die es immer gehabt hat: es ist dasjenige kleinste Massenteilchen, das noch alle physikalischen und chemischen Eigenschaften des Körpers besitzt, von dem es genommen wurde. Wenn ich also von einem Poloniumatom rede, so meine ich jenes kleinste Flöckchen Polonium, an dem sich alle physikalischen und chemischen Merkmale der Poloniummaterie noch nachweisen lassen. Das Atom markiert somit jene untere Grenze, bis zu welcher die Teilbarkeit eines Elementes getrieben werden kann, ohne daß die Eigenschaften des Elementes selber verloren gehen. Aber es markiert nicht die untere Grenze der Teilbarkeit schlechthin. Denn man kann das Poloniumatom wiederum öffnen und findet dann, daß es einen Inhalt hat, der nicht mehr aus Poloniumteilchen besteht. Diese Teilchen, die selbst nicht Polonium sind, aber in der speziellen Gruppierung, Gedrängtheit, Anzahl und den Bewegungsformen, die sie haben, ein Atom Polonium ausmachen, hat man Elektronen getauft. Sie und die Gesamtheit alles dessen, was kleiner ist als ein Atom, stellen das Edelwild dar, auf das von Physikern und Chemikern zur Zeit hauptsächlich gejagt wird.

Zunächst war der Name Elektron nur ein Bild. Er war das sym-

bolische Lautzeichen für ein Unbegreifliches, mit dessen Wirkungen man zusammengestoßen war, war ein Kreis, in dem der Menschengeist das Mystische vorsichtig umschwärmte wie der schwarze Pudel den Doktor Faust. Dieses Mystische hatte sich beim Studium der Elektrizität zuerst offenbart. Es waren bei verschiedenen Gelegenheiten Erscheinungen beobachtet worden, deren technischer Ablauf nur zu verstehen war, wenn man annahm, daß die Elektrizität, die sich an die Körper hing und sie lud, ungefähr die Struktur eines Gases habe, d. h. aus vielen kleinsten elektrischen Kügelchen bestehe, deren jedes zur Gesamtmasse des elektrischen Fluidums im nämlichen Verhältnis stand wie das Atom zur Materie. Diese letzten Elektrizitätsteilchen (oder Atome der Elektrizität) konnten am besten gefaßt werden, wenn man eine Kupfer- und eine Zinkplatte in ein Gefäß mit angesäuertem Wasser tauchte und beide Platten (durch die Luft) mit einem Kupferdrahte verband. Das angesäuerte Wasser zersprengte nämlich die Kupferplatte an der Oberfläche in eine Staublawine lauter feinster Kupferatome, die sich von ihrem Mutterherd ablösten, in die Säure hineintanzten, sich hier ausbreiteten und mit den Molekülen der sauren Zwischenflüssigkeit eine neue Ehe eingingen, deren Endprodukt ein Kupfersalz war. Eine ähnliche Staubwolke von Zinkatomen witterte unter dem Einfluß der Säure von der Zinkplatte an der anderen Gefäßseite ab und ergoß sich hinein in den Säuresee. Gleichzeitig mit dem atomistischen Zerfall der Metalle aber — und das war das Merkwürdige — entstand in dem Gefäße ein elektrischer S t r o m, der in der Flüssigkeit vom Kupfer zur Zinkscheibe floß und von hier durch den Luftdraht wieder zurückeilte zum Kupfer. Sorgfältige Untersuchungen ergaben nun, daß dieser elektrische Strom nichts anderes als eine Völkerwanderung von lauter kleinsten Elektrizitätskügelchen (der Elektronen) war, die durch den atomistischen Zerfall des Kupfers frei wurden und über die Rücken der forttanzenden, sich ausbreitenden Kupferteilchen durch die Flüssigkeit hinüberhüpften zum Zink: ungefähr in der Art, wie Knaben, die Springbock spielen. Am Kupferpol wurde mit dem Springen begonnen, und wenn die tragende Wolke aus Kupferatomen inmitten der Flüssigkeit schließlich versickerte, so wurden eben die von der anderen Seite hereinwirbelnden Zinkatome als Springböcke weiterbenutzt. Natürlich drückte jedes Elektrizitätsatom auf jedes Kupfer- und Zinkatom, über dessen Rücken es sich, sozusagen mit aufgestützten Armen, hinüberschwang, im Augenblick des Sprunges mit einer ganz bestimmten Last und diese Last ließ sich berechnen. Sie betrug, einerlei ob man die Elektronen aus Silber, Natrium oder irgend einem anderen Element auf die oben geschilderte Weise entband, auch einerlei, welche Atome man den Elektronen als Springböcke in den Weg stellte, $1{,}4 \cdot 10^{-19}$ Coulomb . . . Der erste Einkreisungsversuch des Mystischen hatte somit gleich einen sehr schönen Erfolg gehabt: man hatte gefunden, wie groß die L a d u n g ist, die

das Elektrizitätsatom (oder Elektron) auf ein Atom jedes Körpers wirft, an den es sich anhängt.

Von nun an wurde in leidlich rascher Folge eine Eigenschaft der Elektronen um die andere entdeckt, so daß man sie allmählich ziemlich gut kennen lernte. Im Anschluß an Versuche mit Kathodenstrahlen, — sie entstehen, wenn ein hochgespannter elektrischer Strom durch eine nahezu luftleere Glasröhre hindurchgejagt wird — wurde die „Masse" des Elektrons ermittelt. Sie betrug nach der Rechnung den 2000. Teil eines Wasserstoffatoms. Das ist sehr wenig, wenn man bedenkt, daß der Wasserstoff unter allen Elementen die kleinsten Atome besitzt, es war aber anders nicht zu erwarten. Noch wichtiger war die Beobachtung, daß die Elektronen auch an nicht-elektrischen Vorgängen ebenso beteiligt sind oder doch beteiligt sein können, wie an elektrischen. Bestrahlt man beispielsweise die blankpolierte Fläche eines Metalles wie Zink, Natrium, Rubidium u. s. f. mit gewöhnlichem Licht, so treiben die Lichtschwingungen aus dem Metallkörper Elektronen heraus, die genau die oben angegebene Elementarladung und die bei den Kathodenstrahlenversuchen gefundene Masse besitzen. Auch sehr hohe Temperaturen veranlassen sie zur Flucht aus ihren Höhlen. So hatte Richardson beispielsweise gefunden, daß eine Platinfläche, die zu heller Weißglut erhitzt wird, zahlreiche Elektronen ausspeit, genau wie ein arbeitender Vulkan, der Lava, Steine und Rauch von sich schleudert. Damit aber Elektronen aus einem Körper herausgetrieben werden können, müssen sie zuvor in ihm vorhanden gewesen sein, d. h. sie mußten einen Bestandteil des Zinks, Natriums, Platins, Rubidiums u. s. w. ausmachen.

Diesen Erfolgen der Physik wurde vor wenigen Wochen durch Professor Haber vom Kaiser-Wilhelm-Institut für physikalische Chemie in Dahlem (bei Berlin) und seinen Mitarbeiter Prof. Just ein nicht minder großer hinzugefügt. Die beiden Forscher fanden nämlich, daß auch bei chemischen Umsetzungen, welche mit den (unbeeinflußbaren) Zerfallsprozessen radioaktiver Stoffe nicht das mindeste zu tun haben, gleichfalls Elektronen aus den Körpern, die man miteinander zur Reaktion bringt, herausgepreßt werden. Wieder war die Versuchsanordnung ziemlich einfach. Man ließ flüssiges Caesium oder eine flüssige Legierung von Kalium und Natrium oder Amalgame der genannten Alkalimetalle in eine dunkle, luftleer gemachte Röhre tropfen, durch welche minimale Mengen von Phosgengas hindurchgetrieben wurden. Überall nun, wo der Phosgendampf und das eingetropfte Alkalimetall miteinander in Reaktion traten, wurden Elektronen entbunden und mit charakteristischer Geschwindigkeit in den Röhrenraum hineingeschossen. Dabei bildeten sie Ströme, die sich genau wie Kathodenstrahlen durch den Magnet von ihrer Bahn ablenken ließen, und taten eben dadurch ihre Elektronennatur kund.

Natürlich hat die Ansicht, daß das Elektron der universelle Baustein jeder Art von Materie sei, durch diese Versuche eine neue bedeutende Stütze erhalten. Ich muß

zwar einschränkend hinzufügen, daß uns der Züricher Physiker Professor Weiß vor wenigen Tagen in einem Vortrag vor der naturforschenden Gesellschaft Zürich im Magneton mit einem zweiten Elementarteilchen bekannt gemacht hat, das in den Atomen gewisser Metalle das Elektron zu vertreten hat oder neben ihm vorzukommen scheint. Aber vielleicht ist dieser Mitarbeiter des Elektrons nur ein vorderhand nicht aufspaltbarer Elektronenverband, der bei geeigneter Transformation schon in seine Bestandteile zerstäuben würde. Jedenfalls würde auch die Bestätigung des Magnetons nichts Wesentliches an der Tatsache ändern können, daß das Atom des Chemikers, in dem man früher die letzte Einheit der Materie erblickt hat, mehr und mehr zum Rang eines hochkomplizierten Lebewesens aufgerückt ist, das sich am ehesten vergleichen läßt mit einem vielzelligen Tier. Wie der Tierleib zusammengesetzt ist aus Milliarden einzelner Zellen, so (scheint es) ist jedes Atom aus Elektronen aufgebaut, das Atom bestimmter Körper vielleicht auch aus Elektronen, Magnetonen und α-Teilchen. Und wie beim Aufstieg in der Tierreihe die Zellen immer intensiver sich in die vorhandene Arbeit teilen; wie sie Verbandsgruppen bilden, deren jede innerhalb der Gesamtheit eine bestimmte Funktion übernimmt, so daß aus der Differenzierung des Materials schließlich Körper mit Muskel-, Nerven-, Haut-, Blutgewebe u. s. w. entstehen, so (wird man sich vorzustellen haben) sind auch die Elemente des Chemikers nichts anderes als Elektronenleiber mit ganz bestimmter, aber sehr verschieden hoher, sehr verschieden komplizierter Organisation. Wie endlich alle Tiere von der Amöbe bis zum Menschen nur als vielfach sich übergipfelnde Zweigspitzen eines Baumes mit weitgespreiztem Astwerk in Zeit und Raum hinausragen, so scheinen auch die Elemente der anorganischen Welt nur Glieder einer natürlichen Stammbaumfolge zu sein, die von der amöboiden Stufe des Helium- oder Wasserstoffatoms zu vielseitiger Organisationshöhe emporführt ... Es fiel mir kein anderes Bild ein, an dem ich dem Leser hätte deutlich machen können, wieso Chemiker und Physiker gerade dadurch, daß sie sich mit dem Kleinsten beschäftigen, am energischsten aufs Ganze losgehen.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun ... Was ist in diesen Tagen der Friedrich-Feier wieder über unsern Sonnenkönig gesagt und gesungen, gesprochen und geschrieben worden! Insonderheit geschrieben! Eine „Erneuerung" der Friedrich-Literatur schlichthin. Nicht der Literatur, die der große Friedrich hervorgebracht, sondern die er neuerlich hervorgerufen. Die Zahl ihrer Erscheinungen ist Legion. Ihre Werte der Legion entsprechend. Wer nennt die Dichter, zählt die Werke ... Bücher, die nicht selten aus neun bekannten Größen als eine zehnte unbekannte Größe sich ergeben. Eine höchst unfürstliche Art, Fürsten

zu ehren. Und nicht übertrieben kostspielige Art, Bücher zu „bauen“. Überwiegend sogenannte „Auszüge“ aus dem, was Friedrich selbst vormaleinst „gedacht“, „gesagt“, „geschrieben“ oder — in Briefen — „hinterlassen“ hat. Natürlich doch auch vieles Eigene darunter — und manches Eigenartige, sogar einiges Eigenbedeutende. Starke Persönlichkeitsprägungen, die das aufhorchende Interesse festhalten. Da stellt Paul Schulze-Berghof, der nicht mehr unbekannte Literatur-Politiker (wenn diese Bezeichnung erlaubt ist), ein groß angelegtes Werk zur Diskussion: Das Liebesleben Friedrichs des Großen, bis in die Anfänge seiner glückarmen Ehe hinein. In einer festumrissenen Roman-Trilogie sollen Friedrichs drei geschichtlich überlieferte Passionen: die kleine Dorchen Ritter aus Potsdam, die Schloßfrau auf Tamsel (Gattin des Obersten von Wreech in Küstrin) und die Schöne Sabine, „das Insel- und Försterkind“ von Rheinsberg, in historisch-poetischer Verschmelzung behandelt werden.

Der erste dieser drei Romane, die Liebe der 16jährigen Rektortochter Dorchen Ritter, ist jetzt zur Zweihundert-Jahrfeier Friedrichs erschienen: „Die Königskerze“ ein friederizianischer Roman (G. K. Sarasin, Leipzig). Vorweg muß gesagt werden, daß dieser erste Wurf in gutem Sinne glücklich, mit nicht gewöhnlichem Geschick und Geschmack, vor allem aber mit seelischer Kraft und Wärme ausgeführt ist. Die rasch entflammte, zarte, wunschlos reine Neigung des 18jährigen Kronprinzen zu der schönen, anmutreichen Dorothea ergibt nicht, wie anzunehmen, den Mittelpunkt der Dichtung. Strenger, als unerläßlich war, werden die Wirklichkeiten berücksichtigt. Und eigentümlich verhüllt werden die wenigen Sonnenstunden geschildert, die dem Kronprinzen von dem großen, glückspendenden Musiktalent Dorchens und ihrem Liebreiz gegönnt sind. Grade zu der Zeit, als Friedrich am tiefsten unter der zornmütigen, oft gehässigen Abneigung des Vaters und unter den tückischen Kabalen der Politik und Diplomatie leidet. Beide Liebende bleiben im Hintergrunde — den eigentlichen Mittelpunkt bildet der König-Vater: Friedrich Wilhelm I.

Hier nun entfaltet der Autor sich zum vollwertigen Dichter. Wie er diesen unselig zusammengesetzten Charakter durchleuchtet und enthüllt, ohne quälende, seelische Zerfaserung, lediglich durch seine Tatäußerungen, seine Lebensforderungen, seine Herrscherpotenzen — das ist schlichthin meisterlich. Und gerecht. Unpersönlich abgewogen sind so die Lichter, wie der Schatten; die große, strenge Redlichkeit des Fürsten; sein ernster Wille zur Gerechtigkeit, der dennoch immer wieder zuschanden wird an dem rasenden Zornwüten seines ungebändigten Temperaments. Als Unterton vibriert fühlbar die leidenschaftliche, tiefgeheime Sehnsucht des Königs nach der Liebe seines Volkes, dem er sich unlösbar verwachsen fühlt. Der, wo er liebt, dennoch oft in blind ungerechtem Zorne geißelt, mit dem lichtgemiedenen Grimme dessen, der um das eigene Wüten uneingestanden blutet. Der da leidet mit dem innig beteiligten Herz-

blut eines Hasses, der nur eine andere Form der Liebe ist. Eine Gestalt, von A bis Z mit unausweichlicher Konsequenz und mit jenem triebkräftig starken Talent aufgebaut, das an seine Arbeit sein ganzes Können hingibt. Daneben rücksichtslose Beleuchtung der äußeren Verhältnisse in der Hofhaltung und Familie des Königs, die des Kronprinzen scheue Haltung verständlich machen. Vielleicht, daß der Autor hier zu viel getan im Zusammentragen einzelner Momente, der Kammerskandale, des Hof- und Stadtklatsches. Oder hat Goethes Sinnwort ihn geleitet: „Der größte Teil der Geschichte ist nichts weiter als Klatsch“ . . . ?

Lebendig aber — in annähernd gleicher Kraft und Daseinsfülle wie der König — wird uns der Kronprinz nicht. In der tändelnden Unreife seiner 18 Jahre bleibt er schemenhaft hingezeichnet. Auch in der matten Sentimentalität des unglücklichen Sohnes, der beständig „Trost“ sucht bei Freunden und Frauen. Der seinem feindlichen Vater alle Schwächen ablauscht, um in selbstgefällig aufgeputzter Erzählung sie seinem geliebten Mädchen preiszugeben — soweit dieser Jüngling Friedrich in Frage kommt, ist der Dichter seinem Werk ungefähr das Wichtigere schuldig geblieben. Und weiterhin, über jene Jahre der inneren Ausreife, nach seiner Flucht, während seiner Gefangenschaft und bis zur Thronbesteigung, erfährt man lediglich aus Gesprächen Anderer, so von den Intriguen der Hofcamarilla, wie von dem Geschick, das ihm bereitet worden. Erst nach dem zweiten schlesischen Kriege wieder erscheint Friedrich selbst auf der Bildfläche, schon in beginnender Vereinsamung der Seele — skizzenhaft mit wenigen Strichen umrissen.

Eingehend aber wird das Verhängnis des armen Dorchen abgehandelt. Ein paar Stunden gemeinsamen Musizierens mit Friedrich und ein Spaziergang im Park! Dieses „Verbrechen“ — mit des Kronprinzen Flucht in Verbindung gebracht — hat das liebliche Kind gebüßt mit Pranger, Schande und jahrelangem Zuchthaus — ausgeliefert von selbstbesorgter Feigheit Erbärmlicher, verfolgt von rachsüchtigen Infamien des schurkischen Fiskals, verurteilt von des Königs aufgeschürt fanatischem Zorne. Während der Kronprinz, wie vom Schattenreiche verschlungen, dem Verhängnis der Geliebten vom Dichter entrückt ist!

Kein Zweifel, daß Rücksichten technischer Ökonomie den Autor zu diesem kompositionellen Schachzuge gedrängt: Die ganze, hier für den Kronprinzen verlorene Zeit soll ja den Hintergrund des zweiten Romanes: Friedrich, der Gefangene in Küstrin, und des dritten Romanes: Friedrich, der Verbannte in Rheinsberg, abgeben. Mit bemerkenswertem Geschick ist nun für alle Mitbeteiligten hier der volle Lebensabschluß herbeigeführt. Der Kronprinz aber ausgeschaltet, um die eingehende Schilderung seiner Charakterausreife während des gleichen Zeitraumes auf den Schauplatz verlegen zu können, wo sie zur Entwickelung gekommen ist. Nach allem darf man gespannt sein, ob der Autor in diesen beiden kommenden Dichtungen mit natür-

lich wachsender Gestaltungskraft halten wird, was er in „Die Königskerze“ so verheißungsvoll begonnen und versprochen hat. Den seltsamen Titel erklärt er in einer poetisch empfundenen Mär im Text. Oder ist er ein Sinnbild für das in seiner Sonnenliebe vereinsamte, strahlendschöne Dorchen?

Eine andere erwähnenswerte Friedrich-Gabe bringt der Verlag Julius Zeitler-Leipzig in einem Buche seiner neuen Rehlen-Edition. Unter den sechs bisher erschienenen Büchern, von Robert Rehlen herausgegeben — Goethe, Schiller, Heine, Napoleon, Bismarck, Friedrich der Große, ist nun das letztere „Fridericus Rex“ gradezu als eine anthologische Perle anzusprechen. Es ist der Charakter der gedachten Rehlen-Bücher: aus Gedanken, Aussprüchen, Sentenzen und Briefen einen autobiographischen Längsschnitt durch das Leben ihrer Helden zu gewinnen. Für die gesammelten Einzelheiten muß also strenge Chronologie eingehalten werden — im Interesse der authentischen Entwickelung. Bei „Fridericus Rex“ nun ist die sammlerische Absicht: in der Arbeit ein irgendwie Neues zu bieten, in sich verschieden von den zahllosen Anthologien, die schon aus Friedrichs Werken zusammengeschrieben wurden, dem Autor einwandfrei geglückt. Was er gewählt und wie er es aneinandergereiht, ergibt ein Lebensbild Friedrichs von packender Gegenwärtigkeit. Mit nahezu 1100 Kernworten werden alle seine geschichtlichen Phasen ergiebig bedacht und charakteristisch abgerundet. Überdies haben die Rehlen-Bücher, und vor allem „Fridericus Rex“ eine Ausstattung erhalten — Ganzleder mit vornehmen Golddruck-Initialen, — die wohl auch dem erlesensten Geschmacke noch schmeicheln wird.

* * *

Ein zweites Datum von literarischer Bedeutung kann wegen mangelnden Raumes erst in unserer nächsten Nummer berücksichtigt werden: Strindberg, der froh Genesene — ein Eigner seines Volkes, aber der Besitz aller kultivierten Völker.

Theater-Rundschau.

Von Otto Neumann-Hofer.

Während Hermann Bahrs politische Scherze, die er zu drei Akten Dialogen unter dem Titel „das Tänzchen“ zusammengebunden, das Publikum des „Lessing-Theaters“ unterhalten, und die zeitgemäße, aufs „Komplizierte“ gebügelte Modernisierung des achilleischen Zornes durch Wilhelm Schmidtbonn das des „Deutschen Theaters“ befremdet zu haben scheinen, spielte sich in allen Gauen Deutschlands ein Schauspiel ab, von dem man sich nichts weniger als eine Umkehrung des politischen Antlitzes, als eine Verlegung des politischen Schwergewichtes in unserem Staatswesen versprach: die Reichstagswahlen mit dem Feldgeschrei: für und wider den schwarzblauen Block. Persönliche Beziehungen und innere Anteilnahme heischten meine Mitwirkung in diesem Schauspiel und wiesen mir, so lange es währte, d. h. bis zur

Beendigung der Stichwahlen, als Standort den Teutoburger Wald an, jenes Schlachtgefilde, wo deutsche Kraft die Angriffslust der Römlinge endgültig gebrochen haben soll, was indes nicht gehindert hat, daß die Römlinge von heute sich rechts und links dieses teutonischen Waldgebirges einige ihrer festesten Türme erbauten. So habe ich die politischen Späße, die aus der Simplizissimus-Saat auf Bahrschem Acker gewachsen sind, gegen die Späße eintauschen müssen, die die Parteien aufbrachten, um sich gegenseitig das Wählerpublikum wegzufangen, sicherlich Späße von bedenklicherem Witz, aber unbedenklicherer Erfindung und, wie mir scheinen will, völlig versagender Wirkung. Und statt des Schmidtbonnschen Pelidenzorns über den griechisch maskierten Demos habe ich den Zorn der Parteikämpen, der nun einmal unerläßlich zu sein scheint, um den deutschen Demos zu der Kraftanstrengung der Abgabe eines Stimmzettels aufzureizen, bald erduldet, bald mit angefacht. Tat ich recht daran, dem Rufe dessen zu folgen, was mir das vaterländische Interesse zu sein schien, und es mir dadurch vierzehn Tage unmöglich zu machen, auf der Höhe Bahrscher und Schmidtbonnscher Produktion zu bleiben? Ich gebe zu, die Antwort könnte zweifelhaft sein, wenn man sich die Resultate hüben und drüben besieht. Aber ich vertraue darauf, daß meine Leser eines Sinnes mit mir sein werden: für das Vaterland Zeit zu verlieren, ist, wenn auch nicht süß, so doch ehrenvoll, und besonders darauf, daß sie ohne Kummer vierzehn Tage lang die Kenntnis meiner Meinung über Herrn Bahrs und Herrn Schmidtbonns jüngste Offenbarungen entbehren werden.

Den freien Platz will ich dazu benutzen, über eine Angelegenheit zu sprechen, die mir ein passender und wichtiger Gegenstand für eine Theater-Rundschau zu sein scheint. Es ist eine vollständige Umwälzung des Beleuchtungswesens beim Theater im Anzuge. Man weiß: nichts ist unnatürlicher auf der Bühne als die Beleuchtung; sie geschieht in der Hauptsache von unten, von der Fußrampe, her; die anderwärts postierten Lichtquellen dienen nur zur Unterstützung. Man denke sich eine Welt, deren Sonne von unten herauf scheint! Allerdings ist die Bühne nicht die Natur, und noch manches andere Unnatürliche geschieht auf ihr, das von ihrem Wesen untrennbar ist. Aber die Beleuchtung verletzt ihre Seele, als welche der Schein ist. Die Bühne als „Welt des Scheines" soll die Dinge zeigen, wie sie in der Phantasie des Dichters lebten und in der Phantasie des Zuschauers erweckt werden sollen; wie sie in Wirklichkeit sind, ist gleichgültig. Der „Schein" ist die Wirkung des Lichtes, und daher die große Bedeutung der Lichtanlage für das Theater. Als ich Berliner Theaterdirektor war, focht ich einmal einen Wettstreit mit einem Londoner Kollegen aus. Es handelte sich um eine möglichst reizvolle Darstellung einer Ecke in einem englischen Parke; die Stimmung der Natur war das wertvollste des Aktes, der, nebenbei bemerkt, einem ziemlich unbedeutenden Stücke von Pinero angehörte. Der Londoner Direktor

suchte sein Ziel, wie das bei seinen Landsleuten üblich ist, durch möglichst viel „echtes" Material zu erreichen, das ihn eine Stange Gold kostete; ich schlug ihn mit Hilfe eines intelligenten Beleuchters durch eine empfindsam abgetönte Beleuchtung weniger einfacher Ausstattungsstücke, die mich einen Pappenstiel kosteten. Der Londoner, der die Berliner Premiere besuchte, wollte seinen Augen nicht trauen. „Seinen Augen nicht trauen" — das ist es, was die Bühnenbeleuchtung seit Einführung der elektrischen Lichtquellen, d. h. der Glühbirnen, dem Theatermanne viel peinlicher als früher zum Bewußtsein bringt. Denn die Glühbirne verkehrt — das Fremdwort „pervertiert" mit seinem gemeinen Nebensinn drückt die Sache noch besser aus — alle natürlichen Verhältnisse. In ihrem stechend gelben Lichte erscheint das weiße Sonnenlicht blau; dem entsprechend werden alle übrigen Farbentöne umgewertet; Maler, die Dekorationen machen, Regisseure und Dekorateure, die die Stoffe für Kostüme und Möbel aussuchen, Schauspieler, die sich schminken, stehen den tückischen Falschfärbereien der Glühbirne ratlos gegenüber. Wüßte unser Publikum, was es manchmal auf der Bühne zu sehen bekommt, es würde sich entrüsten; zum Glück ist die germanische Netzhaut so wenig empfindlich, daß man ihr blaue Sonnen und grüne Monde zumuten kann. Die Glühbirne sendet geradlinig ihr direktes Licht auf die Gegenstände, es verfälscht dadurch die Perspektive, es macht die Herstellung eines Lufttones um die Gegenstände unmöglich und ruft die lächerlichsten Schlagschatten hervor. Wer hat es nicht schon erlebt, daß er von Wallenstein nur die Stiefel beleuchtet, das Gesicht aber in tiefem Dunkel sah, oder daß Johanna d'Arc einen Riesenschatten über das ganze meilenweite Schlachtfeld mit Bergen und Tälern warf? Und wer hat endlich nicht schmunzelnd oder verärgert, je nachdem er im Theater Spaß oder Illusion suchte, bemerkt, daß die Sonne beim Auf- und Untergehen die rumänische Trikolore — gelb, rot, blau — hinab- oder hinaufhüpft, und daß die Wolken, um vorwärts zu ziehen, ruckweiser Entschlüsse bedürfen!

Das Problem war dieses: eine Bühnenbeleuchtung zu finden, die erstens weiß oder annähernd weiß wäre, wie das Sonnenlicht; die zweitens im wesentlichen von oben herabfiele, wie das Sonnenlicht; die drittens indirekt die Dinge beleuchtete, wie das Sonnenlicht, das von der Wolkendecke, dem Erdboden und jeder hellen Fläche reflektiert, die Gegenstände „zerstreut" umspült; die viertens alle Farbenübergänge und alle Helligkeitsgrade hervorbrächte, die das gebrochene und geminderte Sonnenlicht haben kann; die fünftens eine direkte Belichtung in dem Medium diffuser Lichtstrahlen zur Erzeugung von Gesichtsbildern (z. B. kontinuierlicher Wolkenzüge) ermöglichte; und die endlich alles dieses vereinigte in einer Anordnung, welche einfach zu handhaben (eine Bühnenbeleuchtung mit mehrköpfiger Bedienungsmannschaft versagt regelmäßig) und widerstandsfähig wäre.

So das Problem. Und an Systemen von Fachleuten, d. h.

Bühnenelektrikern, ihm zu genügen, hat es nicht gefehlt. Ich habe am Lessingtheater drei hinter einander ausprobiert mit durchaus negativem Gelingen. Wie so oft, mußte ein Laie kommen, einer, der sich nicht an fachlichen Bedenken stieß, um das Rätsel zu lösen.

Er hieß Fortuny, ist ein spanischer Maler, der in Paris lebt, und Sohn des berühmten Marokkomalers Mariano Fortuny. Sein System ist unter dem Namen „Fortuny-Beleuchtung" oder „Fortuny-Himmel" seit einiger Zeit bekannt geworden.

Seine technische Beschaffenheit hier auseinanderzusetzen fehlt mir der Platz. Ich begnüge mich daher mit der kurzen Andeutung, daß Fortuny eine weiße Himmelskuppel über die ganze Bühne spannt, an passender Stelle mehrere Bogenlampen von gewaltiger Stärke anbringt, die die Sonne in der freien Natur ersetzen, und um die Lichtquellen ein System von zwei Farbenbändern und getönten Glasscheiben, die alle auch in horizontaler Richtung gegeneinander verschiebbar sind, rotieren läßt. Dieses System entspricht den vorhin aufgestellten sechs Forderungen in vollkommener Weise; und mit seinen Wirkungen (die von sinnreich ausgestalteten Nebenapparaten ergänzt werden) wird es eine vollkommene Umwälzung (diesmal eine, die in künstlerischer Hinsicht noch bedeutender als in technischer ist) in allem Lichtwesen der Bühne hervorbringen.

Fortuny selbst war nur einmal in der Lage, seinen Traum in die Wirklichkeit umzusetzen. Auf dem Privattheater der Gräfin von Béarn zu Paris richtete er seine Bühne ein, unbekümmert um die Kosten, die seiner Protektorin kein Kopfzerbrechen verursachten. Wer die Vorstellung Fortunys gesehen hat, behält daran die Erinnerung wie an einen Feentraum. Aber in einem Punkte haperte es: die elektrischen Apparate Fortunys, des Laien, waren zu labil angeordnet, um die rauhen Fäuste zu vertragen, die an großen Geschäftstheatern mit der mechanischen Handhabung betraut sind. Und nun mischt sich hier ein Zug der modernen industriellen Entwicklung hinein: in Frankreich fand sich keine Elektrizitätsfirma mit genug Unternehmungsgeist, um die Fortunyschen Apparate auszubauen; aber in Deutschland fand sie sich. Die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft nahm sich ihrer an und vervollkommnete sie bis zu einem Grade, daß sie den Unbilden des hastigen Bühnenbetriebes Widerstand leisten können. Bewiesen wurde das durch Einbauten im Dresdner Opernhause, im Krollschen Operntheater zu Berlin und einigen anderen deutschen Theatern, während die Pariser Theater, die Lust bezeigt hatten, das Fortunysche System einzuführen, seit der Marokkoaffäre alle Verbindungen mit der deutschen Firma abbrachen.

Seine ganze umgestaltende Wirkung wird das Fortunysystem jedoch erst ausüben, wenn es in seiner Vollständigkeit an einem neu zu erbauenden Theater zur Ausführung gelangt. Das wird zum ersten Male in dem „Deutschen Opernhause" zu Charlottenburg geschehen; die Rolle, die ich bei der Begründung dieses Unternehmens spielen durfte, hat es mir vergönnt,

die vorbehaltlose Einführung des Gesamtsystems zur Annahme zu bringen. Auch der Neubau der Königlichen Oper zu Berlin wird Fortunys Gedanken mit allem Drum und Dran aufnehmen; aber die Charlottenburger werden vorangegangen sein. Und die künftigen Theater, zunächst in Deutschland, werden folgen. Ein hübsches kleines Abbild großer internationaler Verknüpfungen: die von einem Spanier in Frankreich gemachte und erprobte Erfindung in Deutschland zur Entwickelung und Geltung gebracht.

Gesellschaftliche Rundschau.

Von Walter Turszinsky.

Ich ging — man darf das doch nacherzählen? —, um nicht müßig zu gehen, denn Müßiggang ist aller Laster Anfang, am letzten Sonnabend, der zum ersten Male alle Berliner Ballglocken unisono klingen ließ, auf die „Admiralspalast-Redoute", zu deutsch: zu der Ballpremiere, mit deren Veranstaltung sich der jüngste der drei Eispaläste hiesiger Haupt- und Residenzstadt in den Feststrudel stürzte. „Dies Bildnis war bezaubernd schön!" Der gewaltige Saal mit seinen zwei, in weit ausladenden Biegungen den Leerraum der Eisbahn eingrenzenden Stockwerken troff von silbernem, glasklarem Licht, — so denk' ich mir die Beleuchtung am Nordpol, und wer kann mir das Gegenteil beweisen? — dem die milde Hand des Scheinwerfers bald eine abdämpfende Nüance Violett, bald einen Schuß Rosa beimengte. An den Tischen der Estraden, denen die gelben und roten Schirmlämpchen wie breitblühende Sonnen- und Mohnblumen entwuchsen, saßen die Menschen, deren (im ganzen mehr bürgerliche als redoutenmäßig-erzentrische) Einzelerscheinungen zu der Größe schwarzer Punkte, zu dem Wert von Atomen herabsanken, wenn man, etwa an der Eingangstüre des Saales Posto fassend, das kribbelnde Gewühl der schwarz gekleideten männlichen und der bunt gewandeten weiblichen Ameisen, das alle Ränge durchwimmelte, auf sich wirken ließ. Über dem Orchester, das, von einer wuchtig aufsteigenden, von Frackmännern besetzten Treppe eingeklammert, als pompöses Vorgebirge von der Wand her in den Saal hineinragte, meldete sich von Zeit zu Zeit auf dem schwarzen Grunde eines riesenhaften Schildes eine Lapidarschrift in goldenen Lettern, die den Tanzenden erzählte, daß die Dollarprinzen der modernen Operette —, daß der behäbige Leo Fall, Jean Gilbert, der Brünett-Zigeunerische, Paul Lincke, der Behandschuhte, Frisierte und Geschniegelte nun selbst die Taktstöcke ergreifen würden. Dann wurde der Parkettboden, unter dem die natürliche Eisunterschicht des Admiralspalastes fror, plötzlich fruchtbar von Tanzgruppen. Von sehr gutbürgerlich und solide ausgestatteten Soiréedamen mit und ohne Kopfputz, von schlanken Redoutenmädchen mit stilgemäßen, flachen, wippenden Reznicekhüten, von Kavalieren, in deren stumpfseidenen, ohne Biegung aufragenden Zylinderhüten sich der Schein des Lichtes

fing, von dürftigen Pagen und schlankbeinigen, zartgeschminkten Pierretten. Sie alle aber hatten einmütig der Ästhetik des Tanzes den Krieg erklärt: und fast nur der beliebte amerikanische Importartikel des „Wackeltanzes" — er, den alle Häscher suchen, er, dem alle Lippen fluchen; er, den man nicht unter den Linden grüßt, um sich mit ihm hinter den Salontüren auch der vornehmsten Privatgesellschaften abzufinden — wurde in reicher Musterkollektion auf das Parkett hingebreitet und zur kritisch-ästhetischen Diskussion gestellt. („Weh, daß ich sah, was ich sah, und sehe, was ich sehe"!)

Man sagt — und die Bühnenironiker von Molière bis Bernard Shaw haben es mit den Waffen ihres Sarkasmus immer wieder zu beweisen versucht —, daß keinem Kranken schneller der Lebensfaden dünner und dünner werde, als dem, den gar zu viele Ärzte mit den Armen ihrer besseren Weisheit zu umfassen suchen. Auch der Tanz, dem es doch, wenn ich mich an die bekömmlichen, langsamen Walzer, die flotten Polkas, die gravitätischen Tourentänze der eigenen ersten Tanztage erinnere, gerade damals leidlich gut ging, ist plötzlich unter die Hände der ästhetischen Quacksalber gekommen und irrt als unheilbar Kranker von einem Sanatorium der Kunststile zum andern. O Fatinitza, Fatinitza, Fatinitza, Fatinitza: was hast du alles durchgemacht! Isadora Duncan findet, daß der Tanz dadurch geläutert werden müsse, daß man ihn zum gebärdenmäßigen Echo genialer musikalischer Einfälle, zum Spiegel großzügiger, antik-plastischer Gedanken mache. Die Wiesenthals lassen ihre Tanzglieder von gewissen, ihnen spontan zuströmenden Stimmungen der Natur leiten: die Rita Sacchetto, Ruth St. Denis, Gertrud Barrison suchen den Tanz zu erziehen, indem sie ihn mit den Parfüms historischer und erotischer Vorbilder berauschen: ihn mit indischen, spanischen, altfranzösischen Kostüm- und Gebärdenzieraten behängen. Die russischen Grazien, die Pawlowa, die Will, die Eduardowa, die Feodorowa, die Karsawina predigen herab von der Kanzel einer ganz in Schönheit versunkenen, schönheitstrunkenen Kunst, daß der Tanz sich vom Geistigen ganz zu lösen habe, nur vom rhythmischen Gefühl, vom Sinn für die Wohlgestalt der Linie abhängig sein dürfe: und sie beweisen das, indem sie ihre Fähigkeiten absolut auf den Boden eines artistischen Drills stellen, der ebenso vom Temperament wie von intellektueller Einfalt, ebenso von der Züchtung des Körpers wie von der Naivität des Verstandes, ebenso von grandioser turnerischer Geschicklichkeit wie von geistiger Rückständigkeit zu künden weiß. Die spanischen Tänzerinnen, der Otero-, Guerrero-, Tortajada-Typ, vertreten mit herausfordernden Bewegungen den alleinseligmachenden Kult der Verve im Tanz: die wüsten Apachentänze machen Terpsichore ganz in der Gosse heimisch, stellen sie ganz auf die ästhetische Proskriptionsliste . . . .

Aber den Ausschlag gab doch der amerikanische Einfluß, der ja auch alle anderen künstlerischen Zeitstimmungen ablöst und mit den Lärmsignalen einer nur das Er-

zentrische begünstigenden Fröhlichkeit zu Boden tutet. Er hat dafür gesorgt, daß das Gesellschaftsbild des internationalen Tanzes, das immer an wohlerzogenen, sauberen, zierlichen Formen haftete, zur Groteske wurde: er hat dafür gesorgt, daß der Walzer, dieser Tanz, der zugleich in Vornehmheit repräsentieren und in leise gelockerter Gebärde jauchzen kann, daß die Munterkeit der Polka, die Gemütlichkeit des Rheinländers, das steif schreitende Zeremoniell der Quadrille von der Clownerie dieser Schiebe- und Wackeltänze übermannt wurden, die sich zwischen die anderen Tänze drängen wie die Pane zwischen die Nymphen. Man hat davon gehört, daß gerade im Augenblick ein neuer amerikanischer Wackeltanz exportfertig sein soll, der seine Bewegungsfigur, die sich beim Cake-Walk, dem Stammvater dieser Allotria, noch an die Sprünge des Känguruh hielt, nun nach den Watschelschritten des Truthahns richtet. Nun, diese neueste Neuigkeit erspart es mir, die Dekadenz der Tanzkunst von Stufe zu Stufe zu geleiten: ihr schrittweise zu folgen, bis sie aus den Gefilden der übermenschlich gezähmten Geste, vorbei am künstlerisch-getönten Menschlichen, in die unmittelbare Nähe des „Zoologischen Gartens" kam: bis sogar die unruhige Anmut des „Two Step", die aufdringliche Sinnlichkeit der mexikanischen „Machiche" in der plumpen, obszönen Unnatur des „Wackeltanzes" ihre entstellte Fratze fand. Man versucht, sich gegen diese Überschreitung der Schönheitsgrenze, gegen dieses crimen laesae majestatis, das mich immer an die Verunstaltung einer Aphrodite durch die Hand eines Trunkenen erinnert, mit Gesetzen und Boykotten zu wehren. Aber mir scheint, man wird abwarten müssen, bis die Gesellschaftskultur überhaupt wieder einmal ernsteren Schönheitszielen zustrebt und nicht in den Gärten ihrer Gunst den Idealen „Luna-Park", „Kientopp" usw. prangende, von reichen Opfern geweihte Tempel errichtet. Dann wird man sich auch der Wackeltänze schämen und ihnen, die jetzt die schlechte und hinter verschlossenen Türen auch die gute Gesellschaft regieren und die ihren gesitteten Kollegen kaum noch ein Fleckchen Erde übrig lassen, von selbst die gebührende Rolle im Raritätenkabinett zuweisen.

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank (Ulrich Frank).

Es dürfte von Interesse sein, über den Studiengang und die Lehrjahre wissenschaftlich bedeutender und geistig hochstehender Frauen Mitteilungen von ihnen selbst zu erlangen. Sie werden neben dem Reiz des Persönlichen sicherlich Anregungen, Klarheiten und Hinweise geben, die den vorwärtsstrebenden Frauen von Nutzen sein könnten. Sie werden Vorurteile beseitigen, Irrtümer richtig stellen, die der Frauenbewegung noch immer anhaften. Wir haben uns deshalb an einige der großen, zielbewußten, schaffenden und schöpferischen Frauen gewendet, um von ihnen einschlägiges Material zu erhalten, das wir von Zeit zu Zeit in unserer Rundschau veröffentlichen

werden, und beginnen heute mit nachstehendem Beitrag:

Verehrte gnädige Frau. Ihrer gütigen Aufforderung, etwas über meinen Studiengang zu berichten, komme ich gern nach, von dem Wunsche beseelt, studierenden Frauen mit meinen Erfahrungen Mut und Freudigkeit zum Werk zu geben. Ich gehöre noch zu der alten Garde, die erst an die Türen der Alma mater klopfte, nachdem eine Reihe von praktischen Lehrjahren hinter ihr lag. Und ich möchte diese praktischen Jahre nicht missen. Grade für den Sozialpolitiker bedeutet es ungeheuer viel, wenn er gelernt hat, sich umzuschauen und mit Bewußtsein zu sehen. Und zu sehen gab's genug in meiner Vaterstadt Hamburg, wohin aus aller Herren Ländern die Auswanderer zusammenströmen, wo am Hafen Hunderte von Dockarbeitern sehnsüchtig auf Beschäftigung warten und wo der lang aufgespeicherte Mißmut sich in dem großen Hafenarbeiterstreik von 1896 Luft machte. Dem etwas planlosen Helfen in Vereinen, das meine Schwester und ich gleich nach der Konfirmation in dem ganz natürlichen Drang, uns zu betätigen, begannen, gab ein längerer Besuch in Amerika festere Formen. Ich besuchte dort mit großem Eifer die Settlements und Working Girls' Clubs, und was mir hier zum erstenmal deutlich fühlbar wurde, das war **der große persönliche Einfluß, den eine Frau auf Ungebildete haben kann, jener fast magische Zauber echter, ethisch und geistig hochstehender Weiblichkeit.** Vielleicht finde ich noch einmal Gelegenheit, Ihren Lesern davon Einiges zu erzählen und auch davon, was ich selbst nach meiner Rückkehr bei ähnlichen Experimenten für Erfahrungen machte. Um den grundsätzlichen Unterschied zu begreifen zwischen den amerikanischen und unseren Verhältnissen, dazu war ich viel zu jung und zu ungeschult. Aber diese negativen Tugenden gaben mir den Enthusiasmus, das, was ich in der neuen Welt gesehen und bewundert hatte, in der Heimat nachzuahmen. Mit einer Freundin zusammen gründete ich ein Heim für erwerbstätige Frauen. Ein bescheidener Mittagstisch für 25 junge Mädchen war der Anfang; nach kurzer Zeit kamen täglich gegen 200. Unterhaltungsabende mit belehrenden Vorträgen, eine Stellenvermittlung für Handelsgehilfinnen, ein Kinderhort, in dem 25 Buben und 25 Mädchen ihre Schulaufgaben machten und — auch die Buben — Strümpfe stopften, alles das wurde nach und nach angegliedert. So habe ich, bevor ich das Studium begann, gesehen und begriffen, was für die meisten Menschen der Kampf ums Leben bedeutet, und das ist mir später unendlich zugute gekommen. Über die Vorbereitung zum Abiturium ist nicht viel zu sagen. Für einen reiferen Menschen ist es eine unerquickliche Zeit, die man abkürzt, so weit es geht. Ich wendete zwei Jahre dran. Von einer Vertiefung der Kenntnisse ist da natürlich keine Rede, und doch merkt man später, daß das Studium der alten Sprachen und der Mathematik nicht vergebens war. Ich war die erste Abiturientin in Hamburg, eine Ehre, die aber ihre

großen Schattenseiten hatte. Denn Hamburgs König, Se. Magnifizenz der regierende Bürgermeister, hatte seine hohe Gegenwart beim mündlichen Examen angesagt, und da er erst um 1/22 Uhr mittags erschien, wurde das Examen, an dem nur noch ein Leidensgefährte teilnahm, von 8 Uhr morgens bis in den späten Nachmittag ausgedehnt, so daß wir beide vor Erschöpfung schließlich kaum noch unsere Namen wußten. Nie werde ich die ehrfurchtsvollen Schauer vergessen, als ich zum ersten mal in Altmeister Schmollers Kolleg saß. Das Ziel der Sehnsucht war erreicht, ich konnte hoffen, den Zusammenhang der Dinge verstehen zu lernen und vielleicht einst ein brauchbarer Arbeiter zu werden. Zunächst beging ich den Fehler, in den wohl die meisten „ersten Semester" verfallen: ich belegte viel zu viele Kollegs. Sollte eine Ihrer Leserinnen studieren wollen, so warne ich sie dringend davor. Ein Kolleg ist darum noch nicht nutzbringend, weil man gewissenhaft nachschreibt. Der Stoff will zu Hause verarbeitet sein, von der empfohlenen Lektüre muß wenigstens das Wichtigste gelesen werden. Das läßt sich in späteren Zeiten, wenn die Seminararbeiten anfangen, nicht nachholen. Ich hatte das große Glück, mit meiner ersten Seminararbeit über die „Organisationsmöglichkeit weiblicher Arbeiter" Meister Schmollers Zufriedenheit zu erringen, der sich seitdem in unerschöpflicher Güte meiner angenommen hat. Überhaupt muß ich mit großem Dank bezeugen, daß alle Herren der Universität mir, und ich darf wohl annehmen: auch allen Kolleginnen, mit großem Wohlwollen entgegenkamen. Wer ernsthaft arbeitet, wird demgemäß behandelt, sei er nun Mann oder Frau. Bei einer guten Arbeit fragt keiner, welchem Geschlecht der Autor angehört. Und in Berlin wird stramm gearbeitet, das kann uns niemand absprechen.

Das kollegiale Leben unter den Studenten mag an den kleineren Universitäten reizvoller sein, und das ist wohl auch der Grund, weshalb Heidelberg, Jena in den ersten Semestern so sehr locken. So viel Schönes es haben mag, Land und Leute auf diese Weise kennen zu lernen, ich glaube doch, daß es ratsamer ist, an einer und derselben Universität zu bleiben. Es kann den Anfänger nur verwirren, zu viele Meinungen zu hören. „Am besten ist's, wenn Ihr nur einen hört und auf des Meisters Worte schwört" — eine selbständige Ansicht kann nur auf gründlichem Wissen erwachsen, das der Student doch erst erwerben soll. Und in unserer — leider! — so pietätsarmen Zeit ist es besser, zu viel als zu wenig Autoritätsglauben zu entwickeln. Kommt dann der Tag des Examens heran, so ist man nicht nur mit der Methode, sondern auch mit der Ausdrucksweise, der Art, Fragen zu stellen, der Professoren bekannt, so daß das Rigorosum zu einem anregenden Kolloquium wird. Namentlich, wenn die Examinatoren diesen Grad von Liebenswürdigkeit und Nachsicht für den begrenzten Horizont des Examinanden haben, wie Altmeister Schmoller. „Ich will wissen, was Sie wissen, und nicht, was Sie *nicht* wissen", ist dabei sein Trostwort, und so begann er mein Examen mit den Worten:

„Na, worüber wollen wir uns denn nun unterhalten?" und als ich entgegnete: „Nur nicht über Börsen- und Bankwesen", lachte er: „Wir wollen ja auch keinen Börsenjobber aus Ihnen machen." Da war es denn auch nicht schwer, mit festem Ruck allen Mut zusammenzunehmen und sich ein magna cum laude zu erringen. Vielleicht folgt eine Ihrer Leserinnen meinem Beispiel!

In aufrichtiger Verehrung

Dr. Charlotte Engel-Reimers.

Finanzielle Rundschau.

Neue Staatsanleihen.

Eine Reihe von Staatsanleihen sind in jüngster Zeit zum Abschluß gelangt, deutsche und außerdeutsche. Soweit sich überblicken läßt, ist die internationale Marktlage für die Emission von Staatsanleihen nicht ungünstig. Übrigens wenn die Staaten Geld brauchen, dann kommt die Lage des Geldmarktes erst in zweiter Linie in Betracht, den Ausschlag geben hier vielmehr die staatlichen Geldbedürfnisse. An der Spitze der staatlichen Geldaufnehmer steht dem Anleihebetrag nach Preußen. Es bringt 420 Millionen Mark 4% Konsols heraus, die das Preußen-Konsortium zum Kurs von 100.80% abnimmt und zu 101.40% (also mit $^3/_5$% Nutzen) zur Zeichnung auflegt; etwas billiger mit 101.20% fahren diejenigen Zeichner, die sich ins Staatsschuldbuch eintragen lassen oder sich einer Sperre von einem Jahr unterwerfen; dieses Fünftel-Prozent Kursunterschied trägt selbstverständlich nicht das Bankenkonsortium, sondern der Staat. Man ist gewöhnt, Preußen und das Reich Arm in Arm auf dem Anleihemarkt erscheinen zu sehen. Sie sind auch diesmal beisammen. Es ist aber doch ein Unterschied gegen sonst. Das Reich bringt nur 80 Millionen Mark 4% Anleihe (zu den gleichen Bedingungen wie Preußen) heraus. Aber auch dieser geringe Betrag dient nur zur Einlösung früher ausgegebener Schatzscheine. Sie bedeuten somit eine Vermehrung der bestehenden Reichsschulden nicht. Man denke: das Reich braucht kein Geld! Wie lieblich dem Ohre des Steuerzahlers das klingt. Warten wir aber erst die nächste Etatbekanntgabe ab, ehe wir uns gar zu sehr freuen. Wenn das Reich jetzt so zurückhaltend ist, so tut es auch, um seinen Anleihemarkt zu schonen, und dessen Schonungsbedürfnis ist nicht gering. Überdies: man muß dem Volk doch auch zeigen, daß die letzte, die große Reichsfinanzreform (des schwarz-blauen Blocks) doch nicht ganz umsonst gewesen ist, daß sie dem Reich aus der chronischen Geldklemme geholfen hat — bis auf Weiteres. Außer dem Reich und Preußen hat auch Württemberg an den Geldmarkt appelliert. Aber nur mit 25 Millionen. Diese Emission war schon vor der Preußens und des Reichs angekündigt und zwar zu einem höheren Kurse als dem von Konsols und Reichsanleihe, zu 101.60%. Als dann die beiden großen Konkurrenten am Geldmarkt zu 101.40% erschienen, da mußte sich das Schwabenland nachträglich ebenfalls zu einer Verbilligung seiner Papiere um 20

Pfennig entschließen. Der Herr Finanzminister wird sich sehr gefreut haben. Auch von Bayern hieß es vor kurzem, es wolle mit einer größeren Anleihe herauskommen. Die Absicht hat auch vorgelegen. Aber da kam der Krach zwischen dem Finanzminister und der Zentrumspartei und im Anschluß daran die Auflösung des Landtags, und die Anleihe wurde einstweilen zurückgestellt, bis der nächste Landtag beisammen ist. Auch außerhalb der Reichsgrenzen braucht man Geld recht nötig. Einem alten vielzitierten Wort zufolge bildet es den nervus rerum fürs Kriegführen. Die Frage, wie lange die beiden kriegführenden Nationen Italien und die Türkei, ihren Kampf, der seit 4 Monaten dauert, noch ohne größere Anleiheaufnahme fortführen können, drängt sich ganz von selbst auf. Italien hat auch bereits im Ausland angeklopft und zwar in Paris, aber zu einem Abschluß kam es nicht. Es muß also vorläufig zu Hause im eigenen Lande noch Schatzbons verkaufen. Wieviel es von Paris wollte, ob es eine feste Anleihe oder Schatzscheine unterbringen wollte, und ganz besonders, welche Preise man beiderseits anlegen wollte, darüber wurde Sicheres nicht bekannt. Es schwirrten allerhand Gerüchte in den Zeitungen herum, die aber genau dieselbe „Zuverlässigkeit“ aufwiesen wie die Meldungen vom Kriegsschauplatz. Ebensosehr oder eher noch mehr als Italien hat die Türkei Geld nötig. Sie hat in den letzten Tagen eine Schatzschein-Anleihe (mit 1jähriger Lauffrist) von $1^1/_2$ Millionen Pfund Sterling mit der National Bank of the Turkey, einer unter englischem Einfluß stehenden Bank, abgeschlossen. Man hat dafür sogar nicht einmal eine besondere Sicherstellung von der Türkei verlangt. Zur gleichen Zeit wie mit den Engländern waren Verhandlungen mit den Franzosen im Gange, aber die Briten waren die fixeren und die Franzosen infolgedessen die verblüfften. Ein weit pikanteres Interesse als alle die erwähnten Anleihe-Verhandlungen und Anleihe-Abschlüsse ging von Österreichs Staatsfinanzen aus. Gegen Österreich tobte ein bitterer Kampf. In der englischen und der französischen Presse. Etwas Schaudervolles war ruchbar geworden: Österreich wolle den englischen, nach anderen Versionen den französischen Markt mit einer Anleihe in Anspruch nehmen. Am Ende gar für Rüstungszwecke?! Für die bekannte „schimmernde Wehr“?! Und prompt begann die Hetze der darin sehr routinierten Triple-Entente-Blätter gegen den Dreibundgenossen. Keinen Frank und keinen Schilling dem Feind des eigenen Landes, oder sagen wir's ehrlicher, dem Verbündeten Deutschlands. Man fühlte sich wieder einmal ganz als „Bankier Europas“ an der Seine sowohl wie an der Themse, und man benahm sich, wie das dort die Art ist. Man erhitzte sich aber umsonst. Mit London hatte Wien, wie sich dann herausstellte, überhaupt nicht einmal Fühlung genommen. Lediglich ein Finanzagent ohne Auftrag hatte aus einem tiefempfundenen Bedürfnis nach einer kräftigen Abschlußprovision bei den pp. Finanzministern probiert, ob das Geschäft-

chen vielleicht zu machen wäre. Dagegen scheint in Paris der Manager der österreichischen Staatsfinanzen angeklopft zu haben. Aber wenn schon. Die Pariser hätten sich doch, ehe sie ihrem gallischen Temperament die Zügel schießen ließen, sagen können und müssen, daß es auch ohne sie geht. Sie haben das ja vor noch nicht gar so langer Zeit bei ähnlicher Gelegenheit erlebt. Und es geht auch diesmal ohne sie. Österreich emittiert 200 Millionen Kronen 4% Rente (zu 90%) und 130 Millionen 4% dreijährige Schatzscheine (zu 97½%) im eigenen Lande.

Eine Kleinigkeit. Aus Bankkreisen wird uns geschrieben: „Seit etwa 1½ Jahren macht sich bei der Zulassungsstelle der Berliner Börse eine Tendenz zur Kürzung der Prospekte geltend. Das ist ein sehr anerkennenswertes Bestreben. Denn wenn die Prospekte ihren Zweck, die Orientierung des Publikums, erfüllen sollen, müssen sie vor allen Dingen lesbar sein. Lesbar heißt in diesem Fall: nicht allzu lang und nicht allzu langweilig. Eine ganze Reihe von Kleinigkeiten sind in neuerer Zeit aus den Prospekten ausgemerzt worden. So z. B. war früher, wenn man einen Prospekt las, die betreffende Gesellschaft stets gegründet „laut notariellem Protokoll vom sounsovielten des Jahres X“, jetzt ist sie einfach „im Jahre X“ gegründet. Oder: früher mußte dem interessierten Leser die aufregende Mitteilung gemacht werden, daß die Gesellschaft auch ins Handelsregister eingetragen sei und zwar unter dem und dem Datum, jetzt geht's auch ohne das. Ähnliche kleine Sächelchen, die in ihrer Häufung bei der Prospektlektüre dem juristisch noch nicht verdorbenen Leser auf die Nerven gehen, ließen sich noch mehr anführen. Die Zulassungsstelle begann zu lernen, nicht nur kaufmännische und juristische Erwägungen für die Abfassung der Prospekte heranzuziehen, sondern auch „literarische“. Ich weiß, sie wird eine solche Insinuation, literarische Erwägungen überhaupt zu kennen, weit von sich weisen. Des Wortes geniert man sich ja geradezu als Kaufmann. Aber es ist doch nichts anderes, wenn sie auf die Bedürfnisse des Lesers als solchen Rücksicht nimmt. Ich möchte nun auf noch eine der charakterisierten Kleinigkeiten aufmerksam machen, die mich in jedem Prospekt von neuem ärgert. Auf einen Passus, der in jedem Prospekt zu finden, und in jedem total überflüssig ist. Es ist die Statutbestimmung über den „Gegenstand des Unternehmens“. Was man da zu lesen bekommt, ist jedesmal in seiner notwendig allgemeinen Formulierung für den speziellen Fall recht nichtssagend und für den Laien wie für den Branchekenner gänzlich bedeutungslos. Dabei ist diese Bestimmung in der Regel ein Satzungetüm von recht gediegener Länge. Was der Prospekt dem Leser an tatsächlicher Kenntnis vermitteln will, sagt er ihm ja viel besser, klarer und ausführlicher an einer anderen Stelle, nämlich bei der Beschreibung der Betriebsanlagen, die jedes Unternehmen seinem Prospekt einfügen muß. Diese Beschreibung zusammen mit den oft noch beigefügten Produktionsziffern usw. macht jenen Passus vom Gegenstand des Unternehmens ganz

überflüssig. In einzelnen Ausnahmefällen, wo eine Beschreibung von Anlagen naturgemäß nicht vorhanden sein kann, also beispielsweise bei sogenannten Trustgesellschaften, mag der zitierte Passus beibehalten werden. Aber sonst weg damit. Man wird mir einwenden, die Fortlassung sei nicht möglich; denn die Stelle müsse in den Prospekt, weil das die Bundesrats-Bekanntmachung (vom 4. 7. 1910) zum Börsengesetz verlange. Nun dann kostet es den Bundesrat nur einen Federstrich, und die Bestimmung ist nicht mehr. Der Bundesrat kann das. Wenn er einige Beweglichkeit besitzt — eine Eigenschaft, die den Behörden gewöhnlich mangelt — dann verschwindet die Bestimmung sogar bald.

Zwei neue Hundertmillionen-Banken. Banken, deren Aktienkapital 100 Millionen Mark überstieg, gab es seit langem im Deutschen Reich nur 6, wovon 5 ihren Hauptsitz oder doch ihren geschäftlichen Schwerpunkt in Berlin haben, während bei einer das Schwergewicht sich auf Berlin und Köln verteilt. Eigentliche Provinzinstitute, die 100 Millionen hatten, gab es bis vor kurzem nicht, wenngleich einige von ihnen schon seit langem nicht mehr weit von dieser Ziffer entfernt sind. Nun sind neuerdings 2 Provinzbanken, und zwar beide aus dem Konzern der Diskonto-Gesellschaft, in die Reihe der 100-Millionen-Banken eingerückt: der Barmer Bankverein in Barmen und die Allgemeine Deutsche Kredit-Anstalt in Leipzig. Der Barmer Bankverein gab vor einiger Zeit bekannt, daß er sein Kapital um 25 Millionen Mark auf 100 erhöhe und 10 Millionen des neuen Kapitals zur Angliederung (Kommanditierung des altangesehenen Bankhauses von der Heydt-Kersten & Söhne in Elberfeld) den Rest zur Stärkung der eigenen Mittel verwende. Die Allgemeine Deutsche Kredit-Anstalt wird künftig sogar 110 Millionen Aktienkapital haben, nachdem sie die angekündigte Erhöhung um 20 Millionen durchgeführt haben wird. Sie wird also künftig die größte — am Aktienkapital gemessen — unter den deutschen Provinzbanken sein.

Zur Wirtschaftslage.

Berlin, 21. Januar 1912.

Ein merkwürdiger Gegensatz besteht seit kurzem zwischen allen Meldungen über die allgemeine Konjunktur und der Haltung der Börse. Von allen Seiten kommen günstige Nachrichten, der Roheisenverband hat bis zu seiner nächsten Versammlung im Februar alle Verkäufe gesperrt, der Stahlwerkverband hat sehr gute Beschäftigung, das Kohlensyndikat hat einen glänzenden Absatz, mit den Outsidern hat es sich definitiv geeinigt, seine Preise hat es für alle Kohlensorten, wie in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift angekündigt, im Rahmen von 25 Pfg. bis 1 Mk. erhöht, die Außenhandelsziffern des deutschen Reiches weisen Rekordhöhen auf, für eine Reihe verschiedener Artikel wurden „Konventionen“ geschlossen, wie das immer so geschieht bei steigenden Preisen (bei sinkenden zerfallen diese losen Verbände dann wieder und die Konventionspreise werden durch Kampfpreise abgelöst)

— und trotz allem ist die Börse flau und leblos. Vielleicht infolge des Geldmarktes? Nein, der Geldmarkt zeigt recht niedrige Sätze (tägliches Geld nur 1½%, Ultimogeld 4%). Allerdings, die meisten Papiere sind bei ihren jetzigen Kursen bezahlt, aber das hat doch schon oft an lebhaften Umsätzen nicht gehindert. Vielleicht die Schwierigkeiten wegen Verlängerung des Stahlwerkverbandes? Nein, die lassen die Börse kühl. Es glaubt kein Mensch an eine Auflösung des Verbandes, wenn die Verlängerung auch erst am Ablaufstag des jetzigen Verbandes Nachts 5 Minuten vor 12 Uhr erfolgt. Vielleicht die politischen Verhältnisse, die Reichstagswahlen? Nein, die innere Politik gewiß nicht. Block rechts, Block links, die Börse hat nichts zu fürchten und nichts zu hoffen, wenigstens so bald nicht, daß sie deshalb jetzt schon matt gestimmt sein müßte. Aber vielleicht die äußere Politik? Nein, gewiß nicht; es ist ja augenblicklich „nichts los". Der Operettenkrieg zwischen Italienern und Türken war von Anfang an nur Stoff für den Börsenwitz: „Bei schlechtem Wetter findet der Krieg im Saal statt." Was aber war es denn? Man konnte hören und lesen, daß eine Firma, die nahe Beziehungen zum Industriebezirk habe, flau „mache". Das färbe auf die Gesamttendenz ab. Eine Firma! Wenn das wirklich der ganze Grund ist, dann bedeutete das ein höchst bedauerliches Zeichen von Kraftlosigkeit der Berliner Börse, einen Mangel an innerer Widerstandsfähigkeit, der für eine große Börse eigentlich beschämend ist.

Boreas.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Richard Charmatz, Wien IX/1, Porzellangasse 38; — für die Herausgabe: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utca 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Carl Krause in Tempelhof-Berlin. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Friedrich Naumann

Nach einer Ölskizze von Professor Max Liebermann.

NORD UND SÜD

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schles. Buchdruckerei, Kunst- [illegible]
v. S. Schottlaender [illegible]
Berlin * Breslau * [illegible]

Wien [illegible]
Rob. Mohr, Verlags-Kommiss.-Buchhandlung. [illegible] handlung.

36. Jahrg. Band 140. Heft 44[illegible] [illegible] 1912

Friedrich Naumann

Nach einer Skizze von Professor Max [illegible]

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G.

Berlin * Breslau * Leipzig
Lützowufer 5a. E. F. Steinacker.

Wien
Rob. Mohr, Verlags-Kommiss.-Buchhandlung.

Budapest
Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung.

36. Jahrg. Band 140. Heft 448 Zweites Februarheft 1912

Dr. Eugen Katz: Friedrich Naumann

Der verflossene Wahlkampf hat eine bedeutsame Verschiebung der Machtverhältnisse gebracht. Seit einem Menschenalter gibt wieder zum ersten Male der Liberalismus im Reichstag den Ausschlag. Wenn es gelungen scheint, eine Mehrheitsbildung von Konservativen und Zentrum auszuschließen, so gebührt ein ansehnlicher Teil des Verdienstes einem Manne, der mit ungewöhnlicher Kraftleistung seit vielen Jahren auf dies Ziel hinarbeitete: Friedrich Naumann. Gerade weil ihm das Wahlglück persönlich nicht hold war (es fehlten ihm in Heilbronn zu 10 000 etwa 70 Stimmen), ist es nötig, seiner in diesem Sinne zu gedenken.

Heute hat der Liberalismus wieder Jugend und Willen zur Macht. Welch anderes Bild vor etwa 15 Jahren, als Naumann anfing, seine Freunde zu sammeln! Die Nationalliberalen waren eine konservative Partei geworden, zu allem fähig, nur nicht zu liberalen Leistungen. Die Freisinnigen hatten — von einzelnen trefflichen Persönlichkeiten abgesehen — neben der Hoffnung auf Erfolge auch den ernstlichen Willen dazu verloren. Die jüngere Generation erwartete allerhand von einer Mauserung der Sozialdemokratie, das heißt die Minderzahl, die überhaupt noch öffentliche Dinge für wichtig erachtete. Es fehlte dem Liberalismus an jungem Nachwuchs, Selbstvertrauen, vor allem aber an der Mitwirkung unserer sogenannten gebildeten Schichten.

Damals also erlebten wir als Studenten den Anfang des Umschwungs. Naumann entwickelte im Münchener sozialwissenschaftlichen Verein dieselben Gedanken, welche diesen Wahlkampf beherrschten, daß nur eine große deutsche Linke die Alleinherrschaft von Großgrundbesitz, katholischer Kirche und Bürokratie zu brechen imstande sei, daß nur ein Einvernehmen der sozialistisch organisierten Arbeiter mit den fortschrittlichen Teilen unseres Bürgertums zum Erfolg führen könne. Er appellierte an die nationalen und sozialen Pflichten der Gebildeten und an ihr staatsbürgerliches Gefühl. —

An diesem einen Abend gewann Naumann ein paar hundert stille und ein paar Dutzend tätige Anhänger. Und ähnlich ging es anderswo. Immer größere Kreise von Akademikern, Beamten und „Männern des praktischen Lebens", ganz besonders aber der junge Nachwuchs, wurden von Naumann zu politischer Tätigkeit erweckt. Die nationalliberale Jugendbewegung war gleichsam ein Reflex von Naumanns national-sozialem Verein. Und die Nationalsozialen, welche dann im Liberalismus aufgingen, rückten vielfach schnell in führende Stellungen. Nicht nur im eigentlichen Parteileben. Es gibt z. B. schon Großstädte, wo der Oberbürgermeister und die führenden Köpfe aus dem Naumannschen Kreis hervorgegangen sind, und diese Gemeinwesen werden sozial vorbildlich verwaltet.

Worauf beruht nun Naumanns merkwürdiger Einfluß? Gewiß, dieser Mann ist als Redner und Schriftsteller gleich vortrefflich, aber das erklärt nicht allein seine Wirkung als Volkserwecker. Er ist Künstler im Formulieren, Meister in der Kunst, Wahrheiten in die Köpfe einzuhämmern, aber er ist noch mehr: Wohl jeder, der Naumann persönlich kennt, wird noch verstärkt den Eindruck gewinnen, den schon der flüchtige Beobachter aufnimmt: es handelt sich hier um einen ganz sachlichen, ganz wahren und von allem „Gemeinen" ungebändigten Menschen. Das erst gibt Naumann die starke moralische Wucht, mit der er soviele Menschen in den Bann einer großen Sache zwang und bei ihr festhielt.

Von Leuten, denen der Parteizaun die Aussicht ins Leben versperrt, ist Naumann vorgeworfen worden, er habe allzuviele Wandlungen durchgemacht. Wenn es ein Makel ist, mit den Jahren politisch zu lernen, dann muß der gleiche Vorwurf gegen unsere besten Volksgenossen gerichtet werden. Tatsächlich läßt sich aber aus Naumanns Entwicklungsgang nachweisen, wie dieselben Ziele dem jungen Geistlichen und dem gereiften Politiker voranleuchteten: daß Deutschland seine weltgeschichtliche Mission in Stärke nach Außen und Freiheit im Innern erblicken müsse; daß unser Volk als Ganzes nur dann etwas wird, wenn wir es auch dem Letzten und Ärmsten ermöglichen, sich als Persönlichkeit, als Glied des Ganzen zu empfinden.

Einer konservativen Familie entsprossen, aus der bekannte Geistliche hervorgegangen waren, neigte Naumann anfänglich zu den konservativen Staatssozialisten hin. Als Erzieher im „Rauhen Hause" zu Hamburg, als Arbeiterpastor in Sachsen und Frankfurt hat er wohl die Erfahrung gemacht, daß unsere sozialen Nöte nicht nach konservativen Rezepten zu heilen sind. Von der Sozialdemokratie andrerseits haben

ihn immer geschichtliche Bildung und Staatsgefühl getrennt. Es kam gleichsam von selbst, daß Naumann sich den entschiedenen Liberalen anschloß, ursprünglich derjenigen Gruppe, die in nationalen und sozialen Dingen zuerst die Aufgaben der neudeutschen Entwickelung begriff.

Dogmatiker allerdings ist Naumann nie gewesen, dafür ist er nicht einseitig genug und zu sehr Mensch des Wollens. Gerade auch nicht auf dem Gebiet, wo ihm die Heidelberger Universität soviel Leistung zuschrieb, daß sie ihn zum Ehrendoktor der Theologie erwählte, weil er „salvifica veteris evangelii mysteria aetati nostrae nova lingua praedicans — insigniter promeritus est". Eine im innersten Herzen verborgene Frömmigkeit — ohne die man sich Naumann nicht vorstellen kann — bewahrte ihn vor dem Irrweg, das Wesen der Religion in spitzfindiger Systematik zu suchen. Die Vermengung religiöser mit politischen Dingen empfand er immer als unzart und echter Frömmigkeit feindlich. In diesem Geist sind seine „Andachten" und „Briefe über Religion" geschrieben, die wir in den älteren Jahrgängen der Hilfe finden, die manchem Zeitgenossen jeglicher Konfession mehr gegeben haben, als zwangsweiser Religionsunterricht und Gotteshäuser spenden können. —

Naumanns Ausscheiden aus dem Reichstag kann freilich den schließlichen Sieg eines echten Liberalismus nicht verhindern. Aber viele Tausende werden bedauern, daß er nicht an der ihm gebührenden Stelle ist, in einer Zeit, wo es gilt, die letzte Feile an das Werk einer uneigennützigen Lebensarbeit zu legen. Gerade gegenwärtig, wo ohne Liberalismus nicht regiert werden kann, fehlt uns im Parlament dieser Führer. Möge bald eine Nachwahl den augenfälligsten Schönheitsfehler des neuen Reichstages gut machen!

Rt. Hon. Sir Henry Roscoe:
Deutschland und England
Ein Brief an den Herausgeber von „Nord und Süd"

Sehr geehrter Herr Professor!

Ich schreibe weder vom Standpunkte eines Diplomaten noch vom Standpunkt des Politikers, sondern einfach als ein Mann der Wissenschaft, der als Menschenfreund zum Ausgleich von Differenzen bemüht ist, zwischen Völkern wie zwischen Individuen die Ursachen dieser Streitigkeiten aufzudecken, und sich daher die Frage vorlegt: wer sind diejenigen, die all' diese Zwietracht anstiften, was bedeuten sie, was wollen sie, was vermögen sie? Wir in England nennen diese Leute „Jingoes". In Deutschland bezeichnet man sie, glaube ich, mit „Alldeutschen" oder „Chauvinisten". In Frankreich heißen sie „Revanchistes" und in Italien „Irredentisti".

Was sie bedeuten, ist ohne weiteres klar — sie bedeuten Unheil. Was sie wollen, ist weniger in die Augen springend, denn sie sagen es uns nicht in einfachen Worten. Ich bezweifle überhaupt, daß sie es selbst wissen. Darüber aber herrscht kein Zweifel, daß ihr Sprechen, ob geredet oder geschrieben, mehr oder weniger eine Bedrohung des Weltfriedens bedeutet. Wie groß ihr Einfluß ist und wie weit die Gefahr geht, ist eine andere Frage. Es wird niemand glauben, daß der Wunsch, die Nationen auf einander zu hetzen, von der großen Menge geteilt wird. Der gesunde Menschenverstand und die Rechtschaffenheit eines Volkes, welcher Nationalität es immer angehöre, ist ein starkes Bollwerk gegen den Chauvinismus. Und wenn wir die wahre Gesinnung des englischen, sowie des deutschen Volkes feststellen könnten, wer kann da noch zweifeln, daß sie zugunsten des Friedens und friedlicher Übereinkunft und nicht zugunsten von Feindseligkeit und Krieg ausfiele? Aber Irren ist menschlich, und leicht wird man irre geleitet, sodaß es Pflicht derjenigen ist, die sich Freunde des Fortschritts nennen, alles dem Fortschritt Hinderliche zu bekämpfen und alle ihre Kräfte aufzubieten, den Chauvinismus

in jedem Lande und in jeglicher Form an den Pranger zu stellen und zu vernichten. In England ist der „Jingoismus“ praktisch nicht von Bedeutung. Jedenfalls ist er im Parlament nicht fühlbar, wie noch die letzten Reden in beiden Häusern bewiesen: nicht ein Wort des Übelwollens gegenüber Deutschland wurde laut. Im Gegenteil, der Ausdruck wärmster Anerkennung der freundlichen Gesinnung und Freundschaft war nicht allein aus dem Munde der gegenwärtigen Regierung bei den Lords und im Haus der Gemeinen, sondern ebenso von den Führern der Opposition in beiden Häusern zu vernehmen, und der Wunsch nach Verständigung mit Deutschland ward allgemein und mit besonderem Nachdruck kundgegeben.

Dasselbe gilt mit Fug und Recht, von einigen wenig ehrenhaften bedeutungslosen Ausnahmen abgesehen, von der englischen Presse. Die arbeitenden Bevölkerungsschichten sind niemals vom Deutschenhaß angesteckt worden. In Handelskreisen, die ja in engen kommerziellen Beziehungen zu den Deutschen stehen, wird in bezug auf auswärtige Politik nichts sehnlicher gewünscht als eine englisch-deutsche Verständigung.

Glauben zu wollen, daß es England in Gegenwart oder Zukunft darum zu tun sein wird, Krieg mit Deutschland anzufangen, ist eine Täuschung, in der nur Wahnsinnige befangen sein können. Man stelle sich nur die Frage, was in der Welt dabei für England herauskommen sollte? Nehmen wir den Fall an, es gelänge der englischen Flotte, Hamburg zu beschießen und zu zerstören. In wiefern würde uns ein solcher Akt von Vandalismus Nutzen bringen? Nach keiner Richtung. Im Gegenteil, wir würden uns ins eigene Fleisch schneiden, denn gehört nicht Hamburg zu unseren besten Abnehmern — um die Sache nur von der finanziellen Seite zu betrachten.

Man lasse mich ein weiteres Trugbild verscheuchen. Es ist gesagt worden und wird auch noch von Vielen geglaubt, die es besser wissen sollten, daß England auf Deutschlands wachsenden oder bestehenden allumfassenden Welthandel eifersüchtig sei und ihn zugunsten des eigenen Handels zunichte machen wolle. Daß eine solche Ansicht von gewissen Landsleuten ausgesprochen worden ist, will ich nicht leugnen. Indes war dies eine völlig falsche Anschauung. Stellen Sie sich einmal Deutschland vor einem halben Jahrhundert vor: arm, uneinig, ohne oder wenigstens ohne erheblichen Außenhandel. Würde Englands Handel ein blühenderer sein als jetzt, wo Deutschland reich, geeinigt ist und mitten im Welthandel steht? Sicherlich nicht. Je reicher unsere Nachbarn und Wettbewerber, desto besser für unseren eigenen Handel. Der Käufer mit

dem Groschen in der Tasche ist kein so guter Kunde wie derjenige, der mit einer Handvoll Gold ankommt! Was der Handel vor 50 Jahren zwischen den beiden Ländern betrug, weiß ich nicht; jedenfalls muß es ein geringer Bruchteil des gegenwärtigen Umsatzes gewesen sein, der hundert Millionen Pfund. Sterling jährlich beträgt.

Gibt es noch einen anderen Gesichtspunkt, von dem aus England durch einen Krieg mit Deutschland einen persönlichen Nutzen ziehen könnte? Ich kenne keinen, und unsere Chauvinisten würden mir wohl darin Recht geben müssen. Doch sagen sie: wenn nicht wir den Krieg erklären, so können wir sicher sein, daß Deutschland uns zuvor kommen wird. Ist es da nicht besser, wir wählen Zeitpunkt und Gelegenheit, als daß wir es unseren Feinden überlassen, den Vormarsch zu tun, wenn es ihnen gerade paßt? Dieses Argument läßt sich hören, vorausgesetzt, daß die Prämissen zutreffen. Beabsichtigt Deutschland den Krieg zu erklären oder ihn heraufzubeschwören? Was spricht dafür? Gewiß, wenn wir die Behauptungen der alldeutschen Partei als Ausdruck des Volkswillens annehmen, wären wir mit gutem Grund berechtigt, den Krieg für unausbleiblich zu halten. Ebenso gewiß aber ist, daß, wer etwas von Deutschland und deutscher Anschauungsweise kennt, überzeugt ist, daß die Alldeutschen es noch viel weniger in ihrer Macht haben, einen Krieg heraufzubeschwören, wie unsere Jingoes dies könnten, und daß ihre Äußerungen mindestens ebensowenig den Ausdruck der öffentlichen Meinung bedeuten, als dies für unsere Chauvinisten gilt. Die Debatten im Reichstag, die Reden Ihrer Minister, die Stellungnahme in den ihrer Verantwortung bewußten Organen der deutschen Presse und die ausgesprochene Meinung der arbeitenden Klassen — sie alle reden mit deutlicher Zunge: „wir wollen keinen Krieg!"

Und dennoch bleibt in Deutschland ein starkes und weitverbreitetes Gefühl der — um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen — Animosität gegen England. Was hat England getan, was tut es oder was hat es vor, was deutscherseits solch ein mißtrauisch-feindseliges Gefühl wachruft? Worauf gründet sich dieses? Es ist mir nie gelungen, diese Frage zu beantworten, und ich glaube, sie entspringt Mißverständnissen und irrigen Vorstellungen. Es ist eine Art von Auferstehung des alten französischen Schlachtrufs: „Perfide Albion". Können diese Alldeutschen uns irgend eine englisch-deutsche Unterhandlung nennen vom Anbeginn deutscher Ausbreitung bis auf die heutige Zeit, bei welcher nicht Deutschland jegliche Gelegenheit gegeben war, seinen Platz an der Sonne zu erhalten?

Ich will mich kurz fassen. Ist England dem Handel Deutschlands entgegengetreten? Wenn dem so sein sollte, so müßte sich England ganz außerordentlich verrechnet haben, denn trotz des vermeintlichen Entgegenarbeitens Englands ist Deutschlands Handel mächtig angewachsen und wächst noch mit Riesenschritten. Indes — bei welcher Gelegenheit sollte England Deutschland entgegengetreten sein? Können die Alldeutschen auch nur ein einziges Beispiel anführen? Es ist gar leicht, feurige Artikel zu schreiben und einem Übelwollen oder Eifersucht in die Schuhe zu schieben; zu behaupten, daß Deutschland sich nicht ausbreiten kann, weil England den Wogen gebiete; es so hinzustellen, als ob die Engländer den Deutschen Abneigung und Verachtung entgegenbrächten und ihnen ihr Aufblühen mißgönnten. Dies ist nicht nur unfreundlich, sondern aberwitzig geredet und unzutreffend von Anfang bis zu Ende. Nicht allein, daß wir nicht bestrebt waren, dem deutschen Handel Grenzen zu setzen, so hat unsere Politik der offenen Türe sicherlich den Erfolg gehabt, den deutschen Handel ganz wesentlich auszubreiten. Alle unsere einheimischen und fremdländischen Häfen, unsere Büros, Geschäfte und Industrieen sind Deutschland offen und gebildete Deutsche haben aus unserer Politik Nutzen gezogen, die sowohl für sie selbst als auch für uns von ungeheurem Vorteil ist. Wo immer englisches Gewerbe und englischer Handel blühen, findet man deutsche Kaufleute und Handwerker, und sie bleiben seßhaft. In unseren großen Städten, in den überseeischen Dominien wie in den entlegensten Niederlassungen kommt der überall anzutreffende Deutsche gedeihlich vorwärts und ist dem Gemeinwesen eine willkommene Stütze. Was soll England noch tun, deutschen Handel und deutsches Gewerbe zu fördern? Wie kann man da behaupten wollen, daß England Deutschland seinen Platz an der Sonne streitig mache? „Ja“, mögen jene Alldeutschen sagen, „wir anerkennen Euer freundliches Zuhilfekommen. Das genügt uns aber nicht. Wir müssen alleine dastehen. Wir begehren ein Kolonialreich, ein überseeisches Gebiet, ein Deutschland über See, wie Ihr es in Australien, Asien, Canada und Südafrika habt.“ Ja, wenn dies die Anschauungen der deutschen Nation und nicht die einer immerhin unbedeutenden Clique wären, wenn Deutschland erklärte, diese Pläne unter allen Umständen verwirklichen zu wollen, dann freilich wäre die Frage von weittragender Bedeutung, denn solcher Standpunkt würde einen sicheren Krieg mit England und die Wahrscheinlichkeit eines Krieges mit den Vereinigten Staaten in sich schließen. Und zu solchem Endziel sollte England als lange bestehende Weltmacht, die zur See gebietend ist und deren Bevölkerung die Begabung erfolgreicher

Kolonisierung bewiesen hat, seit mindestens 4 Jahrhunderten friedfertige Armeen zur Annexion und Besiedelung in die fruchtbarsten und gesundesten doch unzivilisierten Erdteile geschickt haben? Diese Besiedelung war durchweg so erfolgreich, daß nahezu alle Länderstriche, die bewohnbar, aber noch nicht von zivilisierten Völkern bewohnt waren, nachgerade von Engländern oder Amerikanern beschlagnahmt worden sind, sodaß dem jungen aufstrebenden Deutschland zur Annexion nicht viel übrig bleibt. Ob zum Nutzen oder zum Schaden, ist Deutschland zum Zugreifen zu spät gekommen — es müßte denn die Torheit begehen, von solchen Landstrichen Besitz ergreifen zu wollen, die bereits in festen Händen sind. Das würde natürlich Krieg bedeuten, einen Krieg, dessen Schaden, auch bei siegreichem Ausgang, kein Gewinn an Land oder Gold auch nur annähernd wettmachen könnte.*) Ich für mein Teil glaube nicht, daß Deutschland und seine Bevölkerung wahnwitzig sind oder es zu werden drohen. Daher glaube ich auch nicht, daß es Deutschland jemals einfallen wird, England seine überseeischen Länder zu entreißen oder Amerika mit der Millionenheeresmacht überfallen zu wollen, die es zur Aufrichtung eines „Vaterlandes" im Westen brauchen würde. Selbstverständlich hat England der kolonialen Ausbreitung Deutschlands, ob sie durch Kauf oder Vertrag bewirkt wird, keinen Widerstand entgegenzusetzen, solange sie nicht auf Gebiete übergreift, über die schon die britische Flagge weht. Es ist neuerdings viel von Deutschlands Übervölkerung die Rede gewesen. Der jährliche Bevölkerungszuwachs beträgt nahezu eine Million Seelen. „Wir müssen für diesen Menschenstrom einen Abfluß finden", sagen die Alldeutschen. Ist das so einleuchtend? Die Bevölkerungsdichtigkeit ist in Deutschland längst nicht so groß wie bei uns oder etwa in Belgien, und in beiden Ländern stehen die Lebensbedindungen denen der Deutschen nicht nach. Findet nicht vielmehr heutzutage ein Zustrom von Tausenden von Arbeitern gerade nach Deutschland statt, dem stets anwachsenden Arbeitsangebot in den deutschen Industrieen folgend?

Nein, das hohe und glorreiche Streben und der wahre Beruf der deutschen Nation ist nicht der, mit eiserner Faust zu Lande oder zur See zu erobern, vielmehr der Menschheit zu zeigen, wie die Welt beherrscht werden kann, durch die großen Ergebnisse der Zivilisation, wenn eine

---

*) Die Richtigkeit dieser Behauptung werden Ihnen die Direktoren der Großbanken in Berlin bestätigen, wenn Sie sie fragen, wie es bei einer Kriegserklärung zwischen Deutschland und England um das Berliner Bankwesen bestellt sein würde.

Nation Kraft und Bestimmung in sich trägt, ihren hohen Idealen nachzustreben. Keine andere Nation weder in der alten noch in der neuen Welt ist im Besitz so hoher Ideale, keine andere wäre so fähig und so wohl ausgerüstet in dieser Richtung die Führung zu übernehmen wie die Deutschen.

Das alte Kriegsspiel hat aufgehört. Für Männer des zwanzigsten Jahrhunderts hat sich das einstmals ehrenvolle Spiel in ein schändliches verwandelt. Wir blicken zu Deutschland hinüber als dem Lande, das zeigt, wie ein moderner Staat zu Nutz und Frommen des eigenen Volkes geführt werden soll, den übrigen Staaten ein Beispiel. Vergegenwärtigen Sie sich die Auffassungen Ihrer großen Forscher — Männer vom Schlage eines Helmholtz, die nicht rückwärts, sondern vorwärts blicken, und lassen Sie sich von ihnen leiten. Fragen Sie jene, was in kommenden Jahrhunderten den Nationalstolz ausmachen wird. Hängen Sie Ihren Glauben nicht an jene, die wie Treitschke folgern, daß, weil es immer Kriege gegeben hat, der Krieg auch immer fortbestehen müsse —, Männer, die von der falschen Voraussetzung ausgehen, daß die Folgen eines Krieges Reinigung, eine rettende Gunst des Himmels seien. Das sind Anschauungen, die der Vergangenheit angehören. Sie stellen nicht die heutige, umwieviel weniger die künftige Auffassung der Menschheit dar.

Die Zeit ist jetzt reif, und hat nicht auch Bethmann-Hollweg dem deutschen Volk gesagt, daß reiner Tisch gemacht sei? Es wäre die größte Leichtfertigkeit und Torheit von England wie von Deutschland, wenn dieser Appell an die bessere Einsicht der Völker ungehört und unbefolgt bliebe.

Laßt Deutschland seinen Idealen nachstreben, und seine Taten werden die Welt beherrschen, denn diese Ideale und Taten dienen dem Frieden und dem Fortschritt.

Ich bin Ihr ergebener Roscoe.*)

---

*) Sir Henry Enfiel Roscoe, 1833 in London geboren, ist der Enkel des englischen Historikers William Roscoe, eines der eifrigsten Bekämpfer des Sklavenhandels. Er hat in London und Heidelberg Chemie studiert, an letzterer Universität den Doktorgrad erworben und unter Bunsens Leitung wichtige photochemische Untersuchungen gemacht und von 1857 bis 1887 am Owens College in Manchester die ordentliche Professur für Chemie bekleidet. Von seinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen ist insbesondere das von ihm im Verein mit dem Deutschen Karl Schorlemmer verfaßte mehrbändige Lehrbuch der Chemie in Deutschland sehr verbreitet. Von 1885 bis 1897 vertrat er als Liberaler Süd-Manchester im Parlament, und seit 1896 ist er Vizekanzler der Universität London. Seine Tätigkeit als akademischer Lehrer hat er aufgegeben, nimmt aber am öffentlichen Leben noch lebhaftes Interesse. Wir glaubten der spontanen Äußerung dieses hervorragenden englischen Naturforschers als Spiegelung der Meinungen eines Forschers von hohem Rang Raum geben zu sollen. Ludwig Stein.

Dr. M. Ritzenthaler: Georg V.

Der König von England und Kaiser von Indien ist wieder nach London zurückgekehrt, nachdem er sich in Delhi mit märchenhafter Pracht dem indischen Volke gezeigt und sich die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt hatte. Jetzt erst, nachdem die Feiern seiner Thronbesteigung verrauscht sind, tritt Georg V. das Amt als Herrscher über das größte Kolonialreich der Welt an. Sein Vater hinterließ ihm kein ruhiges Erbe. England, das klassische Land des Parlamentarismus, durchlebt eine schwere Krisis der Verfassung; immer schärfer gestalten sich dessen Kämpfe der politischen wie der wirtschaftlichen Parteien, und vom Ausland glaubt es sich durch die Rivalität des mächtig zur See wie zu Land gewordenen Deutschland bedroht. Die Zeiten, in denen Albion mit Ruhe den politischen Verschiebungen der kontinentalen Machtfaktoren zusehen konnte, sind vorbei. Eduard VII., dieser kluge und unbedenkliche Diplomat, hat mit der alten Tradition der englischen Politik gebrochen und diese so innig mit derjenigen der festländischen Staaten verquickt, daß deren vitale Fragen zu Englands Fragen wurden.

Es frägt sich nun, ob Georg V. das Erbe seines Vaters neu erwerben kann, um es voll zu besitzen; ob er ebenso wie sein Vater von Natur oder Erziehung dazu berufen ist, Englands Interessen mit denjenigen des ganzen Europa zu vermischen, ohne ihnen zu schaden. Daß zwischen Vater und Sohn im rein äußeren Gehaben ein großer Unterschied besteht, ist sicher. Eduard VII., von robuster Konstitution, genoß das Leben in vollen Zügen, seine geistige Fassungskraft überwand Verträge auf Verträge, wie sein gesunder Körper die Strapazen eines niemals müden Wanderlebens und die Küche offizieller Feste. Georg V. scheut dies alles; er liebt die Einfachheit, die ihm seine delikate Gesundheit auferlegt, und schätzt das enge Familienleben höher als die Pracht großer Empfänge und die Genüsse des Weltmanns, denen sein Vater die Richtung gab.

Seinen Lehrern hat Georg V. die Erinnerung eines Schelmes, der sich gern mit dem Ausführen der tollsten Streiche befaßte, hinterlassen. Eines Tages war der junge Georg bei seiner Großmutter, der Königin Viktoria, in Osborne zu Tisch. Um die Mitte der Mahlzeit verschwand er plötzlich, niemand wußte, wohin. Auf einmal entdeckte einer der zahlreichen Gäste einen nackten Fuß unter dem Tisch. In strengem Ton befahl die Großmutter ihrem Enkel, sofort aus seinem Versteck hervor zu kommen. Er tat's und kam — barfuß bis zu den Ohren. Viktoria, der derartige Späße wenig mundeten, wusch ihm tüchtig den Kopf und frug ihn dann, warum er dies getan habe. „Ich wollte etwas machen", sagte der hoffnungsvolle Prinz, „was noch niemand zuvor getan hat." Solcher Streiche halber nannte man den Prinzen „the Right Royal Pickle, Seine Hoheit den Pfeffer".

Vom pädagogischen Standpunkt ist es nicht ohne Ironie, daß Georgs Vater, der spätere Eduard VII., seinem Sohne eine Erziehung zuteil werden ließ, die seiner eigenen in jedem Punkte stracks entgegengesetzt war. Es ist bekannt, daß der Sohn Viktorias und des Prinzgemahls nach einem sehr eingehend ausgearbeiteten Plan erzogen wurde, dessen Ziel war, den künftigen Monarchen zum bestunterrichtetsten und gesittetsten Gentleman der drei vereinigten Königreiche zu schaffen. Ebenso bekannt ist das teilweise Mißlingen dieses lobenswerten Experimentes, und die Königin Viktoria wird wohl oft angesichts des ziemlich lockeren Betragens ihres Sohnes mit Wehmut all der umsonst aufgewendeten Mühen und der Hinfälligkeit aller irdischen Voraussicht gedacht haben. Eduard, selber Vater zweier Söhne, hatte über Erziehung andere Ansichten. Seine Kinder sollten nicht zu Idealprinzen geschaffen werden, sondern eine Jugend genießen, wie sie echten Engländern zukommt, eine Jugend als Matrosen, als Marineoffiziere. Dieser praktische Lebensphilosoph mit dem kalten und klaren Blick, dieser Herrscher, der in allen Fächern zu Hause war dank einer zwar ungeduldig ertragenen, aber nicht nutzlos durchgeführten Lehrmethode, bestimmte, daß seine Kinder als Matrosen lebten und täglich den Gefahren und Anstrengungen des Matrosendaseins ausgesetzt seien, frei von jeder pedantischen Schulmeisterei.

Georg-Friedrich war erst elf Jahre alt, als er mit seinem älteren Bruder, dem damaligen künftigen Thronerben und Herzog von Clarence, unter die Kadetten des Schulschiffes „Britannia" eingereiht wurde. Der „Hering", wie man Georg-Friedrich sofort taufte, besserte selber seine Schuhe aus, flickte seine Kleider und nähte die abgerissenen Knöpfe wieder an, alles mit willigem Herzen. Mit Freude lernte er, die Strickleitern

hinauf zu klettern, das Segelwerk zu handhaben und kunstgerecht Knoten zu schlingen. Er gewinnt mehrere Preise beim Wettrudern und Wettsegeln, aber er ist immer noch „Seine Hoheit der Pfeffer" geblieben, eifrig darauf bedacht, mit seinen Mitmenschen Schabernack zu treiben. Eines Tages findet man im Bett des ersten Leutnants zwei kunstgerecht hingelegte Tauhaken, und diesmal sollte der Prinz nicht mit einer Strafrede davon kommen. Eine strenge Untersuchung findet statt, und um keinen Unschuldigen leiden zu lassen, gesteht Georg-Friedrich. Acht Tage lang bekam er Kabinenarrest, und was ihm noch weniger zugesagt haben soll, er durfte keinen Augenblick seinen Studiertisch verlassen. Derartige Episoden aus den — mit Respekt gesprochen — Flegeljahren des jungen Prinzen erzählt man sich viele, kurz, Georg-Friedrich unterscheidet sich in nichts von den anderen englischen Knaben, deren Witz dem Kontinent ein wenig plump, aber gesund und von Lebenslust zeugend vorkommt.

Nach den zwei Jahren an Bord der „Britannia" kamen drei weitere Jahre an Bord der „Bacchante", eines modernen Schnellkreuzers, der mit 450 Matrosen und etwa 40 Kadetten bemannt war. Hier zeigt sich wiederum die eigenartige Ansicht des Prinzen von Wales, des späteren Eduard VII., über die einem jungen Menschen zu erteilende Erziehung. Statt Georg-Friedrich in eine der klassischen Colleges Englands zu stecken, bleibt der junge Mann dreißig Monate lang an Bord eines Kriegsschiffes, das das Mittelmeer durchkreuzt, nach Australien, China, Japan segelt, um sich dann in die indischen Gewässer zu begeben. Nach dem Dekan Dalton, dem Erzieher beider Prinzen, war es dem Vater daran gelegen, seine Söhne moralisch wie formal als Muster des englischen „midshipman" auszubilden und ihnen damit die Liebe für ein streng geregeltes Leben einzuflößen, in dem jede Stunde genau nach dem Zeiger der Uhr eine andere, neue Pflicht kennt. Zugleich sollten die Prinzen durch den ständigen Kontakt mit der Mannschaft als zu dieser gehörend sich betrachten lernen und sich an die militärische Disziplin gewöhnen. An Bord der „Bacchante" verlief das Leben der beiden Prinzen genau wie dasjenige jedes anderen Midshipman, keine Stunde wird irgend welchem Studium der Philosophie oder der Verfassungsgeschichte geopfert, das der Vater sehr gegen seinen Willen so eingehend hatte betreiben müssen. Ein wenig fremde Sprachen, noch weniger Mathemctik, das war alles, was Georg-Friedrich zu lernen hatte. Seine Lektüre beschränkte sich auf wenige Bücher für die Jugend, auf ein „Leben des Christoph Columbus", auf Morris „Earthly Paradise", auf den klassischen Jugendroman „Westward HO".

Jedesmal während dieser Weltreise legt das Schiff dort an, wo das britische Banner weht, jedesmal stoppt die Maschine dann, wenn der Kiel eine Stelle des Meeres durchfurcht, an der England seine Weltstellung durch einen neuen Sieg befestigte. Wie uns Jacques Bardoux in seinem Essay über Georg V. berichtet, lehnten sich alsdann die beiden Prinzen über die Brüstung, betrachteten das Meer, auf dem keine Spur, nichts von einem Denkmal zu sehen war, und gaben sich stummen Betrachtungen hin. Ein Pfiff, die Maschine stampft von neuem, die Schraube dreht sich, und das Schiff setzt seine Wanderung durch die Welt fort. . . .

Als die „Bacchante" wieder in den englischen Gewässern kreuzte, erhielten die beiden Prinzen einen sechsmonatlichen Urlaub, den sie in Lausanne und in Heidelberg verbrachten. Der Herzog von Clarence trat alsdann in die Universität von Cambridge ein, um sich für die Krone vorzubereiten, die nie sein Haupt berühren sollte, während der Prinz Georg während zehn weiterer Jahre sein Leben als Seemann fortsetzte, um eine der hierarchischen Staffeln der Marinekarriere nach der andern zu erklimmen.

Wenn auch Georg-Friedrich wie alle anderen Prinzen rasch avancierte, so waren seine fünfzehn Jahre Seeleben doch voll an Arbeit und an erfüllter Pflicht. Die Kriegsschiffe, an deren Bord sich der Herzog von York befand, waren keine Lustjachten, denn dieser Prinz diente in des Wortes vollster Bedeutung. Obwohl er wie Nelson, wie heute der deutsche Kaiser, der Seekrankheit immer zu Anfang einer Fahrt oder während heftigen Sturmes unterworfen war, liebte Georg seinen Beruf, und als eines Tages sein Vater ihn bei den Rennen von Goodwood zu sehen wünschte, zog es der Schiffsleutnant vor, den Manövern bei Spithead beizuwohnen. Der junge Prinz unterzog sich allen vom Seemann geforderten Aufgaben. Als die „Canada" in den amerikanischen Gewässern Kohlen faßte, bat ein reicher Yankee um die Erlaubnis, das Schiff zu besichtigen, in der stillen Hoffnung natürlich, den Enkel der Königin zu sehen. Er erhielt die Erlaubnis und wurde von einem rußgeschwärzten Senior Midshipman überall herumgeführt, aber vom Prinzen war nirgends eine Spur zu entdecken. „Der Herzog von York hat sich wohl in Watte eingewickelt, um nicht schwarz zu werden?" äußerte der Republikaner mißmutig zu seinem Führer. „Aber ich bin es ja", antwortete ihm der Midshipman. Auch hatte der Prinz Proben eines großen Mutes und großer Kaltblütigkeit gegeben. Nach einem Bericht der „Times" war es nur der Entschlossenheit des Herzogs von York zu verdanken, daß ein schwer beschädigter Aufklärungskreuzer trotz furchtbarem

Sturm von dem Schiff, das der Prinz befehligte, in den Hafen von Portsmouth remorquiert werden konnte.

Von der Religiosität des Herzogs von York erzählt uns der Reverend Rice manches, das durchaus den Anstrich der Wahrheit hat. Georg-Friedrich ging seinen Schiffskameraden mit dem guten Beispiel voran. Er verfehlte nie den Gottesdienst und las der Bemannung die Abendgebete selber vor, ohne aber Predigten zu halten oder seine echte Religiosität zu sehr durch äußere Kundgebungen zu betonen und damit dem Zweifel auszusetzen.

Als der Herzog von York den Thron bestieg, veröffentlichte der „Punch" ein Bild, das dem Charakter Georgs V. als englischen Seemanns völlig gerecht wurde. Die Matrosenschuhe an den Füßen, den Seemannshut auf dem Kopfe, gekleidet in den weiten Mantel des Seeoffiziers, nimmt der König das am schwersten zu beherrschende Steuer in die Hand, das des Staates.

* * *

Der beste Schiffskapitän, der genialste Admiral braucht noch nicht zum Könige taugen. Wohl war der Herzog von York ein tüchtiger Seemann geworden, ein brauchbarer Offizier, daß damit aber seiner Erziehung zum König noch lange nicht Genüge geleistet war, hatte Eduard VII. selber erkannt, als er seinen ältesten Sohn, den nun gestorbenen Herzog von Clarence, von Bord weg zum ernsten Studium nach Cambridge und Oxford abberufen hatte. Ein Schiffskapitän, der mit dreißig Jahren Thronfolger geworden war und alle Augenblicke König werden konnte, mußte ein schlechter Leiter eines parlamentarisch-demokratischen Staates werden. Es galt, nachzuholen, und Georg mußte nun fast dieselben Studien betreiben, die sein Vater unter der Leitung des Barons von Stockmar sich ziemlich wider Willen angeeignet hatte. Aus eigener Einsicht blieb jetzt der Thronerbe tagelang an seinem Arbeitstisch, bereitete sorgfältig wie ein pflichtbewußter Schüler seine Ansprachen und Reden vor, suchte in der weiten und wirren Welt der Politik und der Wirtschaft vertrauter zu werden, las die Zeitungen aller Parteien, bearbeitete die Blaubücher und versäumte keine der wichtigen Sitzungen der beiden Kammern, immer ein aufmerksamer Zuhörer. In diesem Bestreben, das Viele, Allzuviele nachzuholen, findet er in seinem Vater den besten Berater, der ihn in alle Gebiete mit sicherer Hand einführt und ihn vor Irrwegen bewahrt. Zehn Jahre lang nahm der Thronfolger an der Politik seines Vaters teil, wurde in deren

verschlungene Züge eingeweiht und lernte dadurch die arcana imperii des Britenreiches kennen. Georg faßte wichtige Depeschen ab, die über Vieles entschieden, und wenn deren Form nicht immer tadelfrei gewesen sein soll, so entsprachen sie doch immer dem Geiste der Politik des Vaters. Jetzt ist es nicht mehr ein Midshipman oder ein Marineoffizier, dessen Schiff die Weltmeere befährt, sondern der mit großer Verantwortung beladene Thronerbe, der des Reiches Einheit in Australien, in Indien, im Cap zu stärken und zu wahren hat. Als im Jahre 1901 der mit Frankreich drohende Faschodakonflikt beseitigt war, schickte der König als Zeichen der Entspannung zwischen beiden Ländern seinen Sohn nach Paris. Aber so sehr auch die Kenntnisse sich im Thronfolger anhäuften, so gewissenhaft die Arbeiten Georgs ausgeführt waren, auf einem Gebiet vermochte alles Mühen des Vaters nicht mehr die Einseitigkeiten einer fünfzehnjährigen Erziehung als einfacher Seemann gut zu machen, auf dem Gebiet des Sichbenehmens, der Repräsentation, des Auftretens in der Öffentlichkeit, sei diese der enge Salon, sei sie das Parlament, sei sie das ganze Volk. Die Kommandobrücke erwies sich als schlechte Vorschule für einen Fürsten, der als Erbe einst eine Politik zu befolgen hatte, deren Stärke mehr auf dem Verkehr von Person zu Person beruht, als auf klaren, in der Natur der Lage liegenden Machtfaktoren. Auf dem Schiffe sind die Unterhaltungen der Offiziere kurz und abgerissen, den kurzen Kommandorufen gleich, fremd aller feineren Nüancen, die in der Politik eines Eduard so schwer wogen. Wie Bardoux treffend sagt, sind der Mechanismus eines Imperiums, wie des englischen, das Räderwerk eines englischen Parlamentarismus nicht gleich der Maschine des Schiffes, die langsamer, schneller arbeitet, je nach dem Kommando des Kapitäns. Ist die Politik schon an und für sich ein dem Neuling teils unverständliches Gebiet, in dem der tastende Schritt über nicht geahnte Unebenheiten stolpert, oder überhaupt eine terra incognita, so war die Politik Eduards vollends ein schwankendes Reich ewig sich verschiebender Imponderabilien, ein Instrument, zu dessen voller Beherrschung es der sachten, zarten und doch kräftigen Meisterhand Eduards VII. bedurfte. In den Händen dieses skeptischen Menschenkenners war die mündliche Unterredung, der persönliche Verkehr zu dem hauptsächlichsten Werkzeug und zugleich zum Fundament geworden, das viele Erfolge trug und beliebig erweitert oder geschmälert werden konnte. Eduard, in allen Weltstädten, in allen Ministerien und allen politischen Salons zu Hause, hatte eine Diplomatie eingeführt, die größte persönliche Gewandtheit und klares Abmessen des Effektes erforderte. Mit dem Takt

eines Edelmannes des ancien Régime und der Geschäftskenntnis eines modernen, nüchternen Finanzmannes vereinigte Eduard einen nachsichtigen Skeptizismus und eine Kunst des Sichgehenlassens, die ihm alle Herzen rasch gewann, und diese seine Fähigkeiten wußte der König wohl zu nutzen. Er war ein Plauderer, der zu fragen, sich zu unterrichten und zu antworten verstand, der die freiere Gesellschaft der Herren liebte und die der Damen nicht scheute und nicht zu scheuen brauchte, ein Mann, dem in der Politik wie im Leben jede Prinzipienbetonung fremd war, der immer den Henkel zu erfassen vermochte und dem ein glänzendes Improvisatorentalent eignete.

Von allen diesen Eigenschaften besaß und besitzt Georg V. nicht eine einzige. Georg V., ein „Stockengländer", wenn man diesen Ausdruck gestattet, versteht es nicht, seinen Zuhörer zu fesseln noch zu gewinnen. Er selber ist sich dieser seiner Schwäche wohl bewußt, und dies trägt noch dazu bei, seine natürliche Scheu zu verstärken und seine Reserviertheit zu steigern. Korrekt im Benehmen wie in der Kleidung, aber nicht tonangebend wie der Vater, ist er der Erste in der Unterhaltung, ohne diese zu führen noch zu bestimmen, und umsonst hatte ihn sein Vater zu allen intimeren und politisch wichtigeren Besprechungen und Geselligkeiten hinzugezogen. Georg blieb, was die Natur und die frühere Erziehung aus ihm geschaffen hatten. Meistens kalt und unbeweglich, macht er zu Unrecht den Eindruck des Indifferenten oder Hochmütigen, bis auf einmal sein Temperament in einem Ausruf, einer kühnen und unbedachten Explosion sich Luft macht und der König „Seiner Hoheit dem Pfeffer" weichen muß. Was aber auf dem Schiffe, in der Kinderstube erklärlich und verzeihlich war, ist es nicht mehr in einer Gesellschaft, deren unbarmherzige Augen spähend auf dem König ruhen. Und so begegnen seinen raschen, impulsiven Äußerungen, denen dann wieder langes und wie bereuendes Schweigen folgt, Staunen, Spott oder Eigensucht, die rasch hingeworfene Worte für eigennützige Zwecke zu nützen sucht. Hat der König große Repräsentationspflichten zu erfüllen, so tut er dies aufs innigste und ohne Zweifel im Gefühle, hier als Herrscher zu wirken; doch führt er alle Bewegungen, jede Geste mit einer Steifheit aus, spricht mit einer Tonlosigkeit, daß niemand es bemerken könnte, wenn an des Königs Statt eine mit einem Phonographen versehene Wachsfigur stände. Seine anscheinende Kälte und Gleichgültigkeit legt sich wie ein eisiger Hauch über die heiterste Gesellschaft, und statt der Intimität oder doch der belebenden, warmen Sphäre, die Eduards Person überall ausstrahlte, wirkt die Anwesenheit Georgs V. als ein beklemmender Zwang. Der Eindruck, den der damalige Thron-

folger bei einer Repräsentationsreise in Canada machte, war der denkbar schlechteste und fand als solcher in den amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften eine weite Beachtung. Kurz, als der Herzog von York sein Schiff verließ, um am Hofe der Königin Viktoria seinen Platz als Thronerbe einzunehmen, war er hierzu ebenso vorbereitet, wie der Durchschnittsmidshipman der englischen Flotte, und die Zeit brachte ihm zwar Kenntnisse und Krone, nicht aber freie Würde.

Wenn Georg V. dennoch seinen Verpflichtungen als König nachkommt und nachzukommen versteht, so dankt er dies in erster Linie dem Beistand seiner Gemahlin, der Königin May. Beider Zusammenarbeiten ist so eng und so unzertrennlich, wie dies bei Viktoria und dem Prinzgemahl der Fall war. Georg V. faßt keinen Entschluß, den er nicht zuvor mit der Königin reiflich erwogen hat, und wenn Jacques Bardoux sagt, England habe heute nicht einen, sondern zwei Herrscher, so ist damit der Nagel auf den Kopf getroffen.

Die jahrelange Abwesenheit des Herzogs von York, seine gewollte Abgeschlossenheit gegen engere wie weitere Kreise hatten dem englischen Volke seine Gestalt in ein Gebiet versetzt, in dem der Phantasie und der Sagenbildung freies Spiel gelassen worden war. Als der Herzog jedoch zum künftigen Thronerben wurde, verdichteten sich die Legenden und wurden in der Hauptsache zu jenem Märchen, das man als „Maltesische Hochzeit" bezeichnen mag. Danach soll sich Georg-Friedrich in noch jungen Jahren mit der Tochter des Admirals Culme Seymour zu Malta verlobt und sich mit seiner Braut unter den gekreuzten Degenklingen der ganzen Mannschaft zur Trauung begeben haben. Dies Gerücht, dessen Stärke in seiner Romantik beruht, tauchte ein erstes Mal nachhaltiger auf, als sich der Herzog von York mit der Prinzessin May vermählte. Wie tief dies Gerücht sich eingewurzelt hatte, mag man daraus erkennen, daß der Erzbischof von Canterbury die Trauung nicht eher vornehmen wollte, bevor er sich durch genaue Nachforschungen von der Unhaltbarkeit dieser Legende überzeugt hatte und dem Bräutigam in seinen Augen nicht mehr der Vorwurf der Bigamie gemacht werden konnte. Ein zweites Mal machte diese angebliche morganatische Hochzeit bei der Thronbesteigung Georgs von sich reden. Diesmal fand die Legende lebhafte Verbreitung durch die vielen Mißvergnügten, durch die vom neuen König nicht beachteten Freunde Eduards V., die sich zu rächen suchten. Es ist bekannt, daß am 31. Januar 1911 ein gewisser Mylius, der sich in Pamphleten zum Sprachorgan dieser Mißvergnügten gemacht hatte, wegen Verleumdung vor Gericht gezogen

und mit Gefängnis bestraft wurde. Charakteristisch aber ist an dieser ganzen Sache, daß sich eine solche Legende bilden konnte bei einem Volke, das gegenüber den Sünden Eduards willig beide Augen zugedrückt hatte.

Auch in gesellschaftlicher Beziehung trat mit der Thronbesteigung Georgs V. ein radikaler Wechsel ein. Vergebens wird man am Hofe der Königin May oder in den Gesellschaften Georgs jene Vertreter der Finanzmächte oder der Kunst suchen, die die Langeweile Eduards verscheucht und seinen Talenten zur Entfesselung gedient hatten. Weder Georg noch seine Gemahlin empfinden das Bedürfnis, den Gastspielen französischer Truppen in London beizuwohnen oder gar die Music-Halls zu besuchen, denen Eduard so sehr gewogen war. Die freie Zeit, die diesem gewissenhaften König zur Verfügung steht, wird dem Briefmarkenalbum, der Viehzucht auf seinen Musterfarmen, der Fischerei oder der Jagd gewidmet, doch niemals der vom Vater bevorzugten Parforcejagd. Georg soll bis jetzt nur zweimal den Sattelplatz der Rennplätze betreten haben, sehr im Gegensatz zu Eduard, dem vorbildlichen Sportsmanne Albions, dessen heißer Wunsch der Besitz des besten Rennstalles war; dafür liebt Georg, dem Fußball- oder Rugbyspiel zuzusehen. Auch ist Georg V. kein Freund der Oper, sein Musikbedürfnis beschränkt sich auf die Kammermusik Gounods oder Mendelssohns, und nur dann ist ihm diese willkommen, wenn sie von der Königin May ausgeführt wird. Eduard war ein leidenschaftlicher Hazardspieler, dem Einsätze selten hoch und riskant genug waren und der jeden nicht am Spieltisch verbrachten Augenblick scherzend als verloren bezeichnete; Georg hat sich nie an das grüne Tuch gesetzt, er weiß nicht Bank zu halten, und die Geheimnisse des Bridge sind ihm fremd. Die Königin May ihrerseits liebt ebenfalls die zurückgezogene Häuslichkeit; charakteristisch für sie war es, daß ihre erste Sorge als Landesmutter der Erhöhung der Hoftoiletten auf das ihrem strengeren Sinn genehme Maß, sowie der Abschaffung der allzu engen Roben ihrer Hofdamen galt. Das Heim des Königs ist nicht mehr der französischer Kunst und kosmopolitischer Finanz offene Salon, sondern das „Cottage" eines englischen Landedelmannes, in dessen weiter Halle die Kinder umhertollen, die ein Mendelssohn und Gounod geweihtes Piano, wissenschaftliche, historische Werke und Erinnerungen an seine Reisen birgt.

Derart ist dieses echt englische „Home", das Heim eines als Menschen untadelhaften Monarchen, auf dessen schmale Schultern der Vater wie die Zeit kein leichtes Erbe luden.

Dr. Adrian Polly:
Chinesische Wirren.

St. Petersburg, Anfang Februar 1912.

Auf einer vor kaum 14 Tagen angetretenen Berufsreise von hier zur deutschen Reichshauptstadt traf ich bei der Abfahrt unvermutet einen chinesischen Diplomaten, den ich schon während meines vorjährigen Pekinger Aufenthaltes in vielfachem Verkehr kennen gelernt hatte. Mitten im Menschengewühle des auf den Zuschnitt längst verklungener Tage in Dimensionen und Einrichtungen ziemlich dürftig gehaltenen „Warschawski Vokfal", stand der Gesandte und bevollmächtigte Minister des Chinesenreiches mit seiner Gattin und großer Abschiedsgeleitschaft aus den zweifachen Missionen, welche die Zarenstadt augenblicklich beherbergt: die beglaubigte Gesandtschaft und die zum Abschluß eines neuen russisch-chinesischen Handelsvertrages bevollmächtigte Sonderdelegation.

Das mir durch die gleiche Zufallsgunst, die schon das Zusammentreffen herbeigeführt, zur Abteilnachbarschaft im Internationalen Schlafwagen bescherte Gesandtenpaar begab sich nach seinem neuen europäischen Bestimmungsort, kurz vor Ausbruch der Revolution ernannt, zur Überreichung des Beglaubigungsschreibens und Einrichtung in die nordische Residenz.

Auf wie lange?

Die Frage drängte sich uns beiden in der vielstündigen angeregten Unterhaltung während der anderthalbtägigen Reisegemeinschaft unausgesprochen mehr als einmal auf. Sie wurde auch bei einer Gesprächswendung von dem Diplomaten mindestens mittelbar gestreift: „Sobald die Dynastie abdanken und die Republik in Peking verkündet werden sollte, treten wir natürlich allesamt zurück. Sollte die neue Regierung an uns mit der Aufforderung herantreten im Amte zu verbleiben, so werden wir auswärtigen Missionschefs uns unter einander über die dann geschaffene Gesamtlage verständigen und dementsprechend gemeinsam handeln.

Die Pflicht gebietet uns gerade unter den jetzigen Wirren die uns angewiesenen Posten zu behaupten und nicht vor Ablösung zu verlassen."

Und ist diese Pflichterfüllung mit materiellen Opfern für Exzellenz und Ihren Kollegen seit Ausbruch der Revolution in Ihrer Heimat verknüpft?

„Nein, noch werden wir pünktlich und regelmäßig bezahlt! Vier Provinzen sind bis zur Stunde treu geblieben und füllen die Regierungskassen auf. Auch der Hof und die kaiserlichen Prinzen haben aus ihren Privatmitteln namhafte Beiträge zum Staatsschatz überwiesen."

Woher aber nehmen die Aufständischen Mittel und Waffen zum Revolutionskriege? Glauben Exzellenz, daß Amerika, Japan oder ein anderer Fremdstaat die Revolutionäre für gewisse Vorspanndienste heimlich unterstützt? Hat Rußland dabei irgendwie die Hand im Spiele?

„Letzteres glaube ich bestimmt verneinen zu können. Seit Beseitigung der durch die russischen „Ultimaten" zu Beginn des Vorjahres entstandenen Verwicklungen und Einsetzung beiderseitiger Verhandlungsbevollmächtigter, ist jede „Rankünе" und auch jegliches gegenseitiges Mißtrauen im Verkehre miteinander mindestens zurückgetreten, wenn nicht geschwunden. Auch gegen die amtlichen Stellen anderer Länder liegt kein greifbarer Verdacht vor. Wiewohl nicht zu leugnen ist, daß private Interessentengruppen der verschiedensten Nationen, die sich von den zukünftigen Machthabern oder doch denen, die sie dafür halten, Vorteile versprechen, sich an diese bei Zeiten heranmachen. Die Haupteinnahmequellen der Revolutionäre sind einfach die Banken und öffentlichen Kassen in den Aufstandsgebieten, deren sie sich bemächtigen, soweit sie ihnen nicht freiwillig ausgeliefert werden. Außerdem fließen ihnen unter gelindem oder nach Umständen energischem Druck vielfache Beiträge der Bemittelten in den verschiedensten Formen zu."

Mit bemerkenswerter Wärme, nicht etwa nur „pflichtgemäß" verteidigte der Diplomat im weiteren Gesprächslauf sein Kaiserhaus und die Verdienste der Mandschudynastie, über deren mutmaßliches weiteres Schicksal ich die Ansicht meines wohlunterrichteten Reisenachbars erbat:

Der Protektionismus durch Betrauung ganz junger Prinzen mit der Leitung der wichtigsten politischen und militärischen Verwaltungen muß als verhängnisvoller Fehler zugegeben werden, der wie die meisten orientalischen Völkerschaften — zuletzt Persien — so auch China ins Verderben geführt hat. — Die Bewegung gegen die Mandschudynastie — trotz ihres historischen Rechtes und des Mangels einer regierungstüchtigen

anderen Linie hat deshalb unter der chinesischen „gentry“ eine schon um Jahrzehnte zurück beobachtbare fortwährende Steigerung gewonnen, die jetzt — im wenigst vorausgesehenen Momente — eine nie und von keiner Seele im gesamten Vierhundertmillionenreiche — am wenigsten von den Revolutionsführern selbst — geahnte Ausdehnung gewonnen hat. Trotzdem wird objektive Geschichtschreibung auch den hervorragenden Verdiensten der Mandschus und ihrer seit dem Jahre 1644 gefestigten Herrschaft gerecht werden.

Der eben, vielleicht voreilig — das Opfer war jedenfalls nutzlos erbracht — zurückgetretene Prinzregent Schion-Chung-Wong — in Deutschland als einstiger „Sühneprinz“ nach der Ermordung des deutschen Gesandten Freiherrn von Ketteler wohl noch in Erinnerung, — hat während seines Europabesuches den Verfassungszuständen aller Länder seine volle Aufmerksamkeit zugewendet. Zur Regierung gelangt, war er ehrlich und aufrichtig von dem Wunsche erfüllt, das Reich der Mitte einer zentralistischen und konstitutionellen Regierungsform zuzuführen: durch Verringerung der Selbständigkeitsgewalten der Vizekönige als Provinzchefs. Heeresorganisation und Ausrüstung zu Wasser und zu Lande, Waffen- und Schiffsbestellungen, Herstellung und Konzessionierung von Eisenbahnen und anderen Verkehrswegen, Aufnahme öffentlicher Anleihen usw. usw. sind durch kaiserliche Edikte mehr und mehr den Händen der Generalgouverneure und Vizekönige entwunden worden.

Auch persönliche Monarchentugenden zeichneten den Prinzregenten aus: Immer hilfsbereit und gütig, voll milder und gerechter Gesinnung, warf er einen sonst brauchbaren, verdienten Staatsdiener niemals beiseite, wenn dieser unter irgendwie ungünstigen Verhältnissen eine Schlappe erlitten oder, von Ungemach verfolgt, vielleicht in Bedrängnis geraten war.

Nur Oberflächlichkeit und Unkenntnis der wahren Sachlage führen zur Sentenz: China um der heutigen Umwälzungsbewegung willen als ein dem unrettbaren Verderben zueilendes Land abzutun. China ist im Gegenteil ein unerschöpflich und tatsächlich noch zum größten Teil unerschöpft reiches Land, das mit seiner zum Teil sehr dichten Bevölkerung von 400 Millionen Seelen, seinem emsigen und erfolgreichen Ackerbetrieb, der nun erst durch die Ölbohnenkultur einen ungeahnten Aufschwung nimmt, endlich durch seine mineralischen Bodenschätze, Ausdehnungs- und Entwicklungschancen von heute noch unberechenbarer Steigerungsziffer umfaßt. Beweise dafür geben die hohe Rentabilität der meisten Eisenbahnverkehrunternehmungen mit 12—15% Jahresertrag. Ebenso

die von Jahr zu Jahr steigende Aufnahmsfähigkeit für fremdländische Einfuhr. Dann der aufgespeicherte Reichtum an Geld und Gold im Inneren des Landes.

Die mit Sitten und Gebräuchen, mit Kultur und ihrer ganzen Volksseele noch tief im Mittelalter wurzelnde Nation will, durch das Stürmen und Drängen der von rücksichtslosem Amerikanismus getragenen „gentry" wild fanatisiert, den Übergang zur Modernität in einem ungeheuerlichen „Salto mortale" vollziehen. Daß hierbei Ströme von Blut fließen, das Oberste zu unterst gekehrt, Tausende und aber Tausende weit vom Ziel ab in die Untiefe stürzen und schließlich eine über 400 Jahre regierende Dynastie vom Strudel der übereinander schlagenden Wellen erfaßt und hinweggefegt wird, sind Vorgänge von gewiß ernster, tiefwirkender Tragik: künden aber noch keineswegs den Untergang des Reiches.

Die Mitglieder des Kaiserhauses werden nach wie vor in ihren von Reichtümern strotzenden Zauberpalästen von berückender Pracht und Kunstschönheit, mit mehr als ausgiebigen Geldmitteln aus Staatsmitteln ausgerüstet, das behäbige Dasein fortsetzen, wenn auch nur als „angesehene Privatpersonen".

Mit dem Rücktritt des Prinzregenten und der kaiserlichen Prinzen ins Privatleben bei gleichzeitiger Einführung der Verfassung vereinigt sich die Regierungsgewalt in der Person des mit seinem letzten Edikt durch den Prinzregenten ernannten Ministerpräsidenten J u a n s c h i k a i, dem einige Gehilfen zur Ausführung der Regierungsgeschäfte zur Seite gestellt, aber natürlich ihm untergeordnet sind. Ebenso ernennt oder beseitigt Juanschikai die Ressortminister seines Kabinettes, so daß der zwar im Namen des noch in den Kinderschuhen steckenden Kaisers nominell regierende Juanschikai in Wirklichkeit heute Diktator in Peking ist. Doch begreift diese Diktatur noch keineswegs die Herrschaft über das gesamte Kaiserreich in sich. Denn eine Reihe Provinzen befindet sich gegenwärtig vollständig in Händen der Revolutionäre. Andere stehen zu Juanschikai in schroffem, unversöhnlichem Gegensatz. Und wiederum andere streben ihre absolute Selbständigkeit an.

In dieser Opposition liegt auch die größte Schwierigkeit zur Wiederherstellung des Friedens. Juanschikai ist zwar einer der eminentesten Opportunisten von zähester Willenskraft und scharfem Verstande. Er ist deshalb bereit, auch den widersprechendsten Wünschen und Anforderungen der Gegner auf das Weiteste entgegenzukommen, verspricht nach rechts und nach links, was nur irgendwie verlangt wird und erfüllbar ist; auch

einiges unbekümmert um spätere Erfüllbarkeit. Er schließt Kompromisse und bequemt sich zu Anschauungen, die sonst vielleicht seinem Wollen und seinen Zielen schnurstracks zuwiderlaufen. Nur um dem chinesischen Reiche die von ihm ersonnene Staatsform aufzudrücken, die als eine Art Scheinmonarchie mit republikanischer Verfassung — als Staatsgebilde eine noch nie dagewesene Neuheit — gedacht ist. Die Opposition vertritt dagegen den Standpunkt, daß Juanschikais Programm eine innere Unwahrheit, eine auf Verblüffung beruhende Fiktion mit der Unmöglichkeit haltbarer Dauerhaftigkeit enthält.

Wer in diesem mächtigen Widerstreit der Geister schließlich Sieger bleibt, wie sich überhaupt die nächste und fernere Zukunft Chinas gestalten wird, ja auch nur die Voraussage, ob, wann und unter welchen Grundsätzen der Friede in der augenblicklichen Aufstandsgärung sich vollziehen wird, das vermag kein Prophet zur Stunde noch zu künden.

Liz. beider Rechte Julius Goldberg: Die staatliche Kranken- und Unfallversicherung in der Schweiz.

Endlich rückt auch die schon längst industrialisierte Schweiz in die Reihen der Länder mit staatlicher Sozialversicherung ein. Nach heißen Kämpfen und beispielloser Agitation pro und contra haben die Eidgenossen in der Volksabstimmung am 4. d. M. die 13. Juni vorigen Jahres in der Bundesversammlung beinahe einstimmig angenommene Versicherungsvorlage, wenn auch mit einer geringen Mehrheit (285000 gegen 239), bejaht.

Die verfassungsrechtliche Grundlage wurde schon längst geschaffen. Bereits vor 21 Jahren, anno 1890, wurde auf dem Wege der Revision der Bundesverfassung ein vom Volke mit gewaltiger Mehrheit angenommener Artikel (34 bis) zugefügt, durch welchen dem Bund die Befugnisse eingeräumt wurden, die Kranken- und Unfallversicherung einzuführen und sie „allgemein oder für einzelne Bevölkerungsklassen" obligatorisch zu erklären. Das auf Grund dieser Befugnisse vom Nationalrat Forrer mit großem Eifer ausgearbeitete Gesetz — die vielbesprochene lex Forrer, — das, um es mit wenigen Worten zu charakterisieren, das Obligatorium konsequent, auch in der Krankenversicherung, adoptierte, konnte jedoch bei der Volksabstimmung nicht standhalten. Unerwartet — habent sua fata leges — wurde es beim Referendum 20. Mai 1900 mit einer Mehrheit von nahe 200 000 Stimmen verworfen, nachdem es sich der fast einmütigen Annahme der beiden Räte erfreuen konnte. Eine Erscheinung, die für das Referendum um so charakteristischer ist, als im allgemeinen die Fühlung der Volksvertretung mit dem Volke in der Schweiz keineswegs

in Frage gestellt werden kann. Beweis — die Wiederwahl derselben Repräsentanten!

Und nun gelang es doch endlich, eine neue, während eines Jahrzehnts vorbereitete Versicherungsvorlage durch die Scylla und Charybdis des Referendums durchzubringen, freilich in einer wesentlich anderen Gestalt, als die lex Forrer.

Wenn die bundesrätliche Botschaft als die Grundlage dieses nur auf Kranken- und Unfallversicherung beschränkten Gesetzes „das doppelte Prinzip — Kompromiß und etappenweises Vorgehen" bezeichnet, ein Prinzip, das übrigens die ganze Gesetzgebung des Referendumsstaates überhaupt beherrscht, so wird man dieser Meinung in jeder Beziehung beipflichten müssen. Trotz alledem, oder gerade deshalb verdient das Gesetz ein besonderes Interesse. Es enthält manches Bedeutende, Eigenartige.

Die Unfallversicherung beruht grundsätzlich auf dem Obligatorium. Sie erstreckt sich, bei einem Jahresverdienst bis zu 4000 Fr., auf sämtliche Gewerbe, die der Haftpflicht unterstellt sind, mit einer geringen, hier nicht näher zu erörternden Ausdehnung. Daneben ist die fakultative Versicherung vorgesehen; jedem Schweizerbürger mit einem Jahreseinkommen bis zu 3000 Fr. steht es auf diesem Wege frei, sich in den Mitgenuß der Bundesvergünstigungen zu setzen.

Der Begriff der Gewerbekrankheiten hat eine wesentliche Erweiterung erfahren. Es wird nicht mehr wie früher verlangt, daß die Krankheit ausschließlich durch gewerbliche Gifte erzeugt wird, vielmehr genügt es, wenn sie nur vorwiegend auf diese Ursache zurückzuführen ist.

Ein Novum in der Arbeiterversicherung überhaupt bildet die Hereinziehung der Nichtbetriebsunfälle. Außer den sozialen Gerechtigkeitsgründen war hier wohl auch der Umstand maßgebend, daß nur dadurch die Arbeiterschaft für dieses Gesetz zu gewinnen war. Die Arbeitgeber kommen jedoch nur für die Betriebsunfälle — inkl. Berufskrankheiten — auf; die Prämien für die Nichtbetriebsunfälle werden zu drei Vierteln vom Arbeiter, zu einem Viertel vom Staat getragen.

Die Entschädigung beträgt im allgemeinen 80 %, bei der an die Stelle der Kapitalabfindung tretenden Invalidenrente 70 % und bei der Hinter-

kassenenrente im Maximum 60 % des Lohnes. Also theoretisch jedenfalls weniger, als der in der Haftpflicht postulierte volle Schadenersatz, praktisch aber mehr; die in der Haftpflicht übliche Maximalentschädigungssumme — 6000 Fr. — fällt gänzlich weg.

Die Krankenversicherung ist fakultativ. Das war schon durch das Mißgeschick der lex Forrer bedingt. Die Schweiz erfreut sich seit langem des ausgedehntesten Krankenkassenwesens. Die Kassen sind sehr verschieden organisiert: zu einem großen Teil sind es Ortskrankenkassen, zu einem Drittel ungefähr Betriebskrankenkassen, daneben fehlt es aber auch nicht an konfessionellen und politischen Krankenkassen. Alle Kassen sollen nun erhalten werden. Sie sind autonom und können sich nach ihrem Gutdünken einrichten. Der Bund unterstützt lediglich die bestehenden Kassen, wenn sie bestimmten Anforderungen entsprechen. An der Spitze dieser Forderungen steht, um hier nur die hauptsächlichsten zu streifen, die Freizügigkeit, allerdings mit gewissen Beschränkungen, Minimalleistungen: 1 Fr. Krankengeld, oder Arzt und Apotheke nicht weniger als 6 Monate, gewisse Vorschriften über die Regelung der Ärztefrage — bedingt freie Ärztewahl. Eine besondere vollständig berechtigte Rücksicht wird dem arbeitenden weiblichen Geschlecht zuteil. Außer der zu einer der Anerkennungsbedingungen erhobenen Gleichstellung beider Geschlechter — bei den bestehenden Kassen in der Schweiz nur zum geringen Teil durchgeführt — galt es hier, mit der Botschaft zu sprechen, „die Mutterschaft zu ehren und zu ermutigen". So hat man die Versicherung der Wöchnerinnen, unter gewissen Bedingungen auch ein Stillgeld von mindestens 20 Fr., vorgesehen. Die Versicherung der Ausländer ist nach dem deutschen Muster geregelt.

Der Bundesbeitrag an die Krankenkassen ist ein beträchtlicher und beträgt, nach Alter, Geschlecht und Leistungen abgestuft, außer dem erwähnten Wochen- und Stillgeld, von Fr. 3,50 bis Fr. 5,50 pro versicherte Person. Für die Behandlung der sogen. kleineren Unfälle, die nach dem Postulat der Industrie die Kassen zu besorgen haben, beziehen dieselben bei der Anstalt in Luzern eine entsprechende Quote aus den von der Unfallversicherung gezahlten Prämien. Insgesamt wird der Bundesbeitrag zweifellos den bestehenden Kassen ermöglichen, was auch erstrebt wird, die Leistungen erheblich zu steigern.

Endlich die Organisationsfrage. In dieser Beziehung darf sich auch das neue Gesetz der traditionellen eidgenossischen Selbstverwaltung rühmen. Sie ist auch in der neu zu gründenden „Schweizerischen Unfallversicherungsanstalt in Luzern", der der Monopolbetrieb dieser Versicherung übertragen wird, in jeder Richtung vorgesehen. — Alles in allem — das Gesetz ist vom ernsten Willen getragen, eine wirkliche, soziale Fürsorge durchzusetzen; man bemerkt deutlich das Bestreben, zu einer Volksversicherung hinüberzuleiten. Der Staat läßt die Versicherung reichlich mit seinen finanziellen Mitteln versorgen: auch die freiwillige, wodurch dieser Fürsorge gewissermaßen der Klassencharakter genommen wird. Die Industrie wird verhältnismäßig wenig belastet.

Möge es dem Musterlande gelingen, diesem ernsten sozialpolitischen Werke nicht in allzuferner Zukunft auch weitere, in erster Reihe die der Alters- und Invalidenversicherung folgen zu lassen.

Eduard Bernstein:
Sozialismus und Regierung.*)

(Vorwort zur deutschen Ausgabe von J. Ramsay MacDonald).

Für den deutschen Sozialdemokraten haben die Begriffe Sozialismus und Regierung beinahe ausschließende Bedeutung erhalten. Hat schon die bürgerliche Demokratie sich in Deutschland fast nur in der Opposition gesehen, so mußte deren Erbin, die Sozialdemokratie, der Natur der Sache nach in verstärktem Maße hier die Luft der Opposition als ihr politisches Lebenselement betrachten. Regierung wurde auf diese Weise der Ausdruck für etwas dem Volk Entgegengesetztes oder zum mindesten Jenseitiges. Ganz besonders in Norddeutschland ist der Regierungsmann Teilnehmer oder Abhängiger einer über dem Volk schwebenden Macht. Er ist ein Glied eines Beamtenapparats, dessen Spitzen in erster Reihe Vertrauenspersonen des Monarchen sind und, statt im Namen der in der Volksvertretung repräsentierten Nation, in dessen Namen handeln. Bis in unsere Tage hinein hat sich die Tendenz erhalten, dem Regierungsbeamten die Gebundenheit einer von den übrigen Angehörigen der Nation staatsbürgerlich unterschiedenen Person aufzuerlegen.

Kein Wunder daher, daß in Deutschland der demokratische Sozialismus dem Beamtentum und dem ganzen Regierungsorganismus mißtrauischen, wenn nicht feindlichen Blickes gegenübersteht und sich bisher mehr für die Fragen der Bekämpfung als für die der Organisierung der Regierung interessiert hat. Weil die offiziellen Vertreter des Staats quasi über der Nation stehen, fühlt sich der entschiedene Demokrat halb als ein außerhalb des Staats Gestellter.

*) Bei E. Diederichs in Jena erscheint demnächst die deutsche Übersetzung des Werkes von R. MacDonald „Sozialismus und Regierung". Eduard Bernstein, der revisionistische Theoretiker, hat die Vorrede zu diesem Werke des englischen Arbeiterführers geschrieben, dessen Bekanntschaft der deutsche Kaiser anläßlich seines letzten Aufenthaltes in England gemacht hat. Herr Eduard Bernstein hat uns einen Auszug aus seiner „Vorrede" freundlichst zur Verfügung gestellt.

Und doch liegt es im Wesen des wirtschaftspolitischen wie des sozialpolitischen Programms der Sozialdemokratie, dem Staat immer mehr Aufgaben und in Verbindung damit Regierungsfunktionen zu überweisen. Der mit ihrem großen Wachstum steigende Einfluß der Sozialdemokratie hat zur Folge, daß diese Tendenz sich schrittweise in Verwirklichung übersetzt. Mit der Zunahme der Sozialdemokratie fast parallel nehmen tatsächlich die Funktionen und Machtmittel des Staates zu.

Wir haben es daher in Deutschland mit einem Dualismus im Verhältnis der Sozialdemokratie zum Staat zu tun. Ihrem sozialpolitischen Wirken nach ist die Letztere wesentlich staatsfreundlich, als politische Partei ist sie dagegen bisher grundsätzlich d. h. ohne Rücksicht auf den Wandel der Ministerien regierungsfeindlich gewesen. Ein Zustand, der wenig ausmachte, solange die Sozialdemokratie über nur geringe politische Macht verfügte und demgemäß auch nur geringe staatliche Verantwortung trug, der aber zu den größten Unzuträglichkeiten führen kann, wenn die Sozialdemokratie größere politische Macht erwirbt. Denn ob sie diese nun direkt oder indirekt ausübt, mit der Macht zugleich wächst die politische Verantwortung und nötigt die Partei, des geschilderten Dualismus Herr zu werden. Wohl oder übel wird sie gezwungen, zu Einzelheiten der Regierung und Verwaltung Stellung zu nehmen, was ihr zwar erlaubt, Oppositionspartei zu bleiben, aber das Wesen ihrer Opposition doch ändert. Aus der schlechthin verneinenden wird sie zunächst eine bedingt verneinende Opposition.

In parlamentarisch regierten Ländern, wo große Parteien oder Parteiverbindungen in der Regierung sich ablösen, bleibt es indes auch hierbei nicht. Die Sozialdemokratie kommt in Lagen, wo Neutralität diesem Kampf gegenüber faktisch Unterstützung der einen oder andern der beiden Koalitionen heißt. Um nicht der Spielball eines rein mechanischen Vorgangs zu werden, muß sie sich entschließen, Partei zu nehmen, ihre Stimmenmacht bewußt und systematisch für die eine und gegen die andere Koalition in die Wagschale zu werfen. Sie muß dann unter Umständen sich auf die Seite der Partei stellen, die gerade an der Regierung ist, womit ihr Einfluß *auf* diese Regierung, zugleich aber auch ihr Interesse *an* ihr eine Steigerung erfährt. Selbst wenn sie behufs Wahrung ihrer politischen Unabhängigkeit sich jedes formalen Anschlusses an die Regierungskoalition, insbesondere also der Beteiligung an Ministerien enthält, erhält sie doch durch die Natur der Dinge etwas vom Charakter einer Regierungspartei. Das heißt, sie wird — um an die oben gebrauchte

Wendung anzuknüpfen — nunmehr Partei der bedingten Bejahung.

Ganz offenbar nähern wir uns jetzt im Deutschen Reich einer Gruppierung der Parteien, die dem parlamentarischen Regierungssystem entspricht. Der 1907 von Bülow zusammengebrachten liberal-konservativen folgte 1909 die konservativ-klerikale „Paarung", und der soeben abgelaufene Wahlkampf für den neuen Reichstag war ein Ringen der liberal-fortschrittlichen mit der konservativ-klerikalen Koalition, bei dem die Sozialdemokratie sich in der Stichwahl entschieden auf die Seite der ersteren Verbindung schlug. Ob es diesmal auch im Parlament zu einer solchen Kooperation der Parteien der Linken kommen wird, ist namentlich wegen des zwiespältigen Charakters der nationalliberalen Partei zweifelhaft. Ohne die Reinigung dieser Partei von ihren konservativen Elementen wird sie schwerlich zu bewerkstelligen und noch weniger aufrecht zu erhalten sein.

Aber die Entwicklung zum Parlamentarismus ist da, und damit erhalten Fragen der Regierungsbildung und der Regierungsführung für die demokratischen Parteien Deutschlands eine Aktualität, die sie früher nicht für sie hatten, weshalb sie auch in den Publikationen dieser Parteien meist nur sehr abstrakt behandelt wurden. Im rechten Zeitpunkt erscheint daher das vorliegende Buch des hervorragenden Vertreters der englischen Arbeiterpartei, John Ramsay MacDonald, auf dem deutschen Büchermarkt, das jene Fragen als konkrete Angelegenheiten eines parlamentarisch regierten Staates zugleich unter theoretischen wie praktischen Gesichtspunkten, erfahrungsgemäß und grundsätzlich behandelt. Kaum eine zweite Persönlichkeit des heutigen England war so geeignet, dies Thema zu behandeln, wie MacDonald, den Freund und Feind als einen der bedeutendsten Köpfe der so schnell zu Einfluß gelangten britischen Arbeiterpartei anerkennen und der im Haus der Gemeinen zu den wenigen Personen gehört, die stets das Ohr dieser verwöhnten Kammer haben.

MacDonald ist ein Mann, der viel erfahren und viel gesehen hat. Und es ist ein Mann, der mitten im stärksten politischen Getriebe steht, ein kämpfender parlamentarischer Parteiführer. Das unterscheidet das MacDonaldsche Buch von Graham Wallas', in manchen Punkten kongenialer Schrift „Politik und menschliche Natur". Auch Wallas schreibt als Kenner. Aber er ist der abgeklärte Kenner, der zur Zeit nicht mehr im Kampf steht und die Dinge, wenn auch durchaus nicht als indifferenter Zuschauer, so doch mit voller Objektivität, man könnte manchmal sagen

mit philosophischem Humor analysiert. MacDonald hat mit Wallas das gemein, daß er auch gern wie jener auf biologisch-soziologische Vorgänge und Beispiele zurückgreift. Aber Beschaulichkeit darf man in seinem Buch nicht suchen. Es ist vor allem Kritik — oft auch da der Sache nach polemisch, wo es anscheinend rein objektiv entwickelt. MacDonald setzt sich hier mit den Dogmatikern seiner Partei wie der Demokratie überhaupt über die strittigen Fragen der Anwendbarkeit demokratischer Formeln und sozialpolitischer Gleichheitsbegriffe auseinander. Viele eingewurzelte Überlieferungen gilt es da zu zerstören, mit allerhand liebgewordenen Schlagworten abzurechnen. Die britische Arbeiterpartei hat in der sozialistischen Bewegung Englands heftige Gegner. Sie befehden sie als in Grundsätzen verschwommen, in der Taktik opportunistisch und vermittlungssüchtig, und werfen den in ihr wirkenden Sozialisten — also namentlich MacDonald — vor, daß sie des äußern Erfolges wegen die sozialistische Lehre teils nur verwässert und teils gar nicht zur Geltung brachten.

Auf diesen letzteren Vorwurf bezieht sich der für Deutschland gegenstandslose Satz bei MacDonald, daß nicht eine sozialistische, sondern eine „sozialisierende" Partei not tue. Er gilt einem Dogmatismus, den die deutsche Sozialdemokratie in ihrer Entwicklung von der Sekte zur politischen Partei in hohem Grade überwunden hat, der aber in derjenigen Verbindung englischer Sozialdemokraten, die speziell den Namen „Sozialistische Partei" trägt, noch vielfach wuchert. Da die Labour Party in der Tat noch keine völlig gefestete politische Partei mit programmatisch festgelegten allgemeinen Zielen, sondern erst auf dem Wege ist, aus einer empirischen Interessenvertretung sich zu einer solchen Partei zu entwickeln, glauben Sozialisten jener Richtung ihr gegenüber, ähnlich wie Ibsens Hilmar Tönnesen, die „Fahne der Idee" schwenken zu müssen. Sie üben eine Kritik an ihr, deren Befolgen ein Umwenden nach rückwärts zum Ausgangspunkt der deutschen Sozialdemokratie hin bedeuten würde, wo die Partei tatsächlich eine Entwicklung vollzieht, die sie von einem anderen Ausgangspunkt her direkt nach dem Endpunkt bringt, dem auch die deutsche Sozialdemokratie zustrebt. Man mutet ihr zu, in einem Lande, dessen Verhältnisse ihr ein unmittelbar fruchtbares Einwirken auf die Gesetzgebung und die Verwaltung erlauben, sich freiwillig zur parlamentarischen Unfruchtbarkeit zu verurteilen.

Gegen dies und die vorerwähnten demokratischen Doktrinarismen kämpft MacDonald. Und zwar nicht erst heute, wo er als Abgeordneter für persönlich interessiert gelten könnte. Schon vor jetzt sechszehn Jahren

— im Winter 1895/96 — hat er sich in einem, auch in deutscher Sprache („Neue Zeit", Jahrgang 1895/96 I.) veröffentlichten Vortrag mit großer Schärfe gegen die Idee ausgesprochen, das parlamentarische Regierungssystem durch die direkte Volksgesetzgebung ersetzen zu wollen, und sich gegen jede Änderung des Wahlsystems erklärt, die der Zersplitterung der Parteien Vorschub leisten würde, da nur große, zur Regierungsbildung genügend starke Parteien die Selbstregierung der Nation zur Wahrheit zu machen vermöchten.

Was er damals als ein noch außerhalb des Parlaments Stehender entwickelt hatte, das begründet er jetzt eingehend an der Hand seiner Erfahrungen als Parlamentarier und Parteiführer. Hat er dabei auch überwiegend die Verhältnisse des britischen Reiches im Auge, so sind die Fragen, die er behandelt, doch fast durchgängig solche, die gerade jetzt auch bei uns auf der Tagesordnung stehen. Das demokratische Deutschland strebt nach Verwirklichung des parlamentarischen Regierungssystems. Aber große Meinungsverschiedenheiten bestehen darüber, wie das Ziel zu erreichen sei. Wer sich mit den betreffenden Vorschlägen befaßt, dem werden die Abschnitte dieses Buches „Die politische Organisation des Staats" und „Die Partei und das Parlament" überaus wertvolle Fingerzeige geben. Namentlich sind die Darlegungen über die Rückwirkungen des sogenannten zahlengerechten Wahlsystems („Proporz") und der Minoritätenvertretung auf den Parlamentarismus höchst instruktiv. Sie werden manchem auf den ersten Blick als undemokratisch erscheinen. Springt doch MacDonald mit diesen Lieblingsprojekten vieler Demokraten sehr unsanft um. Man hat sich in demokratischen Kreisen viel darauf verlegt, Spezialmittel für alle möglichen Unstimmigkeiten in der Bildung und Funktion der Vertretungskörper zu ersinnen, was in folgerichtiger Durchführung darauf hinauslaufen würde, die Demokratie als einen höchst mathematisch korrekt, damit aber notwendigerweise möglichst unpersönlich arbeitenden Mechanismus zu gestalten. MacDonald dagegen vertritt mit der organischen Auffassung von Staat und Gesellschaft auch das Bestreben, der Demokratie organisches Leben, organische Entwicklung zu sichern, und mit dem persönlichen Einfluß auch die persönliche Verantwortung beizubehalten. Daher seine Gegnerschaft gegen die gebundenen Mandate, die mathematischen Vertretungssysteme und dergleichen. Ihm sind ziffernmäßige Ungenauigkeiten in der Vertretung unwesentlich, sobald nur dafür gesorgt ist, daß der Volkswille in seinen großen, umfassenden Tendenzen die Zusammensetzung des Parlaments und damit auch der

Regierung bestimmt. Nicht nach der mathematischen, nach der persönlichen Seite hin will er die Demokratie entwickeln. Sie soll kein blutleerer Körper sein.

Man begreift ohne weiteres, daß dieses Problem, demokratische Grundsätze mit der Erhaltung der persönlichen Verantwortung zu verbinden, kein sehr einfaches ist. Aber man wird auch ohne weiteres zugeben, daß es für den Fortschritt der Gesellschaft von unendlichem Vorteil wäre, wenn befriedigende Lösungen hierfür gefunden werden. Schrecken doch viele sonst freidenkende Menschen gerade deshalb vor der Demokratie zurück, weil sie von ihr Schädigung des Wertvollsten an der Persönlichkeit befürchten. Umgekehrt aber fürchten viele Demokraten und Sozialisten von der Forterhaltung bedeutungsvoller persönlicher Mandate Schädigung demokratischer und sozialistischer Prinzipien. Beide Elemente werden in den MacDonaldschen Untersuchungen und Nachweisen viel Material zur Berichtigung ihrer Theorien und Beklemmungen finden. Nicht daß der Versuch gemacht würde, Widersprechendes durch dialektische Künste hinwegzudisputieren oder durch äußerliche Kompromisse zu vermitteln. Übertuschung der Gegensätze liegt MacDonald fern. Er sucht und zeigt die Wege zu den Lösungen durch Betonung der Grenzen, die das organische Leben der Gesellschaft allem Überwuchern einseitiger Tendenzen vorschreibt. Dabei ist er selbstverständlich darauf bedacht, nicht in die Irrgänge der Soziologen zu verlaufen, die das organische Prinzip zu reaktionären Zwecken mißbrauchen. Das organische Leben ist zugleich konservativ und umwälzend. Es konserviert das zum Funktionieren Notwendige und stößt das überflüssig oder schädlich Gewordene ab. Es verträgt Förderung, duldet aber keine willkürlichen Eingriffe, die das Zusammenwirken der zum Ganzen gehörenden Teile ignorieren. Mit dieser Erkenntnis als Leitfaden geht MacDonald die Ämter und Aufgaben des modernen Staats durch und zeigt er, was unter der Voraussetzung der Herrschaft sozialistischer Ideen von oder an ihnen im wesentlichen beizubehalten, was zu ändern ist und in welchem Grade und Umfange das zu Ändernde vernünftigerweise umgebildet werden kann. Er hält sich dabei immer auf dem Boden des Tatsächlichen und Möglichen und ist doch nie Sklave des Althergebrachten. Er ist als Sozialist oft unkonventionell, aber er ist nie parador um der Paradorie willen. So zieht er dem Eingreifen des Staates in die Familie stärkere Grenzen, als dies die meisten sozialistischen Theoretiker tun, weil er den Fortbestand der Familie für ein wesentliches Erfordernis gesunden Lebens der Gesellschaft

hält, denkt aber modern und wissenschaftlich genug, um zu begreifen, daß mit den großen Veränderungen der wirtschaftlich-sozialen Grundlagen des Gesellschaftslebens die Familie gewisse, bisher von ihr erfüllte Funktionen abgeben muß. So bekämpft er scharf den Gedanken vom Absterben des Staates, zeigt aber selbst, wie die moderne Entwicklung neue Abgrenzung der Verwaltungsgebiete des Staats zur Folge hat. Mit gleicher geistiger Freiheit, die zwischen dem geschichtlich Notwendigen und dem rein Traditionellen zu unterscheiden weiß, behandelt er die Probleme des modernen Imperialismus, realistisch und doch in Übereinstimmung mit den großen Ideen der humanitären Weltauffassung.

Jedes Land hat mit seiner eignen Geschichte auch eigne Abarten derjenigen Probleme, die sich auf einer gewissen Entwicklungshöhe überall einstellen. Nicht alle Ausführungen MacDonalds haben daher gleichmäßige Anwendung auf Deutschland. Aber für die große Mehrzahl der heute im Deutschen Reich zur Lösung drängenden politischen Fragen liefert „Sozialismus und Regierung" theoretische Gesichtspunkte und praktische Winke von großer unmittelbarer Nutzbarkeit.

Schöneberg-Berlin, Ende Januar 1912. Ed. Bernstein.

Prof. Ign. Goldziher:
Der marokkanische Großscherif und seine englische Gattin.

In keinem Gebiete des orthodoxen sunnitischen Islams (der schiitische fällt unter einen anderen Gesichtspunkt) ist neben dem strengen Bekenntnis zu der schroffsten Art des Monotheismus die Anthropolatrie in dem Maße zur Geltung gelangt wie in dem Teile der islamischen Welt, der wegen der politischen und kriegerischen Eingriffe, mit denen europäische Mächte seine Völkerstellung erschüttern, gegenwärtig unsere besondere Aufmerksamkeit beanspruchen darf. Wir meinen das Gebiet des alten Libyen, Numidien und Mauretanien, den nordwestafrikanischen oder, wie ihn der alte terminus technicus bestimmt: den maghrebinischen Islam.

Der abgöttische Kultus lebender Menschen, eine auf hohe Stufen erhobene Steigerung der auch im übrigen Islam üppig blühenden Heiligenverehrung verleiht dem volkstümlichen Religionsleben in den Ländern zwischen den Gestaden des mittelländischen Meeres und der Sahara und tief in die Sahara hinein eine ganz individuelle Farbe, einen vom katholischen Islam sich abhebenden eigentümlichen Charakter, den verständige Beobachter der islamischen Verhältnisse seit Leo Africanus (diesem am Hof des Papstes Leo X. zum Christentum übergetretenen Muhammedaner des 15. Jahrhunderts) bis auf unsere Tage nicht übersehen haben. Die ethnographische Betrachtung der islamischen Gestaltungen hat diese Eigentümlichkeit des nordafrikanischen Islams aus den vorislamischen Antezedentien der dortigen indigenen Bevölkerung erklären können. Bereits Herodot, später die afrikanischen Kirchenväter haben uns von den göttlichen Ehren zu berichten, die von nordafrikanischen Völkern, den Ahnen der heutigen Berbernstämme, ihren Häuptlingen erwiesen werden. Diese Anschauung von der göttlichen Würde der Könige hat auch die Grundlage der auf

karthagische und libysche Könige bezüglichen Anekdoten geliefert, die René Basset unter dem Titel „Die Vögel des Psaphon" in der Revue des traditions populaires für 1893 (S. 305—307) gesammelt hat. Die Könige richten Vögel dazu ab, um in alle Welt ausfliegend zu rufen: Hanno, Psaphon, Apsethes seien Gott.

Diese Erhöhung hervorragender mächtiger Gestalten, wie sie die ins Altertum zurückreichende herrschende Tradition der nordafrikanischen Bevölkerung bildet, hat in verhältnismäßiger Umbildung auch das Islambekenntnis der späten Nachkommen nuanciert. Zunächst im Marabutenkultus (der maghrebinischen Form der allgemein islamischen Heiligenverehrung), dann in der mit diesem eng zusammenhängenden, mit demselben oft völlig zusammenfließenden Verehrung der Schörfa (aus Schurafā, Singul. Scherif) d. h. der Abkömmlinge der heiligen Familie des Propheten in der Deszendenzlinie seines Vetters und Schwiegersohns Ali. Die vermöge ihrer Seelenanlage und ihres zur Unabhängigkeit geneigten Volkscharakters der islamischen Religion und Herrschaft störrig widerstrebenden Berberenstämme werden für den Islam und die politische Oberhoheit seiner Vertreter erst dadurch völlig gewonnen, als — ob nun echte oder anmaßende — Zweige der alidischen Familie, zuerst die vom Prophetenenkel Hasan stammenden Idrisiden (791—926), und die ihren Stammbaum auf den anderen Enkel, Husein, zurückführenden Fatimiden (910) die Herrschaft des Islams zu vergegenwärtigen kamen. Sie brachten vermöge ihrer Abstammung den Anspruch auf höhere als gewöhnliche Menschenschätzung mit. Nach dem Verbrauch von vier eingeborenen Dynastien (vom 11. bis 16. Jahrhundert) haben in Marokko wieder nach einander zwei scherifische Familien sich die Herrschergewalt aneignen können: die der saadischen Scherife (1524—1668), seither die noch jetzt den marokkanischen Sultansthron einnehmende Linie der Filali-Scherife. Man kennt die ihnen in der diplomatischen Terminologie verliehene Titulatur: Scherifische Majestät.

Aber nicht der Herrscherfamilie gilt die religiöse Verehrung, mit der das maghrebinische Volk die Schurafā im Sinne des Menschenkultus erhöht. Dieser gilt vorwiegend den Abkömmlingen verschiedener Zweige der von Idris, dem Gründer der nach ihm benannten Dynastie, abstammenden Familie. Sie sind Erben des dieser heiligen Familie innewohnenden Charisma (Baraka). Ihr Ahn, Idris, (Mulai Dris) gilt als die erhabenste einheimische Heiligengestalt des maghrebinischen Islams; sein Grabesort in Fez als sein weihevollstes Heiligtum, das sichtbare

Zentrum der Verehrung, die den Nachkommen dieses heiligen Herrschers gewidmet wird. Es gibt im Marokkanischen keinen höheren Adel, aber auch kein reicheres Charisma, als wodurch die idrisidischen Scherife ausgezeichnet sind. Ihrem Kreise entstammten die anerkanntesten Heiligen und Wundertäter, um deren Andenken ein Kranz von hagiologischen Wunderlegenden gewunden ist, Bezeugungen der Baraka-Wirkungen, die sie — und dies ist wieder speziell maghrebinische Eigentümlichkeit — durch Jahrhunderte auf ihre direkten Deszendenten vererben. Die Baraka ist nicht individueller Vorzug, sondern überkommenes Erbgut.

Die Idris-Sippe lieferte im Verhältnis zu ihren zahlreichen Verzweigungen dem westlichen Islam eine stattliche Anzahl heiliger Gestalten und Wundermänner, um die sich schon bei Lebzeiten große Mengen von Adepten sammelten, deren Mittelpunkt die von ihrem Patron gegründete Sāwija (ungefähr „Zelle", Ordensniederlassung) ist, an deren Spitze dann von Generation auf Generation der Nachkomme des Heiligen steht, auf den der Vorgänger die ihm innewohnende Barakafähigkeit vererbte. Neben den nahen und entfernten Familienmitgliedern umlagern verehrende Akoluthen, und auch vielfach müßiges Parasitenvolk diese Sāwijas, in deren Schatten für ein bequem auskömmliches Leben gesorgt ist. Mit der Zeit entstanden in Abhängigkeit von jener Stamm-Sāwija in verschiedenen oft sehr weit abliegenden Teilen des afrikanischen Gebietes Filial-Sāwijen, deren Regierung im Verhältnis zum Zentrum nach hierarchischen Ordnungen geregelt ist. Es sind nicht nur geistliche Fragen, um die es sich bei diesen Ordnungen handelt; auch große ökonomische Interessen sind mit diesen Heiligtümern verknüpft. Diese werden ja von großen Scharen frommer Pilger aufgesucht, die die Baraka der heiligen Umgebung in Anspruch nehmen. Sie kommen nicht mit leeren Händen; sie bringen reiche Geschenke in Barem und sonstigem beweglichen Gut (auch Schlachttiere) und vergelten im Übermaß die ihnen gewährte Gastfreundschaft und die Erwartung des heilsamen Erfolges ihrer frommen Fahrt. Ausgedehnter Landbesitz hängt mit den Stätten der Heiligkeit und Gottesweihe zusammen. Die Scherife oder ihre Sendlinge unternehmen auch oft selbst zur Spendung der Baraka Tournées unter ihren Getreuen und bringen unglaublich reichen Goldsegen in ihre Sāwijas heim. Es ist nicht eben ein Leben der Entsagung und Weltverneinung, das dieser geheiligte Charakter mit sich führt.

Unter allen Verzweigungen der idrisidischen Schörfa hat sich im Marokkanischen zu höchster Autorität eine Linie emporgeschwungen, die

als Führerin des über ganz Nordafrika und auch in anderen Islamländern verbreiteten Marabutenordens der Tajjibijja großen Einfluß auf die Bevölkerung gewonnen hat.

Die Anfänge dieser Bruderschaft schildert in sehr anschaulicher und zuverlässiger Weise der völkerkundige Eugène Aubin in seinem zuerst 1904, seitdem wiederholt neu erschienenem Werke über „das heutige Marokko“.

Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts erschien der ärmliche Idrisidische Scherif Mulai Abdallah in einem am Abhange des oliven- und eichenreichen Berges Bu-Helal gelegenen Flecken Mitkal mit der Absicht, dort seine eigene Säwija zu gründen. Er konnte seine Weihe auf den hochberühmten maghrebinischen Heiligen Abdessalam ibn Meschisch zurückführen, dessen Tochter seine Ahnfrau war und dessen Baraka auf ihn vererbt war. Die Bewohner des Örtchens benahmen sich sehr unfreundlich gegen den frommen Wanderer, dessen Anwesenheit ihnen als nicht willkommen erschien. Mit einer Verwünschung der rohen Leute verläßt er ihre Wohnsitze nordwärts ziehend, bis er sich inmitten des Berberstammes der Maßmuda in einem unbedeutenden Örtchen nördlich von Fez auf dem halben Wege gegen Tetuan niederließ, wo er bei der Bevölkerung freundlichen Willkomm fand. Dort gründete er auch seine Säwija, um die sich bald viel andächtiges und segenbedürftiges Volk sammelte. Während das ungastliche Mitkal unter dem Fluch des Heiligen bald vollends verfiel, erblühte die neue Ordensniederlassung bald zu dem regsamen Städtchen Wessan. Dessen Säwija wurde fortschreitend zum Zentrum des religiösen und wirtschaftlichen Lebens einer sich immer erweiternden Umgebung und schwang sich immer mehr zu Ansehen und Einfluß auf die Bevölkerung weit und breit auf, die sich mit der Zeit auch im allmählichen Entstehen von weitreichenden Zweigniederlassungen bekundeten. Diese Blüte erstand bereits unter den beiden Enkeln des 1679 verstorbenen Abdallah, Mulai al-Tajjib und al-Tuhami. Während letzterer den Orden im Marokkanischen über die Sahara bis Tuat ausbreitete, erstreckte sich das Wirkungsgebiet des Tajjib nach Osten hin gen Algerien und Tunesien. Obwohl nun die Benennung als Tuhami-Säwijes für die Gründungen des Scherifs dieses Namens alle Berechtigung hat, ist die gemeinsame Bezeichnung als Tajjibijja-Orden für die von Wessan ressortierenden Einrichtungen in überwiegender Anwendung geblieben.*)

*) E. Aubin, Le Maroc d'aujourd'hui. (5. Auflage. Paris — Colin 1910.)

Die muslimische Observanz verpflichtet den Klostermann nicht zu ehelosem Leben. Vielmehr geben uns die Nachrichten über den Familienstand der heiligen Scherife immerfort Kunde von der großen Zahl ihrer Nachkommenschaft. Tuhami hinterließ 18 Söhne, Mulai Ali, der Enkel des Tajjib, deren 15 usw. Die Scherifenfamilie kann demnach ihre Vertreter in großer Zahl unter die Stämme Marokkos entsenden und bei dem Ansehen, das ihnen ihr heiliger Charakter sichert — sie sind ja alle Nachkommen des größten Landesheiligen Idris und haben Anteil an seiner Baraka — gewannen sie von ihren Sāwijas aus großen Einfluß auf die Stimmung der durch das vorherrschende Stämmewesen in sich zerklüfteten Untertanen des Sultans von Marokko. So war denn der Tajjibi-Orden bis in die jüngste Zeit ein Faktor, mit dem das weltliche Scherifat, dessen Träger der Sultan von Marokko ist, in hervorragendem Maße rechnen mußte. Der Großscherif von Wessan, die Spitze der über das ganze Reich verzweigten Organisation der Tajjibis, gilt der Bevölkerung als eine dem Sultan mindestens gleichwertige Macht. Seine Unterstützung in friedlichen und kriegerischen Angelegenheiten gibt der Sache des Sultans in den Augen des Volkes moralischen Wert. Der Sultan gilt erst dann als für die Regierungsmacht geweiht, wenn ihm der Wessansche Großscherif einmal die Steigbügel hält, äußerlich wohl ein Akt unterwürfiger Huldigung, im Wesen jedoch ein Zeugnis für die entscheidende Bedeutung, welche die Intervention des geistlichen Scherifs für die Anerkennung des Sultans besitzt. Seine mächtige Autorität wird in den Augen des Volkes nicht zum geringsten erhöht durch den immensen Reichtum des Hauses Wessan an beweglichen und unbeweglichen Gütern, von denen der Großscherif in großzügiger Freigebigkeit spendet, ein Vorzug, der neben seinem heiligen Charakter zur Festigung seiner populären Verherrlichung beiträgt.

Die Verehrung, die das Volk jenem Erben der idrissidischen Heiligkeit zuteil werden läßt, ist eine der markantesten Bekundungen der von uns an der Spitze dieser Zeilen erwähnten Anthropolatrie, als die ein traditionelles Erbteil dieses Gebietes der Islamwelt ist. „Man hat — so schildert Rohlfs — keine Idee davon, wie weit in Marokko der Menschenkultus getrieben wird. Sidi el-Haddsch Abd es-Salam (dies der Name des Großscherifs von Wessan) reist entweder zu Pferde oder in einer Tragbahre..... Es würde vergeblich sein, die Zahl der sich herandrängenden Leute schätzen zu wollen; das ganze Land scheint herbeizuströmen, aus weitester Ferne kommen ganze Stämme an den Weg, den der Großscherif durchzieht.

Man sucht ihn selbst zu berühren, oder die Tragbahre, das Pferd oder irgend einen anderen dem Großscherif gehörenden Gegenstand. Man glaubt aus einer solchen Berührung den göttlichen Segen ziehen zu können. Oft genügen die bewaffneten Diener nicht, mit der flachen Klinge den andringenden Haufen fern zu halten, und es müssen dann förmliche Angriffe gemacht werden, die Leute auseinander zu treiben."*) Gerhard Rohlfs war der erste Europäer, der 1861, freilich in muslimischer Rolle, den Hofstaat in Wessan beobachten und mit einem Großscherif der mächtigen Tajjibi-Bruderschaft in nahe persönliche Beziehung treten konnte. Abdessalam, der fünfte in der Reihe der Nachfolger des Mulai Tajjib, konnte wegen seiner vollzogenen Mekkawallfahrt seinem hohen Titel noch den eines Haddsch vorsetzen. Seitdem wurde der Großscherif von Europäern, auch ohne islamische Vermummung, wiederholt aufgesucht und interviewt. Nach Rohlfs ist es vornehmlich der Engländer Robert Spence Watson (1879), dem wir eine eingehende Schilderung eines Besuches in Wessan, der heiligen Stadt Marokkos, verdanken.**) Freilich hatte sich dort seit dem Besuche Rohlfs' manches geändert. Schon Rohlfs, der den Scherif als jungen Mann von 31 Jahren kennen lernte, kennzeichnet ihn als einen den Einwirkungen europäischer, zunächst französischer Art in großem Maße geneigten Mann. Man sagt, daß er von seiner Mekkareise, die ihn auf seiner Schiffahrt zum arabischen Hafen mit französischer Gesellschaft in enge Berührung setzte, nicht eben muslimische Stärkung heimgebracht haben soll. Seine Fremdtümelei schritt in wachsenden Verhältnissen fort. Zu Watsons Zeit hatte die Europaliebhaberei des Großscherifs die entscheidendste Bekundung hervorgerufen. Am 17. Januar 1873***) schloß er nach vorheriger Lösung des Ehebündnisses mit seinen drei muslimischen Gattinnen vor Sir Drummond Hay, dem englischen Gesandten in Tanger, die gesetzliche Ehe mit der als Erzieherin in Tanger lebenden Engländerin Miß Emily Keene, Tochter des Gouverneurs der Strafanstalt der Surrey County. Zu jener Zeit scheint Abdessalam des Firlefanzes seiner Heiligkeit bereits recht müde gewesen zu sein. Er überließ die hierarchische Betätigung an der Sāwija in Wessan seinem

*) Mein erster Aufenthalt in Marokko (Bremen 1873).

**) A Visit to Wazan, the Sacred City of Marocco (London, Macmillan, 1880).

***) Dies ist das Datum, das Madame de Wazan selbst angibt und demnach der Zeitangabe (17. März) bei Watson (S. 23.) vorzuziehen ist.

ältesten Sohn, der sollte die Baraka vergegenwärtigen; er selbst lebte in seinem Palast in der von zahlreichen Europäern bewohnten und besuchten Küstenstadt Tanger. Den Huldigungen des Volkes kann er auf seinen Reisen dennoch nicht entgehen, so wenig er auch von dem inneren Wahrheitsgehalt seiner angestammten Würde überzeugt ist. Der französische Publizist Gabriel Charmes charakterisiert in seiner Rechenschaft von einer Gesandtschaft nach Marokko, an der er 1886 teilnahm, diese Haltung des Großscherifs in den treffenden Sätzen: c'est en son corps défendant et bien malgré lui qu'il est pontife.... il porte sa sainteté avec une désinvolture admirable*). Mit der Zeit läßt auch seine äußere Erscheinung nichts mehr von einem Nachkommen des Idris erkennen. Das Bildnis, das Oskar Lenz in seinem Timbuktu-Werk (1879) von ihm mitteilt, noch mehr aber das dem bald zu erwähnenden Buche seiner englischen Gattin beigegebene Porträt des Scherifs zeigt völlig das eines französischen Militärs. Seinen Einfluß bewährte er noch am liebsten in politischer und diplomatischer Richtung, zu der die Verhandlungen mit der algierischen Regierung, sowie die niemals rastenden inneren Wirren der unbotmäßigen Untertanen des marokkanischen Reiches sattsam Gelegenheit boten. Jene werden wohl recht haben, die ihn der Konnivenz mit der französischen pénétration pacifique für fähig halten. Er zeigt so wenig Züge von marokkanischem Patriotismus; ist mit französischen Ordenszeichen und Bändern geschmückt und begibt sich auch noch, seiner Lage inmitten der heimatlichen regierenden Kreise immer weniger sicher, unter den Schutz der französischen Staatsvertretung. Seine Liebäugelei mit europäischem Wesen, nicht zum geringsten die europäische Gestaltung seines Familienlebens, seine nicht verheimlichten Sympathien für Frankreich, haben nicht verfehlt, ihm manche Gegnerschaft zuzuziehen und Intriguen zu entfesseln, die eine dauernde Verstimmung des Hofes, zuletzt auch völlige Entfremdung desselben hervorriefen. Es war das erste Beispiel für die Kaltstellung eines Großscherifs von Wessan durch die regierenden Kreise, was um so leichter war, als aus seinen eigenen Scherifenkreisen auf die als völlig unebenbürtig abgeschätzte englische Ehe nur grimmige Blicke fielen, wenn auch vom Gesichtspunkt des islamischen Gesetzes gegen die Ehe mit der Christin (Miß Emily ist auch als „Madame de Wazan" ihrer angeborenen Konfession treu geblieben) ernstlich nichts einzuwenden war.

---

*) Une ambassade au Maroc in Revue des deux mondes vom 15. Juni 1886 p. 848.

Im Volke selbst konnten alle diese Bedenken dem Glauben an seine Barakakraft keinen Abbruch tun. Davon bieten uns die Schilderungen seiner englischen Lebensgefährtin manch lebensvolles Bild. Auf seinen Zügen durch die Stämmelager in der Wüste, sowie durch die Ortschaften Marokkos und Algeriens, wohin ihn Missionen führen, begegnet ihm überall frenetischer Enthusiasmus der Bevölkerung. Mit Gefährdung ihrer Knochen drängen sich die Leute in seine Nähe, um der Berührung seines Kleides oder auch nur der Hufspuren seines Reittieres teilhaftig zu werden. „Die Szenen, deren Zeuge ich war — schreibt seine Gattin —, waren von außergewöhnlicher Art. Stramme Männer, denen dabei Tränen über die Wangen rollten, kamen, sich um den Segen des Scherif zu bewerben. Etliche führten geheimnisvolle kleine Bündel mit sich.... deren einige ein wenig Mehl, andere Weizenkörner enthielten. Dieser mochte ein Tuch, ein anderer ein Kleidungsstück haben. Und zu welchem Zweck? Nur damit diese Dinge vom Scherif berührt werden und dadurch die Segnung auf den Besitzer übertragen, der vielleicht verhindert war, persönlich zu erscheinen. Das Mehl sollte in die Suppe einer kranken Person gemengt, der Weizen den Saatkörnern beigegeben werden, um für die nächste Zeit gutes Gelingen der Saaten erwarten zu können.... Wir wurden mit Geld und anderen Geschenken überschüttet, und es konnte nicht die Rede davon sein, dieselben abzulehnen oder zurückzugeben, wenn sie einmal in meinen Schoß geworfen waren."

Die englische Gattin dieses Trägers einer in muslimischem Sinne so hochheiligen wunderübenden segenhaltigen Würde ist sicherlich eine Erscheinung, bei der die Betrachtung moderner Kulturentwicklung im islamischen Orient eine Weile anhalten soll. Neuere Marokkoreisende und Schriftsteller, die die Verhältnisse im scherifischen Staate zu beschreiben haben, sind an dieser seltsamen Erscheinung auch nicht achtlos vorbeigegangen. Nun schildert die merkwürdige Frau selbst in einem spannenden Memoirenbuch*) ihr Leben und Wirken als Gattin des Großscherifs Abdessalam vom Tage ihrer Eheschließung (Januar 1873) bis zum Hingang ihres Gatten (28. September 1891), dessen Tod sie nicht abgeneigt ist der Wirkung eines schleichenden Pflanzengiftes (der in einigen Distrikten des Riffgebirges vorfindlichen Tartschah oder Wurka) zuzu-

*) My Life Story, by Emily, Shereefa of Wazan. Edited for Mme de Wazan by S. L. Bensusan . . . with a Preface by R. B. Cunningham Graham. — London (Edward Arnold) 1911.

schreiben, das ihm seine Gegner heimlich in seine Speise mengen ließen. Wir erhalten auf Grund unmittelbaren Erlebens reizvolle Bilder vom inneren Leben der marokkanischen Gesellschaft, ihrer Bräuche, Sitten und Lebensanschauungen, ihres Glaubens und Aberglaubens. Die Dame ist selbst nicht frei von abergläubischen Affekten. Ganz sonderbar mutet uns an zwei Stellen ihres Buches (S. 86 und 140) die gläubige Schilderung von Halluzinationserscheinungen an, in denen ihr in Begleitung hellen Lichtglanzes die Gestalt des verstorbenen Großscherifs, des Vaters ihres Gatten, leibhaft vor Augen trat. Sie begleitet bis in die letzten Zeiten ihrer Ehe, als eine Erkaltung ihres gegenseitigen Vertrauens eintrat, ihren Gatten auf allen seinen Zügen im Marokkanischen, auch hinüber nach Algerien, dann auch nach Europa, wohin es den afrikamüden Aufklärer wiederholt hinzog. Sie kann uns den Verkehr des Großscherifs (1877) in den vornehmsten politischen Zirkeln von London, Paris und Madrid schildern, wo sich auch das Volk herandrängte, um „el Santo del Moro" zu begaffen. Die englische Scherifa erwähnt mit Genugtuung des Einflusses, den sie auf das innere Leben der eingeborenen marokkanischen Gesellschaft geübt zu haben glaubt; besonders auf die sanitären Verhältnisse und hier zumeist auf die Gesundheitspflege der Kinder hat sie nicht ohne Erfolg ihr Augenmerk gerichtet. Sie führt in weiten Kreisen die Pockenimpfung ein und hat die Impfoperation an mehreren tausend Kindern mit eigener Hand vollzogen. Im Sinne ihres Gatten bot ihr die Erziehung ihrer eigenen Kinder (zwei Söhne, Ali und Ahmed) kein schwieriges Problem. Sie werden nach Algerien in französischen Lycées untergebracht, und die jungen Scherifen wurden hier dazu erzogen, was ja auch ihr Vater so gern an sich selbst darstellte, zu Franzosen. Das scherifische Tun und Treiben wurde völlig den Kindern aus den früheren Ehen überlassen. Die Kinder der Engländerin wurden in französische schmucke Uniformen gesteckt, in denen wir die jungen Leute auf den dem Buche der Mutter beigegebenen Photographien erblicken. In den Augen des muslimischen Volkes kann selbst diese Metamorphose an der Schätzung ihres ererbten heiligen Charakters nichts ändern. Das Blut des heiligen Idris strömt ja in ihren Adern. Man kann — so berichtet Gabriel Charmes im Jahre 1886 — in den Straßen von Tanger stramme Reiter und mutige Krieger sehen, wie sie sich auf die Knie werfen vor diesen Sprößlingen der Kreuzung des allerreinsten muslimischen Blutes mit dem des allergewöhnlichsten Christentums; wie sie mit Andacht ihre Babuschen umfassen, um ihre Segnung durch Handauflegung zu erbitten. Die beiden Jünglinge wurden nach dem

Tode des Vaters durch die Fürsorge der Mutter, die sich mit großem Pflichteifer ihrer Erziehung gewidmet hatte, mit ebenbürtigen Mädchen aus dem scherifischen Geschlecht verheiratet. Die Scherifa hat die Freude, am Schlusse ihres Buches auch noch von ihren Enkelkindern erzählen zu können.

Die Europäersucht ihres Gatten hat den ererbten politischen Nimbus der Wessanschen Großscherifenwürde seines Glanzes in vielem beeinträchtigt, freilich nicht so völlig heruntergebracht, wie dies der alles Einheimische gern schwärzende August Mouliéras in seinem Buche „Le Maroc inconnu" (2 Bände Paris 1895—99) darstellt. Nach dem Gatten der Engländerin folgte als Großscherif sein Sohn Mulai al-Arbi, und dessen Nachfolger, der jetzige Träger der Würde Mulai al-Tajjib ist der Namenserbe des Scherifs, nach dem die von Wessan ausgehende Institution benannt ist.

Prof. Dr. Max Gg. Zimmermann und Paul Nauen:
Die Koloristen und die Maler.

Briefwechsel zwischen
Kunsthistoriker und Maler
über alte und moderne Kunst.

Du betontest kürzlich im Gespräch den Unterschied zwischen Koloristen und Malern. Als Beispiele für letztere führtest Du Rembrandt, Hals Terborch, Vermeer an und sagtest, mehr als diese seien es keine, die jemals unter irgend welchem Himmelslicht den Pinsel geführt haben. Kein Deutscher sei ein solcher Maler, auch kein Italiener trotz Correggio und den Venezianern, diese seien Koloristen. Das Prädikat Maler deute aber auf keine Rangordnung der Künstler, sondern bezeichne eine Kategorie.

Die Unterscheidung ist gewiß richtig. Aber alle „Maler", die Du als Beispiel anführst, sind Holländer des 17. Jahrhunderts. Ich nehme an, daß Du Velazquez nur zufällig nicht nanntest, denn er scheint mir in Deinen Begriff von eigentlicher Malerei eben so gut hineinzupassen wie jene. Da Du jedoch Correggio und die Venezianer des 16. Jahrhunderts ausdrücklich ausnimmst, fassest Du den Begriff des Malerischen wohl nicht weiter, als ihn die Genannten umschreiben. Damit ist aber die ganze Kunstentwicklung doch wohl allzusehr mit dem Auge einer bestimmten Schule, eben jener Holländer des 17. Jahrhunderts, gesehen. Velazquez würde den Begriff nicht wesentlich dehnen, denn eine Schule, die einen Frans Hals hervorbrachte und sich seinem Einfluß in weitestgehender Weise öffnete, würde sicher auch einen Velazquez anerkannt haben, wenn sie seine Werke gesehen hätte. Correggio und die Venezianer des 16. Jahrhunderts als Maler aber würde sie vermutlich ebenso abgelehnt haben wie Du. Dennoch glaube ich, daß der Begriff des eigentlich Malerischen weiter zu fassen wäre. Gewiß könnte man Tizian in seinen früheren Bildern und Rubens auch unter die Koloristen rechnen, aber ist denn das Helldunkel

des Correggio, in dem, entsprechend der Lichtstärke des Südens, mehr hell als dunkel ist, weniger malerisch als das Helldunkel Rembrandts, in dem das Dunkel überwiegt? Der köstliche Schmelz, der über dem wundervoll zusammengestimmten Kolorit — ich wähle absichtlich diesen Ausdruck — eines Andrea del Sarto liegt, rückt dessen Bilder doch wohl zur „eigentlichen Malerei". Auch die so intensiv vom Licht durchtränkte und dadurch unvergleichlich belebte Farbe des Rubens, die lichtdurchschimmerte Atmosphäre bei Claude Lorrain scheinen mir dem eigentlich Malerischen anzugehören. Und wie ist es mit den flandrischen Bildern des 15. Jahrhunderts? Ist nicht Jan van Eyck, der Farben, tiefglühend und mit schmelzendem Glanz wie Edelsteine in weiche, man möchte sagen, musikalische Harmonie mit einander bringt und sie von warm empfundnem Licht umfluten läßt, ein Maler im eigentlichen Sinne?

Die Grenze zwischen Kolorist und Maler wird niemals völlig scharf zu ziehen sein. Wie sehr beides in einander übergeht, sehen wir z. B. an Tizian, der in seiner Jugend, als er die Lokalfarbe voll betonte, mehr zu den Koloristen, in seinem Alter, als er die Farbe vom Licht teilweise geradezu auflösen ließ, mehr zu den Malern gehört. Trotzdem ist die Unterscheidung festzuhalten.

Wie bei Tizian so hat die Malerei überhaupt die Entwickelung vom Koloristischen zum Malerischen genommen. Die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts gehören in allen Ländern noch vorwiegend den Koloristen: Michel Angelo und Raphael, letzterer, so weit er nicht von der Venezianischen Kunst beeinflußt ist, sind ganz Koloristen, Dürer und selbst Holbein gehören dazu, auch in den Niederlanden, wo man im 15. Jahrhundert teilweise schon so stark malerisch empfand, wandte man sich unter dem Einfluß der Italiener im 16. Jahrhundert der Koloristik wieder zu. Bei Correggio und den großen Venezianern in ihrer früheren Zeit bleibt das Malerische mehr Vorbeutung. Der volle Umschwung vollzieht sich erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts und zwar zu Venedig, als Tizian seinen Altersstil ausbildete, und Tintoretto und die Bassani ihre kühnen Improvisationen schufen, in denen die Farben und Hell und Dunkel durcheinander wogen.

Es ist natürlich, daß diesen Künstlern, die unmittelbar oder mittelbar vom Kolorismus herkamen, noch vieles davon blieb, und das behielten auch diejenigen, die wie Rubens und van Dyck sich in eifrigem Studium an sie anlehnten. Die volle Befreiung vom Koloristischen mußte von

andrer Seite herkommen. Den Anstoß dazu gab für Italien und zum Teil auch für andere Länder ein Maler, dessen eigene Bilder sehr viel weniger „malerisch" waren, als die jener Venezianer: Michel Angelo da Caravaggio. Er war nämlich der erste, der zum Hauptelement seiner Bilder die Lichtwirkung machte und für den die Farbe nur eine Nebenbedeutung hatte. Er stellte Hell und Dunkel einander schroff gegenüber, aber das neue Prinzip war damit ausgesprochen, das Licht wurde zu einem der Farbe gleich- oder übergeordneten Faktor. Andere Maler führten die Entwicklung weiter. Sie ließen die Farbe nicht mehr nur äußerlich vom Licht umspielen, sondern innerlich davon durchtränkt werden, und nun erst konnte sie voll lebendig werden. Durch Licht entsteht ja erst Farbe, und so ist das Licht ihr wahres Lebenselement. Das innere Licht verbindet nun die Lokalfarben eines Bildes zu unverlierbarer malerischer Einheitlichkeit. In der Pradogalerie zu Madrid, wo das Lebenswerk des Velazquez zum größten Teile beisammen ist, erscheinen die Bilder des dort ebenfalls mit vielen Hauptwerken vertretenen großen Tizian unplastisch und unlebendig in der Farbe; der Venezianer wirkt gegen den Spanier altertümlich. Nur Rubens, der der dritte Hauptheld der Sammlung ist, erscheint, wenn auch nicht so edel wie Velazquez, so doch ebenso frei, und auch gegen ihn wirkt Tizian altertümlich.

Diese durch das ihnen innewohnende Licht zum wahren Leben erweckten Farben haben auch die Holländer des 17. Jahrhunderts, — die wohl zu scheiden sind von den Flandrern wie Rubens — nur daß in ihnen schweres niederdeutsches Blut fließt. Dies findet seinen malerischen Ausdruck darin, daß das Licht ihrer Bilder weit mehr abgedämpft ist, als bei dem Wallonen Rubens, dem Franzosen Claude Lorrain und dem Spanier Velazquez. Das Leben der Holländer ist nicht weniger intensiv, aber es geht in die Tiefe, und so ist denn bei ihren Malern auch die Farbe viel tiefer von Empfindung durchdrungen als bei jenen. So tritt zu der vollen Belebung der Farbe ihre volle Beseelung, und eine höchste Stufe der malerischen Entwicklung ist erreicht.

M. G. Z.

Für den Maler im Gegensatz zum Koloristen ist sein näheres Verhältnis zur Natur das Merkzeichen; die Unterscheidung beider ist ganz und gar nicht willkürlich. Der erste solche Maler war mir der, der eine besondere nähere Beziehung zum leblosen Objekte, eine ganz intime Freundschaft zum geringfügigsten Gegenstand suchte und fand und dem das Objekt, und zwar

schon das rein äußerliche oder optische, ganz besondere Dinge sagte, ganz besondere Reize zeigte. Nicht die Abbildung des Gegenstandes an sich war ihm Zweck und Aufgabe; das war von jeher der Fall gewesen und die Trauben des Zeuxis und der Vorhang des Parrhasios mögen mit ähnlicher Energie sich die äußerste Naturtreue zum Ziel gesetzt haben, wie etwa die Edelsteine bei den van Eyck oder ein Briefblatt bei Holbein. Bei letzterem ist die Aufgabe in Darstellung des leblosen Objektes durch vollendet richtige Zeichnung, Modellierung und Färbung so ziemlich erschöpft; diese Leistungen gehören zum Erstaunlichsten, was man kennt. Jenem Anderen aber war es um die Mitaufzeigung der Schönheit zu tun, die dem Gegenstand erst durch äußere vorübergehende oder dauernde Umstände verliehen wird; wer im Kaiser Friedrich Museum zu Berlin von dem schönen Bildnis des Gisze weg vor eine Boudoirszene von Terborch oder vor das, dem Vermeer zugeschriebene figurenlose Interieur tritt, dem wird es fühlbar, noch mehr als sichtbar, daß hier ein weiteres Element in die Malerei einbezogen ist.

Das Schöne — dies Wort einmal im weitesten Sinne gebraucht für alles den bildenden Künstler und dessen geschultes Auge Erfreuende, zur Nachschaffung Anregende — war diesen Malern überall dort vorhanden, wo dem Objekt durch Eigentümlichkeit der Beleuchtung, durch Wirkung des Atmosphärischen etwas gegeben ward, Bereicherung oder Vereinfachung, Heraushebung oder Verschleierung usw. Und diese Malerfreude am geringfügigsten Gegenstand, sobald dieser durch die eben genannten oder andere Faktoren zum Motiv veredelt erschien, fehlt ja den Italienern durchaus. Sie malen sehr gern prächtige Marmor-Architekturen mit reichen Draperien, sie malen Sammet, Brokat und Geschmeide, aber sie malen all das so, daß mehr die Pracht der Gesamtwirkung, als die Schönheitswerte des Einzelobjektes oder der ganze intime Reiz seines Stofflichen ihr Ziel ist.

Daran ist nichts Verwunderliches, sobald man näher zusieht. Schon aus dem Inhaltlichen der Kunstübung in Italien entnimmt man, daß die Künstler dort vornehmlich für fürstliche und geistliche Besteller schufen, und muß sich einen lebhaften Verkehr zwischen Werkstätte einerseits, Palast, Kirche und Kloster andererseits denken. Durch die Art der zumeist gestellten Aufgaben wie durch Land und Lebensweise wird hier eine Richtung für Studium und Betrachtung gegeben, die ganz wo anders hinführte, als zur Liebe für das sachliche Detail oder für die Stimmung eines Innenraumes.

Die Holländer dagegen stellen wir uns in ihren Ateliers oder Stuben, beim Nachbar (oder der Nachbarin!) im Hof oder an einer Straßenecke sitzend vor, nicht zuletzt beim Schankwirt. Im Norden wohnt man behaglicher, bringt einen größeren Teil von Tag und Jahr in den vier Wänden zu; so ist unser bürgerliches Heim zu größerer Bequemlichkeit und Lauschigkeit bei größerer Enge ausgebildet. So wurde die tägliche und nahe Umgebung des Malers sein Beobachtungsfeld, und er hatte vollauf Muße, ungestört und unbeeinflußt künstlerische Entdeckungen zu machen. So haben hier örtliche, soziale und kulturelle Verhältnisse das Genrebild mit dem Stillleben und die selbständige Landschaft, ganz speziell die intime, gedeihen lassen. Das gemeinsame Kennzeichen ist wieder die Geringfügigkeit des Objekts.

Daß den Malern Gönner und Liebhaber auf diesen Entdeckungsgängen weit zu folgen vermochten, bezweifle ich sehr, weil diese Seite ihres Schaffens eine potenzierte Feinfühligkeit voraussetzt. Die Wertschätzung ihrer Kunst wird, wie auch heute in analogen Verhältnissen, mehr auf dem Gefallen an der Wirklichkeitsvortäuschung und am Inhaltlichen beruht haben. Die künstlerische Freude an der Unendlichkeit von Schönheiten, die der Maler in jedem dämmerigen Winkel voll trivialer Gerätschaften fand, kann kaum ein anderer als der Berufsgenosse mit ihm geteilt haben.

Selbst Rubens, dieser grand régisseur (wie ihn Fromentin nennt), der doch sonst zu seiner Gönnerschaft aus der großen Welt ähnlich stand wie die Italiener, findet oft Zeit und Lust zu liebevoll malerischer Würdigung bei Wiedergabe von Stofflichem und Gegenständlichem, obgleich sein Pinsel am liebsten lebensvolle leuchtende Menschenleiber schafft; er ist, auch vor der letzteren Aufgabe, nicht immer Maler und ist im ganzen mehr Kolorist, vor allem aber ist er Gestalter, ein Schöpfer ohnegleichen, der eine Welt ins Leben gerufen hat. Konnte er bei solchem Umfang seines Schaffens Maler in meinem Sinne sein?

Van Dyck, sonst seinem großen Meister so nah verwandt, hat doch in viel höherem Grade die Eigenschaften meines Malers, die feinen Wahrheiten des Fleischtons und Haut-Charakters und des schwarzweißen Kostüms so gut wie sicherstes Erfassen jeder Objektserscheinung, der er zeichnend wie malend mit einem Geschmack gerecht wird, der oft schon Chic ist.

Bei Velazquez steht diese Freude an den Dingen so sehr unter der Kontrolle eines unvergleichlich vornehmen (nicht van dyckisch eleganten) Stils, daß sie verhalten erscheint, weniger augenfällig seine Meisterschaft

darin, die nichts desto weniger unübertroffen ist. Im Erinnern seiner Bildnisse fällt mir doch zuerst ein Kopf und die Silhouette einer Figur ein; bei van Dyck zugleich schon Atlasärmel und Schärpen, Degengefäße, Vorhänge und Marmorsäulen; seine Menschen inmitten dieser Dinge sind uns mehr als Teil der Gesamtheit, denn als Persönlichkeiten geblieben.

Nehmen wir, um beim Porträt zu bleiben, als Repräsentanten der eigenlichen Maler Frans Hals, dem Fromentin den „höchsten Preis in der Klasse: Maler" mit den Worten erteilt: „Nie ist besser gemalt worden, nie wird man besser malen"; ich führe wörtlich an, weil ich den gleichen Eindruck von seinen Werken habe. Steht man vor einem seiner guten Bilder — und diese guten sind zahlreich — so hät man das Gefühl von etwas Vollkommenstem in der Kunst des Malens, dieser Kunst, die Ruskin „the greatest human power" nennt. Kann man sich vorstellen, daß von all' dem, was auf den Bildern dieses Frans Hals zu sehen ist, irgend etwas nicht nach der Wirklichkeit, nicht nach Modell gemalt wäre? Für die Beantwortung dieser Frage nehme ich natürlich die Kompetenz der Leute vom Handwerk zunächst in Anspruch, denn wer ein paar Jahrzehnte mit Stift und Pinsel der Natur zu Leibe gegangen ist, sollte doch wohl fast immer sagen können, ob und wie weit Natur Modell gestanden hat. Ich denke, jeder Maler wird die Porträts des Hals für durchgängige Modellarbeit erklären; so wie die Bilder Pieter de Hoochs, Terborchs bis in den letzten Winkel der Wirklichkeit nachgemalt sind. Dem Umstande verdanken diese Werke die ihnen eigene Intimität.

Frans Hals füllt den Begriff des „Malers" nach allen Erfordernissen aus, sein Können scheint uns keiner Steigerung mehr fähig, und doch gibt es noch ganz wo anders, zu gleicher Zeit, einen Velazquez, der auch Maler ist, es ganz und gar ist, aber noch etwas dazu, das unübertroffen groß ist, das vor seinen Werken empfunden, beinahe unmittelbar begriffen wird, jedoch wie könnte man es ausdrücken? Eins ist sicher, daß dieses Etwas über die Realität der Dinge und Menschen hinausgeht, wie sie ein Hals sieht und wiedergibt, ohne daß doch der Bezirk der Wirklichkeit verlassen wird. Und so muß Velazquez der größte dieser Maler genannt werden; wie er die Erscheinung der Dinge in Harmonie setzt, ist einzig ihm eigen.

Und Rembrandt? Du wirst mich nicht mißverstehen, als ob ich hier ihn oder andere Große zu charakterisieren beabsichtige; ich möchte nur unsern diskutierten Begriff Maler aus dem Verhältnisse zu bestimmen suchen, das diese Meister jeder einzeln zu demselben haben. Nun, Rembrandt wiegt als Gesamterscheinung schwerer als Frans Hals und bleibt dabei doch

dem eigentlichen Maler oft etwas schuldig; er ist so ungleich in der spezifisch malerischen Leistung wie im übrigen, er malt nicht jedwedes Wirkliche mit der selbstverständlichen Vollendung wie jener und bezweckt das auch schwerlich. Es ist ihm nicht so um die Erscheinung der Dinge, wie um ihren poetischen Wert zu tun, und er reicht mit der Ausdrucksfähigkeit für das zauberisch Traumhafte einer märchenartigen Welt über den Bereich des eigentlichen Malers, die nur reale Welt, hinaus. Er hat das zweite Gesicht. Er ist und hat eine Welt für sich, und seine Ausdrucksmittel für dieselbe lehnen oft die Kontrolle ab durch Erfahrungen unseres Gesichtssinnes. Zu unseren Malern gehört er noch am meisten als Porträtist. Es gibt herrliche Bildnisse von seiner Hand, und doch ist der „geborene" Porträtmaler nicht er, sondern Frans Hals.

Meine „Maler" sind die höchste Entwicklungsform der Naturalisten. Sie schaffen die Wirklichkeit zum Bilde, zum Kunstwerk, nicht durch willkürliche, überlegte und überlegene Umgestaltung, sondern durch ein ihnen schwerlich voll bewußtes Einfließenlassen und Einweben ihres eigenen Seelisch-Geistigen.

Den Künstlern von anderer Art, in anderem Lande, die von völlig verschiedenen Voraussetzungen ausgehen, die von dem gegebenen Thema, vom Gedanken, der Idee aus schaffen, ist ein viel größeres, vergleichsweise unbegrenztes Reich gegeben. Man wird sie nur richtig verstehen können, wenn man bei ihnen die Absicht voller Realität gar nicht sucht.

P. N.

Für Dich steht das Malerische in untrennbarer Verbindung mit dem Naturalismus; so verstanden konnte seine Vollendung freilich erst im 17. Jahrhundert erreicht werden, denn der Naturalismus war vorher noch nicht voll durchgedrungen. Dennoch war der Begriff des Malerischen schon uralt. Wir haben eben zwei Arten des Malerischen zu unterscheiden. Neben der intimen, mit dem Naturalismus eng verwachsenen, steht eine andere, die man dekorativ malerisch nennen könnte. Alles, was Du von der ersteren sagst, bezieht sich nur auf das Tafelbild. Das Dekorativ-Malerische kommt vom Wandbild her, überträgt sich aber auch auf das Tafelbild. Ja, noch weit über die Malerei hinaus ist der Begriff des Malerischen dehnbar. Wir sprechen von malerischer Auffassung in der Architektur und Plastik.

Bei der Malerei gab es schon im griechischen Altertum die beiden Arten des Dekorativ- und des Intim-Malerischen. Die Wandgemälde des

Polygnot gehörten zur ersteren. Auf jedem Bilde waren zahlreiche verschiedene Szenen, z. B. aus dem trojanischen Krieg, in Reihen oder unregelmäßig über einander angeordnet. Es ist eine Art von Teppichstil als unbewußte Erinnerung daran, daß der feste Wohnbau aus dem mit Teppichen behangenen Zelt entstanden ist. Die von Dir erwähnten Trauben des Zeuxis dagegen gehörten zum Intim-Malerischen. Sie waren zweifellos mit sehr ähnlichen Mitteln wie die Stilleben der Holländer des 17. Jahrhunderts so natürlich gemalt, daß angeblich die Vögel danach pickten, auch bei ihnen war der Gegenstand durch Farbe und Beleuchtung, durch innerliche Auffassung der Natur „zum Motiv veredelt", wie Du treffend sagst. Das Dekorative bleibt als ein Wesensbestandteil der Wandgemälde bestehen. Das tritt bei den Mosaiken und Malereien an Wänden, Decken und Gewölben der mittelalterlichen Kirchen schon in einer Einzelheit besonders deutlich hervor, in den breiten Borden mit Frucht- und Blumenschnüren oder mit Ornamenten, die sie wie einen Teppich umrahmen. Ihre Höhe erreicht diese mittelalterliche Wandmalerei im Anfang des Trecento unter Giotto. Er hob die monumentalen Elemente, die schon die altchristlichen Mosaiken enthalten hatten, besonders hervor und ordnete ihnen das Dekorative unter. Nach ihm aber ist, zum Teil unter dem Einfluß der reichlich aus Flandern eingeführten gewebten Teppiche, zum Teil aus dem Wunsch heraus, möglichst viele in der Natur beobachtete Einzelheiten unterzubringen, eine immer stärker werdende Entwicklung nach dem Dekorativen zu bemerken. Kein Wunder also, daß in diesem Lande im Renaissance-Zeitalter auch bei der selbständig gewordenen Malerei, dem Tafelbilde oder dem selbständig gedachten Wandbild, die beiden leitenden Elemente: das Monumentale und das Dekorative, bestehen blieben. Monumental wie Architekturen bauen die Quattrocentisten ihre großen, für Kirchen bestimmten Tafelgemälde auf, man denke nur an die sogenannten heiligen Konversationen, auf denen in der Mitte, oft vor einer Apsisnische, die Madonna mit dem Kinde thront, während symmetrisch zu beiden Seiten Heilige in stiller Betrachtung stehen. Bei einigen Malerschulen dringt selbst in solche feierlichen Bilder eine Fülle von schmückenden Einzelheiten ein, so daß sich eine dekorative mit der monumentalen Wirkung verbindet. Andere Tafelbilder werden ganz dekorativ aufgefaßt; nur aus diesem Gesichtspunkt heraus ist z. B. der Frühling von Botticelli in seiner regellosen Komposition und seiner blühenden Farbenpracht zu erklären. Das Bild soll wie ein Teppich wirken und war sicherlich dekorativ in der Wandfläche verwertet. Wie stark das dekorative Empfinden des

Quattrocento war, zeigen uns auch so manche Fresken, allen voran die mit dem Zug der heiligen drei Könige von Benozzo Gozzoli, die wie ein langer und mäßig hoher Teppich auf die Wände der Kapelle im Palazzo Medici-Riccardi zu Florenz gerollt zu sein scheinen. So erklärt es sich, daß auch die am meisten malerische Schule Italiens, die von Venedig, zu ihrer Blütezeit im 16. Jahrhundert ganz von dekorativem Empfinden durchdrungen war. Ja, hier mußte sich das Dekorative besonders ausbilden, da es mit dem Malerischen enger verwandt ist als das Monumentale. Der größte rein malerisch empfindende Genius unter den großen Venezianern, Giorgione, offenbart denn auch nur wenig Monumentales. Erst Tizian ist gleich groß in seinem monumentalen wie in seinem dekorativen Schaffen. Es hieße, die Aufgabe der venezianischen Malerei mißverstehen, wollte man von ihr intime Wirkungen verlangen. Tizian braucht auf der Höhe seiner Ausbildung Riesenflächen, um sein Talent voll zu entfalten. Er streut darauf die Fülle seiner Farben aus und faßt sie in monumentalen Kompositionen zusammen. Aber niemals ist die Komposition plastisch im Raume, sondern immer nur für die Ansichtsseite im Bilde gedacht, niemals hat der Zeichner, sondern immer gleich der Maler für seine Farben- und Lichtwerte die Zusammenstellung der Figuren und Gegenstände erfunden. Wie tief der venezianischen Malerei die Neigung zur dekorativen Belebung der Fläche durch Farbe und Licht innewohnte, dafür ist ein Beweis, daß sie schließlich über Veronese zu Tiepolo das Dekorative zum allein herrschenden Faktor machte. Die venezianische Malerei ist die am meisten naturalistische im italienischen Renaissance-Zeitalter, und somit haben wir auch von dieser Seite her den von Dir aufgezeigten engen Zusammenhang zwischen Naturalismus und Malerischem.

Während die italienische Malerei ihren Ausgang nahm von der monumental-dekorativen mittelalterlichen Wandmalerei, knüpfte die Malerei des Nordens in ihrer Entwicklung an ein ganz anderes und doch innerlich jenen Wandgemälden verwandtes Kunsterzeugnis an, an die mittelalterliche Buchmalerei. Hier war wie dort eine dekorative Absicht, nur galt es nicht Wände, sondern Buchseiten mit Ornamenten und kleinen Bildern zu schmücken. Als um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert in den burgundisch-französischen Miniaturen die Natur immer mehr in die kleinen Bilder eindrang, da brachte das nicht dehnbare Format von selbst eine Steigerung nicht nach der äußeren Erscheinung, sondern ins seelisch Tiefe mit sich, und der Weg zum Intimen, der ohnehin dem Volkscharakter entsprach, war gegeben. Zudem machte sich in der dekorativen

Belebung der Buchseiten am frühsten das Erwachen des Naturgefühls bemerklich. Blumen und kleine Tiere rahmten in loser Aneinanderreihung je länger desto mehr den Text ein. Naturwahrheit mußte hier, wo es galt, das Individuum, sei es Pflanze oder Tier, wiederzugeben, bald zum Gesetz werden. So war der Weg zum Naturalismus gegeben, und in der Tat haben wir hier schon früh erstaunliche Leistungen. Als sich dann bei den Brüdern van Eyck und ihren Nachfolgern die Kunst von den Büchern löste, da waren die Tafelbilder in geradem Gegensatz zu Italien nicht verkleinerte Wandgemälde, sondern vergrößerte Miniaturen, an denen das Intime jener haften blieb. Die gotischen Kirchen des Nordens sind zwar hoch, aber sie sind engräumig, ihre Kapellen sind klein, und eng sind auch die Räume aller andern Gebäude. So konnte das Tafelbild sich nicht nach den Dimensionen, sondern genau wie sein Vorläufer, die Miniatur, nur nach der Tiefe zu steigern. Auch zur Blütezeit der Malerei im 17. Jahrhundert änderte sich in dem rein germanischen Holland darin nichts. Nun die Kunst Herrin aller ihrer Mittel geworden war, trat das spezifisch Künstlerische immer mehr mit dem Anspruch auf volle Selbständigkeit auf. In der flandrischen Malerei des 15. Jahrhunderts hatte es sich noch durchaus dienend gegenüber dem meist religiösen Gegenstande verhalten. Die Probleme wurden gewiß auch damals schon im rein Künstlerischen gesucht, aber doch nur um der Höhe der gegenständlichen Aufgabe gerecht zu werden, das für den Altar bestimmte Bild möglichst würdig zu schmücken. Im 17. Jahrhundert aber wird die Kunst Selbstzweck, der dargestellte Gegenstand tritt zurück; er wird möglichst niedrig gegriffen, damit er die rein künstlerische Wirkung nicht störe. Daher diese gleichgültigen Vorgänge, diese nichts Bestimmtes ausdrückenden Figuren gerade bei den feinsten unter den holländischen Malern, bei Terborch und Jan Vermeer, daher die Einfachheit der landschaftlichen Motive. An jedem Gegenstand kann die höchste Kunst der Darstellung entwickelt werden. In der Farbenwahl, in der Art der Beleuchtung, nicht in der Wahl des Stoffes will sich das individuelle Temperament des Malers aussprechen. Und das ist auch in einem viel höheren Grade möglich, denn die Wahl des Stoffes kann doch immer nur einen Teil der Persönlichkeit des Schaffenden offenbaren; bei den früheren religiösen Bildern gab sie gar nur die Empfindungsweise eines ganzen Zeitalters wieder. In der Farbe und Beleuchtung aber selbst des kleinsten Bildes kann die ganze Seele eines Künstlers enthalten sein, gerade so wie uns das kleinste lyrische Gedicht oder Lied die ganze Seele eines Dichters oder Komponisten offenbaren

kann. Das Problem liegt gerade wie bei der Sonate und der Symphonie nur in der künstlerischen Behandlung: die holländische Malerei des 17. Jahrhunderts ist die Kammermusik der bildenden Kunst. Der Künstler übt die Kunst nur noch um ihrer selbst willen aus, wie der Gute das Gute nur um seiner selbst willen tut. Schon deshalb erscheint uns diese Auffassung als die höchste. Dazu kommt, daß die Kunst aus jeder dienenden Stellung befreit, über jede Bevormundung erhaben ist, eine stolze Herrin ihrer selbst.

Warum aber ist diese Art von Kunst so eng mit dem Naturalismus verknüpft? Bei Terborch, Vermeer, Pieter de Hooch ist in den Figuren das Modellmäßige nicht überwunden. Der Mensch wird ihnen gelegentlich zum Stilleben. Ein Stilleben kann aber nicht gut anders als naturalistisch sein. Diese Art von Kunst würde ohne Naturalismus völlig in der Luft schweben. Sie muß den festen Halt an der dargestellten Wirklichkeit haben, sonst würde sie von keiner größeren Bedeutung sein als ein Teppich mit zusammengestellten Farbentupfen. — Auch in einem südlichen Lande hat sich die Malerei schließlich zum Intim-malerischen entwickelt: in Spanien unter Velazquez. Das war möglich, weil es dort keine Wandmalerei gegeben hatte und weil der Naturalismus immer Grundprinzip der spanischen Kunst gewesen war. Während die oben genannten Holländer den Gegenstand der Darstellung oft vernachlässigten und fast nur das Malerische ausbildeten, tat Velazquez zu seiner ebenfalls höchsten Ausbildung des Malerischen noch den bedeutenden Inhalt, die vollwertige Menschenschilderung.

So haben wir die beiden Arten: Die monumental-dekorative und die intime Malerei, aber beide gehören zum Malerischen, genau ebenso wie das Dichterische sich bald als Epos, bald als Lyrik offenbart. Die Ingenien der Völker sind verschieden, das Intim-Malerische hat seine höchste Ausbildung bei einem germanischen Volke, das Dekorativ-Malerische bei den Italienern gefunden. So haben diese kein lyrisches Gedicht aufzuweisen, das an Goethes intime Lyrik heranreicht, während die deutsche Dichtkunst kein Epos hervorgebracht hat, das sich mit Dantes monumentaler Göttlicher Komödie messen kann.

M. G. Z.

Bei der Monumental-Malerei, die wir zur intimen in Gegensatz stellen, ist ein Inhalt von höherer Art wesentlich, sie ist nicht allein Liebe zu den Dingen der Erscheinungswelt. Die monumentale wie auch die dekorative Kunst würdigen und verwerten diese Dinge im Dienst der beabsichtigten

Gesamtwirkung. Intim wird ja gern für detailliert mißverstanden, indes dies Wort doch nur ein nahes Verhältnis zur Natur bezeichnet. Diese Malerei wirkt intim auch dann, wenn das Detail wie bei Velazquez durchaus breit behandelt ist. In einer vor der Natur gemachten Farbenskizze eines wirklichen Meisters kann beispielsweise ein Klecks als Resumee eines Auges, fast fertig wirken. Es kommt darauf an, daß das Verhältnis der Töne zu einander, z. B. einer lichten Hand auf einer farbigen Tischdecke der Natur entnommen und aufs genaueste gegen einander abgewogen ist. Es ist mir deshalb noch nicht genug, wenn Du diese Art Kunst „eng mit dem Naturalismus verknüpft" nennst; sie ist gar nichts anderes als Naturalismus, ist aus der Freude an der Nachbildung des gesehenen Wirklichen geboren, hat sich nicht erst der Natur als der „modellstehenden" Gehilfin allmählich genähert und befreundet.

Naturalismus muß ja wohl die älteste Kunstform bei allen Völkern sein, unbeschadet der Tatsache, daß sie sich am langsamsten zur Vollendung entwickelt hat. Diese erste Kunstübung war auf Illusionserzeugung gerichtet, aus solcher entstanden. Wir können es am Kinde beobachten, das uns die Entwicklung der Menschheit auch in dieser Hinsicht im Auszuge vor Augen stellt, und dessen Fähigkeit der Autosuggestion uns täglich in Erstaunen setzt. Ihm sind seine gezeichneten Gebilde wirklich, wie der Wolf und der Menschenfresser im Bilderbuch es wirklich fürchten machen. Welch' weiter Weg von solcher Objekts-Nachbildung oder Selbst-Schöpfung zu Illusionszwecken bis zu dem l'art pour l'art von heute, aber auch zum Monumentalen, sei es bei Giotto oder Raphael!

Du führst mit Recht malerische Wirkungen auch in der frühen Kunst, auch in Architektur und Plastik an; es ist aber doch wohl ein a posteriori hineingetragener Begriff, das heißt, wir wenden die uns heute geläufige Bezeichnung „malerisch" an, um eine Wirkung zu benennen. Ich meinesteils vermute, daß vor den van Eycks dieses Wort oder ein Äquivalent in den Werkstätten nicht gehört worden ist, nicht verstanden worden wäre. Die voll entsprechende Wiedergabe des Malerischen im Bilde bedingt eine höher vervollkommnete, ausdrucksfähigere Technik, und deshalb steht der Geburtstag der Ölmalerei in der Kunstgeschichte mit Recht rot angestrichen. Die Ausdrucksfähigkeit dieses Farbenmaterials steigert die Möglichkeiten ins Ungeahnte, und die zweihundert Jahre seit den van Eycks bringen die Freiheit in seiner künstlerischen Verwertung auf die Höhe, unbeschadet dessen, daß unsere neusten Jahrzehnte das Darstellungsgebiet der Malerei mit noch reicheren farbigen Mitteln aber-

mals erweitert haben, hauptsächlich nach der Seite von Licht und lichter Farbigkeit.

Die naturalistische Feinfühligkeit war es in erster Linie, der das neue Material zugute kam, während sich die Monumentalmalerei vollauf mit dem von alters her geübten Fresko und verwandten Techniken zufrieden erklären konnte. Die neuen Möglichkeiten sind aber durchaus nicht mit den technischen zugleich Allgemeingut der Künstler aller Länder geworden. „Die Ingenien der Völker sind verschieden", sagst Du, und daher die unterschiedliche Ausbildung des Begriffs „malerisch" in italienischer und nordischer Kunst.

P. N.

Arthur Babillotte:
Herman Bang
gest. 29. Januar 1912.

De mortuis nil nisi vere!

„Ich sehe meine Personen nur Bild auf Bild und höre sie nur in Situation auf Situation reden. Ich muß oft Stunden warten, bis sie durch einen Blick, eine Bewegung, ein Wort mir ihre wirklichen Gedanken verraten, die ich ja nur erraten kann, wie ich die anderer lebender Menschen errate — jener, mit denen ich verkehre und die ich kenne."

So schrieb Herman Bang im Vorwort zu seinem Roman „Tine". Und wenn er künstlerisch dem nachgefolgt wäre, was er mit diesen Worten verkündete, wäre er wohl der bedeutendste Dichter des modernen Dänemark geworden. Weil er aber von der Dekadenz zu angekränkelt war, vermochte er die Kraft zu geschlossenen, in sich selbst gegründeten Kunstwerken nicht aufzubringen. Es ist nur von einem Schriftsteller, nicht von einem Dichter Herman Bang zu sprechen. (Trotz der vielen, mit Ästhetentum getränkten Literaten, denen Herman Bang d e r Heiland ist!)

Herman Bang trat mit einem großen Talent in Erscheinung. Alles, was er gab, versprach für die Zukunft das Höchste und Feinste. Er war vornehm in seinen Mitteln, präzis im Stil, klarblickend und ehrlich. Er hatte ein solides Fundament, das dazu eingerichtet war, einen Palast zu tragen. Daß er keinen Palast errichtete, sondern nur ein massives Bankhaus, ist nicht seine persönliche Schuld. Er ging mit einer Tragödie umher: der Tragödie des Künstlers, der mit einem wertvollen Talent gesegnet ist, aber als Ausläufer eines müden, niedergehenden Geschlechtes nicht den Eigenwillen und die Selbstlosigkeit besitzt, diesem Talent zu dienen, um einmal von ihm belohnt zu werden.

Das muß betont werden: Das Dekadente in ihm hatte zur glücklichen Folge, daß er modern sein konnte, ganz aufgelöst in seine Zeit. Und eben weil er so modern war, erfaßte er das Leben um ihn her in seiner ganzen

Mannigfaltigkeit und flimmernden Öde. Mit voller Notwendigkeit mußte er zum Kritiker an der Mitmenschheit werden. Allerdings streifte er dabei hart an der Gefahr der verschrobenen literarischen Eigenbrödelei vorbei. Es gibt Stellen in seinen Büchern, in denen er sich bedenklich dem Kaffeehaus-Literatentum nähert. Aber er war innerlich zu vornehm, um dieser Gefahr, der alle seine Nachbeter und Nachtreter verfallen sind, Gewalt über sich einzuräumen. Seine müde weiche Seele, die den Fluch des Niedergangs tragen mußte, sträubte sich anfangs gegen die klare, unbarmherzige Erkenntnis des zwecklosen menschlichen Daseins, seine Ehrlichkeit aber schob immer und immer wieder Welt und Sein, wie sie waren, vor sie hin. Langsam wurde er zum melancholischsten Pessimisten, den das Nordland seit Jahrzehnten hervorgebracht.

Herman Bang schuf eine Reihe starker Heimatromane. Was er erlebte, ersann und niederschrieb, drehte sich alles um die zwei Pole, deren Achse allein sein Leben im Gleichgewicht hielt: um die Mutter und um die aufblühende Stadt Kopenhagen. Die Mutter fand ihre schönste Verklärung in dem stillen, verträumten Buche „Das weiße Haus". „Tage der Kindheit, euch will ich zurückrufen; schuldlose Zeiten, euer will ich gedenken. Die leichten Schritte meiner Mutter werden wieder durch die hellen Stuben gleiten, und Menschen, die jetzt unter der Last des Lebens grau geworden sind, werden lachen wie nur diejenigen lachen, welche ihr Schicksal nicht kennen." Durch dieses wehmütige, kraftlose Hinsinken in die sanfte, tatenlose Vergangenheit kennzeichnet sich der ganze Künstler. Sein großes Können erschlafft in Resignation und Melancholie. Er, der Bilderreiche, ist nie ein Bildner geworden. Seine unheimlich scharf gesehenen Menschen stehen in einzelnen Gruppen da, mit einer Art von kecker Genialität hingezeichnet; aber wenn man sie näher betrachtet, sind es Leichen, mit denen sich ein tolles Hirn vergnügt, indem es ihnen für einige Stunden vortäuscht, in ihren Gliedern pulsiere das lebendigste Leben. Dann, am Ende, kommt immer der Zusammenbruch: die Leichen, die rings im Saale an den Wänden gelehnt, die unter den großen strahlenden Lüstern hin und hergewandelt, die geistreich, boshaft, sentimental miteinander konversiert, — sie fallen um wie die Figuren eines Puppentheaters. Dieser zersetzende Pessimismus ist das eine Gefährliche an Herman Bang, ist der eine Grund, aus dem gerade wir Deutschen diesen Dänen ablehnen müssen.

Neben seiner Liebe zur Mutter steht die zu Kopenhagen, der wachsenden, zu einem Komplex eigenartiger Werte sich ausreifenden Stadt. Ihr hat er in seinem Roman „Zusammenbruch", — den ich entgegen den meisten

Bangbeurteilern für seinen besten halte —, ein Denkmal gesetzt. Dieser Roman, in dem die Menschen bis zur Schmerzhaftigkeit hohl und krank sind, ist in eine süße Schwermut getaucht, wohlverstanden, in eine echte Schwermut. Er ist das künstlerisch Wertvollste, was Bang geschaffen.

. . . Noch eines ist zu sagen: Das unzweideutigste Zeichen von Dekadenz ist es stets, wenn ein Künstler nur Künstlerpsychen für wichtig genug zum Erforschen und Darstellen hält, und die andern, den „Pöbel", verachtet. Leider war auch bei uns eine Zeit (und ist zum Teil noch!), da jeder langbelockte Jüngling, der möglichst tiefsinnig sich spreizenden Unsinn zu entwickeln verstand, sich für den Übermenschen (dank Friedrich Nietzsche!), für den Dichter aller Zeiten hielt; da man in Cafés zusammen hockte und fachsimpelte und von dem starken, unendlich vielstimmigen Leben draußen keine Ahnung hatte. Gott sei Dank! es weht ein neuer Wind durch unsere Literatur, es stehen Talente auf, die zugleich auch Menschen sind und, — wie Jakob Schaffner mir einmal schrieb, — sich „heilig zu Wut, Raserei, Fanatismus, Ausschließlichkeit verpflichtet" fühlen. Die das Leben packen, mitten im wütendsten Durcheinander der Kämpfe, statt hinter trüben Kaffeehausscheiben zu sitzen und höchstens ab und zu mal einen verschlafenhochmütigen Blick auf das Fluten in Straßen und Gassen zu werfen. (Wie das die Nachtreter Bangs taten, die nicht vornehm genug waren, diese Klippe zu umschiffen!) Und deshalb, weil Herman Bang Nur-Psychologe war, ein Arzt, der an dem Skelett des Lebens seine Experimente machte und das blühende Fleisch für nichts achtete, — deshalb müssen wir ihn doppelt ablehnen, wenn wir in absehbarer Zeit wieder zu einer gesunden Literatur, die saftstrotzend und voller Möglichkeiten wie das Leben selber ist, gelangen wollen.

Achten müssen wir das Werk Herman Bangs als ein wertvolles Archiv seelischer Beobachtungen. Bewundern wollen wir den Menschen Bang, der trotz seiner innern Müdigkeit rastlos tätig war, bis ihn der Tod im sausenden Expreßzug ereilte. Aber Bürgerrecht wollen wir ihm in Deutschland nicht gewähren. Es genügt, daß wir Ibsen und Björnson, Strindberg, Jonas Lie und Jacobsen haben; an ihnen können wir die ganze nordische Kunst des „Seelenaufzwirnens" studieren. Ein Mehr wäre zuviel.

August Strindberg:
Die Stadt Thofeth.

Aus der schwedischen Handschrift übersetzt von Emil Schering.

Die Passage in Thofeth. Die erste Kulisse rechts Restaurant, die zweite Photograph, die dritte Muschelladen; die erste Kulisse links Blumen und Früchte, die zweite japanischer Tee- und Parfümladen.

Der Jäger und der Wanderer sitzen vor dem Blumenladen.

Der Wanderer: Sie sind so schwermütig.

Der Jäger: Zu tief hinunter gekommen!

Der Wanderer: Sie sind schon in Thofeth gewesen?

Der Jäger: Ja, ich habe hier gewohnt.

Der Wanderer: Das konnte ich sehen.

Der Jäger: Wir müssen etwas Chloroform haben — meine Wunden beginnen zu schmerzen!

Der Wanderer: Vinum et circenses! Hier gibt man wohl ein Schauspiel gratis; diese Passage scheint nämlich das Abwasserrohr der Stadt zu sein, durch das alles rinnt! (Winkt nach dem Restaurant zu; eine Kellnerin kommt und setzt Wein vor.) Man wird Sie wohl hier wiedererkennen?

Der Jäger: Das ist unmöglich, denn ich habe den Bart wachsen lassen, das Haar geschoren und mir heute morgen die Hände gewaschen. Hier im Orte ist man nämlich nicht wieder zu erkennen, wenn man sich wäscht.

Der Wanderer: Aber die Kellnerin betrachtet Sie.

Der Jäger: Ich gleiche vielleicht einem von ihren früheren Freunden.

Der Wanderer: Hier kommt eine kleine Zerstreuung . . .

(Ein Drehorgelspieler mit einer Meerkatze tritt auf.)

Der Wanderer: Komm her, Spielmann: wir wollen unsere Köpfe gegen eine runde Summe losen.

Der Drehorgelspieler: Köpfe?

Der Wanderer: Dann Ohren! Hier hast du ein Goldstück, wenn du das Spielen sein läßt!

Der Drehorgelspieler: Aber die Meerkatze ist die Hauptsache!

Der Wanderer: Dann wollen wir uns die ansehen, aber ohne Begleitung.

Der Drehorgelspieler: Aber das ist der Text zu . . .

Der Wanderer: Ist es wahr, daß ihr hier in der Stadt von einer Meerkatze abstammt?

Der Drehorgelspieler: Ob das wahr ist? Nehmen Sie sich in acht!

Der Wanderer: Wenn ich dich näher betrachte, so glaube ich auch, daß es wahr ist! — Ich bin davon überzeugt, ich will darauf schwören! Kann ich den Text sehen! — Ja, aber dieser Zeuskopf gleicht einem Widder!

Der Drehorgelspieler: Ja, das tut er wirklich! Ja, das ist wohl so!

Der Wanderer: Glaubst du wirklich, daß dieses Säugetier im roten Frack, das mit einer Pistole schießt, der Vater des Menschengeschlechtes ist!

Der Drehorgelspieler: Wenn Sie Freidenker sind, so nehmen Sie sich in acht ... Wir sind orthodox hier in der Stadt und wir verteidigen den Glauben.

Der Wanderer: Welchen Glauben?

Der Drehorgelspieler: Den einzig wahren: die Descendenzlehre. (Geht.)

Der Jäger: Jetzt werden wir wegen Lästerung verfolgt werden! Wollen wir gehen?

Der Wanderer: Was hilft das? Ob wir diesen hier oder andern in die Hände fallen, ist wohl einerlei.

Der Jäger: Denn die Menschen liegen wie Räuber in den Gräben der Landstraße und lauern einander auf. Sehen Sie durchs Fenster ins Restaurant hinein: da steht das Mädchen und fixiert Sie, mit hängenden Augen, als flehe sie Sie an, sich ihrer zu erbarmen. Sie ist hübsch und kann andere Gefühle wecken als Mitleid! Angenommen, Sie würden sie von der schweren, erniedrigenden Arbeit drinnen befreien; angenommen, Sie würden ihr ein Heim bieten, sie gegen die schlimmsten Stöße des Lebens schützen, so würde sie in kurzer Zeit Ihnen Ihre Freunde geraubt, Sie von Ihren Verwandten getrennt, Sie mit Vorgesetzten und Gönnern verfeindet haben. Mit einem Wort, sie hätte Sie aufgefressen.

Der Wanderer: Und wenn ich sie nicht gewähren ließe, würde sie mich wegen Mißhandlung anklagen.

Der Jäger: und daß Sie Ihre Jugend geplündert ... Aber das schlimmste wäre, daß Sie in eine Familie kämen, die Sie nicht kennen,

Der Wanderer: die ich aber ahne ... Sie steht dort drinnen und zieht und saugt ... rührt einen Wirbel auf; spinnt ein Netz, das wie warme Luft zu fühlen ist ... Warten Sie, ich gehe hinein und zerreiße es,

Der Jäger: oder bleibe darin hängen.

(Der Wanderer geht ins Restaurant.)

Der Jäger: (allein). Ein Mann über Bord! —

Der Photograph: (kommt aus seinem Laden, mit einer Kamera). Darf ich eine Aufnahme von Ihnen machen, mein Herr?

Der Jäger: Nein!

Der Photograph: Tun Sie mir den Gefallen; ich bin so arm.

Der Jäger: Aber Sie dürfen mich nicht ins Fenster hängen, mich nicht in Zigarettenpakete legen, mich nicht auf Seifen kleben; und wenn ich einem Australneger oder dem letzten Doppelmörder gleichen sollte, so vernichten Sie die Platte!

Der Photograph: Sie sind so mißtrauisch, mein Herr ...

Der Jäger: Durchaus nicht, aber ich bin etwas vorsichtig!

(Der Photograph winkt nach dem Laden. Seine Frau kommt heraus.)

Der Photograph: Darf ich Ihnen meine Frau vorstellen? Sie pflegt mir bei der Entwicklung und Fixierung zu helfen. Komm, Euphrosyne; ich habe diesem Herrn ein Lichtbild versprochen, obgleich ich sehr beschäftigt bin. Komm, Euphrosyne, und unterhalte den Herrn, während ich arbeite!

Euphrosyne: (läßt sich nieder). Sie haben Glück, mein Herr, daß Sie einen solchen Künstler finden, wie mein Mann einer ist ... Er ist der geschickteste, den ich gesehen habe; und wenn dieses Bild nicht gut wird, können Sie sagen, ich verstehe nichts von Kunst! Darum sollen Sie seine Arbeit schätzen und nicht so tun, als leisteten Sie uns einen Dienst!

Der Jäger: Warten Sie ...

Euphrosyne: Ja, Sie dürfen nicht hochmütig aussehen; wenn man einen Dienst von einem Menschen verlangt, so muß man dankbar sein.

Der Jäger: Halt ...

Der Photograph: (ruft) Gotthard! — Komm her, du hast die Platten verkehrt in die Kassette gelegt ...

Gotthard (kommt): Ich habe überhaupt keine Platten in die Kassette gelegt ...

Euphrosyne: Antwortest du deinem Vater, deinem eigenen Vater?

Gotthard: Ich weiß nicht einmal, was eine Kassette ist ... Ich handle mit Muscheln ...

Der Photograph: Du handelst, ja; aber verkaufst du auch welche? Frage diesen Herrn hier, ob er Muscheln gebraucht; ich glaube, er sagte eben etwas über Muscheln.

Der Jäger: Ich habe nicht von Muscheln gesprochen; ich sprach von Zigarettenpaketen und Seifen.

Euphrosyne: Gotthard, bring die Zigaretten her; hörst du nicht, daß der Herr welche verlangt?

Der Jäger: Ich verlangte, daß mein Bild nicht in Zigarettenpakete und auf Seifen kommt ...

Gotthard (läßt sich nieder): Ich verstehe, mit dem Herrn ist nicht leicht auszukommen; aber sprechen wir ein wenig, dann werden wir die Sache ordnen ...

Euphrosyne: Du hast recht, Gotthard; der Herr muß über unsere Verhältnisse unterrichtet werden, dann wird er schon sehen; bitte Klara hinaus zu kommen ...

Gotthard (ruft): Klara!

Klara (die Blumenhändlerin kommt).

Euphrosyne: Versuch, diesem Herrn eine Blume zu verkaufen, er ist so sparsam oder vielmehr so geizig, daß er nicht einmal eine Muschel kaufen will, obgleich Gotthard die schönsten hat, die ich gesehen habe.

Klara (läßt sich nieder): Vielleicht läßt er mit sich reden, obwohl er hochmütig aussieht. Ist er Jäger?

Euphrosyne: Das kannst du doch sehen.

Klara: Er tötet Tiere, das sollte er nicht tun, denn das ist Sünde, aber er sieht auch grausam

aus; wie alle Trinker; ja, wer am Vormittage trinkt, ist ein Trinker.

Der Jäger (zu Klara): Wo haben Sie Ihren Mann umgebracht?

Klara (erschrickt).

Der Jäger: Es ist Sünde, Menschen zu töten! — Wissen Sie das nicht?

Klara: Meinen Sie?

Der Jäger: Ja, das meine ich!

Klara: Hört ihr, Zeugen, was er meint?

Alle: Ja, wir haben gehört!

Der Jäger: Darf ich nur ein Wort sagen! Nur eins?

Gotthard: Nein! Warum sollte er das dürfen?

Der Jäger: Ich denke nicht zu sagen, was Sie glauben, sondern ganz etwas anderes.

Euphrosyne (neugierig): Sagen Sie's denn!

Der Jäger: Ist Möller noch nicht verhaftet?

(Alle erheben sich mit Entsetzen.)

Der Wanderer (kommt aus dem Café): Was ist denn?

Der Jäger: Ist Möller noch nicht verhaftet? (Alle zerstreuen sich, aber drohend.)

Der Jäger: Zum dritten Male! — Ist Möller noch nicht verhaftet? (Alle verschwinden.)

Der Wanderer: Was bedeutete das?

Der Jäger: Das war das Geheimnis der Stadt! Alle wissen, daß Möller den letzten Mord begangen hat, aber niemand wagt Zeugnis abzulegen, weil sie es nicht beweisen können. Die Folge der Bombe, die ich warf, wird indessen sein, daß wir uns auf und davon machen müssen. — Kommen Sie!

Der Wanderer: Ich kann nicht!

Der Jäger: Gefesselt?

Der Wanderer: In einer Kneipe — Bierreste in den Gläsern, Streichhölzer und Zigarrenasche, angefaßt von Junggesellen, eingeraucht und übernächtig — und trotzdem, trotz allem gebunden ...

Der Jäger: Reißen Sie sich los!

Der Wanderer: Ich kann nicht!

Der Jäger: So lassen Sie uns fliehen!

Der Wanderer: Ich kann nicht!

Der Jäger: Nun, dann bleiben Sie!

Der Wanderer: Ich kann nicht! — Ich kann nichts!

Der Jäger: Dann sage ich Lebwohl ...

Der Wanderer: Wir treffen uns wieder ...

Der Jäger: Das tut man immer, hat man sich einmal getroffen.

Der Wanderer: Dann leben Sie wohl! (Geht ins Café.)

Der Jäger (allein; geht einmal durch die Passage, bleibt ohne Absicht am Fenster des Photographen stehen).

Es war einst mein, dies hier ...
ist lange her! Ich wanderte
zur Regenzeit hier unterm Glasdach;
wenn graugelb Tageslicht das Herz bedrückte,
hier drinnen immer Lichter brannten,
und Blumen, Früchte mir das Aug' erfreuten;
vom Meer die Muscheln Märchen flüsterten;

des Kastens Bilder von Bekannten
und Halbbekannten
Gesellschaft waren in der Einsamkeit!
Ein Blick, ein Ausdruck mir genug
war,
Verwandtschaft mit den Sterblichen
zu fühlen ...
Sie hängen noch hier ... Da mein
ält'ster Freund,
ist sicher grau, sein Bild jedoch,
wie Laub im Herbst!
ist nur vergilbt —
Hier sehe ich Verwandte, frühere —
den Schwager, der mein Schwager
nicht mehr ist —
und hier! — Erlöser, du der Welt,
o hilf mir!
Denn ich vergeh! Mein Kind!
Mein Kind, das meins nicht ist,
gewesen, aber nicht mehr ist!
Ein fremdes! Und doch meins! ...
Und hier war mein Café!
Hier unser Tisch! Zu lange her —
All dies hat aufgehört zu sein —
doch ist noch in — Erinnerung!
Das Feuer man nicht löschen kann,
das brennt, jedoch nicht wärmt —
verbrennt, jedoch nicht aufbrennt..

(Der alte Japaner kommt aus dem Teeladen; er sieht sterbend aus. Der Jäger stützt ihn.)

Der Japaner: Ein Mensch, endlich! Woher, wohin?

Der Jäger: Von der großen Landstraße; womit kann ich dienen?

Der Japaner: Helfen Sie mir sterben.

Der Jäger: Dazu kommt man immer noch.

Der Japaner: Sagen Sie das nicht; ich kann nicht länger leben; habe niemanden, an den ich mich für die letzten Dienste wenden kann, denn in diesem Thofeth gibt es nicht einen Menschen ...

Der Jäger: Welche Dienste meinen Sie?

Der Japaner: Sie sollen mein Schwert halten, während ich ..

Der Jäger: Das will ich nicht! Warum wollen Sie sterben?

Der Japaner: Weil ich nicht länger leben kann.

Der Jäger: Sagen Sie mir die lange Geschichte mit kurzen Worten.

Der Japaner: Ja! Ja! — Ich verließ mein Land — weil ich mich einer schlechten Handlung schuldig gemacht hatte — — — ich kam hierher, fest entschlossen, ein ehrlicher Mensch zu werden, indem ich streng die Gesetze der Ehre und des Gewissens beobachtete — ich gab gute Waren zu mäßigem Preis; aber die Bewohner dieser Gesellschaft liebten nur falsche Waren zu niedrigem Preise. Da hatte ich nur eins zu wählen, oder unterzugehen. Statt die Düfte der Blumen zu destillieren, gab ich Chemikalien; statt der Blätter des Teestrauches bekamen sie die Blätter des Schlehdorns und des Kirschbaums. Mein Gewissen sagte mir zuerst nichts — ich mußte doch leben! — Aber eines Tages, es ist jetzt fünfzehn Jahre her, erwachte ich; da war mir, als sei alles, was ich erlebt und getan, in einem Buch aufgeschrieben; und nun wurde das Buch geöffnet. Tag und Nacht, Nacht und Tag las ich alle falschen Posten, alle Unehrlichkeiten; und ich habe gekämpft, aber vergebens. Erst der Tod kann mich befreien, denn das meiste Böse sitzt im Fleisch; die Seele habe ich durch Leiden geläutert ...

Der Jäger: Womit kann ich Ihnen helfen?

Der Japaner: Hiermit! — Ich nehme einen Schlaftrunk, daß ich wie tot werde — Sie lassen mich in einen Sarg legen, der dann nach dem Krematorium gebracht wird . .

Der Jäger: Wenn Sie aber erwachen —?

Der Japaner: Darauf rechne ich gerade! In einem Augenblick will ich die läuternde, sühnende Kraft des Feuers fühlen — einen kurzen Augenblick leiden — und dann die Seligkeit der Befreiung empfinden . . .

Der Jäger: Und dann?

Der Japaner: Dann sollen Sie meine Asche in meiner teuersten Vase sammeln . . .

Der Jäger: Und Ihren Namen darauf setzen . . . Wie heißen Sie?

Der Japaner: Warten Sie! — Ich habe gewandert, gefehlt und gelitten unter dem Namen Hiroshima, nach meiner Geburtstadt. Aber in meinem Lande herrscht die Sitte: wenn ein Mensch stirbt, legt er seinen alten verfluchten beschmutzten Namen ab und bekommt einen neuen, der heißt der Ewigkeitsname. Dieser allein wird auf den Grabstein gesetzt, nebst einem Spruch, nachdem man dem Toten einen Zweig vom Sakakibaum geopfert hat.

Der Jäger: Haben Sie alles in Bereitschaft?

Der Japaner: Ich habe es! — Sehen Sie hier!

Der Jäger: Was bedeutet dieser Name?

Der Japaner:
Harahara to. Das heißt: „rasselnde Blätter, rauschende Seide" — aber es bedeutet auch fallende Tränen.

Der Jäger: Und dieser Spruch?

Der Japaner:

Chiru hana wo —
nanika uramin —
Yo no naka ni —
waga ni tomo ni —
aramu no kawa —

Der Jäger: Und das heißt?

Der Japaner:

Die zerstreuten Blumen —
Warum zürne ich?
Auch ich selbst zusammen — mit ihnen —
muß nach der Götter Willen vergehn!

Der Jäger: Ich will Ihren letzten Wunsch erfüllen . . . Aber haben Sie keine Angehörigen?

Der Japaner: Ich besaß sie einst! Ich besaß eine Tochter, die vor drei Jahren hierher kam, als sie glaubte, ich würde sterben. Sie kam, um mich zu beerben. Als ich aber nicht starb, wurde sie zornig — konnte ihre Gefühle nicht verbergen — und fuhr wieder ab. Damit war sie tot für mich.

Der Jäger: Wo soll das geschehen, von dem wir sprachen?

Der Japaner: Draußen vor der Stadt — beim Krematorium.

Der Jäger: Sollen wir zusammen dorthin gehen oder treffen wir uns dort?

Der Japaner: Wir treffen uns in der Laube des Wirtshauses . . . nach einer Weile. Ich will mich nur noch rasieren und baden . . .

Der Jäger: Gut! So treffen wir uns dort!

Der Japaner (geht in seinen Laden, indem er nickt): Dort kommt

der Mörder — Nehmen Sie sich in acht!

Der Jäger: Ist er das?

Der Japaner: Nehmen Sie sich in acht! Das ist der mächtigste Mann der Stadt — (Geht.)

Der Mörder Möller (kommt; steif, hochmütig, mit hängenden, aber etwas gezwungenen Armen; fixiert den Jäger). Sind Sie ...

Der Jäger: Nein, das bin ich nicht!

Der Mörder: So, dann sind Sie ...

Der Jäger: Nein; bin gewesen ... Den du meinst, der existiert nicht mehr ...

Der Mörder: Du bist also tot?

Der Jäger: Ja! — Vor zwölf Jahren beging ich Harakiri; ich richtete mein altes Ich hin; und den du hier siehst, den kennst du nicht, den kannst du niemals kennen lernen!

Der Mörder: Ja, ich erinnere mich, daß du so dumm warst, aufs Schafott zu steigen und auf dem blutroten Teppich öffentlich alle deine Fehler und Schwächen zu bekennen ...

Der Jäger: Und die ganze Gesellschaft weidete sich daran, alle fühlten sich als bessere Menschen, fanden sich gerechtfertigt durch meinen bürgerlichen Tod. Sie hatten weder ein Wort des Mitleids, noch der Billigung, daß ich meine Fehler bekannte.

Der Mörder: Warum sollten sie auch?

Der Jäger: Als ich indessen, nachdem ich zehn Jahre gelitten, gesühnt und gut gemacht hatte, auf den Gedanken kam, ich müsse eure Sünden auch bekennen, da klang es anders ...

Der Mörder: Das dank dir der Teufel!

Der Jäger: Du, zum Beispiel, der gemordet hat ...

Der Mörder: So etwas sagt man nicht ... wenn man keine Beweise hat ...

Der Jäger: Ich weiß, du bist der Mächtigste in der Gesellschaft, du tyrannisierst sogar den Großherzog, und zwar auf Grund einer Freimaurerbande, die hier existiert.

Der Mörder: Was ist das?

Der Jäger: Das weißt du! — Eine Liga — die nicht die heilige ist ...

Der Mörder: Nun und du?

Der Jäger: Ich habe niemals der Liga angehört — aber ich kenne sie an gewissen Zeichen ...

Der Mörder: Blick' ins Fenster des Papierladens, da siehst du, wer du bist!

Der Jäger: Du meinst jene Karikatur? Das bin ich nicht; das seid ihr. So seht ihr inwendig aus. Das ist eure Schöpfung!

Der Mörder: Du verstehst es, Ungeziefer abzuschütteln!

Der Jäger: Mach es ebenso, aber auf dieselbe Art, jedoch nicht auf mich. — Richte dich hin, wie ich getan habe, tun mußte, als ihr mich in den Sündenbock verwandeltet, auf den ihr all eure Schuld warfet!

Der Mörder: Was meinst du?

Der Jäger: Zum Beispiel! Es war einmal ein Affling, der diese Dummheit schrieb: Wenn er allein auf dem Gaurisankar stände, und die Sündflut käme und ertränkte die Menschheit, so sei kein

Schade geschehen, bliebe er nur am Leben. Beim nächsten Karneval erschien der Gaurisankar im Umzuge, und auf dem Gipfel stand ich, nicht der Affling. Was sagst du dazu? — Als ich die neuen Isolatoren erfunden hatte, bekamst du den Preis. Als du aber gemordet hattest, wurde ich angeklagt! Doch gleichwohl, als der Zucker an der Börse stieg, beschuldigte man meine Isolatoren, obgleich du den Preis als Erfinder bekommen hattest. Kannst du dir etwas so Verkehrtes denken, zwei Male verkehrt, so mußt du dich zuerst auf den Kopf stellen und dann die Vorderseite nach hinten drehen.

Der Mörder: Hast du irgend welche Beweise, daß du mich Mörder zu nennen wagst!

Der Jäger: Ja, das habe ich!

Der Mörder (ist bestürzt).

Der Jäger: Aber ich wage sie nicht zu benutzen, vor einem Gericht von deinen Freunden, denn die würden die Tatsache leugnen und mich verhaften lassen. — Sag mir jetzt, wer ist das Mädchen drinnen im Restaurant, das meinen Kameraden geangelt hat?

Der Mörder: Das ist — deine Tochter!

Der Jäger (faßt sich ans Herz, wird weiß im Gesicht, und als er das Taschentuch vor den Mund hält, wird es rot von Blut): Dieses Kind, das du erzogen hast! — Jetzt gehe ich! (Geht.)

Gustav Falke:
Königin Dagmars Tod

König Waldemar lag am kleinen Belt
Mit seinem Heeresbann,
Da brachten sie in sein Königszelt
Einen staubbedeckten Mann.

Der hielt kaum auf den Füßen sich,
Das Sprechen machte ihm Not:
„Die Herren in Ribe schicken mich —
Königin Dagmar liegt auf den Tod!“

Auf sprang der König, stieß um den Wein,
„Meinen Hengst!“ und sprach kein Wort
Und stürmte in die Nacht hinein
Und stürmte fort und fort.

Aus Morgennebeln graut's empor,
Die Mauern von Ribe, oh!
Und als er jagte durchs hallende Tor,
Was klagten die Glocken so?

Was klagten die Glocken von Ribe so sehr?
Es wußte es jedes Kind:
Zwölf Kerzen um eine Bahre her
Flackern im leisen Wind.

Auf die Knie fiel König Waldemar
Und betete lange und heiß,
Und weinte auf Dagmars goldenes Haar
Und ihre Wangen weiß.

Und als eine Träne ihr Herz traf,
Ein Seufzer stieg herauf —
Königin Dagmar aus dem Todesschlaf
Richtete langsam sich auf.

Sie schlug die seidenen Wimpern zurück,
Da lachte das alte Blau,
Da lachte das alte sonnige Glück,
Und ihn küßte die liebste Frau.

Ihre Lippen, eben noch blaß und kalt,
Blühten warm und rot,
Ihre Augen haben ihn angestrahlt,
Dann sank sie zurück und war tot.

War wieder tot, lag still und bleich,
Sah leeren Blickes ihn an,
Und war im ganzen dänischen Reich
Der König der ärmste Mann.

• • • •

Oskar von Schütte:
Richtet nicht . . . .
Eine Erzählung aus den Bergen.

(Fortsetzung.)

3.

Auf dem Holunderberg hatte es niemals ein Gedeihen gegeben, das nicht dem Boden mühselig abgerungen werden mußte und erharkt. Die Menschen dort oben waren dieses Bodens ureigenste Kinder. Die Gefühle blieben ihnen fest im Innersten, wenn nicht ein Schicksal sie — einem scharfen Pflugeisen gleich — aufwühlte. Was bei andern durch Freuden blühend und ergiebig gemacht wurde, bedurfte da einer harten Bearbeitung durch das Leid. Christians Tatkraft trieb so heraus aus dem ersten Schmerz seines Lebens. Er wollte sich des Vaters Erbe zu eigen machen durch die Kraft seiner Arbeit. Der Berg sollte sein werden in jedem Halm, an dem die Mühe seiner Tage klebte.

Die Ernte ließ sich in diesem Jahre an, wie sie lange nicht gewesen. Frohgemut zogen die Knechte dem Jungherrn nach in die Arbeit. Sie nannten ihn so, trotz der Herrin.

Mit dem Tagesgrauen schaffte Christian als der Erste auf dem Felde. Dem Linni wurde es eng im Hause und öde, und wie sie sich früher zu des Vaters still sinnender Art gehalten hatte, so folgte sie jetzt dem Bruder und arbeitete gar emsig an seiner Seite.

Draußen, weit ab von der kältenden Einsamkeit des Hauses fühlte sich Christian auf eigen Grund und Boden. Dort begann für ihn sein Leben, das ihm niemand streitig machen konnte. Seine Wünsche zogen frei dahin und kühn, wie die Wolken es taten über seinem Haupt. Bald waren es rosenrote Schifflein, fein bewimpelt, dann Staatskarossen mit prächtigem Schimmelgespann davor, oft aber zogen sie schwer befrachtet und grau an ihm vorüber, wie ein mit einem schwarzen Tuch verhängter Totenwagen.

Da unterbrach er die Arbeit mit einem schweren Seufzen. Der Augusttag erschien ihm drückend mit seiner von der Trockenheit verdichteten Luft. Die Arbeit wollte nicht vorwärts, er wischte mit dem Tuch über die Stirne.

„Es macht warm, Christian, gel?" Linni guckte unter dem tief ins Gesicht fallenden großen Hut den Bruder teilnehmend an. Sie sah schon lange, daß ihn ein Herzleid quälte. Im Hause war er gleich trübselig und immer für sich alleine. Die Mutter verließ in Ungeduld das Zimmer, wenn er auf ihre Fragen kärglich antwortete. Gar oft hatte sie es auf der Zunge ihn zu fragen, aber wenn er so abwesend mit der Sense ins Gras fuhr, ohne Unterlaß, als ob nur sein Arm schaffte, derweil sein Kopf ganz weitab zu sein schien, da hatte sie es aufgegeben.

Den Sonntag darauf war es. Die Geschwister gingen nach der Kirche den Hügel hinauf zum Kirchhof an das Grab des Vaters. Christian stand da mit einer weinerlichen Haltung, ineinandergeknickt, daß es Linni schien, als ob diese zu seinem Manneswuchs gar nicht passen wollte.

Sie betete erst still und dachte so recht inbrünstig an die lieben ruhigen Augen des Vaters, die stets allen Kummer hinweggräumten in ihr, wenn er sie ansah. Und dachte, wie dieser Blick dem Christian jetzt nötig wäre und wie er da würde sein Herz ausbreiten können. So aber liefen sie nebeneinander her, keiner wußte vom andern. Linni packte die Ungeduld. Am Heimweg wollte sie den Christian reden machen. Es muß ein Vertrauen geben zwischen Bruder und Schwester. Recht eindringlich wollte sie ihm das vorhalten. Dennoch war es schwer den Anfang zu finden, gerade schwer vor Christian, der jetzt auch wieder so für sich neben ihr ging. Linni blieb stehen. Da sah sich Christian nach ihr um.

„Du mußt mir nicht immer davonlaufen. Es ist heiß und da springt es sich nicht leicht." Nach einer Pause:

„Christian" —

„Du willst"

„Christian, sag doch einmal ein rechtes Wort. Daß es nicht die Trauer um den Vater allein ist, was dich bedrückt, kann doch ein jeder sehn."

Christian erschrak. So bloß also lag sein Kummer, und nichts gab es auf der Welt, was man als sein Eigenstes verwahrt halten konnte. Nicht einmal sein Leid.

Linni wurde verschüchtert vor des Bruders starrem Schweigen. Sie wagte nicht weiter zu sprechen. Sie seufzte tief und ging still hinter Christian die Halde herunter, den blühenden Feldern lang.

Christian streifte beinahe liebkosend die hochaufgeschossenen, festen Ähren, und wie er die samtenen Halme mit ihrer warmen Kornhülle durch die Finger gleiten ließ, da verlangte es ihn fast stürmisch nach Güte und Anteilnahme. Ich danke dir auch, Linni", sagte er endlich langsam und verschämt, ohne seinen Kopf zu wenden. „Aber sieh, wenn ich dir meine Sorge begreiflich machen sollte, müßte ich weit ausholen. Glaub mir, ich bin schon ordentlich dabei, mir den „Herrn" auf dem Hofe rechtmäßig zu erarbeiten."

Nun besann sich Linni, wie die Mutter ähnliches gesagt hatte. Es war etwas zwischen Christian und der Mutter, das sich nicht vertrug. Es verwunderte sie nicht. Es war ihr schon, als noch der Vater lebte, aufgefallen, wie wenig die Eltern sich zu sagen hatten. Zank war ja nie im Hause gewesen, auch bittere Worte hatte es nicht gegeben, nur, wenn sie mit der Arbeit bei dem Vater in der Kammer saß, und die Mutter hie und da mit einem Auftrag für sie herein gekommen war und schnell wieder gegangen, dann ging es wie ein kalter Luftzug über die warme Heimlichkeit der Stube. Linni fröstelte in der Mittagshitze. „Den einsamen Hof" nannten sie im Dorf unten das Haus auf dem Holunderberg. Nie auch war es lustig zugegangen bei ihnen. Die Dörfler drückten sich scheu vor der Mutter hoffärtigem Wesen. Sie hatte im stillen gehofft, daß mit dem Bruder ein Leben einziehen würde und eine Jugend für sie auch. Christian aber war noch trübseliger als alles, das bis jetzt gewesen ist. Scheu vor der Mutter und nur in seiner Arbeit froh. Lustig war dem kleinen Linni gar nicht zumute und dabei sehnte sie sich kräftig in alle Freuden dieser Welt. Ihr Herr Lehrer — Linni erschrak. Da stand er vor den Geschwistern. Groß und blond und mit jugendfrohen Augen.

„Grüß Gott miteinander."

„Grüß Gott, Herr Lehrer." Sie sagten es beide in einem Tonfall.

„'s macht mächtig warm."

„Ja Herr Lehrer", nahm Christian die Rede auf.

„Wär wohl ein ordentlicher Regen nötig."

„Ein starker Regen, jawohl Herr Lehrer."

Linni stand bescheiden und sah freundlich an der großen Gestalt

auf. „Na Linni, ah Fräulein Linni, möchtest du nicht mittun im Singverein? Ich wollte gerade darum zur Mutter auf den Hof?"

Linni stockte der Atem. „Ich möchte wohl."

„Und Ihr Christian."

„Nein Herr Lehrer, ich könnte nicht."

„Nun, Christian, Musik geziemt sich auch für den Trauernden. Wir könnten Eure kräftige Stimme gut gebrauchen."

„Ich könnte nicht, Herr Lehrer", sagte Christian noch einmal ernst.

Eine verlegene Pause trat ein. Linni sah hilflos zu Boden.

„Ach was —. Ich komme nicht nur deswegen. Wollen wir uns etwas in den Schatten setzen", begann der Lehrer wieder —. „Ich hab es unserm Pfarrer versprochen, daß ich just mit Euch Christian ein Wort reden werde. Wir möchten alle gern, daß Ihr nicht in dieselbe Art verfallen mögt, wie die andern dort oben — —"

Linni hatte sich gesetzt. Christian war stehen geblieben.

„Ich verstehe nicht, was der Herr Lehrer meint", sagte Christian langsam und drehte den Hut in der Hand.

„Ja wie soll ich's Euch auch sagen —" es war doch peinlich, dachte der Lehrer, und weit kommt man mit denen vom Berg nicht — „ja seht Christian — Ihr steht da oben mit Eurem Hof ein wenig über allen. Ich begreife, daß man nicht gern zu Tal steigt. Mit Eurem Vater ließ es sich auf den Wegen gut plaudern — Nie aber" der Lehrer räusperte sich — „hat er einen von uns in sein Haus gebeten. Die letzte Ehre haben wir ihm erwiesen, nicht nur weil er der Herr von hier oben war, sondern, weil wir ihn in seinem Schicksal ehrten."

„Herr Lehrer," sagte Christian zag, während dunkle Röte über sein Gesicht fuhr — „ich glaube, Ihr habt meinen Vater nicht gekannt."

Der Lehrer war verlegen. Neben ihm saß die blonde Linni, die still zu Boden sah — „Sagt Christian, wollt Ihr nicht in den Ortsverband eintreten — na — ich weiß schon, daß Ihr Euren Beitrag leistet, ich meine mit Euerer Person —"

Christian sah vor sich hin. „Ich wüßte da nicht mitzureden, Herr Lehrer. Auch gehört meine Zeit nicht mir —"

„Ja was, Ihr der Jungherr" —

Christian lächelte schmerzlich. „Jetzt noch der erste Knecht. Das sind auch Sporen, Herr Lehrer, man muß sie verdienen."

Der Lehrer erhob sich langsam. „Dennoch, Christian, möchte ich Euch warnen, auch für Eure junge Schwester. Es ist eine Überhebung

sich nur auf sich stellen in hochmütiger Selbsteinschätzung. Ihr gehört unter die Jugend mit allen ihren Torheiten und allen ihren kleinen und großen Überraschungen. Laßt den Frohsinn oben eine Türe einhauen, sollt mal sehn, wie der Griesgram beim Fenster hinausfliegt. Und damit adjes ihr beiden. Donnerstag ist Vereinsabend — würd' uns mal freuen."

Mit großen Schritten sprang der Lehrer die Halde hinunter.

Linni weinte. Gerade wie sie es gedacht hatte, so kam es dem Herrn Lehrer geläufig von den Lippen.

„Linni, mach es uns nicht schwer —"

„Ei Christian, ich müßte der Bruder sein, und glaub mir, es wäre in Vaters Sinn —"

Christian stöhnte. „Ach Linni, es hilft alles nichts. Wie können wir an, gegen diesen Fels, welcher die Mutter ist. Abtragen langsam, Stein für Stein — so werden Jahre dahin gehen. Womit sollte man da sprengen."

„Ich dachte, Christian, immer — es ginge mit dem unentwegten Frohsinn, aber da hast du nicht viel Gewalt darin —"

„Es lastet, Linni, allerhand. Jetzt nicht, einmal werde ich mit dir auch reden können." —

* * *

Die letzte Feldarbeit war getan. Die Novembertage brachten gar manchen unerwarteten Sonnenstrahl. Christian trieb dann das Vieh noch in die Wiesen, wo den Kühen noch manches Kräutlein durch die verspätete Wärme herausgelockt war. Christian wollte draußen schaffen, solange es anging. Die Enge des Winters würde noch genugsam auf ihm lasten in dem freudlosen Hause. Die Mutter hatte nach harter Aussprache versprochen, die Linni in den Gesangverein zu lassen. Nun hatte die wenigstens etwas, denn sie wäre ihm in der Stube verkümmert, wenn sie so da saß und ihre Munterkeit in allerhand Näherei hineinquälte.

Sie selbst hat es am Sonntag nach der Kirche dem Herrn Lehrer ankündigen dürfen. Christian wollte sie heute Abend ins Dorf bringen. Der Herr Lehrer habe versprochen, sie selbst zurückzuführen bis an die Dorfgrenze, wo der Altknecht sie mit der Laterne erwartete. Linni trieb es in lustiger Unrast schon den ganzen Tag im Hause hin und her. Bald da, bald dort, zumeist aber hielt sie sich zur alten Süsi der Magd, die

40 Jahre erste Sopransängerin im Verein gewesen ist. Seit ein paar Jahren aber ging's nimmer. Der Husten kam ihr an, wenn sie tiefer Atem zog und so recht die Backen aufblasen wollte zu kräftigem Singen.

Dann und wann probierte die Linni die Stimme, ob es denn noch gehen wollte. Seit dem Tode des Vaters hatte sie keines der kleinen Lieder mehr gesungen. Linni zog ihr schwarzes Sonntagskleid an und legte ein weißes Krägelchen um die Schulter. Es war noch lange Zeit, aber die Ungeduld ließ sich so schwer meistern. Da saß sie denn noch bei der Lampe und flickte die Wäsche. Die Mutter saß am andern Ende des Tisches und strickte. Linni stellte sich's nun eifrig vor mit allem, was ihr die Süsi erzählt hatte, mit Konzertfahrten ins Land, Kirchenfesten, ja und einmal wäre die Frau Veronika auch dabei gewesen und der Eugen der Knecht. — Linni sah auf. Wer die Mutter so dasitzen sah mit den Lippen fest aufeinandergepreßt, der konnte sich kaum denken, daß diese Lippen sich jemals zum Singen geöffnet hatten.

„Mutter", die Neugier überwand die Scheu.

„Was soll's?"

„Ihr seid auch mit dabei gewesen, sagt die Süsi, beim großen Wettsingen, Ihr hättet einen schönen Alt gesungen im Duett mit dem Eugen —"

Flammendes Rot zog der Frau Veronika über die Stirne.

„Der Süsi ihrem leidigen Geschwätz kann keiner bei", sagte die Mutter hastig —

„Ja, aber . . . ."

„Nun arbeite noch dein Teil, ehe es in das Vergnügen geht. Nutzen bringt dies Getue nicht."

„Wenn Ihr doch auch singen gingt, als Ihr jung wardt."

„Nicht lange, dann kamen die Lasten."

„Ihr meint das Heiraten?" —

„Frag nicht so dumm."

Frau Veronika war aufgestanden und hatte sich draußen zu schaffen gemacht.

Am Ende ist alles gar nicht so, wie die Süsi sich's einbildet. Geheiratet hat die Süsi auch nicht —, dachte Linni eifrig. Ob heiraten eine Last sei? Wenn ein recht Fröhlicher daherkäme, dann wäre es sicher keine.

Fortsetzung folgt.

Rundschau

Sozialpolitische Rundschau.

Von Senatspräsidenten Dr Flügge.

Vier Millionen zweihundertneununddreißig Tausend sozialdemokratische Stimmen sind bei der Reichstagswahl vom 12. Januar 1912 abgegeben, und einhundertundzehn sozialdemokratische Abgeordnete werden in den Reichstag einziehen, das sind Tatsachen, die bis in den entlegensten Winkel des Deutschen Reiches in diesen Wochen erörtert und von jedem nur erdenklichen Gesichtspunkte ausgewertet werden. Auch ich kann an ihnen an dieser Stelle nicht ganz stillschweigend vorübergehen, denn von neuem wird im Zusammenhange mit ihnen die Frage aufgeworfen, wozu wir denn eigentlich soziale Reformen einführen, wenn alle unsere Mühe doch vergebens sei und der wachsenden Flut der Sozialdemokratie kein Damm entgegengesetzt werde, und das ist eine Frage, auf die die Antwort nicht verweigert werden darf.

Der zivilisierte Staat ist seinem Begriffe nach die höchste sittliche Gemeinschaft, die es innerhalb seines Gebietes gibt. An diesem Begriffe ändert sich nichts, wenn ein einzelnes Staatswesen in historischer Bedingtheit von ihm abirren, und noch viel weniger, wenn die jeweiligen, rechtmäßigen oder unrechtmäßigen Inhaber der Staatsgewalt für ihre Person unsittlich handeln sollten; sein Recht wie seine Pflicht nimmt der zivilisierte Staat allein aus der Tatsache, daß er nach seinem Begriff die höchste, sittliche Gemeinschaft im Lande ist. Nach diesem Begriff handelt er, der Grund seines Handelns ist seine sittliche Natur, der Zweck die Betätigung seines sittlichen Wesens, das sittliche Handeln des Staates ist sich selbst Zweck. Zur Sittlichkeit gehört die Abwehr aller Schäden, die die Angehörigen des Staates nicht selbst von sich abwenden können, deren Abwendung aber der Gesamtheit möglich ist. Entstehen die Schäden nur für das einzelne Individuum aus den besonderen Umständen seiner Lage, so treten andere Funktionen des Staates in Tätigkeit, nicht die soziale Fürsorge. Werden dagegen ganze Schichten des Volkes, ganze Berufsklassen von Schädigungen ergriffen, denen gegenüber sie zur Abwehr unfähig sind, so beginnt die soziale Fürsorge des Staates — beginnt und wird fortgesetzt um ihrer selbst willen, um des sittlichen Wesens des Staates willen.

Das ist Grund und Zweck der staatlichen, sozialen Fürsorge, und es ist unerheblich für sie, ob sie dem Umsichgreifen sozialer oder wirtschaftlicher Irrlehren wehrt oder nicht wehrt; aber die Frage wird doch zu tun erlaubt sein: wie viel mehr sozialdemokratischer Stimmen würden am 12. Januar abgegeben sein, als tatsächlich abgegeben worden

sind, wenn das Deutsche Reich nicht Sozialpolitik getrieben hätte?

In diesem Zusammenhange wollen auch wir grade heute desjenigen Monarchen gedenken, dessen langes Herrscherwerk nichts anderes gewesen ist als die Erfüllung der sittlichen Staatspflicht um ihrer selbst willen, ohne Rücksicht auf den Erfolg, ohne Furcht vor dem Mißerfolg. Friedrich der Große hat auf allen Gebieten des staatlichen Lebens sich selbst die strengste Pflichterfüllung zur Richtschnur gemacht, Pflichterfüllung bis zur Selbstaufopferung, bis zum Untergang, doch ohne Bangen vor dem Untergang. Auch wir, die wir Sozialpolitik treiben, beugen uns vor der Erinnerung des großen Herrschers, der sich selbst le roi des gueux genannt hat. Aber zu seiner Zeit war Preußen noch ein Agrarstaat, und seine Sozialpolitik konnte deshalb den auf die Fürsorge für die industriellen Arbeitermassen gerichteten Zug nicht haben. Indessen, was er getan hat, an Aufhebung der bäuerlichen Leibeigenschaft und Milderung der bäuerlichen Hörigkeit, an Befestigung des vorhandenen und an Gründung neuen bäuerlichen Besitzes, sind eben so sehr aus der sittlichen Pflicht des Staates entsprungene, soziale Maßnahmen gewesen, wie es seine Teuerungspolitik gewesen ist, der Ankauf und die Aufspeicherung von Getreidemassen in billigen und ihr Verkauf zu mäßigem Preise in teuren Zeiten. Und das Preußische Landrecht ist freilich erst nach seinem Tode veröffentlicht, aber von ihm ist es angeregt und von seinem Geiste beseelt worden. Dieses Landrecht bestimmt in Teil 2 Titel 19 § 1: „Dem Staate kommt es zu für die Ernährung und Verpflegung derjenigen Bürger zu sorgen, die sich ihren Unterhalt nicht selbst verschaffen und denselben auch von anderen Privatpersonen, welche nach besonderen Gesetzen dazu verpflichtet sind, nicht erhalten können." Dem Staate kommt das zu: was bisher allein Pflicht der christlichen Liebe gewesen war, das hat das Landrecht nun dem Staate zur sittlichen Pflicht gemacht. Mit Recht hat der Hallische Professor Th. Sommerlad darauf aufmerksam gemacht, daß das im Grunde dieselbe Idee ist, die den einen Teil unserer heutigen sozialen Gesetzgebung, die Arbeiterversicherung beherrscht, dieselbe Idee, jetzt ausgestaltet nach den Bedürfnissen des heutigen, industrieerfüllten Staates. Und im § 2 desselben Titels fährt das Landrecht fort: „Denjenigen, welchen es nur an Mitteln und Gelegenheit, ihren und der Ihrigen Unterhalt selbst zu verdienen, ermangelt, sollen Arbeiten, die ihren Kräften und Fähigkeiten gemäß sind, angewiesen werden." Ein Recht des einzelnen auf Arbeit gegenüber dem Staat, wie radikaler Sozialismus es wohl aus dieser Bestimmung hat herauslesen wollen, sogar gegenüber unseren Staaten mit ihrer unbeschränkten Freizügigkeit, ist damit freilich keineswegs gemeint gewesen, aber eine Pflicht des Staates ist damit konstituiert worden, für Arbeitsgelegenheit zu sorgen, und was die Behörden zur Verbesserung des Arbeitsmarktes in unseren Tagen getan haben und hoffentlich künftig noch mehr tun werden, ist nichts anderes als die Ausführung jener friderizianischen Idee.

Aber wenn wir des großen Königs also gedenken, so wollen wir darüber nicht vergessen, daß er viel mehr gewesen ist als nur ein roi des gueux, daß seine soziale Fürsorge nur ein Zug in dem Gesamtbilde seiner Staatsidee gewesen ist. Vor jeder Einzelheit hat ihm der Gedanke des ganzen Staates gestanden, und er hat sich nicht bedacht, die schwersten Opfer von den Bürgern zu fordern, wenn das Wohl des Staates (so wie er den Staat verstanden hat und nach seiner Zeit verstehn mußte) es erheischte. Auch in diesem Stücke wollen wir seine Größe anwenden auf unsere Tage. Wir wollen soziale Fürsorge treiben und dem Schwachen helfen, aber wir wollen nicht darüber vergessen, daß der Starke stark bleiben muß, wenn er helfen will. Wir wollen und müssen soziale Fürsorge treiben troß des Anschwellens der sozialdemokratischen Flut, aber der Staat soll so machtvoll sein und bleiben an materiellen Mitteln und an sittlicher Autorität, daß an ihm alle seine Feinde zerschellen.

Koloniale Rundschau.

Von Otto Jöhlinger.

Das neue Regiment.

Der neue Herr im Kolonialamte Dr. Solf ist der siebente Leiter der Kolonialverwaltung, seitdem Kayser, der auf Veranlassung Bismarcks diese Behörde geschaffen hatte, ausgeschieden war. Die meisten Leiter dieses Amtes kennt man in weiteren Kreisen kaum dem Namen nach, und was von ihnen bekannt geworden war (man denke nur an Stübel), ist nicht immer das beste gewesen. Männer wie Dernburg und Lindequist waren weiße Raben darunter gewesen, und mit Spannung blickt man in den kolonialen Kreisen auf Solf mit der Frage: wird dieser sich über den Durchschnitt der früheren Beamten heben, oder ist der Höhepunkt unserer Kolonialpolitik jetzt überschritten?

Bemerkenswerte Änderungen hat Solf vorläufig noch nicht im Amte vorgenommen, und es ist auch kaum anzunehmen, daß er wesentlich andere Bahnen einschlagen wird, als wie die ihm vorgezeichneten. In erster Reihe wird er zunächst die offen gewordenen Gouverneursposten in der geeigneten Weise zu ersetzen haben; außer Samoa sind noch der Posten in Ostafrika, in Kamerun und in Togo frei. Kamerun, an dessen Spitze erst vor ganz kurzer Zeit Gleim getreten war, ist infolge der Marokkoaffäre ohne Gouverneur geworden. Denn Gleim hatte, ebenso wie Lindequist, Danckelmann und Dr. von Jacobs, schon während der Marokkofrage infolge der schlechten Behandlung durch das Auswärtige Amt — das die Kolonialbehörde keineswegs als koordiniert behandelt — seine Entlassung eingereicht. Natürlich „aus Gesundheitsrücksichten", wie das im Amtswesen so heißt! In Wirklichkeit weil er verärgert war, daß über seinen Kopf hinweg ein Stück der ihm unterstellten Kolonie abgetreten und andere Stücke gegen sein Gutachten hinzuerworben wurden. Möglicherweise hat auch die äußerst mangelhafte Ausarbeitung der Kongo-Denkschrift für den Reichstag, die ein jüngerer Kolonial-

beamter gemacht hatte und die sich sehr ungünstig von den sonst streng wissenschaftlichen Publikationen des Kolonialamts abhob, das ihrige zu dem Rücktritt Gleims beigetragen.

Eine der ersten Amtshandlungen von Solf war — und das entbehrt nicht eines pikanten Beigeschmacks — das Verbot der Mischehe in Samoa. An und für sich eine sehr vernünftige Maßregel. Aber, so fragt sich jeder, warum kommt Solf erst jetzt damit heraus? Warum hat er die unglaublichen Mißstände, die sich bei den Mischlingen Samoas herausgestellt haben, nicht während seiner 10jährigen Gouverneurstätigkeit bereits beseitigt? Warum hat er die Frage überhaupt sich soweit entwickeln lassen, daß jetzt 1000 Mischlinge 300 Weißen gegenüberstehen? Man behauptet in Kreisen, die Solf feindlich gegenüberstehen, er habe sich als Gouverneur nicht getraut, eine derartige Maßregel — wie das Mischehenverbot — mit der nötigen Energie durchzuführen, jetzt überlasse er aber seinem Nachfolger die Lösung einer schwierigen Aufgabe, die sich im letzten Jahrzehnt nur verschärft hat. Solfs Freunde behaupten dagegen, daß er schon früher als Gouverneur eine derartige Maßregel beantragt habe, daß aber in Berlin ihm Widerstand entgegengesetzt worden sei. Warten wir also vorläufig ab, wie sich die Durchführung des Verbotes vollziehen wird; leicht gestaltet sie sich bei den jetzigen samoanischen Verhältnissen keineswegs, das wird Solf selbst am besten wissen. —

Schon in einer früheren Rundschau ist betont worden, daß der neue Staatssekretär auf dem kleinen Südseeinselchen keine Gelegenheit hatte, große wirtschaftliche Kenntnisse zu erlangen. Dabei ist es für die Entwicklung unserer Kolonialwirtschaft besonders unvorteilhaft, daß er die Kolonie, die z. Z. im Vordergrunde des Interesses steht, Südwestafrika überhaupt nicht kennt und wahrscheinlich auch mit den Erfordernissen des Landes gar nicht vertraut ist. Es ist das um so bedenklicher, als von den früheren „Südwestern" keiner mehr im Kolonialamte ist, der ihm mit seiner Sachkenntnis zur Seite stehen könnte: Lindequist sitzt im Schmollwinkel in Tirol, Golinelli ist Direktor einer Beleuchtungsfabrik, der schneidige Dr von Jacobs leitet jetzt in Hamburg die Levante-Linie! An Fachleuten für südwestafrikanische Fragen ist daher im Amte ein fühlbarer Mangel.

Dieser kam besonders jetzt bei der ersten Reise Solfs nach London zum Ausdruck: denn um den Diamanthandel zu studieren, zog Solf aus, begleitet von einem Formaljuristen (Meyer-Gerhard) und einem Eisenbahn-Geheimrat (Schlüpmann), die beide ganz tüchtige Bürobeamte sein mögen, aber von Welthandel keine Ahnung haben. War denn sonst gar keiner im Amte, der den Staatssekretär auf seiner Londoner „Studienreise" begleiten konnte, und warum nahm er sich denn keinen Kaufmann mit? Glaubt Solf wirklich, daß man Welthandel in 3 bis 4 Tagen in London lernen kann, zudem wenn man es mit Großkaufleuten à la De Beers Co. zu tun hat. Schon die Inszenierung dieser Reise war recht unkaufmännisch! Welcher Kaufmann

posaunt denn gleich in alle Welt, daß er zur Konkurrenz (und das ist in diesem Falle die De Beers) geht, um den Handel zu studieren? Die Herren von der Konkurrenz werden ob dieser vom W. T. B. verbreiteten Nachricht höchlichst erfreut gewesen sein, wenn man ihnen vorher so schön den Zweck des Kommens mitteilt, und sie werden — was jeder Kaufmann alsdann tun wird — ihre Bücher noch fester verschlossen haben, als es vorher der Fall war. — In England aber ging wie ein Lauffeuer das Gerücht um, Solf komme mit 2 Juristen, um Angola und die Walfischbai (vielleicht auch sonst noch was) zu erwerben! Denn daß jemand so ehrlich ist, und naiv den Zweck der Reise warheitsgemäß vorher angibt, hält man im Lande britischer Großkaufleute für unmöglich!

Theologisch-kirchliche Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Schleiermacher, der geniale Theologe und Kirchenmann, schrieb vor achtzig Jahren: „Wir werden uns mit stärkeren Schritten dem Zustande nähern, den ich für das eigentliche Ziel unserer deutsch-evangelischen Kirchen halte, nämlich als Gegenstück zu der englischen und amerikanischen Vielspaltigkeit in einer ganz freien Gemeinschaft zu leben, welche gegenüber der katholischen Gebundenheit nur durch die evangelische Freiheit zusammenhält." Dieser Prophetenblick des Konfirmators Bismarcks aus Goethes Sterbejahr versetzt uns mitten hinein in kirchliche Probleme, die neuestens wieder auf Kongressen wie in der Literatur, immer mit starken Akzenten, zuweilen sogar mit Sachkenntnis verhandelt werden. Wir bleiben beim Protestantismus stehen, Rom erheischt eine Sonderbetrachtung.

Schon Stöcker, der in der Wahl seiner Mittel skrupellose, bedeutende Volksprediger und Parteihäuptling, der sich um die Verbitterung der Klassen und Rassen im Namen des zuerst jüdischen, dann internationalen Christentums mit bedenklichem Erfolg mühte, strebte eine von der Staatsaufsicht freie Volkskirche an, in der Stöcker eine protestantische Tiara sich aufs Haupt zu setzen gedachte, mit dem Ideale strammer Lehrzucht und der Ausschaltung des religiösen Liberalismus. Und der freisinnige Frankfurter Pfarrer D. Erich Förster, dem wir bereits ein wertvolles Quellenwerk über die Entstehung der preußischen Landeskirche unter Friedrich Wilhelm III. verdanken, hat uns im Namen des entschiedenen Liberalismus in der übersichtlichen Form eines streng juristisch abgefaßten Gesetzentwurfes betreffend die Religionsfreiheit im preußischen Staate völlig anders orientierte Wünsche mit ähnlichem Ziel jüngst vorgetragen. Försters Programm in 142 Paragraphen, das die protestantische Kirche, die katholische Kirche, die jüdische Synagoge und die „dissidentischen" Religionsvereine als gleichwertig oder doch gleichberechtigt nebeneinanderstellt für die von ihm befürwortete Entstaatlichung der Kirche und Entkirchlichung des

Staats, erhebt sich auf folgender Basis: der Staat schützt und unterstützt — mit der Neuordnung — keinen Religionsverband mehr, die innerhalb seines Gebiets vorhandenen organisierten Kirchen begrenzt er gleichmäßig, die staatsbürgerlichen Rechte sind vom religiösen Bekenntnis unabhängig, kein Druck noch Eingriff ist fürder gestattet. Die Kosten für die religiösen Anstalten und Einrichtungen tragen ausschließlich die, denen sie zugute kommen und die sie übernehmen wollen. Der Staat ist verpflichtet zum äußern Rechtsschutz der vorhandenen Religionsgesellschaften, denen er ihre Weiterexistenz ermöglicht; jede finanzielle Unterstützung aus Mitteln des Staates und der bürgerlichen Gemeinden fällt dahin. Zum Ausgleich gewährt der Staat den verschiedenen Kirchen das Steuerrecht über ihre Mitglieder, er befreit das bewegliche und unbewegliche Eigentum der Kirchengemeinden von den darauf lastenden Abgaben an den Staat, den Bezirk, die Kommune. Die Kirchen unterstehen nicht dem Vereinsrecht; der Staat hält als Entgelt für seine Gaben an der Kirchenhoheit fest: auf Vorschlag des Staatsministeriums ernennt der König das Direktorium des Verbandes evangelischer Kirchengemeinden und die Direktorien der einzurichtenden Provinzialbehörden, ebenso die Vorstände des Verbandsgerichts und der Provinzialgerichte. Diese vom König berufenen (äußeren) Kirchenleiter sollen Rechte und Pflichten der Staatsbeamten genießen und der Aufsicht und Leitung der Staatsregierung unterstehen. Jeder Kirchenverband muß dem Staat seinen Haushaltplan zur Genehmigung vorlegen; kirchliche Verordnungen bedürfen der Erklärung der Staatsbehörde, daß sie gesetzlich gültig sind; der Staat teilt sein Gebiet in Kirchenbezirke (für die Wahl des Verbandsausschusses) und stellt die Wahlordnung auf. Der von Förster gedachte entstaatlichte Kirchenverband hat als solcher kein Bekenntnis, denn sein Charakter ist lediglich eine Verwaltungsgemeinschaft. In das Eigentum dieses Kirchenverbandes (die Verwaltung hat das Verbandsdirektorium) gehen über: die Fonds der Alterszulagen-, Pensions-, Witwen- und Waisenkasse für die Pfarrer der evangelischen Landeskirche; jene kirchlichen Fonds und Stiftungen, die bisher vom Kultusministerium, dem Oberkirchenrat, den Provinzialkonsistorien verwaltet wurden; die Dienstgebäude des Oberkirchenrats und der Konsistorien.

In der Einzelgemeinde ruht nach Försters Aufriß der Schwerpunkt des kirchlichen Lebens; sie ordnet ihre Angelegenheiten selbständig, ihre Organe berufen die Pfarrer (falls die Besetzung durch Privatpatrone aufgehoben ist). Der Vorstand der Gemeinde haftet dem Staat für die Verwaltung des Vermögens. Der Kirchenvorstand darf neue Gemeinden gründen durch Zerlegung bestehender Riesengemeinden — das Verbandsdirektorium kann ihn dazu „ermuntern". Der Pfarrer wird durch die Gemeinde (oder den Privatpatron) an eine bestimmte Lehr- und Gottesdienstordnung gebunden; will er seine Stelle behalten, so muß er jene Ordnung beobachten. Die Einzelgemeinde also hat, im Gegen-

satz zum Verbande, ihr eigenes (so oder anders lautendes) Bekenntnis und verpflichtet ihre Pfarrer auf dies ihr Bekenntnis. Den Gemeinden soll unverwehrt sein, mit anderen evangelischen Gemeinden des Landes Verbindungen einzugehen für die Aufrechterhaltung von Lehr- und Gottesdienstordnungen und für die Organisierung von Liebeswerken. Ohne Mitwirkung des Staates dürfen sie dabei Synoden bilden, Aufsichtsbeamte bestellen, Lehr- und Gottesdienstordnungen entwerfen, theologische Fortbildungsanstalten errichten und betreiben, Vereinbarungen schaffen mit anderen Religionsgesellschaften des Inlandes und Auslandes.

Die von Förster vorgesehene Kirchenhoheit des Staates erscheint zweifelhaft, wenn der Staat der Kirche lediglich das Privileg der Steuern verleiht und sie von öffentlichen Abgaben befreit, sie darüber hinaus jedoch weder bevorzugt noch unterstützt. Für das Kirchensteuerrecht müßte dem Staat als Entgelt genügen, die kirchliche Finanzwirtschaft zu überwachen und den Haushaltplan der Religionsgesellschaften sich zur Genehmigung vorlegen zu lassen. Die Verwaltung der (entstaatlichten) Kirche wird doch wieder zu einer Staatsangelegenheit, wenn die Bestellung eines Treuhänders für die Prüfung der Rechnungen nicht ausreicht, vielmehr das kirchliche Verbandsdirektorium der Aufsicht und Leitung der Staatsbehörde untersteht, wenn der Staat die kirchlichen Verordnungen erst auf ihre Gesetzmäßigkeit prüfen will. Wird die Kirche „entstaatlicht" und der Staat „entkirchlicht," so soll der Staat den Kirchen wirklich die Verwaltung ihrer Angelegenheiten überlassen; auch der Schirmherrschaft des Königs als summus episcopus bedarf es dann nicht mehr.

Die völlige Verstaatlichung der Kirche ist — für die Kirchen wie für die Staaten — eine erledigte Sache; doch auch der Plan der Entstaatlichung der Kirche und der Entkirchlichung des Staates ist noch keineswegs unsere greifbare nächste Wirklichkeit! Der Kampf in den Gemeinden würde sich verschärfen, wenn diese ihre Pfarrer in der Berufungsurkunde auf bestimmte theologische Richtungen verpflichten sollen, und die Entstehung von orthodoxen und liberalen Richtungssynoden müßte die kirchliche Lehre gegenüber der christlichen Frömmigkeit unerfreulich und ungebührlich in den Vordergrund schieben. Die straff organisierten Kirchenkörper würden die theologischen Kämpfe auszufechten haben, sie würden geschlossen gegeneinander zu Felde ziehen. Darum wird, gegen Förster, neuestens vorgeschlagen, den religiösen Charakter der Gesamtkirche zu behaupten, statt sie zur bloßen Finanzverwaltung herabzudrücken, die Einzelgemeinde dagegen durch reichliche agendarische Parallelformulare in ihrem Kultusleben freier zu stellen, als es bisher geschieht.

Jedenfalls sollte man bei jeder Umgestaltung des Verhältnisses von Kirche und Staat das aktive und passive kirchliche Wahlrecht auch der Frau ausdrücklich zuerkennen!

Das Privatpatronat muß fallen, es ist ein sinnloses Überbleibsel aus der schlechten alten Zeit; die preußi-

sche Regierung wollte es schon 1849 aufheben. Die Entwicklung des Religionsunterrichts in den staatlichen Schulen (Förster ist für freiwilligen, aber konfessionellen Religionsunterricht in der Schule) und das Schicksal der theologischen Universitätsfakultäten müßten gleichfalls ernstlich erwogen werden. Sonst treibt man den Teufel aus durch Beelzebub, ihren Generalissimus...

In den Vorträgen und Debatten des 25. Deutschen Protestantentages, der in Berlin im Herbst stattfand und der bei vornehmem Charakter einen bedeutenden Verlauf nahm, hat das Problem von Staatschristentum und Volkskirche im Mittelpunkt gestanden. Der sozialpolitisch verdiente Osnabrücker Pfarrer Dr Pfannkuche und noch mehr der geistesmächtige westfälische Vorkämpfer für freie protestantische Überzeugung und kirchliche Redlichkeit, Pfarrer Liz. Gottfried Traub, suchten den vorhandenen Spannungen und seelischen Nöten in herzbewegender Rede einen Ausgleich. Unser Kirchentum lebt in innern Widersprüchen; das Tragische zumal für die evangelische Kirche ist, daß diese Widersprüche im Wesen der Kirche selbst liegen.

Ich nenne wieder etliche Schriften aus dem berührten Stoffgebiet:

Erich Förster: Entwurf eines Gesetzes betreffend die Religionsfreiheit im Preußischen Staate mit Einleitung und Begründung. Tübingen, J. C. B. Mohr — Paul Siebeck.

Gottfried Traub: Staatschristentum oder Volkskirche. Ein protest. Bekenntnis. Jena, Eugen Diederichs.

25. Deutscher Protestantentag in Berlin: Reden und Debatten. Berlin-Schöneberg, Protestant. Schriftenvertrieb.

Emil Felden: Die Trennung von Staat und Kirche. Jena, Eugen Diederichs.

Theodor Kappstein: Bedürfen wir der Kirche noch? Berlin, Verlag für Fortbildung.

Christoph Schrempf: Zur Reform des evang. Pfarramts. Stuttgart, Fr. Frommann (E. Hauff).

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Von Dr Adolf Koelsch (Kilchberg).

Keimzelle und Radium.

Es galt lange als ausgemacht, daß nur die Eier von Wirbellosen sich ohne Befruchtung entwickeln können. Man sprach dann von Jungfernzeugung, weil die Neubildung eines Lebewesens (d. h. die Erneuerung der Art) aus dem Leib des Weibchens heraus erfolgte, ohne daß ein Männchen dabei beteiligt war. Diese emanzipierte Zeugungsart war teils eine natürliche Erscheinung, auf die viele Organismen zurückgriffen, wenn es ein Wohngebiet rasch mit einer Flut von Organismen zu überschwemmen galt, sie konnte aber auch an Eiern, die normalerweise erst nach der Vereinigung mit einem Samenfaden in die Entwicklung eintreten, durch Eingriffe mannigfacher Art künstlich ausgelöst werden. Andere als wirbellose

Tiere kamen hierbei jedoch nicht in Betracht.

Da gelang es zur allgemeinen Überraschung im Jahre 1910 Bataillon, auch die Keimzellen eines Wirbeltieres, des Frosches, künstlich zur Entwicklung ohne Befruchtung zu veranlassen. Er stach Eier vom Grasfrosch mit einer feinen Platinnadel vorsichtig an und überspülte sie mit Wasser. Dieser geringfügige Reiz regte die weiblichen Fortpflanzungszellen zur Teilung an, und die Teilung ging schließlich in eine regelrechte Embryonalentwicklung über. Aber noch bevor sie ganz abgeschlossen war, begann sich die Ausschaltung des Männchens bitter zu rächen. Denn von 10000 Eiern hatten nur 122 die Kraft, sich bis ins Kaulquappenstadium durchzuschlagen, und von diesen 122 Auserwählten bildeten sich nur 3 zu Vollfröschen um, alle andern ließen vor der Verwandlung ihr Leben. Die Froschversuche fanden bald darnach von andrer Seite Bestätigung.

Inzwischen hat Oskar Hertwig (Berlin) zeigen können, daß durch eine besondere Art von Radiumbehandlung das Froschei gleichfalls zu parthenogenetischer Entwicklung veranlaßt wird. Schon vor zwei Jahren hatte der ausgezeichnete Berliner Biologe experimentell bewiesen, daß die Kernsubstanzen männlicher und weiblicher Fortpflanzungszellen, in deren chromatischen Bestandteilen man mit Recht die materiellen Träger der elterlichen Eigenschaften erblickt, durch die Emanationen des Radiums in ihrer Gesundheit schwer geschädigt werden, während das Plasma der Keimzellen so gut wie gar nicht angegriffen wird. Zwar verrieten bei mikroskopischer Untersuchung sowohl männliche wie weibliche Fortpflanzungszellen (Spermatozoen und Eier) durch nichts, daß sie der Wirkung von Radium ausgesetzt gewesen waren. Was insbesondere die Samenfäden anging, so waren sie selbst nach 23stündiger Bestrahlung mit einem verhältnismäßig starken Radiumpräparat noch ungemein lebhaft, fielen, wenn sie mit Eiern zusammengebracht wurden, sofort über sie her, führten auch die Befruchtung ganz regelrecht aus. Wenn aber dann die Entwicklung des Eies anhub, ergaben sich beträchtliche Abweichungen vom normalen Verlauf. Waren Samenfäden und Ei mit Radium behandelt worden, so stand, je nach dem Grad der Bestrahlung, die Entwicklung entweder schon am zweiten Tag still oder schloß mit der Erzeugung deformierter lebensunfähiger Zwerglarven. Wurde dagegen eine bestrahlte Samenzelle mit einem gesunden Ei oder eine bestrahlte Eizelle mit einem normalen Samenfaden zusammengebracht, so daß im Befruchtungsakt ein gesunder und ein kranker Kern mit einander verschmolzen, so wies (in beiden Fällen) die Entwicklung nur im Anfang eine bedeutende Verschlechterung auf. Nachdem ein gewisser Tiefpunkt erreicht war, schien die üble Radiumwirkung gleich einer bösartigen Infektion verpufft zu sein, die Entwicklungskurve stieg wieder an und die Larven wurden über drei Wochen alt, hatten auch im wesentlichen durchaus normal gebildete Innenorgane. Nur ihre durchweg geringe Größe und die Neigung zur Bauch-

wassersucht verrieten noch ihre Abstammung von einem radiumkranken Teil.

Das auffallendste aber war, daß die Entwicklung sich um so günstiger gestaltete, je stärker der Samenfaden (oder das Ei) bestrahlt worden war. Das trat besonders deutlich bei Versuchen hervor, die Hertwig soeben in den Sitzungsberichten der Berliner Akad. d. Wiss. veröffentlicht. Es wurde hier nicht mehr Radium zur Behandlung verwendet, sondern ein neues radioaktives Element, Mesothorium, das die gleichen Strahlen wie Radium ausschickt, aber dem Autor in Mengen zur Verfügung stand, die 4 und 8 mal stärker waren als die früher verwendeten Radiumpräparate. Wurden Samenfäden 12 Stunden mit diesem Mesothorium bestrahlt, so waren sie zwar kaum noch bewegungs-, aber eben noch befruchtungsfähig. Merkwürdigerweise nahmen Eier, die mit solch schwerkranken Samenfäden zusammengebracht worden waren, eine fast normale Entwicklung, während Eizellen, die man von ganz kurzbestrahlten Spermatozoen befruchten ließ, die schwersten Schädigungen aufwiesen. Woher kommt das?

Hertwig hat auf Grund subtiler Serienversuche eine sehr geistreiche Erklärung gefunden: die Ei- und Samenzellen werden, wenn ich so sagen darf, durch die Radium- und Mesothoriumstrahlen gewissermaßen kastriert, d. h. ihre Kerne werden geschädigt und zwar um so gründlicher, je stärker das Präparat ist, das zur Bestrahlung verwendet wurde. Ein schwerkrankes Spermatozoon wirkt infolgedessen auf ein gesundes Ei ungefähr wie ein kernloses oder wie der Stich mit einer Platinnadel, d. h. es gibt den Reiz zur Entwicklung, aber letztere vollzieht sich unter Führung des gesunden Eikerns allein. „Eine Entwicklung aber, die von rein weiblichen Kernen geleitet wird, ist eine parthenogenetische.“ Die nämliche Situation liegt vor, wenn ein schwerkrankes Ei mit einem gesunden Spermatozoon befruchtet wird; auch in diesem Fall nimmt die Entwicklung einen nahezu normalen Verlauf. Hier ist eben das Ei durch die heftige Bestrahlung sozusagen entkernt worden. Wenn nun auf ein solches Ei ein gesunder Samenfaden losgelassen wurde, so war der nämliche Zustand geschaffen wie in den berühmten älteren Schüttelversuchen unseres Autors und Boveris (Würzburg), wo Seeigeleier durch heftiges Schütteln in kernhaltige und kernlose Stücke zerlegt worden waren und die zur Teilung an sich ganz unfähigen kernlosen Protoplasmafetzen dadurch entwicklungsfähig gemacht wurden, daß man sie mit je einem Spermatozoon sich verbinden ließ. Derartig künstlich befruchtete Eitrümmer konnten ja auch bis ins Larvenstadium fortgezüchtet werden, obgleich an der Leitung ihrer Entwicklung nur der Spermakern beteiligt war.... Die Radiumbehandlung ist also ein vorzügliches Mittel zur Entfernung einzelner Zellen und, da der Kern der Träger der Vererbungssubstanzen ist, zur Zertrümmerung des gesamten Eigenschaftenmaterials, das von den Eltern herstammt.... Es steht zu erwarten, daß man hieraus bald auch praktische Vorteile ziehen wird.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein—Berlin.

August Strindberg, der größte Dichter Schwedens und der größte Mensch unter Schwedens Dichtern, hat seinen Lebensgang zu einem Lebenskampf gegen allerlei Korruption in seinem Vaterlande gemacht. Der Siegespreis aus diesem Kampf ist eine Anschauungswelt, zu deren Achse und Hebel sein Sich-Selbst-Erleben geworden, sowie seine „Persönlichkeit" zur Zentralquelle seines Schaffens. Die Summe dieser menschlich großen, dichterisch reichen Persönlichkeit in der Summe seiner Arbeit für unsere Leser zu ziehen, soll heut meine Aufgabe sein. Dieser Persönlichkeit, gerüstet mit allen Attributen des Genius, dessen Würdigung und Wertung so viel Erlesenes und Erleuchtetes in Dichtung und Wissenschaft ergibt.

Die Summe seiner Arbeit ... Es ist mehr als bloßes Verleger-Verdienst; es ist ein Literatur-Denkmal, das der Verlag von Georg Müller—München sich gesetzt, indem er diesen, heut schon fast unabschätzbar großen Kunstblock in den Besitz der deutschen Literatur geleitet hat. In einer Auslese und Ausstattung, deren vornehme Haltung dem Bibliophilen zum Entzücken wird, sind bisher weit über 30 Bände: dramatische und erzählende Dichtung, wissenschaftliche Untersuchungen, einheitlich übersetzt von Emil Schering, erschienen und in jedem Einzelband für einen vergleichsweise mäßigen Preis zu haben.*) Kaum viel mehr als die Hälfte dessen, was Strindberg bis heut geschrieben. Und jenen ungemein breiten Resonanzboden, dessen er von je für die Klänge seiner Seelenmelodien bedurft, hat er damit in der ganzen Kulturwelt gefunden. Vornehmlich mit seinen fünf Bekenntnisbüchern — eine fortgesetzte Selbstbiographie von grandiosem Zuschnitt und Charakter.

Mit der erschütternden Dichtung „Der Sohn einer Magd" setzt sein Lebensbild ein: Unter zwölf Kindern der Drittgeborene, lebt Johan in Kindheit und Jugendzeit eine einzige Kette von seelischen Leiden, Entbehrung, Drangsal und — später — Stiefmuttertücke. Durchbebt von dem Schmerz der Erinnerungen, gepeinigt von der Erinnerung der Schmerzen schildert Strindberg diese Zeit. Später erst mag ihm der kostbare Sinn seiner Kindheitleiden für Andere aufgegangen sein. Denn Erfahrung ist ein langer Weg und eine teuere Schule. Immer bemüht, von den persönlichen Erlebnissen eine klärende Nutzanwendung auf die Allgemeinheit zu finden, zieht er aus den äußeren Ereignissen die Quadratwurzel innerer Ursachen mit suchendem Scharfsinn und psychologischer Überzeugungskraft. Ein Evangelium der Pädagogik jeder Mutter, der die Erziehung ihrer Kinder verantwortliche Aufgabe ist. Ein offenes Buch der Kindesseele, in dem unsere Meister der Schule

---

*) In dem gleichen Verlage sind, neben dieser Gesamtausgabe, einzelne Gruppen der Strindberg-Werke in sehr prächtigen Volksausgaben erschienen, worauf mit Nachdruck hingewiesen sei.

sich Lehre und Erfahrung holen sollten. Zugleich geht Strindberg hier dem interessant beleuchteten Problem der Vererbungstheorie nach, in der die biologisch-physiologische Wissenschaft gerade damals anfing, anfechtbare Ergebnisse eifrig zu verhandeln.

Unerbittlich selbstrichterlich in dem Bestreben „auszusprechen das, was ist", deckt er in seinem zweiten Bekenntnisbuche „Entwickelung einer Seele" die Wege auf, die der nach Erkennen Ringende unaufhaltsam gegangen. Seine Kraft der Aufrichtigkeit, sein Wille zur Wahrheit wirken faszinierend. Freilich: für die Damen von Sacré coeur und ihre Zöglinge hat Strindberg diese Bekenntnisbücher nicht geschrieben. Aber wer sagt, daß diese frommen Frauen die Fermente des Fortschrittes in der Gesellschaft bilden? Und Fortschritt in jedem strebenden und jedem irrenden Sinne ist das Leben dieses Buches innerhalb der weiteren Erlebnisse des Dichters. — Fortschreitende Klarheit im Reiche der Gedanken, in der Provinz der Philosophie.

Jener Proteus aber, der sich Leben nennt, jene Hemmungen, die sich des Dichters Entwickelung zur Höhe seiner intellektuellen Möglichkeiten feindlich entgegenstellen, entschleiert er uns nirgend intimer und aufrichtiger, als in dem Buche „Die Beichte eines Toren", das durch die Welt hin berühmt geworden. Hier ist vor allem seine sublime Erzähler-Kunst zu bewundern, die so allvermögend ist, daß das intimst Unsagbare zum selbstverständlichen Ausdruck wird; daß unter seiner Feder die Schmutzwäsche der Familie und Ehe literaturfähig wird. Indem er das Verständnis für die Verkettung seelischer Zustände und äußerer Umstände weckt, führt er, selbst hier, zum reinen Genießen ihrer künstlerischen Darstellung. Damit erhebt seine sittliche Kraft grade in diesem Buche des Ehe-Elends sich zu einer Höhe der warnenden Wahrhaftigkeit, der Lebenstreue in dem, was auf Andere erziehlich wirken soll, wie nur die reine Absicht in tiefem Schmerze sie zu geben hat. Denn der brennendste, schamverhüllte Schmerz hat diese Beichte diktiert; der Schmerz, der den Adel der Menschennatur wägt — geht sie darin unter, so war der Adel nicht echt. „Die Beichte eines Toren" hat man in der ganzen Welt gelesen, in der ganzen Welt als unmoralisch verschrien. Was heut nicht mehr verständlich ist. Die Meinung von Oskar Wilde: „moralische oder unmoralische Bücher, dergleichen gibt es nicht. Bücher sind gut geschrieben oder schlecht geschrieben — sonst nichts." ist zwar sehr cum grano salis zu nehmen, denn ein Buch „ist" nicht, ein Buch „wirkt" und kann in der Wirkung auf Andere sehr wohl moralisch oder unmoralisch sein. Hier aber bleibt die Absicht der Dichtung so unverkennbar, so zweifellos rein, daß nur Verständnislosigkeit zum Zelotismus in der Ablehnung werden konnte.

Sein weiteres Bekenntnisbuch „Inferno" — „Legenden", eines der mitteilsamsten Bücher Strindbergs, enthüllt mit packender Darstellungskraft Lebensbilder von

abwechselnd verzweifelter Düsterkeit, greller Beleuchtung und munterer Laune: Harlequiniaden des Verhängnisses Jener, die sich ausgestoßen fühlen aus der Heimat des Glückes und der bürgerlichen Ehrbarkeit. Alte Freunde in der Fremde, die auf neuen Wegen irrend suchen nach Licht, nach Brot, nach des Lebens Rätsellösungen.

Das letzte Bekenntnisbuch „Entzweit — Einsam" schildert Erlebnisse, die des Dichters Blut und Mark zehren. Was er bis jetzt gelitten, war nur Entwickelung; was jetzt in ihm sich vollzieht, ist Schicksal. Aber auch hier der starke Mut zur Wahrheit gegen eignes Verschulden, gegen Schwäche und Haltlosigkeit. Er enträtselt die unfreiwillige Logik der Geschicke in der anscheinend vernunftlosen Wirrsal der Geschehnisse, die nicht vorübergehen, ohne peinliche Trübungen in dem Spiegel seiner leidheimgesuchten Seele zurückzulassen: es ist die Trennung von der Frau, die sein Leben zur Hölle gemacht und abwechselnd zum Paradies; die er haßt und liebt; deren rachsüchtige Bosheit jede Güte verschlingt und in jede Wunde ihre Haken schlägt. Bis er seine Einsamkeit wiedergewonnen, die er lebt, wie er vordem seine Stürme gelebt hat.

Nach den Bekenntnisbüchern sind Strindbergs Gesellschaftsdichtungen stofflich das Interessanteste unter seinen Werken. Und hier wieder das weithin bekannt gewordene „Schwarze Fahnen". Schwarze Fahnen — dieses furchtbare Weltgericht über alles, was faul ist im Staate der „guten Gesellschaft" unter dem Deckmantel der „guten Sitte". Von der Größe seines Wollens getragen, wächst sein heißer Zorn hier zu vernichtender Kraft gegen das Heucheln und Meucheln, das Zungenmorden und Gedankenlynchen in Beruf, Gesellschaft und Familie. Das redende Gewissen seines Volkes, seiner Zeit und ihrer Verbrechen! Vielleicht niemals hat Schweden einen größeren Kampfdichter, einen treueren Sohn seiner Gauen gehabt, als diesen leidenschaftlichen Rufer zur Umkehr, zur Einkehr. Gehetzt, verfolgt, erschlagen hat seine Heimat diesen Richter ihrer Heimlichkeiten und sein Werk — verschlungen. So, daß der Idealist in ihm jede weitere Verbreitung daheim untersagte! Nur in Deutschland ist sein Werk neu aufgelegt worden.

Alle seine Gesellschafts-Dichtungen: „Das rote Zimmer", „Die gotischen Zimmer", beide von bezauberndem Charme der humorvollen Erzählungen aus der Welt der Bohème; „Die Inselbauern" — eine stille, fein beobachtete Schilderung der unabsichtlich waltenden Natur im Leben der Landbewohner; „Am offenen Meer" — das Schicksal eines Forschers, der um seine Entdeckung sich bestohlen sieht und von seinen Enttäuschungen in den Tod getrieben wird; „Heiraten" — eine Reihe Novellen, die das Entzücken Nietzsches geweckt haben; „Drei moderne Erzählungen" — die zu seinen glücklichsten Eingebungen gehören, das alles wird von dem gleichen Geist einer werbenden Treue, von dem gleichen flammenden Zornmut gegen

entwickelungsfeindliche Verderbnis getragen.

Von seinen zahlreichen Büchern, deren Stoffe aus fernen Zeiten und Ländern geholt sind, möchte ich hier nur die erlesensten Bände nennen: „Schwedische Schicksale und Abenteuer", — die den Dichter in ganz fremder Beleuchtung zeigen; „Historische Miniaturen" und „Schwedische Miniaturen" — Bände voll köstlicher Erzählungskunst und reichem wissenschaftlichen Inhalt. Denn die Edelreife seiner Meisterschaft spricht sich nirgend reizvoller aus, als in seinen Miniatur-Arbeiten: Novellen, Skizzen, die man mit immer wachsendem Entzücken liest.

Das wäre von ungefähr ein Querschnitt durch die Summe der dichterischen Arbeiten Strindbergs. Rechnet man dazu noch an die zehn bemerkenswerte wissenschaftliche Bücher und zwölf Bände Dramen, so ergibt sich annähernd die Vollsumme seiner Werke, soweit sie bisher in deutscher Übersetzung bekannt sind. Vieles aber ist überhaupt noch nicht nach Deutschland gekommen — auch Bühnenwerke. Um so mehr Interesse werden unsere Leser an dem noch ganz unbekannten Strindberg-Einakter nehmen, den sie im Text unserer heutigen Nummer abgedruckt finden!

* * *

Wenn man früher in Strindberg den Vater der „veristischen" Schule gesehen, so muß man das in einem abschließenden Urteil revidieren. Insofern, als die heutige Dichtung, insbesondere die des Nordens, unter Verismus etwas ganz anderes versteht, als vor einem Vierteljahrhundert. Der Verismus von damals ging den Schleiern zu Leibe, die der Mensch über seine Natur und sein Empfindungsleben zu breiten von Erziehung her gewohnt war. Die Heutigen sehen in dem „Verismus" der Dichtung nur die unverschönte Wahrheit der Dinge, der leblosen Welt um uns her, im Freilicht ihrer natürlichen Daseinsbedingungen, ihrer unveredelten Bodenständigkeit, wie sie Gottes Regen und Sonne hat erwachsen lassen. Diese „Freiluftbewegung", von Amerika nach Skandinavien gekommen, wo sie von einer wachsend starken Schule mit hingebender Liebe gepflegt wird, hat mit Strindberg nichts zu schaffen. Er ist auch nicht „Heimatdichter" — wenigstens keiner von denen, die der Zufall eines geographischen Ausgangspunktes und die Fähigkeit: Schollen und Schollenmenschen äußerlich abzuschreiben, dazu gemacht. Strindberg ist nur Kämpfer, Heimatkämpfer, Kulturkämpfer. — Kampfdichter! Kulturdichter! Und weil dieser Kampf ihm heilig und Kultur ihm Ziel ist, sind alle Waffen ihm recht, um dieses Ziel zu streiten. Darum wagt er alle Mittel, denn sie bleiben ihm lediglich Mittel. Die Entschleierung menschlicher Heimlichkeit und Scham, die dem „Naturalismus" übelgewollter Zweck war, ihm ist sie, und auch nur ungern

benützte, Rüstung zur Abwehr der rauhen Einfälle menschlicher Bosheit in der Menschen friedloses Leben.

Dagegen wird man Strindberg zu Recht als den Vater der m o d e r n e n Bekenntnisliteratur ansprechen — an Rousseau wird hoffentlich hier niemand erinnern wollen. Und wenn heut ein großer Teil unserer Literaten mit ungleicher Potenz, aber gleicher Absicht in ihren „Dichtungen" einen bekenntnishaften Unterton mitschwingen läßt, so wird man das als eine Fernwirkung seiner außerordentlich starken Persönlichkeitskunst einzuschätzen haben. Nur, daß S t r i n d b e r g, — in seinem K ö n n e n von einer Grenze nirgend eingeengt — auch a l l e s w o l l e n d a r f. Was aber „dem großen Meister der Gewagtheiten" erlaubt war, ist jenen zahllosen ganz und gar Nichtgroßen ganz und gar zu versagen. Jenen, die mit den Irrungen ihres vermessenen Wollens gefährlicher werden, als durch die Irrungen ihrer beschränkten Tat. All diese Vielzuvielen hat Strindberg unfreiwillig irregeführt. Auch solche, deren Persönlichkeit zwar einen Durchschnitt überragt, deren Ingenium gleichwohl nicht stark genug ist, ihrer Zeit ein Signum aufzuprägen. Aber für seine Nachtreter ist niemand verantwortlich zu machen.

Unzweifelhaft auch scheint mir, daß Strindberg mit seiner selbsterworbenen Kunstkultur die ganze breite Literaturepoche seiner Heimat b e f r u c h t e t hat. Alle haben sie von ihm gelernt! Und wer von ihm nichts gelernt hat, der hatte wohl auch nicht viel zu vergessen. Anerkannt ist das ja freilich nicht worden — in seiner Heimat am wenigsten.

Ist solchermaßen sein unablässiges Kämpfen gegen Mißstände eitel Verdienst, so hat ihm sein jähes Anstürmen gegen anfechtbare Traditionen mit Recht viel Abwehr eingetragen. Denn Irrungen erkennen und selbst Irrungen überwinden, heißt noch lange nicht: beglaubigte Wahrheiten gefunden haben. Auch sein s u m m a r i s c h e s Verurteilen der Frauenbewegung war nicht ohne Einschränkungen hinzunehmen. Aber w i e er gegen deren A u s w ü c h s e ankämpft, ist herzerfrischend, ist von hohem Kulturwert. Auch hinsichtlich der Nora-Wut unter den „Unverstandenen", bei denen Instinkt und Reflexion stets in unfruchtbarem Kampfe liegen, wo Pflicht und Lebensforderung akut werden.

Ein Wort noch von der Übersetzung, die mit nachfühlendem Eingehen auf die dichterische Wortkunst und ihre begriffprägenden Absichten das erreichbar Höchste erreicht hat. Eine Terminologie von unbegrenzter Spannweite, und eine bewunderungswürdige Diskretion in der linguistischen Anpassung.

T h e a t e r - R u n d s c h a u.

Von Otto Neumann-Hofer.

So weit ich über die Theater rundschaue, die beiden Beherrscher d e s v o r i g e n halben Mondes, Hermann B a h r und Wilhelm S c h m i d t b o n n, deren jüngste Erzeugnisse ich das vorige Mal zu betrachten versprach, erblicke ich nicht mehr. Sie sind nach kurzem

Bühnenleben an einem Eiseshauch verblichen: der Gleichgültigkeit des Publikums. Dieses vielgeschmähte Publikum — ich meine damit nicht das Premièrenpublikum, sondern das große vieltausendköpfige Publikum, das die Dutzende und Hunderte von Aufführungen macht — zeigt, so wetterwendisch es sei, einen beharrenden Grundzug, auf den sich der Autor wie der Direktor verlassen kann: es läßt sich von ganzen Kerlen gern überrumpeln und verabscheut die Halbheiten. Es ist wie ein Weib: Schwächlinge (und wären es solche von edelstem Geblüt) mißhandelt es in grausamer Launenhaftigkeit, starken Fäusten (und wären sie von plebejischer Grobheit) gibt es sich willig hin. Früher einmal habe ich das Publikum mit einer Doppelharfe verglichen, deren beide Saitenregister von seinen edelen und seinen gemeinen Instinkten widerklingen. Wer lauten Widerhall, auf der einen oder der anderen, erwecken will, muß fest in die Saiten greifen; dem zaghaften Spieler bleiben sie stumm.

Bahr und Schmidtbonn sind an ihrer Halbheit gescheitert, oder auch an ihrem schwächlichen Saitenspiel. Bahr wollte mit dem „Tänzchen" eine satirische Posse schreiben, aber die Posse zerflatterte ihm in feuilletonistische Geistreicheleien; Schmidtbonn wollte im „Zorn des Achilles" elementare Leidenschaften verkörpern, aber der etwas engbrüstige Ästhet brachte es nur bis zur Selbstbespiegelung des Übermenschen in der Einbildung. Über diese Halbheiten quittierte das Publikum mit achtungsvollem Achselzucken, und auch wir werden kaum etwas besseres tun können; höchstens, daß wir bei späterer Gelegenheit nach dem Buche zu einem Gegenbeispiel zeigen, wie ein geistvoll gedachter Zug durch matte oder unsichere Linienführung um seine angeborene Tugend gebracht werden kann; — beide Bücher sind nämlich reich an solchen Beispielen.

Wie man eine satirische Posse für den Erfolg macht, könnte Hermann Bahr von den Herren Lothar Schmidt und Heinrich Ilgenstein lernen, wenn ihm das nicht sein schriftstellerisches Feingefühl wahrscheinlich verbieten würde. Jene beiden Herren leiden an nichts weniger als an Zwiespältigkeit und Schüchternheit und haben in ihrer Posse „Fiat justitia", die das Repertoire des „Neuen Schauspielhauses" beherrscht, dem Publikum in die Saiten gegriffen, daß es quietschte. Ob der Publikumsinstinkt, der von ihnen geweckt wird, zu den mehr oder weniger edeln gehört, wollen wir dahin gestellt sein lassen, jedesfalls ist er ein sehr realer und heute mehr denn je aktuell: der Instinkt der Abneigung gegen Polizei, Bürokratie, Klassen- und Formaljustiz. Die Verfasser reizen und peitschen diesen Instinkt auf mit allen Mitteln, die persönliche Wut und persönliches Rachebedürfnis einem polizeilich und gerichtlich chikanierten Schriftsteller eingeben, und leider ohne alle jene Hemmnisse, die schriftstellerischer Wohlanstand (von künstlerischer Gestaltung zu schweigen) dem selbstbewußten Mann der Feder bereiten. Auch Bahrs Satire ist aus dem Haß geboren, aus dem Haß gegen den ostelbischen Junker à la Jagow, (den er übrigens, wie sein Stück

beweist, nur sehr oberflächlich kennt), aber Bahr wünscht stets daran zu erinnern, daß er wisse, was er seiner Feder schuldig ist (für den Erfolg seines Stückes die verhängnisvolle Schwäche). Lothar Schmidt und Ilgenstein dagegen speien wahllos gerechte und ungerechte Invektiven, alte und neue Schlagwörter, gute und schlechte Witze, Züge aus dem Simplicissimus und der Gerichtsreportage den „serbischen" Polizei- und Gerichtsbehörden ins Gesicht, und wenn sie ihr Stück entschuldigend eine „Kriminalgroteske in 3 Instanzen" nennen — die drei Instanzen sind die Polizei, das Straf- und das Revisionsgericht — so empfindet man doch aus den Verzerrungen der Groteske sehr selten den Humor, aber fast immer den flammenden Haß. Die humoristische Überlegenheit ist zum Dekorationsmaler geflohen, der den Sitzungssaal des Reichsgerichts sehr amüsant mit Paragraphenzeichen, Augen des Gesetzes, malerisch verschlungenen Ketten und sonstigen Emblemen der Rechtsprechung und des Strafvollzuges tapeziert hat. Selbst die Pointe, in die das Stück ausläuft, ist kaum eines besseren Witzblattes würdig: der angeblich Gemordete ist nicht gemordet, er stellt sich vergnügt und lebendig dem Revisionsgericht und glaubt, durch die Tatsache seines Vorhandenseins bewiesen zu haben, daß der zum Tode verurteilte angebliche Mörder kein Mörder ist. Aber er irrt sich; das Revisionsgericht darf in die Materie selbst nicht eindringen, es darf nur auf Grund von Formfehlern das Vorderurteil aufheben; für das Gericht bleibt der eine tot und der andere ein Mörder und das Todesurteil bestehen. Endlich findet sich der „Formfehler", der die Aufhebung des Todesurteils gestattet: der Inkulpat ist verurteilt als ein „Bogumil Stephan Kleinholz", und der Taufschein weist ihn aus als einen „Stephan Bogumil Kleinholz". Jetzt ist es offenbar, daß er ein anderer ist als der, der er ist. So etwas bejubelt das Publikum, aber nur, weil das wutschnaubende Temperament der Autoren es überrumpelt hat; freilich verfliegt der Eindruck, denn nach einiger Zeit schämt man sich seiner, dennoch ist er ein unwiderleglicher Beweis, wie schlecht die Sache sein muß, gegen die die Autoren kämpfen. Aber am Ende ist dieser Racheakt gegen Zensur und Presserichter doch ein Unglücksfall für den guten Geschmack, ein weiterer Beweis für die Verwerflichkeit der Theaterzensur.

Unerfreulicher wird das Bild, wenn die Erfolgsspekulation sich auf gemeinere Instinkte richtet. Bei Bahr und den Dioskuren Schmidt und Ilgenstein kann man mit einigem guten Willen an ein schattenhaftes Abbild von Beaumarchais und Figaro denken und den Widerhall im Publikum als Zeichen wachen Bürgersinnes schätzen. Wenn aber dasselbe Publikum sich in einen johlenden Haufen flanellner Philister verwandelt, weil ihr Devotionsinstinkt vor der Aristokratie der Geburt gekitzelt wird (wie in dem Schmarren „Heiligenwald", der ohne jeden Witz, aber mit Schönthanschem Behagen über die Bretter des „Neuen Schauspielhauses" albert) oder vor der Aristokratie des Geldes (wie in dem Roth-

schildschen Familienschwank „Die fünf Frankfurter", den Franz Reßner alias Karl Rößler fürs Hebbeltheater mit zuviel komödiantischem Behagen, aber mit ansehnlichem Witz gezimmert hat), dann wundert man sich, daß dieses Publikum für Erzeugnisse echten schriftstellerischen Geistes zu haben ist.

Und doch ist dem so. Immer wieder kann man sich überzeugen, daß man am Berliner Publikum nicht zu verzweifeln braucht. Haben die Macher auf seiner Werkeltagsharfe genug Geräusch gemacht, dann holt es seine Festtagsharfe vor, und nicht immer bloß an Festtagen.

In den Kammerspielen des „Deutschen Theaters" wurde eine Dramatisierung von Peter Nansens alter bekannter Novelle „Eine glückliche Ehe", die ganz wie ein von Anbeginn dramatisch entworfenes und gedachtes Werk wirkt, und im Lessing-Theater der nicht mehr ganz junge Schnitzlersche Einakter „Comtesse Mizzi oder der Familientag" gespielt. In beiden Stücken handelt es sich um die heimliche Polyandrie, und beide Autoren begegnen sich in der künstlerischen Gelassenheit, mit der sie den Vorwurf gestalten. Damit hört die Ähnlichkeit auf. Der Däne kennt nichts als das Schauen seines Künstlerauges, und selbst die lächelnde Ironie, die um seine Männer gebreitet ist, hat nichts Absichtsvolles, sondern löst sich, wie ein Duft aus einer Blume steigt, aus dem ebenso spaßigen wie naturnotwendigen Sachverhalt los, wie ein Männchen nach dem andern sich mit guter oder schlechter Manier in das Los fügen muß, von dem girrenden Frauchen ein- und abgesetzt zu werden. Dem Österreicher ist die künstlerische Gestaltung nur Mittel zum Zweck; er hat eine Tendenz oder gleich zwei: die Polyandrie soll als gleichberechtigt mit der Polygamie erwiesen werden, und nicht nur als gleichberechtigt, sondern als vorberechtigt, denn die Frau hat noch ein Kapital von Liebe und Selbstachtung, dem Manne ist beides verloren gegangen! Der Däne ist heiter, unbefangen und versöhnlich, der Österreicher bitter, voreingenommen und verletzend. Zudem hatte ihm das Lessing-Theater keine gute Nachbarschaft gegeben; es hatte ihn mit Schönherrs „Erde" zusammengespannt. Dieses Bauern-Drama, das sich eine „Komödie des Lebens" nennt, ist zehn Jahre alt; auch wurde es vor vier oder fünf Jahren schon einmal in Berlin gespielt, am damaligen „Hebbel-Theater"; es wirkte heute wie am ersten Tag. Dieser wortkarge Hymnus auf kernhafte Männlichkeit wird ein Juwel der deutschen Bühne bleiben. Auch Schönherr ist Österreicher wie Schnitzler, beide leben in Wien, beide sind Ärzte von Beruf. Während der eine in der ersten Theaterstunde sein altes Lied von der erotischen Vertrottelung der europäischen oder doch wenigstens österreichisch-ungarischen Männlichkeit singt, richtet der andere am selben Abend und am selben Orte in der zweiten Theaterstunde das wundervolle Symbol überwindender Manneskraft auf: der scheinbar Todkranke zerhackt mit eigner Hand seinen Sarg, um den Ofen zu heizen. O du mein Österreich!

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Zahlen beweisen. Neben all den Diskussionen, Argumenten, Für und Wider, den Befürchtungen und Hoffnungen, den Bekenntnissen, Bejahungen und Verneinungen, den Dogmen und Zweifeln, die, wie jede neue Lehre, auch die Frauenbewegung begleiteten, und bis auf den heutigen Tag begleiten, wo bereits von fern her erreichbare Ziele sichtbar geworden, wo der schwere Aufstieg nach dem gelobten Land manch einer unermüdlichen, unerschrockenen Wegwanderin beinahe gelungen, wird es gut tun, einmal die Statistik der Frauenorganisationen zu betrachten. Das wird bangenden, zagenden Seelen Mut und Kraft und Vertrauen verleihen und das Selbstgefühl der andern stärken, die tapfer ausschreiten, aber im stillen Kämmerlein doch manchmal denken mögen: Wird's auch gelingen? Wird's wirklich einmal wahr werden? Werden wir das gelobte Land freier, gesunder, menschen- und frauenwürdiger Daseinsbedingungen erreichen?

Auch Mose sah, als er den Berg Nebo endlich erklommen, das Land nur, ohne es zu betreten . . . die Statistik der Frauenbewegung bringt unseren Höhenwanderinnen beruhigende Zahlen. Sie ist im Kaiserlichen Statistischen Amte hergestellt, bietet also, sofern dies überhaupt möglich ist, bei einem ebenso weitverzweigten als völlig neuwertigen Material die sichersten Garantien für Genauigkeit und Gründlichkeit. Aus dem Jahre 1909 stammend, haben sich allerdings die Zahlen dieser Statistik wohl hie und da verändert und sind, wie man bei der erfreulichen Fortentwicklung der Bewegung annehmen darf, vielfach, in Einzelfällen sogar bedeutend gestiegen, doch im wesentlichen nicht so, daß diese „Statistik der Frauenorganisationen im Deutschen Reich" nicht noch ein klares, präzises Bild von dem heutigen Stand der Frauenorganisationen geben würde. Jedenfalls bedarf diese ebenso interessante, wie lehrhafte Bearbeitung des Kaiserlich-Statistischen Amtes vorläufig keine berichtigenden, erweiternden Feststellungen, die eine neue Ausgabe erforderlich machen würden. Als besonders bemerkenswert erscheint in erster Reihe, daß es schon im Jahre 1909 im Deutschen Reiche 1 115 351 organisierte Frauen gab, die in Reichs-, Landes- und Bezirksverbänden, Vereinen und neuerdings im Bund der Frauenvereine in dieser imposanten Zahl eingegliedert sind, wovon 13,4 Prozent der Gesamtzahl den Bundesvereinen angehören. Die Erhebungen des Kaiserlich-Statistischen Amtes umfassen: a) die Berufsorganisationen, b) die Organisationen mit charitativen und sozialen Zwecken, c) die Organisationen mit Frauenbildungszielen, d) die Organisationen mit politischen Zielen, e) die Organisationen der allgemeinen Frauenbewegung. Diese Organisationen wurden in sechs Gruppen geteilt. Es wurden nach ihrer Einzelbestimmung gezählt: Reichsverbände, Bezirksverbände, Ortsvereine und zwar

erstens: Allgemeine Frauenbewegung: 6 Reichsverbände, 27 Bezirksverbände, 2207 Ortsvereine,

zweitens: Berufliche Organisa-

tionen 35 Reichsverbände, 190 Bezirksverbände, 4385 Ortsvereine,

drittens: Soziale Organisationen 13 Reichsverbände, 38 Bezirksverbände, 358 Ortsvereine,

viertens: Charitative Organisationen 11 Reichsverbände, 57 Bezirksverbände, 3996 Ortsvereine,

fünftens: Frauenbildungsorganisationen 7 Reichsverbände, 18 Bezirksverbände, 134 Ortsvereine,

sechstens: Politische Organisationen 4 Reichsverbände, 23 Bezirksverbände, 251 Ortsvereine.

Diese Zahlen sind erstaunlich, wenn man bedenkt, daß die ersten Organisationen erst in den 40er und 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts ihren Anfang genommen haben, so primitiv, daß man sie kaum ernsthaft in Betracht zog. Genau genommen kann die Grundlage für die Bewegung erst von den 60er Jahren datiert werden, durch die Gründung von Louise Otto in Leipzig: „Der Allgemeine Deutsche Frauenverein" im Jahre 1865, und den Verein „zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes", der 1866 in Berlin durch Lette ins Leben gerufen wurde. Sieht man von der ältesten dieser Organisationen ab, dem aus dem Jahre 1832 stammenden „Verein für Kleinkinderschulen in Frankfurt a. M.", so sind die aus den 60er Jahren stammenden wohl als der Ausgangspunkt der Frauenbewegung zu bezeichnen, die schon im Jahre 1867 ganz energisch praktischen Zielen zustrebte. Der Allgemeine Deutsche Frauenverein richtete in diesem Jahre zunächst eine Adresse an einen in Hamburg tagenden volkswirtschaftlichen Kongreß, in dem ersucht wurde: „neben den Interessen der Arbeiter die der Arbeiterinnen nicht zu vergessen". Bald darauf richtete man an den Reichstag des Norddeutschen Bundes die Bitte, Frauen im Post- und Telegraphendienst zu beschäftigen, und noch in demselben Jahre wurde in der ersten Generalversammlung des Vereins der Beschluß gefaßt: „an die Regierungen und Kommunalbehörden eine Petition zu richten, daß die bestehenden Unterrichtsanstalten auch dem weiblichen Geschlecht zugänglich gemacht werden und solche besonders für das weibliche Geschlecht begründet werden sollten, um dasselbe höherer Bildung teilhaftig und besser erwerbsfähig zu machen". Von da ab ging es stetig aufwärts. Der Anfang der 70er Jahre brachte auch die Begründung der Vaterländischen Frauenvereine, die mit ihren hervorragend charitativen Bestrebungen einen außerordentlichen Zuwachs der Organisationen mit sich brachten und andauernd bis in die neueste Zeit hinein bewahren. Erweiterte große Interessen förderten die Zusammenschlüsse. Es war nur selbstverständlich, daß dies sich auch auf die andern Gebiete der Bewegung erstreckte. Schon im Jahre 1872 stand im Vordergrund der Verhandlungen der Eisenacher Versammlung: das Frauenstudium. Und wie herrlich weit wir es seitdem gebracht haben, erhellt aus den Zahlen und den historischen Anführungen der Statistik des Kaiserlich-Statistischen Amtes. Machte sich auch hin und wieder ein Stillstand in der Frauenbewegung bemerkbar, ganz schlummerten die einmal auferweckten Kräfte nicht mehr ein, die gegebenen Anregungen waren auf

empfänglichen Boden gefallen, wurden wurzelfest, keimten, und immer neue Triebe gelangten zur Entfaltung. Zeitweilige Stagnation war wohl nur ein Ausruhen zum Sammeln frischer Kraft, und vom Ende der 80er Jahre an verzeichnet das Kaiserlich-Statistische Amt ein Aufhören des scheinbaren Stillstandes und ein resolutes Wiederaufnehmen der Arbeit, die sich nun zuerst wieder der Frauenbildung zuwendete. Über die Errungenschaften und Fortentwicklung gerade auf diesem Gebiete werden schon die allernächsten Wochen einen wichtigen Einblick gewähren. Im Anschluß an die Ausstellung: „Die Frau in Haus und Beruf" findet vom 27. Februar bis 2. März ein Deutscher Frauenkongreß in Berlin statt. Aus dem Programm der Vorträge, die im Festsaal des Zoologischen Garten-Restaurants stattfinden werden, wo auch die Tages-Versammlungen mit Diskussionen stattfinden, können wir heute schon verraten, daß sie fast alle Gebiete der Frauenfrage umfassen werden. Hauswirtschaftliche Fragen eröffnen die Beratungen, denen sich Bildungs- und Erziehungsfragen, Berufsfragen und die Betätigung der Frauen im öffentlichen Leben anschließen. Die Vorträge der Abendversammlungen werden sich mit der Bedeutung der Frauenbewegung für die berufstätigen Frauen befassen, ferner: die Bedeutung der Frauenbewegung für das Verhältnis der Geschlechter, die Konkurrenz der Geschlechter im Berufsleben, die Frau im kirchlichen und religiösen Leben, die Bedeutung der Frauenbewegung für die persönliche Kultur, für die Familie, für das soziale Leben. Diese Vorträge werden von akademisch gebildeten Frauen, oder von solchen gehalten, die aus reichem Erfahrungsschatz und ernsten Studien und eifrigen Beschäftigungen mit diesen Fragen für die ausgezeichnete und sachliche Behandlung dieser Materie bürgen und die Tage des Kongresses und der Ausstellung zu bedeutungsvollen und erkenntnissicheren machen werden.

Finanzielle Rundschau.

Über die Wirtschaftslage.

Ein neuer Akt in dem Drama der industriellen Konjunktur hat begonnen. Nach den vielen „kleinen" Preiserhöhungen für Stabeisen, Bleche, und wie die andern Fertigerzeugnisse des Eisenmarktes alle heißen mögen, sind nun in letzter Zeit zwei „große" Preiserhöhungen vorgenommen worden. Der neue Essen-Luxemburgische Roheisenverband hat den Verkauf seiner Produkte für das zweite Vierteljahr 1911 zu kräftig gebesserten Preisen freigegeben, und vor allem hat das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat nach jahrelanger Pause wieder eine Erhöhung seiner Richtpreise und gleichzeitig eine Verringerung seiner Produktionseinschränkung vorgenommen. Damit ist die Konjunktur seitens der Rheinisch-Westfälischen Schwer-Industrie offiziell abgestempelt, und niemand darf mehr daran zweifeln, daß wir uns tatsächlich mitten oder vielleicht schon gar auf der Höhe einer gewerblichen Konjunkturperiode befinden.

Rundschau

Nur die Börse, die doch sonst das Gras wachsen hört und in manchen Zeiten jede unbedeutende Preiserhöhung für gewalzte Röhren oder Kesselbleche mit einem Haussejubel begrüßt, scheint mit einem Mal skeptisch geworden zu sein. Glaubt sie, daß das Kursgebäude nicht mehr tragfähig genug ist, um mit weiteren Hausseengagements belastet zu werden, oder ist ihr vielleicht gar infolge der Kohlenpreiserhöhungen ein gelindes Grauen in die Glieder gefahren? Gibt es doch Börsianer, die manchmal nicht alles das, was sie in der vorigen Niedergangsperiode lernten, bis zur nächsten Hausseperiode vergessen haben. Es brauchen nicht einmal die bekannten ältesten Leute zu sein, die sich bei einigem guten Gedächtnis daran erinnern könnten, daß bei der vorigen und auch bei der vorletzten Konjunkturperiode der Akt, der mit einer Heraufsetzung der Kohlenpreise eingeleitet wurde, der letzte Akt in dem Konjunkturdrama gewesen ist und daß kaum ein halbes Jahr nach der offiziellen Abstempung der Konjunktur bereits der Umschwung eintrat. Es liegt ja nun einmal in der Preistechnik des Kohlensyndikats begründet, daß die niedrigen Preise (was man beim Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat so niedrige Preise nennen kann) während eines großen Teils der Konjunktur in Kraft bleiben, während das erhöhte Preisniveau zum Mißbehagen der Kohlenverbraucher noch weit in die Periode des gewerblichen Niedergangs hineinragt. Solche oder ähnliche Gefühle mag die Börse haben, wenn sie jetzt ein wenig außer Atem in ihrem Laufe einhält, trotzdem der Wagen der Konjunktur noch in unverminderter Schnelligkeit weiterrollt.

Die Preiserhöhungen des Kohlensyndikats sind diesmal aber von einer weit schwerwiegenderen Bedeutung, als dies in früheren Jahren der Fall war. Dies wird ersichtlich, wenn man sich die langen Verhandlungen und die großen Schwierigkeiten vergegenwärtigt, welche diesmal dem Beschlusse der Zechenbesitzer-Versammlung vorangegangen sind. War doch die Außenseiterkonkurrenz des preußischen Fiskus und der außersyndikatlichen Privatzechen neben dem Kohlensyndikat und bis zu einem gewissen Grade im schützenden Bereich der hochgehaltenen Syndikatspreise so erstarkt, daß das Syndikat eine Preiserhöhung nicht mehr aus eigener Kraft dem Konsum diktieren, sondern vorher mit den außerhalb des Syndikats stehenden Kohlenproduzenten eine Einigung erzielen mußte. Der Vorgang hat, soweit die Kohlenpolitik des preußischen Fiskus darin zum Ausdruck gekommen ist, eine mehr als gewöhnliche, vielleicht eine prinzipielle Bedeutung für die Nationalwirtschaft. Hat doch der preußische Staat seine großen westfälischen Kohlenunternehmungen, als er vom Parlamente immer neue und immer größere Geldmittel dafür forderte, gerade mit der Notwendigkeit motiviert, daß er dem Kohlensyndikat und seiner selbstherrlichen Preispolitik auf die Finger sehen müsse. In den Begründungen zu den diesbezüglichen Parlamentsvorlagen war sogar in recht ausgedehntem Maße

mit Worten wie „Allgemeininteresse" und „Schutz der Verbraucher" operiert worden. Jetzt nun, wo die Kohlenmacht des Staates so erstarkt ist, daß sie tatsächlich Einfluß auf die Gestaltung der Kohlenpreise ausüben kann, ist die erste Tat des Kohlenfiskus eine Verbrüderung mit dem Kohlensyndikat zum Zwecke der Verteuerung der Kohle für die heimische Industrie. Als der Staat seine Ideale vom „mäßigenden Einfluß auf die Kohlenpreise" und vom Schutz der Konsumenten den erfreuten Zeitgenossen kündete, hatte er nämlich die Rechnung ohne den Fiskus gemacht. Der Fiskus, der endlich statt der großen Ausgaben für seinen Kohlenbergbau entsprechende Einnahmen in den Etat einstellen will, aber bei dem bekanntlich sehr teueren fiskalischen Betriebe aus seinen Bergwerken bisher nur eine schlechte Rente herauswirtschaften konnte, möchte endlich einmal die den Steuerzahlern abgezapften Millionen verzinsen; dies kann er nur, wenn er höhere Kohlenpreise erzielt. Wie man sich nun auch in dem Widerstreit entscheidet, ob die Kohlenpolitik des Staates vom Standpunkte der Kohlenverbraucher oder vom Standpunkte der Steuerzahler geführt werden muß, die Tatsache bleibt bestehen, der Staat hat dadurch, daß er westfälischer Kohlenproduzent geworden ist, der Nationalwirtschaft nichts genützt. Preiserhöhungen vornehmen konnten die Kohlenproduzenten auch ohne ihn. Und die Konsumenten hätte der Staat vielleicht besser schützen können, wenn er nicht selbst Kohlenproduzent und damit selbst Partei in diesem Interessenkampf geworden wäre.

Boreas.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). – Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Richard Charmatz, Wien IX/1, Porzellangasse 38; — für die Herausgabe: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Carl Krause in Tempelhof-Berlin. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD
Herausgegeben von
Prof. LUDWIG STEIN

Bezugsbedingungen.

Unsere Halbmonatsschrift kann durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie durch alle Postanstalten und direkt vom Verlage:

Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender A.-G.

Berlin W 10 * **Breslau III** * Leipzig
Lützowufer 5a (E. F. Steinacker)

bezogen werden. –

Allein-Vertretung für Österreich:
Robert Mohr, Verlags- und Commissionsbuchhandlung
Wien I, Domgasse 4.

Allein-Vertretung für Ungarn:
Grill'sche K. K. Hofbuchhandlung (J. Benkö)
Budapest V, Dorottya-utcza 2.

Abonnementspreis pro Quartal (6 Hefte) Mk. **6.–**
Einzelhefte Mk. **1.–**

Neu hinzutretenden Abonnenten wird der Anfang des Romans:

„Richtet nicht . . . . . "
von Oscar von Schütte

gratis und franko nachgeliefert.

NORD UND SÜD

NORD UND SÜD

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Begründet von [illegible]

Herausgeber: Professor [illegible] [illegible]udwig Stein

[illegible] Buchd[illegible]uckerei, Kunst- [illegible]

v. S. Schottl[illegible]

Berlin * Bres[illegible]

[illegible]ufer 58.

Wien [illegible]

[illegible] Verlags-[illegible] Buchhandlung. [illegible]handlung.

26. Jahrg. Band 140. Heft 419 [illegible] 1912

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G.
Berlin * Breslau * Leipzig
Lützowufer 5a. .C. F. Steinacker.
Wien Budapest
Rob. Mohr, Verlags-Kommiss.-Buchhandlung. Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung.

36. Jahrg. Band 140. Heft 449 Erstes Märzheft 1912

Siegmund Feldmann:
Herr Jules Cambon.

Der Marokkovertrag ist endlich unter Dach, und jene, die es, unter Zweifeln und Beklemmungen, gezimmert, sehen mit einem nicht ungetrübten Gefühl der Erleichterung auf ihr Werk. Es war eine Arbeit, deren Schwierigkeiten man erst ganz zum Schluß ermaß, als der leise Donner eines Gewitters, das nicht niederging, von England herüberknurrte. Da erst gewannen die Völker den Eindruck, daß man wirklich um Krieg und Frieden gewürfelt hatte, und den verschrockenen Kannegießern bliesen — die Eroica für zwei Klarinetten gesetzt — die Kissinger Gespräche wie ein verpfuschtes Echo der Emser Vorgänge von 1870 in die Ohren. Es war also bittrer Ernst gewesen! Diese Überraschung verstimmte die Kritik. Man war weder hüben noch drüben zufrieden. Herrn von Kiderlen-Wächter erging es noch glimpflich, da er schließlich nur ein Erbe cum maleficio inventarii angetreten hatte. Aber mit Herrn Jules Cambon, der von Anfang an dabei war und den ganzen Handel mit eingefädelt hatte, verfuhren seine Landsleute weniger gemütlich. Man verübelte ihm sein „Cherchons ailleurs" und schien nicht abgeneigt, ihm die Schuld an dem „Kongo-Opfer" in die Schuhe zu schieben. Glücklicherweise kam eine Ministerkrise dazwischen, und die gießt in Frankreich immer Öl auf die Wogen patriotischer Entrüstung.

Diese Entrüstung hätte ihm übrigens kaum geschadet, da jede Regierung Wert darauf legen mußte, Herrn Cambon noch länger auf dem Posten zu halten, auf dem er sich seit fünf Jahren so trefflich bewährte. Wäre es nach ihm gegangen, dann hätte er bereits vor 1907 die Berliner Botschaft bezogen. Er hatte schon vor der Abberufung seines Vorgängers Bihourd, ja noch vor seiner Bestallung in Madrid wiederholt den Wunsch geäußert, an die Spree versetzt zu werden. Daraus auf eine außeramtliche Hinneigung zu Deutschland zu schließen, wäre voreilig; eher dürfte man sagen, daß sein Ehrgeiz seinen Wunsch bestimmte. Herr Cambon gefällt

sich in großen Verhältnissen, einer Macht gegenüber, die man nicht, wenn einmal etwas nicht klappt, ohne Gefahr eine Zeitlang kalt stellen kann. Die „laufenden Geschäfte" versieht er wie ein anderer, aber aus bloßem Pflichtgefühl, ohne Wichtigkeit, ohne Überzeugung, und selbst ein Handelsvertrag gräbt keine Spuren in sein Herz. Er liebt seine Arbeit unter weitern Horizonten. Er liebt Strömungen und Unterströmungen, Völkerpulse, Ideenzüge; er schwärmt für „historische" Politik; er ist, wenn Sie wollen, ein Romantiker.

O, ein Romantiker, dem die Praktiker scharf auf die Finger sehen müssen, ein Romantiker ohne Träume, es sei denn solche, die nur die überlegene Nüchternheit belächelt. Seine blaue Blume sprießt im Garten der Wirklichkeiten, auf dem Beete der Tatsachen, mit denen die französische Staatskunst so glücklich zu rechnen verstand. Es geschah also keineswegs aus Mißtrauen, daß Herrn Jules Cambons Verlangen so lang ungestillt blieb. Im Gegenteil man schätzte auf dem Quai d'Orsay seine Fähigkeiten richtig ein, und gerade deshalb ließ man ihn warten. Man hatte eben eine andere Verwendung für ihn, an einer Stelle, wo es etwas einzuleiten und einzurenken gab. Mit ihm, mit seinem Bruder Paul, der jetzt Botschafter in London ist, und mit Herrn Barrère in Rom hat die Regierung der Republik jene Politik der Entente cordiale durchgeführt, die jetzt ihrer Weltstellung zur Basis dient, Italien nach Tripolis geführt und Spanien zum resignierten Sachwalter der englischen Interessen im Mittelmeer gemacht hat. Wie heute noch — wie könnte man auch anders? — wurde damals in Paris nachdrücklichst versichert, daß diese Politik keine feindselige Spitze gegen Deutschland habe. Das mochte und mag richtig sein oder nicht. Allein selbst die blindesten Optimisten werden in dem Bestreben, den deutschen Einfluß in Europa zugunsten des französischen herabzudrücken, einen Ausfluß besonderer Freundschaft für uns kaum erkennen können. Aus diesem Grunde mochte sich bei der Ernennung Herrn Cambons für Berlin mancher gefragt haben, ob dieser Staatsmann, der ein so eifriger Werkmeister der Delcassé'schen Politik war, der geeignete Vertreter Frankreichs am Hohenzollernhofe sei. Die Frage war müßig. Herr Cambon hatte nur getan, was seines Amtes war. Und da er einmal als der Mann galt, den man dahin schickte, wo es etwas einzuleiten und einzurenken gab, war am Ende gerade er der richtige Mann.

Er oder sein Bruder Paul. Es wurde seinerzeit erzählt, daß dieser sich um den Berliner Posten zwar nicht beworben, ihn aber gleichfalls gern angenommen hätte. Das klingt nicht sehr glaubhaft. Im Jahre 1907

hatte Herr Paul Cambon sich so tief in das freundschaftliche Vertrauen König Eduards hineingespielt, daß er eine der begehrtesten Persönlichkeiten in der Londoner Gesellschaft und eine der gehörtesten im Foreign office geworden war. Er genoß eine Bevorzugung, auf die er schon im Interesse seines Amtes gewiß nicht verzichtet hätte. Wenn man ihm dennoch nachsagte, daß er nach Berlin schiele, so geschah es wohl nur, weil sein Bruder nach Berlin geschielt hatte. Beide Brüder waren von ihren Anfängen an durch gemeinsame Anschauungen, gemeinsame Wege, Ziele und Schicksale dermaßen innig verknüpft, daß man auch in diesem Falle eine Übereinstimmung der Gedanken annahm. Seit dem ersten Tage ihrer Laufbahn schien der eine nur für den anderen, oder, richtiger, der Ältere nur für den Jüngeren dazusein, und sowie jener einen Platz räumte, rückte sofort oder nach einer kurzen Anstandsfrist dieser in die Lücke ein. Monsieur Jules wurde der Nachfolger Monsieur Pauls in den Präfekturen von Lille und von Lyon, sowie auf der Botschaft in Madrid, und wo sie einander nicht ablösten, verfolgten sie in verwandten Ämtern parallele Bahnen. So war Monsieur Jules Generalgouverneur von Algerien, Monsieur Paul Generalresident in Tunesien. Beide waren Advokatengehilfen, beide traten gleichzeitig in den Staatsdienst, und beide waren vom ersten Augenblick darauf bedacht, in allen Erschütterungen auf den Beinen zu bleiben, alle Wandlungen zu überdauern, es mit niemand zu verderben und wacker emporzukommen. Das ist ihnen glänzend gelungen.

Zu großem Vorteil gereichte es ihnen, daß sie just zur rechten Zeit begannen, in einer Stunde, da die alte Welt zusammenkrachte und eine neue junger, tatkräftiger, zugreifender Kräfte bedurfte. Während 1870 der vierundzwanzigjährige Jules Cambon als Hauptmann der Mobilgarden des Departements Seine-et-Marne den Kriegspfad beschritt, nahm Jules Ferry, der Bürgermeister von Paris während der Nationalverteidigung, den sechsundzwanzigjährigen Paul Cambon als seinen Kanzleichef ins Rathaus, um das bereits die Sturmvögel der Kommune flatterten. Und als am 18. März die Kommunards anrückten, um es einzuäschern, mußten Ferry und sein getreuer Kanzlist die Flucht durch einen unterirdischen Gang ergreifen, den man erst neulich bei der Erdbewegung der Metropolitanbahn wieder aufgedeckt hat. Sie verkrochen sich über Nacht in den Katakomben der Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois und eilten im Morgendämmer zu Fuß nach Versailles, wo Thiers sofort für den jungen „Helden" zu sorgen versprach. Bis 1886 blieb dieser Held im inneren Dienst, munter von Staffel zu Staffel klimmend, aber von der Öffentlich-

keit nur beachtet, als sein Konflikt mit dem General Boulanger ausbrach, dem der chauvinistische Kamm schwoll, weil seiner Ansicht nach Monsieur Paul in seiner Eigenschaft als Vertreter Tunesiens die dort ansässigen Italiener viel zu gut behandelte. Damals war die Sonne der Weltgeschichte über Algeciras noch nicht aufgegangen und der Pakt, der den Italienern Tripolis freigab, noch nicht geschlossen. Noch brannte in Rom die Wunde, die es von der „lateinischen Schwesternation" empfangen hatte, so heftig, daß jede etwas unsanfte Berührung eine gefährliche Krisis herbeiführen konnte. Man erschrak in Paris über den unerwünschten Mahnruf des Generals um so heftiger, als er nicht ganz Unrecht hatte. Die tunesischen Italiener wurden wirklich und werden heute noch mit Sammetpfoten angefaßt, damit sie — eine vergebliche Hoffnung übrigens — ihre eigenen Ansprüche auf das Beylikat vergessen lernen, das sie vorher besiedelt, bebaut und wirtschaftlich erschlossen hatten. Zwar konnte die Regierung die feurigen Attacken einiger allerzeit bereiter Vaterlandserretter in der Kammer und der Presse nicht verhindern: aber es gelang ihr rechtzeitig, den blinden Eifer durch einen energischen Wink zu zügeln und Herrn Boulanger, der damals noch ein bißchen parierte, den Mund zu stopfen.

Und da Paul in Nordafrika einen Konflikt hatte, mußte auch — wenige Jahre später — Jules den seinigen in Nordafrika haben: das forderte der Parallelismus ihrer Dioskurenbahn. Man warf ihm vor, den antisemitischen Ausschreitungen, die im Anschluß an den Dreyfushandel, unter seinem Konsulate in Algerien wüteten, Vorschub geleistet zu haben. Ausschreitungen ist nicht das richtige Wort; man kann ruhig von Greueln reden, die dem gelungensten Pogrom nur wenig nachstanden. Veranstaltet wurden sie hauptsächlich von den naturalisierten und nicht naturalisierten Spaniern, der zahlreichsten und kompaktesten Pöbelmasse Algiers, die geführt von dem italienischen Abenteurer Max Regis unter Anrufung des französischen Rassengefühls fast täglich Judenhäuser einäscherte, Judenläden plünderte und in Momenten besonderer Begeisterung Juden, auch Frauen, aus den Straßenbahnwagen hervorzerrten, um sie zu ermorden. Diese Schreckensherrschaft tobte monatelang fast unter den Augen der Polizei. Max Regis stapfte, von dem aufgestachelten Haufen als „neuer Jesus" gefeiert, wie ein siegreicher Feldherr über den blutgetränkten Boden der von ihm eroberten Stadt und blieb der Hand der Obrigkeit unerreichbar, der er höhnisch Trotz bot. Oben aber, unter den Palmen seines weißen Palastes, saß der Vizekönig Cambon und sah auf das blaue Meer. Was bewegte ihn? Schlug ihm vielleicht der Romantiker

in den Nacken? Hörte er Völkerpulse jagen? Ideenzüge? Strömungen und Unterströmungen? Oder wollte er bloß den wilden Parteikämpfen einen Abzugkanal graben, in dem die politischen Leidenschaften, die ihm dann über den Kopf wuchsen, sich ergießen konnten? Die Frage steht offen und nicht nur die Frage selbst, sondern auch die Frage nach ihrer Berechtigung. Denn Herr Jules Cambon protestierte wiederholt auf das entschiedenste gegen die Rolle, die man ihm zuschrieb, und es beweist vielleicht wirklich nichts gegen ihn, daß nach seinem Abgang Max Regis wie in der Versenkung verschwand und der Aufruhr wie eine Seifenblase zerplatzte. Dieses Wunder hatte Herr Lepine, der Pariser Polizeipräfekt, den man ihm zum Nachfolger gegeben hatte, damit er Ordnung schaffe, gleichsam über Nacht bewirkt. Demnach hätte es Herrn Cambon nicht am guten Willen, sondern bloß an der Methode des Widerstandes gefehlt. Die Regierung muß wohl dieser Ansicht gewesen sein. Sie berief ihn zwar ab, bekräftigte jedoch durch seine Entsendung nach Washington, daß ihr Vertrauen in seine Zuverlässigkeit keineswegs erschüttert sei.

Die algerische Affäre wirbelte seinerzeit in der Öffentlichkeit reichlich viel Staub auf, Staub, der sich Herrn Cambon auf die Brust gelegt und ihm wohl für immer die Lust benommen haben mag, sich je wieder im inneren Dienste zu betätigen. Heute steht er in der Diplomatie, in einem Wirkungskreise, der ihn über das politische Tagesgezänk hinaushebt und seine Erfolge ruhig vorbereiten läßt. Er verdankt diese Erfolge wohl zu nicht geringem Teil seiner Anpassungsfähigkeit und der Gewandtheit auf dem so oft angeführten „glatten Parkett des Hofes", das mir übrigens, ganz beiläufig und im allgemeinen bemerkt, immer noch sicherer erscheint, als der ungebohnte Estrich der Massengunst. Seine Geschicklichkeit bestreiten selbst seine Gegner nicht. Welcher Staatsmann hätte keine Gegner! Aber daß sie fast alle im nationalistisch-klerikalen Clan sitzen, nahm man nicht ohne Erstaunen erst in den jüngsten Debatten des Senats wahr. Zunächst freilich lag es diesen Herren daran, der Regierung, die ihren Berliner Botschafter decken mußte, ein Bein zu stellen; aber vielleicht schwitzte in ihren Angriffen auch die Enttäuschung heraus, die er ihnen bereitet hatte. Zu denen, die ihnen gelegentlich beispringen würden, hatten die Rückwärtser Herrn Cambon schon gezählt, als er noch Verwaltungsbeamter war. Sie stützen sich dabei auf den unsinnigen Klatsch, der in den Boudoirs der Fronde und in den Komitees der Prätendenten umlief. Man flüsterte sich Äußerungen zu, die er über die Minister, über den Siebenjahrspotentaten im Elysée, über die „Radicaille" und die

ganze „Blase“ gemacht haben sollte und die den Unglücklichen hundertmal unter das Fallbeil gebracht hätten, wenn die dritte Republik nicht zahmer wäre als die erste. Und es fehlte selbstverständlich nie an wichtigen Leuten, die diese wichtigen Dinge mit eigenen Ohren aufgefangen haben wollten. Kein Zweifel, seine Exzellenz wartete mit Ungeduld, daß der Roi — zur Not dürfte es auch der Empereur sein — in Paris einziehe, um ihm, der wiedererstandene Talleyrand, unverzüglich den Treueid zu leisten.

Herr Cambon fand es nie der Mühe wert, dieses dumme Gewäsche, eine der Wahnspiegelungen agonisierender Parteien, die stets die Lichter an ihrem Sterbebette für das Aufflackern der Morgenröte halten, auch nur mit den Füßen zurückzustoßen. Nicht einmal sein Bruder Paul, der nicht ungern sein „aristokratisches Wesen“ rühmen hört, als Präfekt von Besançon der häufige Tischgast des Herzogs von Aumale war und sogar der Schwiegersohn des Generals Guépratte, eines fanatischen Bonapartisten wurde, sah sich jemals veranlaßt, solche Zumutungen abzuschütteln. Um so weniger der durch „reaktionäre“ Beziehungen nicht verdächtige Berliner Botschafter, der sich als Bourgeois recht wohl fühlt. Er hat unter dem gegenwärtigen Regime von klein auf seinen großen Weg gemacht und müßte, selbst wenn er nicht Republikaner aus Überzeugung wäre, es schon aus Klugheit sein und ließe sich auf keinen Fall von komischen Verschwörungsgigerln in die Karten blicken.

Gewiß, gut konservativ mag er trotz allebem denken. Bei seiner Erziehung wäre eher das Gegenteil verwunderlich. Sohn eines bescheidenen, gering bemittelten Bürgerhauses, wuchs er nach dem frühen Tode seines Vaters unter der Obhut der sehr frommen Mutter und eines Onkels, des Abbé Larue, heran, der damals Pfarrer im Bourg-la-Reine war und später Bischof von Langres wurde und auf seine Charakterbildung einen hervorragenden Einfluß nahm. Er trat mithin mit Grundsätzen ins Leben, die noch im Erdreich der alten Ordnung wurzelten, und zählte, wie übrigens so viele, die jetzt auf dem Berge sitzen, wahrscheinlich zu jenen, die von Thiers' Worte: „Die Republik wird konservativ sein oder sie wird nicht sein“, tief durchdrungen waren. Der alte Thiers hat sich geirrt. Die Entwicklung brach sich ein anderes Bett, nach links, und tränkte die Republik mit demokratischem Geist. Herr Cambon hat sich, ein Soldat auf dem Posten, damit abgefunden und, gleichviel wie weit er innerlich mitgeht, sich auch der Demokratie angepaßt.

Nicht nur der französischen Demokratie, auch der amerikanischen.

Den Yankees drüben gefiel dieser Staatsmann mit der hohen, schlanken Gestalt und den kurzsichtigen Augen in dem scharf geschnittenen, beweglichen Gesicht vortrefflich, und als er 1898 nach dem kubanischen Kriege von Spanien mit den Friedensverhandlungen betraut wurde, fand er bei ihnen das bereitwilligste Entgegenkommen. Diese Verhandlungen sind seine „Tat", sie werden ihm als der Triumph seiner Diplomatie angekerbt — ein Triumph allerdings, der dem uneingeweihten Betrachter die Fassade einer Niederlage zukehrt. Zwei Tatsachen liegen vor: Vor dem Kriege wollten die Vereinigten Staaten Kuba haben, und nach dem Kriege steckten sie, dank der Vermittlung Herrn Cambons, obendrein die Philippinen ein, an die sie ursprünglich gar nicht gedacht hatten. Der Laienverstand schüttelte den Kopf dazu. Der Laienverstand hat unrecht, wie zumeist. Er kennt nicht die Dokumente, die mir in einer ganzen, langen Märznacht des Jahres 1905 Nikolaus Salmeron in seiner mit allen deutschen Philosophen tapezierten Bibliothek vorgelegt hat. Dokumente, die ein zerfressendes Licht auf die spanische Koloniallotterei warfen; Dokumente, die nicht die geringste Widerrede zuließen; Dokumente, die vor allem dartaten, daß die Union ursprünglich nicht einmal Ansprüche auf Kuba erhoben hatte.

Noch ein Jahr vor Ausbruch des Krieges bot Präsident Cleveland der Madrider Regierung an, ihr den Besitz Kubas zu garantieren, wenn diese sich zur schleunigen Einführung der nötigen Reformen entschlösse. Der spanische Stolz, der in seinen Reichen immer noch die Sonne nicht untergehen sieht, lehnte sich gegen diesen Vorschlag auf, der übrigens als es zu spät war, auch in den Cortes zur Sprache kam, ohne auf der Ministerbank ein Echo zu wecken. Seine große westindische Kolonie hätte Spanien demnach wohl behalten und sich einen Krieg ersparen können; aber die Philippinen hätte es mit und ohne Krieg verloren. Die Losreißung dieses Tausend-Insel-Archipels mit seinen sieben Millionen Bewohnern war nur eine Frage der Zeit. Der Druck und die Ausbeutung durch die geistlichen Orden, die ungeheure Latifundien besaßen, das fruchtbarste Land, das sie entweder brach liegen ließen oder, unter unmenschlicher Schinderei der eingebornen Kuli, durch Raubbau verdarben, hatten unerträgliche Zustände geschaffen. Wiederholt und immer wieder hatten die ansässigen Europäer, Spanier und Fremde, sowie die am Handel stark beteiligten Chinesen gegen diesen Krebsschaden die Hilfe des Mutterlandes angerufen. Dank der am Madrider Hofe herrschenden Beichtvaterwirtschaft verhallten diese Warnungen ungehört. Erst als schließ-

lich eine fast drohende Petition eintraf, die auch vom Erzbischof von Manila und zweien seiner Bischöfe unterzeichnet war (die Mönche beteten dem weltlichen Klerus das Brot vom Munde weg), ließ sich die Königin-Regentin Christine die Zusage entreißen, die zahllosen Klöster aufzuheben. Diese Zusage blieb unerfüllt. Der Einfluß des Vatikans, der in Konflikten zwischen der säkularen und der Ordensgeistlichkeit sich fast immer auf die Seite der letzteren, seiner besten Schutztruppe, schlägt, hatte die habsburgische Höllenfurcht der Regentin nochmals mit Nutzen bearbeitet. Nun war auf eine Besserung der Verhältnisse nicht mehr zu hoffen. Drüben sammelten sich alle Kräfte zum Abfall. Man vernahm in Madrid diesen Schicksalsschritt, ohne darüber heftig zu erschrecken; man war längst darauf vorbereitet. Man erwartete nichts mehr von den Philippinen, die immer nur eine Quelle des Ärgers waren und ein Heidengeld verschlangen; die Einbuße ließ sich also verschmerzen. Nur galt es sich mit Anstand aus der Affäre zu ziehen. Die Schwierigkeit lag darin, zu verzichten, ohne sich etwas zu vergeben.

Über diese Verlegenheit half nun Herr Cambon den Spaniern durch die elegante Art hinweg, mit der er den Amerikanern die Philippinen fast geräuschlos hinüberschob. Das geschah so selbstverständlich, daß man es kaum gewahrte. Ein Verdienst war dies immerhin. Mit der Gefahr, daß eine andere Macht, etwa England oder Japan, sich des herrenlos werdenden Archipels annehmen könnte, mußte gerechnet werden. Monarchien auf Kündigung besitzen nicht genug Prestige im Innern, um sich einen solchen Raub ohne Geste des Widerstandes gefallen zu lassen. Ein neuer hoffnungsloser Krieg, zum mindesten eine vollkommene Erschütterung des Staatswesens hätte die Folge sein können. Diesen Nöten und Bangigkeiten war man nun durch das Loch der Kriegsentschädigung entschlüpft. Und 1901 zog, auf persönlichen Wunsch der Königin-Regentin, Herr Jules Cambon als Botschafter der Republik in Madrid ein.

In den sechs Jahren seiner Tätigkeit am Manzanares zog Herr Cambon, soweit diese Aufgabe ihm von Paris zugeteilt war, die Fäden der von weit ausholenden Marokkopolitik, deren Ziel und Zukunft bereits fest lagen, als 1905 Kaiser Wilhelm nach Tanger ritt. Ich weilte damals gerade in Madrid, im Verkehr mit Politikern aus allen Lagern, und keiner konnte sich mit dieser Überraschung befreunden; keiner erkannte, welche Bedeutung sie für die Richtlinien Spaniens gewinnen könnte. Auch Herr Canalejas, der heute anders denken mag, erblickte darin nur eine „überflüssige Sensation“. Ich ermaß daran, wie gut Herr Cambon arbeitete,

der allmählich alle maßgebenden Köpfe und vor allem die gesamte Presse gewöhnt hatte, mit den Augen Frankreichs zu sehen. Er nutzte dabei in gleicher Weise die Gunst, die er bei Hofe, und das Ansehen aus, das er bei den fortschrittlichen und republikanischen Gruppen als Vertreter einer Demokratie genoß, die ihr Ideal bereits verwirklicht hatte und von deren Beispiel und Anregung man auch einen Umschwung an eigenem Herd erhoffte. Seine persönlichen Fähigkeiten halfen bei diesem Werk zweifellos mit. Herr Cambon weiß die Menschen zu nehmen, wes Schlages sie auch sein mögen. Man rühmt seine „Manier". Er weiß Vertrauen zu erwecken, ohne zur Vertraulichkeit zu ermutigen, und seine Höflichkeit wirkt aufrichtig, weil sie weder durch hergebrachte Wendungen und noch weniger durch das gezwungene Übermaß sündigt, das die Absicht, die „Distanz" zu markieren, nur schlecht verhehlt. Man gewinnt immer den Eindruck, daß es sich mit ihm reden lasse, und wenn man sich täuscht, merkt man es kaum.

Ja, er weiß die Menschen zu nehmen. Und wie er darin von einer Beobachtungsgabe unterstützt wird, die selbst das scheinbar Geringfügigste nicht vernachlässigt, zeigt eine kleine Geschichte, die einer seiner intimen Freunde erzählt hat. Dieser Freund hat sich zweimal in einem ländlichen Wahlbezirke um einen Kammersitz ebenso kräftig wie vergeblich bemüht und klagte Herrn Cambon, der damals dieses Departement verwaltete, sein Leid. „Das ist deine Schuld", meinte der Präfekt; „du erschöpfst dich in Versprechungen, du machst dich lieb Kind, du rennst den Wählern die Tür ein, aber wenn du dich wieder empfiehlst, hältst du ihnen zwei Finger hin. Ich weiß, daß das eine Gewohnheit ist. Du reichst mir auch nur die zwei Finger. Allein die braven Leute empfinden das als Hochmut. Versuch's das nächste Mal und gib ihnen die ganze Hand." Der Freund versuchte es, und er sitzt, nach einem Durchgang durchs Palais Bourbon, heute noch als Senator dieses Wahlkreises im Luxembourg.

Mich will bedünken, daß Herr Cambon in der Marokkokrisis genau nach seinen Worten gehandelt hat. Er streckte uns die ganze Hand hin. Jedoch die andere behielt er in der Tasche, und man wußte nicht recht, ob sie zur Faust geballt war oder ein Stückchen Zucker barg. Vielleicht hat er darum recht behalten.

Baron d'Estournelles de Constant

Senator der französischen Republik:

Internationale Friedensbestrebungen

Vorbemerkung. Die 17. Interparlamentarische Konferenz, die im Herbste vorigen Jahres in Rom tagen sollte und wegen der Choleragefahr verschoben werden mußte, wird in diesem Jahre sicher abgehalten werden, wenn es auch unwahrscheinlich ist, daß Rom der Sitz der Konferenz bleiben wird. Als der Einfall der Italiener in Tripolis im vergangenen Herbste die ganze Kulturwelt, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, überraschte, schien es einen Augenblick, als ob die idealen Bestrebungen, die die Interparlamentarische Union nun schon fast ein Vierteljahrhundert mit soviel Eifer und Erfolg verfolgt hat, einen schweren Schlag erlitten hätten. Mit um so größerer Freude und Genugtuung darf man es begrüßen, daß die Führer der Interparlamentarischen Union keinen Augenblick länger zögern wollen, die Friedensarbeit dort wieder aufzunehmen, wo sie im vorigen Jahre plötzlich hatte Halt machen müssen. Man wird dies vielleicht für ein gewagtes Unternehmen halten, dem kein Erfolg beschieden sei. Die Zeit, in der wir leben, scheint den Friedensbestrebungen nicht gerade günstig zu sein: sind doch nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Großstaaten neue Rüstungen zu Wasser und zu Lande im Werke! Wenn die Interparlamentarische Union sich dadurch nicht abhalten läßt, den einmal eingeschlagenen Weg mutig weiter zu verfolgen, so beweist das nur, daß die erhabenen Ideen, deren Verwirklichung sie sich zum Ziele gesetzt hat, auf die Dauer unwiderstehlich sind und langsam, aber sicher in das Bewußtsein der Kulturnationen übergehen werden.

In einer Zeit des Wettrüstens für eine Rüstungsbeschränkung einzutreten, mag vielen beinahe absurd erscheinen. Aber vielleicht versetzen die Leser dieser Zeitschrift sich doch gerne einmal in den Ideenkreis eines Mannes, der in Frankreich seit vielen Jahren mit ebensoviel Mut wie Ausdauer den Friedensgedanken propagiert und noch vor zwei Jahren

für diesen Gedanken in Berlin einzutreten gewagt hat, wo sich im preußischen Herrenhause eine auserlesene Gesellschaft um ihn versammelte, um seinen beredten Worten zu lauschen. Die nachstehenden Gedankengänge sind einem umfassenden Berichte entnommen, der demnächst der Interparlamentarischen Konferenz vorgelegt werden soll und den Herr Baron d'Estournelles de Constant namens einer dazu besonders gewählten Kommission der Konferenz zu erstatten übernommen hat.

Berlin, 15. Januar 1912.

Richard Eickhoff,
Vorsitzender der Deutschen Gruppe der Union interparlementaire.

* * *

Als Patriot, im Interesse meines Landes, sowie im Interesse jedes zivilisierten Landes habe ich mich dazu verstanden, auf die Frage der Rüstungsbeschränkung zurückzukommen. Es ist demütigend, den Bericht, mit dessen Ausführung meine Kollegen mich gütigst dieses Jahr, wie im Jahre 1906, beauftragt haben, durch diese Erklärung einzuleiten; aber wir wenden uns an voreingenommene oder falsch unterrichtete Geister und nicht nur an diejenigen, die uns kennen. Wir dürfen nicht müde werden, uns über diesen Punkt genau zu erklären.

Wenn wir als Patrioten die Beschränkung der Rüstungen zu Lande und zur See, die die größten zivilisierten Mächte erdrücken, einem Studium unterziehen wollen, so geschieht dies in der Überzeugung, daß eine Verstärkung dieser unproduktiven Lasten für jedes Land eine Schwächung und nicht eine Macht, eine Unvorsichtigkeit und keineswegs eine Vorsichtsmaßregel bedeutet. Wir wollen nicht, daß man unter dem Vorwande, es mit einer immer drückenderen Decke zu schützen, das Heimatland, das wir lieben, erschöpfe, und daß man es auf diese Weise den Zufällen, den Überraschungen und Aufständen aussetze, die nicht verfehlen werden, aus der allgemeinen Ermattung zu entstehen.

Wir machen uns keine Illusionen: wir wissen, daß seit 1906, dem Datum der Londoner Konferenz, wo unser letzter Wunsch unter beifälliger Zustimmung angenommen wurde, diese Frage keinen Schritt vorwärts gemacht hat; aber weit davon entfernt, uns zu entmutigen, feuern uns der Widerstand und die Angriffe, denen wir begegnen, vielmehr an: sie bekunden den Ernst des Übels, das wir zu mildern suchen.

Die meisten Regierungen haben nichts versucht, um unserm Wunsche

und ihrem eignen Wunsche gerecht zu werden; denn in den Jahren 1899 und 1907, auf den beiden Haager Konferenzen, wurde die Frage der Beschränkung, die 1898 vom Kaiser von Rußland aufgeworfen wurde, einstimmig von den vertretenen Staaten auf die Tagesordnung der allgemeinen Fragen gestellt, für die ein Beschluß zu fassen oder die wenigstens zu studieren seien. Man hat diesen Appell nur durch passiven Widerstand beantwortet.

Aber dieser passive Widerstand ist weder ein Heilmittel noch ein Argument; er ist auch durchaus nicht allmächtig, denn er hat eine andere unwiderstehliche Macht gegen sich, vor der er schließlich weichen muß: die Macht der Tatsachen. Der Fortschritt, der gleiche Anspruch auf Informationen und Instruktion unter den Völkern zeigt aufs augenscheinlichste, daß der Krieg keine Lösung, daß er eine Komplikation mehr ist, und daß er immer wieder von neuem begonnen werden muß; er ist nur noch eine Quelle von Repressalien und unbestimmten Rückforderungen. Außerdem wird der Krieg so ruinierend, so kompliziert, ein Zerstörer sovieler wohltätiger Kräfte, läßt soviel Millionen von Menschen aufmarschieren, opfert soviele Milliarden, wird ein so schreckliches Glücksspiel für die ganze Welt, daß kein vernünftiges und verantwortungsvolles Wesen riskieren kann, ihn zu entfachen. Wenn also der allgemeine Menschenverstand damit einverstanden ist, wenn alle zivilisierten Staaten anerkennen, daß der Krieg keine Hilfsquelle mehr ist; wenn alle Völker sich Glück dazu wünschen, daß Verständigung und Schiedsgericht normalerweise an die Stelle treten, die ehemals die Gewalt allein in den Sitten einnahm: aus welch unglaublichem Widerspruch heraus fährt dann jeder Staat fort, sich allmählich zugrunde zu richten, um diesen von allen verachteten und verdammten Krieg vorzubereiten? . . .

Wir stimmen demnach alle, ohne Unterschied der Partei oder des Landes, jeder im nationalen Interesse seines Landes und in dem höher stehenden Interesse aller, darin überein, von der 17. Interparlamentarischen Konferenz zu verlangen, dieses Jahr ausdrücklich den Protest zu erneuern, den wir im Jahre 1906 erhoben haben, und wir bestehen darauf, daß unsere Forderung, dank den parlamentarischen Aktionen, endlich von den Regierungen erwogen werde: die parlamentarische Autorität selbst steht auf dem Spiel, denn die öffentliche Meinung würde es ihren Vertretern nicht verzeihen, einer solchen Frage nicht ihr Interesse zugewendet zu haben. . . .

* * *

Die Befürchtungen der russischen Regierung im Jahre 1898 haben weder von ihrer Opportunität noch an Wert verloren; im Gegenteil: im Jahre 1898 waren sie nur zu wohl begründet; es war schon hohe Zeit, der Überbietung der militärischen Ausgaben Einhalt zu tun; aber seitdem ist das Wettrüsten zur See aufs wahnsinnigste gestiegen; die großen Staaten haben sich nicht begnügt, sich untereinander auf diesem Gebiete zu überbieten; sie haben das Rüstungsfieber immer weiter verbreitet; man hat schließlich die Regierungen, die keine Flotte hatten oder haben wollten, dazu bestimmt, eine zu erwerben, und um die Wette seinen diplomatischen Einfluß ausgeübt, um außer den Rüstungen im Innern die Ausfuhr der Waffen nach dem Auslande zu fördern. Die Republiken Süd-Amerikas haben diesen Einfluß empfunden; mehrere von ihnen haben Kriegsflotten; es gelingt selbst, gebrauchte Flotten an verschuldete Staaten zu verkaufen, die, um Fonds oder Zahlungsfristen zu erlangen, genötigt sind, sie zu kaufen. Was für die einen verurteilt wird, wird für die andern gutgeheißen. Das erstaunlichste ist, daß man glaubt, daß alle diese Dinge unbemerkt von der Öffentlichkeit vor sich gehen können; sie sind an erster Stelle demoralisierend; man berechnet mit Genauigkeit die Kraft des geringsten Explosivstoffes, aber niemand trägt der Kraft der öffentlichen Meinung Rechnung.

Wir könnten die Statistiken vervielfältigen; nehmen wir die unparteiischsten, die des Herrn Ed. Théry; er hat berechnet, daß die Ausgaben des bewaffneten Friedens für Europa allein, ohne die ziemlich bedeutenden überseeischen Länder zu rechnen, sich auf 4 Milliarden Franken jährlich im Jahre 1883, auf beinahe 8 Milliarden 1908 beliefen, also eine Gesamtsumme von 150 Milliarden in 25 Jahren für Europa allein — 150 Milliarden! Kann man sich eine Vorstellung davon machen, wieviel Schulen, Museen, Tunnelbohrungen, Kanaleröffnungen, erforschte, gesundheitlich verbesserte und so wertvoll gewordene Kolonien, kurz nützliche Arbeiten diese Ziffer vorstellen dürften? Kann man sich eine solche Verschwendung von Hilfsquellen und Energie vorstellen, nur aus Mangel an Übereinstimmung, aus Mangel an Organisation? Diese Statistiken liegen heute glücklicherweise offen vor aller Augen; sie beleuchten vor allem das Mißverhältnis zwischen den immer wachsenden unproduktiven Ausgaben und den immer stark reduzierten produktiven Ausgaben. Auch hier machen sich die Regierungen noch merkwürdige Illusionen. . . .

Auf welcher Seite ist der Wahn? Auf Seite der Patrioten, die ihr Land zur Geltung bringen wollen dadurch, daß sie es in einen Zustand der Verteidigung und fruchtbarer Tätigkeit versetzen, oder wohl auf Seite

derjenigen, die es unter den anachronistischen Rüstungen des Mittelalters erdrücken? . . .

* * *

Man erklärte uns vor zehn Jahren, um unser Votum zu bestimmen, als man Milliarden für neue Flotten von uns verlangte: das sind definitive Flotten — Panzerschiffe von 14,500 Tonnen. Seitdem hat man uns bewiesen, daß diese Panzerschiffe nichts wert waren und daß man größere brauchte; man ist zu den Kreuzern von 18,000 Tonnen übergegangen, dann zu solchen von 21,000 Tonnen, ohne Anstoß an der Tatsache zu nehmen, daß jedes Schiff beinahe hundert Millionen Franks zu bauen kostete, und daß es noch so viele Nebenkosten mit sich brachte, daß man nicht wagt, die Totalsumme auszuwerfen; der Preis der Kohlen und Munitionen dieser Mastodonten in Friedenszeiten — der Munitionen, die fortwährend erneuert werden müssen, um Katastrophen wie diejenigen der „Jena“ und „Maine“ zu vermeiden —, die Unterhaltungskosten dieser Ungeheuer sind so hoch, daß man sie so wenig wie möglich fahren läßt, aus Furcht, sie abzunützen und den Schatz zugrunde zu richten; der übertriebene Tonnengehalt hat die Schiffahrt getötet; und die Marine, dieses wunderbare Instrument für Erziehung und Dressur der menschlichen Energie, ist das erste Opfer der Übertreibung der Ausgaben für die Marine geworden. Wenn es wirklich wahr ist, daß der Sieg den Flotten wie den Heeren vorbehalten ist, die manövrieren, welches wird alsdann das Schicksal der großen Panzerschiffe sein?

Es ist nicht weniger wahr, daß heute der definitive Tonnengehalt von 21,000 übertroffen ist; man ist schon bei 25,000 Tonnen angelangt, man spricht von 30,000 Tonnen für die nächste Zukunft. Und wenn man diese Wunder der maritimen Ingenieurwissenschaft gebaut haben wird, so wird ein Zufall in Friedenszeiten, eine einfache Mine, ein Torpedo, ein Wurfgeschoß aus der Tiefe des Meeres oder vom Himmel in Kriegszeiten genügen, um es mit tausend jungen Menschen voll Leben in einigen Sekunden in ein Nichts zu verwandeln. Man braucht kein Menschenfreund zu sein, es genügt, ein Mensch zu sein, um sich gegen eine solche Verirrung der Vernunft zu empören. Es ist leicht, binnen kurzem einen allgemeinen Protest der Öffentlichkeit vorauszusehen, der so mächtig sein wird, daß man ihm wohl Rechnung tragen muß; aber der begangene Irrtum wird nichtsdestoweniger teuer bezahlt worden sein und unendlichen Fortschritt verhindert haben.

* * *

Die einzige ernsthafte Versicherung gegen den Krieg ist die Verbreitung der allgemeinen Bildung, die Einrichtung einer internationalen Justiz, die Praxis der Verständigung, die Organisation des Friedens.

Ehemals konnte der Krieg als letztes Argument, als ultima ratio regum, erscheinen, ehemals, als die Hilfsquelle der öffentlichen Meinung noch nicht bestand, als die Staatsoberhäupter sagen konnten: „der Staat bin ich" oder: „nach mir die Sintflut"; aber heute erklärt sich nicht nur das allgemeine Gefühl gegen den Krieg, sondern das allgemeine Interesse, das nationale Interesse, das professionelle und individuelle Interesse, alle menschlichen Interessen zugleich erheben sich gegen einige Sonderinteressen. Das ändert alles, und es ist eine endgültige Änderung, da sie aus dem Fortschritt des allgemeinen Verkehres hervorgeht. Niemand kann sich heutzutage schmeicheln, die Völker irrezuführen, wie zur Zeit, wo sie in Unwissenheit und Isolierung zugleich lebten: sie sehen sich, sprechen miteinander, kennen sich, während seinerzeit jeder in des andern Auge nur ein Schreckgespenst war. Auch haben sie sehr schnell begriffen, daß sie sich organisieren müßten, wie sich Einzelwesen organisieren, um eine Justiz einzusetzen, die, so unvollkommen sie auch sei, immer noch besser ist, als der Zufall der schlimmen Überraschungen, und so ist das Schiedsgericht zwischen den Staaten eingesetzt worden, wie die Gerichtshöfe unter den Individuen, und die ersten Resultate dieser Schiedsgerichte waren so einleuchtend, daß sie sich das Vertrauen der meisten und die Aufmerksamkeit aller erwarben. . . .

* * *

Nur Toren, und sie sind ziemlich selten, was man auch sagen möge, — kann das Schicksal des Vaterlandes gleichgültig sein; je mehr die guten Bürger aus dem modernen Fortschritt Nutzen ziehen, um ihre Tätigkeit zu entwickeln, je mehr ihre Unabhängigkeit, ihre Würde sich entfaltet, desto mehr sind sie dadurch zur nationalen Verteidigung verpflichtet, wie ein Vater sein Kind, seine Familie, sein Heim verteidigt; aber ebenso wie dieser Vater seit langer Zeit darauf verzichtet hat, sich ganz allein zu verteidigen, und sich, schlecht und recht, ganz und gar, sich und die Seinigen unter den Schutz der nationalen Gerechtigkeit stellt, so fragt er sich ganz einfach, ob er, da doch die internationale Rechtsprechung heute existiert, sie nicht ebenfalls als Schutz anrufen könne.

* * *

Es ist klar, daß ein gut verwaltetes Land darauf halten muß, die besten Flinten und die besten Kanonen zu besitzen, sei es nur, um gegebenen Falles bei dem gegenwärtigen Zustande der Welt seine anderen Industrien gegen die Überraschung eines Überfalles zu schützen. Das nennt man eine Versicherung; wir haben es nie bestritten; aber der Preis der Versicherung muß den Mitteln des Besitzers angemessen sein; er darf die Industrie nicht opfern, die man zu schützen berufen ist; das aber tut z. B. ein Staat, der sein Kriegsmaterial mit soviel Vorliebe bestellt, daß er genötigt ist, andere wichtige Fabrikationen einzustellen und Lokomotiven und Waggons zu entbehren oder sie massenweise im Auslande zu bestellen. Das sehen wir alle Tage, und wenn wir uns gestatten zu protestieren, wie ich es laut im Parlament und bei jeder Gelegenheit getan habe, sehe ich nicht ein, in welcher Weise ich den Frieden „predige", wie man sagt; ich weigere mich ganz einfach, mit den Wölfen zu heulen; und ich finde, daß es mutiger, patriotischer ist, gegen einen Mißbrauch zu protestieren, als ihn mitzumachen. Es wäre nützlich und interessant, der Tabelle der den militärischen Lieferungen gewidmeten Ausgaben eine Liste aller derjenigen gegenüberzustellen, die die nationale Tätigkeit in jedem Lande und in jeder Kolonie verlangt. Es ist kein einziger unter uns Kollegen, der in seinem Lande nicht das Ungenügende der Budgets für öffentliche Arbeiten, Ackerbau, Handel und Unterricht konstatiert hätte, sowie den unberechenbaren Nachteil, den dieser Mangel den wesentlichsten Interessen seines Landes zufügt. Alle Tage sehen wir, daß der Wissenschaft die verlangten Kredite verweigert werden, obgleich diese Opfer sicherlich gewinnbringend wären und Reichtümer hervorbringen würden, aus denen Heer und Flotte, sowie alle andern öffentlichen Dienstzweige, Nutzen ziehen würden. Aber die Minderwertigkeit des Handels, des Ackerbaues, des Unterrichts und der Wissenschaft besteht darin, daß sie jedermann interessieren, d. h. eine arbeitsame, anonyme und unorganisierte Menge, während die militärischen Lieferungen vor allem einige wohlorganisierte Personen interessieren.

Wieviel hätten die großen Kulturstaaten für das große Wohl der ganzen Welt getan, wenn sie damit angefangen hätten, wo sie früher oder später enden werden: wenn sie in dauernden Werken die Tausende von Millionen Franken ange egt hätten, die sie verschwendet haben, die Millionen von Jahren der Arbeit, die sie immobilisiert haben? Es handelt sich nicht nur um das ausgegebene Geld, es handelt sich nicht nur um die ganze Jugend eines Landes, die alljährlich ihrer normalen Arbeit entzogen wird; es handelt sich um so viele Kräfte, die durch den Staat selbst und zu seinem eigenen

Schaden dem Ackerbau, dem Handel, der Industrie des ganzen Landes entzogen werden.

Wer kann berechnen, was diese Kräfte und diese Reichtümer eingebracht hätten, wenn sie dazu verwendet worden wären, die Hilfsquellen auszubeuten, an denen die Erde überreich ist, nicht nur in den neuen Kontinenten, in Afrika, Amerika, in Asien, Australien, sondern auch in Europa selbst?

* * *

Es datiert länger zurück als von heute, daß die Regierungen die Notwendigkeit empfunden und die Möglichkeit verstanden haben, sich zusammenzuschließen, um eine allgemeine Organisation anzunehmen, die den Bedürfnissen aller entspricht. Seit der universellen Postunion, deren bewunderungswürdiges Funktionieren ein tägliches lebendiges Beispiel für die endlich sich näher gebrachten Völker ist, wurde eine unendliche Anzahl von Kongressen im Interesse der Gesamtheit der Völker abgehalten. Die beiden Haager Konferenzen waren im voraus als zwei unvermeidliche Fehlschläge hingestellt worden: eine Folge der ersten war indes die Regelung des unfreiwilligen Konfliktes an der Dogger Bank, der zweiten der Schiedsspruch von Casablanca und die Regelung der nordamerikanischen Fischereifragen, um nur diese drei juridischen Entscheidungen zu nennen, die fünf militärische Großmächte ins Einverständnis setzten: Rußland und Großbritannien, Deutschland, Frankreich und die Vereinigten Staaten.

Deutliche Anzeichen — außer den beiden früher erwähnten Wünschen zugunsten der Einschränkung der Rüstungen — erweisen wohl, welches die Tendenzen der beiden Haager Konferenzen gewesen sind, welchen Bestrebungen sie entsprochen haben. So verständigten sich im Jahre 1899 die Vertreter der Mächte dahin, daß angesichts eines Konfliktes zwischen zwei oder mehreren Mächten die anderen nicht mehr, wie ehemals, teilnahmlose Zeugen bleiben dürften, daß sie vielmehr nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hätten, zu intervenieren (Artikel 27 der Konvention von 1899). Dieses Wort „Pflicht", in der offiziellen Sprache ein völlig neuer Ausdruck, bedingt eine vollständige Änderung in der allgemeinen Auffassung der Geister und der Dinge: es entspricht einem neuen, von allen allgemein anerkannten Bedürfnis: dem allgemeinen Bedürfnis, den Frieden zu sichern; zwar ist dies eine rein moralisch übernommene Verpflichtung; aber eine schriftliche Verpflichtung, die zum mindesten beweist, daß die Regierungen anerkennen, daß es jeder von ihnen notwendig

und möglich erscheint, an der Aufrechterhaltung des Friedens mitzuarbeiten. Welche deutlichere Ermutigung hätten die Regierungen den Völkerbestrebungen geben können? Es ist ein offizieller Protest, ein Versuch der Intervention, der im voraus im allgemeinen Interesse organisiert ist.

Die Konferenz von 1907 hat diesem Artikel 27, der zum Artikel 48 geworden ist, noch mehr Nachdruck verliehen, indem er einen der beiden vom Konflikt betroffenen Staaten autorisiert, die vorgesehene Intervention anzurufen, indem er so den andern Staat moralisch verpflichtet, den Schiedsspruch anzunehmen oder zu gestehen, daß er unrecht hat und die öffentliche Meinung gegen sich aufruft, wenn er sich weigert, dem vorgesehenen Appell zu entsprechen. Man wird einwenden, daß dieser Staat die öffentliche Meinung verlachen könne; die Frage ist aber, ob die Treulosigkeit das letzte Wort des Fortschrittes ist, und ob die Welt wünscht, vorwärts oder rückwärts zu gehen.

* * *

Es ist die Aufgabe der Interparlamentarischen Union, diese internationalen Diskussionen zu fördern und vorzubereiten, da jedermann heutzutage dasselbe Ziel im Auge hat; es besteht kein Bedenken mehr, es kann im Gegenteil nur zum Vorteil ausschlagen, die Frage der Rüstungsbeschränkung zu studieren, da jetzt die öffentliche Meinung entsprechend vorbereitet ist und jeder sich Rechenschaft davon ablegt, daß es sich für jeden Staat nicht darum handelt, in höhere Rechte eingreifend, seine nationale Verteidigung, seinen Interessen entsprechend, aufs beste zu sichern; da jedermann begreift, daß es sich im Gegenteil darum handelt, das höhere Recht jedes Staates gegen einen für seine Autorität, seine Tatkraft, seine Zukunft verhängnisvollen Mißbrauch zu schützen.

Erinnern wir daran, zu Ehren der Union sei es gesagt, daß sie nicht gefürchtet hat, diese Frage auf die Tagesordnung der Konferenz von 1906 zu setzen, und daß sie seitdem nicht aufgehört hat, sich eingehend damit zu beschäftigen und sie zu studieren.

* * *

Es ist freilich klar, daß jedes Land der alleinige Richter über seine Verteidigungsmittel ist, die ins Unendliche, von einem Tage zum andern, von einem Lande zum andern, nach der geographischen Lage, den Hilfsquellen, Erfindungen, der Gefahr für jedes Land variieren; es ist z. B. klar, daß man der Fortschritte der submarinen Schiffahrt gedenken muß,

die bei den einen größer sind als bei den andern; es ist auch klar, daß man mit den wunderbaren Erfolgen der Luftschiffahrt rechnen muß — ist doch der Traum von gestern heute Wirklichkeit geworden. Diese Fortschritte können dem einen Staate Vorteile über die anderen verschaffen und infolgedessen das wirkliche und nicht nur das scheinbare Verhältnis der betreffenden Kräfte verändern; deshalb haben wir stets darauf hingewiesen, besonders in unserem Bericht von 1906, daß vor allem ein nationales Studium in jedem Land nötig ist, um zu einem gemeinsamen Resultat zu gelangen; man bedarf, mit einem Wort, ebensovieler Pläne, als Staaten existieren; jedes Land müßte seinen nationalen Plan der Einschränkung aufstellen, damit aus allen diesen nationalen Studien eine Lösung von allgemeinem Interesse emporwachsen kann.

Diese nationalen Studien können heute noch als aus der Luft gegriffen erscheinen; aber sie werden in allen Ländern unter dem Drucke der dringenden Notwendigkeit sich sehr schnell als notwendig aufdrängen, in dem Maße, als die friedlichen Lösungen regelmäßig an Stelle der Gewalt treten, die Kriege mehr und mehr selten und unwahrscheinlich werden. Es wird zwischen den Staaten ein Wetteifer sich entwickeln, zu versuchen, diese Frage zu lösen; und dieser Wetteifer wird natürlicher sein als derjenige, der sie heute dazu treibt, die übertriebenen Rüstungen fortzusetzen.

An dem Tage, da das Studium der Einschränkung auf der Tagesordnung aller Länder geschrieben steht, anstatt unter die unlöslichen Probleme verbannt zu sein, wird sie alle Chancen für sich haben, die sich heute noch gegen sie anhäufen. Zwei oder mehrere Staaten werden sich untereinander verständigen können, um das Beispiel zu geben, und ihre Initiative wird die anderen zu einem Beschluß treiben.

Die öffentliche Meinung wird den Regierungen Dank wissen, die den Mut haben werden, einen vernünftigen Ausgang aus dem Kreise von Trugschlüssen zu suchen, in dem alle sich bekämpfen. Der Tag ist vielleicht nicht fern, da keine Regierung wagen wird, sich der Mißbilligung und der Isolierung durch einen Widerstand auszusetzen, der dem Wunsche aller zuwider laufen und das gemeinsame Gut der schon erzielten Fortschritte aufs Spiel setzen würde.

Es gibt keinen Grund, um an der Lösung des Problems der Einschränkung zu verzweifeln. Es hat nur seine Neuheit gegen sich. Man verzweifelte vor zehn Jahren und machte sich ebenso lustig über die Lösung des Problems eines internationalen Schiedsgerichtshofes; dieser Gerichtshof ist eingesetzt worden; er hat entscheidende und rechtskräftige Resultate

geliefert, einzig weil man sich damit beschäftigt hat, weil die Frage des Schiedsgerichts aufgehört hat, ein Wahngebilde zu sein, und praktisches Gebiet betreten hat, das patriotischen Erwägungen zugänglich ist. Es wird ebenso mit der Frage der Rüstungseinschränkung an dem Tage sein, wenn sie so studiert werden wird, wie sie es verdient, und nicht im voraus als antipatriotisch und aussichtslos verurteilt wird.

Alsdann wird jeder von uns sehen, wie jeder ihrer Gegner von heute die Argumente sich aneignet, die wir seit zehn Jahren so vergeblich verschwenden, und ebenso wie die früheren Gegner des Schiedsgerichts seine wärmsten Anhänger geworden sind, werden wir die Einschränkung der Rüstungen unter dem Beifall aller derjenigen triumphieren sehen, die sie am stärksten bekämpft haben.

Unser Gewissen erwartet keine höhere Genugtuung.

Dr. von Bilgner: Neues aus Tripolis

Tripoli di Barberia, Februar 1912.

Dem in Tripolis Neuangekommenen, namentlich aber wenn er ein Kriegsberichterstatter sein will, erscheint es auf den ersten Blick fast schwer, einigermaßen zunftgemäß zu schreiben; ihn befällt unwillkürlich eine gewisse Befangenheit, denn der erste Eindruck, den man vom hiesigen Kriegsschauplatz empfängt, ist derjenige einer strategischen Stille. Man könnte glauben, sich in einer durchschnittsmäßigen orientalischen Hafenstadt zu befinden, — wenn die vielen fremdartigen Soldaten, die Italiener, nicht diesen Eindruck störten. Überall Soldateska; in den Straßen, in den zahlreichen Barbierstuben, in den Restaurants, in Automobilen, auf Fahrrädern: ein militärisches Hin und Her, interessant, originell, selbst malerisch mit den langen Kamel- und Maultierzügen, durch welche die Vorposten verproviantiert werden, nur nicht eigentlich kriegerisch. Seit Wochen gab es keine nennenswerten strategischen Taten mehr. Die tagtäglich vorkommenden Vorpostengefechte sind durchaus lokalen Charakters, deren Echo nicht bis Tripolis dringt. Diese kriegerische Stille drückt sich sogar in der Tätigkeit der anfangs so gefürchteten Aeroplane aus: anstatt der verheerenden Bomben lassen sie jetzt gar lieblich klingende Berichte in arabischer Sprache über italienische Siege auf den Feind niederfallen.

Der Hafen, dessen ungünstige Lage beim geringsten Seegang das Landen unmöglich macht, liegt voll von Schiffen, die ihre Ladung nicht löschen können, weil die zollamtlichen Anlagen zu klein sind und ausreichende Lagerstätten gänzlich fehlen. Eine ganze Brigade mußte nach fünftägigem Warten auf der Reede, ohne landen zu können, wieder nach Sizilien zurückbefördert werden, und der Kapitän des „Paraguay", der mich herüberbrachte, vertraute mir an, daß in seinem Schiffsraum Waren lägen, die bereits zum vierten Mal zwischen Tripolis und Neapel hin- und herpendelten, weil sie aus den erwähnten Gründen nicht gelandet werden könnten. Das sind traurige Verhältnisse für den hiesigen Lokal-

handel. Mit dem internationalen Handel ist es überhaupt vorbei, seitdem die Italiener zwischen der Stadt und dem Innern durch ihre Vorpostenkette einen eisernen Strich gezogen haben, denn der beste Lieferant wie Käufer war der Eingeborne des Innern. Der heutige Handel beschränkt sich auf die Einfuhr italienischer Lebensmittel, sowie auf den Verkauf des noch vorhandenen Stocks arabischer Waren an die Italiener.

Die erwähnte strategische Stille dieser 101 000 Soldaten, 9200 Maultiere und 5600 Pferde, aus denen sich heute das Expeditionskorps in Tripolitanien zusammensetzt, ist indessen eine nur scheinbare, denn der Generalstab arbeitet eifrigst an den Vorbereitungen für eine tatsächliche Besitzergreifung der annektierten Länder. Dies erfordert die größte Vorsicht, und das Kommando ist sich seiner Verantwortlichkeit wohl bewußt. Würden die Italiener es nur mit regulären türkischen Truppen, beziehungsweise mit den von türkischen Offizieren kommandierten, disziplinierten eingeborenen Elementen zu tun haben, so hätten sie, schon wegen ihrer numerischen Überlegenheit, verhältnismäßig leichtes Spiel. Auch kriegerische w i r k l i c h e Araber würden für die Italiener zwar äußerst widerstandsfähige, aber schließlich nicht unbesiegbare Feinde darstellen, zumal deren Taktik einigermaßen bekannt ist und diese selbst ihren Mut und Tapferkeit mit einer gewissen angeborenen kriegerischen Ritterlichkeit verbinden.

Diese Araber gibt es in Tripolitanien indessen n i c h t. Was man sich gewöhnt hat, (fälschlich) als Araber zu bezeichnen, ist nichts weiter als eine Mischrasse lokaler libyscher Elemente, von Berbern und Bastarden von Negerblut aus dem Sudan. Von den im 11. Jahrhundert hier eingewanderten echten Arabern hatten sich nur wenige Überlebende festgesetzt: sie widmeten sich niemals dem Ackerbau, sondern hielten an ihren alten Traditionen, an ihrem Nomadenleben fest. Nur in der Cyrenaica haben einige wenige Stämme der Wüste südlich vom Gebel-el-Achdar ihr edles Araberblut einigermaßen rein bewahrt.

Aber ob nun Araber oder nicht, ob Berber oder Libyer oder Sudanneger: der Islamismus verwischt auch hier jeden Rassenunterschied, jede Nationalität. Er kennt nur Sieger und Besiegte, Herrscher und Beherrschte — mit einem Worte: Muhamedaner und Nichtmuhamedaner. Gerade die Eingeborenen Nordafrikas, die Berber vor Allen, zeichneten sich immer vor allen ihren anderen Glaubensgenossen durch ihren Widerstand und ihre Rebellion gegen jegliche Zivilisation, gegen jegliche Herrschaft aus. Ebensowenig wie die Franzosen von ihren neuen Mitbürgern in Algier

und Tunis, so kann auch Italien von seinen Tripolitanern nichts Gutes erwarten. Dies ist also ohne allen Zweifel der Hauptfeind, den Italien in irgend einer Weise zu überwinden haben wird und überwinden muß, wenn es einigermaßen Ruhe haben will — im eigenen neuen Hause.

Selbst angenommen, es sei den Italienern gelungen, Tripolitanien bald faktisch in ihren Besitz zu bringen oder einen Frieden zu schließen, der ihren Intentionen Rechnung trägt, so werden doch immer diese eingeborenen Elemente, voll von angehäuftem Fremdenhaß und religiösem Fanatismus, eine ungemein gefährliche Waffe in der Hand der Gegner bleiben. Schon heute ist der italo-türkische Krieg Öl aufs Feuer der Türken. Seitdem Abdul Hamid nach dem russisch-türkischen Kriege alles aufbot, um seine Kalifenwürde zu festigen, und zwar mit gutem Erfolg, sieht heute die gesamte islamitische Welt im türkischen Sultan den einzigsten, der den Traum eines islamitischen Weltreiches in Erfüllung bringen könnte, nachdem auch Marokko den Franzosen in die Hände gefallen ist. Die arabische Opposition (die in Damaskus ihren Hauptsitz hatte) ist eine ziemlich ungefährliche, theoretische, zumal die beiden heiligen Städte Mekka und Medina im Besitz der Türken sind. Die Türkei wird sicherlich alles aufbieten, und die Umstände werden ihr dies bis zu einem gewissen Grade erleichtern, um glauben zu machen, daß sie gleichzeitig Opfer und Rächerin des Islams sei. Die Italiener (nicht die Regierung, sondern unverantwortliche, wenig einsichtsvolle Elemente) haben alles dies durch gewisse Dinge begünstigt, Dinge, die man ganz gut hätte vermeiden können: die Regierungsorgane geben sich denn auch heute bereits alle erdenkliche Mühe, die gefährlichen Folgen derselben wieder gut zu machen. Der Umstand, daß der Banco di Roma große Ländereien, industrielle Werke und selbst eigene Dampfer in Tripolitanien besitzt, war eine der ersten Ursachen einer antiklerikalen-sozialistischen Opposition in Italien gegen die Expedition, weil es allgemein bekannt ist, daß die erwähnte Bank in klerikalen Händen ist. Die Oppositionsparole lautete einfach: Italien soll durch sein Blut und Geld die Klerikalen in Tripolitanien schützen und bereichern! Dazu kamen verschiedene Unvorsichtigkeiten: die hier vorgenommene öffentliche Taufe eines kleinen aufgefundenen Araberkindes, verschiedene katholische offizielle Zeremonien in den Feldlagern, fast im Angesicht des Feindes usw. Dies alles wurde von den Türken geschickt ausgenutzt, welche den fanatischen Eingeborenen vorredeten, es handele sich um einen „heiligen Krieg" seitens der Italiener gegen den Islam, dessen Ausrottung geplant sei. Dies glauben zu machen wurde erleichtert durch die Tatsache, daß der

Papst, der katholische Kalif, ja bekanntlich an einem Orte mit dem König von Italien wohnt! Aber auch ein Teil der italienischen tonangebenden Presse hat diese Dinge in etwas leichtfertiger Weise behandelt. Gelegentlich der Besprechung etwaiger Friedensbedingungen posaunte man in alle Welt hinaus, daß Italien niemals und unter keinen Umständen in Tripolitanien das Kalifat des Sultans über die Muhamedaner dulden oder gar anerkennen dürfe. Man suchte dies sogar, außer durch rein-politische Argumente, durch „Gewissensfreiheit" zu begründen, da z. B. die Stämme der Senussi auch jetzt nicht dies Kalifat anerkennen. Diese Gegner einer eventuellen Anerkennung des Kalifats setzen sich allerdings in starken Gegensatz zur bekannten Proklamation des Generals Caneva an die Eingeborenen, in welcher diesen „im Namen des milden und mitleidsvollen Gottes" feierlich die Hochhaltung aller religiösen wie bürgerlichen Gesetze sowie alle religiösen Privilegien, mit anderen Worten vollste Religionsfreiheit zugesichert wurde. Dies unüberlegte Geschrei einiger Unverantwortlichen hat unter den Muhamedanern böses Blut gemacht. Hoffentlich wird die italienische Regierung die Mittel und Wege finden, den Schaden bald wieder gut zu machen. Selbst der bekannte sozialistische Führer und Deputierte Bissolati schrieb kürzlich: „Wir glauben nicht, daß die politische Souveränität Italiens dadurch vermindert würde, daß Italien seinen neuen muselmanischen Untertanen die Freiheit gewährte, als ihr geistiges Haupt den Kalifen von Konstantinopel zu betrachten. Ja wir fragen sogar, wie es angängig sein würde, den Muselmanen eine derartige Freiheit vorzuenthalten, ohne den Türken Recht zu geben, welche die Araber gegen die italienische Unternehmung aufhetzen, indem sie dieselbe als eine kriegerische Unternehmung gegen deren Religion darstellen." Diese Kalifatfrage wird sicherlich bei den etwaigen Friedensverhandlungen — soweit der Frieden im Lande selbst dabei in Betracht kommt — von ungeheurer Wichtigkeit sein. Sie hat aber auch ihre recht materielle Seite, denn die Güter des Wakuf, des religiösen Fonds, sowohl an Mobilien wie Immobilien, stellen in Tripolitanien einen ungeheuren Wert dar. Nur wenige Renten dieses Wakufbesitzes dienen zum Unterhalt der Seminare, öffentlichen Bibliotheken, Moscheen, Fontainen, Begräbnisstätten usw. Die meisten dieser Renten werden zu allgemeinen öffentlichen Zwecken verwendet, bilden also ein Agitationsmittel allerersten Ranges für denjenigen, der darüber verfügt.

Prof. Dr. Sigmund Sonnenfeld: Jüdische Bauernkolonien

Wer hätte es je gedacht, daß aus einer seit zwei Jahrtausenden von der mütterlichen Erde losgerissenen, allem Ungemach der Zeit und der Engherzigkeit der Menschen preisgegebenen Bevölkerung wieder bodenständige Bauern, an der Scholle hängende, nutzbringende Arbeiter sich entwickeln könnten? Als Baron Moritz von Hirsch, der dem bayrischen Hofbankhause entstammte, durch eigene Kraft zum Großfinanzier emporgestiegene hochbegabte Eisenbahn-Unternehmer nach dem Tode seines einzigen Sohnes und Erben, dem Beispiele der Peabody und Carnegie folgend, sein Vermögen großzügiger Philanthropie zu widmen beschloß, war er sich selbst nicht recht klar, wie er seine edlen Intentionen werde verwirklichen können. Erst nachdem die von ihm in verschiedenen Städten Österreich-Ungarns errichteten Wohltätigkeitsbüros sich als unzulänglich und wenig zweckentsprechend erwiesen hatten, faßte er den Plan, die unter unsäglicher politischer und sozialer Bedrückung lebende russisch-jüdische Bevölkerung aus ihrer jammervollen Lage zu befreien und sie in einem gastfreundlichen Lande anzusiedeln. Gleich den meisten, überraschende Erfolge aufweisenden Finanzmännern glaubte er, der Besitz großer Mittel genüge, um die schwierige Aufgabe zu bewältigen; das große volkspsychologische Problem, dessen Lösung gesucht werden mußte, scheint seinem hauptsächlich aufs Praktische gerichteten Blicke entgangen zu sein.

Es war zu Beginn der Neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts, als durch schwere Verfolgungen große Scharen der jüdischen Bevölkerung Rußlands gezwungen waren, Haus und Hof zu verlassen und in den Nachbarländern Zuflucht zu suchen. Baron Hirsch glaubte allen Ernstes nicht nur die an den Grenzen Deutschlands und Österreichs der Befreiung und Rettung harrenden Unglücklichen einer neuen Heimat zuführen zu können, er war von dem stolzen Wahne erfüllt, die 4—5 Millionen im Zarenreiche ansässigen Juden in menschlich absehbarer Zeit aus dem neuen

Ägypten hinaus und in ein neues gelobtes Land führen zu können. Er wurde auf das schöne fruchtbare, gastfreundliche Argentinien aufmerksam gemacht und hatte es zur Zufluchtsstätte ausersehen. Dorthin sandte er eine aus dem deutschen Arzte Dr Wilh. Loewenthal, dem englischen Ingenieur Cullen und dem belgischen Obersten Vanvinckeroy bestehende Studienkommission, um die klimatischen und Bodenverhältnisse der großen Republik zu erforschen und ihm darüber Bericht zu erstatten, ob man dort die jüdische Landbevölkerung Rußlands in Ackerbaukolonien unterbringen könnte. Der Bericht lautete günstig. Argentinien mit seinen fast 3 Millionen Quadrat-Kilometern ist ja nahezu sechsmal so groß wie Deutschland und zählte damals (1890) nicht mehr als ungefähr 6 Millionen Einwohner. Da war also Raum genug. Aber wenn man selbst nur die wahren Ackerbauprovinzen Argentiniens (Buenos-Ayres, Santa-Fé und Entre-Rios) mit gemäßigtem Klima ins Auge fassen wollte, so konnte man immer noch auf eine Ausdehnung von 517000 Quadrat-Kilometer rechnen, also auf ein Gebiet, das fast so groß wie Frankreich (530000 Quadrat-Kilometer) ist. Dazu fruchtbarer Boden, gutes Trinkwasser und günstige Verkehrsverhältnisse.

Die Bodenpreise waren damals noch sehr mäßig und für 40 bis 50 Mark konnte man einen Hektar guten Ackerbaulandes kaufen, besonders wenn man große Strecken zu erwerben die Mittel besaß. Die argentinische Regierung war auch von den besten Intentionen für die in Aussicht gestellten Einwanderer erfüllt und versprach, dieselben gastfreundlich aufzunehmen. Sie hat dieses Versprechen redlich gehalten, und es gereicht mir zur aufrichtigen Freude, dies hier mit vollem Danke bestätigen zu können.

Um in Rußland den Weg für die Auswanderer zu bahnen, erwirkten die Notabeln Israeliten von St. Petersburg einen kaiserlichen Ukas, welcher die Emigration gestattete und ein Zentralkomitee ernannte, dem die Oberaufsicht über die Aktion in Rußland oblag. Baron Horace von Günzburg war der erste Präsident dieses Komitees, das noch heute mit größtem Eifer und hingebungsvoller Arbeit die Wohlfahrt der Glaubensgenossen zu fördern bestrebt ist.

Die einleitenden Schritte an den beiden Endpunkten waren nun getan und es hätte einer geraumen Spanne Zeit bedurft, um das Werk in planmäßiger Weise vorzubereiten. Jedoch der Not gehorchend, wurden schon im Juli 1891 aus der großen Masse der Flüchtlinge einige Hundert Auswanderer nach Argentinien geschickt, ohne daß dort die nötigen Maß-

nahmen zu deren Empfang und Ansiedelung hätten getroffen werden können. In aller Hast wurde ein Landgebiet von 25000 Hektaren in der Provinz Buenos-Ayres angekauft — die jetzige Kolonie Mauricio — wo die Ankömmlinge in Zelten untergebracht werden mußten. Monatelang kampierten die nicht eben erlesenen Elemente, welche vom Ackerbau nur geringe Ahnungen hatten, im Freien, ohne daß man absehen konnte, wann aus diesem Wirrwarr sich eine auf gesunder Basis aufgebaute wirkliche Ackerbaukolonie werde entwickeln können. Hier setzte eben das volks-psychologische Problem ein, zu dessen Lösung finanzielle Mittel und ein starkes Wollen nicht genügen. Es mußte der Weg gefunden werden, wie aus nervösen Stadtmenschen, aus Leuten, die gewohnt waren, den Erfolg ihrer Arbeit spätestens am Wochenende zu sehen, geduldige, die Ernte ruhig abwartende Bauern herangebildet werden könnten. Und sagen wir es gleich, ein gutes Jahrzehnt war dazu erforderlich, bis man die besseren Elemente nach und nach an den neuen Beruf fesseln konnte, ferner in Rußland an die Landwirtschaft gewohnte, in den von Kaiser Nikolaus I. gegründeten jüdischen Kolonien — Bessarabien, Cherson und Ekaterinoslaw — und in den Nordwestgouvernements an alle Entbehrungen gewohnte Feldarbeiter auswählte, die sich in überraschender Weise in der neuen Heimat zurechtfanden und heute zu den besten Ackerbauern Argentiniens zählen. Sie erhalten aus der alten Heimat stetigen freiwilligen Zuzug, und man braucht nunmehr keine Kolonisten in Rußland selbst zu rekrutieren.

Die in der ersten Zeit fast unbesiegbar sich zeigenden Schwierigkeiten erweckten in dem Begründer des Werkes bange Zweifel an dem Gelingen, und er sah die Notwendigkeit ein, die große Verantwortung mit anderen berufenen Männern zu teilen, und hoffte zugleich dem Unternehmen eine lange Dauer zu sichern. Er gründete deshalb im September 1891 in der Form einer englischen Aktiengesellschaft die „Jewish Colonisation Association", gemeinhin kurzweg „Ica" genannt, indem er mit Ausnahme einiger Aktien, welche die nach englischem Gesetze erforderlichen Gründer bezahlten, das gesamte Aktienkapital von 2 Millionen Pfund Sterling aus eigener Tasche hergab. Später vermehrte er das Kapital der Gesellschaft durch eine sehr bedeutende Schenkung, deren Zinsen allein verwendet werden dürfen. Die Aktien der Ica verteilte Baron Hirsch unter die Gemeinden: Berlin, Frankfurt a. M., Brüssel, Paris und London, deren Vertreter nebst ebensoviel von den Aktionären gewählten Mitgliedern den Verwaltungsrat der Gesellschaft bilden. Die Wirksamkeit desselben

begann im Oktober 1896, nach dem Tode des Baron Hirsch, der im April desselben Jahres in voller Manneskraft — kaum 65 Jahre alt — aus dem Leben geschieden war.

Der Conseil, dessen Mitglieder ihr Ehrenamt mit größter Hingebung bekleiden, begann nun eine weitausgreifende Tätigkeit, deren Vielseitigkeit überraschen müßte, wenn sie nicht durch die Umstände geboten wäre. Nicht nur für die Fortsetzung und Ausdehnung des Kolonisations- und Emigrationswerkes galt es Sorge zu tragen, es mußten Institutionen ins Leben gerufen werden, um die russisch-jüdische Bevölkerung für ihre neuen Berufe vorzubereiten, den bereits jenseits des Ozeans angesiedelten Elementen mußte hilfreiche Hand zur Festigung ihrer Ackerbau- und Gewerbetätigkeit geboten werden. So entstanden im eigentlichen Rußland und in Russisch-Polen die Ackerbauschulen und Musterfarmen von Minsk, Novo-Pultawka, Soroki, Orscha, Czenstoniew und Czenstochowa, so an die vierzig Gewerbe- und Handwerkschulen für Knaben und Mädchen in den beiden Gebieten, wo Mechaniker, Schlosser, Tischler, Weber usw. herangebildet, wo nahezu dreitausend Zöglinge der produktiven Arbeit zugeführt werden. In den Ackerbaugebieten (Bessarabien, Cherson, Ekaterinoslaw) wurden durch planmäßige Meliorationsarbeiten, durch Errichtung von Produktiv-Genossenschaften und Leihkassen, von Volksschulen und Fortbildungskursen neue Kultur, neue Arbeitsgebiete geschaffen, deren segensreiches Wirken von ausgezeichneten Fachmännern, besonders von Herrn Eugen Tisserand, dem früheren Generaldirektor der Landwirtschaft in Frankreich, voll anerkannt wurde.

Heute kann man ohne Überhebung von den Ergebnissen der Tätigkeit der „Ica" mit Genugtuung berichten. In Argentinien hat sie über eine halbe Million Hektaren erworben, deren größter Teil bereits besiedelt ist. Es leben dort als Bauern, die mit eigener Hand den Boden bestellen, über zwanzigtausend Seelen, die einem stetig steigenden Wohlstande entgegengehen. Das in Argentinien herangewachsene neue Geschlecht ist in guten Schulen herangebildet (nahezu 50 Schulen mit fast 4000 Zöglingen) und zeigt im Auftreten nichts mehr von den furchtsamen, dem russischen Polizeimann mit scheuem Blick ausweichenden Jünglingen; es sind unabhängige, robuste, stolz zu Pferde sitzende, dem neuen Lande ergebene, an Grund und Boden hängende Männer, die aus brachgelegenen, menschenleeren Ebenen blühende Ackergebiete, schön aufstrebende Gemeinwesen geschaffen haben. Die bedeutendsten dieser Kolonien sind: Mosesville in der Provinz Santa-Fé, Clara in Entre-Rios, Mauricio und Baron

Hirsch in Buenos-Ayres. Ein Besuch in diesen volkreichen Niederlassungen ist von hohem Interesse. Schon in den frühen Morgenstunden sieht man die männliche Bevölkerung mit den gut bespannten Pflügen aufs Ackerland hinausziehen, während Frauen und Mädchen die Milchkühe im Koral füttern und melken, um dann die milchgefüllten Eimer auf die Wagen der von englischen und argentinischen Unternehmungen gegründeten Molkereien und Butterfabriken zu laden. In den Morgenstunden ziehen die Kinder teils in gemeinschaftlichen Stellwagen, teils hoch zu Rosse in die Schule, wo sie den Tag über bleiben und mittags in einem saubergehaltenen Refektorium ihr Essen erhalten. Unterdes weiden die Pferde auf den Wiesen, welche die Schulgebäude umgeben. Jede Schule hat ihren großen Garten, in welchem die Kinder Gärtnerarbeiten obliegen.

Die Gemeininteressen der Kolonie: Wegbauten, Krankenhaus, Einkäufe für die Ernte, Preisfeststellung für die Dreschmaschinen usw. werden in den Genossenschaften beraten, deren Leitung von den Kolonisten frei gewählt wird, und deren praktische Wirksamkeit viel zum Aufblühen der Kolonien beiträgt. Die Jugend, voll Eifers auch für ihre Fortbildung nach Verlassen der Schule, findet in den öffentlichen Bibliotheken gutgewähltes Lesematerial und weiß die Landesfeste so anziehend und erhebend zu feiern, daß bei solchen Anlässen die gesamte Umgebung sich in den Kolonien versammelt. Die junge Generation ist des Spanischen vollkommen mächtig, und schon ist aus ihrer Mitte ein talentvoller spanischer Novellenschreiber erstanden, dessen Erzählungen durch ihren rührendschlichten Ton fesseln. Daß trotz dieser Erfolge noch manches zu ergänzen und nachzuholen ist, wird niemanden überraschen, der die Schwierigkeiten kennt, die jedes Kolonisationswerk zu überwinden hat, den Aufwand an Zeit und Geld, die jede solche Unternehmung erfordert. Man erinnere sich nur an die langsame Entwickelung der Kolonisation in Algier und in Tunis; auch die Erfahrungen im östlichen Posen sprechen hierfür. Wer kann sich wundern, daß es in den jüdischen Bauernkolonien noch manche Unzufriedene gibt, daß nicht alle in dem neuen Lande und dem neuen Lebensberufe das finden, was sie erwartet haben, und darüber Klage führen! Oft verzehren die gleich schweren Wolken heranziehenden Heuschrecken einen großen Teil der Ernte, Viehseuchen dezimieren die Herden, der wilde Pampero-Sturm zerstört gar manchmal die Behausungen, aber schon haben die Kolonisten diese Plagen ihrer neuen Heimat teils bekämpfen, teils ertragen gelernt und ein wenig von jenem Gleich-

mut der Seele erworben, der in diesem Berufe unumgänglich notwendig ist. — Daß selbst russische Fachmänner die Erfolge des Kolonisationswerkes anerkennen, ist aus jenem fast dithyrambischen Berichte zu ersehen, den Herr Krukoff, ein hochgestellter Beamter des russischen Ackerbauministeriums im „Wiestnik Europy“ über seinen Besuch in den Kolonien veröffentlicht hat.

Auch in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, wo die Ica in trefflich organisierten Gesellschaften hilfsbereite Mitarbeiter besitzt, bis fern nach Dakota hin, wo nach Longfellows wundervoller Dichtung „Lachend Wasser“ zu Hause war, haben sich in fast allen Gebieten der Union nach Tausenden zählende Gemüsegärtner sowohl wie auch Getreidebauern angesiedelt, im fernen Westen Kanadas sind viele hundert Familien auf von der Regierung dargebotenen Homesteads mit steigendem Erfolge tätig, in der Südprovinz Brasiliens in Rio Grande do Sul sind Kolonien im ersten Entwickelungsstadium, in Cypern und Kleinasien kleine Gruppen von jüdischen Ackerbauern zu finden, so daß von einer wirklichen Rückkehr der Juden zur Bodenbearbeitung, von einem Erwachen atavistischer Fähigkeiten und Neigungen in allen Regionen des Erdenrundes gesprochen werden kann. Die Bahn ist offen, die Verfolgten und Flüchtigen, wenn sie starke Arme und Arbeitslust haben, werden nun von selbst den Weg finden, der sie zum Heile führen kann. „Raum für Alle hat die Erde.“

Dr. med. Ernst Schweninger

Geh. Medizinalrat und Universitätsprofessor:

Zur Psychologie des Arztes

In dieser Themastellung meinen wir „des Arztes“ als Genitivus objectivus. Nicht zur ärztlichen Kenntnis von der Psyche der Menschen, speziell der Kranken, sollen im Folgenden Gedanken geäußert werden, sondern zur Kunde von der ärztlichen Psyche, wie sie beschaffen ist beziehungsweise sein soll.

Zunächst in spiritueller Hinsicht.

Der Arzt soll mit feiner Beobachtungs-, rascher Auffassungs- und Orientierungsgabe, Umsicht, klarem, kritischem, tief schürffähigem Verstand, durchdringendem Scharfblick ausgestattet sein, womit er seine Schutzbefohlenen, ihr normales und pathologisch verändertes Wesen richtig anzuschauen, zu sehen, zu durchschauen und zu beurteilen und demgemäß seine Hilfsaktion einzurichten vermag.

Unter dem Scharfsinn, der dem Arzte eigen sein soll, ist zu verstehen Scharfsichtigkeit und Scharfhörigkeit, feine Witterung, Empfindung, überhaupt subtile Organisation wie am besten schon des äußeren Perzeptionsvermögens, so hauptsächlich der inneren Aufnahmsfähigkeit; fernerhin Spürsinn, Forscher- und Findergeist, der den Arzt instandsetzt, dem Wahrgenommenen weiter nachzugehen und in dessen Verfolg zu immer eingehenderen und erschöpfenderen Erkenntnisresultaten zu gelangen.

Alle diese Eigenschaften müssen angeboren, der Natur immanent sein; doch müssen diese in der Anlage gegebenen Talente wie alle übrigen Fähigkeiten, die der Arzt braucht, bei Beginn seiner Tätigkeit bereits bis zu einem beträchtlichen Grade zu Fertigkeiten geworden, d. h. entwickelt und geübt sein.

Um die bemerkten einzelnen Verhältnisse und Umstände in die ent-

sprechenden Beziehungen zu einander bringen, alle Zusammenhänge nach Möglichkeit eruieren und so ein ganzes, wirklichkeitgetreues Vorstellungsbild gewinnen zu können, bedarf der Arzt einer guten Dosis kombinatorischen Denkvermögens, einer von Mutter Natur überkommenen Mitgift an logischer Denkkraft, die aber auch seinen Bedürfnissen gemäß durchgebildet sein soll. Eine stramme logische Schulung tut seinem Wirken nicht nur gut, sondern geradezu not, und es ist deshalb dringend wünschenswert, daß sie in den offiziellen medizinischen Studienplan wieder wie einst aufgenommen wird, in dem sie bisher seit Langem fehlt. Und nicht nur in die Lehr-, sondern auch in die Prüfungsordnung. Und zwar als obligatorisches Fach. Der Training einer ordentlichen Schule des Gedankens, eines regelrechten collegium logicum, in dem der Geist ihm „wohldressiert, in spanische Stiefeln eingeschnürt" wird, wäre schon der Urteilskraft des angehenden Askulapjüngers, um wievielmehr der Kritikreife des späteren Arztes förderlich, nicht allein gegenüber den Patienten, sondern auch manchen Irrtümern, Schemenhaftigkeiten, Einseitigkeiten und Übertreibungen der pathologischen und therapeutischen Dogmatik.

Neben der Intensität und Penetranz der Denkkraft, ihrer Gründlichkeit und Folgerichtigkeit, wie sie den disziplinierten Logiker charakterisiert, ist für den Arzt noch anderes erforderlich, was zum Begriff seiner geistigen Potenz als integrierender Bestandteil gehört. Wie er umfassenden Geistes mit umfassender Bildung und Erfahrung, wie er weitsichtig, aber auch nahsichtig sein muß, d. h. über dem Fernsehen und dem Fernliegenden oder gar Eingebildeten das Nahe und Nächste, über dem Einzelnen nicht das Ganze übersehen darf, so muß er beweglichen Geistes sein, um Menschen und Situationen schnell überblicken, sich ein- und umdenken, alle sich ihm bietenden Bilder gut in sich aufnehmen und verarbeiten und sich geistig anpassen zu können. Er muß den geweckten Kopf, die feinsinnige Klugheit und Gewandtheit eines Diplomaten haben, der sich überallhin zu richten, überallher zu saugen und zu sammeln weiß wie eine Biene, der die Individualitäten und Situationen nicht nur zu entdecken, sondern auch zu nützen, Anschluß an sie, Fühlung mit ihnen zu nehmen, in geistigem Takt Kontakt zu halten vermag.

Zu alledem ist nötig, daß der Arzt freien Geistes ist. Die Gelehrtheit in der grauen Theorie darf ihm nicht die Sehkraft schwächen, den Blick verschleiern, umnebeln, das Gesichtsfeld schmälern und beengen, ihm die inneren Augen gleichsam mit Scheuklappen behaften und verhängen vor des Lebens weiter, bunter, nie auszulernender Wirklichkeit.

Von nichts, was dieser gegenüber sein praktisches Verständnis, Tun und Lassen schädigen könnte, darf der Kopf des Arztes eingenommen werden; sein Verstand darf nicht „überstudiert", nicht durch skrupellos übernommene Schultradition, nicht durch allzufromme Autoritätsgläubigkeit präokkupiert und lebenslang belegt werden; vorurteilslos und so viel als möglich selbständig im Denken und im Handeln muß er bleiben. Bei allem notwendigen Denkertum darf er nicht von der Metaphysik angekränkelt sein, sich nicht in spintisierender Spekulation verlieren. Er darf nicht in philiströser, kleinlicher, einseitiger Denkweise befangen, von pseudoethischen Besessenheiten angesteckt, soll in seinen Ansichten ein Weltmann in des Wortes bestem Sinne sein, eine großzügige Daseinsanschauung in sich tragen. Nichts Menschliches sei ihm fremd. Doch bei allem Einblick in die Dunkelseiten des Lebens und der Menschheit, vielmehr eben deshalb sei er kein nachsichtsloser Eiferer, kein Moralpauker, auch kein grollender Resignant, kein verbitterter Pessimist und Schwarzseher, sondern am besten ein einsichtiger, bejahungsfähiger, frischer, fröhlicher Optimist, heiter und sonnig, was Würde und Ernst an ihrem Platze nicht ausschließt. So ungefähr soll, so muß — logischerweise gewissermaßen — ein Lebenshelfer geistig beschaffen sein; voll Teilnahme, wir meinen hier: voll geistigen Interesses für die seiner Obhut Anvertrauten.

Als unumgängliche Voraussetzung seiner Wirksamkeit benötigt er aber bei allen intellektuellen Qualitäten den festverankerten Fonds eines zuverlässigen, jederzeit anwendungsbereiten, gediegenen positiven Wissens. Und dieser schlagfertige eiserne Bestand muß in seiner Verfügbarkeit genügend erprobt sein.

Zur Benützung seiner Kenntnisse braucht der Arzt ein gutes Gedächtnis, von dessen Sparten indessen das Namensgedächtnis das wenigst entwickelte zu sein braucht, namentlich das für wissenschaftliche Krankheitsetikettierungen. Und ein gutes Erinnerungsvermögen des Arztes gibt auch seinem Auftreten seinen Klienten gegenüber Sicherheit und diesen hinwiederum ein Gefühl der Sicherheit an ihm, das seine Wirksamkeit unterstützt und so auch für ihn selbst vorteilhaft ist. Das Gehirn des Arztes soll mit seinem subtilen, fein eingespielten Sinn für alles Pathologische, der ein tiefes Verständnis für das Normale voraussetzt und in sich schließt, auf die bekommenen Eindrücke mit der minutiösen Genauigkeit eines Präzisionsinstrumentes reagieren, sie rezipieren, registrieren und reproduzieren, wie ein Automat selbsttätig, ohne, aber auch mit Willenseinschaltung funktionieren, empfangen, aufnehmen, verarbeiten, behalten

und wiedergeben und ebenso ein Anklingen noch unberührter wie schon gespielter Saiten auslösen lassen.

Wo Wissen und gewöhnliches Erkenntnisvermögen nicht oder nicht allein zu diagnostischen Resultaten oder therapeutischen Direktiven führen, wo eine exakte Erkenntnis ausgeschlossen ist, da sollte die Intuition den Arzt, ersetzend und ergänzend, das Richtige treffen, ahnen, erraten und therapeutisch ergreifen lassen.

Aber auch da, wo mit den jedem zugänglichen Mitteln und Methoden hinreichend auszukommen ist, wird jene Gabe dem Arzte von großem Nutzen sein. Manchem ist sie gegeben; allen wäre sie zu wünschen.

Hier einschlägig ist das Kapitel von der Blickdiagnose, d. h. der Erkennung auf den ersten Blick — dieser vielverfemten ärztlichen Erkenntnisart. Ihre Möglichkeit, Berechtigung und die Befähigung zu ihr dürfte nicht geleugnet oder so geringschätzig abgetan werden, als sie in der Tat und in der Regel ihrer oberflächlichen, unwissenschaftlichen, speziell unnaturwissenschaftlichen Unexaktheit wegen, als Usance rohesten Empirikertums in Verruf steht, mit Kopfschütteln und Entrüstungszeichen behandelt und abgelehnt wird. Ohne die Berechtigung jener Erkenntnisform als Ersatz für eine sorgfältige, auf gründlicher, objektiver Untersuchung beruhende propagieren zu wollen, halten wir es für verfehlt, ebenso wie die Möglichkeit jener Erkennungswerte und die Fähigkeit manches Arztes für sie ihre Zulässigkeit abzusprechen. Allerdings ist sie nur unter Nachprüfung mittels genauer Exploration angängig. Diese darf und wird der ernste, gewissenhafte Arzt nie unterlassen und durch jene sich nie verführen lassen. Es ist deshalb kaum eine Gefahr in ihr zu befürchten, da eine solche nur für den ohnedies Leichtsinnigen bestehen mag; vielmehr ist die Übung und Pflege der Blickdiagnose und der Begabung hiezu als schätzenswerter ärztlicher Beigabe zu begrüßen.

Eine weitere Gabe, die der Therapeut haben soll, ist ein Direktions-, ein Organisations- und Dispositionstalent, das ihn instandsetzt, dem Patienten, seinen Angehörigen und Pflegepersonen die nötigen vielseitigen Anordnungen und Anregungen zu geben und deren Ausführung zu überwachen.

Außer den positiven intellektuellen Eigenschaften, die der Arzt haben soll und deren Gegenteile sich damit von selbst als Mängel bedeutende Minderwerte verstehen, sind noch in negativer Hinsicht einige Momente hervorzuheben, deren der Arzt entraten soll. Obwohl er seinen Patienten gegenüber mit einer auf das Bewußtsein bestmöglicher Pflicht-

erfüllung gründbaren Sicherheit auftreten soll, möge er sich nicht in der Weisheit scheinbar dichten Mantel hüllen, der in Wahrheit doch vielfach verdammt fadenscheinig ist. Und so sehr er von seinem Patienten Vertrauen fordern muß, soll er, namentlich Außenstehenden gegenüber, nicht eine starre Heilsautorität für sich beanspruchen, strotzend in der Plethora seines „profunden" Wissens, sich nicht in stets und breit herausgekehrter Korrektheit, Doktrinarität und Schulmeisterlichkeit gefallen, nicht einen philosophus in scena des Krankenzimmers machen oder gar eine Justitiarpose annehmen, da ihm die Rolle eines Richters am wenigsten zukommt, soweit es sich nicht um die Erkrankung selbst handelt.

Was schließlich der Arzt neben all seinem Kennen und Können mit als Unerläßlichstes benötigt zur Erfüllung seiner vielseitigen Aufgaben und in den Seelenkämpfen, die keinem Arzte von tieferem Gemüte erspart bleiben, — das ist ein besonnener Kopf bei aller Energie und aller Warmherzigkeit, die dem Kranken so wohl und not tut.

Damit kommen wir auf die moralischen Qualitäten, die dem Arzte vonnöten sind.

Er soll empfindsam sein, jedoch nicht im sprachgebräuchlichen, beigeschmackbehafteten Sinne von rührsam, sentimental, supersensitiv, überempfindlerisch, sondern in dem jener gesund feinfühligen Art, die Goethe meinte, als er einmal von einem Dichter — ich glaube, es war Manzoni, der Schöpfer der „promessi sposi", — sagte, er habe Sentiment, sei aber nicht sentimental — eine Eigenschaft, die man bei Arzten auch relativ selten findet. Der Arzt soll ein fein differenziertes Nervensystem haben, aber kein „nervöser" Mensch sein und ebensowenig ein naturwissenschaftlerisch-krafthuberisches Rauhbein, das, durch die Schule der Vivisektion im weitesten Sinne gegangen (wozu auch die Zuvielschneiderei am lebenden Menschen gehört), abgestumpft ist und im Koller einer realistischen, naturalistischen, mechanistischen Weltanschauung das Gefühlsleben des Kranken übersieht. Der Arzt muß ein unerschrockener, entschlossener, willens-, spann- und tatkräftiger, durchdauernder Mensch, darf aber nie ein rücksichtsloser Draufgänger, ein derber, rüder, gemütsroher, grober, brutaler Fant sein.

Er soll nicht subjektiv sein, darf nie vergessen, daß er es in seinem Berufe auf Schritt und Tritt mit veränderten, in abnormen Zuständen befindlichen Menschen zu tun hat, denen er auch ihre häufigen Animositäten nicht übelnehmen darf und denen gegenüber er mit seinen eigenen Empfindungen zurücktreten muß. Er darf aber auch seine Objektivität nicht

insofern mißverstehen, als er vergißt, daß er mit lebendigen, ja sogar eben mit alterierten Menschen zu schaffen hat, mit denen im besten Sinne des Wortes menschlich umzugehen ist und nicht wie mit einem toten, fühllosen Objekt, einem zu numerierenden und rubrizierenden „Fall".

Der Arzt muß von wahrhaft *ritterlicher* Gesinnung sein, im umfassendsten und höchsten Betracht des Begriffes: „*Edel, hilfreich und gut*", *zartfühlend, diskret, liebevoll, seelisch eingehend*, mit *Tröstergaben* reich ausgestattet, *hingebend, selbstverleugnend, geduldig, langmütig, nachsichtsvoll, treu, beharrlich, ausdauernd, selbstbeherrscht, gefaßt*, die *Haltung* nie verlierend, *standhaft, tapfer, mutig, entschlußfähig, resolut, heldenhaft*. Wie viel Heroismus dieser still wirkende Stand, die Arztschaft, voraussetzt und wie viel in der Tat in ihm zu finden ist, das wird in den breiten Schichten der Menschheit, wir wollen nicht einmal sagen, zu wenig bedacht, aber zu wenig berücksichtigt, gewertet, geschätzt, gelohnt. Es ist ein besonders großer Einsatz, besonders große Gefahren, Opfer an Gesundheit und sonstigen Gütern, Lebensgenuß, Familien- und anderen Daseinsfreuden, die der ebenso schwere als — richtig erfaßt — schöne und hohe Beruf des Arztes von diesem fordert, und groß ist die *Entsagungsfähigkeit*, die *Bereitschaft* der Vertreter des Arzttums zum *Verzicht* und zur Erfüllung der größten Menschenpflicht, des höchsten Existenzzwecks, der Nächstenhilfe, in ihrer schwierigsten Form. Echte *Gesinnungstüchtigkeit, Gesinnungsfestigkeit, Gesinnungsadel, unbedingte Vornehmheit* des Charakters, ein *Mannes-* und ein *Menschentum* von *strengster Ehr'* und *Würde, Gewissenhaftigkeit, Vertrauenswürdigkeit* ist für den Arzt gerade gut genug.

Die letztere beruhe vor allem auf der *Ehrlichkeit* seines *Wesens, Wollens* und *Wirkens*.

Was die *Wahrheitsliebe* des Arztes betrifft, so muß diese Tugend eine Grundveste seines Naturells sein, — er muß sie starkhalten in erster Linie als Fahnder, muß sich stets seiner hohen, weitgehenden Verpflichtung zu ihr gegenüber der Welt bewußt sein, darf sie aber den Kranken gegenüber nur so weit betätigen, als es deren Wohl zuläßt. Sobald aber im Hinblick auf dieses die Aufrichtigkeit des Arztes irgendwie nachteilig oder doch gefährlich erscheinen muß, heiligt der Zweck, die Erfüllung des notwendigen Gebotes der Rücksicht, sogar die Unoffenheit — sei sie nun

ein Mittel, um nicht zu schaden, oder gar zu nützen. Suprema lex morbidi salus ist die oberste Arztmaxime. Wie an diesem Prinzip, so ist, glauben wir, an jener Konsequenz nicht zu rütteln. Im Einzelfall richtet sich das Verhalten, die Grenze, an die er gehen darf, nach der Ein- und Weitsicht, dem Takt und der Erfahrung des Arztes und der Eigenart des Patienten.

Wir stehen also nicht an, zu bekennen, daß der Arzt unter gewissen Umständen lügen darf und geradezu soll, wo es die Umgehung einer Schädigungs- oder die Gewinnung einer günstigen Beeinflussungsmöglichkeit gebietet. Wir betonen das, auch auf die Wahrscheinlichkeit, ja Sicherheit hin, mit dieser Ansicht zahlreiche Gegner zu haben. Es gibt eben auch in der Normal-Ethik Ausnahmen von der Regel, Momente, wo die Allerweltsmoral um jeden Preis, die Theorie von der Praxis ad absurdum geführt wird, wo das, was sonst Tugend, Untugend und diese zur Pflicht wird. Und sogar von solcher gibt es Ausnahmen, da, wo eine ausdrückliche Willenskundgebung, Aufforderung eines Kranken, ein Hinweis auf seine Auffassung von Leben und Tod und vorletzten Dingen, dringende Bitten aus religiösen Gründen, besondere Sachlagen, gerichtliche Entscheidungen, Rechtsmaßnahmen im schweren Interesse ihm anliegender Personen den Arzt zwingen, selbst von dem besten, durchschlagendsten Grundsatz abzugehen, ihn zu durchbrechen, um nicht den ihm teuren Kranken schwerwiegende, traurige Wahrheiten aus ungeschulterem Munde vernehmen zu lassen. Wo der Arzt so einer vis major weichen und eine harte Tat einem noch größeren Übel vorziehen muß, bleibt die relativ größte Schonung des Kranken seine Pflicht. — Alles, was dem Edelmut zuwiderläuft, muß er stark genug sein, wirksam zu bekämpfen. So auch stark genug in jener Not zu lügen. Nur ein s t a r k e r Mensch kann ein rechter Arzt sein.

Wie der Arzt an sich „ein Ritter ohne Furcht und Tadel", ein Aufrechter sein soll, so darf er auch seinen Kranken gegenüber nie ein verstimmender, bedrückender, sondern muß ihm immer ein aufrichtender Berater und Betater sein. Fort mit der bekannten, berüchtigten Romanfacies, der Leichenbittermiene, von der es da oft heißt: Der Arzt machte ein finsteres Gesicht; was allerdings in der Wirklichkeit noch viel zu oft zu sehen ist! Wie kein Dunkelmann der Gesinnung, so weder einer des inneren noch des äußeren Gesichtes, des Ausdrucks, darf der Arzt sein, kein Schwarzmaler, kein Angst- und Bangemacher! Das verträgt sich mit seiner Stellung nicht; es müßte denn sein, daß es aus krankenerzieherischen

Gründen geschieht, um mit der Peitsche der Furcht, der Sorge, auf in der Religion der Furcht erwachsene Geschöpfe zu wirken. Sonst steht der Humor im Verkehr mit dem Kranken, bei allem Ernst der Berufsauffassung, dem Arzte besser an, ja er soll gelegentlich — auch zu erzieherischem Zweck — sogar im Finden eines eventuell kräftigen Wortes nicht verlegen sein, ohne zu den Spöttern von Gewohnheit zu gehören.

Was das Temperament betrifft, so taugt der Melancholiker wie der Choleriker als solcher jedenfalls am wenigsten zum Arzte. Wenn sich auch der reine Sanguiniker und Phlegmatiker nicht dazu eignet, so sind Quentlein ihrer Art in der Temperamentmischung des Arztes jedenfalls eher zu begrüßen. Daraus, daß das, was man Kaltblütigkeit nennt, und Warmherzigkeit in gleicher Weise beim Arzte anzutreffen sein soll, ergibt sich die Komplikation und Schwierigkeit der besten Temperatur ärztlichen Wesens. Wie darin Kühle und Gelassenheit der Vernunft und Lebhaftigkeit des Denkens zu finden sein sollen, so darf stramme Fassung und Haltung des Gemüts Wärme und Innigkeit des Fühlens nicht ausschließen. Gleichmaß und Konstanz der Stimmungen, dabei Liebenswürdigkeit, eine möglichst vielen sympathische Art sind die Hauptanforderungen an das Temperament des Arztes, denen zu genügen durch die Zahl und die Divergenz der Charaktere der Kranken sehr schwer ist, die nichts sicherer gemein haben als die Tatsache ihrer abnormen Reiz- oder Depressionszustände; wozu noch als ungemeine Erschwerung die vielen besonderen Verhältnisse und Umstände der oft so heiß ersehnten und doch so oft und gern verpönten ärztlichen Arbeit kommen.

Ebenfalls die Eigenart seiner Arbeit ist es, die Eigenschaften erklärt und rechtfertigt, die mehr oder minder scharf ausgeprägt im Arzte wohnen: Selbstbewußtsein, Selbstvertrauen, Stolz im guten Sinn. Sie entwickeln sich besonders aus der großen, Leib und Leben seiner Mitmenschen betreffenden und alleinigen Verantwortlichkeit des Arztes, wie sie der der höchsten Stellen anderer Berufe gleichkommt. Der Arzt muß allein alle leitenden Gedanken haben und ist ausschließlich seinen Schützlingen und deren Angehörigen, seinem Gewissen, dem Strafrichter und Gott, sonst niemand, keinem Vorgesetzten verantwortlich. Das muß und darf zu einem gewissen Autoritätsgefühl beitragen. Es darf aber nicht zum Selbstherrlichkeitsdünkel ausarten und den Arzt

bei aller berechtigten Konsequenz seines Handelns nicht zu einer Starrnackigkeit verleiten, in der er sich im Laufe seiner Arbeit sich ergebender Veränderungsbedürftigkeit ursprünglich ergriffener Maßnahmen verschließt, und ihn nicht seine Mobilität insoferne einbüßen lassen, als er nicht mehr wie ein kluger Feldherr oder Schachspieler seine anfänglichen Dispositionen wechselt, seine Faktoren verschiebt und richtet nach denen des Gegners, sich dessen und seiner eigenen Aktions- und Endmöglichkeiten, Leistungsgrenzen und -Ziele möglichst bewußt. Und er darf nicht dazu verführt werden, sich als sichtbaren, peinlichen Forscher mit der unerforschlichen Gelehrtenmiene zur Schau zu stellen, sich als achten Weltweisen aufzuspielen, der ja doch so oft und schnell ad absurdum geführt wird, den hohen Amts- und Würdenträger zu markieren. So ekelhaft die billigen Kniffe und Pfiffe, Taktiken und Praktiken von Gewerblern, von Geschäftsleuten am Krankenbette sind, so schlecht nehmen sich mindestens in den Augen gebildeter Patienten (aber auch andere sehen und schauen oft schärfer als jene Akteure selbst!) die Kinkerlitzchen aus, in denen sich derartige Koryphäen, Kapazitäten, Autoritäten und Dignitäre gefallen — und wie die äre und äten sonst benannt werden mögen. Einfach, schlicht und uneitel sei der Arzt. Ist Eitelkeit beim Mann schon etwas besonders Widerwärtiges, so potenziert sich das noch um ein Wesentliches beim Arzt.*) Solches Auftreten dient keinem, ist weder dem Arzt noch dem Kranken von Nutzen, dessen Förderung das beste Kriterium des Arztes ist.

Frei von Mätzchen und Äußerlichkeiten, abhold allem Spielerischen, und umsomehr *mit ganzer Seele bei seiner Sache* soll der Arzt sein, *spontan und gern, arbeitsfreudig, fleißig, rührig, unermüdlich im Weiterlernen* all' sein' Schaffenstage, immer an sich fortbauend und steigernd, und so auch seine Übung und Erfahrung im Gebrauch nicht nur seines Wissens und technischen Könnens, sondern auch all seiner psychischen Qualitäten vervollkommnend.

Zur Erhaltung seiner Gesundheit, seiner *seelischen Harmonie* und seines *psycho-physischen Gleichgewichts* muß er auch seiner Lebensführung unentwegte Aufmerksamkeit zuwenden. Er darf sich z. B. nicht durch exzedierende Lebensweise schädigen, wie durch Alkohol-, Alkaloid- (Rauch- usw.) Überkonsum chronisch vergiften. Auch soll er

*) Fürst Bismarck sagte bekanntlich oft, daß die Eitelkeit eine Hypothek auf den Charakter sei, mit der man leicht bankerott werde.

möglichste Arbeitsökonomie halten, was allerdings in seinem Berufe besonders schwierig, aber ein Hauptpunkt der Körper- und Seelenhygiene ist, die zu treiben für ihn so dringend nötig ist. —

Je mehr er der bezeichneten Qualitäten nicht nur besitzt, sondern auch zu erhalten und zu verwenden vermag, ein desto besserer Arzt in höherem Sinne wird er sein, um so mehr wird er mit seinem hohen und gesunden Menschentum das leidende seiner Kranken umfassen, beherrschen, führen können. Zu solchem Behufe soll er alles in allem eine überlegene, am besten machtvolle Persönlichkeit sein, die wie die eigenen Qualitäten auch ihren Beruf richtig erfaßt und betätigt, der ein dienender Herrenberuf ist. Je mehr er ein Begnadeter, — ich will nicht sagen, eine äußerlich faszinierende, — aber eine innerlich überragende Erscheinung ist, von der ein starkes und stärkendes Fluidum ausstrahlt, um so beglückender wird er seinen Posten ausfüllen. Weniger weiche Samariterfrömmigkeit als markige Stämmigkeit braucht der Arzt, an der man sich halten kann.

Und noch eines möge er sein, was unserer exaktwissenschaftlichen, auf ihre kritische Forschung mit Recht stolzen Schule nicht so gilt, so sehr gerade ihre Bahnbrecher es brauchen: Dichter-, Sehersinn soll der Arzt haben, der ihn als Leib und Seele, gesunde Menschen reproduzieren helfenden Künstler ergänzt; ein für das Richtige phantasiebegabter Vor-, Mit- und Nachempfinder soll er sein. Und auch die ganze Begeisterungsfähigkeit, der Idealismus eines Künstlers für sein schönes Werk soll in ihm leben.

Charakteristisch für eine Verwandtschaft des Arzttums mit dem Künstlertum ist die gewiß auch auf andere Gründe zurückgehende, auffallende, merkwürdige und doch darum nicht geheimnisvolle Tatsache, daß sich unter den Poeten viele Ärzte befinden und umgekehrt (cfr. Lingg, Justinus Kerner, Schnitzler, Schönherr usw. usw.)

Aus je höheren Gesichtspunkten, wie schließlich jeder, so besonders dieser exquisit mühevolle Beruf betrachtet wird und werden kann (— er selbst läßt es in selten reicher Weise zu —), um so mehr und dauernder wird er dem, der ihm obliegt, lieb bleiben, während er simplen Tretmüllern sofort zum Handwerk herabsinkt.

Auch aus diesem Grunde ist ein hohes psychisches Kulturniveau des Arztes eine Angelegenheit von großer Wichtigkeit.

Vor allem aber, weil die notwendige Individualisierung am Krankenbett, in Diagnose und Behandlung, die dem ganzen, lebendigen, beseelten Wesen, nicht Teilen, nicht dem Körper allein zu gelten hat, einen Psychologen voraussetzt, indessen ein in der eigenen Seele Geringer oder ein Oberflächer nicht die Seele der anderen, der Kranken, erkunden und beeinflussen kann. —

Wir sehen, daß zu einem rechten Arzte viel und vieles gehört und daß die Gründe dieser Erfordernisse bei näherer Betrachtung gewichtiger sind, als sie auf den ersten Augenblick scheinen.

Wir sehen, daß der Arzt ein fein (weshalb das Weib sich in vieler Hinsicht zu dem Berufe eignet) und anderseits ein robust organisiertes Wesen sein muß. —

Kein starres System, keine Schablone wollten wir mit unseren Erörterungen aufstellen, nur auf Hauptpunkte hinweisen, die uns Wesentliches bedeuten. So groß auch dabei die graduellen Unterschiede sind und sein können, — eines muß Allen, den Großen und den Kleinen im Reiche der ärztlichen Kunst, wie schließlich in aller gedeihlichen Werkschaft, gemeinsam sein: ein Ganzer zu sein.

Sind die unerläßlichsten Anforderungen an das ärztliche Gesamttalent im Wesen eines Arztes erfüllt, so wird der Erfolg seines Wirkens nur noch bedingt von der jeweiligen Verfassung des Arztes in praxi. Wir dürfen auch bei ihm nicht vergessen, daß er bei aller Selbstzucht wie jeder Mensch dem Wechsel der Zeit und all der in jedem Augenblick auf ihn Einfluß nehmenden tausend bekannten und unbekannten Faktoren seiner Um- und Inwelt unterworfen ist, von deren Schädigungen er sich freilich soviel wie möglich frei zu machen und zu halten suchen muß, zumal ja Arzt sein auch heißt: den Groß- und Kleinteufeln des Lebens — auch und vor allem des eigenen — gegenüber ein Herrscher sein, kein Beherrschter!

Den biologischen und moralischen Charakter kann man keinem, kann keiner sich geben, aber bildungsfähig und beherrschbar ist er. Und ein Hauptkriterium für die Zulassung zum ärztlichen Berufe soll er sein, der kein Versorgungspferch für geist-, herz-, seelenmatte Kostgänger ist.

Fragen wir uns nun, was die Schule zur Auswahl, Erziehung, Durchbildung, ja nur zur Anbildung, gedeihlichen Einführung leistet, so muß uns das Ergebnis bedenklich karg und armselig erscheinen trotz mancher

guten Ansätze neuer regeneratorisch tätiger moderner Geister im ihnen verwandten Geiste der guten alten Zeit, wir meinen der vorspezialistischen, vor-versicherungsgesetzlichen usw., die wirklich in der psychologischen Schulung und Tätigkeit der Mediziner besser war als die heutige. Auf Kosten dieser und damit der Kranken und der Ärzte selbst wird zudem ein zu sehr nach der theoretischen, verallgemeinernden Begriffsbildung gravitierender Unterricht erteilt, und mit solch schon an sich einseitiger Unterweisung die ganze Vorbereitung in bedenklichster Weise vereinseitigt. Und wie überhaupt, so ist namentlich nach der inneren Eignung die junge Mannschaft zu ungesichtet und ungesiebt. Eine strenge Prüfung der Wesensart der Aspiranten, — derer, denen künftig Leben und Gesundheit der Menschen überantwortet, — denen sie in ihren Leiden anvertraut werden soll, müßte schon bei ihrem Eintritt in die hohe Schule statthaben. Die damit zu ermöglichende Selektion wäre der beste, glücklichste, rechtzeitigste Antagonismus gegen die notorische Überfüllung des ärztlichen Standes, zu dem sich die Allzuvielen drängen, die nicht berufen werden dürften, weil sie nicht dazu berufen *sind*, viel weniger auserwählt, — von Natur. Der Zustrom zu diesem Beruf, in dem nur die innerlich dazu Bestimmten Platz finden sollten, ist geradezu zu einem Notstand gestiegen, zu einem wirtschaftlichen und moralischen, weil er auch mit Schuld trägt an der argen Vernachlässigung der seelischen Pflege und Schulung, der Erziehung des Nachwuchses in der eigenen Psyche und in seinem Verständnis für die der Kranken. Die großen Fakultäten mit dem großen Kranken-„Material" werden von erdrückenden Schwärmen Studierender heimgesucht, und ein persönliches Verhältnis, in das Student und Lehrer zu obigem Behufe so dringend nötig kommen sollte, wird damit ausgeschaltet.

Es gäbe tüchtige Elemente genug, die nach solcher Belehrung lechzen und für sie empfänglich wären. Sie müssen ihren Weg selber finden, der ja freilich, wenn der richtige, dann auch bestvertraute ist, — aber oft mit manchem sonst unterbleibenden mißlichen Fehlschritt und Zeitverlust; er wäre rascher und sicherer und leichter mit weniger Kräfteverbrauch für Schüler und Schul-Patienten zurückzulegen mittels rationellerer, pflichtgerechterer, vollständigerer und richtiger betriebener Schulung. Sie wäre eine Wohltat für die leidende Menschheit und würde manche Fehlfrucht am Baum des Arzttums vermeiden.

Die Besserung heischenden Mißstände sollen nicht nur die zur Reform Berufenen, sondern auch das breitere, namentlich auch das gebildete

Publikum immer wieder vorgehalten bekommen, das für den zu schaffenden Wandel ein entsprechend tieferes Bedürfnis und Verständnis hat, und deshalb gehören diese Gedanken in eine Zeitschrift wie die vorliegende, in der Kulturfragen für weitere Kreise zur Diskussion gestellt werden. Und gewiß nicht der geringstwertige Gegenstand solcher Art ist die psychische Verfassung des Arztes.

Das Publikum soll wissen, was die Allgemeinheit von der Krankenbehandlung respektive von diesem wichtigen Faktor derselben zu verlangen einen durch das Recht ans Leben und die Pflicht für dasselbe von der Schöpfung verbrieften Anspruch hat.

Dr. Sigurd Ibsen

Staatsminister a. D.:

Literarische Erotik.

Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Rhea Sternberg.

I.

Wie gewöhnlich hat die Weihnachtszeit auch in diesem Jahr eine Hochflut schöner Literatur gebracht. Da ich nicht Rezensent bin, ist es durchaus nicht meine Absicht, mich auf die Frage einzulassen, ob der Gehalt der Erzeugnisse dieses Mal über oder unter dem jährlichen Durchschnittsniveau steht: ich darf es um so weniger, als ich nur einen Teil der Bücher gelesen habe, die den Markt überschwemmten. Aber diejenigen, die ich jüngst kennen lernte, und es sind nicht wenige, haben allerdings einen Eindruck in mir befestigt, der, glaube ich, zur Sprache kommen sollte. Es ist mir schon lange aufgefallen, jedoch nie in dem Grade wie jetzt, wie wenig Fühlung die schöngeistigen Schriftsteller mit modernen Zuständen zu haben scheinen. Besonders hervorstechend ist dieses Verhältnis, oder richtiger dieser Mangel an einem Verhältnis in der neuesten norwegischen Bücherernte, aber es wäre unbillig, zu verschweigen, daß auch anderswo bis auf wenige Ausnahmen der Kontakt fehlt, der zwischen dem Zeitalter und der Dichtung vorhanden sein sollte.

Wir leben doch wahrlich in einer Zeit, die der Einbildungskraft den weitesten Tummelplatz zu bieten scheint. Bahnbrechende Erfindungen sind im Begriff, unsere äußeren Lebensbedingungen in Grund und Boden zu verändern. Die Gemüter sind voll Unruhe und Gärung, überall ein chaotisches Streben nach neuen Formen, überall revolutionäre Mächte, die gegen autoritäre kämpfen, ein Kulturbewußtsein, das eingewurzelte Schranken sprengen will. Die uralte Rangordnung zwischen Mann und Weib steht im Begriff, sich zu verschieben, die gelbe Rasse erscheint auf der Weltbühne im Mitbewerb mit der weißen, die Arbeiterheere des

Sozialismus belagern die Festung der privilegierten Klassen, während andererseits das Kapital gewaltige Zusammenschlüsse bildet unter der Führerschaft von Männern, die den kriegerischen Abenteurern der Renaissance, zuweilen sogar den politischen Eroberern zu vergleichen sind.

An all diesen Erscheinungen nimmt die schöne Literatur nur gelegentlich Teil. Eine zukünftige Kulturforschung, die mit Bezug auf den geistigen Habitus unserer Zeit keine andere Quelle hätte, aus der sie schöpfen könnte, als Romane, Dramen und Gedichtsammlungen, müßte unbedingt zu dem Resultat gelangen, daß die europäische Menschheit zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts von einer fixen Idee beherrscht gewesen sei, die alle andern Gedanken in den Schatten stellte, nämlich von einem unersättlichen Interesse für das Geschlechtsleben. Denn tatsächlich drehen sich ja neun Zehntel der belletristischen Produktion um nichts anderes als um Sexualverhältnisse und was damit in Verbindung steht: um erotische Verwicklungen, erwiderte oder hoffnungslose Liebe, geknüpfte oder gelöste Liaisons, eheliche Konflikte, Treubrüche und Scheidungen. Das übrige Zehntel, die Erzeugnisse, deren Hauptgegenstand nicht den geschlechtlichen Beziehungen angehört, bedient sich doch gern eines sexuellen Einschlags. Eine historische Persönlichkeit oder ein soziales Problem wird nicht leicht Gegenstand der dichterischen Behandlung, ohne daß eine kleine Liebesaffaire oder dergleichen hineingeflochten wird, um den Stoff anziehender zu machen; das ist nun einmal der Zoll, der in der Regel erlegt werden muß, wenn das Buch als schöngeistige Ware passieren soll. Es gibt ein paar Opern, Méhuls „Joseph in Ägypten" und Massenets „Gaukler", die nur Männerrollen enthalten, aber ich möchte den Romanschriftsteller oder Dramatiker sehen, der sich erkühnte, ein Werk zu schreiben mit vollem Verzicht auf das weibliche Element.

Dieses literarische Hervorheben des Sexuallebens gibt insofern ein verkehrtes Bild, als das Verhältnis zu dem andern Geschlecht, wenigstens was den Mann anbetrifft (ich meine den normal konstituierten Mann), gar nicht die große und verhängnisvolle Bedeutung hat, die, nach den Büchern zu urteilen, man anzunehmen geneigt wäre. Für ihn liegt der Schwerpunkt des Daseins auf ganz andern Gebieten. Wer eine Arbeit hat und sich einer Aufgabe bewußt ist, wird der Erotik nicht viel Platz und Zeit einräumen; sie wird ihm wohl die pikante Sauce sein, die verlockende Garnitur, das heftige und oftmals auch wertvolle Stimulans, aber doch stets nur eine Zugabe, nie eine Hauptsache, noch weniger eine Lebenssache. Im klassischen Altertum, dessen Welt überhaupt mehr vom männlichen

Geist geprägt war als die Gesellschaft, in der wir leben, nahm ja auch in der Literatur das Geschlechtsverhältnis nicht die zentrale Stellung ein, die es jetzt behauptet. Die Zeit entbehrte allerdings der Erotik nicht, das beweisen uns Anakreon, Ovid und manche andere, doch diese wurden nicht zu den ersten Schriftstellern gezählt, und die Werke, die die Höhepunkte der antiken Dichtkunst bezeichnen, die homerischen Gesänge, die attische Tragödie, wie sie in Äschylos und Sophokles gipfelt, bewegen sich nicht in der Sphäre der Liebeshändel.

II.

Hiermit soll jedoch nicht gesagt sein, daß die Sexualliteratur ein Exponent für eine vorwiegend moderne Empfindungs- und Denkweise sei. Ihr Ursprung ist im Gegenteil von ehrwürdigem Alter; sie rührt nämlich von der Zeit her, da sich Christentum und Lehnswesen begegneten und gemeinsam die Romantik des Mittelalters erzeugten.

Das Christentum mit seinem mystischen Begriffe der Liebe, seiner asketischen Geschlechtsmoral, seinem Kultus der Maria, der jungfräulichen Mutter, verursachte eine erotische Überspanntheit, die sich in der ritterlichen Frauenverehrung äußerte. Dazu gibt es nirgends sonst ein Seitenstück. Für den Wilden ist die Frau ein Arbeitstier, für den Orientalen ist sie ein Luxusgegenstand, für die antike Welt war sie ein nützliches, aber untergeordnetes Geschöpf. Der strenge Demosthenes sagte: „Wir halten uns Geliebte zu unserm Vergnügen, Kebsweiber zum täglichen Gebrauch und Ehefrauen, damit sie uns eheliche Kinder schaffen und für unser Hauswesen sorgen." Erst die feminisierende Geistesmacht des Christentums machte das männliche Gemüt empfänglich für gewisse Seiten der weiblichen Natur, die bis dahin nicht gewürdigt worden waren, und hatte das sexuelle Verhältnis früher einen nüchternen Charakter gehabt, so nahm es jetzt geradezu schwärmerische Formen an. Für jeden Ritter wurde ein Seelenbund mit einer edeln und tugendhaften Frau eine Notwendigkeit, und die Damen teilten ihre Person in zwei Hälften: der Körper, dieser schnöde Stoff, gehörte dem Ehemann, während die Seele dem Auserwählten ihres Herzens vorbehalten war.

Nie ist wohl so viel über das Wesen der Liebe gegrübelt worden wie zur Zeit der Minnesänger, eine ganze Literatur, ja, förmliche Gerichtshöfe entstanden, die Zwistigkeiten zwischen Liebespaaren ausglichen und

allerlei spitzfindige Fragen entschieden über das, was in der Liebe erlaubt oder verboten sein sollte. In der Moral des Mittelalters, der der Aristokratie, war die geläuterte Liebe die große Triebkraft; ihre Bedeutung entsprach der des Vaterlandsgefühls in der Ethik der Alten. „Die Liebe", sagte der Troubadour Raimbaud, „macht die Besten besser und kann den Schlechtesten Wert verleihen."

Wie schon erwähnt, ist diese romantische Liebe ein kombiniertes Erzeugnis der Religion und des Feudalismus. Das religiöse Element geht um in der exaltierten Verehrung, deren Gegenstand die Geliebte ist, und das feudale Element bekundet sich in dem Verhältnis des Ritters zu seiner erkürten Dame als dem Verhältnis zwischen Vasall und Lehnsherrn entsprechend. Diese freiwillige Unterordnung des Mannes unter eine Frau, zu der er aufblickt, erscheint zum ersten Mal in der mittelalterlichen Periode und ist der Ursprung dessen, was heutzutage, da der Feudalismus verschwunden ist, noch immer Ritterlichkeit genannt wird. Deren Begriff war dem griechischen und römischen Altertum unbekannt, und vergebens würde man ihn bei zeitgenössischen Völkerschaften suchen, die außerhalb der abendländischen Tradition stehen, wie bei den Arabern, Türken, Persern und Ostasiaten.

Das Ritterwesen entstand, wie man weiß, in Frankreich und Deutschland, von diesen tonangebenden Ländern aus verbreitete es sich weiter, und besonders fand das Beispiel Nachahmung durch die Kreuzzüge, die die verschiedenen Nationen miteinander in Berührung brachten und dadurch zur Bildung einer gemeinsamen europäischen Kultur beitrugen, in der die ritterlich romantische Liebe eine hervorragende Rolle spielen sollte. Doch es darf nicht verschwiegen werden, daß sich in dieser Liebe manche Widersprüche zeigten zwischen Theorie und Praxis. Im Prinzip war die Liebe platonisch und das Verhältnis nur geistiger Natur, aber die Medaille hatte ihre Kehrseite, der Körper war schwach, und wie es in Wirklichkeit stand, davon erzählen Chroniken und Romane mit aller wünschenswerten Offenheit. Dazu kam, daß die Romantik sich bewußt in Gegensatz zur Ehe stellte. Es gehörte mit zur Etikette, daß der Ritter sich dem Dienst einer Frau weihte, aber, wohlgemerkt, niemals derjenigen, die er selbst als Gemahlin besaß, und gleichviel, ob die Angebetete unverheiratet oder an einen andern Mann gebunden war. Ein Moralist wird daher die Erotik des Rittertums mit gemischten Gefühlen betrachten. Doch was er auch über ihre Auswüchse sagen mag, den idealen Kern wird er ihr nicht absprechen können. Die Vorstellung von einer Liebe, die über das sinnliche Gebiet

hinausragt, von einer durch und durch beseelten Liebe hat ihren Ursprung in der Romantik.

Es geht oft mit Geistesrichtungen, wie es mit Moden und Trachten geht: sie finden den Weg von den oberen Klassen zu den unteren. So auch hier; die romantischen Anschauungen sickerten von den aristokratischen Höhen zu den breiteren Schichten herab, bis sie schließlich die ganze Gesellschaft durchdrangen. Diese Allgegenwart behaupten sie noch immer, unsere Auffassung von Liebe steht noch heute im Zeichen der Romantik, und daß es nicht anders geworden ist, dafür hat die Literatur gesorgt. Es ist, als hätten die Schriftsteller sich verschworen, das Geschlechtsleben niemals ruhen zu lassen, die sexuelle Phantasie immer und ewig anzustacheln, die Gefühle zu komplizieren, und in dieser Beziehung haben sie auch Großes ausgerichtet.

III.

Denn wenn die Dichtung ihre Modelle aus dem Leben nimmt, so modelliert sich dafür das Leben vielfach nach dichterischen Vorbildern. Das Benehmen des Kulturmenschen in gewissen Situationen und seine Auffassung von vielen Verhältnissen ist häufiger, als er es weiß, auf den Einfluß von Büchern zurückzuführen. Ein klassisches Beispiel für poetische Suggestion findet sich in Dantes „Göttlicher Komödie", in der Erzählung, wie Francesca da Rimini und Paolo Malatesta von unwiderstehlicher Liebe ergriffen werden zur Stunde, da sie beisammen sitzen und in einem Buch von Lancilottos Liebe lesen. Aber das ist nur das Prototyp eines Herganges, der sich unzählige Male wiederholt.

Die Sache ist die, daß die Dichter durch das Prestige ihrer Werke, aber auch durch den Nachahmungstrieb, der so tief in der menschlichen Natur wurzelt, einen Abglanz von ihrem eigenen exaltierten Gefühlsleben oder dem ihrer Gestalten auf Personen übertragen, denen diese Art Leidenschaft ursprünglich fremd ist. Man kann getrost davon ausgehen, daß innerhalb der gebildeten Klassen in den meisten Fällen das, was sich als Liebe ausgibt, zum großen Teil literarischen Einflüssen zuzuschreiben ist. Max Nordau bemerkt sehr richtig, daß die betreffenden Liebespaare, wenn sie nie einen Roman gelesen oder der Aufführung eines Schauspiels beigewohnt hätten, sich wahrscheinlich nicht in demselben Gemütszustand befinden würden. Sie lieben sozusagen mehr mit dem Gedächtnis als mit dem erotischen Zentrum. Mehr oder weniger un-

bewußt wiederholen sie Attituden und Szenen, deren Schilderung in Büchern oder deren Darstellung auf der Bühne sich ihrer Phantasie bemächtigt hat. Weder der Mann, der von einer Frau geliebt wird, die einigermaßen belesen ist, noch die Frau, die von einem Manne geliebt wird, dessen Gehirn voll literarischer Reminiszenzen ist, sollte sich infolge des Eindrucks, der bei dem andern Teil hervorgerufen wird, zu großen Illusionen über sich selbst hingeben. Denn dieser Eindruck ist nicht ihm oder ihr allein zu danken: Romeo und Julia, Werther und Lotte, Faust und Gretchen, die Helden und Heldinnen von hundert Erzählungen und Dramen haben den Boden zuvor bearbeitet, und was der andere Teil liebt, ist vielleicht nicht so sehr das leibhaftige Geschöpf, als vielmehr ein romantisches Ideal, dessen zufälliges Symbol er oder sie ahnungslos wird.

Die Literatur weckt ein hohes Sehnen und Ansprüche, die die Wirklichkeit selten befriedigen kann, und so kommen die großen Enttäuschungen. Titania erwacht aus ihrem Sommernachtstraum und entdeckt, daß er, dessen Schläfen sie mit duftenden Blumen bekränzt hat, ein Webergeselle mit einem Eselskopf ist. Der alternde Don Juan, der in einer stillen Stunde einen Blick zurückwirft auf sein bewegtes Liebesleben, muß sich selbst gestehen, daß die Vision, die in seinem Innern gelebt, sich ihm nie in Fleisch und Blut offenbart hat. Die Dichtung hatte ihm ein ätherisches, rätselhaftes, poetisches Wesen vorgespiegelt, aber nicht e i n Mal hat er gefunden, was er suchte. Anstatt eines Schwebens in den Wolken hat er bei der Frau einen ausgeprägten Sinn für das Praktische und Naheliegende konstatiert, dessen Bestrebungen namentlich auf Heirat und Nachkommenschaft gerichtet sind. Die Unergründlichkeit, die ihr zugeschrieben wird, kennt er sehr wohl: er hat sie besonders bei Damen der Gesellschaft gefunden, die nichts zu tun haben, und im übrigen ist er geneigt, ihre geheimnisvollen Launen und plötzlichen Sinnesänderungen auf Ursachen zurückzuführen, die in das Gebiet des Physiologen und Nervenarztes gehören. Und die Poesie der Frau? Er glaubt dahinter gekommen zu sein, daß die Frau sich zwar vorzüglich dazu eignet, die poetischen Saiten in Schwingungen zu versetzen, jedoch selbst nicht eigentlich poetisch veranlagt ist, wie ja auch die Geige nicht musikalisch genannt werden kann, weil man imstande ist, ihr die schönsten Melodien zu entlocken.

Aber dennoch! In gewissen Momenten ist er doch dagewesen, der erhabene Selbstbetrug, der göttliche Wahnwitz. Und hat die Dichtung manches Unglück auf dem Gewissen, hat sie zu verhängnisvollen Fehlgriffen, unsinnigen Ehen, überflüssigen Selbstmorden verleitet, so hat sie

andererseits das Dasein reicher gestaltet, indem sie über die Wirklichkeit hinausstrebte, menschliche Möglichkeiten erweiterte, die Fähigkeit zu lieben potenzierte. Sie hat das Geschlechtsverhältnis über die ursprüngliche Brutalität erhoben, auf einem Düngerhaufen hat sie eine Lilie hervorgezaubert.

IV.

Doch die Liebe allein ist nicht der Weg, die Wahrheit und das Leben, und außerdem hat die Poesie sie im Laufe der Zeit so erschöpfend behandelt, daß ihr schwerlich neue Seiten abzugewinnen sind. Nun, das kann man billigerweise auch nicht verlangen, aber mit Recht kann man fordern, daß der Schriftsteller, der sich daran macht, über diesen unverwüstlichen Gegenstand zu schreiben, etwas auf dem Herzen hat: Gestalten, Stimmungen und Situationen, die ihn selbst ergriffen haben und andere ergreifen können. Ein Buch von Liebe, das den Leser nicht hinreißt, sollte besser ungeschrieben bleiben, aber so verhält es sich allerdings mit den meisten.

Wir werden übersättigt mit bändereichen Schilderungen des äußerst gleichgültigen sexuellen Lebens recht uninteressanter Männer- und Frauengestalten, ihres sexuellen Glückes, ihrer sexuellen Widerwärtigkeiten: alles Variationen abgedroschener Dinge, bei denen sich unmöglich irgend welche Ausbeute gewinnen läßt. Es ist einfach literarisches Gefüllsel, meist von Gewerbetreibenden erzeugt, die alljährlich auf der Hut sind, sich um die Osterzeit inspirieren zu lassen, um die Ware pünktlich zum Weihnachtsmarkt fertig zu haben. Ein Seitenstück zu jener wohlfeilen Lyrik, die die alten Lieder von Mondschein und Vogelgezwitscher singt und jedes Mal, wenn der Frühling sich meldet, diese Tatsache so bedeutungsvoll findet, daß sie in Versen verkündet werden muß. Man gebe nur acht: in wenigen Monaten wird das unvermeidliche Gedicht von den ersten Anemonen in den Zeitungsspalten auftauchen. Der Lyriker wird wieder entzückt und erstaunt tun über dieses merkwürdige Phänomen: die erwachende Natur. Noch eher ein Grund zum Erstaunen wäre es unleugbar, wenn ein astronomisches Wunder den Frühling ausbleiben ließe.

Von dieser unangenehmen Eventualität können wir glücklicherweise absehen: der Frühling wird kommen, und der Sommer und der Herbst, und dann wird der Winter sich zur rechten Zeit einfinden und mit ihm eine neue Versorgung mit sexueller Literatur. Wenn doch die Kritiker übereinkämen, das nächste Mal mit ihren Rezensionen sparsamer zu sein.

Gewisse Erzeugnisse genießen wirklich eine unverdiente Ehre, indem sie als literarische Werke angekündigt werden. Ich für mein Teil betrachte sie zunächst unter einem sozialökonomischen Sehwinkel, und ich stelle es hiermit der wohlwollenden Erwägung des statistischen Bureaus anheim, ob nicht der Anlaß vorliegt, zu untersuchen, wieviel die Arbeit in Erotik jährlich gewissen Mitbürgern und Erwerbszweigen einbringen kann. Vor allem natürlich den Schriftstellern und Verlegern, aber dann auch den Korrekturenlesern, Druckereien, Papiermühlen, Buchhändlern und Buchbindern und, nicht zu vergessen, den Leimfabrikanten.

Rudolph Berthold Auerbach: Berthold Auerbach.

Ein Gedenkblatt zur Hundertjahrfeier, geb. 28. 2. 1812, gest. 8. 2. 1882.

„Die Macht und Weihe der Persönlichkeit des Künstlers ist es im letzten Grunde allein, was den Kunstwerken ewiges Leben gibt."

So schreibt Friedrich Bodenstedt in seinem Vorwort zu den „Shakespeare-Sonetten."

Macht und Weihe — als Grundbedingung für künstlerisches Fortleben! Diese beiden ethischen Faktoren sollen auch als Richtschnur gelten bei Betrachtung und Wertung unseres Dichters.

Viele noch heute Lebender haben ihn noch persönlich gekannt, wahren wohl auch manchen anmutigen, gewiß aber diesen oder jenen braven Zug, der ihm innewohnte und der ihn zu einer Persönlichkeit stempelte.

Viel Ur persönliches ist daher auch in seinen Werken. Der Beobachter guckte den Gestalten ab und zu über die Schulter, technisch ist ihm vielleicht gerade deswegen der Vorwurf nicht erspart geblieben, daß der Dichter zu sehr hinter seinen Figuren stehe und ihnen seine eigenen Reflexionen gebe. — Wenn Schreiber dieses bei der Niederschrift in seinen Ausführungen vielleicht ab und zu von einer Art — zärtlicher Vernunft — geleitet worden ist, so verschlägt das nichts an dem wahrheitsgetreuen Bilde, das an dem 100jährigen Gedenktag erscheinen soll. Die Schilderung in diesem Sinne hat nur dann Anspruch auf Authenticität!

Liebenswert und grundgütig war sein Naturell. Auf ihn paßt das Dichterwort: Wahre Liebe überwindet die Welt.

Liebe für die Menschheit und unzerstörbaren Humanitäts-Glauben, heilige Glut für seinen Beruf, so bot er das Bild des ausgeprägtesten Idealisten.

Ernst und groß erfaßte er seine Arbeit. Voll Schmerz schreibt er es nieder („Dramatische Eindrücke") nach einer Berliner Posse:

„Wie jämmerlich doch solches Possenzeug wirkt! Ich frage mich immer: Wo sind da die sittlichen Hebel, wenn wir unseres Volkes einst bedürfen." Das ist sein sittliches und literarisches Credo.

Die heutige Generation kennt ihn kaum.

Kennt sie etwa: Zschocke, Tieck (Des Lebens Überfluß) oder Clemens Brentanos rührende Geschichte vom „schönen Annerl"? Wohl ebensowenig.

Nicht der Tages-Stimmung und der Mode parallel sei daher die kritische Betrachtung Berthold Auerbachs durchgeführt, sondern, um ein Lieblingswort des von ihm hochverehrten Spinoza auf ihn selbst anzuwenden: „Sub specie aeterni".

Da muß denn doch vorweg gesagt werden, daß ein gut Teil seiner Schriften — Ewigkeits-Wert — besitzt.

Er ist nicht etwa vorangegangen auf dem vorher schon von anderen (Immermann, Brentano usw.) betretenen Wege der „Bauern-Geschichten", vielmehr wird der 28jährige am Rhein erst angeregt von seinen Vorgängern.

Er entwirft den Plan zu Geschichten aus seiner Heimat, zu seinen „Schwarzwälder Dorfgeschichten", die von fast einem Dutzend Buchhändlern abgelehnt, nach ihrem endlichen Erscheinen Berthold Auerbachs Ruhm erst eigentlich begründet und bis auf den heutigen Tag wacherhalten haben.

Anton Bettelheim, der treffliche Literar-Historiker und Biograph Auerbachs, sprach es aus bei Enthüllung des Auerbach-Denkmals (Cannstatt Mai 1909), daß Auerbach vorbildlich für viele gewesen sei. Anzengruber bekannte offen, daß sein Wurzelsepp und Steinklopferhans aus den Auerbachschen Gestalten Ivo und Lucifer geschöpft seien.

Aus dem Volksleben heraus hat er gestaltet, nicht nach der Art der von ihm selbst als „Spargelkopf-Esser" und „Pointen-Jäger" bezeichneten Genießlinge, sondern in der Erkenntnis dessen, was groß und schön auch im niedersten Volksleben als unvergängliches Gut ruht.

Auch in der schmutzigsten Pfütze spiegelt sich ein Stück des blauen Himmels.

Schon zu Lebzeiten hat Auerbachs Schreibweise Anfeindungen erfahren. Die Einen stießen sich an Auerbachs angeblich überschwenglicher

Sentimentalität — Fritz Mauthner persiflierte ihn in der „taufrischen Amme" (Walpurga), und doch hat gerade der größte Kenner des deutschen Volkes und Liedes, Ludwig Uhland, aus freiem Antrieb seinen alten Schüler und Freund mit der Erfahrung verteidigt, daß im Landvolk, häufiger als man wähne, unter herber Hülle, die weichste Empfindsamkeit sich berge.

Und kein Geringerer als Ferdinand Freiligrath widmete ihm ein begeistertes Huldigungs-Gedicht.

„Der gute alte Auerbach", das war die künstlerisch-literarische Etikettierung, die ihm die Jung-Deutschen in der Literatur allenfalls noch zuwandten.

Sie anerkannten seine große Herzensgüte, seinen nie versiegenden Idealismus.

Wiederum ist es ein Wort Spinozas, das ihm Religion und Leitstern war sein Lebelang: „In allem endlich beschränkten Dasein den ewigen Kern erkennen, das führt zur Liebe und zur Freiheit!"

Den Genuß an Auerbachs Schriften, vielleicht sogar das richtige, bestimmt aber das reifere Verständnis, wird derjenige Leser erst gewinnen, der sich in Berthold Auerbachs „Eigen-Natur" vertieft hat.

Die Schlüssel hierzu bieten die Briefe Berthold Auerbachs an Jacob Auerbach (2 Bände) und die Bettelheimsche Biographie.

Eine so volle, liebenswerte Natur erschließt sich darin — förmlich plastisch — vor den Augen des Lesers, und aus tausend mahnenden Zügen zur Erfassung des wahren Lebens-Inhaltes spricht der Dichter zu uns.

Alles das durchweht, durchgeistigt und geweiht von echter hoher Lebensfreude, wie von tiefster Ergründung und edlem Streben nach dem Kern eines höheren Geisteslebens.

Wundervoll ist die Schilderung eines Aufenthaltes auf dem Rigi.

Der kurze Abschnitt — ganz abgesehen von der prächtigen Naturschilderung — enthält hohe dichterische Schönheiten. Über allem eine förmlich heilige Stimmung, die uns in ihren Bannkreis zieht. Und dann wieder, welche tiefe, innige Trauer beim Aufsuchen des Grabes seiner ersten Gattin:

> „Ich suchte das Grab meiner Auguste auf und bog die Zweige zurück, um den Namen zu lesen. Mir zitterten die Knie. Daß ich in jeden jubelnden, neuen Frühling über dieses Grab hinein muß."

Sein Herz jauchzt, wenn er, der Heimat zueilend, mit dem Zuge bei Ladenburg über den Main fährt:

„Mir ist's, als müßte ich von Jubel und Sehnsucht getrieben aus dem Coupé springen."

Welche Kraft und Hoffnungsfreudigkeit spricht wieder aus den Briefen (Winter 1843/44).

„Lieber Jacob! Oft Wochen lang, ohne einen Kreuzer Geld in der Tasche, arbeite ich an meinen Dorfgeschichten mit einer Wonne und Glückseligkeit sondergleichen."

Allezeit das rechte Wort am rechten Ort zu finden, war eine besondere Eigenart von ihm. Als er 1870 mit dem Großherzog von Baden in den Laufgräben von Lampertheim der Beschießung Straßburgs beiwohnt und die ersten Flammen aufzüngeln, er in banger Sorge zittert um die Erhaltung des Münsters, mit dem Namen Goethes im Turm, da spricht er zu seinem fürstlichen Gönner:

„Nach dem Frieden müssen von Straßburg aus die Flammen des Geistes zünden ins wiedergewonnene Elsaß und die deutschen Lande.

Straßburg muß Universität werden."

Es erfüllte sich, was er erstrebt, und bei der Einweihung hielt Berthold Auerbach auf dem Odilien-Berge die Festrede! Wenige Jahre vor seinem Tode weilt er zum letzten Male in seiner Heimat Nordstetten, wo er auch seine Ruhestätte gefunden hat.

„Das Leben wird mir wie zum Traum.

Ich sehe die ewigen Sterne über mir und hier unter ihnen werde ich dereinst begraben sein, wo meine Eltern liegen. Vom heimatlichen Boden bin ich ausgegangen, und zu ihm will ich dereinst zurückkehren."

Mehr wie einmal hat Berthold Auerbach im Sinne Dantes „singende Flammen" entzündet.

Daß sein Wesen und Wirken nicht überall richtig verstanden wurde, erinnert an einen Ausspruch Hebbels in gleicher Lage, ihm gegenüber:

„Lieber Berthold! Meinen Stücken gegenüber blamirt sich eigentlich nur — das Publikum."

Und nun zu den Werken. Von den „Schwarzwälder Dorfgeschichten" obenan steht: „Der Diethelm von Buchenberg", unerreicht an Kraft und Größe, dann die Frau Professorin (von der Birch-Pfeiffer dramatisiert: „Dorf und Stadt"). Die Romane „Auf der Höhe", „Landhaus am Rhein" und der große dichterische Schönheiten enthaltende „Waldfried" (1873) stempeln Auerbach auch heute noch zum vornehmsten Romancier seiner Zeit und der folgenden.

Gestalten wie „Barfüßele", „Lorle", („Frau Professorin", mit der wundervollen Fortsetzung: Des Lorles Reinhard), Irma (Auf der Höhe) und Manna (Landhaus am Rhein) stehen — obgleich vielfach nachgebildet — unerreicht da. In Kürze ist hiermit das Wesentlichste seiner literarischen Schaffensperiode gesagt.

Sein Lebensgang war ein selten großartiger. Vom armen Bauernknaben, der die Horber Steige bis zum zehnten Jahre wohl oft barfuß gegangen ist, bis zum Vorleser der Kaiserin Augusta, dem hochgehaltenen Freunde vieler deutscher Fürsten — schreibt er doch den Anfang zu „Auf der Höhe" auf der Weilburg des Fürsten von Hohenzollern — ist ein stolzer Weg! —

Neidische haben ihm sein Glücksgefühl als Eitelkeit gedeutet. Lag ihm doch nichts ferner als solche. Ihn freute jeder Erfolg, auch wenn er Anderen beschieden war.

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut", diese Eigenschaften besaß er in hohem Maße und vieles Andere noch, was ihm einen Vorrang gab.

„Macht und Weihe", die Eingangsworte dieses Artikels, sie haben sich wahrlich in ihm und durch ihn erfüllt.

Mag auch Manches in seinen Schriften heute vielleicht antiquiert erscheinen, er hat es zu Lebzeiten selbst erkannt und ausgesprochen, daß: Freizügigkeit, Eisenbahn und allgemeine Wehrpflicht unserem ganzen Volksleben neue Gestaltung gegeben haben.

Ungeachtet dessen bleibt noch Reichtum genug zurück, auf daß sich die Prophezeiung Vischers in der Grabrede erfüllen dürfte: dauerndes Leben.

Breslau, im Februar 1912.

Otto Franz Gensichen:

Proletariat!

Proletariat! Es enthält dein Name
Schon dein Schicksal: pro leti ara,
„Für des Todes Altar", wird dein Same,
Deine „proles", gesät. Die Sahara
Deines Lebens zeigt dir Oasen
Nur als spiegelndes Trugbild der Lüfte,
Doch ihr scheinbar schwellender Rasen
Hat für dich nicht Quellen, noch Düfte.
Nahst du ihnen, so sind sie zerstoben,
Locken gaukelnd dich weiter ins Weite,
Hunger, der quälende Geier, folgt droben,
Durst, die Hyäne, dir drunten zur Seite.
Glühender Samum dörrt dir die Glieder,
Nichts, was labend dein Wandern versüßte!
Taumelnd, verschmachtend sinkst endlich du nieder,
Und dich umhüllt das Bahrtuch der Wüste!

Eingereiht zum Dienste im Heere,
Kämpfst auch du der Könige Schlachten;
Aber die glücklichsten Siege erbrachten
Dir nur Arbeit, Andren die Ehre.
Deine Gefallnen nennt nie die Geschichte,
Namenlos ruhn sie gemeinsam im Grabe,
Leben nicht fort im Heldengedichte.
Deines Hausrats kärgliche Habe,
Deine Wohnungen unter dem Dache
Sind des Siechtums nährender Boden.

Quälende Sorge hält dort die Wache,
Grinst aus der Kleidung rissigen Loden,
Aus der Mütter bänglichen Blicken,
Aus der Kinder schmächtigen Wangen,
Scheint den Seufzer zum Himmel zu schicken:
„Wie wird es erst, kommt das Alter gegangen?"

In der Fabriken eherner Frone
Mühst du dich ab, bis die Kräfte versagen,
Und die Unschuld wird unter dem Hohne
Kuppelnder Armut zu Grabe getragen.

Laßt uns prüfen, ob unser Verschulden
Nicht die Enterbten betrog um ihr Erbe?
Ob nicht wir sie verurteilt zum Dulden
Und sie beschränkt in gerechtem Erwerbe?
Ob nicht wir sie zu Feinden uns schufen,
Weil wir sie mehr als billig bedrücken,
Die doch zu gleichem Anrecht berufen?
Laßt uns streben, zu überbrücken
Jene Kluft, die den Armen vom Reichen
Grausam trennt! Wie mit Brüdern als Brüder
Laßt uns mit ihnen uns friedlich vergleichen,
Nicht sie bekämpfen wie Häupter der Hyder!
Schlingt der Gerechtigkeit keine Verhüllung
Um die Augen mit Ausnahmsgesetzen!
Laßt uns das heilige Wort nicht verletzen:
„Liebe ist des Gesetzes Erfüllung!"

• • • •

Oskar von Schütte:
Richtet nicht ....

Eine Erzählung aus den Bergen.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens war der Winter da, weiß und hart. Christian blieb in seiner Stube allein mit den Gedanken. Schwer litt er unter dieser Untätigkeit des Geistes und des Körpers. Die Wünsche wurden ihm trübe wie die Fensterscheiben, durch die man nicht mehr hinaussehen konnte wie sonst weit übers Tal weg. Verändert hatte sich nichts, und immer nur dem Anni mit Versprechungen die Ruhe stören, schien ihm wenig erfreulich. Die Anni wußte ihn treu. Sie würde ihr Vertrauen in der Stille des Winters stärken, wie er seine Kraft für das Leben. Zum Fest hatte er vom Breitenast Nachricht erhalten. Ein Brief lag neben dem Kuchen, den die Mutter Gruber ihm gebacken hatte. Christian saß lange in Sinnen davor. Es überwältigte ihn, endlich ein Zeichen von dort zu erhalten, wo seine Sehnsucht Tag und Nacht verweilte.

Unten in der großen Küche warteten sie mit dem Essen auf Christian. Die Mutter schickte das Linni ihn zu suchen. Sie fand ihn wie einen Schwerkranken auf seiner Kammer. Sie suchte verlegen nach einem Wort vor dieser stumpfen Trostlosigkeit, in der Christian vor sich hinsah. Schüchtern strich sie ihm über die Haare. Dieses weiche, wortlose Mitleid machte des Christian Schmerz überquellen.

„Da — kannst lesen." Linni nahm das Schreiben, welches der alte Gruber mit großer Mühe zu Wege gebracht hatte. Sie ging damit an die kleine Lampe, welche auf dem Tisch neben dem Ofen stand.

„Lies nur immer laut, Linni. So etwas muß man oft hören, damit man es glauben könne."

Linni hatte wirklich viel Mühe, des Grubers altmodisch geschnörkelte Buchstaben zusammenzubringen, bis die richtigen Worte herauskamen. Sie stotterte auch bedenklich zum Anfang. Der Sinn aber ging ihr über die Angst, Geschriebenes vorzulesen, gar nicht auf. Sie las:

Lieber Christian von Tannen!

Das Muetti und ich senden Dir auch viele Grüße als unserm ehemaligen Knecht, der uns lieb gewesen ist wie ein Sohn und der uns nun Ehre einlegt mit dem, was er sich bei uns erlernen konnte. Solche Nachricht hat uns Deine Mutter von Deiner Betätigung gegeben. Sie hatte einen Brief geschrieben und warme Sachen beigelegt, die wir auch bestens verdanken. Zu dem Fest nun hat das Muetti die bekannten Züpfen gebacken, allwelche Du immer so gern gegessen hattest, insbesondere, wenn das Anni den Festtagskaffee auf dem Breitenast nahm. So hat sich nun alles gewaltig verändert. Das Anni haben wir ziehen sehen müssen. Sie hat es nach einer bewußten Zeit nicht mehr lange auf dem Selhöfli ausgehalten. Es hat sie in die weite Welt getrieben. Ich mußte ihr in meinem Sinn beistimmen, da sie die Natur hat, wie ihre Mutter selige, von einem gar schnellen Entschluß und keinem langen Zuwarten. In der Gegend bei uns hat es nämlich geheißen, daß des städtischen Tannen Rose als junge Herrin auf den Hollunderberg kommen würde. Solches hat der alte Selhofer dem Anni breit und höhnisch an den jeweiligen Markttagen mit heimgebracht. Da es nun nie eine gegenteilige Nachricht von Dir gegeben hat, habe ich der Anni Fortgehn gutgeheißen. Es ist vielleicht auch besser für Dich, der keinen eigenen, ständigen Willen hat, er fügt sich ohne Murren in den Wunsch einer Mutter. Hingegen müßte so einer die Schwäche drangeben, Versprechungen zu machen, wo er nicht die Art hat, sie zu halten. Du wirst mir dieses nicht übel vermerken, lieber Christian, wenn ich Dir sage, daß es mit Deinem Vater eine ähnliche Bewandtnis hatte.

Willst Du ein Genaues wissen über das Anni, dann wäre es für uns eine Herzfreude Dich um das Neujahr, wo alle Arbeit feiert, auf dem Breitenast zu sehen. Es wäre gar schön das Linni mitzubringen in unsere stille Winterbehausung, wie das Muetti alleweil sagt.

So grüßen wir Dich und verbleiben in einer treuen Gesinnung

Dein

Franz Gruber.

Was sollte sie nun Tröstliches sagen auf die Mitteilungen des alten Gruber, die ihr gar nicht so verzweifelt schienen, zumal der Schluß mit der Einladung. Was hatte nur der Christian für einen, ihr fremden Sinn daraus gelesen. Da saß er vor dem Ofen und hielt den Kopf in die Hände gestützt. Tränen liefen zwischen den Fingern hindurch.

Linni zupfte an der Schürze. Sie wollte den Brief noch einmal lesen. Sie suchte ihn ganz leise wieder an sich zu nehmen, den sie bereits zusammengefaltet auf den Tisch gelegt hatte.

Christian richtete sich auf.

„Gel, den muß man oft lesen, daß einem das Ungeheuerliche auch richtig eingeht. Da steht von einer Schuld drin, Linni, und das ist die meine."

„Ja, Christian, das kann ich nicht so ansehn", sagte Linni verlegen —

„Wenn das Anni nun meinetwegen in die weite Welt hinaus lief in das Unbekannte, weil sie den Glauben aufgeben mußte an meinen Bestand."

Christian rannte in der kleinen Stube auf und ab.

Linni riß die Augen auf. Der Herzenskummer war es demnach, welcher den Christian schon immer geplagt hatte. Die Süsi hatte es längst gesagt, denn „Gestöhne", dieses käme immer von Herzen.

„Da es in der Welt ist, das Anni, dann wird es wohl auch zu finden sein", wagte Linni schüchtern einzuwerfen.

Christian blieb stehen. Ihm war das gar nicht eingefallen. Das war ein Trost, den ihm Linni da gefunden hatte.

„Wahr und Gott, du bist heller wie ich", sagte Christian und lächelte wie befreit.

Linni lachte nun herzlich über ihre eigene Gescheidtheit und über Christian, der vor lauter Kummer das Nächstliegende nicht mehr sah.

Nun würde der heilige Abend auch besser ausfallen, nicht ganz so mit Trübsinn und Mißmut. Linni war froh, insbesondere für die Mägde und die Knechte, die sich auf das Fest freuten.

Sie gingen hinunter, die Mutter sagte nichts zu der Versäumnis. Sie fanden den Kaffee warm gestellt und nachher machten sie sich daran den Baum zu schmücken.

Frau Veronika hatte reichlicher zugerichtet in diesem Jahr. Sie wollte einmal nicht kargen. Ihr saß es auch in der Kehle. Sie konnte die innerliche Angst vor diesem ersten Weihnacht, ohne den Herrn im Hause, nicht los werden. Sie hätte nimmer geglaubt, daß der stille Mann, der von allen so weglebte, sich würde vermissen lassen. Wenn sie in den Wintertagen von der Dämmerung an in den Stall über den Hof ging, hatte sie sich oft ertappt, wie sie den freundlichen Lichtschein suchte, der von seiner Stube in die Dunkelheit leuchtete. Und gar oft

gebrauchte sie einen Vorwand vom Tisch aufzustehn. Hatte sie doch deutlich, während sie die Suppe ausschöpfte, die schnellen leisen Schritte erlauscht, die immer eilig und verspätet die Treppe herunterkamen. Eisig haben sie ihr ans Herz gegriffen, diese Gewohnheiten, die wie Schatten im Hause hin und herhuschten, derweil der Mensch längst im Grabe ruhte. Was ein Mensch daran hinterläßt, sind die guten oder bösen Geister, die sich nur vom ruhigen Gewissen bannen lassen. Vor dem Fest war ihr schwer. Der Mann war stets nach der Bescherung freundlich sprechend von einem zum andern gegangen mit der Linni, die sich ihm angehängt hatte. Sie konnte mit den Leuten nicht reden, das war nicht ihre Gewöhnung, und der Christian war zu jung und auch schüchtern. Unruhig verrichtete sie ihr Tagwerk. Ordentlich leicht wurde ihr, als sie die beiden mit Frohmut am Baum schaffen sah. Sie beschloß dem Christian neben dem Nützlichen, das sie ihm bescherte, noch eine besondere Freude zu tun.

Als die Lichter am Baume brannten, das Weihnachtslied verklungen war, griff sie in die Tasche und legte den Schlüssel zu der Kammer des Vaters dem Christian in die Hand.

„Du hast ordentlich getan in diesem Jahr“, sagte sie schnell und leise.

Christian konnte nicht antworten. Eine gewaltige Rührung quoll ihm auf. Im Herzen aber faßte er den festen Willen, sein kurz angebundenes verschlossenes Wesen der Mutter gegenüber abzulegen. Es war sicher niemals ein Segen in einem Hause, wo ein jeder mit festgepreßten Lippen und niedergeschlagenen Augen aneinander vorüberging. Ein Haus muß sein wie eine Gemeinschaft. Ein Haus muß sein wie ein Herz mit vielen Kammern, wo alle Meinungen schließlich doch in e i n e m festen Schlag das tägliche Leben bilden. Das müßte das Geheiligte an einer Familie sein. Kann man im eigenen Hause nicht in diesem Sinne leben, dann wandere man hinaus, wo sich oft zwischen Fremden ein Band knüpft, das die Menschen zum großen Weltenherz führt. Diese Gedanken legten sich ihm klar. Sie hoben ihm den Kopf, sie legten ihm gute Worte für jeden einzelnen auf die Zunge. Er sprach in Offenheit mit den Knechten und Mägden, wie ein richtiger Herr. Es wurde allen frei und warm, weil der Christian in vielen Stücken dem stillen Herrn glich und nur in der Ausdauer bei der Arbeit seiner Mutter. Später, als sie allein blieben zu dritt, bat der Christian die Linni einen Bibelabschnitt zu lesen. Er schloß die Augen. Die helle Stimme der

Linni, die trauliche Stille im Zimmer, das Gesumm der Lampe, es war wie auf dem Breitenast, wenn das Anni mitfeierte. Es wurde ihm ganz leicht der Mutter die Grüße und den Dank der alten Grubers zu bestellen, nebst der Bitte ihn und Linni um das Neujahr dahin fahren zu lassen. Die Mutter sann: „Zu Neujahr hat sich der Vetter aus der Bundesstadt mit seinen beiden Kindern zu Besuch gemeldet —"

Christian horchte auf. Das gab es zu den Lebzeiten des Vaters nicht. Es war etwas Zerschnittenes zwischen ihm und den Verwandten in der Stadt. Niemals wurde von ihnen gesprochen, man hatte sie nie besucht.

Er sah mit weit offenen Augen die Mutter an. „Ihr meint?" — sagte er.

Die Mutter drehte verlegen an der Lampe. „Ich habe Frieden gemacht mit der Verwandtschaft," sagte sie schnell — „ja aber am zweiten Weihnachtstag könnt ihr euch immer auf den Weg machen, wenn ihr glaubt den Gruberleuten nicht beschwerlich zu fallen."

Dem Christian klopfte das Herz, vergessen war der sonderbare Besuch, einzig allein Platz nur hatte er für den einen Gedanken: Hören, wo das Anni lebte, sie vielleicht sehen können. Mit hellen Augen blickte er vor sich hin.

Linni zupfte ihn erregt am Ärmel. „So antworte, Christian, ob das so angeht."

„Ach Linni, du bist ein Ungebärdiges", lächelte Christian verträumt. Die Mutter erschrak bis ins Innerste, wie der Sohn in des Vaters Art schlug.

„Freilich können wir uns am Dienstag auf den Weg machen", fuhr er fort und rieb in der Erwartung wohlgefällig mit den Handflächen seine Knie.

Frau Veronika mußte denken, wie so einem Kind, das den Vater wenig gekannt hatte, unfehlbar seine Gewohnheiten überkamen. Sie fuhr sich mehrmals über die Stirn, dahinter nicht alles so bestimmt und klar nebeneinander lag wie sonst. Der erwartete Besuch aus der Stadt machte ihr zu schaffen. Der Vetter war kein Freund von Versprechungen und langen Verhandlungen. Es mußte alles nach seinem Kopf gehen. Seine Frau hatte sich lieber bei Zeiten aus dem Staube gemacht, war eingegangen in dem luft- und lichtlosen Leben, das der Mann über sie und die Seinen verhängt hatte. Die Frau war mit ihrer feinen Scheu stets ein Hindernis seinen Plänen und Gewohnheiten gewesen.

Veronika mußte wieder über die Stirne greifen. Sterbend hatte des Vetters Frau den alten Christian von Tannen kommen lassen und ihm das Versprechen abgenommen, daß ihre beiden Kinder nicht dem Familienbeschluß zur Heirat mit den Vettern geopfert würden. Inzucht hatte der Mann bitter diese verwandtschaftlichen Ehen genannt, die doch nur allein der Kitt waren für den Besitz. —

Entschlossen stand sie auf von dem Buch, das vor ihr lag. Sie hatte kein Versprechen gegeben.

Unter der Lampe saßen die beiden. Das Licht warf einen trauten Schein über Linnis Blondheit, daß es drin flackerte, wie die leibhaftige Jugend. Der Christian hatte sich zurückgelehnt. Weit weg war er von hier, während er oft leise zu Linnis Schnurren lachte, die sie vom Singverein her, wo sie so viel erlebte, wußte. Die Uhr schlug neun. Linni sprang erschrocken in die Höh. Wie man sich verschwatzen konnte.

„Geht nun zu Bett", sagte die Mutter mit der verdeckten Stimme, welche die Kinder sonderbar bewegte. Christian bot der Mutter die Hand.

„Ich werde Euch diesen Abend gedenken, Mutter", sagte er feierlich.

„Wenn Kinder jederzeit der Mutter vertrauen, dann geht es immer vorwärts mit dem Lebenswagen. Aber selbst dirigieren wollen vorzeitig, da hat schon mancher ausgeleert."

Da waren wieder die kalten Finger, die sich auf eine warmaufsteigende Empfindung legten. Davor schrumpfte alles zusammen. Christian richtete sich auf. Seine Pflicht hatte er getan. Die Mutter hatte ihn belohnt und er war dankbar dafür. Weiter aber hatte sie nicht nötig ihn wieder festzunageln mit der Abhängigkeit. Er stand auf den eigenen Füßen. So würde es also mit dem Vertrauen in diesem Hause nie etwas werden können. Die Mutter setzte allem ihre eigene Unfehlbarkeit entgegen.

Fortsetzung folgt.

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Dr. E. Mühling.

Wenn nach einem halben Jahrhundert unsere Urenkel den historisch betrachtenden Blick auf die reiche Fülle der politischen Ereignisse der letzten Wochen richten, so wird ihnen weder das Marokkoabkommen noch der Besuch des englischen Kriegsministers Haldane und gewiß nicht die Präsidentschaftskrisis im Deutschen Reichstag als das wichtigste und folgenschwerste erscheinen, sondern die Proklamierung der Republik im chinesischen Reich. Erstaunlichere Vorgänge wie die, welche sich in diesen Tagen im Reiche der Mitte abgespielt haben, hat in der Tat die Weltgeschichte noch nicht auf ihren Tafeln verzeichnet. Das Manifest, welches einem Volke von vierhundertundfünfzig Millionen Menschen, das Jahrtausende hindurch geduldig das Joch einer schrankenlosen Despotie ertragen hatte, das Recht zur freien Schöpfung einer neuen Staatsform gewährt, ist eine Urkunde, die ihres Gleichen nicht findet. Die gewaltigste Staatsumwälzung, die sich je vollzogen hat, wird in diesem Dokument wie etwas Selbstverständliches mit so einfachen Worten verkündigt, wie sie bei uns nicht einmal in den alltäglichsten Verfügungen der unteren Verwaltungsbehörden gebraucht zu werden pflegen. „Es ist unmöglich, sich den Wünschen von Millionen für den Ruhm einer einzigen Familie zu widersetzen. Darum übertragen die Kaiserin-Witwe und der Kaiser die Souveränität auf das Volk und beauftragen Yuanschikai, eine provisorische republikanische Regierung zu organisieren und mit den Republikanern wegen der Gründung einer Union zu verhandeln, die den Frieden des Reiches sichern soll, und zwar in Gestalt einer großen Republik, die Mandschus, Chinesen, Mongolen, Mohammedaner und Tibetaner vereinigt." Man kann sich eines Gefühls aufrichtiger Bewunderung nicht verwehren, wenn man diese Worte liest, durch die das Opfer ungeheurer Rechte mit der kindlichsten Anspruchslosigkeit für eine selbstverständliche Pflicht erklärt wird. Und wie das Kaiserhaus in vornehmer Gelassenheit vom weltgeschichtlichen Schauplatz abtritt, so legt der geistige Führer der lange und umsichtig vorbereiteten Revolution, der sein ganzes Leben in den Dienst der republikanischen Idee gestellt hat, nach der Abdankung des Kaiserhauses die schwer erkämpfte Würde der Präsidentschaft nieder, um dem Manne Platz zu machen, den die Vorsehung zum Organisator der Riesenrepublik bestimmt zu haben scheint. Zwar hat auch diese Staatsumwälzung viele Menschenleben gekostet, — hat doch das Leben des Einzelnen nirgends einen geringeren Wert als in diesem dichtbevölkerten Lande — aber die Formen, in denen sie sich abspielte, trugen das Gepräge philosophischer Ruhe. Das erklärt

sich wohl daraus, daß die Lebensführung der leitenden Kreise dieses Volkes von uralter Kultur von philosophischem Geiste durchtränkt ist. Die Organisation des neuen Staatswesens ist eine der schwersten Aufgaben, die jemals einer Regierungsgewalt gestellt worden sind. Wenn Yuanschikai sie löst, so ist ihm die Unsterblichkeit sicher. —

Der Besuch des Herrn Haldane in Berlin und die Reden, die von Sir Edward Grey, von Lord Asquith und dem deutschen Reichskanzler im Zusammenhang mit diesem Besuch gehalten wurden, scheinen eine vollkommene Wandlung der Beziehungen zwischen England und Deutschland einzuleiten. Viel schneller, als Dr. Nathan selbst wohl glaubte, scheint sich die Hoffnung zu erfüllen, die er in seinem vortrefflichen, im ersten Februarheft dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz ausgesprochen hat. Es ist sehr wohl möglich, daß den Verhandlungen, die im Gange sind, ein Programm zugrunde liegt, das viele Ähnlichkeiten mit dem in diesem Aufsatz vorgeschlagenen aufweist. Die dort gestellte Frage: „Ist dieses Programm ein Wegweiser nach Utopia?" ist jedenfalls von den Ereignissen fast eben so schnell verneint worden wie von seinem Verfasser. Mit Rücksicht auf diesen Artikel, dessen Tendenz so prompt, wie selten die Äußerungen eines politischen Schriftstellers, durch die Handlungen der Staatsmänner gutgeheißen worden ist, und der in den nächsten Tagen als Broschüre erscheinen wird, brauche ich meinen Lesern über die Gründe und die Absichten der eingeleiteten Verhandlungen nichts mehr zu sagen. Nur auf eine Tatsache möchte ich im Zusammenhang mit diesem erfreulichsten Ereignis auf dem Gebiete unserer äußeren Politik die Aufmerksamkeit lenken. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Verständigung zwischen England und Deutschland unmöglich war, so lange die aus der Marokkofrage zwischen Frankreich und Deutschland entstandenen Streitigkeiten nicht durch einen endgültigen Vertrag aus der Welt geschafft waren. Das viel gescholtene Marokkoabkommen war die unerläßliche Vorbedingung für die Verhandlungen, die jetzt in London geführt werden. Das hat natürlich Herr von Kiderlen-Wächter sehr genau gewußt, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß es einer der wesentlichsten Zwecke seiner Verhandlungen mit Herrn Cambon war, die Bahn für eine Verständigung mit England frei zu machen. Darum hat die deutsche Diplomatie, wenn diese Verständigung gelingt, durch das Marokkoabkommen einen Erfolg errungen, der für die zukünftige Gestaltung der europäischen Machtverhältnisse viel wichtiger ist als die unmittelbaren Ergebnisse des Vertrages vom 4. November 1911. In allen den Reden, die Frankreichs hervorragendste Politiker im Senat gegen das Marokkoabkommen gehalten haben, ist grade der wichtigste, der ausschlaggebende Einwand, den sie von ihrem Standpunkt aus dagegen erheben konnten, mit keinem Worte erwähnt worden, der Einwand nämlich, daß durch dieses Abkommen der Boden für eine Verständigung zwischen England und

Deutschland bereitet werden würde. Ist doch in der Tat die Beseitigung des Zwiespalts zwischen England und Deutschland für Frankreich ein viel härterer Schlag, als der Verlust eines Teils der Kongokolonie, und für Deutschland ein größerer Gewinn als seine neuesten afrikanischen Erwerbungen. Die deutschen Gegner des Marokkoabkommens mögen ihr Augenmerk auf diese Tatsache richten. Wenn sie ihren Blick in eine fernere Zukunft schweifen lassen und die Möglichkeiten erwägen, die sich aus einer Verständigung zwischen England und Deutschland entwickeln können, dann werden selbst die größten Chauvinisten unter ihnen sich vielleicht noch von dem Segen des Vertrages vom 4. November 1911 überzeugen lassen, der nun auch durch das Urteil der letzten Instanz am 11. Februar bestätigt und drei Tage später in Frankreich amtlich verkündigt worden ist. —

Die österreichisch-ungarische Monarchie hat einen schweren Verlust erlitten. Der Leiter ihrer auswärtigen Politik, vielleicht der bedeutendste Staatsmann, der seit Andrassys Tode am Ballplatz in Wien das Zepter führte, Graf Lexa von Aehrenthal, ist nach langer Krankheit gestorben. Hier möchte ich, um einer späteren Würdigung seines Lebenswerkes nicht vorzugreifen, nur hervorheben, daß er sich grade in den letzten Monaten seines Lebens, als der Tod ihn schon mit seinem Fittich berührte, durch den zähen Widerstand, den er den italienfeindlichen Bestrebungen mächtiger Parteien des Kaiserreichs entgegensetzte, ein unsterbliches Verdienst erworben hat. Zu seinem Nachfolger ist noch in der Todesstunde Graf Berchthold ernannt worden, den der Sterbende selbst seinem Kaiser als den geeignetsten Fortführer seiner Politik empfohlen hat. Darum ist zu hoffen, daß der Dreibund auch in Zukunft die feste Grundlage der auswärtigen Politik des verbündeten Kaiserreiches bleiben wird. —

Der deutsche Reichstag ist am 7. Februar zusammengetreten. Die Signatur drückt ihm die Stärke der sozialdemokratischen Partei auf. Wie sich das Verhältnis der anderen Parteien zu ihr gestalten soll, das ist die Frage, die schon bei der Wahl der Präsidenten die Gemüter auf das heftigste erregte. Diese Frage, die in jedem anderen Lande, selbst in China, in fünf Minuten erledigt worden wäre, hat die Volksvertretung am Königsplatz in so große Erregung versetzt, daß die geschäftsordnungsmäßige Konstituierung des Parlamentes ernstlich gefährdet war. Noch heute würde darum der Reichstag wahrscheinlich nicht arbeitsfähig sein, wenn nicht die fortschrittliche Volkspartei, obwohl sie nur über 43 Mandate verfügt, sich bereit erklärt hätte, das ihr unter normalen Verhältnissen gar nicht zustehende Amt des ersten Präsidenten wenigstens für vier Wochen einem Mitgliede ihrer Partei übertragen zu lassen. Warum ist nun die Erregung über diese Frage so groß, wie sie in keinem anderen Lande wäre? Weil gewisse Parteien sich den Anschein geben, als ob ihre Entscheidung gar nicht von politischen, sondern von moralischen Erwägungen abhinge.

Die Konservativen und neuerdings auch das Zentrum verurteilen jedes Bündnis mit der Sozialdemokratie, mag es sich nun auf die Wahlen beschränken, oder ein parlamentarisches Zusammenwirken zum Zweck haben, auch dann, wenn der politische Nutzen, der den Parteien, die es eingehen, daraus erwächst, von ihnen nicht geleugnet werden kann, einfach deshalb, weil sie ein solches Bündnis für unanständig halten, weil jeder, der sich mit dieser Partei irgendwie einläßt, ihnen mit einem moralischen Makel behaftet zu sein scheint. Die nationalliberale Partei hat sich von dem suggestiven Einfluß dieser weit verbreiteten Meinung nicht ganz befreien können, und selbst in der fortschrittlichen Volkspartei gibt es noch Abgeordnete und Wähler, die nur unter dem Banne der Parteidisziplin und in hartem Gewissenskampf solche Empfindungen überwinden. Auch die Furcht vor dem Verlust der Gesellschaftsfähigkeit, also ein Gefühl, das mit der praktischen Politik gar nichts zu tun hat, spielt bei der Entscheidung dieser Frage, die jetzt im Vordergrunde der politischen Erörterungen steht, eine wichtige Rolle. Jetzt, da die sozialdemokratische Partei die stärkste im Reichstag geworden ist und vierundeineviertel Million Wähler hinter ihr stehen, läßt es sich nicht mehr ertragen, daß aus solchen Empfindungen politische Folgerungen gezogen werden. Vielleicht gelingt es dem Liberalismus leichter, das Unbehagen zu überwinden, das auch er bei einem Zusammenwirken mit der Sozialdemokratie empfindet, wenn er sich einmal vorstellt, was die Konservativen tun würden, wenn durch irgend ein Wunder die Sozialdemokratie sich für den lückenlosen Zolltarif begeisterte und nur mit ihrer Hilfe die Schutzzollpolitik der Agrarier eine Mehrheit im Parlament fände. Glaubt irgend jemand in der Welt, daß bei einer Stichwahl zwischen einem schutzzöllnerischen Genossen und einem nationalliberalen oder fortschrittlichen Freihändler Herr von Heydebrand und seine Anhänger sich von der Furcht vor dem Umsturz der Gesellschaftsordnung nur im geringsten beeinflussen lassen würden? Der lückenlose Zolltarif würde auch in diesem Falle die Stichwahlparole der Agrarier sein, und zwar nach meiner Ansicht mit vollem Recht. Wer mit mir diese Überzeugung teilt, der wird die Entrüstung darüber, daß bürgerliche Parteien einen Sozialdemokraten ins Präsidium des Reichstages wählten, nicht besonders tragisch nehmen.

Vielleicht trägt es auch zur Beruhigung der Gewissen bei, daß der Reichskanzler selbst die Hoffähigkeit der Sozialdemokratie, wie schon vor ihm der Großherzog von Hessen, nunmehr ausdrücklich anerkannt hat. Hat er doch dem Kaiser nur deshalb davon abgeraten, das Präsidium des Reichstages zu empfangen, weil der Dritte im Bunde *fehlte*, nicht etwa deshalb, weil er *dabei* war.

Sozialpolitische Rundschau.

Von Senatspräsidenten Dr Flügge.

Am 1. März dieses Jahres, wenn diese Zeilen gedruckt sein werden,

wird es sich entschieden haben, ob der allgemeine Bergarbeiterausstand in Großbritannien zum Ausbruch gekommen, oder ob es gelungen ist, den Frieden in der englischen Kohlenindustrie zu erhalten. Ist das erstere der Fall und sollte es dann nicht noch glücken, in einigen wenigen Tagen einen Ausgleich zwischen Unternehmern und Arbeitern herbeizuführen, so wird die Welt das Schauspiel eines Arbeitskampfes haben, wie sie ihn an gigantischer Ausdehnung und in voraus gar nicht auszumalender Tragweite seiner Folgen kaum jemals gesehen hat. Ein Schrecken würde durch das Land gehen wie durch Ägypten zur Zeit des Pharao, der die Israeliten nicht von sich lassen wollte, und nur an den Rändern, an den Punkten der Küste, wohin Zufuhr aus dem Auslande Kohlen bringen könnte, würde noch ein Rest des bisherigen wirtschaftlichen und staatlichen Lebens zu spüren sein.

Derartige ungeheuere Arbeitskämpfe sind in früheren Zeiten unmöglich gewesen, denkbar geworden sind sie erst in unseren Tagen, erst die Entwicklung der Industrie hat der Industrie selbst und hat ganzen Ländern die Gefahr solcher Nöte gebracht. Nahezu unser ganzes gewerbliches Leben, der Groß- und der Mittelbetrieb vollständig, der Kleinbetrieb in weitem Umfange, unser gesamtes Verkehrswesen ist auf die elementar bewegte Maschine gegründet, und diese Maschine bedarf der Kohle. Und die Industrie selbst mit ihren Erfindungen, mit Eisenbahnen, Automobilen, Telegraph, Telephon und Rotationspresse hat erst den Zusammenschluß so riesiger Arbeitermassen, wie die Gesamtheit der britischen Kohlenarbeiter es ist, ermöglicht. So lange die Postkutsche allein Menschen und menschliche Gedanken befördert hat, hat es nur örtliche Arbeitskämpfe gegeben.

Das Problem ist also neu, und unsere Erfahrung, ihm abzuhelfen, ist sehr gering. Und doch müssen wir nach Wegen dazu suchen. Wohl mögen Arbeitskämpfe von solch ungeheuerer Tragweite wie der in der britischen Kohlenindustrie auch künftig selten bleiben. Aber was hier einem ganzen Lande vielleicht für Wochen droht, kann in vermindertem Umfange und für Tage sich oft wiederholen und dann auch noch Schaden im Übermaß anrichten. Wenn z. B. eine Stadt Licht und Kraft von einem einzigen Elektrizitätswerke erhält, wie dergleichen ja auch in Deutschland vorkommt, so muß ein Ausstand der Arbeiter dieses Werkes in das ganze wirtschaftliche Leben dieser Stadt Verwirrung und Unheil bringen, und selbst den Bewohnern des platten Landes kann, wenn eine Überlandzentrale plötzlich den Betrieb einstellen muß, aus einem Arbeitskampfe schwerer Schaden entstehen.

Das Problem beschränkt sich also nicht auf die Kohlenindustrie, sondern die Frage ist so zu stellen: wie können wir Schädigungen verhüten oder beseitigen, die der gesamten Bevölkerung, sei es eines Staates, sei es eines örtlich enger abgegrenzten Bezirkes, daraus entstehen, daß infolge von Arbeitskämpfen solche Betriebe still gelegt werden, deren Fortführung für das wirtschaftliche oder staatliche Leben notwendig ist?

Wir wären keine Deutschen, wenn

wir uns nicht bei einer solchen Frage nach der Staatshilfe umsähen, und mancher wird sagen: da muß der Staat mit seinen Soldaten aushelfen. Aber ganz abgesehen von den Bedenken, die die Verwendung des Heeres in inneren wirtschaftlichen Kämpfen grundsätzlich hat — die Kohlenbergwerke Englands würden sich nicht von der ganzen englischen Armee, nicht einmal von der ganzen deutschen Armee im Betrieb erhalten lassen, und selbst ein Elektrizitätswerk mit nur 100 Arbeitern würde an Stelle dieser Arbeiter durch Soldaten nur mit Schwierigkeiten betrieben werden können. Dann — wird man vielleicht sagen — muß man den Arbeitern solcher Betriebe, von denen der Fortgang des wirtschaftlichen Lebens ganzer Staaten oder ganzer Gegenden abhängt, das Koalitionsrecht nehmen und sie bei Strafe verpflichten, ihre Arbeit fortzusetzen. Nun, ich will gar nicht davon reden, ob es gerecht wäre, gerade diesen Arbeitern das Koalitionsrecht zu nehmen (denn einerseits abusus non tollit usum, andererseits macht der Mißbrauch des Koalitionsrechts zum Vorteil des einzelnen auf Kosten der Gesamtheit den einzelnen vielleicht dieses Rechtes unwürdig), sondern ich will nur fragen, ob es denn in unseren Tagen möglich ist, überhaupt die Koalition zu verhindern; wie will man große Massen durch Strafen zur Arbeit anhalten? welche Gefängnisverwaltung hätte Raum, um die Kohlenarbeiter Englands oder auch nur einen beträchtlichen Teil von ihnen aufzunehmen? Darum hat man vorgeschlagen, den Arbeitern in diesen Betrieben das Koalitionsrecht zwar zu lassen, aber sie gesetzlich zu verpflichten, vor dem Eintritt in Arbeitskämpfe Schiedsgerichte anzurufen, und dieselbe Verpflichtung auch den Arbeitgebern bei drohenden Streitigkeiten aufzuerlegen. Aber auch hier muß ich fragen: wie, wenn sich die Arbeiter an diese Verpflichtung nicht kehren? Dann, hat man gesagt, wird die öffentliche Meinung sie zwingen. Ach, die öffentliche Meinung — für den organisierten Arbeiter besteht keine andere öffentliche Meinung als die Meinung seiner Organisation und seiner Partei. So lange die Arbeiterorganisationen von verständigen Führern geleitet und fest in der Hand behalten werden, so lange mag man hoffen, daß sie sich Schiedsgerichten unterwerfen. Wenn aber solche Führer die Zügel aus der Hand verlieren und überrannt werden, so ist es aus mit der Autorität der Schiedssprüche, und mit Strafen oder anderer Gewalt lassen sie sich ebenso wenig vollstrecken, wie solche Mittel Massen von Arbeitern zwingen können zu arbeiten.

Ich glaube, es gibt nur ein Mittel, um der Gefahr, die von Arbeitskämpfen in Betrieben der bezeichneten Art droht, mit einiger Aussicht auf Erfolg vorzubeugen: es sollten die Betriebe selbst verstaatlicht oder verstadtlicht werden, dann ist es möglich, daß Staat oder Stadt eine so großzügige Arbeiterpolitik treiben können, daß die Arbeiter von vornherein von Arbeitskämpfen absehen. Aber, wird man vielleicht einwenden, zu solcher Verstaatlichung oder Verstadtlichung reichen die öffentlichen Mittel nicht aus. Nun — auch dafür läßt sich Rat schaffen. Es ist nicht nötig, daß Staat

oder Stadt die alleinigen Unternehmer der Betriebe werden, sondern es genügt, daß sie mit einem solchen Kapital daran beteiligt sind, daß ihnen ein entscheidender Einfluß auf die Arbeiterverhältnisse zusteht. So hat der Ministerialdirektor Freund (in der Berliner Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung im November 1911) den Städten eine Kapitalbeteiligung an den für sie wichtigen Betrieben empfohlen, und es hat inzwischen die Stadt Darmstadt einen Vertrag mit der Süddeutschen Eisenbahngesellschaft geschlossen, der der Stadt einen erheblichen Einfluß auf die Arbeiterverhältnisse der in ihrem Weichbild zu bauenden Bahnlinien einräumt, und dem Vernehmen nach verhandelt Altona zur Zeit im ähnlichen Sinne mit Elektrizitätsfirmen. Auch das Kaligesetz enthält Anklänge an diese Idee, und dem Preußischen Abgeordnetenhause liegt ein Gesetzentwurf vor, nach der der preußische Staat an zwei großen Schiffahrtsgesellschaften im Westen Deutschlands beteiligt werden soll.

Freilich — sollen solche Kapitalbeteiligungen den oben bezeichneten Erfolg haben, so muß die Arbeiterpolitik wirklich großzügig sein. Auf der einen Seite muß sie die Autorität der öffentlichen Gewalten, des Staates oder der Stadt, unumstößlich stabilieren, auf der anderen der Arbeiterschaft ohne irgend eine Engherzigkeit entgegenkommen, soweit die Arbeiterschaft begründete Wünsche hat. Men, not measures ist ein sehr gutes Losungswort, aber men and measures ist noch ein besseres. Es kann uns vielleicht manchen schweren Kampf ersparen helfen.

Koloniale Rundschau.

Von Otto Jöhlinger

Die Kolonial-Bilanz.

Jede Aktien-Gesellschaft gibt am Ende ihres Geschäftsjahres einen Rechenschaftsbericht heraus, der eine genaue Übersicht über das abgelaufene Geschäftsjahr, das Gewinn- und Verlust-Konto und eine Bilanz enthält. An Hand dieses Berichtes kann sich der Aktionär, der Kapitalist — soweit das für einen Fernstehenden möglich ist — informieren, wie die Situation des Unternehmens und seine Entwicklung im letzten Jahr gewesen ist. Genau so wie die Aktien-Gesellschaften macht es das Reichs-Kolonial-Amt. Auch dieses gibt einen Geschäftsbericht heraus, der sich aber von denen der gewerblichen Unternehmungen, wie es auch in der Natur der Sache liegt, gewaltig unterscheidet. Zunächst ist der textliche Bericht, den das Reichs-Kolonial-Amt jährlich über die Entwicklung unseres überseeischen Besitzes anfertigt, viel umfangreicher, als der Bericht aller deutscher Aktien-Gesellschaften zusammen. Das, was die Aktien-Gesellschaft als Gewinn- und Verlust-Konto veröffentlicht, wird bei dem Kolonial-Geschäftsbericht durch den Etat ersetzt, der die Ausgaben und Einnahmen für das bevorstehende Jahr veranschlagt. Nicht vorhanden ist dagegen bei den Publikationen des Kolonialamts eine Bilanz. Eine zahlenmäßige Aufnahme der vorhandenen Werte würde zwar sehr interessant sein, besonders wenn man sie mit früheren Jahren vergleichen könnte, sie ist aber für eine Verwaltung ungemein

schwierig, wenn nicht sogar unmöglich. Dernburg hat zwar, wie bekannt, als er sein Amt antrat, einmal eine Kolonial-Bilanz gemacht, in der alles aufgenommen wurde, was in den Kolonieen an Kapital steckte. Seit jener Zeit hat das Kapital in den deutschen Schutzgebieten eine gewaltige Ausdehnung erfahren, aber ein neuer Versuch einer richtigen Bilanzierung unseres Kolonial-Besitzes ist nicht mehr gemacht worden.

Man kann sich aber auch mit dem begnügen, was das Reichs-Kolonial-Amt im Monat Februar veröffentlichte; denn das ist keineswegs wenig. Selbst wenn man von der großen Zahl der Einzeletats für die Schutzgebiete absieht, so ist die amtliche Denkschrift über die Entwicklung der Schutzgebiete im Jahre 1910/11, die jetzt bei S. Mittler & Sohn, Berlin, erschienen ist, interessant genug, um hier eingehender gewürdigt zu werden. Diese Denkschrift zerfällt in einen allgemeinen textlichen Teil, der nach einer einführenden Einleitung die sämtlichen Schutzgebiete gesondert behandelt, und in einen statistischen Teil. Nach einheitlichen Dispositionen werden bei allen Schutzgebieten erörtert: die Verwaltung, die Volkswirtschaft und die Wirtschaftspolitik, die öffentliche Arbeit und das Bauwesen, sowie endlich die Finanzen. Den größten Teil der Denkschrift umfaßt das Zahlenmaterial, das mit einer ganz besonderen Sorgfalt zusammengetragen ist. Wir finden Zahlen über Vermessungswesen, über Bevölkerung, Mischehen, Rechtspflege, Missionswesen, Wirtschaftsstatistik, Gesamthandel, Eisenbahnwesen, Alkoholverbrauch, Ausgaben und Einnahmen und dergleichen. Kurz und gut eine Fülle von Material, wie man es in dieser Zusammenstellung über die Kolonien sonst nirgendwo mehr finden kann. Die amtliche Denkschrift ist daher für jeden Kolonialpolitiker unentbehrlich. Aber nicht nur für Kolonialpolitiker, auch für jeden, der sich mit politischen oder wirtschaftlichen Fragen beschäftigt, kommt der Geschäftsbericht des Kolonialamts in Betracht, und sein Wert wird noch dadurch erhöht, daß er nicht, wie man annehmen wird, in dem üblichen Amts- und Bureaukratenstil geschrieben ist, sondern in einem reinen, klaren und leicht verständlichen Deutsch. Man merkt ihm an, daß er einerseits von Sachkennern geschrieben, andererseits aber hier im Kolonialamte noch einmal „gefeilt" worden ist. Denn wer die Berichte, die unsere Schutztruppler und die jüngeren Verwaltungsbeamten aus Übersee einsenden, jemals gelesen hat, der weiß, wie notwendig es ist, daß diese Berichte aus dem Amtsdeutsch, in dem es von „diesseits und jenseits" wimmelt, erst in ein Buchdeutsch übertragen werden. In der jetzt veröffentlichten Form werden die Berichte des Reichs-Kolonial-Amts nicht nur mit Interesse, sondern auch mit Vergnügen gelesen werden können.

Besonders interessant ist die Einleitung, die in gedrängter Form alles notwendige über die Entwickelung der Kolonien im letzten Jahre zusammenfaßt. Diese „koloniale Thronrede" konnte

darauf hinweisen, daß die Entwicklung unserer Schutzgebiete im allgemeinen günstig gewesen, wenn auch die Gesundheitsverhältnisse zuweilen etwas zu wünschen übrigließen. In den großen Kolonien Deutschlands wurde der Friedenszustand nicht gefährdet. In der Südsee hat uns dagegen, wie bekannt, das letzte Jahr einen Aufstand gebracht. Ein erfreuliches Moment ist die Tatsache, daß die Zahl der Einwohner im Wachsen begriffen ist und namentlich die Zahl der Weißen eine weitere Zunahme erfahren hat. Während nun in Samoa die Mischlinge keine Vermehrung erfahren haben, beginnt in Togo die Zahl der Mischkinder bereits zuzunehmen. Das Missionswesen, das für unsere Kolonien und deren Entwickelung nicht entbehrt werden kann, hat im Berichtsjahre günstige Erfahrungen gemacht, und namentlich in Ostafrika, wo sich Christentum und Islam in großer Feindschaft gegenüberstehen, ist die Zahl der Missionsschüler ganz beträchtlich gestiegen. Werden in den Missionsschulen Ostafrikas doch nicht weniger als 50 000 Schüler unterrichtet, ein Faktor, der ganz beträchtlich dazu beiträgt, die Kulturstufe des Negers und damit seine Aufnahmefähigkeit zu erhöhen.

Gerade der Frage der Eingeborenen ist seitens der Kolonialverwaltung ein umso größeres Interesse zuzuwenden, als vielfach Klagen über Arbeitermangel in den Schutzgebieten vorliegen. Es ist eine der wichtigsten kolonialpolitischen und kolonialwirtschaftlichen Aufgaben, ein Mittel zu finden, wie der Nachfrage nach Arbeitern in der geeigneten Weise begegnet werden kann. Sowohl in der Südsee, als namentlich in Südwest hat sich mehrfach ein Arbeitermangel gezeigt.

Ein sehr wichtiges Gebiet in der Entwicklung unserer deutschen Kolonialwirtschaft ist das Verhältnis zwischen heimischem Kapital und den Schutzgebieten. Das erkennt auch der Jahresbericht des Reichs-Kolonial-Amtes an, der in seiner Einleitung sich mit dieser Frage beschäftigt, und mit Recht wird darauf hingewiesen, daß im letzten Jahr ein Rückschlag in der Investierung des heimischen Kapitals in den Kolonien eingetreten sei, hauptsächlich deshalb, weil zuviel schlechtfundierte Kolonialunternehmungen finanziert worden sind. So weist das Reichs-Kolonial-Amt darauf hin, daß eine große Anzahl von Kolonialunternehmungen in Liquidation treten mußte, zum Teil unter beträchtlicher Schädigung der dafür gewonnenen Interessenten, und im Zusammenhang damit ist das Reichs-Kolonial-Amt der Frage näher getreten, wie den ärgsten Mißständen im kolonialen Gründungswesen entgegengetreten werden kann. Diese Frage, die demnächst auch an dieser Stelle behandelt werden soll, ist außerordentlich wichtig. Denn in der letzten Zeit hat sich unter dem Deckmantel des Patriotismus ein koloniales Raubrittertum entwickelt, das sich an den Geldbeutel von Offizieren, kleinen Beamten und Sparern wendet und mit phantastischen Versprechungen Geld für überseeische Unternehmungen

zu gewinnen sucht, die jeder Fachmann von vornherein als völlig aussichtslos bezeichnen muß. Gerade die Zusammenbrüche verschiedener Kolonialunternehmungen, die in der letzten Zeit erfolgt sind, haben gezeigt, wohin dieser Weg führt. Die Kolonialverwaltung hat selbst das größte Interesse daran, dafür zu sorgen, daß Vorkommnisse wie die des Mertens-Konzerns, der Baumwolle-A.-G., der Gesellschaft Südküste und ähnliche in Zukunft unterbleiben. Unsere Kolonien dürfen nicht zum Tummelplatz verwegener Spekulanten werden; dazu wird gerade das Inland genug benutzt.

Wirtschaftliche Rundschau.

Die Börse und die Bankwelt sind in den letzten Tagen wieder einmal mit dem Reichsbankpräsidenten Havenstein unzufrieden gewesen, und manche der alten Praktiker, deren Leben sich zwischen der Behrenstraße und der Burgstraße abspielt, meinten wunder welche tiefe Kritik an der zielbewußten Reformtätigkeit des Reichsbankpräsidenten geübt zu haben, wenn sie das abgenutzte Wort von der grauen Theorie aus ihrem kümmerlichen Arsenal klassischer Bildung hervorholten. Die Reichsbankpräsidenten sind eigentlich nie lange bei Börse und Finanz wohlgelitten gewesen. Die alte Exzellenz Koch, die nicht müde ward, in Wort, Schrift und Tat das Palladium der Goldwährung zu verteidigen, arbeitete den Herren mit zu hohen Diskontsätzen, und Herr Havenstein, der sich zuerst durch seine geschickte und dem privaten Geldgeschäft sehr bequeme Devisenpolitik (gewiß das Werk eines durch und durch erfahrenen Praktikers) den Beifall der Finanzkreise errungen hatte, gilt für einen grauen Theoretiker, seit er systematisch und von innen heraus an dem Abbau des übermäßig hoch getürmten heimischen Kreditwesens, an der Liquidemachung der angespannten deutschen Finanzwirtschaft arbeitet. An den Symptomen herumkurieren, Mittel anwenden wie die „Popularisierung des Scheckverkehrs“, die trotz aller prinzipiellen Zweckmäßigkeit stets nur zu den kleinen und nicht immer ganz ungefährlichen Mitteln gezählt werden können, das ist erlaubt, zumal die Banken davon den Profit haben. Wehe aber dem Arzt, der dem Grundübel auf den Leib rücken will und eine veränderte Finanzökonomie empfiehlt. Er schädigt Verkehr und Industrie, er ist ein Bureaukrat, der reglementiert, er will mechanisch Einrichtungen, die in England historisch und natürlich geworden sind, künstlich unseren deutschen Verhältnissen aufpfropfen.

Deduktionen, wie die vorstehend erwähnten, klingen sehr klug und beinahe wissenschaftlich, sind aber — — wenn man ihnen auf den Grund geht — nichts als Phrasen, die einer dem anderen gedankenlos nachschwatzt. Was ist denn überhaupt das „Historisch Gewordene“? Etwas, was eintritt, wenn man die Dinge gehen läßt, wie sie wollen, etwas, das ganz automatisch aus den Verhältnissen herauswächst? — Gibt es überhaupt etwas, das ganz aus den Verhältnissen

heraus in diesem Sinne „geworden“ ist? Hat nicht vielmehr überall die Aktion, das bewußte Für- und Wider-Streben, die absichtliche Initiative einen starken Anteil an der Gestaltung der Verhältnisse und Einrichtungen, und darf man, wenn das so ist, diese Aktion als etwas unhistorisches, dem natürlichen Entwickelungsprozeß widerstrebendes, künstliches hinstellen? — Deutschland hat sich mit rapider Schnelligkeit in einen Industriestaat umgewandelt, es hat dabei ein enormes Maß an wirtschaftlicher Leistung mit relativ geringem Kapital bewältigt und zu diesem Behuf alle seine finanziellen Reserven „in das Geschäft stecken“, Kredit in einem Umfange geben und beanspruchen müssen, wie das in den älteren Finanzländern nicht üblich ist. Diese Anspannung aller Kräfte war notwendig, solange schnell und unaufhaltsam ein hoher wirtschaftlicher Standard zu erreichen war. Jetzt, wo er erreicht ist, wo die deutsche Industrie- und Finanzwirtschaft in die erste Reihe gerückt sind, muß die Tragfähigkeit und Solidität des Systems sichergestellt werden, selbst um den Preis, daß dies zeitweilig eine Verlangsamung des wirtschaftlichen Aufstiegs zur Folge haben sollte.

Der Reichsbankpräsident fordert von den Banken größere Barreserven, er fordert von ihnen Einschränkung des Kredits für spekulative und für industrielle Zwecke. Mit Recht auch für industrielle Zwecke: Bankdirektoren haben es als schreckliche Folge der auf größere Bargeldreserven gerichteten Forderungen des Reichsbankpräsidenten hingestellt, daß damit auch die Industrietätigkeit eine Einschränkung erfahren müßte, daß die Banken dann nicht mehr in der Lage sein würden, alle Ansprüche der Industrie zu erfüllen. Wäre das die Konsequenz der Forderungen auf Einschränkung des Kreditwesens, so müßte sie eben hingenommen werden, wenn die Überspannung des Kreditwesens tatsächlich Nachteile für das Wirtschaftsganze gezeigt hat. Auch die Industrie muß sich im Rahmen der finanziellen Möglichkeiten eines Landes halten. Es hat sich im letzten Herbst gezeigt, daß schon die Möglichkeit kriegerischer Ereignisse unseren finanziellen Apparat empfindlich aus dem Gleichgewicht brachte, und wenn es auch ein Ammenmärchen ist, daß Deutschland zum Kriegführen das dreimal nötige Geld gefehlt hätte, so ist es doch leider zweifellos, daß die finanzielle Mobilmachung an Schnelligkeit hätte zu wünschen übrig lassen, und daß sie ungewöhnlich viele wirtschaftliche Existenzen, die zu stark auf Kredit aufgebaut waren, entwurzelt hätte. Nun kann ja die wirtschaftliche und finanzielle Struktur eines Landes nicht lediglich auf den Kriegsfall zugeschnitten sein, aber sie muß doch so organisiert sein, daß sie nicht nur funktioniert, „wenn alles gut geht“. Der Krieg ist die stärkste Belastungsprobe, der eine Volkswirtschaft ausgesetzt sein kann, aber auch die anderen Belastungsproben, wirtschaftliche Krisen usw., haben das deutsche Wirtschaftsleben stärker mitgenommen, als dies vielfach hätte der Fall sein dürfen. Ein Zeichen, daß das finanzielle Gleichgewicht bei uns nicht unter allen Umständen gewährleistet ist.

Rundschau

Die Reichsbank setzte den Hebel da an, wo er für sie am bequemsten zu fassen ist und wo ein Hebeldruck auch die stärkste Wirkung haben muß: bei den großen Privatbanken. Hier sind die Kanäle, durch die das Geld zusammenströmt, hier sind die Reservoirs, in denen es sich sammelt, verteilt wird und den möglichst rentabelsten Zwecken zugeführt wird. Wenn die Banken Bedenken tragen, der heimischen Industrie die Gelder, die sie mehr als bisher in den Reservoirs zurückhalten sollen, zu entziehen, so könnten sie doch mit dem Verborgen deutscher Kapitalien ins Ausland etwas zurückhaltender sein als in den letzten Jahren. Ein Land wie Deutschland, das eine eigene überaus starke Intensivwirtschaft hat, kann vorläufig noch nicht den Ehrgeiz haben, zu den ersten Bankiers der Welt gezählt zu werden, zumal es sich oft die langfristig ins Ausland geliehenen Gelder kurzfristig vom Ausland wieder zurückleihen muß. Die Banken allerdings verdienen an solchen Geschäften zweimal, sie sollten es sich aber abgewöhnen, über eine Behinderung des Verkehrs zu schreien, wenn man gewisse Rücksichten auf die Gesamtinteressen fordert.

Horatio.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Sinnreich, Wien IX, Mosergasse 3; — für die Herausgabe: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkő), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Carl Krause in Tempelhof-Berlin. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

NORD UND SÜD

Dr Luigi Luzzatti,
früherer Ministerpräsident.

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

[illegible] von Paul Lindau

Herausgegeben von [illegible] Ludwig Stein

Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, [illegible]
Berlin + Breslau + Leipzig
Lützowufer 5a. [illegible]
Wien [illegible]
[illegible] Verlags-Kommiss. Buchhandlung [illegible]

36. Jahrg. Band 140. Heft 450 Zweites Märzheft 1912

Dr. Luigi Luzzatti,
früherer Ministerpräsident.

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G.

Berlin * Breslau * Leipzig
Lützowufer 5a. .E. F. Steinacker.

Wien
Rob. Mohr, Verlags-Kommiss.-Buchhandlung.

Budapest
Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung.

36. Jahrg. Band 140. Heft 450 Zweites Märzheft 1912

Luigi Luzzatti:
Italien und Deutschland in der Wissenschaft und in der Wirtschaft.

Die Völker lieben einander nicht mehr. Die Verwandtschaftsbeziehungen durch gemeinsame Herkunft schließt der koloniale Imperialismus aus. Nur zwei Kräfte bleiben unangetastet: die Wissenschaft und die politische Macht. Die Völker fühlen vor einander Achtung, je nachdem sie wissen, und — Furcht, je nachdem sie — stark sind. Hätten sie in den internationalen Beziehungen mit dem Wissen und mit dem Können auch noch die Gerechtigkeit zu vereinigen vermocht, so würden sie ein menschliches Wunder darstellen, von dem auch die fortgeschrittensten Völker noch so weit entfernt sind! Diese realistische Denkweise läßt aber vollkommen die Gründe der augenscheinlichen und mannigfachen Berührungspunkte zwischen Italien und Deutschland einsehen. Sadowa brachte Italien nach Venedig, Sedan nach Rom, und so sind die zwei Staaten zu gleicher Zeit und von denselben nationalen Bestrebungen geleitet entstanden. Für diese Mitarbeit der Staaten wurden auch keine Belohnungen verlangt.

Was aber noch mehr bedeutet, Deutschland und Italien sind durch die wissenschaftlichen Beziehungen mit einander eng verknüpft. Kein anderes Volk hat vielleicht so viel die deutsche Wissenschaft gelernt, als es Italien in den fünfzig Jahren seiner Freiheit getan, — die Wissenschaft in ihrem theoretischen Inhalt sowohl, wie in ihren fruchtbaren praktischen Anwendungen. Der italienische Geist lernte aber die deutsche Wissenschaft auf allen Gebieten der Erkenntnis nicht um diese schülerhaft nachzuschaffen, wie vielmehr um den Weg zu neuen Forschungen zu eröffnen. Um ein Beispiel herauszugreifen, kein Volk hat mehr als Italien sich die tiefen deutschen Untersuchungen des römischen Rechts zu eigen gemacht, jetzt haben wohl die Italiener jene Untersuchungen überholt. Dasselbe ließe

sich wohl in Bezug auf die Rechtsgeschichte, auf das öffentliche Recht und auf einige Gebiete der Nationalökonomie sagen. In der Mathematik, in der Physik, in der Biologie ist vielleicht dieselbe Erscheinung zu verzeichnen. So daß man sagen kann, daß wir von den Deutschen stets lernen und sie bewundern, doch sind wir bereits imstande, sie in wissenschaftlicher Hinsicht prüfend zu beurteilen, und haben wir sie freudig auf manchen Gebieten des Wissens übertroffen. Ebenso wie in der Wissenschaft haben wir die Deutschen in der Einrichtung der Lehranstalten, namentlich der Polytechnischen Institute und der Gewerbeschulen nachgeahmt.

So ist also der erste wesentliche Schritt zur italienisch-deutschen Freundschaft in der Achtung vor den wissenschaftlichen Leistungen begründet. Diese ist auch eine ihrer solidesten Grundlagen für immer. Was nun die anderen Seiten des Volkslebens betrifft, so waren es die Italiener, die die sozialen Versuche Deutschlands zum Wohle des leidenden und arbeitenden Volkes zuerst kennen gelernt und sich angeeignet haben. Der diese Zeilen zu schreiben die Ehre hat, ist bereits seit dem Jahre 1862 in intime Freundschaftsbeziehungen zu Schulze-Delitzsch getreten und hat in Italien über die Einrichtung der deutschen Produktivgenossenschaften berichtet, welche nachher auch in einer, dem italienischen Volksgeist angepaßten Form mit großem Nutzen ins Leben gerufen worden waren. Wie viel schulden also den Deutschen die dadurch von der Wucherlast befreiten Italiener!

Und als Bismarck seine riesenhaft wichtigen Gesetzesentwürfe über das soziale Versicherungswesen brachte, wir folgten ihnen Schritt für Schritt. Im Jahre 1883 gründeten wir die Nationale Bank zur Versicherung gegen Arbeitsunfälle. Später wurde, wie in Deutschland, die Versicherung für obligatorisch erklärt auf Kosten der Unternehmer im allmählichen Fortschreiten. Zwar wollte man bei uns zuerst Alters- und Krankheitsversicherung der freien Entschließung der Einzelnen überlassen und so die sozialen Probleme lösen. Ich war aber der erste Ökonomist als Regierungsmitglied, der die Verantwortung auf sich genommen, zu verkünden, daß Deutschland Recht habe, daß die Zwangsversicherung, mag sie noch so klein sein, der Arbeiterschaft eine soziale Notwendigkeit ist, welche die Wohltätigkeit in Fürsorge verwandelte, die Gesundheit besserte, den Erkrankungen vorbeugte und so die Volkskraft stärkte. Wenn es sich sagen läßt, daß der lateinische Volksgeist in diesen sozialen Angelegenheiten die Freiheit vertritt, während der deutsche die Pflicht, so hat Deutschland mit seinen ungeheuren Versuchen gesiegt und

Italien, Frankreich, Österreich und andere Länder in seinen Kreis fortgerissen.

Welch ein Sieg! — Durch diese Errungenschaften seines ökonomischen Denkens ist Deutschland ebenso ruhmreich wie durch seine größten militärischen Eroberungen geworden, — jene kosteten aber weder Tränen, noch Blut, noch so viel Geld, sie hoben aber materiell und moralisch den ärmsten Teil des Volkes, verwirklichten das große Prinzip der Solidarität des Reichtums und des Elends, der Kultur und der Unwissenheit. Die deutschen Reformen auf diesem Gebiet sind jetzt in der ganzen Kulturwelt zur Geltung gelangt und stellen einen universellen Fortschritt dar.

Italien und Deutschland leisteten und leisten einander auf dem volkswirtschaftlichen Gebiete nützliche Dienste, sie haben einander vieles mitzuteilen. Vielleicht können wir in manchem über die Leitung des öffentlichen Finanzwesens unterrichten, andererseits ist sicher, daß wir Deutschlands Verkehrswesen, Industrie, Schiffahrt studieren und nachzuahmen suchen. Die ökonomische Fühlung zwischen den beiden Völkern, die durch die Handelsverträge belebt wurde, entfesselte beiderseits neue Kräfte. Wie vieles haben, beispielsweise, die mächtigen und vollkommen ausgerüsteten Schiffahrtsgesellschaften Deutschlands den italienischen beibringen können in Bezug auf die Transportverhältnisse der Emigranten, der Waren, der bemittelten Reisenden u. dergl.! Die Freiheit im internationalen Verkehrswesen, wenigstens etwas von Freiheit, wirkt erzieherisch ein und erhebt die Schüler zur Größe der Meister. Jetzt besorgt die italienische Handelsmarine unter vollkommen gleichen Bedingungen den Transport von mehr als der Hälfte unserer Auswanderer, und wir hoffen mit der Zeit ohne Staatsprivilegien unsere Meister zu übertreffen .... Gewiß, es ist eine ungeheuer schwierige Sache, mit den Deutschen Handels- und Schiffahrtsverträge abzuschließen. Dies weiß ich, der ich wohl der älteste lebende Unterhändler zwischen den Staaten auf wirtschaftlichem Gebiete bin!

Eine wundervolle Feinheit der Analyse und der Kombinationsfähigkeit, die der Deutsche besitzt, verhilft ihm dazu, selbst bei gleicher Geschicklichkeit und Sachkenntnis der Kontrahenten, größere Vorteile aus den Handelsverträgen zu ziehen. So war es, beispielsweise, mit den Zöllen auf Eisen und Stahl im Handelsvertrage zwischen Italien und Deutschland, der gegenwärtig in Kraft ist. Die industriellen Verbände, an denen die Regierung keinen Anteil hat, verstehen es, durch Exportprämien die Wirkung der italienischen Zölle

abzuschwächen oder gar zu vernichten. Der Vertrag verbietet derartige Prämien, wenn sie regierungsseitig gegeben worden wären; man konnte aber nicht der bewunderungswerten Geschicklichkeit der Verbände der Eisenhüttenbesitzer vorbeugen, die sich an Stelle der Regierung setzen. Man wird im Jahre 1917, wo der deutsch-italienische Handelsvertrag erneuert werden sollte, diese überfeine Geschicklichkeit in Betracht ziehen müssen. Man wird sich sicherlich verständigen können. Sind doch die auf Eintracht beruhenden ökonomischen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien ebenso unumgänglich notwendig, wie der wissenschaftliche Austausch und die politische Einigung.

Was uns verbindet, ist größer und fester als alles, was die Tendenz hätte uns zu trennen, und jenes erste wird auch in der Zukunft, wie es bisher der Fall war, die Oberhand gewinnen!

Dr. Blumstein:
Luzzatti, der Staatsmann, der Denker, der Mensch

Luigi Luzzatti steht noch in voller Blüte seiner Schaffenskraft.

Was er in fünf Jahrzehnten eines beispiellos tätigen Lebens geleistet hat, ist aber bereits so groß und so bedeutend, so voll von Gestaltungsgenie, daß dem ein umfangreiches Buch kaum in allem, was wir davon zu lernen und daran zu bewundern haben, gerecht werden könnte. Hier mögen nur wenige Worte Platz finden, die der 11. März, der Geburtstag Luzzattis, empfunden werden, und die die Kürze des Raumes auf Andeutungen beschränkt sein läßt. Der vollendeten Liebenswürdigkeit des Staatsmannes sind die nachstehenden biographischen Notizen zu verdanken, die uns für diese Skizze mitgeteilt wurden.

In Venedig, in jener Stadt des märchenhaften Zaubers und zugleich der lebensvollen Handelstätigkeit mit ihrer einzigartigen Geschichte, ist Luzzatti am 11. März 1841 geboren, in einer israelitischen Familie, die auf eine ganze Reihe der hervorragendsten Vertreter des Geistes zurückblickt. Das aufblühende Genie offenbarte sich schon im Jünglinge, dem Gymnasiasten in Venedig, dem Studenten in Padua. Die Vielseitigkeit der geistigen Interessen, die sich auf die weitesten Gebiete der sozialen Wissenschaften, aber auch auf die ewigen philosophischen Probleme und auf das religiöse Leben der Menschheit erstreckten, wies auf die erstaunliche Frühreife des Jünglings hin. Mit 22 Jahren ist er schon, nach absolvierten Universitätsstudien in Padua, der Verfasser eines nationalökonomischen wissenschaftlichen Werkes: „Die Verbreitung des Kredits und die Volksbanken" (La diffusione del Credito e le banche popolari 1863), in welchem ein bahnbrechendes Programm der wirtschaftlichen Entwickelung nicht nur Italiens aufgestellt worden war, das Programm, in dessen Geiste sich die staatspolitische Tätigkeit Luzzattis vollzogen hat. Nach 47 Jahren war es ihm als Ministerpräsidenten vergönnt, in einer Kammerbedatte an die 26 Handelsverträge zu erinnern, die er, der Finanzreformator seines Landes, geschlossen hat, geleitet von der Erkenntnis, die schon im Jünglinge in vollster Klarheit aufging. Mit jener Erstlingsschrift ging er nach Mailand, da auf ihn von den damaligen österreichischen Behörden seiner Mutterstadt ein . . . Hochverratsprozeß wegen Errichtung von Unterstützungskassen heraufbeschworen werden sollte. In Mailand begann sich jene organisatorische Gabe zu entfalten, die in so hohem Maße den ökonomischen Wohlstand des italienischen Staates geschaffen hat. Eine ganze Reihe von Volksbanken wurden von Luzzatti in der Lombardei gegründet, und neues Leben floß

dadurch den arg bedrückten Bevölkerungsschichten zu. Auch die ersten Konsumgenossenschaften in Italien verdanken ihr segensreiches Entstehen demselben unermüdlichen Freunde der arbeitenden und leidenden Menschheit. Nachdem Venedig nunmehr dem italienischen Staate angehörte, wurde Luzzatti zum Professor des Staatsrechtes in der venetianischen Universität Padua, als 25er! Die rege Tätigkeit des Ökonomisten erschöpfte nicht das Werk des Denkers. Das Verhältnis der Kirche zum Staate in den modernen Gesellschaften, an dem Beispiele Belgiens erörtert, bildete das Thema seiner zweiten Schrift, die ebenso grundlegend war in anderer Richtung für das spätere Propagandawerk des Apostels der Gewissensfreiheit.

Die erste Anerkennung der schöpferischen Versuche Luzzattis auf dem Gebiete der ökonomischen Fürsorge kam von Frankreich, auf der Ausstellung von 1867 in Paris. Dort lernte der junge Sozialpolitiker den hervorragenden italienischen Staatsmann Marco Minghetti kennen, welcher zwei Jahre darauf zum Ackerbauminister ernannt, den 29jährigen Luzzatti in sein Ministerium zum Unterstaatssekretär berufen hatte. Einzigartiges Beispiel eines Vizeministers, der noch nicht das erforderliche Alter erreicht, um als Abgeordneter gewählt werden zu dürfen! — Ein neuer Zug kam mit Luzzatti in das sozialpolitische Leben des Landes. Der Staat ist keine anonyme Handelsgesellschaft, sondern die vom Geiste der schöpferischen Güte durchleuchtete Gemeinschaft: In solche Fassung bringt einmal Luzzatti seine Vorstellung vom Staate in dem Werke, das jetzt in deutscher Sprache erschienen ist. Dieselbe Auffassung leitete in genial gestaltender Weise seine Tätigkeit von 1869 an. Der Staat hat Pflichten zu erfüllen, wenn das gesamte arbeitende Volk in ihm keine von außen her aufgezwungene Macht erblicken soll. Pflichten der sozialen Fürsorge jeder Art. Zum erstenmal in Europa wurde von Luzzatti eine Arbeitsfürsorgeabteilung im Ministerium geschaffen (Consiglio di previdenza e di lavoro), deren Bedeutung für die spätere sozialpolitische Reformbewegung in Italien unermeßlich wurde. Das Ziel war und ist: das Leben den arbeitenden Volksschichten in jeder Hinsicht erträglicher und schöner zu machen. Billige und gesunde, licht- und luftvolle Wohnungen zu schaffen, um jede geistige Entwickelung der Massen zu ermöglichen, erschien ihm als die wichtigste Aufgabe der Sozialpolitik, deren Lösung zugleich als unerbittlicher Kampf mit dem Analphabetismus und dem Alkoholismus ins Leben treten mußte. Der Läuterung der Volksseele galt dieses unermüdliche, von Begeisterung für die höchsten moralischen Werte durchglühte Schaffen des Staatsmannes. Es würde aus dem Rahmen dieser flüchtigen Skizze herausfallen, auch nur die wichtigsten gesetzgeberischen Neuerungen auf sozialpolitischem Gebiete zu erwähnen, die auf Luzzattis Wort und Tat zurückgehen. Im Jahre 1891 wird er Finanzminister und im Laufe von zehn Jahren bekleidet er nicht weniger als achtmal den Ministerposten. Zuletzt bekanntlich als Ministerpräsident mit dem Portefeuille des Innern bis zum März des verflossenen Jahres.

In zwei Richtungen offenbarte sich die Gestaltungsgabe des Mannes. Als Gelehrter, als Professor des Staatsrechtes an der Universität in Rom, als Denker von ausgeprägt persönlicher Art, vertritt Luzzatti den großen Grundsatz: Trennung von Staat und Kirche ist die Voraussetzung des modernen Kulturstaates. Das Werk: „Freiheit des Gewissens und Wissens", das vom Herausgeber dieser Zeitschrift („Nord und Süd", 2. Januarheft) feinsinnig besprochen wurde, ist der vollendet klare Ausdruck für diese Richtung des Schaffens von Luzzatti. Der Mann, der die Seelenzustände der auserlesenen Naturen kennt und verherrlicht, von denen der Kultus der schöpferischen Güte mit religiöser Innigkeit erlebt wird, der die Bergpredigt neben einigen Gesprächen Buddhas für die höchsten Offenbarungen des Geistes hält, tritt im Leben als Volkserzieher auf. Das Wahre erforschen, um das Gute zu tun — dies ist sein Leitsatz. So sind in ihm der Denker und der Staatsmann aufs innigste verbunden. Man muß nur seine parlamentarischen Reden zur Begründung seiner Gesetzesvorlagen lesen, um dies zu empfinden. So hat er im Jahre 1910 das großartige Werk der Bewaldung Italiens gesetzgeberisch in die Wege geleitet, denn die Naturpflege ist für ihn die Quelle der Volksgesundheit, er hat die Volksschule ökonomisch zum sicheren Gedeihen geführt im Kampfe mit dem in Italien noch starken Analphabetismus und das große hygienische Gesetz durchgeführt, um den Körper des Volkes durch gesundes Wasser zu reinigen, ebenso wie der Kampf mit der Schmutzliteratur, mit der Seuche des Alkoholismus, mit der Grausamkeit in der Behandlung der Tiere, den Geist des Volkes läutern sollte. Die sozialpolitische Fürsorge des Staates wurde von der Stadt ins Land getragen — auch hier wurde die Tätigkeit Luzzattis vorbildlich, da ja die Landarbeiter in den meisten europäischen Staaten den Schutz der Gemeinschaft bisher noch in vielem vermissen. Derselbe Staatsmann führte zum gedeihlichen Abschluß alle wichtigen Handelsverträge zwischen Italien und den anderen Staaten; von historischer Bedeutung wurde der Vertrag mit Frankreich, der der politischen Spannung zwischen den beiden Staaten ein Ende setzte. Als Gipfel der finanztechnischen Leistungen Luzzattis erscheint wohl die bekannte Konversion der acht Milliarden betragenden italienischen Staatsschuld im Jahre 1906, die dem ökonomischen Wohlstand des Landes zum ungeahnten Aufschwung verholfen hat. Die Anerkennung dieser beispiellosen Leistung kam in der Verleihung des Titels des permanenten Staatsministers an Luzzatti zum Ausdruck. Derselbe Idealist als Denker konnte die tiefsten Falten der realen Welt in nüchternster Weise durchschauen und die bewegenden ökonomischen Kräfte der Gegenwart als Gestalter meistern. Er hat es gewußt, den Ertrag der Steuern in Italien um 30 Millionen Franks zu vergrößern, ohne daß das Volk dies als Last empfunden hätte. „Ich besitze dieses Geheimnis der *sanften Steuern*, die mit Ruhe hingenommen werden", drückte er sich einmal aus. . . Die Erweiterung des politischen Wahlrechts war die natürliche Folge und die Krönung der gesetzschaffenden Tätigkeit Luzzattis als

Ministerpräsidenten, und — bekanntlich die launische Zufallsgöttin der modernen Parlamente — die jeweilige Mehrheit hat durch ihr Verhalten den Staatsmann verleitet, aus eigener Entscheidung sich von der Regierung zurückzuziehen. Die näheren Umstände, die diese Entscheidung erklären, mögen hier unerörtert bleiben.

Um noch einige Worte über den Gesamtcharakter der staatsmännischen Tätigkeit Luzzattis hinzuzufügen, läßt sich sagen, daß diese ein vollendet offenes und konsequentes System des Liberalismus darstellte. Die Freiheit soll als organisch unantastbares Erzeugnis des ganzen Volkslebens aufgefaßt werden, wie sie in England, wenn auch nur teilweise, durch Jahrhunderte aufgebaut wurde. Die Toleranz, dieses höchste moralisch-intellektuelle Gebot, soll auch die volle Freiheit des Widerspruches gewährleisten. Die Vereinigung der Fortschrittsfreunde im gemeinsamen Kampfe für die höchsten Kulturgüter — ist der Zweck des parlamentarischen Führers. Es gibt einen Zweck, der über alle elenden und kleinlichen politischen Parteiungen hinweg im Tatendrange vereinigen müßte, dieser ist: die allseitige Hebung des Volkes. „Für eine Demokratie, die die Schwachen und Gedrückten heben will, ohne die Auserlesenen und die Starken herabzusetzen, gibt es kein schöneres und würdigeres Schauspiel als das Kapital, das durch Arbeit gerechtfertigt wird, und als die Arbeit, die sich befreit, indem sie zu kapitalisieren weiß."*) In diesen Worten prägt sich die Stellung Luzzattis zu den brennenden sozialen Fragen der Gegenwart aus. Das entscheidende Wort gehört nur der Wissenschaft, kein Stillstand und keine Utopien, — eine stetige Verschönerung des Lebens durch Veredelung des Einzelnen . . Die Persönlichkeit Luzzattis bleibt unvergeßlich allen denen, die das Glück hatten, sie in der Nähe kennen zu lernen. Die klassisch schöne Gestalt und die unendliche Güte, die aus den Augen leuchtet, die faszinierende Unterhaltungsgabe erinnern an die Renaissancemenschen, Menschenkunstwerke der Natur und der Kultur . . . Nach fünf Jahren wird Luzzatti, nach allgemeinem Spruche seines Landes, ohne Unterschied der Parteien, den neuen Handelsvertrag mit Deutschland abzuschließen haben. Er wird sicherlich in Deutschland viele Freunde finden. Er fühlt sich mit der deutschen Seele verwandt. Die ökonomischen Beziehungen zwischen seinem Volke und dem deutschen sind ja nach seiner Überzeugung von den geistigen unzertrennlich.

In diesem Augenblicke, wo an den 11. März gedacht wird, mag Luzzatti unsere Huldigung gelten, der sich wohl die Leser dieser Zeitschrift anschließen werden.

---

*) Aus Luzzattis parlamentarischer Rede: „Sul programma del governo", gehalten am 30. April 1910, Sonderabdruck, S. 7. — Außerordentlich lehrreich sind die Reden: Sul bilancio dell' interno per l' esercizio 1910—1911, am 22. e 23. Juni 1910; — Sull' istruzione popolare am 2. Juli 1910; — Sui trattati di commercio, am 19. Juni 1910; — Sui fatti di Voltana, am 14. Mai 1910. Ebenso die Schrift Pro italico nomine, 1912, namentlich S. IX, 45.

Franz von Kossuth: Was lebt von Ludwig Kossuth?

Herr Professor Stein richtet an mich die Frage: Was lebt noch von Ludwig Kossuth? Nur ungerne entschließe ich mich, über meinen Vater für die Öffentlichkeit zu schreiben. Die Pietät, die mich an sein Andenken fesselt, ist so groß, daß ich es als ein Heiligtum betrachte, und ich verschließe es der Öffentlichkeit und der Kritik, die von der Öffentlichkeit nicht zu trennen ist. Trotzdem beantworte ich kurz die Frage, denn es soll hier nicht von Ludwig Kossuth, dem Menschen, sondern von der Verkörperung der ungarisch-nationalen Wiedergeburt und der ewig lebendigen Offenbarung der ungarischen Unabhängigkeitsidee die Rede sein. In der Tat: Ludwig Kossuth scheint ein zwiefaches Leben gelebt zu haben. Das eine, das Leben des großen Reformators, dessen jede Schöpfung bleibend war, lebt noch und wird, allem Anscheine nach, ewig leben. Das andere Leben ist eine ideale Verkörperung der ungarischen Unabhängigkeitsidee im Zusammenhange mit glänzenden Triumphen und erschütternden Leiden, die dieses ideale Leben schon vor dem Tode Kossuths im ungarischen Volksgefühl legendenhaft machten. Unter der Leitung des großen Reformators wurde die ungarische Nation wiedergeboren und fand ihren Platz im Kreise der zeitgemäßen Weltanschauungen.

Unter seiner Leitung wurde das ungarische Volk frei und gleichberechtigt, und was in der Geschichte beispiellos dasteht: es geschah dies nicht unter dem Drucke revolutionärer Bewegungen, sondern dadurch, daß der ungarische Adel — die Klasse der Bevorzugten, die bis zu den vierziger Jahren des XIX. Jahrhunderts mittelalterliche Vorrechte hatte — freiwillig auf diese Vorrechte verzichtete, obwohl dieser Verzicht viele ein großes materielles Opfer kostete und Ludwig Kossuth selbst, der Leiter, — als Sproß einer der ältesten Familien des ungarischen Adels — zur Klasse gehörte, die Rechte opferte, und nicht zu der, welche Rechte ge-

wann. So wurde das Leibeigentum und der Frondienst aufgehoben, so wurde das Volk des Landes von den Ketten, die es zur Erde banden, befreit, so gewann das ungarische Volk die Gleichberechtigung des Besitzes, und ein jeder wurde in Ungarn gleich in den Rechten, wie in den Pflichten. Die parlamentarische Verfassung, die dem Parlamente verantwortliche Regierungsform wurde begründet. Alle Bedingungen der menschlichen Freiheit und Rechtsgleichheit wurden gesichert; die Presse, der Mensch, der Bürger — sie wurden frei. Über all diese Schöpfungen zog ein entsetzliches Gewitter, und doch blieben sie alle am Leben und bilden die Grundsteine des gegenwärtigen und zukünftigen Ungarn. Das ungarische Volk erinnert sich an Ludwig Kossuth, den Reformator, wie an den Vater des Volkes. Sein Name ist in Ungarn: „Unser Vater Kossuth".

Wie sich die aufeinanderfolgenden Generationen von ihm entfernen, so wächst und verklärt sich allmählich sein Andenken, gerade als ob seine Seele sich in den Seelen der Ungarn verteilt hätte und als ob seine Asche den ungarischen Boden zum Patriotismus befruchtete; aus diesem Boden sind ja schon mehr als sechzig seiner Standbilder entsprossen, damit sie der Nachwelt seinen Ruhm und seine Leiden verkünden. Dem in seinen Schöpfungen jetzt und ewig lebenden Ludwig Kossuth ward die schwere Pflicht zuteil, diese Schöpfungen vor dem Sturm zu schützen, der plötzlich erwachte und von fremdem Boden kam. Der Waffenangriff hat eine Verteidigung mit Waffen erzwungen. Doch war diese Verteidigung — obwohl sie gegen das Ende in eine, von ihrem Anfang bedeutend verschiedene Richtung verschlagen wurde — viel weniger revolutionärer, als selbstverteidigender Natur.

Übrigens gehört die Zeit des großen Kampfes der Vergangenheit an. Seither nützten sich die Trauerkleider der Witwen ab, die Tränen der Waisen trockneten, die im Kampfe teilnahmen, sind größtenteils tot und der Nationale warf einen dichten Schleier auf diese Vergangenheit, als die Nation und ihr Herrscher sich vollständig versöhnten. Der Monarch wurde im Jahre 1867 mit der traditionellen Krone Stefans des Heiligen gekrönt und legte den traditionellen Krönungseid ab. Er stellte die zerstörte Rechtskontinuität wieder her und sicherte der Nation, auf Grund der Gesetzschaffung des Parlamentes, mit königlicher Sanktion eine weite, wenn auch nicht vollkommene Verfassung. Seit dieser Zeit herrscht der Monarch weise und konstitutionell, und die Erinnerung des Kampfes von 1848/49 hat schon seit langem aufgehört in Ungarn ein antidynastisches

Andenken zu sein; doch blieb der Kampf ein nationaler Ruhm, denn die Erinnerung der nationalen Heldentaten hat ihn geweiht. Im Gegenteil, die Idee der staatlichen Unabhängigkeit Ungarns, die mit dem erwähnten Kampfe in engem Zusammenhang steht, wurde heute schon zu einer dynastieerhaltenden Idee; denn die ungarische Nation ist in den zwei Staaten der Habsburg-Monarchie die einzige, welche keinem auswärtigen Knotenpunkte zustrebt. Sie ist stets bereit, die Stefanskrone der Habsburger zu beschützen, die das pragmatische Gesetz von 1723 dem weiblichen Zweig des in seinem männlichen Zweige damals aussterbenden Habsburgerhauses aufsetzte. Je mehr sich die Idee der ungarisch-nationalen Unabhängigkeit verwirklicht, desto besser kann man die Länder der heiligen ungarischen Krone von dem gefährlichen Wirbel trennen, der auf dem Boden Österreichs tobt und in jedem Augenblick die österreichische Herrschaft der Dynastie bedrohen kann. Würde diese Gefahr auftreten, so würde sich im starken und selbständigen Ungarn dasselbe wiederholen, was unter Maria Theresia geschah (sie war die erste, die auf Grund des Gesetzes von 1723 herrschte): die ungarischen Waffen würden die Habsburgerkrone retten, sogar im Bezuge auf die (österreichischen) Erbländer der Krone. Nach den Ereignissen von 1848 entfaltete sich das nunmehr legendenhafte — nicht reformatorische — Leben Ludwig Kossuths. Von dieser Verkörperung seines geistigen Wesens ist auch, sozusagen, alles im Leben geblieben. So lebt z. B. die Kraft des nationalen Selbstbewußtseins, die unter seiner Leitung die Nation nicht verzagen ließ und die der Vernichtung auch nach der Niederlage mit Erfolg Widerstand leistetete; fremde Übermacht, aber hauptsächlich ein, aus innerem Zwist entsprungener Verrat hat diese Niederlage verursacht. Es lebt in der Nation das Selbstvertrauen, der Glaube an die eigene Kraft und an den staatsgründenden Beruf der ungarischen Nation. Es lebt die Selbstaufopferung, die Treue zu den Prinzipien, die Konsequenz. Die Verkörperung von alledem lebt in seinem Andenken, und dies Andenken erhebt und veredelt. Und diesen Tugenden schließt sich das rührende Andenken seines Ruhmes und seiner jahrzehntelangen Leiden an. Es lebt das Bewußtsein, daß Ludwig Kossuth ein Ungar, daß sein Ruhm ein ungarischer Ruhm und seine Leiden ungarische Leiden waren! . . . Was lebt also noch von Ludwig Kossuth? Es lebt, was die drei Worte ausdrücken: „Unser Vater Kossuth". Es sind Jahrzehnte verstrichen, seit er seine noch immer lebendigen, blühenden Schöpfungen erschaffen hat, die auch

heute den Grund des Gemeinwesens bilden. Seither veränderte sich die Situation, es veränderten sich die Umstände; doch die ewigen Wahrheiten des Patriotismus verändern sich nie. Die Liebe Kossuths zu seinem Vaterlande, das er geschützt, für das er besorgt war, auf dessen Rechte er nicht verzichtete, paßt in jedes Zeitalter hinein. Wir Ungarn fühlen, daß Ludwig Kossuth nicht gestorben ist und daß seine Ideen unter uns ein ewiges Leben haben. Horaz schrieb: „Omne capax movet urna nomen“ — aber seinen Namen berührt der Tod nicht.

Arthur Dix:
Neue Ziele!

Als während des langen Wahlkampfes ein reichliches Maß von politischem Wirrwarr herrschte; als Verärgerung und Verhetzung den weiten Vortritt vor der Begeisterung hatten; als sich dann gar zeigte, daß unter sotanen Umständen rund 4¼ Millionen Wähler kurzerhand den Stimmzettel für die Sozialdemokratie abgegeben — da konnte man wieder und wieder, wie auch schon oft in den vorangegangenen Jahren, den Stoßseufzer hören, es fehlten uns neue, große, begeisternde, die Kräfte anfachende Ziele, und den Wunsch, daß eine weitschauende Regierung dem Volke solche Ziele stecken möge, um es zur Einigkeit und Tatkraft zu sammeln. Namentlich in den Schichten der Gebildeten und in der berühmten Partei der Nichtwähler scheint dieser Wunsch, dieses Verlangen recht lebendig. Welcher Gestalt die ersehnten neuen Ziele sein sollen, darüber vermag man sich selbst keine volle Rechenschaft zu geben; aber man hat so ungefähr das Empfinden: wie unsere Väter sich nach dem Deutschen Reich gesehnt und diesem Streben nach einem fernen Ideal die Anfeuerung der besten Tatkraft verdankten, so möchten auch wir neue, weitere, höhere Ideale vor uns sehen.

Wenn man so häufig auf diese etwas verschwommenen und zum Teil noch gar nicht so ganz über die Schwelle des Bewußtseins getretenen Wünsche und Empfindungen stößt und demgegenüber beobachtet, daß doch auch die Regierung nur in der kleinen Alltagsarbeit steckt, ohne ihrerseits etwas zu tun, um jenes halbbewußte Sehnen auf bestimmte Punkte konzentrieren und in nationale Energie umsetzen zu können, dann könnte man vielleicht auf den Gedanken kommen, daß jetzt, nachdem ein Drittel der Wähler die Stimmen abgegeben für eine Partei, die außerhalb des Rahmens der bürgerlichen Gesellschaft, der herrschenden Staatsordnung und der allein auf nationalem Boden wachsenden Politik stehen will, der Zeitpunkt gekommen wäre, zu ungewöhnlichen Auskunftsmitteln

zu greifen. Etwa zu der Einberufung eines „hohen Rates“, der die ersehnten neuen Ziele zu weisen und dem Volke ihre Bedeutung anfeuernd und einigend zu Gemüte zu führen hätte; einer kaiserlichen Immediatkommission, wenn man will, eines Oberhauses auf Zeit, natürlich ohne gesetzgeberische Befugnisse; einer Reichsständekammer, in der nicht die Vertreter der politischen Parteien, nicht auch die Vertreter der agitatorischen Interessenverbände nach Art des Landwirt- und des Hansabundes sitzen, sondern die ersten Kräfte aus den auf dem Boden der sachlichen Arbeit gestellten, anerkannten Berufsorganisationen — etwa unter der Flagge einer „Volkswohlfahrts-Konferenz“. Der Landwirtschaftsrat, der Handelstag, die Berufsgenossenschaften, weiterhin die großen industriellen Verbände, die Arbeitgeberverbände und die Gewerkschaften, nicht zu vergessen die wissenschaftlichen Körperschaften — das wären in erster Linie die Kreise, aus denen ein solcher hoher Rat zu bilden wäre. Ein Regisseur von zweifelsfreier politischer Unparteilichkeit und von großem Weitblick, von umfassendem Verständnis für die nationalen Lebensbedürfnisse und Lebensaufgaben müßte hinter dem Ganzen stehen und die Aussprache der berufensten Vertreter des deutschen Erwerbs- und Geisteslebens systematisch in solche Bahnen lenken, die zur Aufweisung neuer großer Ziele und zur Erkenntnis der wahren Interessengemeinschaften jenseits aller Interessengegensätze der einzelnen Berufe, Stände und Klassen zu führen vermöchten.

Schwerlich wird man freilich bei ruhiger Beurteilung sich der Hoffnung hinzugeben vermögen, daß hier nun etwas wirklich Neues aus dem Boden gestampft werden könnte. Im wesentlichen wird man doch nur wieder zu älteren, im Einzelnen und im Kleinen schon lange verfolgten Zielen zu gelangen vermögen; aber man wird sie vielleicht durch das Aufdecken der die Einzelbestrebungen verbindenden Fäden vereinigen können zu größeren, weiter gesteckten Zielen und dem Volke zum Bewußtsein bringen können, daß es uns keineswegs fehlt an ungeheuer bedeutsamen Aufgaben, deren Tragweite genügt, um bei ihrer richtigen Erkenntnis die Anspannung der vereinten Kräfte anstatt ihrer Zersplitterung erstrebens- und dankenswert zu machen, und auch die nationale Phantasie in der Weise zu beflügeln, wie es der Betätigung nationaler Tatkraft förderlich und dienlich ist.

Den natürlichen Ausgangspunkt aller Betrachtungen über die dem nationalen Ganzen zu steckenden Ziele wird die Lebensbewegung dieses nationalen Ganzen selbst bilden, d. h. in erster Linie die Bevölkerungs-

bewegung. Wenn wir ihren Verlauf seit der Reichsgründung sorgsam betrachten, so werden wir gleich zu großen Einigungspunkten gelangen können. Wir sehen im neuen Reich seit seiner Gründung ein außerordentlich starkes Volkswachstum, von dem aber in der ersten Zeit wesentliche Teile doch nur zum Völkerdünger wurden. Eine mächtig anschwellende Auswanderung, die erst abstoppte, als der Schutz der nationalen Arbeit zur vollen Wirkung gelangt war. Von diesem Zeitpunkt an findet in zunehmendem Maße das starke deutsche Volkswachstum volle Unterkunft und lohnende Beschäftigung im eigenen Lande. Hier ist der Punkt, wo man, die Mitwirkung der heute in nicht mehr geringer Zahl vorhandenen national-wirtschaftlich aufgeklärten Sozialisten nicht verschmähend, versöhnliche Aufklärung schaffen kann über die gemeinsamen Interessen des Volksganzen an diesem Schutze der nationalen Arbeit — insbesondere, wenn man dieses Schutzprogramm klar aufdeckt in seinem ganzen umfassenden Wesen und sich dazu bekennt, daß der „Schutz der nationalen Arbeit“ ein vollgültiger und sinngemäßer natürlich nur ist, wenn er auch den „Schutz des nationalen Arbeiters“ mit in sich begreift! Die Erziehung auch der Arbeiterkreise zu dieser Erkenntnis wird sich wesentlich erleichtern lassen, wenn man die heute in diesen Arbeiterkreisen zum Teil bereits bestehenden Bestrebungen erkennt und benutzt, die auf den unmittelbaren Schutz des deutschen Arbeiters gegen die Konkurrenz des zuwandernden ausländischen Arbeiters abzielen.

Bei dieser Betrachtung aber werden wir notwendig wieder zurückgeführt auf die Bevölkerungsbewegung, von der wir ausgingen. Wir sehen heute, daß unser Volkswachstum nachzulassen begonnen hat, und daß wir, wenn die Wirtschaftsentwicklung in gleichem Maße wie bisher fortschreitet, in fortschreitendem Umfange auf ausländische Hilfskräfte werden zurückgreifen müssen. Das ist aber kein sinngemäßer Schutz der nationalen Arbeit mehr, der dem inländischen Arbeiter mehr und mehr ausländische Kollegen an die Seite stellt. Der Schutz des deutschen Arbeiters gegen die Konkurrenz ausländischer Kollegen hat zur Voraussetzung, daß wir den Bedarf an Arbeitskräften in vollem Umfange aus dem eigenen Lande, aus dem eigenen Bevölkerungswachstum decken können. Von dieser Voraussetzung werden wir uns immer weiter entfernen, wenn wir nicht Sorge tragen für die Wiederauffrischung des deutschen Volkswachstums.[1]

Woher kommt sein Zurückgehen? In weitaus erster Linie von der Blutleere des platten Landes. Die städtisch-industrielle Bevölkerung ist

auf Kosten der ländlichen Menschenkräfte gewaltig angewachsen und ihr Bedarf ist fortgesetzt in unvermindertem Steigen. Um diesen Bedarf decken zu können, muß aber auch die ländliche Bevölkerung nicht nur vor weiterem Rückgang bewahrt, sondern zu neuem Anwachsen gebracht werden. Eine mit größter Energie und in möglichst starkem Umfange durchgeführte Innenkolonisation ist die oberste Voraussetzung dafür, daß wir den ländlichen Kräfteüberschuß und den städtisch-industriellen Kräftebedarf wieder ins Gleichgewicht bringen und demgemäß auch den Schutz des nationalen Arbeiters gegen fremdländische Zuwanderung durchführen können.

Hier haben wir ein sehr altes, in seiner heutigen Größe und Bedeutung aber doch neues Ziel! Es muß dem Volksganzen zum Bewußtsein gebracht werden, wie unendlich wichtig es für seine wirtschaftliche, soziale und politische Struktur ist, daß die seßhafte ländliche Bevölkerung eine weitgehende Vermehrung erfahre. Sie sichert einmal die Deckung des städtisch-industriellen Kräftebedarfs; sie sichert weiter der Industrie einen wesentlich erweiterten inländischen Absatzmarkt; sie sichert endlich den politischen und sozialen Ausgleich, das wünschenswerte Nebeneinander einer möglichst großen Zahl selbständiger Existenzen neben der so gewaltig vermehrten Zahl der unselbständigen Arbeiter. Die städtische Industrie selbst ist es, die das lebhafteste Interesse an dieser Förderung des ländlichen Volkswachstums hat. Es sind hier also wiederum starke Grundlagen des Interessenausgleichs und der Interessenverständigung gegeben.

Darüber hinaus wird man die Verständigung fördern können, wenn man Stadt und Land einander wieder sich zu nähern bemüht; nicht auf dem heute teilweise eingeschlagenen falschen Wege einer Verstädtischung des ländlichen Lebens, sondern vielmehr durch den Versuch teilweiser Verländlichung des städtischen Lebens. Die an sich so sehr löblichen Bestrebungen zur Hebung der Wohlfahrtspflege auf dem Lande zielen heute in der Praxis zum Teil darauf ab, die Landleute auf der Scholle zu halten, indem sie ihnen Surrogate für die städtischen Vergnügungen bieten, die doch schließlich nur dazu anreizen, nicht aus den Surrogaten, sondern aus dem Vollen schöpfen zu können. Die soziale Hygiene aber fordert vielmehr, daß nicht dem Landmann Ersatz für städtische Genüsse, sondern daß dem Städter ein Stück gesunden Landlebens geboten werde. Die Großindustrie für ihr Teil ist schon vielfach bestrebt, soweit sich günstige Verkehrsverhältnisse bieten, auf das Land abzuwandern und ihren Arbeitern zu einem mehr ländlichen Wohnen zu verhelfen. Auf diesem Ge-

biet ist mit Unterstützung der städtischen Wohnungspolitik noch unendlich viel zu arbeiten. Es gilt, die industriellen Arbeiterfamilien in weitem Umfange wieder zu halbländlichen zu machen, ihnen ein Stückchen Ackerbodens zu verschaffen, auf dem sie selbst für ihre leiblichen Bedürfnisse sorgen und sich gesunder Beschäftigung hingeben können. Welche Freude hat nicht der kleine Großstädter schon an seinem bescheidenen Stückchen Laubenkolonie, in dem er ein paar Kohlköpfe pflanzt. Hier werden die Leute ungleich zufriedener und gesünder, als wenn sie immer und ewig nur auf Fabrik- und Mietskasernen angewiesen sind. Das sind so kleine Ansätze, die mit größter Sorgfalt und in wesentlich gesteigertem Maßstabe gepflegt und weiter entwickelt zu werden verdienen. —

Haben wir im Innern weitgehende und allseitig ausgebaute Innenkolonisation klarzulegen als ein großes und hochbedeutsames Gemeinschaftsziel, so fragt sich weiter, welche Aufgaben der Stand der deutschen Volksbewegung unserer Weltpolitik, welche Ziele er der Außenkolonisation stellt. Wir sehen, daß die derzeitige Bevölkerungsbewegung nicht einmal genügt zur Deckung des wachsenden Kräftebedarfs unserer Industrie, und daß die Auswanderung im Vergleich zur Zuwanderung fremdländischer Hilfskräfte nach Deutschland äußerst geringfügig ist. Was an siedlungslustigem Volksüberschuß vorhanden ist, haben wir allen Anlaß, im eigenen Lande durch die Innenkolonisation unterzubringen; hier daheim muß der Landhunger gestillt werden, um die Fortdauer des Volkswachstums zu sichern und dem Lande das ihm entzogene Blut wieder zuzuführen! Einen Bedarf an neuen Siedlungskolonien können wir also, im Gegensatz zu der noch vorherrschenden Auffassung — die achtlos vorübergegangen ist an den Veränderungen der deutschen Bevölkerungsbewegung — zur Zeit nicht feststellen. Umsomehr aber bedarf unsere Industrie der ungestörten Zufuhr kolonialer Rohstoffe, wie Baumwolle, Kautschuk, Jute usw. usw. Mit Rücksicht auf sie ist unserer Außenpolitik die Aufgabe gestellt, weiterhin Sorge zu tragen für den Erwerb geeigneten Kolonialbodens.

Wir scheinen ja in eine Epoche der Neuteilung Afrikas hineingeraten zu sein, und es ist der Mühe wert, unserm Volksganzen das Verständnis dafür zu übermitteln, welche hohen und weitgesteckten Ziele wir hier in friedlicher Verständigung mit den anderen Kolonialmächten zu erreichen bestrebt sein müssen. Packt man die Dinge am richtigen Ende an, dann wird auch eine Neuorientierung unserer Kolonialpolitik, wie sie den Zeitverhältnissen entspricht, große Gemeinschaftsziele aufzudecken vermögen.

Neben der Rohstoffversorgung braucht die Industrie, auch wenn

wir die Erweiterung des inländischen Absatzmarktes durch umfassende Innenkolonisation in den Vordergrund stellen wollen, doch der ergänzenden ausländischen Absatzmärkte, die sie zur vollen Entfaltung ihrer Kräfte und zur Bezahlung der notwendigerweise importierten Rohstoffe befähigen. Solche Absatzmärkte werden wir in ausreichend großem Umfange auf eigenem Kolonialboden nicht zu finden vermögen, da namentlich auch unter der dargelegten Voraussetzung künftige koloniale Neuerwerbungen sich überwiegend zu befassen haben werden mit nur dünnbevölkertem Boden und sehr wenig kultivierter Bevölkerung.

Was die Industrie abseits der Kolonialpolitik von der deutschen Weltpolitik zu erwarten hat, das ist die möglichst weitgehende Gewährleistung der offenen Tür auf den großen, allen Wettbewerbern noch offenstehenden Absatzmärkten, und diese Politik der offenen Tür ist ja auch die anerkannte Auslandspolitik des Deutschen Reiches. Wo aber eine Durchführung dieser Politik nicht mehr möglich erscheint, weil andere Mächte es sich nicht nehmen lassen, Interessensphären für sich abzusondern, da freilich werden auch wir darauf bedacht zu sein haben, daß wir nicht ausgeschaltet werden aus der Schaffung und Abgrenzung solcher Interessensphären. Auch eine deutsche Anteilnahme an der Neuteilung Afrikas darf keinesfalls erfolgen auf Kosten dieser Grundsätze, zumal nicht etwa auf Kosten der Ausschaltung deutscher Interessen aus zur Zeit so wichtigen Gebieten wie Vorder- und Ostasien!

Daß zur Vertretung dieser unserer Auslandsinteressen Deutschland in genügend starker Wehr zu Land und zu Wasser gerüstet sein muß, versteht sich am Rande. Gründlicher Erörterung würdig wäre äußerpolitisch des weiteren das so hochwichtige Thema von der gegenseitigen wirtschaftlichen und politischen Ergänzung der mittel-, südosteuropäischen und vorder-asiatischen Länder von der Elbe- bis zur Euphratmündung, deren enges Zusammenstehen in friedlichen und in kriegerischen Zeitläuften zu den Hochzielen unserer Weltpolitik zu gehören hat.

Bliebe noch manches zu sagen über das Streben nach Auffrischung unserer Verwaltung und unserer Diplomatie, dem ja schon an verschiedensten Stellen und bei den verschiedensten Gelegenheiten so oft und so viel Ausdruck gegeben worden ist.

Neu sind ja schließlich all diese Ziele nicht mehr. Worauf es aber ankommt, das ist, ihre ganze Größe und Bedeutung und namentlich auch ihren inneren Zusammenhang klar erkennbar zu machen, und vor dem ganzen Volke zutage treten zu lassen, daß es große Gemeinschaftsziele

sind, daß auf den Wegen, die ihnen entgegenführen, alle Berufe, Stände und Klassen gemeinsame Interessen zu verfechten haben, und daß das Wort vom Gesamtwohl wirklich nicht als Schall und Rauch betrachtet und beiseite gelassen werden kann.

So eine Art Reichsoberhaus auf Zeit, von dem eingangs die Rede war, wäre vielleicht geeignet, diese Erkenntnis zu wecken, und, wenn man den wesentlichen Extrakt aus den Ergebnissen der Verhandlungen eines solchen hohen Rates, einer solchen Volkswohlfahrts-Konferenz jedermann im Volke vorführt, auch den breitesten Schichten zum Bewußtsein zu bringen, daß es nicht an der Zeit ist, grollend und schmollend abseits zu stehen von der Staatsmaschine, sondern freudig mitzuarbeiten, um sie nicht nur in ungestörtem Gange zu erhalten, sondern ihren Gang auch so zu regulieren, wie es den großen Gemeinschaftsinteressen und den hohen Gemeinschaftszielen entspricht.

Dr. C. Mühling:
Der italienisch-türkische Krieg und der deutsche Liberalismus.

Als im Mai des Jahres 1882 Italien dem Bunde der europäischen Zentralmächte beitrat, da wurde dieses Ereignis, das nicht lange geheim gehalten werden konnte, nirgends freudiger empfunden als in den Kreisen des deutschen Liberalismus. Hatten doch alle politisch interessierten Menschen in Deutschland, die sich zu einer freiheitlichen Weltanschauung bekannten, die Erfolge der italienischen Einheitsbewegung mit einer Begeisterung, die nicht ganz frei von Neid war, begrüßt; mußte ihnen doch diese Bewegung wie ein Siegeszug der Gedanken erscheinen, deren Verwirklichung sie in ihrem eigenen Vaterlande mit heißer Inbrunst ersehnten, wurde doch die Scheidung der großen deutschen Parteien und die Geburt des Deutschen Nationalvereins von dem Kanonendonner von Magenta und Solferino begleitet. Wenn die Macht, die in Europa das erste Signal der nationalen Bewegungen unter der Devise: „Einheit und Freiheit" gegeben hatte, dem Bunde der beiden Kaiserreiche beitrat, so konnte der deutsche Liberalismus diese Tatsache, ganz abgesehen von der die Jahrhunderte überspannenden Liebe der Deutschen zum Land, zur Kunst und zur Literatur des neuen Verbündeten, nur als eine willkommene Stärkung seiner eigenen Bestrebungen betrachten. Während der dreißigjährigen Dauer des Dreibundes sind diese auf einer gemeinsamen Weltanschauung beruhenden Gefühle aufrichtiger Zuneigung kaum abgeschwächt worden bis zu der Stunde, in der die italienische Flotte nach Tripolis fuhr, um die Trikolore über dem letzten noch dem Halbmond unterworfenen Lande Nordafrikas aufzupflanzen. Daß gerade der deutsche Liberalismus und die seine Anschauungen vertretende Presse diese Kriegsfahrt des verbündeten Königreichs so heftig verurteilte, hatte nicht sowohl darin seinen Grund, daß sie unsere freundschaftlichen Beziehungen zur Türkei stören und eine große Gefahr für den europäischen Frieden heraufbeschwören konnte, als viel-

mehr darin, daß sie nach deutscher Auffassung die Axt an die Wurzel legte, aus der die treue und herzliche Zuneigung der freiheitlich gesinnten Deutschen für das geeinte Königreich jenseits der Alpen emporgeblüht war. Denn dieser Krieg schien ihnen im schroffsten Widerspruch zu den gemeinsamen ethischen und staatsrechtlichen Grundanschauungen zu stehen, von denen die Einheitsbestrebungen der verbündeten Völker durchdrungen waren. Verständnislos standen sie der Tatsache gegenüber, daß ein Volk, welches sich unter blutigen und heldenmütigen Opfern von der Fremdherrschaft befreit und das Plebiszit zum unerschütterlichen Fundament seiner Staatsgründung gemacht hatte, nun selbst seine Herrschaft einem widerstrebenden Volke von anderer Rasse und von anderer Religion aufzwingen wollte. Und wie man einem Freunde heftiger zürnt, der dem gemeinsamen Ideal untreu wird, als einem gleichgültigen und feindlich gesinnten Menschen, der unserer Weltanschauung die Fehde ansagt, so empfand man auch in Deutschland diesen Krieg viel schmerzlicher als in den meisten anderen Ländern und gab der Enttäuschung, die er bereitete, vielleicht einen stärkeren und stürmischeren Ausdruck.

Jenseits der Alpen aber konnte man sich diesen Zorn nicht erklären, weil man seine wahren Beweggründe nicht begreifen konnte. Denn man war so weit davon entfernt, diesen Eroberungskrieg für einen Abfall von den Idealen der italienischen Einheitskämpfe zu halten, daß man ihn vielmehr für eine aus ihnen emporgewachsene Notwendigkeit erklärte, daß man fest überzeugt war, ihn nur unternommen zu haben, um die Errungenschaften dieser opferreichen Kämpfe vor einer drohenden Gefahr zu schützen. Die Eroberung von Tripolis schien den Italienern, und zwar den Italienern aller Parteien, zur Sicherung von Italiens Großmachtstellung und seines Einflusses im Mittelmeer unabweisbar. Und wenn sie von dieser Überzeugung durchdrungen waren, so mußte ihnen in der Tat der Zorn, mit dem die öffentliche Meinung in Deutschland den Zug nach Tripolis verurteilte, unbegreiflich erscheinen. Sie glaubten, daß die Grundsätze, die ihre nationalen Kämpfe durchwaltet hatten, auf das von der eigenen Zentralgewalt schmählich vernachlässigte, auch unter jungtürkischer Herrschaft von jedem kulturellen Fortschritt ausgeschlossene Tripolis nicht anwendbar seien; sie glaubten sich als Befreier und Kulturbringer betrachten zu dürfen und hielten sich jedenfalls für berechtigt, zur Sicherung ihrer nationalen Errungenschaften die Segnungen der europäischen Kultur der muhammedanischen Bevölkerung von Tripolis auch gegen ihren Willen zu bringen. Darum erzeugte die

Sprache der deutschen Blätter in Italien große Entrüstung; man bezweifelte die Aufrichtigkeit der deutschen Freundschaftsgefühle, weil man die Beweggründe dieser Entrüstung nicht verstand, und weite Kreise des Volkes begannen an der Nützlichkeit, an der Dauerhaftigkeit des Dreibundes zu zweifeln.

Wenn man sich die Entstehung dieser Empfindungen, die beide Völker mit so ungestümer Gewalt ergriffen, vergegenwärtigt, so wird man als die innere Ursache dieser Bewegung den Gegensatz erkennen, der die Geschichte Europas seit Jahrhunderten durchwaltet, den Gegensatz zwischen dem germanischen Idealismus und dem romanischen Realismus. Dieser Gegensatz aber erscheint mir schon deshalb nicht unüberbrückbar, weil in dem Zeitalter Bismarcks die Forderungen einer tatkräftigen Realpolitik auch dem deutschen Idealismus verständlich geworden sind. Wenn man erst einmal diesseits und jenseits der Alpen sich ernstlich bemüht, die Beweggründe zu würdigen, aus denen die feindselige Stimmung erwachsen ist, so wird man zu milderen Urteilen kommen. Mehr wie je scheint mir die Aufrechterhaltung des Dreibundes zur Wahrung des Friedens in Europa notwendig zu sein. Von dieser Überzeugung sind auch die Regierungen der Verbündeten fest durchdrungen. Das beweisen die herzlichen, gelegentlich der Ernennung des Grafen Berchthold zum österreichischen Minister des Äußeren zwischen den Staatsmännern der Dreibundmächte gewechselten Telegramme. Aber in unserem demokratischen Zeitalter kann man Bündnisse nicht aufrechterhalten, die unbeliebt geworden sind. Darum erscheint mir die Förderung des gegenseitigen Verständnisses, zu der diese Zeilen beitragen sollen, ein Gebot der Pflicht. Unter allen Umständen aber haben wir, solange der Dreibund zu Recht besteht, in Deutschland kein Interesse daran, daß das Ansehen unseres Verbündeten und sein militärisches Prestige erschüttert wird, und sollten darum alles vermeiden, was einem so unerwünschten Zwecke irgendwie dienlich sein kann. Selbstverständlich darf diese Forderung nicht so verstanden werden, daß wir uns jeder Kritik der italienischen Kriegsführung zu enthalten hätten. Die wird ja sogar von italienischen Blättern mit der größten Schonungslosigkeit geübt, und ihre Unterdrückung würde zwecklos sein. Aber man soll doch aus dieser Kritik immer erkennen, daß ein wohlwollender Freund sie übt. Es liegt nach meiner Ansicht im eigensten Interesse Deutschlands, daß Italien, unser Verbündeter, als Sieger aus diesem Kriege hervorgeht, und darum gebietet uns nicht nur die alte aus einem gemeinsamen Schicksal geborene

Freundschaft, sondern auch die Staatsraison, daß wir uns über seine Erfolge freuen und seine Mißerfolge bedauern. Das wird uns um so leichter werden, wenn wir uns an den Gedanken gewöhnen, daß das ganze italienische Volk diesen Krieg für eine Staatsnotwendigkeit hält.

In Italien aber möge man nicht mehr nach anderen Gründen für die Haltung suchen, die von der deutschen Presse besonders zu Anfang des Krieges eingenommen wurde. Die eben angedeuteten, die dem deutschen Wesen entspringen, sind wirklich die einzigen, zum mindesten die wesentlichsten. Sie sind so weit davon entfernt, einer feindseligen Gemütsstimmung zu entspringen, daß sie vielmehr der Ausdruck enttäuschter Freundschaft sind. Wenn diese Überzeugung sich in Italien verbreitet, dann wird der noch vorhandene Groll wenigstens seines giftigen Stachels beraubt werden. Und der in den letzten Wochen den Italienern wieder zum Bewußtsein gebrachte und von fast allen Ministerien, die einander seit 1882 in Italien gefolgt sind, anerkannte Wert des Dreibundes wird auch im italienischen Volke wieder die richtige Würdigung finden.

Spectator alter:

Die Ausrottung des Modernismus.

Als Papst Pius X. die umfangreiche Enzyklika „Pascendi Dominici Gregis" d. d. 8. September 1907 veröffentlichte, die in Deutschland geflissentlich in dem alle Härten klug abschwächenden Text der französischen Sprache bekannt gegeben wurde, erfaßten nicht geringe Verlegenheit und Verstimmung die kirchlichen Kreise Deutschlands. Das lange Schweigen des Episkopats, der katholischen Fakultäten und der Zentrumspresse ging dem Vatikan auf die Nerven. (Cf. M. Pernot, La Politique de Pie X, Paris pag. 73 ff.). Endlich am 10. Dezember 1907 traten die preußischen und oberrheinischen Bischöfe unter Vorsitz des Kardinals H. A. Fischer in Köln zusammen. Die Stimmung der geistlichen Würdenträger erschien gedrückt. Die Kurie hatte eine neue Häresie ersonnen, um das wissenschaftliche Studium der Theologie überhaupt bekämpfen zu können; denn ein „modernistisches System" philosophisch-historisch-kritischer Art gab's nicht. (Bischof Dadolle von Dijon: „Der von der päpstlichen Enzyklika geschilderte Modernist existiert nicht".) Leo XIII. hatte die Priesterversammlungen gefördert, die Kongresse von Bourges und Rheims gesegnet und die Tagungen der katholischen Gelehrten zu Freiburg im Uechtland (anno 1897) und in München (1900) mit Freuden begrüßt. Pius X. verbot sie. Sogar das Mittelalter ließ die Neo-Platoniker, Nominalisten und Skotisten, die Franziskaner und Mystiker ruhig gewähren. Pius X. dagegen stellte mit noch größerer Einseitigkeit als sein staatsmännischer Vorgänger Leo XIII. das geistliche Studium auf die schmale Basis der aristotelisch-thomistischen Theorie und verurteilte die „modernistische Neugier", ohne zu bedenken, daß schon wider den Heiligen Thomas von Aquin die Anklage wegen seiner „moderna curiositas et haeresis" erhoben worden war. (W. de la Mare, Correctorium Fratris Thomae.) Ganz ungeheuerlich vollends war der Vorwurf, daß der Protestantismus der Schrittmacher des Atheismus sei; denn gerade die Lehre vom reinen Evangelium hatte den germanischen Völkern eine neue tiefere und verinnerlichte

Religiosität geschaffen. Das wußte der deutsche Episkopat und schauderte gleichzeitig vor den Ausführungsbestimmungen des päpstlichen Rundschreibens zurück, wodurch alle gewissenhaften Forscher in Deutschland der Fürsorge der römischen Kongregationen des Index und der Inquisition ausgeliefert werden sollten, wenn sie auch nur die Schattenseiten der kirchlichen Vergangenheit und die Echtheit ehrwürdiger Reliquien (die elf heiligen Leichentücher und zwanzig ungenähten Röcke Christi, das Heilige Haus von Loreto und das hochheilige Präputium in der Kirche von Calcaterra bei Rom, das Dr. Karl Maria Kaufmann nach Erlegung der Taxe von Lire 5.— kniend unter dem Geläute aller Glocken verehren durfte) anzutasten oder wenn sie in Archäologie, Geschichte oder Bibelforschung einen neuen Gedanken einzuführen wagten. Die von Rom vorgeschriebene peinliche Überwachung der Professoren und Schriftsteller durch eine argusäugige Aufsichtsbehörde mußte das niedrigste Denunziantentum zeitigen und einer häßlichen Ketzerriecherei Vorschub leisten. Dazu wollte man sich in Köln nimmermehr hergeben. Die Versammlung der deutschen Bischöfe beschloß darum dem Heiligen Stuhl seine Unterwerfung anzuzeigen, gleichzeitig aber auch sein Befremden darüber nicht vorzuenthalten, daß so wichtige, die Bevölkerung des paritätischen Deutschlands schmerzlich berührende Maßnahmen von Rom aus verfügt worden seien, ohne den deutschen Episkopat auch nur gehört zu haben. Der von Rom angeordnete Überwachungsrat wurde für Deutschland abgelehnt; er sei — so lautete der vorsichtige Bescheid — im bischöflichen Ordinariat tatsächlich schon vorhanden. Der Episkopat dürstete nicht nach dem Ruhm und Ende Konrads von Marburg. Die Kurie hüllte sich auf diesen Kölner Brief in tiefes Schweigen, um so mehr als der Widerstand, den die Enzyklika durch Tyrrel, Loisy, Buonaiuti u. a. gefunden hatte, auf Pius X. den tiefsten Eindruck machte. Das Schreiben des deutschen Episkopats vom 24. Dezember 1907 an den Papst wurde deshalb im Vatikan aufs strengste geheim gehalten und der von der Kurie geforderte „Überwachungsrat" in Deutschland nicht eingeführt. Vor dieser energischen Weigerung wich Rom sofort zurück mit stillem Groll im Herzen. Die scharfe Kritik, welche die beiden Gelehrten Albert Ehrhard und Josef Schnitzer an der Enzyklika „Pascendi" und an dem Motuproprio „Sacrorum Antistum" übten, wurde allerdings vom Vatikan scharf bestraft. Professor Ehrhard verlor die Würde eines päpstlichen Hausprälats, während Professor Schnitzer auf telegraphischem Wege a divinis enthoben und gleichzeitig seinen Schülern der Besuch seiner Vorlesungen durch die Bischöfe verboten wurde. Gleichzeitig ver-

anlaßte der Ministerpräsident v. Podewils den ausgezeichneten Gelehrten ein Urlaubsgesuch auf unbestimmte Zeit einzureichen, das zum voraus schon genehmigt war. (Cf. J. Schnitzer, Der katholische Modernismus. Zeitschrift für Politik. Berlin, Heymann, V., Heft 1., pag. 17 ff.) Inzwischen mußten die „Beschwichtigungshofräte und Schönfärber", J. Mausbach in Münster, Ph. Kneib in Würzburg und K. Braig in Freiburg i. Br. den Tiefstand der Bibelkritik im katholischen Deutschland beschönigen und die kurialen Maßnahmen als harmlose Stilübungen darstellen. Der Episkopat schwieg. Der Nuntius Martin Frühwirth in München konnte triumphierend nach Rom berichten, „daß der anfangs so bedrohliche Enzyklikasturm in Deutschland glimpflich abgelaufen sei, zwei ganze Theologen, Th. Engert und J. Schnitzer hätten sich als Modernisten entpuppt". (A. a. O. pag. 122.) Über die regelmäßige Berichterstattung der bischöflichen Ordinariate an die römische Kurie, wer immer sich modernistischer Gesinnung verdächtig gemacht habe, herrschte seit Jahren ein peinliches Stillschweigen. Rom kann warten. Im Rundschreiben „Pascendi" waren drei Jahre als Frist für die bischöfliche Berichterstattung festgesetzt, im Dekret: „A remotissima Ecclesiae actate" vom 31. Dezember 1909 fünf Jahre. Jetzt veröffentlicht das 4. Heft vom 4. Band des Kirchlichen Reichsanzeigers „Acta apostolicae Sedis" einen vom 25. Januar 1912 datierten Erlaß der Kongregation des Konsistoriums, als dessen Präfekt der Papst in Person und als dessen Sekretär der Kardinal Gaetano De Lai amten, wonach alle Bischöfe angehalten werden, auf Grund ihrer ständigen Überwachung ihrer Gläubigen sowohl bei ihren persönlichen Romfahrten wie bei ihren regelmäßigen Berichten über die Zustände in ihren Diözesen eine stehende Rubrik mit eingehenden Darstellungen aller Äußerungen modernistischen Geistes in ihren Diözesen einzuführen. Alle gegenteiligen Normen, so die Fristen der drei und fünf Jahre, sind abgeschafft. Der deutsche Episkopat hat künftighin intensivere Arbeit in Ausrottung modernistischer Glaubensfeinde zu leisten.

Dr. von Bilguer:
Was geht in Tripolis eigentlich vor?

Es scheint, daß die Tripolitaner Dinge in der Ferne anders erscheinen, als an Ort und Stelle. In Italien hält man auch heute noch Tripolitanien für ein wahres wirtschaftliches Zukunftsparadies und sendet eine Fachkommission nach der anderen hierher, um die Verhältnisse zu studieren, die künftige Einwanderung einzuleiten, kurz den Italienern eine neue Heimat zu schaffen, die, wenn man gewissen Leuten glauben dürfte, einem neuen gelobten Lande nicht unähnlich sieht. Ja die Nationalisten betrachten Tripolis bereits als die Basis aller italienischen Politik; sie träumen von einer großen Expansionspolitik, während Giolitti bekanntlich den Gang nach Tripolis nur als eine „historische Schicksalsfügung" bezeichnet haben wollte. Zum Glück für Italien ist der Ministerpräsident nicht der Mann, der sich in seinen einmal gefaßten Vorsätzen beirren läßt, weder wenn es sich darum handelt, Maßregeln durchzuführen, noch beim Verbessern von begangenen Fehlern. Heute sind sich wohl alle darin einig, daß große Fehler begangen wurden: nur ist man sich nicht darüber einig, wem man die Schuld zuschreiben soll . . . .

Die größten Fehler, die hier begangen wurden, haben ihren Grund weder im Mangel an gutem Willen noch an Energie, sondern einzig und allein in der absoluten Unkenntnis der sozialen, wirtschaftlichen und psychologischen Bedingungen der hiesigen Bevölkerung. Diese Unkenntnis hatte eine grundverkehrte Behandlung der Einwohner zur Folge, deren fatales Endresultat sein mußte, daß die Italiener heute seitens der Eingebornen nicht als eine Art von zivilisierenden Befreiern, sondern als gewalttätige Eindringlinge angesehen werden, was sie durchaus nicht verdienen. Man hatte geglaubt (wie man es im Handbuch des Generalstabs für die hiesigen Offiziere lesen kann), daß die Araber nur der Gewalt gehorchen. Diese falsche und gefährliche Ansicht wurde bekanntlich

sofort gründlich widerlegt durch die Tatsache, daß eine Flotten- und Heeresmacht, wie eine solche noch niemals vor einem so armseligen Hafen wie Tripolis erschienen war, trotz aller Riesenkanonen, Bombardements, Aeroplane, trotz des wahrhaft heldenmäßigen Mutes und der Opferfreudigkeit der Truppen, ja trotz der allergrößten Strenge und selbst des Galgens, es nicht verhindern konnte, daß diese Eingebornen noch heute die Italiener belästigen, sie angreifen und Raubzüge unternehmen und die Italiener nicht nur zur größten Vorsicht, sondern geradezu zum Stillstand zwingen. Hierbei kommt weder die musterhafte Haltung der Truppen, noch die beste kriegerische Tugend in Betracht — und selbst die neuangekommenen Kamelreiter aus der Erythräa werden wenig daran ändern — noch die Vorzüglichkeit des Materials: die Ursache liegt einzig und allein in den besonderen, bisher unbekannten oder zu wenig beachteten Eigenschaften des Feindes und des Landes.

Dieser seit Monaten stationär gewordene außergewöhnliche Zustand hat nun gewisse italienische Elemente nervös gemacht. Man wird ungeduldig. Ungeduldig wurde auch die hiesige Soldateska, doch ist deren Ungeduld, gemäßigt durch ein felsenfestes Vertrauen ins Kommando, schließlich nur eine anerkennenswerte Tugend. Diese Mäßigung gibt es im Mutterlande indessen anscheinend nicht. Dort ist aus jedem politischen Zirkel ein kleiner Generalstab geworden und jedes, wenn auch noch so unbedeutende Blättchen besitzt seinen Moltke ... So hat denn die einheimische Presse bekanntlich den Löwenanteil an der Schuld an diesem Zustand, denn sie war es, welche (sicherlich in der patriotischsten Absicht) die öffentliche Meinung irreführte, indem sie — den Mund zu voll nahm. Dies falsche Bild, das man sich von den hiesigen Dingen machen mußte, hatte sogar eine gewisse Eingenommenheit gegen das Kommando zur Folge, denn das Leitmotiv fast aller Kriegsberichte war: überall Siege der Unsrigen, der Feind immer in wildester Flucht, uneinig unter sich, ohne Munition, dem Verhungern nahe und gründlich demoralisiert. (Daß die „zügellose wildeste Flucht" nur ein altbewährter Kriegstrick der Araber ist, daran dachte niemand.) Nach derartigen Beschreibungen hatte man sogar ein gewisses Recht zu glauben, daß (wie es hieß) der eigentliche Krieg bereits nach der Besitzergreifung der tripoliner Oase beendet sei; sodann hieß es, daß die Eroberung der Position von Ain Zara dies Ende herbeigeführt habe. Somit konnte man die Strategie des Generalstabs nicht begreifen: warum räumte man

nicht kurzer Hand auf mit diesen immer fliehenden, verhungernden, demoralisierten und unter sich uneinigen Schatten von Kriegern?

Nun ist aber ziemlich unvermittelt ein Umschwung eingetreten: aus dem bisher „unschlüssigen, wenig energischen" Generalissimus Caneva wurde ein echter Cunctator, der nunmehr recht bald seinem altrömischen Vorgänger und Landsmann alle Ehre machen — soll! Gewisse Kreise sind sich endlich der ungeheuren Schwierigkeiten bewußt geworden, die der so ersehnten Eroberung des Landes entgegenstehen. Mit den 60 000 Mann, die hier um Tripolis herum stehen und von denen fast die Hälfte zu Nebendiensten, Transporten und für die öffentliche Sicherheit verwendet wird, ist an ein irgendwie rationelles Avancieren nicht zu denken, denn die bisherigen Positionen dürfen unter keinen Umständen geschwächt werden. Die fehlenden 40 000 Mann könnten allerdings bald beschafft werden; indessen gibt es so bald keine Remedur gegen die anderen Hindernisse jeglichen Avancierens, nämlich gegen die Ignoranz hinsichtlich der Geographie des Landesinnern sowie der Eigentümlichkeiten des Eingebornen. Irgendwie zuverlässige Karten existieren nicht; die bisherigen Kartographen waren ausschließlich auf „Hörensagen" angewiesen, denn unter der Türkenherrschaft durfte nicht vermessen werden. Selbst unsere berühmten Forscher Hornemann, Barth, Vogel, Beurmann, Rohlfs, Nachtigall, Bary, Junker u. a., die alle ohne Ausnahme ihre Reisen von Tripolis aus antraten, konnten nur spärliche Aufzeichnungen machen, zumal sie Tripolitanien nur schnell durchreisten, um ins Innere zu gelangen. Die Eingebornen kennen dagegen — auch ohne Karten! — ihr Land und wissen aus jedem Winkel strategischen Nutzen zu ziehen, wie dies gewisse Vorgänge von Gagaresch und Bir Tobras zur Genüge gezeigt haben.

Der so heiß ersehnte Zug zum Dschebel führt durch die Wüste, mit der die Italiener bisher überhaupt noch keine Bekanntschaft gemacht haben, denn die heutigen Positionen liegen entweder in den Dünen oder in der Steppe. Ein Kilometermarsch durch die Wüste kommt fast einem Fünfkilometermarsch auf gewöhnlichem Terrain gleich. Es handelt sich allerdings nur um eine Entfernung von hundert Kilometern, aber die Kolonne muß beständig von Tripolis aus mit Wasser versehen werden. Diese 40 000 Mann verbrauchen täglich nicht weniger als 200 000 Liter Wasser, zu dessen Beförderung allein 8000 Kamele nötig sind. Weitere 4000 Kamele müßten für den Proviantransport sorgen, sodaß täglich beständig 12 000 Kamele die Verbindung

zwischen der Truppe und der Stadt Tripolis herstellen müßten. Aber: sowohl Kamele wie Wasser müßten aus dem Auslande beschafft werden . . . Die fast fertig gestellte Eisenbahn nach Ain Zara würde für diese Verproviantierung allerdings einige Erleichterung schaffen, doch würde dies nur ein verschwindend kleiner Vorteil sein. Der Dschebel selbst ist zerklüftet und namentlich Kasr Garian, der natürliche Stützpunkt des Feindes, gleicht mit seinen 20 Meter hohen natürlichen Felsenmauern einem Adlernest. Aber selbst wenn die Eroberung dieses Platzes gelingen würde, so wäre nur wenig gewonnen, denn die italienische Kolonne würde ohne allen Zweifel die Rolle der Truppen Bonapartes in Ägypten spielen, die (wie Sulkowsky sich so treffend ausdrückte) wie ein harter Körper waren, der sich in einen elastischen hineinzwängt. Von allen Seiten würden die Italiener von den hier hausenden Berbern umringt sein. — Die alten Genueser und Venezianer pflegten sich daher in der Regel mit der Anlage von „Quartieren" und Arsenalen in den orientalischen Ländern zu begnügen und das Hinterland durch ihren friedlichen Handel zu gewinnen. Die Franzosen brauchten 27 Jahre härtester Kämpfe, bis sie Algerien eine französische Kolonie nennen konnten, aber erst nach 50 Jahren waren sie die wirklichen Herren des Landes. Ein Vergleich zwischen Algerien und Tripolitanien ist ein auffallender: Beide erobernden Mächte hatten das numerische Übergewicht und ein — allzugroßes Vertrauen in die Eingebornen.

Franz Woas:
Der chinesische Maybach.

Maybach und Sheng-Hsuan-hi!

Zwei Männer, in mancherlei Zügen einander ähnlich, beide vor allem von einem eisernen Willen erfüllt, beide in ihren Ländern mit derselben Aufgabe betraut — und doch wie verschieden ist ihr Schicksal!

Der eine führt trotz maßlosester Widerstände, allerdings in jahrzehntelangem Ringen, seine Aufgabe restlos durch, wird dafür von der Krone Preußens mit allen Ehren überschüttet, die sie nur zu vergeben hat, und erlebt es schließlich noch, daß seine ehemaligen erbittertsten Feinde ihm recht geben müssen.

Der andere, der chinesische Mandarin, um nichts weniger tatkräftig, nicht minder weltgewandt und geschäftsklug, erreicht nichts, am wenigsten das, was er sich vorgesetzt hat. Er wird von dem Throne, der ihn beauftragt hat, auf die schmählichste Weise im Stiche gelassen; ja, noch mehr — er ist drauf und dran, sein Leben darüber einzubüßen, muß fliehen und wird außerdem mit Schuld daran, daß Regierung und Reich vollständig umgestürzt werden.

Sheng-Hsuan-hi, ein Mann von jetzt annähernd 70 Jahren, hat noch ganz die alt-chinesische Schule durchgemacht; er ist auf Grund seiner gelehrten Examina Beamter in den allerverschiedensten Zweigen der Verwaltung gewesen, bis er in den achtziger Jahren zum Verkehrs- und Eisenbahnwesen überging. Da war er ganz der geeignete Mann, denn es gab damals in der gesamten chinesischen Beamtenschaft auch nicht einen, der davon auch nur das Geringste verstand. Nun verstand zwar auch er blutwenig davon; aber als geriebener Geschäftsmann, der er von Natur aus war, hatte er das eine mit voller Bestimmtheit erkannt, daß sich aus dem Eisenbahnwesen für ihn persönlich ein reichlich Stück Geld herausschlagen ließ.

Damals war das Bestechen der Mandarine noch die allgemeine Regel; ein bestimmter Anteil von jedem Geschäft, das mit dem Staat

abgeschlossen wurde, fiel ganz selbstverständlich dem betreffenden Mandarin zu. Bei den Eisenbahnen aber handelte es sich immer um Millionen; also mußte auch für den Mandarin ein gewaltiges Stück Geld abfallen. Sheng sah sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Von allen Seiten her bemühten sich damals die Fremden um Gerechtsame für Eisenbahnen, und eine Reihe von Bahnen wurden auch tatsächlich von Fremden gebaut, wie vor allem die Strecke Peking-Hankau.

Ein eigentliches Verkehrsministerium gab es damals noch nicht in Peking, vielmehr lag die Entscheidung über alle Verkehrs- und Eisenbahnfragen beim Tsung-li-yamen und späterhin beim Wai-wu-pu, dem Auswärtigen Amt. Sheng war dessen Berater, und da handelte er, wie es ihm sein persönliches Interesse eingab; wer am meisten bezahlte, bekam die Gerechtsame, und wer nichts gab, bekam auch nichts.

In einer gewissen Vorahnung der Dinge hatte er übrigens seinen Wohnsitz nicht in Peking, sondern in Shanghai genommen und noch dazu in dem internationalen Teile von Shanghai, wo die kaiserlich-chinesische Regierung keine Hoheitsrechte besitzt. Er war hier also mehr oder weniger aus der Gewalt seiner Regierung. Hier hatte er sich ein fürstliches Besitztum in halb chinesischem, halb europäischem Geschmack hergerichtet und unter anderem auch ein besonderes Museum erbaut, das er mit den kostbarsten chinesischen Altertümern zu füllen wußte. Er spielte den Maecen. Eine ganze Zeit lang ging nun alles glatt. Eine Eisenbahn nach der andern wurde in China gebaut — darunter auch eine deutsche, die Shantungbahn — Millionen von fremdem Kapital flossen in das Land, und erkleckliche Teile davon blieben an den langen Ärmeln des Herrn Sheng hängen . . .

Je mehr aber solcher Eisenbahnen in das Land eindrangen, desto klarer wurde es auch den Chinesen, was sie für Handel und Wandel zu bedeuten haben, sowie vor allem auch das, daß sich damit ein vortreffliches Geschäft machen ließ, und da konnte es bei dem aufgeweckten Sinn der Chinesen gar nicht ausbleiben, sie mußten auf den Gedanken kommen, die Eisenbahnen für sich allein zu haben, ohne die Vermittelung der Fremden. Dazu sahen sie an ihrem Nachbarlande Japan, daß es anscheinend auch ohne die Fremden ging, und zuletzt zeigten ihnen diese Japaner gar noch, daß die Asiaten den Fremden gewachsen sein können — da brach mit aller Macht auch bei den Chinesen etwas durch, was bis dahin in ihnen wie tot gelegen hatte: das Selbstgefühl, die Vaterlandsliebe, und nun gab es auf der ganzen Linie, an der Küste wie im tiefsten

Innern des Landes, kein Halten mehr. Einstimmig erging der Ruf: Wir bauen unsere Eisenbahnen allein. —

Es blieb aber nicht bei bloßen Worten, es folgten auch die Taten. Überall bildeten sich Eisenbahn-Ausschüsse, Kapitalien wurden gesammelt, richtige Aktiengesellschaften nach dem Muster Europas und Amerikas bildeten sich. Das Zeitalter der Eisenbahnen, das sich hier etwas verspätet hatte, schien nun endlich auch für China anzubrechen.

Inzwischen waren aber auch sonst im Lande der Mitte gewaltige Änderungen im Anzuge, teilweise sogar bereits eingetreten; der Parlamentarismus war im Werden, und als notwendige Folge davon war die ganze bisherige Verwaltung des Reiches in der Umwandlung begriffen. Wollten die Machthaber in Peking ihre Gewalt über das Land auch jetzt noch behalten, wo alles draußen nach Selbständigkeit schrie oder zum wenigsten nach ernsthafter Mitregierung, dann blieb nichts anderes übrig, die kaiserliche Regierung mußte die Eisenbahnen selbst in die Hand bekommen; nur so sicherte sie sich den ungehinderten Verkehr mit den Provinzen, was schon in Friedenszeiten, erst recht aber in Kriegszeiten von der allergrößten Bedeutung sein mußte. Ja, so weit war man wirklich in China an den maßgebenden Stellen in der Erkenntnis der Dinge gelangt. Nicht umsonst waren in den letzten Jahren so viele hohe Mandarine (auch Prinzen) in Europa herumgereist; klugen Auges hatten sie sich alles hier angesehen, und namentlich, was die Eisenbahnen auch für den Staatssäckel zu bedeuten haben, war ihnen nicht entgangen.

Sheng-Hsuan-hi war freilich nicht in Europa gewesen, aber gewitzt, wie er von Natur aus war, ist ihm ohne dem alles rechtzeitig aufgegangen. Obendrein hatte er für seine Person genug; er war satt; und so trat er nun auf einmal selbst mit dem Gedanken auf, der so wie so in der Luft lag: Staats-Eisenbahnen! Zusammen mit zwei anderen hohen Mandarinen reichte er einen „Thronbericht" ein, worin er den Rückkauf aller Eisenbahnen für den Staat dringend empfahl. Der Thron ging natürlich sofort darauf ein; er billigte glatt alles, was von Sheng vorgeschlagen wurde, und beauftragte ihn damit, diese Pläne sogleich durchzuführen.

Bis dahin besaß der Staat China nur ein kurzes Stück Eisenbahn, das er von Peking in der Richtung auf Kalgan hin selbst gebaut hatte, außerdem aber die ostchinesische Eisenbahn Peking-Mukden, welche er von den Russen hatte bauen lassen. Durch den russisch-japanischen Krieg war diese Bahn den Russen verloren gegangen und den Chinesen an-

heimgefallen. Endlich besaß die chinesische Regierung noch die Eisenbahn von Peking nach Hankau, die sie mit Hilfe einer besonderen Anleihe so unter der Hand den Belgiern wieder abgekauft hatte. Alles in allem waren es knapp 1000 Kilometer Eisenbahnen, die sich in den Händen des Staates befanden, als Sheng-Kung-pao an das Land herantrat, um den gesamten Rest der sonstigen Bahnen Chinas für den Staat aufzukaufen, sei es daß diese bereits fertig und im Betriebe, sei es daß sie erst im Bau waren.

Verwundert fragt da der Leser: „Sheng-Kung-pao?" Ich denke, der Mann hieß „Sheng-Hsuan-hi!" — Allerdings, der Mann hatte inzwischen eben seine Namen geändert, verschönert; er hatte noch den Ehren-Namen „Hsuan-hi" zu allen seinen sonstigen Verdiensten eingeheimst. —

Außerdem war er inzwischen auch richtiger Minister geworden. Im Laufe der vielfältigen Veränderungen in der Staatsverwaltung waren auch verantwortliche Minister bestellt worden, und da war er ganz selbstverständlich Eisenbahn- und Verkehrsminister geworden. So also trat er vor das Land mit seinen Plänen, die zu denen der Regierung geworden waren — oder umgekehrt.

Der erste kaiserliche Erlaß in roter Schrift auf gelbem Papier vom 9. Mai 1911, der den Rückkauf der Bahnen ankündigte, entfesselte durch ganz China einen Sturm der Entrüstung. Millionen von Chinesen waren jetzt an den Eisenbahnen interessiert, und sie alle fürchteten, man wolle sie übers Ohr hauen; ein großer Teil kannte ja auch diesen Herrn Sheng, hatte er auch seinen Namen etwas verschönert; man wußte von ihm, wie rücksichtslos er aus den Eisenbahnen Geld für seine Tasche gemacht . . . Es blieb der Regierung nichts übrig, sie mußte einen zweiten Erlaß herausgeben, wonach so günstige Bedingungen für die Verkäufer der Eisenbahnanteile festgesetzt wurden, daß sich die empörten Gemüter wieder etwas beruhigten.

Unseliger Weise aber trat da *ein neues Ereignis* unliebsam in die Quere, das an sich höchst unliebsam war, aber eine noch unliebsamere Vorgeschichte hatte.

Im Frühjahr 1908 waren die chinesische Regierung und eine Gruppe deutscher Banken unter Führung der Deutsch-Asiatischen Bank übereingekommen, daß die Deutschen das nötige Kapital beschaffen sollten, um die Eisenbahnlinie Hankau-Kanton nebst den Zweiglinien zu vollenden, die bis dahin durchaus nicht fertig zu bekommen waren, weil weder die ur-

sprünglichen Inhaber der Gerechtsame (der Reihe nach Engländer, Belgier, Amerikaner) noch auch die Chinesen selbst das nötige Geld dazu aufzubringen vermochten. Alles war aufs Beste vereinbart — da sprangen plötzlich erst die Engländer, dann die Franzosen und schließlich auch noch die Amerikaner dazwischen und verlangten ohne einen Schimmer von Recht Beteiligung an dem Geschäft. Damit fiel alles wieder völlig auseinander.

Freilich waren die Deutschen von einem Entgegenkommen, das eigentlich über alle Begriffe ging, aber die Verhandlungen schleppten sich naturgemäß hin, jahrelang hin, bis sie endlich in dem allerunglücklichsten Augenblicke, der nur denkbar war, doch zum Abschluß kamen. Das war nämlich gerade der Augenblick, wo sich das Volk, das anfangs über den Rückkauf der Bahnen so sehr empört war, durch den zweiten Erlaß der Regierung eben wieder etwas beruhigt hatte. Nun gab es kein Halten mehr. Nun fanden die Hetzer, die für eine Republik seit Jahr und Tag arbeiteten, sicheren Boden. Das ganze Vorleben „Ehren-Shengs" wurde jetzt schonungslos ans Licht gezogen. Das ist der Mann, hieß es, der auf so schamlose Weise früher Millionen an den Privat-Eisenbahnen verdient hat; jetzt will er das an den Staatsbahnen erst recht tun. Fort mit ihm! Fort mit der ganzen Verstaatlichung der Bahnen! Fort überhaupt mit solcher Regierung, die das Volk doch nur verrät! —

Das war die Losung, unter welcher die Revolution in China ausbrach, die dann so verhängnisvoll für das Herrscherhaus enden sollte.

Das Herrscherhaus und ganz China mag sich somit bei den Engländern, den Franzosen und Amerikanern bedanken. Deren damalige Mißgunst trägt die Schuld an dem Eisenbahn-Aufstande in Setschuan und dessen weiteren Folgen . . .

Dieses Herrscherhaus aber betrug sich, schwach wie es von Natur einmal war, auch dem Manne gegenüber unerhört kläglich, dem es doch einmal eine so bedeutende Aufgabe anvertraut hatte. Die blasse Angst hatte es gepackt. Es glaubte das ganze Schiff noch zu retten, wenn es diesen Mann über Bord warf. Der damals noch regierende Prinz-Regent Tschun ließ Sheng ohne alle Rücksicht fallen; in dem Erlaß, den er im Namen des kaiserlichen Kindes herausgab, sagte er dem Minister ins Gesicht, er hätte den Kaiser betrogen, und so sei er für alle Zeiten unwürdig, noch irgend ein Staatsamt zu bekleiden. Er war also mit Schimpf und Schande entlassen, und es blieb tatsächlich auf ihm der

Verdacht lasten, daß er die ganze Verstaatlichung nur im eigenen Interesse eingeleitet hätte, was der Wirklichkeit in keiner Weise entsprach. Den beiden anderen hohen Mandarinen, die mit ihm zusammen jenen verhängnisvollen „Thronbericht" unterzeichnet hatten, geschah nichts. —

Damals tagte gerade in Peking der berüchtigte „Reichs-Ausschuß", der sich so ungemein fortschrittlich gebärdete, während er in Wahrheit in vielen Stücken reaktionärer dachte als die Regierung. Auch in dem Falle Sheng zeigte sich das deutlich. Die Regierung entließ den Mann nur. Dieser Reichsausschuß aber verlangte, der Mann solle — geköpft werden. Der Hof — dem wieder einmal die Angst angekommen war — besann sich auch nicht lange; er war drauf und dran, das Verlangen der Reichsboten zu erfüllen. Die auswärtigen Gesandten mußten da eingreifen, um das zu verhindern ... es bestand da doch eine gewisse dankbare Erinnerung an die Dienste, die der Mann in den Zeiten seiner Macht und seines Glanzes — wenn auch im eigenen Interesse — dem Auslande erwiesen hatte. Als Eisenbahnminister bewohnte er in Peking einen prachtvollen Palast. Jetzt mußte er diesen Palast durch eine Hinterpforte, beschützt von fremden Soldaten, heimlich verlassen. Mit aller Gefahr erreichte er den Bahnhof, und von hier aus gelangte er nach Taku, um sich nach Shanghai zu begeben, wo er sich in seinem dortigen Fürstensitz sicher vor der Regierung wußte; aber gerade da kam die Nachricht, daß die Revolutionäre auch Shanghai in der Gewalt hätten, und so blieb dem gehetzten Manne nur noch eine Zuflucht in China — er ging nach Tsingtau. Ja, bei den Deutschen, denen er sich sonst durchaus nicht übermäßig gewogen gezeigt hatte, fand er schließlich Schutz und Schirm.

Als alter gebrochener Mann sitzt er nun mitten unter den so geschäftlich rührigen Deutschen — „procul negotiis".

Der große Sheng-Kung-pao heißt jetzt wieder in aller Bescheidenheit Sheng-Hsuan-hi. Wie hat dieser Mann doch so ganz anders geendet als sein großes Muster, sein Vorbild aus Preußen! Die Aufgaben waren für beide dieselben; auch die Züge im Charakter in manchen Stücken beinahe gleich; nur freilich in einem Punkte wichen beide wesentlich voneinander ab. Ich brauche auf den Punkt nicht erst noch mit Fingern zu weisen ...

„Integer vitae, scelerisque purus ..."

Eleonore Kalkowska:

Alltag

So gehn sie alle stumpf und tiefgebeugt;
Ein schmerzlich Staunen hat in leichtem Bogen
Die Brauen ihrer Augen hochgezogen
Und Falten auf der dunklen Stirn erzeugt.
Und wenn sie lachen, ist es nur ihr Mund —
Doch ihre Augen blicken müd und wund.

Das ewig gleiche
Sorgen und Mühen
Kam täglich das weiche
Gesicht zu durchglühen,
Bis es sich Gräben und Höhlen geschafft,
Und nun in den Furchen, als düstere Schergen,
Die Nöte von gestern und morgen sich bergen;
Und halten das Antlitz
In eiserner Haft. —

Niemals hat die Zeit
Für sie innegehalten,
Durch ihre Gestalten
Ging niemals ein Recken
Der Macht.
Denn die Freude,
Die allgewaltige, alleinseligmachende,
Zeitlose, raumlose, grenzenlose,
Hat niemals in ihnen
Befreiend gelacht.

Und Jahre um Jahre, mit schleppendem Gang,
Gehn sie die dumpfigen Gassen entlang,
Voll Schwielen die welkenden Hände.
Ihr einzig Wissen:
Ein Gehenmüssen,
Und drüben das dunkele Ende.
Unter strauchelndem Fuße ein leerer Raum,
Sie fallen hinein und sie wissen es kaum.
Und die Freude, die alleinseligmachende,
Zeitlose, raumlose, grenzenlose,
Hat niemals in ihnen
In Jubel gelacht. —

Sophie von Woehrmann

geb. Prinzeß Urusoff:

Der Hof von Berlin in 1888.

Tagebuch einer Russin.

Berlin, Sonntag, den 17./29. April 1888.

Unlängst sprachen wir bei Kutusoffs davon, wie nützlich es sei, alles niederzuschreiben, was man um sich hört. Denn wir leben in einem interessanten Zeitabschnitt; sodaß alles, was sich auf diese Zeit bezieht, eines Tages von großem Werte sein wird. Die Hauptsache dabei ist, daß man wahrheitsgetreu und gewissenhaft in den Aufzeichnungen bleibt und sich von hohlem Pathos fernhält. Graf Kutusoff erzählte uns, wie er Kaiser Wilhelm I. kurz vor dessen Tode eine Abordnung des Kalugaregimentes vorstellte. Der alte Kaiser war in russischer Uniform; während er die Deputation empfing, gingen die auf Wache ziehenden Soldaten, wie gewöhnlich um die Mittagstunde, an seinem Fenster vorüber. Da wandte der Kaiser sich mit den Worten an Kutusoff: „Ich muß mich dem Volke zeigen, denn seit einigen Jahren erwartet das Volk mich um diese Stunde und will mich unbedingt sehen." Dieses „ich muß mich zeigen" ist durchaus bemerkenswert. Er fügte noch hinzu: „Lieber so als umgekehrt."

Kutusoff, der zur Seite Kaiser Wilhelm I. an dem historischen Fenster stand, begriff die Worte nicht und blickte den Kaiser erstaunt an. Da erklärte dieser: „Im Jahre 1848 bedeckte diesen Platz eine wütende, drohende Volksmenge, die mir haßerfüllt gegenüberstand; jetzt erwarten sie mich stundenlang, um mich mit Begeisterung zu begrüßen, und wissen kaum, wie mir ihre Liebe zu bezeugen." Welch' ein Umschwung in der Geschichte der Völker!

Vergegenwärtigt man sich, daß dieser selbe Friedberg, den Kaiser Friedrich eben durch Verleihung des „von" und des Schwarzen Adlers in den Adelstand erhoben hat, während der Maitage von 1848, zur Zeit der Revolution, die Banner der Verschwörer trug und sich an der Spitze der Menge befand, welche darauf bestand, daß der König sich vor den Opfern jener Schreckenstage beuge, als sie im Triumphe am Schlosse vorübergetragen wurden. Graf Dönhof, der uns das erzählte, fügte jedoch beiläufig hinzu, daß dieser Friedberg große Verdienste sich erworben habe und daß „in 48 alle Welt revolutionär war".

Während wir bei der Gräfin Kutusoff waren, fuhr Großfürst Wladimir auf seiner Reise von Paris nach St. Petersburg durch Berlin. Die Herren von der Botschaft gingen, um ihn zu begrüßen. Nachdem sie

ihn wieder verlassen hatten, erzählten sie uns, daß die Boulangisten-bewegung große Ausdehnung annehme und den Monarchisten als Fußschemel dienen werde. Ich sagte dem Militäragenten, wie sehr mir der glänzende Zustand der deutschen Truppen bange mache. Er antwortete: „Sie haben auch ihre schwachen Seiten; vergessen Sie nicht, daß im Jahre 70 die Franzosen sich vorbereiteten nur mit den Preußen zu kämpfen und unerwartet ganz Deutschland gegenüberstanden." Was mich an die Worte meiner teuren Baronin Wolff erinnerte, die zu jener Zeit in Stuttgart lebte und nicht an die Einigkeit Deutschlands glaubte. Zu dem französischen Minister, mit dem sie oft zusammen kam, pflegte sie zu sagen: „Ihre Freundschaft geht bis zu den Bierkneipen; nicht weiter; sie trinken zusammen, das ist alles." Die Ereignisse haben ihr Unrecht gegeben.

Ich habe sehr bedauert, der Bestattung des alten Kaisers nicht beigewohnt zu haben. Doch sagt man, es sei schwer gewesen, die Prinzen voneinander zu unterscheiden, da sie alle die gleichen preußischen Uniformen an hatten. Wodurch die Mannigfaltigkeit des Gesamtbildes ein wenig litt.

Prinz Wilhelm ging allein hinter dem Sarge, mit erhobenem Kopfe. Er gehört nicht zu denen, die der Kummer beugt. Er ging festen Schrittes, militärisch, wie zu einer Parade. Viele bemängelten diese stolze Haltung. Dennoch habe ich alle drei Personen, die bei dem Tode seines Großvaters zugegen waren, sagen hören, daß Prinz Wilhelm, unmittelbar nachdem das Ende eingetreten, sich in einen Lehnstuhl warf und wie ein Kind schluchzte. Kaiser Wilhelm hatte gewünscht, daß man ihm das russische St. Georgskreuz, das er so sehr liebte, mit ins Grab legen solle. Gräfin Schuwaloff, die Gemahlin unseres Botschafters, hatte den hübschen Gedanken, ein riesengroßes Georgskreuz in lebenden Blumen auf den Sarg des Kaisers zu legen! Die schwarzbeflaggte Stadt mit den an den Straßenecken errichteten Trauergerüsten macht einen düstern Eindruck.

Prinzessin Amalie von Schleswig-Holstein verweilte hier auf einen Tag; wir waren viel mit ihr bis zur Stunde der Abreise beisammen und begleiteten sie bis in den Eisenbahnwagen. Sie war auch in Charlottenburg und sagte, die Kaiserin sei bewundernswert. Sie ist immer stark und hat auch nie den geringsten Schwächeanfall. Nie vergißt sie die Rolle, die sie sich auferlegt. Ihrem Gatten gegenüber ist sie immer mutig und tapfer. Wenn sie ihn verläßt, öffnet sie alle Fenster, um tief aufzuatmen. Sie verbietet alle weichen Regungen; alles was aufregen könnte; jede Anspielung auf den Zustand des Kaisers. Den Kindern, namentlich dem Kronprinzen, der so viel Herz und Mut hat, fällt es ungemein schwer, immer nur von gleichgültigen Dingen zu sprechen. Es scheint ihnen so unnatürlich das Thema zu meiden, das sie alle beschäftigt. Diese unnormale und gespannte Lage reibt den Kronprinzen dermaßen auf, daß er, wenn er bei seinen Eltern ist, immer blaß und blasser und, nach den Worten seiner Gemahlin, schließlich ganz grün wird.

Die Kaiserin läßt ihn niemals mit seinem Vater allein.

Das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn muß wohl das Gepräge dieser Charaktergegensätze tragen. Goltz*) erzählte uns, daß der Kronprinz bei seiner Ankunft in San-Remo von seiner Mutter wenig gut empfangen und nicht einmal umarmt worden sei. In diesem Augenblicke scheint die Lage sehr gespannt zu sein. Denn Gräfin Brockdorff**), die der Kronprinzessin sehr ergeben ist, konnte sich neulich der Tränen nicht enthalten. Doch die Kronprinzessin nimmt dagegen alles mit der größten Ruhe auf; wenn man sich darüber wundert, sagt sie mit großer Einfachheit: „Wilhelm mag nicht aufgeregte Frauen."

Als wir bei Prinzessin Amalie waren, brachte ein Hofbediensteter von der „Frau Kronprinzessin" eine Flasche Milch und eine Schachtel englischer Cakes; als Wegzehrung für die Tante. Die große, an diesem Hofe herrschende Einfachheit setzte mich in Erstaunen.

Der Kronprinz ist nicht allzusehr davon erbaut, daß Prinzessin Amalie gewohnheitsgemäß nach Pau in Südfrankreich geht. Das scheint ihm anstößig; beinahe unpassend für eine deutsche Prinzessin in so naher Verwandtschaft zum Herrscherhause.

Er glaubt, daß man in Frankreich die Deutschen haßt und mißachtet. Prinzessin Amalie sagte uns traurig: „Es ist fürchterlich, Wilhelm so reden zu hören; diese guten Béarner denken weder an Krieg, noch sonst daran, irgend jemand zu hassen; man fühlt sich so sicher und ruhig in ihren Bergen."

den 20. April.

„Wo war Bismarck im Jahre 47?" fragte ich Goltz unlängst: „Was tat er damals?"

„Er war auf dem Lande und kam nur für einige Tage in die Stadt; er stieg bei mir ab und brachte als einziges Reisegepäck seine Zahnbürste mit. Er war eben jung und bescheiden. Niemand konnte voraussehen, was noch einst aus ihm werden sollte", antwortete Goltz.

Man ist hier sehr ungehalten über die französische Sprache der polnischen Damen in Posen. Mit einer deutschen Kaiserin spricht man als Landesangehöriger nicht anders als deutsch — so wird gesagt. Wir lassen die Leute ausreden und antworten dann: In unseren Baltischen Provinzen erhebt sich ein fürchterlicher Lärm, weil die Regierung den Gebrauch der russischen Sprache fordert! Wo bleibt die Gerechtigkeit? Überhaupt wird dieser Ausflug nach Posen sehr abfällig beurteilt. Man hätte mit einer deutschen Provinz den Anfang machen sollen. Außerdem waren die Unkosten für den Empfänger ungeheuer. Wohin man auch gehen mag, allenthalben wird die Kaiserin Friedrich vielfach kritisiert. Frau Professor Helmholtz, Frau Geheimrat Leyden und eine andere Dame aus diesem Kreise haben eine Art „Belobigungsschein" für die Kaiserin

*) Der alte Graf v. d. Goltz, Generaladjutant Wilhelm I.
**) Gräfin Brockdorff — Oberhofmeisterin der Kronprinzessin.

ersonnen. Eine Adresse voll Lobeserhebungen, welche alle deutschen Damen unterzeichnen sollten. Von den Damen der hohen Aristokratie wollte indes keine ihren Namen dazu hergeben. Das Schriftstück wurde aus sämtlichen Häusern zurückgeschickt. Es fanden sich im ganzen kaum 6000 Damen, zumeist aus dem Mittelstande, die sich bereit erklärten, den Schein zu vollziehen. Prinzessin Radziwill-Sapiéha sagte mir, sie fasse das ganze Unternehmen als Frechheit auf. Man stelle Herrschern keine Zeugnisse aus. Wer die Möglichkeit eines Lobesvotums zuläßt, müsse ebenso mit einem Tadelsvotum einverstanden sein. Alle diese Versuche beruhen auf rein demokratischem Grundsatze.

Viele andere Damen weigerten sich aus anderen Gründen ihre Unterschrift zu geben. Sie sind gegen Kaiserin Viktoria in einer Weise aufgebracht, daß sie ihr nicht einmal die gute Pflege ihres Gemahls zugestehen wollen. Sie beschuldigen die Kaiserin Friedrich sogar, daß sie ihn quäle, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen. So bestehe die Kaiserin darauf, Kaiser Friedrich dem Volke zu zeigen, ihn ausfahren zu lassen.

den 23. April.

Die Verlobung des Prinzen von Battenberg verursacht viel Gerede; es ist der Kampf eines Mannes gegen zwei Frauen: Mutter und Tochter. Denn man sagt, Königin Victoria habe ihre Hand aus dem Spiele gezogen. Ich erinnere mich, wie der jetzige Kronprinz, damals Prinz Wilhelm, mir im vorigen Jahre in Potsdam mit der ihm eigenen anziehenden, entzückenden Offenheit sagte: „Prinz von Battenberg ist ein unmöglicher Patron. Seine Politik ist Weiberpolitik. auf Ränkespiel gebaut. Es ist unglaublich, daß es diesem kleinen Atom von einem Prinzen fast gelang, zwei große Mächte wie Rußland und Deutschland zu entzweien." Ich antwortete: „Eine Bazille ist gewiß unansehnlich und doch ist sie groß genug, um einen bedeutenden und großen Menschen zu vergiften." Er begann zu lachen und entgegnete: „Ja, und es bedurfte eines so großen Chirurgen, wie unser Kanzler einer ist, um Europa von diesem Mikroben, an dem es krankte, zu befreien und zu heilen."

Von seinem zukünftigen Herrscher unterstützt, stand Bismarck noch vor manchem Siege! Wir sahen ihn beim Ausgange aus dem Charlottenburger Schloß an dem Tage, als diese Frage dort entschieden werden sollte. Das Volk bejubelte ihn. Er macht einen ungeheuren Eindruck. Er ist eine so kraftvolle Riesenerscheinung, daß er beim ersten Blick durch seine Kraft jedermann überwältigt. Bismarcks machtvolle Gestalt scheint fast übernatürlich groß; fast wie die Riesen Michelangelos.

Während des Aufenthaltes der Kaiserin in Posen unternahm der Kronprinz einen Spazierritt im Tiergarten. Von dort ritt er, wie zufällig, zum Charlottenburger Schloß, wo er lange Zeit mit seinem Vater allein blieb. Man erzählt, der Kaiser, der nicht sprechen konnte, schrieb dem Kronprinzen auf ein vor ihm liegendes Blatt: „Lerne von deinem Vater zu leiden ohne zu klagen." Das ist die einzige Lehre, die dieses

Kaisertum geben kann; vom christlichen Standpunkte wiegt sie viele andere auf.

den 24. April.

Ein Spaziergänger wurde auf der Straße für Mackenzie*) gehalten. Die wütende Menge hätte ihn beinahe in Stücke gerissen. Die Polizei mußte einschreiten, um den armen Mann zu retten, der unausgesetzt schrie: „Ich bin nicht Mackenzie! Wäre ich es, ich hätte mich selbst umgebracht." Darauf ließ man ihn los. Jeder Tag bringt neue Beweise von der Unbeliebtheit der Kaiserin.

Jeden Tag erwartet das Volk stundenlang seinen Kaiser; das Volk fühlt, daß es „unseren Fritz", dessen heldenhafte Duldung seiner Leiden ihn doppelt zum Mittelpunkt allgemeiner Verehrung erhebt, nicht mehr lange sehen wird.

Die Schwester Herrn van der Hoeven's, Baronin Schilling, war unlängst unter der Volksmenge vor dem Charlottenburger Schloß, als eine Dame den glücklichen Einfall hatte, eine Geldsammlung zu veranstalten, um dem Kaiser alle Veilchen darzubringen, die in der Umgebung aufzubringen waren. Die Dame trug sie ins Schloß. Sie wurde vom Kaiser empfangen. Als Andenken trug sie das Stückchen Papier davon, auf das der arme Kaiser seinen Dank geschrieben hatte.

Graf Perponcher**) erzählt, daß der Kaiser jetzt außerordentlich schnell und fast unleserlich schreibt. Manchmal verursacht das Entziffern viel Mühe. Doch oft errät man an seinen Lippen, was er zu sagen wünscht. Prinz Anton Radziwill hatte unlängst das Glück die Wünsche des hohen Kranken zu erfassen. Der arme Kaiser schien so befriedigt, verstanden zu sein. Wie es ihn belästigen muß, nicht sprechen zu können!

Unglücklicherweise für seine Ruhe hat der Kaiser nicht das unbegrenzte Vertrauen zu Mackenzie, das man ihm zuschreibt. Als Graf v. d. Goltz ihm sagte: „Nun da die Witterung schöner wird, hoffen die Ärzte auf Besserung", senkte der Kaiser den Kopf und gab durch Zeichen zu verstehen, daß die Ärzte nicht allzuviel wissen.

Die Ernennung des Generals v. Blumenthal zum Feldmarschall erfolgte so schnell nach dem Tode Kaiser Wilhelms, daß der neue Kaiser ihm seinen eigenen Feldmarschallstab sandte, damit Blumenthal ihn bei der Begräbnisfeier tragen könne. Mehrfach glaubte man hierin einen Mangel an Achtung für die Wünsche des Verstorbenen und eine Kritik seines Handelns zu erkennen. Doch hat es mit dem Vorgange folgende rührende Bewandtnis: Im österreichischen Kriege diente Kronprinz Friedrich unter General von Blumenthal. Dieser hatte den Marschallstab verdient und mußte ihn bekommen. Verliehen wurde er aber dem Kronprinzen. Der ihn nun, so bald es in seiner Macht lag, auf so noble

*) Mackenzie — ein englischer Arzt, der den Kaiser behandelte. Seine Schwiegermutter, Königin Victoria, hatte ihn dem Kaiser gesandt.

**) Graf Perponcher — Oberhofmarschall.

Weise dem General zurückerstattete. In einem Brief an seine Frau hatte v. Blumenthal 1866 am Kronprinzen Kritik geübt und sich über die Schwierigkeiten beklagt, welche dessen Anwesenheit in dem Heere hervorrufe. Auch daß er — der General — des Prinzen wegen nicht handeln könne, wie es nötig war. Dieser Brief wurde vom Feinde aufgegriffen und in österreichischen Zeitungen veröffentlicht. — Kaiser Wilhelm konnte Blumenthal nach diesem Zwischenfall die Auszeichnung nicht senden, die er verdiente. Er überließ dem Sohne die Gelegenheit, seine Großmut und seinen Seelenadel zu bekunden.

Dem Kaiser geht es schlechter. Man befürchtet eine Lungenentzündung als Folge einer Erkältung. Er fühlte sich eines Tages äußerst schlecht. Und Bergmann erwähnte der Kaiserin gegenüber sogar die Notwendigkeit, ein Bulletin erscheinen zu lassen.

Die Kaiserin soll unwillig geworden sein; den von den Ärzten geschriebenen Gesundheitsbericht zerrissen und gesagt haben: „Ich werde ein besseres Bulletin verfassen, indem ich mit dem Kaiser zur Stadt fahre.“ Darauf fand diese zweistündige Wagenfahrt bei ziemlich rauhem Winde statt.

Der Kaiser, durch die Begeisterung des Volkes angeregt, das ihm auf seinem Wege zujauchzte, saß aufgerichtet, ohne sich in die Kissen zu stützen; lächelnd erwiderte er die Grüße. Doch kaum aus Charlottenburg heraus, sank Kaiser Friedrich bleich und erschöpft in seinem Wagen zurück, wie wenn eine Feder in ihm gesprungen wäre! Daher die große Meinungsverschiedenheit bei denen, welche ihn vom Charlottenburger Schloß ausfahren, und jenen, die ihn in der Nähe des Berliner Schlosses sahen. Diese allzulange Ausfahrt ermüdete den Kaiser dermaßen, daß der zu ihm berufene Professor Leyden uns sagte: „Es war zuviel, der Kaiser konnte diese lange Fahrt nicht ertragen. Aber die Kaiserin meint immer, daß man ihn aufziehen muß. Manchmal geht sie zu weit, ohne sich über die Kräfte des Kranken Rechenschaft abzulegen.“ Dabei ist Leyden sehr vorsichtig in seinen Worten.

Die Geduld und Abgeklärtheit des Kaisers sind — wie Leyden sagt — bewundernswert. Kein Augenblick der Verzagtheit. Man ist nie sicher, ob er seine Unruhe verbirgt, oder ob er wirklich keine besitzt. Er ist immer leutselig, scherzt mit seinen Ärzten und zeigt nie seinen wirklichen Seelenzustand.

den 25. April.

Wir sahen die Königin Victoria im offenen Wagen mit der Kaiserin vorüberfahren. Sie grüßte mit mürrischer Miene. Die Kaiserin, die ihr ähnlich sieht, hat dennoch einen sehr gewinnenden Blick und grüßt mit einer gewissen Anmut und Freundlichkeit.

Die Berliner, immer gierig auf solche Schauspiele, kamen in großen Massen die beiden Herrscherinnen zu sehen und zu begrüßen. Doch um sich einen richtigen Begriff über die Volksbegeisterung zu bilden, mußte

man gehört haben, wie ganz anders dem Kronprinzen zugejubelt wurde, der einen Augenblick später vorbeifuhr.

Man muß ihn auch sehen, wenn er morgens von der Truppenschau zurückkehrt, an der Spitze seines Regimentes. Wie er sich dann seitlich aufstellt, um die Abteilungen an sich vorüberziehen zu lassen. Das geschieht an der Ecke der Friedrichstraße. Diese Stelle ist bereits historisch geworden; fast wie das Fenster Kaiser Wilhelm I. Jeden Morgen sieht man die Volksmenge dorthin strömen.

Der Kronprinz hat das ernste Antlitz eines Mannes, der eine Mission zu erfüllen hat. Zu diesem Ausdruck gesellt sich ein durchdringender Blick.

Er verkörpert in sich Kraft, Jugend und Hoffnung. Man jauchzt ihm jeden Tag von neuem zu, als hätte er jedesmal einen Sieg davon getragen. Hüte fliegen in die Luft; auf allen Balkons, an allen Fenstern flattern Tücher. Zurufe erschallen. Blumen werden ihm überreicht. Die Luft erzittert vor Begeisterung.

Das Diner für 60 Personen, das zu Ehren der Königin Victoria an einem Trauertage gegeben wurde, begegnet scharfem Tadel in der Stadt.

Auch die Parade ihr zu Ehren scheint vom militärischen Standpunkte wenig glänzend abgeschnitten zu haben. Menschen und Pferde waren neu und ungenügend eingeübt. Man sagt, es wäre unmöglich, vor dem 1. Mai eine Heerschau zu veranstalten. Bis dahin ist man mit dem Einererzieren der Rekruten beschäftigt.

Alles in allem: schlechte Parade und schlechtgewählte Zeit.

den 27. April (9. Mai).

Gestern wurden 40 000 sozialistische Flugblätter aufgefunden; davon waren 4000 in Charlottenburg und den Vororten verteilt, den übrigen Teil beschlagnahmte die Polizei in einer Berliner Druckerei; — obgleich die Aufrufe, augenscheinlich um den Verdacht abzulenken, die Worte „gedruckt in Zürich" trugen.

Die Polizei benahm sich bei diesem Anlaß bewundernswert. Was mich am meisten in Staunen versetzt, ist das Schweigen, das über den Vorfall bewahrt wird. Niemand spricht davon, sehr wenige wissen darum. Hätte ich den Aufruf nicht in meinen Händen gehabt, ich würde schwerlich daran glauben.

Merkwürdig an dem Aufruf ist, daß Kaiser Wilhelm, hauptsächlich aber Prinz Wilhelm darin übel davonkommen. Dieser wird mit aller Art Schimpfnamen belegt; deren Kern für uns unfaßlich ist. Kaiser Friedrich wird darin nicht erwähnt. Schon die Tatsache, daß eine so niederträchtige Veröffentlichung erscheint, beweist eine gewisse Erschlaffung der Geister.

29. April (11. Mai).

Wir haben die Werkstätte des Bildhauers Begas besucht; es war sehr interessant. Der Künstler ist sehr sympathisch; hat ein schönes Ge-

sicht, ein echtes Künstlerantlitz. Wir sahen den Riesenbrunnen, den er für Berlin herstellt. Es wird gewiß eine Zierde der Stadt sein.

Über diesen wahrhaft großartigen Brunnen gab es eine sehr bezeichnende Unterredung mit dem Kronprinzen. Er wünschte, daß der Brunnen in Granit und Erz ausgeführt werde. Umsonst suchte ihn Begas zu überzeugen, daß es ganz unmöglich sei. Der Kronprinz wollte nicht nachgeben. Er läßt keinen Widerspruch zu. Als Begas ihm die Unausführbarkeit seines Vorhabens nachzuweisen suchte, rief Kronprinz Wilhelm ungeduldig aus: „Wie trotzig sind diese Künstler!"

Meine Schwester hat die Beobachtung gemacht — die Begas sehr zutreffend gefunden — daß bei Bismarck die ganze Kraft, der ganze Charakter sich in der Entwickelung der Stirn, des Oberteiles des Gesichtes auspräge. Beim Kronprinzen dagegen sieht man den Charakter um den Mund, in den Linien des Kinnes; hier steckt der springende Zug seines Gesichtes, obwohl sein Blick von Kraft durchdrungen ist.

den 6. (18.) Mai, Freitag.

Eine Mittagsmahlzeit bei Leydens mit Mackenzie. Er ist ein großgewachsener, hagerer Mann mit einem Jesuitengesicht. Er sieht abgespannt aus; unaufgefordert erzählt er vom Kaiser, von dem allgemeinen Unwillen zu ihm (Mackenzie). Man sieht, dieser Gegenstand unterdrückt in ihm alles andere. Er ist taktlos; denn es ist Geschmacklosigkeit und Unerzogenheit, in einem deutschen Hause die Deutschen zu kritisieren. Eine große, nervöse Aufregung durchdringt alle seine Reden. Nach der Mahlzeit hat Mackenzie unausgesetzt mit uns geplaudert. Er sagte, die Deutschen seien die am wenigsten höflichen Menschen in der Welt. Sie hätten am meisten Vorurteile. Deutsche Ärzte seien bei weitem nicht so gut, wie die englischen, von denen sie sich bedeutend hätten überholen lassen. Sie gebrauchten chirurgische Instrumente, welche die Engländer seit 15 Jahren abgetan und durch andere, bessere, ersetzt hatten. Sie wollen nichts von den Ausländern lernen und ließen nur ihre eigenen Einrichtungen gelten. Sie seien zurückgeblieben in allem, was wissenschaftliche Forschungen, Hygiene und Bequemlichkeit betrifft. Haß und Mißtrauen gegen alles, was von anderswo herkommt, verzehre sie.

„Wenn der Kaiser mich nicht unterstützte", sagte uns der englische Professor: „ich könnte kein Fenster in Charlottenburg öffnen."

Man wünscht dem Kaiser ein sanftes Ende herbei! Wir fragten Mackenzie, ob es mit ihm noch einige Wochen dauern könnte. „Wochen", wiederholte er: „wenn nichts besonderes sich ereignet, so wird er noch ein volles Jahr leben. Unter Tausenden wird aber auch mal einer vollständig geheilt." Darauf kam er wieder auf die Abneigung der Deutschen gegen alles Fremdländische zurück. — Als Beispiel führte er die russische Oper an; und fügte hinzu: „Wir Engländer lieben die Russen viel mehr als sie. Sie sind überzeugt alles besiegen zu können; auch wenn die Franzosen gegen sie sind. Selbst wenn sie auf beiden Fronten gleich-

zeitig kämpfen müssen. Der Haß gegen alle anderen Nationen blendet sie."

Sonnabend, den 7. (19.) Mai.

Abendgesellschaft bei Schuwaloffs mit russischen Sängern. Die Haltung der deutschen Gesellschaft rechtfertigt die Worte Mackenzies. Die Stimmen der Sänger waren riesengroß; aber der Mangel an Schulung, das Fehlen jeglicher Kräftebeherrschung riefen wenig wohlwollende Bemerkungen hervor. „Da hätten wir ein schönes Mittel den bulgarischen Prinzen los zu werden," hörten wir sagen; „es genügt ihm die russischen Sänger hinzuschicken und er nimmt vor ihnen Reißaus. Denn sie singen nicht, sie brüllen. Es ist ein bedeutender Lärm." Manches mag wohl an dieser Bemerkung richtig sein. Wir bedauerten, daß diese Pioniere einer hier wenig bekannten Kunst nicht auf der Höhe ihrer Aufgaben standen.

Sonntag, den 8. (20.) Mai.

Im Begriff, einen Nachmittagsbesuch bei Frau Leyden abzustatten, sahen wir, wie ein Hofwagen sich dem unsrigen der Auffahrt näherte. Drolliger Weise wandte sich der Kutscher in Hoflivrée uns zu; gleichsam um eine Frage, die wir gar nicht an ihn zu richten beabsichtigten, zu beantworten. Er sagte, er hätte Mackenzie hergeführt. Wir sahen den Engländer wirklich im Empfangszimmer Frau Leyden's sitzen. Nach den ersten üblichen Begrüßungen begann er von neuem vom Kaiser zu sprechen. Mackenzie sagte: „Man beschuldigt mich, daß ich eine Wachspuppe an Kaisers statt der Öffentlichkeit zeige."

Mackenzie ist offenbar wenig teilnahmsvoll, wenn er von seinem hohen Patienten spricht. Er beklagt sich, man könne den Kaiser nicht zum Essen anhalten. Er nimmt immer nur so viel zu sich, um sein Leben zu erhalten. Kaiser Friedrich hat keine Lieblingsgerichte, durch die man seinen Krankenappetit heben könnte.

den 24. Mai.

Heute ist der Hochzeitstag des Prinzen Heinrich*). Das Wetter war strahlend. Wir sahen alle Prinzen auf dem Gange zur Kirche, den Bräutigam an der Seite seines Bruders. Der Kaiser sah recht elend aus. Es war so schmerzlich ihn ganz verändert und mühsam atmend zu gewahren. Jedermann war tief bewegt. Viele schluchzten vernehmlich — besonders unsere Großfürstin Sergius und die Prinzessin von Meiningen**). Der Kaiser stand aufrecht und gab dem jungen Paare ein Zeichen inmitten der Feierlichkeit niederzuknien. Man erzählte uns, daß niemand sich tiefer Rührung erwehren konnte, als der Kaiser die Hand segnend über seine Kinder ausbreitete.

*) Prinz Heinrich von Preußen, Bruder des Kronprinzen, hat 1888 die Prinzessin Irene von Hessen geehelicht.

**) Erbprinzessin von Meiningen, ältere Schwester des Kronprinzen.

den 14. (26.) Mai.

Wir verbrachten den gestrigen Abend beim Kronprinzen. Es war höchst interessant. Man hatte uns zu achteinhalb Uhr geladen. Im Empfangszimmer waren Gräfin Brockdorff, Fräulein von Gersdorf und der diensttuende Adjutant, ein Herr von Pfuel. Einen Augenblick später traten die Kronprinzessin und ihr Gemahl ein. Der Empfang war überaus herzlich und liebenswürdig. In der Art des Kronprinzen liegt etwas so gutes und männlich grades, daß man vom ersten Blick von ihm „gepackt" wird. Sein ganzes Wesen ist offen, loyal und warm. Er besitzt viel Gemüt, man fühlt sich förmlich zu ihm hingezogen. Jeder Zwang, alle Benommenheit entschwinden auf der Stelle. Sieht Kronprinz Wilhelm jemand mit seinen klaren, tief durchdringenden Augen an, muß man ihm augenblicklich das größte Vertrauen entgegenbringen. Instinktiv fühlt man, daß es unnütz ist ihm etwas zu verhehlen; er durchschaut den Menschen und versteht ihn immer.

Außer uns waren nur noch General v. Werder und ein sehr sympathischer Herr v. Bülow anwesend. Ich saß zwischen dem Kronprinzen und diesem Herrn v. Bülow. Der Kronprinz bat seine Gemahlin aus dem Empfangssaal, da General v. Werder an Rheumatismus litt und nicht lange stehen könne. Wir begaben uns daher in ein Seitengemach, in einen sehr großen, prunkvollen rosafarbenen Saal. Man setzte sich um einen runden Teetisch, auf dem prachtvolle Potsdamer Rosen standen. Die Unterhaltung bewegte sich um Karl Schurtz, um Amerika. Schließlich sprach man über die Huldigungen, die dem Kronprinzen jeden Morgen bezeugt werden. „Einige Zeitschriften behaupten, ich bezahle das Publikum für diese Artigkeiten", scherzte der Kronprinz.

„Das muß Eurer Kaiserlichen Hoheit teuer zu stehen kommen," erwiderte ich: „denn es gibt außerordentlich viel begeistertes Publikum."

Hier bemerkte die Kronprinzessin, sie befürchte, das Pferd des Kronprinzen könnte vor der Menge Blumen, die ihm zugeworfen werden, leicht erschrecken. „Hoffentlich ist das Pferd dressiert auf Huldigungen", sagte ich der hohen Dame.

Der Kronprinz sieht jünger aus, als er ist. Man verspürt ordentlich Lust ihn zum Lachen zu bringen; nur um zu sehen, wie seine Gesichtszüge sich verklären und für einen Augenblick den ernsten Ausdruck verlieren, den sicher die gegenwärtigen Ereignisse hervorrufen.

Unvermittelt fragte mich der Kronprinz, wo wir den Rest des Sommers verbringen wollten. Ich antwortete: „In Livland, auf unserem Gute."

„Werden Sie dort viel gequält?" fragte er mich.

Nach höfischem Gebrauche hätte man vielleicht ja sagen müssen. Ich fürchte durch das Gespräch, das darauf folgte, mich zeitlebens kompromittiert zu haben.

„Nein," hatte ich die Kühnheit zu antworten: „man fordert die russische Sprache. Und die Barone machen deswegen einen Höllenlärm.

Sie betrachten sich als Märtyrer. Doch seit ich in Trentino gewesen und dort die Lage beobachtet, in welche die Schwäche der österreichischen Regierung ihre deutschen Beamten und Offiziere bringt, habe ich die Notwendigkeit einer Russifikation eingesehen. Will man in Arco jemand beleidigen, so hat man nur nötig ihn einen Tedesco zu nennen."

Der Kronprinz erfaßte sofort den Staatsgedanken, der gewisse Maßnahmen, ja selbst gewisse Härten verlangt.

Nun befragte mich der Kronprinz über die zur Einführung der russischen Sprache getroffenen Maßnahmen. Nach ruhiger Anhörung meinte er wohlwollend:

„Ah, so liegt die Sache! Mir hatte man alles ganz anders dargestellt. Es ist schwierig auf solche Entfernung die Vorgänge richtig zu beurteilen. — Und wie steht es um die Religion?" Ich erklärte ihm so gut es ging, daß hierin sich nichts geändert habe.

„Und wegen der Heiraten?"

„Es ist ein altes Gesetz," sagte ich: „man hat lediglich den Ausnahmen ein Ende gemacht, die vom gesetzlichen, rechtlichen Standpunkt unangebracht waren und gar keine guten Folgen gezeitigt."

Die Kronprinzessin hörte uns die ganze Zeit aufmerksam zu. Ich hatte dabei eine fast unangenehme Empfindung. Zunächst ist es schon an sich schwer sich einer Sprache zu bedienen, die man nicht völlig beherrscht; am meisten aber, wenn ein Dritter dem Gespräche zuhört; — die Unterredung wurde in deutscher Sprache geführt. Dann aber weil der Kronprinz ernst, aber wohlwollend, die Kronprinzessin dagegen ganz Leidenschaft war. Nichts verhindert indes das richtige Urteil so sehr, wie die Leidenschaft. Die Kronprinzessin urteilte nicht wie der Kronprinz mit seinem staatsmännischen Sinn streng sachlich; vielmehr mit ihrem Herzen, ihrem vollen lutherischen Empfinden.

Die Kronprinzessin sprach von religiösen Verfolgungen. „Wie kommt es," sagte sie, „eine Dame, die ich gut kenne, erzählte mir persönlich, man hätte sie gezwungen, ihr Kind in griechischer Religion zu taufen; trotzdem sie sich vor der Veröffentlichung der neuen Gesetzesbestimmungen vermählt hatte. Folglich hatte sie das Recht das Kind in ihrem Glauben zu taufen." Die Prinzessin sprach lebhaft. „Sie verzeihen, Kaiserliche Hoheit," erwiderte ich: „die betreffende Dame hat sich nicht der Wahrheit befleißigt; kein Gesetz hat bei uns rückwirkende Kraft. Vor der Veröffentlichung dieses Gesetzes, das ich bedauere, da es so viel Ärgernis entfacht — dessen Notwendigkeit jedoch anerkannt werden muß — war es erlaubt Kinder aus Mischehen lutherisch zu erziehen."

„Ist es möglich? Die Dame hat mir den Fall jedoch ganz anders dargestellt."

„Kaiserliche Hoheit! Es gibt keine Rolle, die anziehender und reizvoller wäre, als die des Märtyrers."

„Jawohl," sagte Werder — denn das Gespräch, das der Kronprinz mit mir angefangen, war allgemein geworden —: „doch wo der

Deutschenhaß anfängt, da hört die Gemütlichkeit auf." Und nun stellt sich dieser Werder, den man in Petersburg verhätschelt, umschmeichelt, ja vergöttert, auch noch gegen mich! Wie vieles hätte ich dagegen sagen müssen und können! Jetzt erst kommt mir das alles in den Sinn. Damals war ich durch die Schwierigkeit, mich in einer so wenig vertrauten Sprache verteidigen zu müssen, völlig wie gelähmt.

Mit viel Taktgefühl versuchte der Kronprinz das Gespräch in das Scherzhafte zu ziehen. Werder zog gegen den Minister Tolstoy, ebenso gegen den Oberprokureur Pobjedonoszeff und Senator Mannassein als Deutschenfresser los.

„Ich bin bereit," rief ich, „Ihnen entgegenzukommen; aber um Gottes willen sagen Sie nicht, daß wir die Religion bedrücken!"

Die Gräfin Brockdorff geriet ganz außer sich. „Mir wird ganz schwül zumute," meinte sie: „Ich stamme von einer Hugenottenfamilie ab und kann deshalb am besten nachfühlen, was unsere armen Glaubensgenossen zu leiden haben. Es sind die Hugenotten des Nordens. Gottlob! Wir leben nicht mehr in dem Zeitalter der St. Bartholomäusnacht."

Ganz zerknirscht kehrte ich heim. Zu den Wunden, die meinem Nationalgefühl geschlagen wurden, gesellte sich noch die Gewißheit nicht verstanden zu sein und in den Augen der Kronprinzessin, die — von Grund aus ehrlich und unbeugsam — keine Halbheiten versteht, als Wetterfahne zu gelten. Sie selbst schien von allen germanischen Vorurteilen wie von einem engen Netz umklammert zu sein; in das sie die Gräfin Brockdorff, Hofprediger Stöcker, die evangelischen Missionen u. a. m. hineindrängen. Ihr Einfluß auf den Kronprinzen wird der eines Wassertropfens sein, der beharrlich immer wieder auf die gleiche Stelle fällt. Und schließlich auch den Stein durchbohrt.

Primkenau*).

Wir verbrachten fünf Tage in Primkenau; es war einfach herrlich. Die Gegend ist schön, der Herzog liebenswürdig. Es gab entzückende Spaziergänge und höchst interessante Unterhaltungen über die Geschichte von Schleswig-Holstein; die Vermählung der Prinzessin Viktoria und der Prinzessin Kalma, über Familienbeziehungen und Schloßgespenster. Außer Fräulein Cerrini und den benachbarten Gutsherrschaften machten wir noch die Bekanntschaft eines Herrn von Marschall: Leibgardist, kriegerisch und russenfeindlich.

Das Schloß ist malerisch, doch nicht groß; wir wohnten in einem Anbau, der für Gäste bestimmt war. Die Mittagsmahlzeit wurde in Primkenau früh eingenommen; trotzdem mußte man in großer Toilette erscheinen. Vier Umkleidungen am Tage waren unvermeidlich. Die

*) Das Schloß des Herzogs Ernst Günther von Schleswig-Holstein, Bruder der Kronprinzessin.

Mahlzeiten verliefen ziemlich steif. Eines Morgens besuchten wir die kleine Kirche von Primkenau, in der die Prinzessinnen zu großer Frömmigkeit erzogen wurden. So sehr, daß Prinzessin Kalma die Vermählung mit einem ihr sonst sehr genehmen Prinzen ablehnte; um nur nicht etwa Gefahr zu laufen, nicht rein protestantische Kinder ins Leben zu setzen. Als die Prinzessinnen zum erstenmal nach Frankreich gingen, nahm ihnen ihr Vormund, Prinz Christian von Schleswig-Holstein, das Versprechen ab, nie — auch nicht für einen Augenblick — eine katholische Kirche zu betreten. Ich erinnere mich sehr gut, wie Prinzessin Luise während eines Abstechers in der Umgegend von Pau sich ausschloß und draußen auf uns wartete, als wir eine Kirche besuchten. Sie war um keinen Preis zum Eintreten zu bewegen. „Wenn Sie keine Kirchen in Italien besuchen," sagten wir ihr, „so berauben Sie sich des Vergnügens die schönsten Kunstdenkmäler zu sehen; die Statuen von Michel-Angelo, wie die hervorragendsten Gemälde." Die Prinzessin blieb unbeugsam: ihr Onkel hätte es ihr verboten.

Die Großmutter des Herzogs Ernst Günther war nicht von königlichem Blute. Sie ist eine Gräfin Daneskjold. Daher stammt die Verwandtschaft mit dem Grafen Stolck Winterfeld, den wir in Pau kennen lernten.

Juni 1888, Marienbad.

Kaiser Friedrich ist tot. Wir haben durch die Gräfin Brockdorff telegraphisch kondoliert und ein höchst liebenswürdiges Antworttelegramm bekommen. Wir konnten uns nicht mehr entschließen, uns unmittelbar an den jungen Kaiser zu wenden; wie wir es noch vor einem Jahre getan. Damals hatte ich ihm am 22. März, dem Geburtstage des alten Kaisers, seines Großvaters, ein Telegramm geschickt.

„Wir bitten Eure Königliche Hoheit die aufrichtigsten Glückwünsche der in Arco weilenden Russen zu genehmigen und sie Seiner Majestät dem Kaiser zu Füßen zu legen."

Ich erhielt darauf zur Antwort:

„Im Auftrage meines Großvaters danke ich Ihnen aufrichtig für die guten Wünsche, die Sie namens Ihrer Landsleute ausgesprochen, und bitte Sie ihnen seinen Dank zu übergeben. Er fühlt sich wohl. Tausend Grüße von mir.

Wilhelm
Prinz von Preußen."

Wir verschlingen die Zeitungen. Der Aufruf ist prachtvoll, die Rede ebenfalls: Gott helfe dem jungen Kaiser und bewahre uns vor einem Kriege. —

Oskar von Schütte:
Richtet nicht . . . .
Eine Erzählung aus den Bergen.

(Fortsetzung.)

Er holte sich das Licht aus seiner Kammer und öffnete die Tür zu der Stube des Vaters. Als er die Lampe auf den Tisch gestellt hatte, mußte er doch wieder in ehrlicher Anerkennung der Mutter gedenken. Die Stube war gepflegt und heimelig erwärmt. Sie hielt das Andenken des Vaters in allen Ehren. Christian leuchtete die Wände lang vor all den eingeordneten Büchern. Er hatte den Vater stets als einen Wundrigen genommen. In seinen Knabengedanken wußte er nie etwas anzufangen mit ihm; auch war er darum nie eine gewisse Scheu losgeworden vor ihm, der nicht unter den Knechten befehligte. Dann und wann hatte der Vater ihn unters Kinn gefaßt, mit einer feinen, weichen Hand den Kopf hochgehoben und ihm tief in die Augen geschaut und gelächelt. Ob er ihm mit dieser stummen Zwiesprache gar mancherlei vertrauen wollte. Später war nichts mehr, was ihn zum Vater drängte, und auch der Vater hastete eher verlegen an ihm, dem hochaufgeschossenen Burschen, der tüchtig schaffen konnte, vorbei.

Jetzt fand er wie durch zarte Fäden eine ganz sichere Beziehung zwischen sich und dem Vater geknüpft. Er holte sich wieder den Brief des alten Gruber aus der Brusttasche hervor. Auch darin stand etwas von dem Gemeinsamen zwischen ihm und dem Vater. Ein Vergessen war es demnach, das der Vater in diesen Büchern gesucht hatte. Ratlos stand Christian vor den Borden. Wer würde ihm die Stellen weisen, welche ein Trost werden konnten vor dem Leben. Christian setzte sich auf die leere Bettstatt. Eine gewaltige Sehnsucht nach dem Vater überkam ihn.

Unten schlug die Dumiswalder Uhr in hartem Aufklopfen „zehn".

Die Mutter machte, ehe sie zu Bett ging, nochmals die Runde im Hause. Hier sollte sie ihn nicht treffen. Mit der freien Art hatte es

keinen Zweck, wo man die Wünsche in der Knospe brach, ohne ihnen die Reife zu gönnen. Es war schon besser in der Wärme der Brust verschlossen zur Blüte bringen, was die eigene Freude werden konnte.

Wenn Christian gewußt hätte, daß dies der Anfang gewesen ist von des Vaters vereinsamtem Leben. Hier in der stillen Stube waren ihm gar manche Wünsche ausgereift, abgefallen, welk geworden, um immer neuen, die aus der Erkenntnis des Lebens auftauchten, Platz zu machen.

4.

Der Morgenzug, den die Geschwister nahmen, war kalt und unbesetzt. Die Landschaft war nicht zu erspähen. Sie lag hinter den trüb angelaufenen Fensterscheiben und war mit einem dichten Wintermantel verhängt.

An der Bergstation nahmen sie einen Schlitten. Sie wollten bis zur Kreuzung fahren. Es ging noch lange in den Nebel hinein. Erst allmählich, wie der Schlitten sie in kurzen Kehren aufwärts zog, stieg es sonnenhell von oben herunter und drückte die schweren Wolken aufs Tal nieder. Himmelblau wölbte sich der Tag über ihnen. Linni war es, als wäre sie schwebend hier hochgekommen, denn unter ihren Füßen floß es in weichen Wolken über das Land. An der Kreuzung waren die Felder wie aus lauter Edelsteinen gefügt, so sprangen die Frühlichter auf dem festen, reinen Schnee. In der Mulde lag tief eingebettet das Selhofer Anwesen als wie ein Kindlein, das wärmesuchend die Nase unter das Deckbett steckt. Über der Mulde schwebte wie früher das lustige Ringelwölkchen hoch. Siedendheiß überlief es Christian. Das Anni war am Ende dennoch heimgekommen, das Fest mit dem Vater zu feiern. Immerzu sah er nach der feinen, wirbelnden Rauchsäule, wie nach einer frohen Verkündigung.

„Wir wollen, ehe wir höher steigen, hier vorerst den Selhofer grüßen", sagte Christian. Seine Kinnbacken zitterten dabei, daß Linni besorgt den Bruder ansah und ihn frug, ob er friere.

„Es ist nicht gerade Sommerszeit", antwortete er verlegen. Er ging voraus und um das Haus herum. Vor dem Stall hantierte eine alte Magd, welche er nie vorher gesehen hatte. „Ist der Selhofer daheim?" frug er.

Die Alte lachte blöde, tat aber keinen Bescheid. Christian schrie ihr seine Frage nochmals hinter das wollene Kopftuch.

„Den Selhofer meinet Ihr? Nein, der ist nicht hier. Der ist unten im Dorf im Futterlädeli, wenn er nicht grad beim Ochsen sitzt."

„Ja, wer ist denn im Hause?"

„Das ist jetzt der Grundenbacher und ich bin die Base von der Frau ihrer Verwandtschaft."

Christian hatte Mühe zu atmen.

Der alte Gruber hatte ihm mit Absicht verschwiegen, daß aus dem Haus in der Mulde alles heraus ist, was noch des Anni war. Die Alte sah den wie betäubt dastehenden Christian neugierig an. Das brachte ihn zu sich. Das Linni wartete am Wegrain und konnte sich nicht genug wundern über die Winterpracht, die hier oben noch anders funkelte, als auf dem Holunderberg. Noch niemals war dem Christian der Aufstieg durch den Wald so beschwerlich geworden, trotzdem es allerhand Spuk gab mit Ausgleiten und Zurückrutschen. Kerzengrade ging es hoch zwischen den beschneiten Tannen, die allesamt aussahen, wie eine Versammlung von Königen, so erhaben und stolz im Hermelin.

Die alten Grubers freuten sich gar der Überraschung, welche ihnen der zweite Festtag mit dem Christian und der Linni ihrem Besuch brachte. Das Muetti hatte fast Tränen in den kleinen Augen, die von der langen Schneezeit geblendet, sich Winters über kaum öffneten. Sie half dem Linni schnell aus dem Wollenzeug und nötigte sie an den Ofen, wo sich auch immer das Anni nach dem Aufstieg angewärmt hatte.

„Ja das Anni," fiel der alte Gruber prompt ein, „das hat nun weit fortgemacht."

Christian trugen die Beine nimmer. Er setzte sich neben die Schwester und hielt die Hände fest ineinandergepreßt.

Das Linni erzählte, wie der Christian weit mehr gefroren habe unterwegs als sie selbst.

„Da wollen wir gleich helfen", rief das Muetti schon aus der Küche heraus. Linni war auch gleich mit bei der Hand, ihr behilflich zu sein, einen Kaffee zu kochen.

Christian blieb allein mit dem alten Gruber.

„Die Zeiten ändern sich," seufzte der Alte ein wenig. „Die Hauptsache aber im Leben ist, daß man sich in jede Zeit richtig zu schicken weiß."

„Ihr meint mich, Vater Gruber. Seht Euch aber einen jungen Baum an, der im Frühling sein erstes Blühen trägt. Laßt den nun Hagelkörner auf den Kopf kriegen oder einen unzeitigen Frost."

„Ja, so ein Baum," erwiderte der Gruber bedächtig, „der besinnt sich auch wieder. In dem Jahr, wo es ihn trifft, da mag es mit den Früchten vorbei sein. Aber das Geäst hebt er doch wieder in die Sonne. So ein Baum hat eben noch Mark in den Knochen, und hat ein junger Baum keines mehr, dann muß ihn der nächstbeste Sturm doch holen."

Christian sprang auf von der warmen Ofenbank. „Gut. Warum aber habt Ihr mir nicht gleich alles auf einmal geschrieben, daß der Selhofer auch das Anwesen verkauft hat."

Der alte Gruber holte sich seine Pfeife und setzte sich an das kleine Fenster ins dämmernde Licht. „Das Geflenne, welches du vollführst, ist nicht mannswürdig. Und die Vorwürfe, welche du an mich schleuderst, haben wenig Sinn. Wenn man ein Jüngferlein aus mutigem Herzen liebt, dann sendet man einen Schreibebrief und helfe ihr mit tröstenden Worten zu warten. Du hast die Selhoferin allem Zweifel gelassen und allen Zuträgereien. Dafür konnte es nicht gerade eine Extra-Belohnung geben für dich. Wie wir es uns einbrocken, so müssen wir es auslöffeln und nicht allemal die Suppe dem Nachbarn zuschieben." Der alte Gruber spuckte aus.

„Ich kann Euch eben nicht verstehen, was Ihr mit alledem wollt", sagte Christian erschrocken.

„Hier herum hieß es, daß du die Rose von Tannen heiraten mußt, laut Testament deines Vaters. Du hast auch mir vom Gegenteil nichts mitgeteilt. Der Selhofer konnte das Anwesen leidlich verkaufen und ich habe dem zugesprochen. Dem Anni war die Gegend verleidet und da zog es fort. Gleich ordentlich weit weg, damit es nicht auch noch von den Anstalten zu deiner Hochzeit immer zu hören bekommt."

„Und all das unsinnige Zeug habt Ihr auch geglaubt? Des Anni nunmehrigen Aufenthalt werdet Ihr mich aber wissen lassen."

„Würde ich gern, wenn er mir bekannt wäre. Der Selhofer sagte, daß es sich vorläufig ans Postamt Genf berichten lasse."

„Und wann, sagtet Ihr, sei das Anni verzogen?"

„Es sind gut zwei Monate her."

„Und Ihr wißt seither nichts von ihr und sie weiß nichts von Euch." Christian sprach heiser vor Erregung.

„Wir haben auf Gutdünken ein gleiches Paket nach Genf geschickt zum Fest, genau wie an dich. Bis heute ist uns nichts retour gekommen. Also wird das Anni meinen tröstlichen Brief wohl gelesen haben."

Christian trocknete sich die Stirne. Ein richtiges Fieber hatte ihn gepackt. „Und Ihr meint also, daß ich mich einfach verkaufen lassen werde, wie das Vieh auf dem Markt. In des Vaters Testament steht so was nie und nimmer, das weiß ich. Und wenn es auch darin wäre, dann heißt es eben auf den Hof verzichten. Das würde ich auch tun, so wahr —"

Der alte Gruber legte ihm die Hand auf den Arm, der sich zum Schwur erhoben hatte. „Nicht schwören, Christian", sagte er ruhig. „Das Leben ist nicht so einfach, daß man mit einem Schwur hindurch könnte. Ihn aber nicht halten, das verkleinert uns vor uns selbst. Denn was heute Liebe ist, kann morgen ein Haß sein. Was nützt dann so ein Schwur. Auch hast du niemals das Recht so allein über dich zu bestimmen. Dich hat die Geburt auf einen Platz gestellt, der dir eingewachsen ist, wie dein rechter Arm. Du bist der Herr und das einzige männliche Haupt einer unserer stolzesten Höfe. In dir ehrt sich der Bauer. Das darf nicht leichtsinnig um eine Herzensgeschichte an den Nagel gehängt werden. Das bist nicht mehr du, das ist ein Stand. Der Holunderberg war für den Bauern stets wie eine Zwingburg. Wir sind stolz darauf, daß die Tannen Bauern geblieben sind. Dieser Pflicht eingedenk mußt du handeln. Was dein eigenes Leben anbelangt, das wirst du in Zukunft vielleicht mit dir allein auszumachen haben, wie dein Vater seliger auch. Auf dem Hof mußt du hingegen bleiben und das Schicksal nicht versuchen." Der Gruber hatte noch immer die Hand auf des Christian Arm liegen. Er fühlte sie schwer, diese Bauernhand, so schwer wie den Stand, dem er angehörte. Christian senkte das Haupt. Die Mundwinkel hingen ihm schlaff, der Nacken beugte sich, ja wie die Äste der jüngsten Tanne unter dem ersten Hagelschauer.

In der Küche war unterdessen der Kaffee gekocht und der Tisch gedeckt worden. Stillschweigend setzten sich die vier drum herum. Der warme traute Trank verfehlte seine belebende Wirkung nicht. Dem Linni schmeckte es besonders herrlich. Der alte Gruber neckte sie mit allerhand. Das Muetti saß neben dem Christian und nahm seine immer noch kalte Hand zwischen ihre harten verhutzelten Arbeitshände. Da war etwas in diesen Händen, das ihm wärmend und tröstend bis zum Herzen strömte. Am liebsten würde er auch seinen Kopf in ihre Hände gelegt haben, um sich darin recht ausgiebig auszuweinen.

Linni setzte sich drinnen in der Stube an das alte Klavier. Sie machte es gar artig, wie sie zu einer einfachen Begleitung ihre Schweizer-

liedchen sang. Es dauerte nicht lange, da stimmte der alte Gruber jeden Refrain fröhlichst mit.

Dem Muetti wurde es auch heimelig. Die Hand des Christian in den ihren, summte sie mit der dünnen, vergehenden Stimme alle die Melodien, die ihr mancherlei Glückliches in die Erinnerung brachten. Und einer saß neben ihr, der ein Herzeleid hatte, davon man in spätern Jahren gar nichts mehr wußte. Ein Herzeleid und wenig Geduld es zu tragen oder die Zeit abzuwarten, wo das sich wie von selbst glättete.

Sie fing an dem Christian aus dem eigenen Leben zu erzählen. Schwer hatten sie es. In die Fremde mußten sie beide und arg schaffen. Sie sahen kein Ende des langen Brautstandes, und wenn nicht eine unerwartete Erbschaft gekommen wäre, die es ihnen ermöglicht hätte, den Breitenast pachtweise zu übernehmen, würden sie wohl niemals aneinander gekommen sein. „Das Herz ist ein sonderbares Ding," seufzte das Muetti, „das eben nur in der Freude stark wird und schwellend. Im Leid wird es oft hart, als ob eine feste Schale darumwüchse. Und manchmal hat man noch Mühe zu wissen, daß unter der Schale es winzig leise und gut schlägt. Das ist beim Menschen, wie bei den Früchten. Bei mir, Christian, da war es noch gar zart geblieben das Herz. Beim Franz, nun da hatte ich manchmal schon ein wenig Mühe durchzukommen bis zu dem Kern. Denn mit der Heirat war noch lange das eigentliche Glück nicht ins Haus gezogen. Arbeiten, Tag und Nacht mit vielerlei Enttäuschungen, Bitternissen und Krankheiten, die über uns kamen und drei lebensvolle Kinderlein wegholten. Das will überstanden sein und dabei mußte man das Herz behüten vor der harten Kruste. So das Glück, das man hatte, spürt man erst, wenn man Gott ergeben gelandet ist im Hafen des Alters. Ruhe ist das Glück. Und die muß man sich erleben, Christian." Sie hatte leise gesprochen. Sie hielt oft inne, um ein Liedchen, welches das Linni im Zimmer daneben anstimmte, mitzusummen oder um ein paar Tränlein hinunter zu schlucken. Mit alledem hatte sie es doch bewirkt, daß es gleichmäßig wurde in dem innerlichen Aufruhr des Christian. Der gütige, mütterliche Zuspruch, das war es auch, was er am meisten entbehren mußte auf dem Hofe.

„Die Mutter daheim versucht es niemal uns mit guten Worten beizukommen, wie Ihr es tut," sagte Christian traurig, „dennoch wäre dies ebenso wichtig als die Hofgeschäfte."

Fortsetzung folgt.

Rundschau

Sozialpolitische Rundschau.

Von Senatpräsidenten Dr. Flügge.

In wenigen Wochen, am 1. April 1912, tritt das „Zweckverbandsgesetz für Groß-Berlin" vom 19. Juli 1911 in Kraft, und von diesem Tage an wird für die Städte Berlin, Charlottenburg, Schöneberg, Rixdorf, Wilmersdorf, Lichtenberg und Spandau sowie für die Landkreise Teltow und Niederbarnim eine neue kommunale Korporation bestehen, deren Aufgabe es ist, innerhalb des Verbandsgebietes das Verhältnis der Bahnen aller Art mit Ausnahme der Staatseisenbahnen zu regeln, bei der Feststellung der Fluchtlinien und Bebauungspläne sowie bei dem Erlaß von Baupolizeiordnungen mitzuwirken und schließlich Wälder, Parke, Wiesen, Seen, Schmuck-, Spiel- und Sportplätze und ähnliche „Freiflächen" zu erwerben und zu erhalten. Wie man sieht, alles Aufgaben vorwiegend sozialer Natur, denn von ihrer sachgemäßen Erfüllung hängt es ab, ob es gelingen wird, die weniger bemittelten Teile der Bevölkerung Groß-Berlins in gesunden Wohnungen unterzubringen, ihnen auch außerhalb der Wohnungen Licht und Luft zu verschaffen und sie schnell und billig aus den Arbeitszentren in die Wohnviertel und aus beiden in die freie Natur zu bringen.

Daß es in diesen Stücken oft übel steht, nicht nur in Berlin und seinen Vororten, sondern auch in manchen anderen deutschen Großstädten, ist nicht zu bezweifeln. Schriften wie das Buch des Bielefelder Oberinspektors Lieber „Gänge durch Jammer und Not" oder die von dem Geschäftsführer der Ortskrankenkasse der Kaufleute, Handelsleute und Apotheker zu Berlin Cohn herausgegebenen Berichte über die Wohnungsverhältnisse der Kranken dieser Kasse haben sich in tatsächlicher Beziehung als absolut unanfechtbar erwiesen und haben wahrhaft ergreifende Bilder der Wohnungsnot enthüllt. Gelehrte wie der viel zu früh aus dem Leben geschiedene Paul Voigt, wie die Professoren v. Mangoldt und Eberstadt haben immer neues Material für die Reformbedürftigkeit unserer Großstadt-Wohnungsverhältnisse zusammengetragen, und mag auch über die Art, wie sie die Reform durchführen wollen, die Diskussion noch offen sein — daß Mißstände bestehen, die eine Reform dringend nötig machen, scheinen sie mir über jeden Zweifel hinaus erwiesen zu haben. Und so ist auch der Grundton bei den Ver-

handlungen des Evangelisch-sozialen Kongresses im Jahre 1900 und denen des Vereins für Sozialpolitik im Jahre 1901 gewesen, es steht fest in der Meinung aller sachverständigen Kreise, daß in dem Wohnungswesen unserer Großstädte vielfach arge Mißstände vorhanden sind.

Es wäre wohl ungerecht, wenn man die Schuld an diesen Mißständen allein denjenigen Behörden aufbürden wollte, die zur Wohnungspflege an erster Stelle berufen gewesen sind, den städtischen Verwaltungen. Es kann gar nicht verkannt werden, daß die Zusammenballung der Massen in den deutschen Großstädten die Stadtverwaltungen mit rapider Schnelligkeit eine nach der anderen vor Probleme gestellt hat, die früher nicht vorhanden waren, und denen man zunächst ohne Erfahrung gegenüber stand. Man bedenke, daß Deutschland im Jahre 1850 erst 5, 1870 erst 8 Städte über 100 000 Einwohner hatte, 1890 dagegen schon 26, 1900 33, 1905 41 und 1910 47. Fast der ganze Bevölkerungszuwachs hat sich massiert in den mittleren Städten und vornehmlich in den Großstädten. Daß einer solchen Bevölkerungsvermehrung nicht alle Kommunalverwaltungen gewachsen waren, ist begreiflich. Zunächst galt es angesichts der anschwellenden Massen die öffentliche Gesundheitspflege zu organisieren, Wasserleitung und Kanalisation zu schaffen, Dinge, die uns heute selbstverständlich sind, deren Schöpfung aber Mühe genug machte, und um zu beweisen, daß diese Aufgabe von den Städten erfolgreich gelöst wurde, braucht man nur an Namen wie v. Winter (Danzig), Lent (Cöln), Varrentrapp (Frankfurt a. M.), v. Erhardt (München) zu erinnern. Freilich mag über solche Aufgaben mancher Bürgermeister und Stadtbaurat die Wohnungspflege vergessen haben, das soziale Empfinden und Wissen war ja vor 30, vor 20 Jahren lange noch nicht so entwickelt wie heute, das wirtschaftliche Moment herrschte vor, und daß unter seiner Vorherrschaft hier und da auch einmal ein Stadtparlament eine Verbesserung unterlassen hat, die den Hauseigentümern Opfer auferlegt hätte — wer wollte das für unmöglich halten? Dazu ein Schuldrecht, wie es sich Bauspekulanten und Schieber nicht bequemer wünschen konnten, und das erst durch das Gesetz über die Sicherung der Bauforderungen vom 1. Juni 1909 verbessert wurde, und schließlich für Berlin in allen Vierteln die protzige Vorliebe für unmäßig breite Straßen, deren Raumverschwendung zu viel zu tiefen Baublocks nötigt, so daß sich an das Vorderhaus notwendiger Weise ein, zwei oder noch mehr Höfe mit Wohnungen ohne Licht und Luft anschließen müssen.

Es wird eine Herkulesarbeit sein, dieses Konglomerat von verfehlten Bebauungsplänen, Hypothekenverschuldung, widerstreitenden Interessen der Metropole, der Töchterstädte, der Straßenbahn- und Terraingesellschaften und von Wohnungsnot so zu entwirren, daß Zustände entstehen, die den Sozialpolitiker befriedigen. Und die Kommunalverwaltungen für sich oder auch im Bunde mit dem neuen Zweckverbande sind allein gar nicht imstande die Wohnungsverhältnisse gründlich zu ändern. Ich will ganz davon absehen, daß bei dem

sogenannten „Wald- und Wiesengürtel“ für Groß-Berlin der Landwirtschafts- und der Finanzminister das entscheidende Wort haben, und daß hinter beiden der Berlin nicht immer gewogene Landtag steht — auch der Bebauungsplan der einzelnen Städte selbst hängt in entscheidender Weise von einer staatlichen Verwaltung ab, deren Interessen und deren Pflichten letzten Endes von ganz anderen Gesichtspunkten als denen der Wohnungspflege beherrscht werden: in einem ungewöhnlich interessanten Vortrage, den der Professor an der technischen Hochschule zu Hannover Dr. Blum kürzlich in der Ortsgruppe Berlin der Gesellschaft für Soziale Reform gehalten hat, und der demnächst in den Schriften dieser Ortsgruppe zum Druck gelangen wird, ist überzeugend dargelegt, daß alle Stadtentwicklung und damit alle Wohnungsreform von der Tracierung der die Städte durchschneidenden Fernbahnen abhängt, deren massiger und starrer Körper mit seinen Personen- und noch vielmehr mit seinen Güter- und Verschiebebahnhöfen ganze Stadtteile von der Entwicklung ausschließen oder auch sie in den Strudel eines ihnen vielleicht nicht einmal erwünschten Verkehrs hineinziehen kann, wie es die Umstände im einzelnen Falle gerade mit sich bringen. Und daß die Sorgen der Wohnungspflege bei der Legung oder gar bei der Verlegung einer Fernbahnlinie das entscheidende Wort nicht haben und garnicht haben können, das braucht nicht erst auseinandergesetzt zu werden.

Es sind dornige Aufgaben, vor denen der Zweckverband Groß-Berlin steht, und mit größter Spannung wird man allem folgen, was er zu ihrer Lösung tun wird.

Koloniale Rundschau.

Von Otto Jöhlinger.

Kolonial-Sozialismus.

Auf neutralem Boden fand kürzlich in Berlin eine koloniale **Redeschlacht** statt, an der mancher alte Afrikaner, der sich jahrelang vergeblich bemüht hat, den kolonialen Gedanken populär zu machen, seine Freude gehabt haben würde. Der Verein „**Frauenwohl**“ hatte zu der Redeschlacht Veranlassung gegeben, indem er den Sozialisten **Maurenbrecher** einen Vortrag über „die **sittlichen Grundlagen** der Kolonialpolitik“ halten ließ. Ein Thema, für das nicht nur Frauen, sondern eigentlich jeder Politiker ein Interesse haben muß. Der Abend war in zweifacher Hinsicht genußreich: sowohl der Redner selbst als auch die Diskussion waren etwas Außergewöhnliches. Maurenbrecher hat sich längst außerhalb seines eigentlichen Wirkungskreises und außerhalb der Sozialdemokratie einen Namen verschafft und seine „Hohenzollernlegende“ ist in weitesten Kreisen bekannt. Ebenso bekannt ist, daß er sich keiner großen Beliebtheit in der Sozialdemokratie selbst erfreut, bei der er, wie man dort sagt, nur eine „Gastrolle“ gibt. Er wird schon längst auf eine Stufe gestellt mit Georg Bernhard und Richard Calwer, also Leuten, die keine Genossen mehr sind, und er ist mit

Hildebrandt, der bereits auf der Proskriptionsliste steht, eng liiert. Wer noch daran gezweifelt hatte, dem wurden die Augen darüber geöffnet, als Maurenbrecher, der mehr ist als ein Revisionist, sein koloniales Glaubensbekenntnis entwickelte. Es deckt sich im großen und ganzen mit Hildebrandt und „bricht" völlig die „Mauer", die die Sozialdemokratie bisher von der Kolonialpolitik trennt. Schon Hildebrandt hatte vor einiger Zeit den Satz aufgestellt: „Europa könnte seine Bevölkerung nur auf einer viel tieferen Kulturstufe ernähren, wenn es nicht seit Jahrhunderten Kolonialpolitik betrieben hätte, und daher muß Deutschland positive Kolonialpolitik treiben." Maurenbrecher geht sogar noch weiter: der frühere Theologe leitet aus Gründen der Ethik die Pflicht (nicht nur das Recht) her, für die Kulturstaaten Kolonialpolitik zu treiben, und für ihn ist es ein Grundprinzip des Sozialismus, ja sogar eine erste sozialistische Aufgabe positiv zu kolonisieren. Denn — so sagt er — Sozialismus heißt die Vorsorge den kommenden Geschlechtern wirtschaftliche Güter zu möglichst niedrigen Preisen und in möglichst großen Mengen im voraus zu sichern. Das heißt also der Erde abzuringen, was auch nur, und sei es in den entferntesten Tropen, abgerungen werden kann. Ist solches — so fragt er dann weiter — aber ohne Kolonialpolitik möglich? Nein. Folgt, daß gerade der Sozialismus das größte Interesse an den Kolonien hat, sie zu fördern gezwungen ist. Dieser zwar logisch aufgebauten, aber mit der Ansicht aller Sozialdemokraten in völligem Widerspruch stehenden Feststellung folgte dann eine andere, die genau so neu wie interessant war: im Gegensatz zum Mutterlande ist in den Kolonien die deutsche Regierung — unsere Alldeutschen werden zittern, wenn sie es hören — sozialistisch! Was sagen da General von Liebert und Konsorten? Ein sozialistisches Regiment und dazu noch in deutscher Uniform! Unmöglich, werden viele denken, Maurenbrecher hat trotzdem auch hier nicht ganz unrecht. Gerade die Regierung ist in den Kolonien der Schutz der Eingeborenen, sie behütet sie, soweit möglich, vor Ausbeutung und Mißhandlung, unterbindet den Raubbau, unterhält Eingeborenenkommissare und Reservate, kurz sie tut alles, was im Sinne der Sozialisten als „sozialistisch" zu bezeichnen ist! Wir nannten's bisher nationale Aufgabe. — Schade daß die hohe Auffassung von der Kolonialpolitik als sittliche Forderung und Aufgabe bisher nur von zwei Männern in der sozialdemokratischen Partei getragen wird. Wäre sie, wie in England, Allgemeingut der Partei, die Stoßkraft der Gegner würde gewaltig abgeschwächt werden können. Aber es gibt immer noch zu viel Genossen, die, wenn sie das Wort Kolonien hören, sofort an — Nilpferdpeitsche denken.

Naturgemäß fehlte es auch in der Diskussion, die sich an Maurenbrechers Worte anschloß, an solchen „Scheuklappensozialisten" nicht und die Diskussion bot im

allgemeinen das Bild, das man in Berliner politischen Versammlungen gewöhnt ist: unreifes Geschwätz oder unangebrachte Moralprediger, die man nicht ernst nimmt. Aber mit zwei Ausnahmen konnte der Verein „Frauenwohl" aufwarten: Else Lüders und Kapitänleutnant Paasche, zwei entgegengesetzte Charaktere, aber beide höchst bemerkenswert. Else Lüders hat sich schon längst durch ihre sozialpolitische Tätigkeit einen Namen gemacht und Paasche jr. ist als Vorkämpfer gegen den Alkoholmißbrauch in den Tropen in Kolonialkreisen recht geschätzt. Fräulein Lüders vertrat den sehr vernünftigen Gedanken, daß Kolonialpolitik nicht mehr der Tummelplatz der Alldeutschen sein darf, sondern daß auch der Liberalismus hier wichtige Aufgaben zu lösen hat, ein Gedanke, der die Anerkennung aller Kolonialfreunde finden wird. Nicht nur liberale Männer, sondern auch liberale Frauen sollen sich mehr und mehr mit den kolonialen Fragen vertraut machen, nur dann wird unsere Kolonialpolitik wirklich populär werden. Vielleicht setzt Else Lüders den Gedanken in die Praxis um und fördert ihm in den ihr nahestehenden sozial tätigen Kreisen der liberalen Frauen neue Anhänger zu.

Besonders interessant waren aber die Worte des jungen Paasche, von dem man als Sohn des Geheimrates Paasche eine „warme Lanze" für unsere bisherige Kolonialpolitik erwartete. Aber nichts von alledem. Paasche jr. gebärdete sich noch sozialistischer als alle Vorredner. Er ließ den „Schrei nach der Wildnis" ertönen und beklagte die Kultivierung Afrikas, die Ausrottung des Tierbestandes und die Vernichtung der alten Eingeborenensitten. Dann gab er ein düsteres Bild von der schlechten Behandlung der afrikanischen Bevölkerung durch die Überseedeutschen, die im Eingeborenen nur das „Negerschwein" sehen, die die bisherigen Einwohner unterdrückten, ausrotteten und zur Arbeit zwingen, nur um das bißchen Sisal, Baumwolle oder Kaffee zu erlangen. Mit energischen Tönen verlangte er, daß sich die Regierung diesen Negerausbeutern entgegenstemmen und die Eingeborenen als das kostbarste Gut der Kolonien schützen solle.

Bei diesen Worten mußte ich etwas lächeln. Ich gedachte einer Zeit, da diese Frage im Reichstage eifrig debattiert wurde. Der Mann, der für den Schutz der Neger und gegen die Ausbeutung durch die Weißen eintrat, war damals Bernhard Dernburg und der Mann, der ihn dabei aufs schwerste bekämpfte und ihn antinational nannte, war — — Geheimrat Paasche, der Vater des Kapitänleutnant Paasche!

Nicht nur das Zentrum hat jetzt einen Fall Spahn. —

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

Wer dereinst die Geschichte unserer Gegenwartkultur schreibt, wird an der Erscheinung der Frau Bertha v. Suttner nicht vorübergehen dürfen, ohne ihres Wirkens mit

Respekt vor ihrem Wollen zu gedenken. Und wenn jemals die Größe eines Menschen an der Größe seiner Idee gemessen würde, und die Größe seiner Idee an der Größe der Opfer, die er dafür bringt, so muß diese merkwürdige Frau in die erste Reihe der Besten unserer Zeit gestellt werden. Der große Gedanke des Völkerfriedens, nicht als eine Utopie der Zukunft, sondern als eine praktische Forderung der Gegenwart — Bertha v. Suttner hat mit unermüdetem Eifer und allen Kräften ihrer Seele an den Möglichkeiten seiner Ausführbarkeit gearbeitet. Aber der Friedensgedanke allein füllt nicht ihr überaus reiches Leben. Aus jeder ihrer Dichtungen mehr gewinnt man den sicheren Eindruck, daß immer ein sozial-ethischer Gedanke es ist, der zum Träger oder doch zum Lichtgeber ihrer poetischen Absicht wird. Ihre neue Dichtung „Der Menschheit Hochgedanken" (Verlag der Friedenswarte, Berlin) bestätigt und vertieft diesen Eindruck. Das Leitmotiv der Dichtung: Fortschritt in jedem Sinn und auf jedem Gebiete, so des menschlichen Intellektes, wie der menschlichen Höhengesittung, sei die große Aufgabe unserer Zeit und Zeitgenossen, wird zart umrankt von einem Roman-Sujet. Aus dessen anmutigen Verflechtungen und Lösungen steigen die „Hochgedanken der Menschheit" auf, wie der begeisterte Sinn der Dichterin sie predigt: statt rohen Krieges überall segenfruchtender Frieden; statt müßiger Lebensgier, erkenntnisgeläuterte Lebenswertung und -Verwertung; für die Frauen: statt flackernder Oberflächlichkeit ernsthafte, gründliche Kenntnisse als Wurzelboden für eine sittlich erhöhende Lebensauffassung, die zu selbsteigner Weltanschauung sie leiten und in die Aufgaben des Weltfortschrittes einführen soll. Die neue Kultur-Ära der Lufteroberung wird ihr zum Symbol, so der höhenwärts strebenden Zielarbeit der Menschheit, wie der Bürgschaft für die dereinstige Erreichung dieser Ziele: die Verwirklichung alles dessen für Alle, was wir heut nur als „Hochgedanken" bei den Einzelnen, den Rufern und Weckern, den Führern und Lehrenden finden. Bestrickende Herzenswärme und leuchtend klare Gedankenarbeit, unaufdringliche Lebensweisheit zu höheren Potenzen gereift, werden hier in veredelte Formen gegossen, wie sie der Dichterin, der Denkerin, der Streiterin für „Der Menschheit Hochgedanken" vordem kaum je so reich und rein geglückt sind.

Auch Peter Rosegger, der Philosoph der Lebenstreue, verkündet in seiner neuesten Dichtung „Die beiden Hänse" (L. Staakmann, Leipzig) eine Lebensbotschaft, der ernsthaften Beachtung wert. Er lehrt zum ersten: ein Charakter erstehe für Lebensforderung nur aus einem vollkommen gebildeten Willen; auch: daß nur durch die Güte der Guten es in der Welt gut werden könne. Er lehrt zum zweiten: Wer auf der Scholle geboren, als ein in seinem Wesenskern Schollenhaftender, der dränge sich nicht in das herzversengende Welthasten der Großstadt, oder er kehre zur Scholle zurück, ehe seine Seele veräschert ist. Mit

jenem warm eingehenden Gemütston, bald Humor, jetzt Schalkheit und jetzt tiefe Nachdenklichkeit; mit jener Ergriffenheit, die von Anbeginn ihm eignet und glückt, wie kaum einem Anderen, schildert er die sehr ungleiche Art und Entwickelung zweier Schulkameraden. Beide aus steyerischen Gebirgsdörfern hervorgegangen, gelangt Hans, der Arzt und Freigeist, der in allem etwas bedeuten und Bedeutendes will, nach kurzem, glänzendem Aufstieg als Streber der Besitzgier, des Ehrengeizes und der skrupellosen Ichsucht an den Rand der Erbärmlichkeit. Bis ein äußerer Anstoß sein Gewissen aufrüttelt. Glänzende Carriere, Reichtum, vornehme Braut, Erfolge und Verbindungen — alles wirft er von sich. Durch die weite Heimat hin, der seine tiefgeheime Sehnsucht unter allem Weltprunk und Wissenschaftsprotzen ungestillt nachgegangen, sucht er sein geliebtes, unglückliches Mädchen, das er in Schande und Verlassenheit getrieben. Nach Jahren der finstern Selbstpeinigung findet er die schon Totgeglaubte mit ihrem Kind im Hause des Freundes . . . Hans, der Pfarrer, der lebensfremde Gottgetreue, hat in werktätig unbeholfener Menschenliebe die verlassene Mädchenmutter in sein Haus genommen und wird — wie üblich — um seiner Güte und tiefen, weltunverstehenden Reinheit willen gekreuzigt. Eine Strafversetzung trägt ihn auf die armseligste Pfründe in die rauheste Bergeinöde, wo nur noch, was ewig groß ist, seine arme, heimgesuchte Seele schrecken oder entzücken kann; wo der Menschen erdrückendes Leid zu lindern, seine echte Seelsorge geworden ist . . Rosegger will sicher nicht für Kirche und Dogma propagandieren. Eher erweisen, daß der Mensch, auch der Hochgemute, ohne Gottinhalt auch keinen Lebensinhalt gewinnen könne. Der Rosegger von heut hat, sieht man genauer hin, mit seinem Polemisieren in der Dichtung, wie mit seiner erzählerischen Form jenen traulichen Ton der Ursprünglichkeit nicht bewahrt, in dem seine früheren Dichtungen sozusagen lebensunmittelbar seinem Gemüt entquollen sind. Ob die höhere Außenkultur seines weltmännisch gewordenen Vortrages dafür entschädigen kann? Das ist Sache des persönlichen Geschmackes. Aber ich glaube fest und getreu, daß für jeden Geschmack „Der Waldschulmeister“ Roseggers beste und edelste Dichtung bleiben wird. Noch eines entzückenden Buches des glücklichen Poeten möchte ich rühmend erwähnen: „Das Buch von den Kleinen“, mit seinem unbeschwerlich interessanten Inhalt: Schildereien, Silhouetten, Beobachtungen aus dem Leben seiner Kinder und Enkel. Lebfrisch, herzwarm, goldig, glückhaft und wieder so versonnen klug und nachdenklich! Dichterseele — Kinderseele! Ein liebes Buch. Ein Erziehungsbuch! Wo man an Kinderlachen sich erfreut, wo man der Kindentwickelung nachlauscht, sollten derlei Bücher eine Heimstätte haben. . . .

Zuletzt noch von einem ganz „Besonderen“, der stark dem Augenblick sein Leben abverlangt, um es groß für die Zeit zu gestalten: Karl Schönherr, der Dichter der Dramen: „Erde“ und „Glaube und Heimat“

Über diese beiden viel umstrittenen, noch mehr umworbenen Heimatbilder des steyerischen Weltverkünders heute noch etwas irgendwie Neues sagen zu wollen, hieße: dem Lichte eine Fackel anzünden. Ihr soziales Verdienst und ihre dichterische Bedeutung bedürfen keines Heroldes mehr. Aber auch nicht von Bekanntem, sondern von einer neuen, soeben in Buchform erschienenen Dichtung „Die Bildschnitzer" (Verlag von L. Staakmann-Leipzig) möchte ich sprechen: ein dialogisierter „Zusammenbruch", dessen Tragik zwischen den Polen des Menschenverhängnisses oszilliert: hungernde Glücksehnsucht und fiebernde Schuld. Mit jener herzwarm formenden Kraft, deren Wesen Schönheit ist, deren große Geste niemals zur Pose wird, enthüllt in wenigen, umrißklaren Linien der Dichter hier dreier Menschen Zerstörnis, herbeigeführt um zweier frierender Kinderfüßchen willen: der Bildschnitzer Friedli, in tiefer Armut und glückscheinender Ehe lebend, hat sich in übereifriger Arbeit eine Blutvergiftung zugezogen, und wenn er sein Leben retten will, muß er seine rechte Hand hingeben. Zu derselben Stunde, da der Arzt ihn ins Krankenhaus holt, entdeckt der Geschlagene, daß sein über alles geliebtes, seelenstarkes Weib und sein über alles getreuer Freund, der Bildschnitzer Gebhard, ihn betrügen, sein Vertrauen verraten — vielleicht, ja sicher von Anbeginn ihn betrogen, ihn verraten haben! In seiner jählings verfinsterten Seele zu Tode getroffen, verweigert er die gebotene Heilung anzunehmen und erwartet wortlos sein Ende. Mit haarscharf abständiger Sonderung deckt eine sicher spürende Psychologie das Empfindungsleben der Handelnden auf. Mit der engschichtigen Verdichtung der Bühnenerfordernis geht alles knapp gefaßte Geschehen, wohlgefügt und folgenfest, vorüber. Zudem eine Dialogführung, deren geschliffene Fazettenfeinheit die Charaktere der Menschen von allen Wesensseiten beleuchtet. Eine prächtige Arbeit! Fast noch höher aber möchte ich einen Band Skizzen stellen „Aus meinem Werkbuch". Bilder aus dem werklichen Alltagsleben um ihn her. Und er sieht alles, wie eben ein Dichter sieht: mit den Augen des Schöpfers, mit der Seele, die zum Körper seiner Sinne geworden ist. Seine Schilderungen hier sind Meister-Miniaturen, nicht nur der konsequenten Bildnistreue, sondern vor allem der psychologischen Durchsichtigkeit — schlicht und selbstverständlich, wie das Leben selbst. Überall gleich aber bleibt ihm seine Physiognomie der Persönlichkeit, in den Habitus der Volksart erweitert. Man weiß nicht, wie er diese traumsicher schreitende Meisterlichkeit erworben hat; man staunt nur darüber, wie er sie verwaltet. Da sind ein paar Skizzen: „Schnauzl" — der Opfertod eines hungernden Hundes für seines hungernden Brotherrn hungernde Kinder; oder „Die Hoffnung der Mutter" — ein hundertjähriges Weiberl, das noch immer hofft, seinem 70 jährigen „Bua" das Trinken abzuerziehen, wenn er nur erst in die Jahre kommt! Dann „Tiroler Bauern von 1809" — eine Kampfszene von atemraubend andrängender Kraft; auch „Der

Hirt“ u. a. m. Das geht einem gradaus ans Herz.

In Österreichs Kronländern erlebt zur Stunde die Literatur einen hastig sprossenden Lenz, der seine Blütenfülle verheißungsvoll an Licht und Leben drängt. Unmöglich, all das Werdefrohe auch nur zu registrieren. Beachtung verdiente vieles — an dieser Stelle Erwähnung finden kann das Wenigste nur. Aber es ergibt sich doch wohl auch dazu bald wieder die Gelegenheit — quod Deus bene vertat.

Musikalische Rundschau.

Von Walter Dahms.

Berliner Oper. Das Berliner Opernleben bewegt sich in gleichförmigen Bahnen ohne aufregende Schwankungen und Erschütterungen. Die Königliche Oper übt eine Zurückhaltung neuen Werken gegenüber, die man nicht oft genug beklagen kann. Bleibt doch damit der zeitgenössischen deutschen Produktion eine Aufführungsmöglichkeit verschlossen, die den Mitteln nach erstrangig genannt werden muß. Zum Überfluß verliert man im Knobelsdorff-Hause auch noch den Generalmusikdirektor Dr Carl Muck an Amerika und tauscht dagegen den Hofkapellmeister Emil Paur ein. Ob die Wahl glücklich war, wird sich ja bald zeigen. — Neben der Hofoper kommt nur noch die neue Kurfürstenoper als künstlerisch leistungsfähiges Institut in Frage. Direktor Moris bemüht sich, sein Repertoire interessant und modern zu gestalten. Er scheint die Tradition der Gregor'schen Regie-Oper (lies: Ausstattungs-Oper) weiterführen zu wollen. Anders ist die Wahl eines musikalisch und textlich gleich tiefstehenden Machwerkes wie „Quo vadis?“ von Nouguès nicht zu erklären. Wenn Herr Moris ein Operntheater mit Erfolg leiten will, wird er auch den Kapellmeister bei der Annahme von Werken um Rat fragen müssen. Andernfalls bleibt sein Suchen nach Novitäten nur ein Glücksspiel. —

Berliner Konzerte. An der Spitze der großen Konzertunternehmungen stehen nach wie vor die Sinfonie-Abende der Königlichen Kapelle im Opernhaus. Die Zuhörerschaft ist hier sehr exklusiv und zum größten Teil wirklich musikliebend. Weniger exklusiv sind die Programme, seitdem Richard Strauß den Taktstock führt. Er berücksichtigt in erster Linie seine eigenen Kompositionen und die seiner Münchener Freunde. Die Klassiker dürfen natürlich an diesem Ort nicht fehlen. Leider scheint man Sinfonikern wie Brahms und Bruckner keinen gebührenden Platz einräumen zu wollen. Von den letzten Novitäten ist Hauseggers „Natursinfonie“ zu erwähnen, die eine schroffe Ablehnung erfuhr. Richard Strauß rächte sich dafür an dem Publikum dadurch, daß er es beim Kaisermarsch von Wagner aufstehen ließ. Beides, das Zischen wie das Aufstehenlassen, war nicht am Platze.

Von anderen großen Orchesterkonzerten hielten sich die Nickisch-Konzerte ziemlich frei von Neuheiten. Oskar Fried, der die Konzerte der Gesellschaft der Musikfreunde dirigiert, tritt für die Hypermodernen ein. Er widmete dem Komponisten Busoni einen ganzen Abend, ohne

jedoch von dem schöpferischen Talent des berühmten Pianisten überzeugen zu können. Siegmund von Hausegger steht an der Spitze der großen Sinfoniekonzerte des aufstrebenden Blüthner-Orchesters. Er ist als Dirigent der besten einer, tritt mit Nachdruck für Bruckner ein und erwirbt sich dadurch viele Freunde. Der jungmünchener Komponisten-Schule gegenüber (der er ja auch angehört) verliert er jedoch alle Objektivität und führt viel Minderwertiges auf. Ruhepunkte in dem nervös hastenden Musikleben Berlins sind die Orchesterkonzerte alter Musik, die der New-Yorker Dirigent Sam Franko veranstaltet. Sein Publikum wird immer größer.

An Solisten-Konzerten ist kein Mangel. Die Fülle der Veranstaltungen ist eine derartige, daß große Künstler oft einen halbleeren Saal vorfinden. Es gab interessante Ereignisse, so das einmalige Auftreten Eugen d'Alberts in der Philharmonie. Daß der Großmeister des Klavierspiels einmal die Notenfeder aus der Hand legte und am Flügel Platz nahm, dankte ihm nicht nur ein begeisterungstrunkenes Publikum mit beispiellosen Ovationen, sondern auch das Philharmonische Orchester, dessen Unterstützungsfonds er den Ertrag des Konzertes (9000 Mark) überwies. Ein Nachfolger scheint ihm in dem 18 jährigen Ernst von Lengyel zu erstehen. Dieser Jüngling leistet, kurz gesagt, Geniales. Von den anderen, die die Tasten drückten, muß man noch Gabrilowitsch, Kreutzer, Hambourg, Friedberg und Frieda Kwast-Hodapp nennen. —

Auch unter den Geigern blieb die Sensation nicht aus. Sie kam in der Person des 11 jährigen Sigmund Feuermann aus Wien, bei dessen Wiedergabe des Brahms-Konzertes man aus dem Staunen nicht herauskam. Er stellt alles, was sich Wunderknabe nennt, in den Schatten. Aber auch die Großen zeigten sich: Ysaye, Serato, Kreisler, Flesch und dann die vielen anderen zweiten bis siebenten Ranges.

In der Kammermusik erobert sich das Sevcik-Quartett aus Prag eine immer festere Position. Es spielt ebenso temperamentvoll wie die berühmten „Böhmen", aber viel klangschöner. Von einheimischen Ensembles können ihm nur das Heß- und das Klingler-Quartett die Spitze bieten. — Gesungen wurde im großen ganzen recht mittelmäßig. Ein paar berühmte Namen, wie Meschaert, Julia Culp, Myz-Gmeiner füllen den Saal. Die vielen anderen haben das Nachsehen. — Noch weniger aufregend war, was an neuen Kompositionen geboten wurde. Einzig in Julius Weißmann scheint ein Lyriker ersten Ranges zu stecken, von dem man noch einmal sprechen wird.

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank (Ulrich Frank).

Die diesmalige Rundschau hätte vielleicht richtiger einer der Herren Kollegen von der Sozial- oder Handelspolitik, von Industrie, Handwerk, Kunst und Kunstgewerbe schreiben sollen. Objektiv! Nicht so ganz erfüllt von Freude und Genugtuung, wie ich es bin. Ich glaube, wir wären besser fortgekommen, wenn das Gerechtig-

keitsgefühl einer, durch keinerlei Erwägungen beeinträchtigten Anerkennung von „unserer Ausstellung: die Frau in Haus und Beruf" und „unserem Kongresse" — so bezeichnet sie heute jede Frau in Berlin — berichtet hätte. Die Bescheidenheit, die allerdings als die feinste Blüte des Selbstgefühls und des Erfolges anzusprechen ist, verbietet einer Künderin dieser Frauentage allzu laut und vernehmlich von diesem Markstein der Frauenbewegung zu sprechen. Und doch! Wer wollte den Enthusiasmus tadeln, mit dem von ihnen gesprochen wird? Wer wollte, nicht verstehend, die Superlative, die die Berichte schmücken, als überflüssig oder gar ungehörig bezeichnen? Siege werden nie mit vornehmer Zurückhaltung gefeiert, daher der Ausdruck: „Siegesgeschrei." Und ein Sieg war es über Vorurteile, Kleinlichkeit und Engherzigkeit, dem ein stolzes Denkmal errichtet wurde mit dieser Ausstellung. Dem Fleiß, der Ausdauer, der Gewissenhaftigkeit, Korrektheit und dem Verständnis, mit dem dieses Werk ausgeführt wurde, mußte sich der Enthusiasmus gesellen, um es zu vollenden. Er war das Ferment, das die Willenskraft durchdrang und antrieb, die Hoffnung stärkte, den Glauben erfüllte, und darum ist er zu begrüßen, wo immer er uns in diesen Tagen begegnete, auch auf den Abwegen kleiner Eitelkeiten und Überstiegenheiten, niemals begreiflicher und verzeihlicher als in diesem Falle. Vom Sachlichen, Präzisen, Klugen und ausgezeichnet Organisatorischen gibt es des Rühmlichen und Positiven genug aufzuzählen, und gern wende ich mich mit meinen Eindrücken diesen Betrachtungen zu.

Die Eröffnung der Ausstellung in Gegenwart der Kaiserin vollzog sich mit einem Festesglanz und einer Feierlichkeit, die das interessante Ereignis würdig inaugurierten. Und die überreich geschmückten Hallen boten einen entzückenden Anblick, in deren, im ersten Moment, beinahe verwirrender Schönheitsfülle man sich doch bald orientierte, dank der vorzüglichen, übersichtlichen Anordnung des Ganzen. Aus der stupenden Masse der Einzelheiten ergab sich ein methodisch arrangiertes Bild, das zu schönster Harmonie und Einheitlichkeit sich gestaltete. Wohin immer das Auge sich wendete, überall ein Ineinanderwirken von künstlerischem Geschmack und sachkundiger, planvoller Ausführung. In prächtigem Rahmen ein Aufrollen gediegener, tüchtiger Arbeit. Nach dem Prinzip: „und fügten zum Guten den Glanz und den Schimmer und ruhten nimmer", haben die Frauen ihre Ausstellung errichtet; so der Mannigfaltigkeit der Ausstellungsobjekte die weiche Grazie einer Ästhetik verliehen, die man leicht mit dem Ausdruck: weiblich bespöttelt. Sei es zugegeben! Es ist jedenfalls das einzig weibliche, was dieser Ausstellung anhaftet, was ihr wohl einen verräterischen Zug ihres Ursprungs aufdrücken kann. Aber wahrlich nicht zu ihrem Schaden, denn wo Kraft und Zartheit sich zusammenschließen, gibt es einen guten Klang, und dieser Klang durchzieht die weiten Hallen und Emporen, erfüllt sie mit Freudigkeit und Schaffenslust, und weckt

einen vollen Widerhall in den Herzen der Beschauer. Mag nörgelnde Scheelsucht vielleicht denken, Blumen, nichts als Blumen, zu viel Blumen, so vergesse man nicht, daß diese der wundervollen Gartenkunst der Frauen ihr duftschweres, farbenreiches Dasein danken, daß sie im übrigen die große Linie nicht beeinträchtigen, die diese Ausstellung aufweist, und daß sie der Teil des Arrangements sind, der den malerisch-heiteren Hintergrund des Gesamtbildes darstellt. Sonst ist alles seriös bis ins letzte, was da zu erschauen, zu bewundern, zu studieren ist. Es würde schwer sein, in dem beschränkten Raum, der dieser Rundschau zur Verfügung steht, ein ins Detail ausgeführtes Bild der Ausstellung zu geben. Aber was sie in sich schließt, was sie erstrebt und was sie lehrt, sei in Kürze hier zusammengefaßt. Hervorheben möchte ich in erster Reihe, daß die im zweiten Januarheft von „Nord und Süd" bereits erwähnten, damals erst im Werden begriffenen, aber programmatisch bereits festgestellten Ausstellungsanlagen, Baulichkeiten, die Architektur der Innenausstattung, die Stände und Repräsentationsräume, bis ins Kleinste und Genaueste ausgeführt wurden. Mit einer Gewissenhaftigkeit, Sicherheit und Arbeitspräzision, die des höchsten Lobes wert sind. Nicht Ankündigungen und Anpreisungen auf dem geduldigen Papier blieben die in Aussicht gestellten Sehenswürdigkeiten, sondern Tatsachen waren sie am Eröffnungstage, vollendet bis zum letzten Hammerschlag, geschmückt und dekoriert. Empfangsbereit der Gäste harrend, wie eine gewandte, repräsentative Hausfrau, öffnete die Ausstellung ihre Tore pünktlich und fertig. Und die Gäste kamen in hellen Scharen und kommen Tag um Tag, und freuen sich des schönen Anblicks und preisen die Frauen, die das Werk zustande gebracht. Es gebührt von ihnen der Gräfin Helene Harrach, Frau Hedwig Heyl, Frau Ellen von Siemens, Frau Emilie Mosse, Frau Fia Wille, Frau Oppler-Legeband, Fräulein Dr. Alice Salomon und Frau Anna Plothow besondere Erwähnung. Und hilfreich, umsichtig und allzeit bereit standen ihnen die übrigen Mitglieder des Deutschen Lyceum-Klubs zur Seite. So nur konnte dieses Unternehmen gedeihen, das als ein Unikum in der Geschichte des Ausstellungswesens dasteht.

Auch sonst unterscheidet diese Ausstellung sich in mancher Hinsicht wesentlich von dem, was man bisher im allgemeinen zu sehen gewohnt war. Nicht etwa, daß die Werte des Gebotenen höher einzuschätzen sind, als was moderne Technik, Erfahrung und Vervollkommnung auf allen Arbeitsgebieten bereits geschaffen hat. Aber daß die Fülle der Darbietungen, und ihre ausgezeichnete Gruppierung, lediglich Frauenarbeit ist, und daß diese Frauenarbeit so mächtig und ihre Ausbreitung und Verzweigung in unserm gesamten Kulturleben so weitreichend sich darstellt, ist ein Novum, von so überraschender Wirklichkeit, wie es die große Öffentlichkeit wohl nicht erwartete. Dabei darf man nicht aus dem Auge verlieren, daß die Frauenbewegung kaum vier Dezennien durchmißt, und es Wunders

genug ist, daß sie heute alles leistet und erfaßt, was in den Jahrhunderten geworden, ihr aber verschlossen geblieben war. Die großen schöpferischen Taten werden, oder können sich jedenfalls, auf dem so vorbereiteten Boden noch entwickeln. Zu hoffen ist es! Zunächst schon hat die Ausstellung sich frei gemacht von aller und jeder Zusammenwürflung. Klar und rhythmisch ist der Gesamteindruck. Beide Hallen, jede für sich bis ins Kleinste in der Architektur der Aufbauten, in den Farbenwirkungen und in der Gruppierung der Ausstellungsgegenstände nach einem festen Plan ausgestaltet, der mit straffer Energie durchgeführt ist, von den künstlerischen Leiterinnen. Die wuchtige Apsisausmalung Ida Stroevers über der Bühne der Halle I und der farbensatte Ladenaufbau auf ihr mit der glanzvollen Wirkung der Gasbeleuchtung, einem Werk der Dekorationskunst Elisabeth von Hahns, sind wohl mit das prächtigste Bild, das man in den Ausstellungshallen je gesehen hat. Diese Wirkung setzt sich fort in dem großen Empfangsprunkzelt des Deutschen Lyceum-Klubs und den darin aufgebauten Schätzen, die von Sammlerinnen in die Ausstellung gegeben wurden. Wir nennen unter ihnen eine einzig dastehende, aus der Familie Rothschild stammende Fingerhutsammlung. Dort steht auch der Perlenschmuck im Werte von 30 000 Mark, der den Hauptgewinn der Ausstellungslotterie bildet. Es leitet das über zu der umfangreichen Darstellung aller Zweige des Kunstgewerbes, in denen der feine Geschmack der Frau naturgemäß besonders glückliche Betätigung gefunden hat. — Darüber, im ersten Stock, hat die Protektorin des Lyceum-Klubs, Carmen Sylva, Königin von Rumänien, zahlreiche, mit eigener Hand gefertigte Kostbarkeiten zur Ausstellung gebracht. Es schließen sich rechts und links an die ernsten Zweige der weiblichen Tätigkeit: Erziehung und Unterricht, Frauenstudium, Vaterländischer Frauenverein und Rotes Kreuz — während die organisierte Krankenpflege in der Vorhalle des Erdgeschosses Platz gefunden hat — und ein Überblick über die Frau auf der Reise, die Deutsche im Ausland und die Ausländerin in Deutschland. In den angrenzenden Räumen führt sich, und zwar auch kinematographisch, die Bühnenkünstlerin vor, während eine retrospektive Abteilung den großen Frauen der Vergangenheit den ihnen gebührenden Tribut zollt. — Schreitet man in das Erdgeschoß der Halle II, so begrüßen den Beschauer Palmen und überhaupt die Gaben unserer Kolonien von den Edelsteinen Süd-West-Afrikas herab bis zu den kleinsten Gegenständen in den Wohnstätten, wie sie für das koloniale Leben der Frau charakteristisch sind. Eingefaßt wird diese Gruppe von den deutschen Gärtnerinnen, während sich nach der Mitte der Halle zu das Jugendheim anschließt, dem Darstellungen der Frauentätigkeit in der Landwirtschaft folgen. Rechts und links herrscht die Hauswirtschaft in allen ihren Ausgestaltungen vom Arbeiterhaus bis zur Großküche. Auf den Galerien schließen sich die Gruppen: die Frau in Industrie

und Handwerk, die Frau in der sozialen Arbeit, die Frau als bildende Künstlerin, an. Überall Sehenswertes, vielfach Ausgezeichnetes darbietend. Und trotz alledem keine Überheblichkeit, kein hochmütiges Selbstgefühl. Stille, innige Freude sieht man auf den Gesichtern der gereiften, bedächtigen Frauen, Frohsinn auf denen der frischen, hübschen jungen Mädchen, die zum Bau gehören. Diesem Monumentalbau deutscher Frauenarbeit, von der eine ihrer bewährtesten, tüchtigsten Stützen, Frau Anna Plothow, sagt: „Die mündig gewordene Frau löst sich in ihrer Arbeit, in ihrem Streben langsam von der Nachahmung des Mannes los und folgt, aufmerksam in sich hineinlauschend, mehr und mehr den Intentionen ihres eigenen Wesens. Der Rausch des Schaffens kommt über sie, und im beglückenden Gefühl der eigenen jungen Kraft stürmt sie zuweilen sogar übers Ziel hinaus. Dabei hat sie aber gelernt, die alten, kostbaren Lebenswerte: Mutterschaft, hausfrauliches Wirken, Jugenderziehung und -Fürsorge, soziale Arbeit in Gemeinde und Staat vertiefter zu erfassen, sie in neuem Lichte zu sehen und neue Pflichten daraus herzuleiten . . . Die Frau will in die Höhe!" Von diesem Gesichtspunkt aus wäre ihr wahrlich zu gönnen, daß fortan der Aufstieg ihr nicht mehr erschwert werde.

Wirtschaftliche Rundschau.

Die Revue der Bankabschlüsse ist zum großen Teil vorübergezogen, und die Kritik des Bankjahres 1911 steht bereits jetzt, unbeschadet einiger neuer Züge, die durch die Bilanzen der Deutschen Bank und der Dresdener Bank noch in das den Grundrissen nach fertige Bild hineingetragen werden können, im großen und ganzen fest. Mäßigen Mehrgewinnen an Zinsen und Provisionen stehen fast durchweg geschmälerte Effekten- und Konsortialgewinne gegenüber. Das politisch unruhige zweite Halbjahr 1911 hat bewirkt, daß auf dem Gebiete des Effektengeschäfts nicht alle Blütenträume reiften, und auch — als die Wolken vom politischen Himmel verschwunden waren — wollte sich das unterbrochene Wachstum nicht in der von vielen erwarteten Weise fortsetzen. „In der Börse ist kein Zug mehr", so sagten die Philosophen an der Burgstraße, und als untrügliches Symptom für die innere Verfassung der Börse war es zu betrachten, daß junge Aktien und Bezugsrechte die Tendenz in den einzelnen Papieren nicht mehr nach oben richteten wie in Zeiten, in denen die Börse „in sich fest war", sondern im Gegenteil auf die Kurse drückten. Der Markt zeigte sich nicht mehr als aufnahmefähig für neue Papiere, und die Börse wurde Kapitalserhöhungen gegenüber in fast allen Fällen nervös, in den Fällen, wo sie Verwässerungen witterte, sogar überkritisch. Die Aktien der Julius Berger Tiefbau-Gesellschaft, der Deutschen Erdöl Akt.-Ges., der Linke Waggonfabrik, der Bergmann-Elektrizitätswerke mußten so in scharfem Tempo den Abmarsch nach unten antreten, ohne daß allerdings die verminderte Kauflust des Publikums für industrielle

Aktien die geringe Vorliebe für staatliche oder kommunale Rentenwerte vermehrt hätte.

Die rückgängigen Börsenkurse und die Minderproduktion an industriellen Wertpapieren sind — wie schon oben gesagt — an den Effekten- und Konsortialgewinnen der Banken nicht spurlos vorübergegangen, und nur die stetige, wenn auch durchaus nicht außergewöhnliche Zunahme des regulären Geschäfts vermochte die Ausfälle auszugleichen. Dividendenerhöhungen haben die Berliner Großbanken bis auf die Berliner Handelsgesellschaft, die zwar die vorjährige auf die Verbindung mit der „Niederdeutschen Bank" zurückzuführende Schlappe überwunden, aber über das Resultat des Jahres 1909 kaum hinausgekommen war, nicht vorgenommen. Eine Anzahl von Provinzbanken, so die Rheinische Bank, die Mittelrheinische Bank, die Osnabrücker Bank, die Bergisch-Märkische Bank, die Westdeutsche Bank, der Chemnitzer Bankverein, die Rostocker Bank mußten ihre Dividenden zum Teil erheblich verringern. Der Grund lag fast nirgends in einem Rückgang des normalen Geschäfts, sondern fast überall an besonderen Verlusten, an abschreibungsbedürftigen Beteiligungen usw.

Waren die Herde derartiger Verlustfälle fast durchweg lokal begrenzt, so führten doch die Gründe des Dividendenrückganges bei einem dieser Institute, der Bergisch-Märkischen Bank, mitten hinein in den zentralen Krankheitsherd im deutschen Wirtschaftsleben, in ein wirr verschlungenes Konglomerat von Finanzunternehmungen und Finanzgeschäften, das gewöhnlich unter dem Namen Fürstentrust bezeichnet wird. Verschachtelung und Verschiebung ist das Charakteristikum der Finanzmethoden dieses Konzerns, der ein Unternehmen fruchtbar und wertvoll zu machen glaubte, wenn er es auf einem komplizierten Gerüst von Trägern und Balken balancieren ließ. Eine Zeitlang hielt dieses Gerüst trotz der wenig tragfähigen Grundlagen stand, und es fand noch dadurch einen gewissen Halt, daß es sich an ein so starkes, ja granitenes Gebäude wie die Deutsche Bank anlehnen durfte. Herr Fürstenberg von der Berliner Handelsgesellschaft, der die Haltlosigkeit dieses Systems und die Gefährlichkeit dieser Methoden rechtzeitig erkannte, ließ sich schon vor einem Jahre mit Vergnügen ausschiffen und steckte die Blamage des angeblich Hinausgeworfenen gern ein, da ihm doch die Deutsche Bank seine gefährlichen Risiken bis auf den letzten Rest abnahm. Als ein wohlmeinender Vermittler sich ihm erbot, „die Sache mit dem Fürstentrust wieder einzurenken", fragte er ihn witzig, ob er schon einmal jemanden gesehen habe, der sich den soeben herausgeschnittenen Blinddarm wieder einsetzen lasse. Was damals vielen als verärgerte Witzelei erschien, hat sich nunmehr als weitsichtige und überlegene Weisheit erwiesen. Herr Fürstenberg kann über den Kursrückgang der Hohenlohe-Aktien kaltlächelnd zur Tagesordnung übergehen, aber die Deutsche Bank und ihre Tochtergesellschaft, die Bergisch-Märkische Bank vermögen ihre Beteiligung an der Berliner Terrain- und Baugesellschaft, dem zusammengebrochenen Hauptunternehmen der

Fürsten Fürstenberg und Hohenlohe, nur zu liquidieren, indem sie Verluste von zusammen 12 Millionen Mark in ihre Bilanzen einstellen. Sie müssen sich von den fürstlichen Vertrauensleuten noch dazu sagen lassen, daß diese Opfer von 12 Millionen Mark noch zu niedrige seien und daß man mit Fug und Recht von der Deutschen Bank noch größere Konzessionen fordern könne.

Einen großen Erfolg kann die Presse, die öffentliche Meinung in dieser Angelegenheit auf ihr Konto buchen. Unter der Wucht der öffentlichen Anklagen mußten die beiden beteiligten Hauptgruppen sich dazu bequemen, den größten Teil der Opfer auf ihre Schultern zu nehmen. Die Gruppe der Deutschen Bank hat erheblich zur Sanierung des Boswau & Knauerschen Engagements der Berliner Terrain- und Baugesellschaft beigetragen, die Fürstengruppe hat sich bereit erklärt, die Gesellschaft von dem zweiten Schmarotzer, den Wolff Wertheim'schen Kaufhäusern, zu befreien. Die relativ geringe Zahl der unabhängigen Aktionäre, die allerdings bei der Gesellschaft nie etwas mitzusprechen hatten und nur sehr ungenügend orientiert wurden, werden allem Anschein nach mit geringem Opfer oder überhaupt ohne Opfer abkommen.

Horatio.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Sinnreich, Wien IX, Mosergasse 3; — für die Herausgabe: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Carl Krause in Tempelhof-Berlin. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

3
^
Ul>«n?
l-ins l^albmonatsLcliM, nsl'auLßSßsoßn von
?2Ul l.!Nll2U. 2ur Hintünrunz, Lriet an den neuen Nerau5zeder.
pnlf«880l' Dr. l.uo'wlll. 8tsin: Kulturpolitik.
x»s> XÜ2X fijf8t l.iel«nov,8l(>: 0er VVanlli2Mnt.
Lei». iU8t«s2t Prof. l)s. Nl0888»". Der Nan5Hbun6 Nil 6everbe. Nan^el
und In6u5trie.
lls. ?2Ul l<2tN3N'. Oer letxte Xadinet5llriess. "
txlelleni l)r. Lel'NN2l'll llosnbul'ss: 5ta2t«. und! WirtzcnHttzHulßilben UN
neuen Xonßo.
P»'0fe830l' Norm2nn V2mbil^: 025 unMclclicne ?er»ien.
Ken. Ns8lerun88l'zlt Prof. llr. ^uliu8 Wolf: Die T'euerunF.
Ls3.f /Ubort /^pponvi: Internationale liecntzbiläunß.
Lel,. NoglS»'UNN8s'2t Prof. llr. Wilhelm l)3tV2lll'. Das Cenin, 6er Welt.
l's0sS880l' Dl-. ^lfs«l l(l2lll". I^uä^viz ?iet3cn. ein I^aenrut (mit Lilänig).
l.Ull^»8 s«lll8. 3eelenKunäe (Ceäient).
llzkes von 8oniM«: liicntet nicnt . . . Line Lr23nlunß 2U3 <ien «erßen.
36. ^2^s32Nß
1912
1. ^2NU2s^Stt
»j

i. Januarheft 1912.

Inhalt.

Paul Lindau'
Zu» Einfühlung, Brief an den neuen Herausgebe» 5
Professor Di Ludwig Stein
Kulturpolitik 9
Karl Mar Fürst LichnonKky
Der Wahllampf 1?
Geh. Iustizrat Professor vr Messer
De» Hausabund für Gewerbe, Handel und Industrie 23
Dl Paul Nathan
Der letzte Kabinetslrieg' 29
Dt Bernhard Dernburg
Staats: und Wirtschaftsaufgaben im neuen Kongo 3?
Professor Hermann Vambsry
Dus unglückliche Persien 53
Gel). Regierungsrat Prof. vi Iulius Wolf
Die Teuerung und ihre Ursachen 51
Graf Albert Äpponni
Internationale Rechtsbildung 56
Geh. Regierungsrat Prof. vi Wilhelm Ostwald
. Das Gehirn der Welt 63
Professor Nr Alfred Klaar
Ludwig Pietsch, Ein Nachruf (mit Bildnis) 6?
Ludwig Fulda
Seelemunde (Gedicht) ?3
O<kar von Schütte
Richtet nicht . . . Eine Erzählung ans den Berg«» 75
Mundschau
PoNäsche Rundschau (Dr. E. Mühling) «1
Sozialpolitische Rundschau (Dr. Franz Oppenheim«) li«
Koloniale Rundschau (Otto Iöhlinger) »»
Philosophische Rundschau (Professor vr. Ludwig Stein) 90
Geisteswissenschaftliche Rundschau (derselbe) 94
Naturwissenschaftliche Rundschau (Dr. Adolf Koelsch) 98
Literarische Rundschau (Friedrich Stein—Berlin) 502
Kunst-Rundsckau (Prof. Dr. Hans Mackowily) 106
Theater-Rundschau (Otto Neumannchofer) «0
Vlusil-Rundlchau (Mar Marschall) 1«
Gesellschaftliche Rundschau (Walter Turszinsly) 1t?
FrauenHtundschau (Ulla Wolff-Franl) 120
Finanzielle Rundschau (von Boreas) 122

„ül»r» und LUV ei<che<nt am l. »»t, IV lede» Monot».
P«!» pr» Q!mrt<ll <« b^te) K Mn». «!n^lhefte i M«iK.
«lle «uchh<mdl!!ngen u»» P»st««!t<>Uen neh«ln >ed«,elt VeItell»n«n> «Nl,
Xlleln!ze In»«s»ten ^m»l,m«l Annoncen l5»pe6Nlon ltn«loll 5»o««.
Lsrlln 8Vl,, »s»Ä«,,i. VW ». »>!., vrs»!«!,, I>ll.,zeI«<,rl, fV»n«!irt ». Il-N»i»b!ii», ^elpil«,
U»l«»b,lr3, ll,^nnb«Im, «Ui»H«», Ullrnk«!-?, r««. »tüttMrt, V!en, 2!u1e!>. «n^Oe»,»p«l», pr» <s wm
dreIte 2e!!e Olusoll ll»»»e'« ll«rm»I.2e!Ieiune»«« llo. d> 70 ?l.

Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Hundertvierzigster Band
z6. Jahrgang : 1912 : Ianuar-Marz
Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G.
Berlin * Breslau * Leipzig
Lüh<n»»ler 5». ,<k. F, V!e!nack«.
Wien Budapest
» « b. Mohr. Vell«,».«»nmM.»«»chh»nI!l>mg. «1111 'Iche ». K, Hofbuchhandlunz

Inhalt des 140. Bandes:
Ianuar/Februar/Marz 1912

Seite
Abdel Gawad-Schumacher, Dorothea: Türkische Feldpost aus Tripolis 17',
Apponyi, Graf Albert: Internationale Rechtsbildung 56
Arrhenius, Professor Svante: Das Milchstraßensystem. (Mit 1 Tafel) . . 180
Auerbach, Rudolph Verchold: Verthold Auerbach. Zum 100. Geburtstag . 540
Babillotte, Arthur: Felir Dahn ,^ 204
„ „ Hennan Bang 442
B e rn stein, Cduard, M. d. R.: Sozialismus und Regierung 412
Bilguer, Dr. von: Tripolitanisches 169
„ „ „ Neues aus Tripolis 509
„ „ „ Was geht in Tripolis eigentlich vor? 595
Bluw stein, Dr.: Luzzatti, der Staatsmann, der Denker, der Mensch 578
Brunner, Constantin: Lilieneron und alle seine unsterblichen Dichter.... 323
Dernburg, Dr. Beinbard: Staats: und Wi»tschaftsaufgaben im neuen Kongo 37
Di«, Arthur: Neue Ziele! 581
d'sstournelleü de Eon staut, Baron: Internationale Friedensbestrebungen 496
sin er, Erzellenz Dr. Wilhelm: Internationalismus 305
Feld mann, Siegmund: Herr Jules Cambon 489
Fischer, Erzellenz Dr. P. D.: Italien 1861—1911 296
F liedjung, Dr. Heinrich: Fürst Bülow und der Dreibund 135
Goldberg, Julius, Liz, beider Rechte: Die staatliche Kranken- und Unfallv«:
sicherung in der Schweiz 408
Go ! dziher, Hofrat Professor Dr. Ign. (Budapest): Der marokkanische Großscherif
und seine englische Gattin 419
Ibsen, Staatsminister a, D. Dr. Sigurd: Literarische Crotik 532
Kah, Dr. Eugen: Friedri<h Naumann 385
Kl aar, Prof. Dr. Alfred: Ludwig Pietsch. Ein Nachruf 67
Knobloch, Oberbürgermeister Alfred: Friedrich der Große und seine Wirtschafts:
politil 142
Kossuth, Erzellenz Franz von, früherer Handelsminister: Was lebt von
Ludwig Kossuth? 577
Lichnowsky, Karl Mar Fürst: Der Wahllampf 17
L i n d a u, Paul: Zur Einführung. Brief an den neuen Herausgeber 5
Litzmann, Prof. Dr. Nerthold: Wildenbruchfeier 193
Luzzatti, Erzellenz Luigi, früherer Ministerpräsident: Italien und Deutschland
in der Wissenschaft und in der Wirtschaft 569
M a y er, Alfred: Thomas Theodor Heine (mit Illustration) 333
Mül, ling, Dr. C.: Der italienisch:türlische Krieg und der deutsche Liberalismus 588
Nathan, Di, Paul: Der letzte Kabinetskrieg 29
England und Wir 28!
Osiwald, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wilhelm: Das Gehirn der Welt 63
Polly, Dr. Adrian (St Petersburg): Chinesische Wirren 403
Riesser, Geh. Iustizrat Prof. Dr.: Der Hansabund für Gewerbe, Handel und
Industrie 23
Ritzenthaler, Dr. M.: Georg V., König von England 394
Rogalla von Bieberstein, Oberstleutnant a. D.: Die Da»danellen 154
Roseoe, Rt. Hon. Sir Henry: Deutschland und England 388
Schieler, Prof. Dr.: Der Odd:Fellow:Orden ein Kulwrfaltor 315
Schütte, Oskar von: Richtet nicht . . . Eine Erzählung aus den Bergen 74
212, 339, 455, 547, 619
Sckweninger, Geh. Medizinal»at und Universitiitsprof. Dr. mecl, Ernst:
Zur Psychologie des Arztes 519
Singer, Chefredakteur Wilbelm: Mebr Licht! 146

Seite
So nn e n fe ld, Prof. Dr. Sigmund: Jüdische Vauernlolo,neu 513
Spalts, Alexander: Jungalbanien 162
speelatoi' altsr: Die Ausrotwng des Modernismus 592
Stein, Prof, Dr, Ludwig! Kulturpolitik 9
Was ist Wahrheit? 185
Stein wen der, Dr, Otto: Österreich und Italien 150
Strindbeig, August: Die Stadt Thofetb, Einakter (aus lein Manuskript
ubersetzt) 445
Szterenyi, Erzellenz Geb,-Rat Josef: Dualismus und Wirtschaftspolitik 301
Vamböry, Prof, Hermann: Das unglückliche Pclsien 43
Vogt, Dr. Oskar: Bedeutung, Ziele und Wege der Hirnforschung 309
Wekerle , Erzellen; Dr, Alerander: Die Handelsbilanz als Zeichen wirtschaftlichen
Fortschrittes 291
Weste ima nn, Prof. D.. Bernhard Dernburg 27?
Wo as, Regierungsbaumeister Franz: Der chinesische Maybach 593
Woehrmann, Sophie von, geb, Prinzeß Urusoff: Der Hof von Berlin in
1888. (Tagebuch einer Russin) 606
Wolf, Geh. Regierungsrat Prof, Dr, Julius: Die Teuerung und ihre Ursachen 51
Zimmermann, Prof, Di, Mar Gg,, und Nauen, Paul: Die Koloristen
und die Maler .' ,29
Seclickte:
Carmen S Y I v a (Königin Elisabeth von Rumänien): Was Ruhm? . . , . 209
„ „ Des Staates Pyramide 210
Falle, Gustav: Königin Dagmars Tod 453
Fulda, Ludwig: Seelrnlunde 73
Gen sichen, Di, Otto Franz: Proletariat 545
Harlan, Dr. Walter: Der „Wille zur Kultur" 338
Kallowsla, Eleonore: Alltag 605
May red er, Rosa: Sonette 203
Itim6lckllu:
Finanzielle Rundschau (Boreas) 122, 262, 376, 581
Frauen-Rundschau (Ulla Wolff-Frant) 120,259,373,478,634
Geisteswissenschaftliche Rundschau (Prof, Dr. Ludwig Stein) 94, 234
Gesellschaftliche Rundschau (Walter Turszinsln) N7, 257, 371
Hygienische Rundschau (Prof, U, Friedemann) 242
Juristische Rundschau (Rechtsanwalt Dr, buqo Waldeck) 231
koloniale Rundschau (Otto Iöhlinger) 88,223,356,463,559,627
Kunst-Rundschau (Prof. Dr. Hans Mackowsky 106, 250
Literarische Rundschau (Friedrich Stein—Perlin I!!2, 246, 364, 471, 629
Musik-Rundschau (Mar Marschalk) "5
(Walter Dahms) 633
Nawrwissenschaftliche Rundschau (Dr. Adolf Äoelsch) 98,361,468
Philosophische Rundschau (Prof, Dr. Ludwig Stein) 90,234,358
Politische Rundschau (Dr, E, Mühling) 8l, 218, 348, 55.3
Sozialpolitische Rundschau (Dr, Franz Oppenbeimer) 84
„ „ (Ienatspräl. am Reichsversichenmqsamt Dr, Flügge)
221, 352, 461, 556, 625
Theater-Rundschau (Otto Neumann-Hofer) NN, 257, 367, 475
Theologisch-Kirchliche Rundschau (Theodor Kappstein) 226, 468
Wirtschaftliche Rundschau (Hcratio) 362, 638
Lilclbeigaben:
Bü low-Bild. Von Prof. Mar Liebermann 132
Eambon, Jules '»86
Dernburg-Vild, Von Flor" Iöhlinger 274
L uzzatti, Luigi 566
Friedrich Naumann-Bild, Von Prof, Mar Liedermam, 382
Pietsch, Ludwig 2

BegrÃ¼ndet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanftalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau
;6. Iahrg. Bandig. Heft 445 Erstes Ianuarheft 1912

Paul Lindau:
Brief an den neuen Herausgeber
Hochgeehrter Herr Professor!
Für eine erfreuliche und interessante Stunde, die Sie mir neulich
bei Ihrem Besuche geschenkt haben, fühle ich mich Ihnen zu Dank ver-
pflichtet: ich erfuhr von Ihnen, daß „Nord und Süd", die Zeitschrift, die
ich im Frühjahr 1877 begründet, und an der ich mich an die dreißig Iahre
als Herausgeber und eifriger Mitarbeiter beteiligt hatte, wieder in den
alleinigen Besitz meines langjährigen, mir befreundeten Verlegers,
S. Schottlaender, zurückgelangt sei, und daß Sie als Herausgeber die
Leitung übernehmen würden. Nicht bloß die Artigkeit Ihrer Zusicherung,
daß Sie sich als mein direkter Nachfolger ansehen, in die von mir ein-
geschlagenen Wege wieder einlenken und auf ihnen weiterschreiten wollten,
und daß Sie, um dies Programm, wenn wir es so nennen wollen, möglichst
augenscheinlich und handgreiflich zu machen, mir die Ehre erwiesen, als
Alter im neuen Reigen das erste Wort zu sprechen, mußte mich überaus
sympathisch berühren; schon die Tatsache, daß ein Mann wie Sie, der seine
Stellung zu den bewegenden Kräften der Gegenwart in einer Reihe
sehr beachtenswerter und beachteter Werke niedergelegt hat — ich will
hier nur hervorheben: „Soziale Frage im Lichte der Philosophie", „An
der Wende des Iahrhunderts, Versuch einer Kulturphilosophie", „Der
Sinn des Daseins", „Sozialer Optimismus", „Philosophische Strö-
mungen der Gegenwart" — der fünfundzwanzig Iahre auf dem Katheder
gestanden hat und seit fünfundzwanzig Iahren das in Gemeinschaft mit
Ihrem Meister Eduard Zeller begründete „Archiv der Philosophie" leitet,
durfte mich mit der freudigen Hoffnung erfüllen, daß jetzt der rechte Mann
an die rechte Stelle trete.
Es war mir allerdings von vornherein klar, daß die Übereinstimmung
in unseren Tendenzen der Leitung vor allem in dem Bestreben sich kund-
geben würde, über die in „Nord und Süd" behandelten Fragen nur die
Berufensten zu Worte kommen zu lassen, und dahin zu wirken, daß in allen
Fragen, die sich uns aufdrängen, das Ertreme ausgeschlossen, die „mittlere

Linie" innegehalten würde; Sie nannten es den „goldenen Schnitt zwischen den politischen und sozialen Gegensätzen unserer raschlebigen Zeit"; ,.meäiotut,i55imu5ibi5," wie es der alte Ovid längst vor uns gesagt hat.
Unsere Naturen, unser Entwicklungsgang, unser Temperament und unsere Leistungen sind ja im wesentlichen so verschieden, daß wir an die gleiche Aufgabe, die wir uns stellen mögen, sicherlich von ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus herantreten und deren Lösung, — sofern sie, wie mir bei der Leitung einer Zeitschrift als durchaus geboten erscheint, individuell sein soll — auch auf verschiedene Weise zu finden trachten. Ich habe als Zeitungsmensch von der Pike auf gedient, als Reporter über Kriminalfälle und als Rezensent von Theatervorstellungen, die beinahe zur selben Kategorie gerechnet werden können, in der Provinz angefangen. „H armlose Briefe" ist der Titel meiner ersten Schrift, die einige Beachtung fand. Sie dagegen sind vom Katheder herabgeklettert und haben mit Studien über Willensfreiheit, Psychologie und Erkenntnistheorie der Stoa, Leibniz und Spinoza, sich Ihre ersten Sporen verdient. Dazu kommt noch ein kleiner Unterschied: der Unterschied des Alters. Sie sind wohlgezählte zwanzig Iahre jünger als ich.
Aber gerade in allen diesen tiefliegenden Verschiedenheiten glaube ich die stärkste Bürgschaft für den Erfolg unserer Zeitschrift unter Ihrer Führung zu erkennen. Ich halte es für durchaus richtig, daß Sie in weit höherem Grade, als ich es vor siebenunddreißig Iahren tat, jetzt in „Nord und Süd" das wirkliche Leben packen wollen, wo es am lebhaftesten pulsiert. Deswegen haben Sie den Lehrstuhl aufgegeben, um die im Hörsaal und als Herausgeber der philosophischen Sammelwerke gewonnenen Erfahrungen für eine Zeitschrift, die sich an die weiten Kreise der Gebildeten wendet, nutzbar zu machen, — „non 5cbolae. 5e6 vitae."
So wird denn das neue und verjüngte „Nord und Süd" allen wichtigen Gebieten des öffentlichen Lebens seine Aufmerksamkeit zuwenden. Auf Ihre freundliche Anregung hin stelle ich hier — ungefähr mit Ihren eigenen Worten — das „Programm" auf, das Sie mir zu entwickeln die Güte hatten.
I. Alle aktuellen Fragen der inneren und äußeren Politik von Bedeutung sollen erörtert werden — nicht vom Tages- oder Parteistandpunkt aus, sondern unter dem Gesichtswinkel wissenschaftlich gereifter Einsicht. Und hier insbesondere soll gelten, was Sie für das Allgemeine mir gesagt haben: nicht das Ertreme, komme es von rechts oder links, soll in „Nord und Süd" seinen Anwalt finden, nicht Streitfragen

^

sollen mit Erbitterung verfochten, sondern Kulturfragen in versöhnlicher Weise erörtert werden.

II. Unsere deutsche Sozialpolitik gilt Ihnen als ruhmreich und vorbildlich für unseren Kulturkreis, Posadowsky bezeichneten Sie als den Typus des modernen Sozialpolitikers, wie ihn Deutschland braucht. In diesem Geist wollen Sie weiterwirken.

III. Die Probleme der Kolonialpolitik sind seit der Erwerbung des Kongo wieder in den Vordergrund gerückt und bedürfen dringend der Aufklärung seitens berufener Federn. Auch auf diesem Gebiete ist Ihnen die Unterstützung namhaftester Mitarbeiter zugesichert worden.

Durch die Umwandlung der früheren Monatsschrift in eine Halbmonatsschrift wird es Ihnen ermöglicht, „Nord und Süd" jetzt in erhöhtem Grade den Charakter einer Revue zu geben. Sie beabsichtigen daher, regelmäßig

IV. wissenschaftliche Umschau zu halten. Sie wollen periodische Überblicke geben über alle bemerkenswerten Ergebnisse der Technik, der strengen Wissenschaft und der Philosophie.

V. Eine volkswirtschaftliche Umschau. Die akuten Probleme der Nationalökonomie sollen, frei von jedem Parteistandpunkt, von Männern der Wissenschaft und des praktischen Lebens diskutiert werden.

VI. Daran anschließend wollen Sie alle vierzehn Tage eine Finanzrundschau mit Berücksichtigung der treibenden Kräfte am Weltmarkte im allgemeinen und an der Berliner Börse im besonderen bringen. Auf meine Einwendung, daß diese Einrichtung unter den deutschen Halbmonatschriften mir als etwas ganz Neues erscheint, antworten Sie mir: „Allerdings! Aber sie ist unentbehrlich in einer Zeit, in der ökonomische Fragen eine so führende Rolle spielen."

VII. Literarische Umschau. Die beachtenswertesten Erscheinungen auf allen Gebieten der Literatur sollen von fachkundigen Federn kritisch besprochen werden. Auch hier will Ihre Zeitschrift sich von allem Radikalen fernhalten, alles Ertravagante ausschalten.

VIII. In einer Theaterrundschau sollen die bedeutenderen Aufführungen der letzten vierzehn Tage mit Vermeidung alles Gehässig-Polemischen besprochen werden.

IX. In der Kunstrundschau sollen die Werke der Malerei, Plastik, Architektur charakterisiert werden. Dieser Rubrik wird gelegentlich das eine oder andere Bild in guter Reproduktion beigefügt werden, ohne

daß „Nord und Süd" mit den speziellen Kunstzeitschriften zu konkurrieren
gedenkt. Endlich:
X. sollen in der Musikalischen Rundschau bedeutsame
Kompositionen sowohl von den Komponisten selbst, als auch von Kunstkennern
kritische Würdigung finden.
Das ist wohl alles,' jedenfalls das Wesentlichste, was Sie mir über
Ihr Programm freundlich mitgeteilt haben. Bei der Wiedergabe Ihrer
programmatischen Ausführungen dachte ich unwillkürlich an den Astrolog
im zweiten Teil des „Faust", der da spricht, während Mephistopheles ihm
einbläst. Ich schlug die Stelle nach und fand da folgende Verse:
Ia! wenn zu Sol sich Luna fein gesellt,
Zum Silber Gold, dann ist es heitre Welt;
Das übrige ist alles zu erlangen,
Paläste, Gärten, Brüstlein, rote Wangen,
Das alles schafft der hochgelahrte Mann,
Der das vermag, was unser keiner kann.
Und als ich diese Verse las, glaubte ich in Ihrem so reichhaltigen und
hochgestellten Programm doch eine Lücke wahrzunehmen, auf die ich Sie
in aller Bescheidenheit hinweisen möchte: „Ou e5t lg, teuuiie?" Mir
scheint, das zarte, holde und schöne Geschlecht kommt bei Ihnen zu kurz.
Die Kritik einer klugen Frau: „Das ist mir zu gelehrt!" halte ich für
gefährlich. Das Richtige ist, wie ich glaube, wenn sie das Kreuzband
lockert, ehe sie das neueste Heft von „Nord und Süd" auf den Arbeitstisch
ihres Mannes legt. Aber das werden Sie sich unzweifelhaft selbst gesagt
haben, und Sie brauchen nur in einer Fußnote mein Mißverständnis auf-
zuklären.*) Und so schließe ich denn diesen Brief, der etwas lang geraten
ist, mit herzlichen Wünschen und wieder mit einem Goetheschen Worte,
das Sie als Motto auf „Nord und Süd" setzen möchten:
Mög' es jeden so erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen!
Paul Lindau.

») Die freundliche Anregung des Begründers von „Nord und Süd" ist auf frucht-
baren Boden gefallen. Unsere Leserinnen finden bereits im ersten Januarheft eine
besondere „FrauenMundschau".
Ludwig Stein.

Prof. Dr. Ludwig Stein:

Kulturpolitik

„Nord und Süd" soll fortan ein Sammelpunkt für alle diejenigen werden, welche in der freudigen Mitarbeit an den weltgeschichtlichen Aufgaben unseres Kultursystems den Sinn ihres Lebens erblicken. In einem Augenblick, da die ältesten Träger Iahrtausende überdauernder Kulturen, wie die Chinas und Persiens, zermürben und zerbröckeln, während unser Kultursystem sich anschickt, die Weltherrschaft anzutreten, scheint es doppelt geboten, daß alle diejenigen sich zu einer Art von „Kulturblock" zusammenfinden, welche von der weltgeschichtlichen Mission unseres Kultursystems durchdrungen sind. Uneinigkeit, Zwiespalt und gegenseitiges Verunglimpfen entgegenstehender Ansichten sind die untrüglichen Anzeichen niedergehenden Lebens. Wo das Leben aufwärts geht, da heißt Leben: kämpfen, ringen, freudig sein Bestes und Höchstes für ein großes Ziel einsetzen, aber viribus uuitis. Nicht im Kampfe gegeneinander sollen sich unsere Energien entzünden, sondern im gemeinsamen Wettbewerb um erstrebenswerte Ziele müssen sich unsere Kräfte erproben.

Die Weltherrschaft unseres Kultursystems ist der offenkundige Sinn der Geschichte. Einst kam das Licht von Osten nach Westen, jetzt strahlt es zurück von Westen nach Osten. Die orientalischen Völker verfallen, während unsere Errungenschaften in Wissenschaft und Technik, in Recht und Staat, in Heer und Marine, in Handel und Industrie, in Kunst und Lebensstil die Modelle geworden sind, nach denen Amerika zunächst, weiterhin aber das ganze zivilisierte Erdenrund nachahmend sich einzurichten im Begriffe steht. Nicht bloß Adel, sondern jede Art von Herrschaft verpflichtet. Der nationale Imperialismus, unter dessen Zeichen wir augenblicklich stehen, ist nur das vorletzte, nicht das letzte Wort der Geschichte. So sehr wir heute davon durchdrungen sind, daß

ein zielsicherer Nationalwille die Vorbedingung des Gedeihens ist, so
nnabweislich drängt sich uns angesichts der herben Lehren, welche die
großen Weltreiche von ehedem — Türkei, Persien, China — uns augen-
blicklich erteilen, die Überzeugung auf, daß die Kulturnationen fest zu-
sammenhalten müssen, wenn sie ihre weltgeschichtlichen Aufgaben er-
füllen wollen. Der nationale Imperialismus ist nur Durchgangsstufe
zum Kultur-Imperialismus d. h. zur endgültigen Herrschaft der weißen
Rasse auf unserem Planeten. Selbst Earlyle, dem die große Erd- und
Himmelskugel nichts weiter bedeutet, als einen närrischen Kreisel, wo
Könige und Bettler, Engel und Teufel, Sterne und Straßenkehricht
chaotisch durcheinandergewirbelt werden, sieht im Kulturfortschritt den
tiefsten Sinn der Geschichte. Ohne den Glauben an einen Sinn unseres
Daseins als Individuen wie an den Fortschritt des ganzen Menschen-
geschlechtes wäre unser Leben lichtlos, trügerisch, lebensunwert.
Der Begriff des Fortschritts ist aber heute noch so verschwommen
und vieldeutig, daß die Soziologie, zu deren Domäne das Problem des
Fortschritts gehört, keine dringendere und unabweislichere Aufgabe
kennt, als Klarheit und Präzision in die Begriffsbestimmung des Fort-
schritts zu bringen. Einen Begriff klären heißt, ihn in seine Bestand-
teile zerlegen, die Komponenten aufdecken, aus denen er sich zusammen-
setzt. Hier kann uns nur die Philosophie helfen, deren Aufgabe es ist,
Definitionen zu schaffen, also Gegenstand und Methode einer jeden Wis-
senschaft auf den kürzesten, knappsten Ausdruck zu bringen. Deshalb be-
greifen wir auch die Soziologie als Philosophie der Gesellschaft. Gegen-
stand der Philosophie ist das Universum, wie es sich uns in Natur und
Geschichte offenbart, Gegenstand der Soziologie aber ist derjenige Aus-
schnitt des Universums, welcher das Zusammenleben und Zusammen-
wirken von Menschen behandelt. Beschäftigt sich die Philosophie mit
dem metaphysischen Problem des kosmischen Fortschritts, wie dies die
Evolutionisten von Heraklit an bis Herbert Spencer vorbildlich getan
haben, so hat es die Soziologie nur mit dem menschlichen Fort-
schritt zu tun. Wir verstehen unter Philosophie mit Comte und Wundt
das System der vollständig vereinheitlichten Erkenntnis des Menschen-
geschlechts. Da die Erkenntnisse und Einsichten der Menschen sich
jeweilen ausweiten und vertiefen, eben damit aber komplizieren, so wird
die Aufgabe der Philosophie, in die Vielheit der Erkenntnisse die Einheit
der Einsicht oder des systematischen Zusammenhanges zu bringen, von
Tag zu Tag schwieriger. Solange Erkenntnis auf Erden gesucht, die

Wahrheit erstrebt, die Gesetzeseinheit im Weltganzen gefordert wird, genau solange wird es eine Philosophie geben.
Seitdem die Soziologie sich mit Comte als besonderer Zweig der Philosophie aufgctan hat, wird sie als Philosophie der Gesellschaft Bestand haben, solange es ein Kultursystem gibt. Erst der letzte Mensch auf Erden wird der letzte Soziologe sein. Die uns hier interessierende Frage, ob es einen Fortschritt gibt und was der Fortschritt bedeute, beschäftigt den denkenden Teil des Menschengeschlechts genau solange, wie es eine Philosophie als Wissenschaft gibt, ja sie reicht mit ihren Wurzeln in die von Wundt so genannte Protophilosophie hinein, um letzten Endes in die beiden großen Religioustypen des Menschengeschlechts einzumünden. Dem Buddhaismus mit seiner Lehre vom Nirvana, vom ungeschiedenen Ursein, dem die mythendichtende Volksphantasie die Legende vom goldenen Zeitalter, vom verlorenen Paradies, vom Sündenfall überwuchernd angehängt hat, steht der fortschrittsfreundliche Religionstypus Zarathustras gegenüber. Buddha verherrlicht den ewigen Stillstand, das Nirvana, Zoroaster den ewigen Fortschritt des Lichtgottes Qrmuzd. Im Buddhismus wird die Vergangenheit, im Parsismus die Zukunft glorifiziert. Seine Legenden heißen Messianismus, Chiliasmus, das dritte Reich, das „Ende der Tage", die Eschatologie. Die Buddhisten substanzialisieren die Ruhe, die Parsisten die Bewegung; dort wird das „änlee lar uieul«" in die Substanz verlegt, hier das „»einpre avauti".
Dieser religiösen Symbolik korrespondieren in der Philosophie die Ontologen oder Logisten auf der einen, die Evolutionisten, Psychologisten oder — wie sie sich heute mit Vorliebe nennen — die Pragmatisten auf der andern Seite. Die Stillstandsdenker lehren: „Alles beharrt", die Fortschrittsdenker künden: „Alles fließt". Dort ewiges, sich gleich bleibendes Sein, hier ewiges, aber gesetzmäßig fortschreitendes Geschehen.
Lassen wir die Frage des kosmischen Fortschritts, des Evolutionismus, bei Seite, weil wir es hier nicht mit metaphysischen, sondern nur mit soziologischen Problemen zu tun haben. Gibt es einen Fortschritt in der Geschichte, oder herrscht „König Zufall" in der Welt? Ist die mechanische Geschichtsauffassung im Rechte, welche den Prozeß der Geschichte dem der Natur gleichsetzt und nur eine kausale Deutung zuläßt, oder die von Kant, Schiller, Fichte, Schelling und Hegel vertretene teleologische Geschichtsauffassung, welche mit Kant in der Geschichte der Menschheit nur den verborgenen Plan der Natur sehen, um zu einer vollkommenen

Staatsverfassung zu gelangen? Anders ausgedrückt: Korrespondiert der „Mathematik der Natur" eine „Logik der Geschichte?" Der technisch-kulturelle Fortschritt würde eine Logik der Geschichte allein noch nicht rechtfertigen, wenn ihm nicht zugleich ein moralischer, intellektueller, wissenschaftlich-künstlerischer und ökonomisch-sozialer an die Seite gestellt werden könnte. Der technische Fortschritt, den niemand zu leugnen vermag, kann immer nur Mittel, aber niemals Ziel des Menschengeschlechts, vollends nicht Selbstzweck sein. Technische Errungenschaften machen die Menschen weder zufriedener, noch glücklicher. Deshalb gilt es hier und heute die Vorfrage zu erledigen: Was heißt Fortschritt?

Der Begründer der Soziologie, Auguste Comte, gibt in seiner „rolitiyus positive" die Formel: „Fortschritt ist das beständige Ziel der Ordnung". Comte sieht in der Menschenliebe das „Prinzi p", in der Ordnung die „Grundlag e", im Fortschritt das oberste „Z i e l" der Geschichte. Worin offenbart sich nun dieser Fortschritt in der Geschichte? In der vollkommensten Staatsverfassung, antwortet Kant, in der höchsten Kulturarbeit, sagt Carlyle, in der höchsten Gemeinbürgschaft («nliällriW, meint Comte, im „Bewußtsein der Freiheit", verkündet Hegel. Sie alle aber, die sogenannten Geschichtsoptimisten, gehen von der gemeinsamen Überzeugung aus, daß unser ganzes geschichtliches Erleben sinnlos, zwecklos wäre ohne die leitende Idee des Fortschritts. Die Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechtes zu immer höherer Ordnung muß eine unbegrenzte sein. Die Gesetze der Entwickelung dieser Ordnung müssen sich in einem strengen geschichtlichen Rhythmus abspielen. Oder wie Hegel dies ausdrückt: Der Gang der Weltgeschichte ist der Fortgang zum Bessern. Denn die Veränderungen in der Natur, so unendlich mannigfach sie sind, zeigen nur einen Kreislauf, der sich immer wiederholt. In der Natur geschieht nichts Neues unter der Sonne, und insofern führt das vielförmige Spiel ihrer Gestaltungen eine Langeweile mit sich. Nur in den Veränderungen, die auf dem geistigen Boden vorgehen, kommt Neues vor. Hier allein, im Prozeß der Geschichte, ist für Fortschritt und Freiheit Raum vorhanden.

In der Natur, in deren Bildungen die mechanische Kausalität unbeirrbar waltet, gibt es weder Freiheit, noch Fortschritt. Nur in dem von der Soziologie verarbeiteten Ausschnitt jener Welt der Zwecke und Werte, welche im menschlichen Zusammenwirken zutage treten, gibt es Feiheit und Fortschritt. Die Natur-

Philosophie hat es mit dem äußern Kosmos zu tun, die Soziologie
nur mit dem menschlichen Mikrokosmos. Die Natur ist das Reich
der strengen Gesetze, die Geschichte das der Zwecke und Werte.
Nur lebende Wesen haben Freiheit in der Auswahl der Motive, wenn
auch das stärkste Motiv den Ausschlag zur Auslösung der Willenshand-
lung gibt. In der Auswahl aber des für d i ch stärksten Motivs bekundet
sich deine Persönlichkeit. Freiheit heißt: Persönlichkeit haben. In der
Natur herrschen Gesetze für die Gattung, in der Geschichte nur Zwecke,
Tendenzen und infolgedessen persönliche Überzeugungen. In der Er-
klärung der Natur operieren wir mit dem Denkmittel der mechanischen
Kausalität von Ursache und Wirkung, in der Deutung der Geschichte
aber, welche der Soziologie wissenschaftlich obliegt, arbeiten wir mit
dem teleologischen Denkmittel von Zweck und Mittel, von Motiv und
Handlung. Die mechanische Kausalität bringt definitive Ordnung in
die Welt des Seins, die teleologische provisorisch-orientierende Ord-
nung in das Reich des menschlichen Tuns, der Willenshandlungen,
auf denen unser soziales Zusammenwirken beruht. Die Naturprozesse
zeigen uns die Mathematik der Natur, die Soziologie die Logik der Ge-
schichte. Die Ordnungsserie jener ermächtigt uns, die Gesetze der Natur
zu begreifen, die der Soziologen hingegen, die Tendenzen der Geschichte
auf oberste Gattungsbegriffe zu bringen. Weltgeschichte, sagt der Kultur-
historiker Rocholl, ist nicht Erdgeschichte, sondern Geschichte der Mensch-
heit und ihrer Welt. Alle Geschichte löst sich, wie die Soziologie sie
deutet, in soziale Psychologie auf. Sie ist, mit Taine zu sprechen, eine
„lebende Geometrie".
Die geschichtslosen Völker, die Wilden und Barbaren, nehmen
die Welt so hin, wie die Natur sie ihnen hingestellt hat; sie sind
von ihrer Naturumgebung mechanisch-kausal bestimmt, ja fata-
listisch determiniert durch Boden und Klima, durch Flora und Fauna,
durch Wasserläufe und Höhenzüge, kurz durch ihr „milieu" oder „mnuäe
2mbiaut". Anders die Kulturvölker, welche das Erziehungswerk der
Geschichte bereits hinter sich haben, und zwar gleichviel, ob nach den drei
Stadien bei Kant: Kultivierung, Zivilisierung, Moralisierung, oder durch
die drei Stadien Comtes: theoretisches, metaphysisches und positives
Stadium. In unserm Kultursystem, das durch den läuternden Prozeß
der Geschichte hindurchgegangen ist, beherrscht nicht mehr, wie im Natur-
zustande, die Umgebung den Menschen, sondern umgekehrt beherrscht der
Mensch seine Umgebung. Die Naturmenschen stehen dem „Milieu"

oder „mouäe «.mbiaut" willenlos, wie einem sozialen Fatum gegen-
über. In der Kultur aber schaffen die Menschen, welche die Lehren
der Geschichte durchlebt haben, ihre Umgebung um und passen sie ihren
Bedürfnissen an. Soweit wir Menschen in unserm Mechanismus und
Chemismus mit allen Lebewesen in der Pflanzen- und Tierwelt biologisch
zusammenhängen, gehören auch wir dem Reiche der Natur mit ihrer
kausal-mechanischen Gesetzmäßigkeit an. Soweit wir Kulturmenschen
aber Erziehungsprodukte der Gesellschaft sind, indem wir Religion und
Moral, Kunst und Wissenschaft, Schule, Kirche und Staat geschaffen
haben, gehören wir dem selbsterrichtcten Reiche der Werte und Zwecke
an. In den Fortschritten seiner Kultur läßt der Mensch die Tierwelt
weit hinter sich. Hier und nur hier ist der Mensch souverän. Der Kultur-
fortschritt bildet die definitive Scheidegrenze von Mensch und Tier. Im
Prozeß der Geschichte, den nur zivilisierte Menschen durchleben, sind wir
nicht mehr, wie das Tier, an die Bedingungen unserer Umgebung ge-
bunden, sondern der geschichtliche Mensch erweitert den Naturprozcß,
indem er seine Umgebung umschafft. In Mathematik, Physik und Logik
atmet der Kulturmensch in einer eigenen, von ihm selbst geschaffenen
Atmosphäre. Die Logik der Geschichte zu deuten, ist nun die Aufgabe der
Soziologen. Staatsmänner machen Geschichte, Soziologen er-
kläre n sie. Die Tatsachen der Soziologen beweisen das Vorhandensein
eines stetigen Fortschritts, den die einen als Gesetz der Natur ansprechen,
während die andern ihn nur als ständige Tendenz, als Entwickelungs-
richtung der Geschichte begreifen.

Diese Entwickelungsrichtung der Geschichte, die unserm Kultur-
system die Weltherrschaft auf unserm Planeten offenkundig zugewiesen
hat, will „Nord und Süd" in Zukunft bewußt fördern. Wir haben
uns seit Humanismus, Renaissance und Reformation beinahe zu
Tode gezweifelt. Es gilt wieder aufzubauen. Der herrschende In-
dividualismus hat die trennenden Momente unter den Menschen bis
zur Atomisierung allzu sichtbar herausgestellt. Wir wollen in „Nord
und Süd" fortan Kulturpolitik treiben d. h. das Zusammenhaltende unter
den Menschen, Ständen, Klassen, Berufen, Parteien, Rassen, Kon-
fessionen, Völkern und Nationen herausheben und die ewigen Interessen
der menschlichen Gattung fördern. Wir kämpfen gegen alle anarchistische
Selbstheit und wildegoistische Eigenbrödelei. Iakob Grimm hat uns
das stechende Merkwort hinterlassen: Bei den Deutschen hat stets das
Bedeutungsvolle, nicht das Gefällige am höchsten gegolten.

Kulturpolitik Ludwig Stein

„Nord und Süd" hat in den letzten Iahren vor allem das Gefällige gepflegt. Wir wollen hingegen unserer an sich und ihren Idealen irre gewordenen Zeit einen scharfen Spiegel vorhalten und im Sinne des Begründers von „Nord und Süd", Paul Lindau, das Bedeutsame in den Vordergrund stellen. Die politischen und sozialen Fragen drängen einer Lösung entgegen. Wer an dieser Lösung schaffensfreudig und zielsicher mitarbeitet, treibt Kulturpolitik. Kultur ist, wie Friedrich Iodl in Wien definiert, das unter bestimmten Umständen zu besonderer Intensität gesteigerte Streben der Menschen, seine Persönlichkeit und sein Leben vor den feindlichen Mächten der Natur, wie vor dem Antagonismus der übrigen Menschen zu sichern, seine Bedürfnisse, sowohl reale als ideale, in steigendem Maße zu befriedigen und sein Wesen ungehindert zur Entfaltung zu bringen. „Nord und Süd" wird als Sprachrohr der „Kulturpolitik" allen denen offenstehen, welche Eigenes, Persönliches, Bedeutsames ohne Verstiegenheit in der Gedankenführung und ohne Gequältheit im Ausdruck ihren Mitmenschen zu sagen haben, mögen sie im übrigen dieser oder jener politischen Parteifärbung angehören. Ausgeschlossen bleibt von „Nord und Süd" alles grundsätzlich Zerstörerische, Auflösende, Zersetzende, mag es von der äußersten Rechten oder von der äußersten Linken herrühren. Alles Ertreme schädigt das Gleichgewicht unserer Kultur und führt letzten Endes zur Unkultur. Goethe sagt einmal: „Parador sein, heißt ungerecht sein." Allem Ungerechten aber bleiben die Spalten von „Nord und Süd" verschlossen.

Unser erstes Ianuarheft wird unseren Lesern weniger durch Programme, als durch Taten zeigen, wohin die Reise geht. Die ersten Mitarbeiter, die sich der neuen Leitung zur Verfügung gestellt haben, sind Kulturpolitiker in jenem höheren Sinne, den wir dem Worte hier beigelegt haben. Sie vertreten verschiedene politische Richtungen, aber sie sind allesamt von der Überzeugung getragen, daß es über den vergänglichen Interessen des Alltags, welche in politischen Parteibildungen ihren Ausdruck zu finden pflegen, unvergängliche Kulturwerte gibt, die uns allen heilig und unantastbar sind. Wer für die ewigen Kultnrwerte der menschlichen Gattung warmherzig und überzeugungstreu eintritt, ist uns als Mitarbeiter willkommen.

Das halbmonatliche Erscheinen von „Nord und Süd" gibt uns die Möglichkeit, mit den jeweiligen politischen, sozialen, kolonialen und wirtschaftlichen Fragen in unmittelbarer Fühlung zu bleiben. Die Ereignisse von kulturpolitischem Belang, welche die Tagespresse referierend

behandelt, sollen hier in künstlerischer Form festgehalten und in einer den Tag überdauernden Fassung unsern Lesern übermittelt werden.
Zu diesem Behufe führt „Nord und Süd" ein Novum ein: Regelmäßige „Rundschau" über die wesentlichsten Auszw ei g un g e n unseres öffentlichen Lebens in Politik, Wissenschaft, Kunst und schöngeistiger Literatur, in Wirtschaft und Recht, in Gesellschaft und Theater, in Handel und Börse.
Vierzehn Kräfte, deren Namen die Bürgschaft der Zuverlässigkeit, Gediegenheit des Inhaltes, sowie der Eleganz des sprachlichen Ausdrucks in sich tragen, werden fortan in ständiger Abfolge aus dem Meere der täglichen Ereignisse unseres öffentlichen Lebens die Perlen herausfischen, um sie an der Schnur der dafür gewählten Essayform aneinanderzureihen. Damit hoffen wir, eine positive, schöpferische Kulturarbeit zu leisten. Nicht das Zwiespältige soll nörglerisch herausgehoben, sondern das Einigende soll mit dem ganzen Können ehrlicher Begeisterung für unser Kultursystem in künstlerische Form gebracht werden. „Nord und Süd" wird keine Parteipolitik, sondern eine über den Parteien stehende Kulturpolitik treiben. Daher werden die Vertreter verschiedener Richtungen hier zu Worte kommen. Was wir von unseren Mitarbeitern fordern, ist: Wille zur Kultur.

Karl Max Fürst Lichnowsky:
Der Wahlkampf
Die bevorstehenden Reichstagswahlen werden im allgemeinen recht pessimistisch beurteilt. Man erwartet namentlich ein mächtiges Anwachsen der Sozialdemokratie, hervorgerufen nicht so sehr durch den zunehmenden Glauben an die Lehren der Herren Marr und Lassalle und an die Verwirklichung des uto-pistischen Himmels auf Erden, der nach Einführung des Zukunftsstaates uns «lle aufnehmen wird, als wie als Ausdruck des Widerspruches gegen das heutige System. Ohne die alten Parteiideale formell aufgegeben zu haben, zu denen sie steht, wie etwa die Kurie zum Patrimonium Pctri, die Legitimisten zum Roy, die Franzosen zur Revanche oder die Iuden zum Messias, hat die Sozialdemokratie sich doch im Sinne der Revisionisten so weit gemausert, um eine Annäherung an die bürgerliche Demokratie anbahnen zu können. Das Schreckgespenst des blutigen Kladderadatsch kann nicht mehr im früheren Umfang als Waffe gegen ihre Propaganda beim unzufriedenen, aber doch ruheliebenden Kleinbürger gelten. Mit den Revolutionsgedanken wird zwar noch gespielt, da bekanntlich alle An-wendung von Gewalt, da wo Sieg und Erfolg in Aussicht steht, als Aus-druck von Kraft und Heroismus auf die Phantasie der Menge wirkt, und zwar namentlich der urteilsschwachen Mehrheit, die weniger zu verlieren »ls zu gewinnen hat und die mehr zur Naivität als zur Skepsis neigt. Aber die denkenden Köpfe unter den Sozialisten haben eingesehen, daß die Gesamt-entwickelung einesVolkes auch dieWeiterentwickelung aller Parteien und ihrer Anschauungen mit sich bringt, und daß es ohne Hilfe der Mystik keine Dogmen geben kann. Ohne also die geheiligten Parteigrundlagen offenkundig zu verleugnen, stellen sie sich doch mehr auf den Boden der bestehenden Verhältnisse und schonen daher auch gewisse nationale Ideale und Empfind-lichkeiten. Sie vermeidet es in auswärtigen Fragen, wo Ehre und wirt-schaftliche Interessen im Spiele sind, eine schroffe, ablehnende Haltung

einzunehmen und sich dadurch allzusehr in Widerspruch zu stellen mit der
Gesamtheit des Volkes. Bebels Stellung zur Marokkofrage und zur
prinzipiellen Erörterung einer Mobilmachung auf dem Parteitage sind
für diese Mauserung bezeichnend, nicht weniger auch das jüngste Wahl-
programm, das den Umsturz als „törichten Vorwurf" bezeichnet. Die Ten-
denz der heutigen Sozialdemokratie mitderbürgerlichen Gesellschaft geht da-
her unverkennbar nach einer Entwickelung, die den Anschluß an die bürger-
liche Linke ermöglichen soll. ObdieserGroßblockder Linken beiden kommenden
Wahlen schon überall in Kraft tritt oder nicht,isteine Frage derTaktik und ört-
licher Verhältnisse, die aber für die Tatsache der allmählich sich vollziehenden
unverkennbaren Annäherung beider Gruppen auf der Grundlage gewisser
gemeinsamer demokratischer Anschauungen nicht entscheidend sein kann.
Ie mehr die Sozis das Gespenst des Umsturzes in den Hintergrund treten
lassen, um so eher wird diese Verbrüderung denkbar sein.
Was alle Demokraten zusammenführt, ist vor allem die Abneigung
gegen ein System, das der Volksvertretung nicht die Macht verschafft,
die Anschauungen und namentlich die Männer der jeweiligen Mehrheit
zur Herrschaft zu bringen. Mit der Einführung des Parlamentarismus
steht und fällt die Frage der Versöhnung der Sozialdemokratie und nicht
etwa mit der Monarchie oder der Republik. Es ist vor allem die Machtfrage,
die die links stehenden Parteien einander nähert, und es ist von ihrem Partei-
standpunkt aus zu verstehen, daß sie eine patriarchalische Regierungsform
bekämpfen, die sich notgedrungen auf ihre politischen Gegner, die Rechte,
stützen muß, und die den politischen und gesellschaftlichen Anschauungen und
Sympathien der rechts stehenden Parteien am meisten entspricht. Nur
nach Einführung des parlamentarischen Systems ist der Übergang zum
reinen Mehrheitsprinzip mit allen seinen Folgerungen denkbar, zur
Herrschaft eines neuen politischen und sozialen Wertmessers. Wenn
heute der von der Volksvertretung unabhängige Beamte und Soldat
und diejenigen Gesellschaftskreise, aus denen kraft Bildung, Besitz und
geschichtlich-politische Überlieferung die meisten Vertreter der gegenwär-
tigen Organisation hervorgehen, eine führende Stellung im Staate
einnehmen, so würden an ihre Stelle alsbald Schichten treten,
deren Führer vermöge ihres Einflusses auf die Massen durch Schrift und
Wort emporkommen und sich volkstümlichen Schlagworten dienstbar gemacht
haben. An Stelle der heutigen hierarchischen Machtorganisation mit
konservativer Färbung und erblich unveränderlicher Autoritätsquelle
träte eine unpersönliche, von Zufälligkeiten wie von der öffentlichen Meinung

abhängige Autorität, deren demokratischer Ursprung die weitgehendste
Rücksichtnahme auf die Volksgunst nach sich ziehen würde.
Auf diesem Boden begegnen sich die links stehenden Parteien, und
der Wunsch nach Einführung des reinen Parlamentarismus, d. h. nach
einer Umgestaltung der Autoritätsquelle, nach Umwertung der bestehenden
Autoritätswerte und ihrer Wirkungen führt sie zusammen.
Wollen die Sozi zur Macht gelangen, so müssen sie noch sehr, aber
sehr viel Wasser in ihren Wein gießen, um sich die dauernde Mitwirkung
des linksliberalen Bürgertums zu sichern. Sie werden es auch immer
mehr tun, sowie sie Aussicht haben, mehr Einfluß zu bekommen, denn der
Radikalismus des Programms und der Theorie steht bekanntlich meist im
umgekehrten Verhältnis zur Nähe vom Ziel. Wenn die heikelen
Fragen der Religion, der Monarchie, des Privateigentums, des National-
staates etc. endgültig ausscheiden und einen Ehrenplatz in der Ahnen-
galerie der Partei erhalten haben, dann erst wird die große demokratische
Gruppe sich endgültig bilden können, die von vielen Politikern der Linken
seit langem gewünscht wird. Wir dürfen auch nievergessen,daß diese Parteien
manche andere Berührungspunkte haben auf dem Gebiete der sog. Im-
ponderabilien, in Weltanschauungsfragen allgemein kultureller Natur.
Die „Intellektuellen" aller Länder begegnen sich in dem Wunsche, das Volk
von kirchlicher Bevormundung zu befreien und die freie Erkenntnis als
Gemeingut aller an Stelle mystischer Gebundenheit zu setzen, das eso-
therische Vorrecht der Bildung voraussetzungslos zu verallgemeinern.
In der Politik einigt der Gegensatz oft mehr als das Interesse, der
Haß wirkt kräftiger als die Liebe. Was die revolutionäre und die bürger-
liche Demokratie einander nähert, ist nicht nur das allmähliche Herabgleiten
der ersteren zum Revisionismus, es ist vor allem auch das gemeinsame
Bedürfnis, die sog. „Reaktion", den „schwarz-blauen Block" und seine
Verbündeten zu bekämpfen, da dieser sich an der Macht befindet. Die
links stehenden Parteien verstehen sich, sobald die Sozialisten darauf
verzichten, an die rohesten Instinkte der rohen Menge sich zu wenden, um
die bisher geltenden Autoritätswerte zu entwerten und unreife Ideen
in unreife Köpfe zu setzen, während auch die rechts stehenden sich mehr
aneinander schließen müssen. Von der Einführung des Parlamentarismus
haben sie weniger zu erwarten als jene, denn ihre Interessen und nach
ihrer Auffassung auch die der Gesamtheit sind am besten gewahrt in den
Händen einer kräftigen monarchisch-patriarchalischen Regierung, die nicht
den Zufälligkeiten und Schwankungen parlamentarischer Verhältnisse

unterwolfen ist. Sie finden sich auch auf dem Boden kirchlicher, monar-
chischer, landwirtschaftlicher und militärischer Sympathien, und daher wird
trotz mancher innerer Gegensätze der Bund zwischen den Konservativen
und dem Zentrum nicht so leicht in die Brüche gehen. Denn wenn letzteres
auch noch so demokratisch sich gebärdet, so wird er sich doch immer am wohlsten
fühlen bei einem System und einer Richtung, die den Schutz kirchlicher
und landwirtschaftlicher Interessen gewährleistet. Eine Umwertung im
Sinne der Demokratie kann unmöglich einer Partei günstig sein, die wie
keine andere den Autoritätsbegriff in überkommener Form zu ihrer Voraus-
setzung hat und die von einer siegreichen Demokratie die Trennung von
Staat und Kirche und erhebliche Einbuße an Macht und Einfluß gewärtigen
muß. Deshalb glaube ich auch nicht an das Wiederaufleben des Bülow-
Blocks, der mit geschickter Benützung einer nationalen Frage, unter An-
wendung Bismarckscher Überlieferungen gegründet war, aber an inneren
Gegensätzen über kurz oder lang zu Falle kommen mußte, selbst
wenn er die Erbschaftssteuer üherlebt hätte. Heute, wo die Kirche
sich längst mit der Reichsgründung abgefunden hat und sich inner-
halb der Bismarckschen Schöpfung recht wohl befindet und ihre
Interessen einer beinahe liebevollen Pflege anvertraut sieht, wird es immer
schwerer, den Ultramontanismus als „Reichsfeind" zu brandmarken bezw.
die Schädlichkeit jesuitischer Einflüsse im Zentrum so offenkundig nachzu-
weisen, daß es gelingen könnte, den deutschen Idealismus, den nationalen
Kulturbegriff wirksam und dauernd gegen Rom zu erregen. Wir sind
in andere Entwicklungsphasen getreten, andere Interessen und Gesichts-
punkte überwiegen, es geht ähnlich wie mit dem „Umsturz", es zieht nicht
mehr recht, man glaubt nicht mehr daran. Der Kampf um die Macht
beginnt, und da gilt es Koalitionen zu bilden, die für die Machtfrage ent-
scheidend sind. Allgemeine kulturelle wie wirtschaftliche Gesichtspunkte
verbinden die Vertreter des katholischen Volkes und des Papsttums mit
den evangelischen Konservativen, so sehr auch im Grunde der Papismus
den protestantischen Landkreisen und umgekehrt die evangelische „Irrlehre"
den Zentrumsleuten verhaßt sein mag.
Die Konservativen als führende und bis zu einem gewissen Grade
als herrschende Partei sind natürlich den heftigsten Angriffen ausgesetzt.
Ihr herausforderndes Verhalten bei der Finanzreform und dem Preußischen
Wahlgesetz ist noch in frischer Erinnerung und hat neue Waffen gegen
sie geliefert. Wenn ihre Vergangenheit und die großen Verdienste um
das Vaterland, namentlich um Preußen, für dessen Verwaltung und Heer

sie die besten Männer lieferten, wenn diese Umstände eine Vorzugsstellung rechtfertigen und sie heute noch als notwendige Stütze einer kräftigen, nach innen und nach außen leistungsfähigen Monarchie erscheinen müssen, so ist doch eine derartige Vormachtstellung nicht ohne ernste Bedenken. Die Gegenbewegung muß um so kräftiger eintretende sichtbarer die Macht wird, um die anderen Gruppen zu gemeinsamer Zerstörung zu vereinigen. Mit Hilfe beliebter und tief im deutschen Gemüte wurzelnder Begriffe und Erinnerungen verbünden sich die Gegner im Wahlkampf zu einem Ansturm gegen angeblich kultur- und fortschrittsfeindliche Klassen, gegen „Pfaffe und Iunker", gegen „Ritter und Heilige", gegen „Finsternis" und „Unterdrückung". Wie ehedem vor dem Umsturz mit Blut und Brand, soll heute der friedliche Bürger geängstigt werden, mit den Mächten des Mittelalters. Die konservative Partei hat durch allzu schroffe Vertretung ihres Standpunktes nicht wenig dazu beigetragen, den Gegnern Waffen zu liefern. Der Zolltarif, die Wirtschaftspolitik ist es am wenigsten, die zu Angriffen berechtigte, denn die Bekämpfung unseres Schutzsystems ist mehr Mittel zum Zweck, als Selbstzweck der Gegner. Es ist die empfindlichste Stelle, an der man die Konservativen treffen will, ohne aber übersehen zu können, daß ohne genügenden Schutz der Landwirtschaft auch die Kaufkraft des Volkes leidet und nicht nur der Iunker, sondern auch der Bauer benachteiligt wäre. Ich meine sogar, daß die siegreiche Demokratie es nicht wagen könnte, die agrarischen und industriellen Zölle wesentlich herabzusetzen, ohne starke Sympathien in Land und Stadt zu verlieren.
Wenn die Konservativen mit Hilfe des Bundes der Landwirte, das Zentrum mit Hilfe der Kirche und die Sozialisten mit Hilfe ihrer Lehren, an den Selbsterhaltungstrieb der Menge sich zu wenden, den „Willen zum Leben" in dieser oder jener Form anzurufen in der Lage sind, so fehlen den gemäßigteren Parteien, den Freikonservativen und Nationalliberalen derartige Zugmittel. Sie sind die Träger Bismarckscher Überlieferungen und nationaler Ideale, die unverkennbar mit pietätvoll historischen Erinnerungen aus der glänzenden Vergangenheit der Reichsgründung zusammenhängen. Aber wie es in der Kunst kein Zurück zu Michel Angelo, sondern nur ein Fortschreiten im Sinne der alten Meister gibt, die auch ihrerseits mit ihrem Zeitalter zusammenhingen, so können auch diese Parteien sich nicht mit dem starren Festhalten an früheren Anschauungen und Grundsätzen begnügen und „zu Bismarck zurückkehren". Wenn ich der Reichspartei eine kräftige Stellung innerhalb des parlamentarischen und politischen Lebens wünsche, so geschieht es nicht bloß, weil ich mich

zu ihr rechne, sondern weil ich sie als die Trägerin einer gemäßigten konser-
vativen Richtung für geeignet halte, berechtigte landwirtschaftliche Interessen
mit den wirtschaftlichen und sozialpolitischen Anforderungen eines modernen
Kulturstaates zu vereinbaren, ohne dabei die sicheren Grundlagen zu ver-
lassen, welche uns die Vergangenheit hinsichtlich der Monarchie und des
Heerwesens vorgezeichnet hat.
Leider sind die Nationalliberalen, die ursprünglichen Vertreter des
besitzenden und gebildeten Bürgertums, der Industrie und der Wissenschaft,
durch die Spaltung der Parteien „für und wider die Reaktion" in eine
übele Lage geraten. Während sie ihren Überlieferungen und ihren wirt-
schaftlichen Interessen nach nicht zur Gemeinschaft der Demokraten gehören,
sondern an die Seite der Konservativen und Freikonservativen, müssen
sie, um sich liberale Sympathien zu erhalten, auch mit der Linken Fühlung
suchen und sind vor die schwierige Frage gestellt, welcher der beiden Gruppen
sie sich anschließen sollen. Gehen sie mit der Rechten, so verlieren sie als
„Reaktionäre" an Boden, schließen sie sich links an, so laufen sie Gefahr,
mit der Sozialdemokratie sich anfreunden zu müssen. Beides ist für sie
gleich schwer, die endgültige Bildung zweier großer parlamentarischer
Gruppen würde daher wohl den Zerfall dieser Partei, die sich sowohl
antiagrarisch wie antidemokratisch gebärdet, nach sich ziehen.
Es ist schwierig, den Ausgang der Wahlen vorauszusehen, doch meine
ich, daß allzu bedeutende Verschiebungen nicht eintreten werden, wenn
man auch mit einer nicht unerheblichen Vermehrung der Sozialisten rechnen
muß. Dem bevorstehenden Wahlkampfe ist sicherlich die äußere Politik
zu Hilfe gekommen, denn so wenig erfreulich auch die Erfahrungen gewesen
sind, die wir in den letzten Monaten haben machen müssen, und die uns
gezeigt haben, daß wir in der Verfolgung unserer weltpolitischen Interessen
mit einem mächtigen Gegner, ich sage Gegner, nicht Feind, zu rechnen
haben, so hat doch diese allgemeine Erkenntnis nicht unwesentlich zur Wieder-
belebung des nationalen Empfindens beigetragen, und die Erfahrung
lehrt, daß es kein wirksameres Mittel gibt als eine nationale Parole.
Mag die Kritik an unserer Marokkopolitik, die teilweise wohl auch dem
Bedürfnis entsprach, der Volksvertretung eine Art akademischer Mitwirkung
bei gewichtigen Vorgängen zu sichern, mag diese Kritik berechtigt sein
oder nicht, in obigem Sinne freue ich mich, ich gestehe es, nachdem alles
gut verlaufen, über den Schwabenstreich von Agadir.

Geh. Iustizmt Prof. Dr. Riesser:

Der Hansa-Vund für Gewerbe, Handel und Industrie

Deutschland ist Iahrhunderte hindurch der Kriegsschauplatz für die blutigsten europäischen Kriege gewesen. Unter den Folgen des 30jährigen Krieges und der europäischen Kriege, die von 1648 bis 1815 zum großen Teil auf seinem Boden geführt wurden, leidet es noch heute, da sie nicht nur seine Fluren verwüstet, sondern auch seinen Wohlstand vernichtet, seine Erwerbsstände mutlos gemacht und alles, was an bürgerlichem Mut und Selbstbewußtsein vorhanden war, vernichtet haben. Handel, Industrie und Gewerbe Deutschlands genossen von 1815 bis 1848 die ersten Dezennien ungestörten Friedens, in denen sie ihre Arbeit wieder beginnen konnten. Von einem Erwachen bürgerlichen Muts und Stolzes aber war nicht entfernt die Rede. Unter der Herrschaft des Agrar- und Polizei-Staats, in dem die Landwirtschaft etwa 60 Prozent der Bevölkerung darstellte, gewöhnte sich im Gegenteil das Bürgertum, das jede Initiative und jeden Wagemut verloren hatte, an die Leitung von oben her. Es wollte gar nicht regieren, sondern regiert werden, fand es selbstverständlich, daß es nicht Subjekt, sondern Objekt der Gesetzgebung und Verwaltung war, welche letztere namentlich ihm das eigene Denken abnahm und die es durch zahllose Gesetze, Verordnungen und Reglements daran gewöhnte, daß sein inneres und äußeres Leben seitens der Regierung geregelt wurde, in welcher gemäß dem allgemeinen Charakter des Staates die agrarischen Kreise tonangebend waren.

Selbst als die von außen auch nach Deutschland übertragene revolutionäre Bewegung des Iahres 1848 die Regelung eines erweiterten Wahlrechts unerläßlich erscheinen ließ, wurde dieses und die Einteilung der Wahlbezirke, behufs Verewigung der Vorherrschaft der agrarischen Kreise, namentlich des Großgrundbesitzes, in Preußen (und ähnlich ging es in andern deutschen Staaten) so geregelt, daß dieses noch heute geltende preußische Wahlgesetz infolge indirekter Wahl und öffentlicher Stimmabgabe im wesentlichen nur als ein

Gesetz zur Beförderung der W ah l - Sch e u der wirtschaftlich oder politisch abhängigen Schichten der Bevölkerung charakterisiert werden kann. Es war bestimmt, und wie der Erfolg gezeigt hat, geeignet, die Vorherrschaft des Großgrundbesitzes und der agrarischen Kreise im Staate dauernd zu erhalten im Verein mit der privilegierten Stellung, welche diese Kreise, deren vielfache Verdienste um den Staat nicht bestritten werden sollen, sich im Laufe der Zeit, namentlich in Preußen, in der Verwaltung und Gesetzgebung, in den Kreisen und Provinzen, in der Guts-Polizei, der kirchlichen und Schul-Verwaltung, in höfischen, militärischen und diplomatischen Posten, zu sichern gewußt haben.

Alle diese Umstände bewirkten, daß dem erwerbstätigen Bürgertum und dem Bürgertum überhaupt allmählich nicht nur jedes politische Interesse, sondern auch fast jedes politische Verständnis und namentlich jene politische und administrative Schulung fast völlig abhanden kam, welche die Gegner kraft ihrer Herrschaft auf diesem Gebiete naturgemäß erlangten. Hinzu kam als selbstverständliche Folgeerscheinung, daß dem Bürgertum nach und nach auch jeder Sinn für die im politischen Kampfe unentbehrliche politischeTaktik abhanden kam. Diese versuchte man im Bürgertum vergeblich durch starre Festhaltung an einzelnen wirtschaftlichen Ariomen zu ersetzen, von denen einzelne, wie das manchest:rliche Gebot des lai»»er taire und Illi»»ei' aller, fast wie der wirtschaftliche Niederschlag und Ausdruck der politischen Indifferenz des Bürgertums anmuten.

So wurde der eiserne Ring immer fester um die geschmiedet, welche im Innern ruhig zusahen, wie sich die Macht ihrer Gegner gleich einem roelier <le brnuce im Staate stabilisierte und nach außen es als ebenso selbstverständlich betrachteten, daß „da hinten in der Türkei" die Völker sich schlugen und daß die Welt unter andere verteilt wurde. Aus allen diesen Gründen ist es zu erklären, daß, trotz der im Reiche erfolgten Demokratisierung des Wahlrechts, die Vorherrschaft des Großgrundbesitzes und seiner Freunde sich bis heute (Dezember 1911) auch im Reiche ungeschwächt und ungemindert erhalten konnte.

Dies geschieht, obwohl inzwischen ein wirtschaftlicher Rollenwechsel eingetreten ist, wonach die Landwirlschaft nicht mehr ganz ein Drittel, Handel, Gewerbe und Industrie mehr alsdie Hälfte der Gesamtbevölkerung beschäftigen; obwohl diese letzteren Stände zu den direkten Steuern in Preußen (und ähnlich liegt es

in den anderen Bundesstaaten) mehr als das Dreifache dessen, was die
Landwirtschaft zu zahlen hat, beitragen, und obwohl endlich, gegenüber
einem von der Landwirtschaft berechneten Wert der land- und forst-
wirtschaftlichen Produktion von rund 12 Milliarden Mark, der
Wert allein der industriellen Produktion (nach Steinmann — Buchers
Referat im Landwirtschaftsrat) rund 36 Milliarden Mark be-
trägt. —
Im Laufe dieses wirtschaftlichen Rollenwechsels, der die Industrie,
Handel und Gewerbe aus der wirtschaftlichen Minderheit zur wirtschaft-
lichen Mehrheit erhob und Deutschland aus einem einseitigen Agrarstaat
zu einem Industrie-undAgrarstaat erhob, erwuchs der Land-
wirtschaft gelegentlich einer starken landwirtschaftlichen Notlage im
Bunde derLandwirte ein fest und stark organisierter Vertreter
ihrer Interessen.
Der Bund der Landwirte hat damit, aus der Not der Zeit geboren,
eine nationale und notwendige Aufgabe übernommen und es ist ihm
nicht zu verargen, daß er, unter engster Anlehnung an alle agrarischen
Elemente und Parteien, auch Einfluß auf die Gesetzgebung zu erlangen
suchte.
Was ihm vorgeworfen wird und was dann, am 12. Iuli 1909, den
Hansa-Bund für Gewerbe, Handel und Industrie entstehen ließ,
ist, daß er (der Bund der Landwirte) sich nicht damit begnügte, die In,
teressen der Landwirtschaft, unter Beachtung der allen Ständen ge-
zogenen Grenze des Gemeinwohls, zu vertreten, sondern daß er diese
Grenzen überschritten und den nicht dem Gemeinwohl entspre-
chenden Versuch gemacht hat, die Interessen der anderen Erwerbsständc,
vielfach noch dazu ohne jede Not, auf Schritt und Tritt zu verletzen.
Es wird ihm weiter zur Last gelegt, daß er neben der berechtigten und
notwendigen Förderung der wirtschaftlichen Interessen der Landwirtschaft
rein politische Zwecke, namentlich die Erhaltung der politischen,
administrativen und sozialen Vormacht des Großgrundbesitzes und seiner
Affiliierten erstrebt, und daß er die wirtschaftliche Macht vou
Gewerbe, Handel und Industrie im wesentlichen aus dem politischen
Grunde bekämpft hat, um diese Stände zu verhindern, den ihnen infolge
der Wandlung der Verhältnisse gebührenden Anteil an der politi-
schen Macht zu erlangen.
Der Hansa-Bund trat ins Leben, nicht wegen, sondern wäh-
rend der Reichsfinanzreform, weil hier von der Übermacht und der

Messer Der Hansa-Bund für Gewerbe,
einseitigen Interessen-Politik der herrschenden Kreise ein besonders verbitternder Gebrauch gemacht wurde, und aus dieser Notlage heraus ist der Hansa-Bund am 12. Juni 1909 entstanden. Die Reichsfinanzreform vom Iahre 1909 stellt also lediglich den Moment dar, der die lange auf die äußerste Probe gestellte Geduld des in Handel, Industrie und Gewerbe tätigen Bürgertums endlich erschöpfte, Es wurden gelegentlich der Beratung der Reichsfinanzreformvorlagen einerseits oft von einem Tage zum andern Gesetze gemacht ohne jede Rücksicht auf die berechtigten gewerblichen Interessen der im Hansa-Bund vereinten Stände, deren Vertreter weder bei dem Erlaß noch bei der Ausführung dieser Gesetze gehört wurden.
Es wurden andererseits Gesetzesvorlagen abgelehnt, welche, wie die Erbanfallsteuer, bestimmt und geeignet waren, eine soziale Ausgleichung für verschiedene, namentlich den Mittelstand schwer belastende indirekte Steuern zu schaffen.
Und es wurden endlich, trotz der finanziellen Notlage des Reiches, im Branntweinsteuergesetz wiederum dem Großgrundbesitz große und dauernde Vorteile gesichert, was in den weitesten — auch gut konservativen — Kreisen besondere Erbitterung hervorrief.
Nachdem die berechtigten Interessen von Gewerbe, Handel und Industrie schon lange vor der Reichsfinanzreform speziell seitens der Leitung des Bundes der Landwirte und ihrer Freunde durch Bekämpfung des Ausbaus des Kanalsystems, der Goldwährung, der industriellen Erportpolitik, der Grundlagen unseres gesamten Kredit-Systems, durch beständige Beunruhigungen unseres Wirtschaftslebens im Wege sich stets erneuernder Anträge auf immer neue Kontrollen, Revisionen, Lasten, Steuern, Stempel und Enqueten, aufs schwerste verletzt worden waren, bildete die Rcichsfinanzreform nur den letzten und notwendigen Anlaß, um das in Gewerbe, Handel und Industrie tätige Bürgertum aus seiner politischen Gleichgültigkeit herauszureißen.
Der Hansa-Bund will nach seinem wirtschaftspolitischeu Programm (den Richtlinien vom 4. Oktober 1909) die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen dieser Stände einschließlich der Angestellten durch deren Zusammenschluß vertreten und fördern.
Er kennt aber keine Feindschaft gegen andere Stände, insbesondere keine Feindschaft gegen dieLandwirtschaft, erkennt vielmehr an und geht davon aus, daß das Blühen und Gedeihen aller

Erwerbsstände zum Gedeihen der Gesamtwirtschaft unerläßlich ist, und
geht davon aus, daß alle Erwerbsstände, solange sie die allen
Ständen und jedem einzelnen gezogene Grenze des Gemein-
Wohls achten, gleichermaßen staatserhaltend, daß sie
aufeinander angewiesen sind und in einem Gegensei-
tigkeitsverhältnis des Gebens und Empfangens
stehen.
Demgemäß stellt er an die Spitze seiner Richtlinien den Satz:
„Der Hansa-Bund ist davon durchdrungen, daß der moderne
Staat nur gedeihen kann, wenn der Grundsatz der Gleichberech-
tigung aller Erwerbsstände — also auch der Land-
wirtschaft — den leitenden Gedanken und die unverrückbaren Ge-
lanken auch seiner Wirtschaftspolitik bildet."
Er öffnet deshalb seine Reihen auch jedem, ohne Unterschied seiner
politischen, wirtschaftlichen oder religiösen Überzeugung, ist also selbst
keine politische Partei, nimmt vielmehr alle Personen auf,
welche ehrlich auf dem Boden seiner Richtlinien stehen, und unterstützt im
Wahlkampf alle Kandidaten — in erster Linie Sachverständige
aus seinen eigenenReihen — welche die Gewähr bieten,
daß sie auch bei ihrem parlamentarischen Wirken innerhalb ihrer Par-
teien für die Durchführung des Hansa-Bunds-Programms energisch ein-
treten werden. Der Hansa-Bund wird mit allen gesetzlichen Mitteln
dahin streben, daß der — nicht nur fürseine Stände geltende Grund-
satz der Gleichberechtigung aller Erwerbsstände aus der Theorie in
die Praiis des Staatslebens übertragen werde; daß alle Staats-
stellen (einschließlich der diplomatischen) ausschließlich nach der
Fähigkeit und Tüchtigkeit des Bewerbers vergeben werden,
ohne Rücksicht auf die soziale Schicht, aus der er stammt, und daß alle
Staatslasten und Steuern unter alle Erwerbsstände und die
einzelnen nach Besitz und Leistungsfähigkeit gerecht d. h.
also auch unter Berücksichtigung der geringeren Leistungsfähigkeit ein-
zelner Stände, insbesondere des Mittelstands und des Handwerks, ver-
teilt werden, unter Wegfall aller unberechtigten Privilegien, Liebes-
gaben und Steuerbefreiungen.
Er verlangt eine bessere Würdigung der gewerb-
lichen Arbeit im Staatsleben und eine angemessenere
Stellung seiner Vertreter in der Gesetzgebung, Verwaltung
und Leitung des Staates.

Er kämpft für freie Bewegung und Entwickelung ter in ihm ver-
tretenen Stände, also gegen die Gebundenheit des sich vom Ausland
tunlichst abschließenden Agrarstaats und gegen jedes Überbleibsel der
Bevormundung des alten Polizei-Staats, somit auch für
größere Unabhängigkeit und Selbständigkeit der
kommunalen Selbstverwaltung.
Er tritt für die Fortsetzung einer nicht bureaukratischen sozialen
Gesetzgebung ein, deren Tempo, Inhalt und Kostenlast
aber auch die innere wirtschaftliche Lage und die Notwendigkeit der Erhal-
tung der Konkurrenzfähigkeit unserer Industrie gegenüber dem Ausland
zu berücksichtigen hat.
Er bietet, zum ersten Mal, solange eine deutsche Wirtschaftsgeschichte
besteht, allen in ihm verbundenen Erwerbsgruppen, einschließlich der
Angestellten, die Gelegenheit, an einem Tische ihre gemeinsamen
Interessen und Forderungen zu besprechen mit dem Zwecke, daß jeder
auch des anderen Wünsche und Lage kennen lerne, damit so durch gegen-
seitiges Nachgeben die im nationalen Interesse so unendlich wichtige
wirtschaftliche Mittellinie gefunden werde, die einem gesunden
und friedlichen, also auch dauernden Fortschritt die Wege
ebnet und dem großen Gedanken des füreinander und miteinander
an Stelle der traurigen Parole: auseinander und gegeneinander
die Möglichkeit der Verwirklichung schafft.
Bei seinem ganzen Wirken aber wird sich der Hansa-Bund, der eine
auf dem Boden der heutigen Staats- und Wirtschaftsordnung stehende
Vereinigung bürgerlicher Erwerbsstände ist, leiten lassen, wie seine
„Richtlinien" ausdrücklich sagen, von dem Grundsatze:
„daß er, bei einem etwaigen Gegensatz, die nationalen In-
teressen allen einseitigen gewerblichen Interessen ohne weiteres und
bedingungslos voranzustellen hat."
Da das wirtschaftspolitische Programm des Hansa-Bundes be-
stimmt und nach meiner Überzeugung vor allem geeignet ist, den uns
in so bedauerlicher Weise fehlenden Frieden im Innern herzustellen, und
damit auch die Macht und Kraft des deutschen Reiches nach Außen zu
erhalten, so wird er und muß er zur Durchführung im Reiche gelangen
und Gesamtgut aller politischen Parteien werden.

Di>. Paul Nathan:

Der letzte Kadinetskrieg

Wann hat er stattgefunden? Im achtzehnten oder zu Beginn des neunzehnten Iahrhunderts? Und in Rußland gab es auch noch später Kabinetskricge. Historiker von Fach könnten über diese Frage interessante Abhandlungen verfassen. Sollte aber die Behauptung aufgestellt werden, daß der Segen der Kabinetskriege nicht allein dem achtzehnten und neunzehnten Iahrhundert zuteil geworden ist, sondern daß sich die drohenden Schatten solches Krieges selbst über das erleuchtete zwanzigste Iahrhundert verdunkelnd gewälzt hätten, so müßte gegen diese schwarze Verleumdung unserer aufgeklärten Epoche natürlich protestiert werden.

Wir leben — wie erinnerlich — in der Zeit der Demokratie. England genießt nicht allein den Vorzug des Parlamentarismus. Wir haben Parlamente von Petersburg bis Lissabon und von Christiania bis Konstantinopel und bis Teheran und Tokio; und zum Teil Parlamente, die auf außerordentlich fortgeschrittenem Wahlrecht aufgebaut sind; wir haben Preßfreiheit, wir haben Redefreiheit, wir haben die Millionen und Millionen arbeitsamer Menschen in Handel und Industrie, die in allen Ländern der Welt den Frieden wollen, die gezwungen sind, ihn zu wollen, um mit den Ihren leben zu können; wir haben jene einflußreichen Gebildeten jeder Zunge, die die Kultur lieben, und die den Krieg, den Zerstörer der Kultur, hassen; wir haben in den großen Industriestaaten die mächtige Arbeiterbewegung, die so wirkungsvoll bei jeder Gelegenheit gegen den Krieg demonstriert; wir haben die Friedensgesellschaften und das Haager Schiedsgericht; wir haben — die Tinte droht mir bei dieser Aufzählung auszugehen — ja, wir haben sogar niemanden von Einfluß, der es nur wagte, kühl zu erklären: Ich betrachte den Krieg als das gegebene Instrument, um in d em Falle eine andere

Nation in ihrer ruhigen Entwickelung zu knicken und zu vernichten, wenn auch sie vorwärtsstrebend ihrem friedlichen Wachstum weiter zu leben wünscht. Über die Zeiten Macchiavellis sind wir hinaus, und heute sagt jedes Volk in seiner Sprache und jeder Minister der auswärtigen Angelegenheiten in seinem Parlamente: 6o«<1 ^,11 arnou^ natioug. Das ist bekannt genug; wir sind auch stolz genug hierauf . . . und doch . . .

Im Sommer des Heils 1911, als er am heißesten war, lag die englische Flotte kriegsbereit an der Ostküste von England und Schottland, und sie wartete nur auf das Zeichen, um die deutschen Häfen zu bombardieren, und um die deutsche Flotte, wenn möglich, zu vernichten; ein englischer General überzeugte sich davon, daß das französische Heer an den d eutsch en Grenzen kriegstüchtig sei, um nach Deutschland einzumarschieren; ein englischer Parlamentarier behauptete, daß 150 (XX) Mann englischer Truppen für den Kontinent bestimmt waren, um gegen Deutschland an der Seite der Franzosen zu fechten, und Lloyd George, dieser englische Minister, der mit Recht bisher soviel Sympathie auch in deutschen liberalen und sozial gesinnten Kreisen gefunden hatte, er hielt eine Rede gegen Deutschland, die bei uns als die ernsteste Drohung aufgefaßt werden mußte, und die den französischen Chauvinismus gegen uns bis zum Siedepunkt hätte steigern können.

Das sind die Tatsachen, und aus ihnen sollte man schließen können, daß das humane und freiheitliebende und die Freiheit anderer — wie es behauptet — respektierende England durch deutsche Provokationen auf das äußerste gereizt worden sei. Deutschland stand augenscheinlich im Begriff, unter nichtigem Vorwande über ein anderes Kulturvolk — nämlich über die Franzosen — herzufallen, und England mußte durch dieses barbarische Deutschland, wenn nicht zur Stunde, so doch in der Vergangenheit, schwer in seinen legitimen Interessen verletzt und geschädigt worden sein.

Wenn nun ein künftiger Historiker die vielen enggedruckten Spalten der Rede Sir Edward Greys in den englischen Zeitungen liest, in der er nachträglich — Ende November — die politische Lage im Sommer des Iahres 1911 aufzuklären suchte, so muß er erstaunen.

Aus feststehenden Tatsachen kann also geschlossen werden, daß England kriegsbereit war, um sich auf Deutschland zu werfen, und daß es geprüft hatte, ob Frankreich zu gleichem Vorgehen hinlänglich gerüstet sei. Und die Ursache?

Sir Edward Grey führt für die politische Lage in jenen Tagen
zwei Ursachen an: Deutschland hatte ein einziges Kriegsschiff —
eines der winzigsten seiner Marine — in den Hafen von Agadir an
der marokkanischen Westküste gesandt. Darüber war England be-
unruhigt. Aber der deutsche Botschafter in London hatte bereits am
4. Iuli, wie Sir Edward Grey dem Parlament bekannt gab, die folgende
Mitteilung der „Foreign Office" gemacht:
„^2 500N 23 tne 5tate c»t attail5 in ^Illlocco N25 re5umeä it3
tormer yuier 23pect, t,iie 3üip cn^r^ecl witü ttU3 protectüve uii5-
«oll 5üall leave tu« pc»rt ot ^aclil."
Sir Edward war durch diese Eröffnung augenscheinlich nicht be-
friedigt; denn am 3. Iuli kam er dem Botschafter gegenüber nochmals
auf die gleiche Angelegenheit zurück, und weil Deutschland — dies die
zweite Ursache — jetzt bis zum 24. Iuli schweigend verharrte und erst
dann die gleiche Versicherung wie am 1. Iuli nochmals abgab, steigerte
sich die Kriegsgefahr bis zur drohenden Rede von Lloyd George. Das
ergibt sich als Substanz aus der Rede von Sir Edward Grey.
Man muß sagen, daß nicht oft ein Minister seinem eigenen Ansehen
eine schwerere Schädigung vor dem Richterstuhl der Geschichte zugefügt
hat als Sir Edward durch seine Ausführungen vor dem Unterhaus, —
wollte man ihm aufs Wort glauben.
Eine Erklärung, die bereits abgegeben war, genügte damals
nicht; und diese selbe Erklärung genügte dann am 24. Iuli. Und weil
diese zweite Erklärung, die nichts Neues enthielt, nicht früher eingelaufen
war, türmte sich das schwere Gewitter eines europäischen Krieges am
Horizonte auf.
Zugegeben, daß die Entsendung des „Panther" ein diplomatischer
Fehler war — ich bin der Ansicht, diese Entsendung war für Deutschland
eine politische Notwendigkeit, um Frankreich überhaupt zu diplomatischen
Verhandlungen zu veranlassen, — zugegeben, daß die deutsche Schweig-
samkeit vom 3. bis 24. Iuli eine diplomatische Taktlosigkeit war, — ich
bin der Ansicht, daß, nachdem Deutschland seine Erklärung abgegeben
hatte, es nicht veranlaßt war, von neuem das Wort zu ergreifen, —
aber gibt man auch Sir Edward Grey in allem, was er für Deutschland
Belastendes und für die englische drohende Haltung Entlastendes an-
führt, recht, — ist dann diese Entsendung des „Panther", ist dieses
vierzehntägige Schweigen selbst nur ein geschickter Vorwand, um
die Inspektion französischer Truppen längs unserer Grenzpfähle durch

einen englischen General zu erklären, um die Kriegsbereitschaft der eng, lischen Flotte begreiflich erscheinen und um die Rede von Lloyd George in die Welt und an die Ohren französischer Chauvinisten hinausgehen zu lassen!

Hätte Sir Edward Grey aus solchem Anlaß Europa an diesen Abgrund geführt, so wäre er ein Narr und noch dazu ein frivoler Narr. Aber Sir Edward ist weder frivol noch ein Narr, sondern nach allem, was über ihn bekannt ist, ein ernster Mann, zugeknöpft, folgerichtig handelnd, beharrlich und auf seine Weise zweifellos ein echter englischer Patriot.

Und wie sind gleichwohl die aufgedeckten Gegensätze zu versöhnen? Wenn ein Steinchen, das von einem Berggipfel sich losgelöst hat, schließlich eine Lawine verheerend ins Rollen bringt, so müssen Schnee, SSchutt, Erdmassen, über die das Steinchen zu Tale hüpft, schon so gelockert sein, daß sie sich aus dem kleinen Anlaß zu zermalmendem Sturze abwärts in Bewegung setzen. Immer und immer wieder springt aber ein solch Steinchen auch unbeachtet in die Tiefe.

Sokonnte auch die Entsendung des „Panther" nach Agadir und unser vierzehntägiges Schweigen ein diplomatischer Zwischenfall ohne Folgen und ernste Bedeutung bleiben. Ja, Sir Edward Grey hätte sogar in Berlin mit aller Bestimmtheit in Rücksicht auf die Entente die Erklärung abgeben können, daß er eine Vergewaltigung Frankreichs nicht passiv hinnehmen würde. In verwandtem Sinne hat Deutschland seine Stellung präzisiert, als es sich um den Versuch handelte, Österreich-Ungarn bei der Einverleibung von Bosnien und der Herzogowina unter das Ioch einer Konferenz zu zwingen. Freilich ohne Lärm und ohne Provokation zerriß damals Deutschland das Netz, das die Tripleentente gewoben hatte. Ganz im Gegenteil zu diesem Verhalten trat England in der neuesten Krisis pr o v o z i er e n d auf die Seite Frankreichs. Ein erheblicher Teil der englischen Presse billigte, ermunterte diese Haltung, schärfte die Gegensätze und begleitete mit entsprechendem Kommentare die Inspektion von French und die Rede von Lloyd George. Solche Eindrücke mußten die französischen Revanchepolitiker zu einem entscheidenden Schritt aufstacheln, mußten in Deutschland aufreizend wirken, und wenn diese Aufreizung hüben und drüben zum Kriege oder zu einer Demütigung Deutschlands nicht führte, so ist das Verhalten der offiziellen englischen Politik und der ihr sekundierenden englischen Presse hieran unschuldig.

Es wäre naiv, anzunehmen, daß ein so kühl wägender und klar
blickender Staatsmann wie Sir Edward Grey diese Möglichkeiten nicht
sollte vorausgesehen haben. Eine solche Voraussetzung hieße leichtfertig
seine Fähigkeiten antasten. Er war gewiß nicht blind; aber erwollte
diese Möglichkeiten nicht meiden. Das Ziel konnte nur
sein die Entzündung eines Brandes, der Frankreich, England und Deutsch-
land in Flammen setzte, eine Katastrophe mit ihren weitreichenden Folgen,
oder, wenn Deutschland sich nicht stellte, ein Faschoda für Deutschland,
wie England ein solches Faschoda seiner Zeit Frankreich bereitet hat.
Wenn man die englische Politik rückwärts verfolgt, so kann es nicht
überraschend sein, daß sie an diesem gefahrvollen Punkte ausmünden
mußte.
Mit steigender Energie bearbeitet seit Iahren und Iahren ein großer
Teil der englischen Tagespresse und der englischen Revuen ihre Leser in
einem Sinne, der die bittersten Empfindungen der Engländer gegen
Deutschland aufstacheln muß. Wer die Welt kennt, weiß, daß die eng-
lischen offiziellen Auslands-Vertrcter höchst selten eine gerechte
oder gar wohlwollende Stellung gegenüber deutschen Bestrebungen ein-
nehmen. Der englische Botschafter in Wien brachte in jenem Interview
mit Herrn Münz, — das ausweislich der Staats-Akten nicht stattge-
funden hat — jene Empfindungen zum Ausdruck, die in der englischen
Diplomatie hergebracht sind. Wie die Stellung Italiens im Dreibunde
durch das von England und Frankreich protegierte und durch Vertrag
ermöglichte Tripolisabenteuer außerordentlich erschwert worden ist, so
arbeitet der englische Botschafter in Wien, wie man auf Grund der von
ihm nicht getanen Äußerungen folgern kann, gewiß höchst eifrig an der
Trennung Österreichs und Deutschlands und an der Sprengung des Drei-
bundes, der seit seinem Bestehen Europa den Frieden erhalten hat. Und
die englische, im Sommer 1911 klar zutage tretende offizielle Politik ist
nur der Exponent dieser schwerer zu erkennenden Minierarbeit, wie
beiden als Fundament die Arbeit jenes Teiles der englischen Presse
dient, deren Devise ist: Oeteruiu <!6U8e«, (lermauiam e»«e 6<?Ien<1lliu,
und die im November noch frohlockend Artikel veröffentlichte unter der
Überschrift „^lie Kuell ot tde ^riple ^Maue«""); als ob das Toten-
glöcklein der Triple-Alliance nicht der Wiederbeginn europäischer Kriege
sein würde.

*) In der angesehenen rc>rw!zktI> Keviev. Und das ist nur ein Beispiel
von vielen.

England stellte sich gegen Deutschland in Algeciras; es half, als es galt, bei Gelegenheit der Einverleibung von Bosnien und der Herzegowina diesen Zwischenfall zu einer gefahrvollen Krisis für den Dreibund zu steigern; es führte mit seiner Politik im Sommer 1911 Europa unmittelbar an den Abgrund eines Krieges oder Deutschland an den Abgrund einer schweren politischen Demütigung.

Agadir und unser Schweigen — an sich diplomatische Zwischenfälle ohne entscheidendes Gewicht, konnten zu dem Steinchen werden, das eine schreckensvolle Lawine loslöst, weil seit Iahren und Iahren der europäische Boden unterminiert und, wie wir mit Trauer erkennen müssen, für eine Katastrophe vorbereitet ist.

Warum an diesen Wunden kratzen? Verhüllen wir sie, in der Hoffnung, daß sie heilen werden.

Diese Hoffnung hegten in großer Anzahl Engländer und Deutsche — auch ich selbst — und unter ihnen Männer mit den besten Namen. Man versicherte sich gegenseitig, daß nur Intriganten und Narren und ein kleiner Kreis von Chauvinisten die beiden großen Kulturnationen aneinanderhetzen wollten. Man gab diese ehrlichen und schönen Versicherungen ab bei ernster Zwiesprache und in weit hinaushallenden Toasten und wir, — wohlmeinende Engländer und Deutsche, — müssen uns eingestehen, diese Mittel haben nicht den geringsten Erfolg gezeitigt. Im Gegenteil: Iede nachfolgende Krisis nahm an bösartiger Schärfe zu. Wir haben uns hüben und drüben in der Diagnose getäuscht, und wir haben eine unzweckmäßige Behandlung angewandt.

Es gibt Chauvinisten; es gibt Intriganten; es gibt Sensationshascher; es gibt unzufriedene Kaufleute, die die Konkurrenten sogleich mit Kanonen zusammenschießen möchten, überall. Mit diesen untergeordneten Gegnern könnte man fertig werden. Aber es gibt außerdem im Vereinigten Königreich eine ernste, überaus energisch arbeitende politische Richtung, die über einen Teil auch der angesehenen einflußreichen Presse verfügt, die die stärkste Unterstützung in dem englischen diplomatischen Dienst findet und die im Kabinet bei entscheidendem Anlaß wiederholt Verständnis gefunden hat; diese Richtung betrachtet die Eristenz eines deutschen Reiches, wie es ist, als eine Gefahr für England.

Wir sind gewiß keine politischen Engel, aber das deutsche Reich hat vierzig Iahre den Frieden bewahrt, und man kann nicht behaupten und vor allem nicht beweisen, daß Deutschland je den Versuch gemacht hat, England in einem Lebensinteresse schwer zu schädigen. Und da man

diesen Beweis nicht erbringen kann, so statt seiner die alberne Erfindung von einem geplanten und gänzlich unmöglichen Überfall Englands durch die deutsche Flotte.

Es hat die Situation eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der Spannung zwischen Frankreich und Preußen-Deutschland nach dem Jahre 1866. Die Franzosen wähnten, daß sie die Einigung Deutschlands aus französischem Patriotismus unter allen Umständen verhindern müßten. Hatten sie recht? Und ernste patriotische Engländer wähnen, daß sie zum Besten des Vereinigten Königreiches jeglicher, selbst der friedlichen, legitimen Entfaltung Deutschlands hemmend in den Weg treten und, wenn es ginge, unsere Blüte gewaltsam knicken sollten. Haben sie recht? Das ist eine Frage, die vom Standpunkte der Kultur wie vom Standpunkt kaltrechnender Politik aus unter Engländern zum Austrag gebracht werden muß.

Aber daß so das Problem beschaffen ist, das zwischen England und Deutschland sich auftürmt, dies sollte man hüben und drüben erkennen. Wir, die wir das Vereinigte Königreich lieben als große Kulturmacht und als ein leuchtendes Vorbild freiheitlicher Staatsentwickelung, wir rücken die Kontroverse ins hellste Licht — gewiß nicht, damit die Abneigung gegen England geschürt werde, sondern damit wir eine Politik größter Vorsicht in so gespannter Lage betreiben und doch zugleich bereit sind, jeden ernsten und vor allem greifbaren Beweis für eine Änderung der offiziellen englischen Politik gebührend zu beachten . . .

In unserer Zeit der Demokratie sind Kabinetskriege — natürlich — unmöglich, so herrlich weit haben wir es gebracht. Aber wenn das Wesen der Kabinetskriege darin besteht, daß die Völker den Ursachen des Zerwürfnisses kenntnislos oder sie auf das schärfste verurteilend gegenüberstehen — und ich glaube auch heute, daß die Masse der Engländer und der Deutschen so die abgelaufene Krisis beurteilen —, dann freilich hatten wir im Sommer des Iahres 191l einen sehr ernsten Kabinetskrieg, fast begleitet vom grausigen Echo der Breitseiten und der Batterien. Ein Unterschied bleibt jedoch gegenüber jenen Kabinetskriegen der Vergangenheit, auf die wir voll berechtigten Hochmuts herabblickcn. Wenn nicht die breite Masse des demokratischen Volkes, so muß doch wenigstens ein um so einflußreicherer Bruchteil der Nation hinter dem zum Äußersten entschlossenen Ministerium stehen, und auch das genügt nicht. Der neuen Zeit muß die fernere Konzession gemacht werden, daß dieser Bruchteil die beste Waffe der Demokratie, die Presse, mit höchster Geschicklichkeit für seine Zwecke zu handhaben versteht.

Können wir sehr stolz auf diesen Fortschritt sein?

Das war ein schwüler Sommer im Iahre 1911, als wir den Kabi<
netskrieg durchlebten, und einen bösen Schatten werfen die Ereignisse in
das Iahr 1912 hinein.

War es in Wirklichkeit der letzte, glücklicherweise unblutige Kabi-
netskrieg? Nur dann, wenn die Völker und Parlamente es lernen, kühl
und klug auch die Fragen der auswärtigen Politik zu betrachten.

Wählt man als Maßstab für die Hoffnungen, die wir berechtigter
Weise hegen können, die Urteilsfähigkeit der englischen, politisch so fort-
geschrittenen Nation, dann scheint es, nahe sind wir jenem Ziele nickt.

Berlin, den 12. Dezember 1911.

I>. Bernhard Dernburg

Staats- und Wirtschaftsaufgaben im neuen Kongo

Nur langsam und zögernd ist Deutschland an eine koloniale Ausdehnung geschritten. Der „starke Wille der Nation", der eine darauf bedachte Regierung nach Bismarck tragen müßte, fand sich nur in sehr beschränkten Kreisen. Die Überzeugung von der Wichtigkeit und Wirtschaftlichkeit einer verständigen Kolonialpolitik hat beinahe zwanzig Iahre gebraucht, um in die Masse des Volkes einzudringen, und da der nötige Schwung fehlte, so waren auch die Mittel, welche den Kolonien zur Verfügung gestellt wurden, gering, und zu wirklich durchgreifenden Methoden hat man sich schwer entschlossen. Da kam der Aufstand in Südwestafrika mit seinen ungeheuren Opfern an Menschen und seiner heute noch schwer fühlbaren Belastung mit Kosten, und das hierdurch für die Kolonien entstandene Interesse gab mir Gelegenheit, der Nation zu zeigen, wie denn unsere bisherige Kolonialarbeit keineswegs vergeblich gewesen sei, und wie sie nur an Fehlern kranke, die in Zukunft vermieden werden müßten. Der Stimmungsaufschwung, den die Ereignisse von 1906 herbeiführten, hat dann zu großen Bewilligungen für die Kolonien geführt, mit dem Resultat, daß heute Deutschland die billigste und zweckmäßigst verwaltete Kolonialwirtschaft besitzt. Gleichzeitig verflogen alle jene Nachtgespenster, mit denen die Kanoniere der Kolonialskandale das deutsche Volk beständig in Atem hielten. Die Eingeborenenpolitik, welche wir einschlugen, das System der werbenden Anlagen unter einer getrennten Anleihewirtschaft hat uns nunmehr nahezu sechs Iahre vollständiger Ruhe in unseren Kolonialgebieten ge< geben und das Volk, zumal nicht eine einzige, nicht sofort bestrafte Ausschreitung gegen die Eingeborenen vorgekommen ist, auch moralisch über die Führung der Geschäfte der Kolonialverwaltung beruhigt. Geschädigt hat unsere Kolonialpolitik nur das Treiben, welches gegen kapitalistische

Bernhard Dernburg Staats- und Wirtschafts-
Betätigung, das sogenannte Großkapital, unter Behauptung unzulässig«
Begünstigung angestellt wurde und das selbstverständlich zusammen-
brechen mußte, weil nicht eine einzige der dabei aufgestellten Behaup-
tungen sich als zutreffend erwies. Aber wie ich damals leider voraus-
sagen mußte, ist das deutsche Kapital hinsichtlich kolonialer Unter-
nehmungen vergrämt worden und bis anf den heutigen Tag vergrämt
geblieben.
Nun haben wir von den Franzosen ein erhebliches Stück Zentral-
afrika neu erworben. Die Kritik, die diese Erwerbung erfahren hat, ist
beinahe nirgends freundlich gewesen. Aber mit Kritik wird nichts ent-
wickelt. Wir haben diesen neuen Besitz, er ist in unsere Familie auf-
genommen wie ein nicht sehr willkommner Schwiegersohn, aber er ge-
hört zu uns und wir können ihn nicht anders stellen, als unsere übrigen
Kinder. Die Reichsregierung steht auf dem Standpunkt, daß die Kritik
der Erwerbung nicht berechtigt sei. Man wird ihr zugeben müssen, daß
ähnliches, wie jetzt über den Kongo gesagt worden ist, früher mehr oder
weniger über alle unsere Kolonien gesagt wurde. Jedenfalls erfordert
es unser Ruf als kolonisierende Nation, dessen Entstehen zu ver-
hindern und den herabzuwürdigen wir selbst soviel getan haben, daß wir
nun ohne Weiteres und ohne rückschauende Betrachtung uns des Gegen-
standes mit aller Kraft bemächtigen und versuchen, daraus zu machen,
was zu machen ist.
Wie soll das geschehen? Negativ ausgedrückt lautet die Antwort:
indem wir alle die Fehler vermeiden, die uns unsere bisherige Erfahrung
als solche erkenntlich gemacht hat, und die ich eingangs in kurzen Sätzen
zusammengefaßt habe.
Positiv lautet sie wie folgt: Wir dürfen nichts endgültig entscheiden
bei der Übernahme, ehe wir nicht wissen, was ist. Wie sieht das
Land aus, welches wir bekommen, geographisch, ethnographisch? Wie
wird es verwaltet? Was kann von den Eingeborenen, was kann von den
im Land tätigen Gesellschaften wirtschaftlich und fiskalisch erwartet
werden?
Es ist also nötig, durch mehrere mit nicht zu knappen Mitteln aus-
zurüstende, mit wissenschaftlichem und administrativem Personal hin-
reichend zu versehende Erpeditionen zunächst ein klares Bild der Situ-
ation zu gewinnen, und die Erpeditionen können alsbald nach Ratifi-
kation der Verträge, sowohl auf dem Wasserwege des Kongo und Ubangi
von der See her, als auch auf dem Ssanga und Benue und durch das

aufgaben im neuen Kongo Bernhard Dernburg
Gebiet der Südtamerun-Gesellschaft aus dem alten Kamerun her ihre
Arbeit beginnen. Das Kolonialwirtschaftliche Komitee hat eine
Nassererpedition bereits beschlossen und die Mittel bereit gestellt. Der
erforderliche Apparat für Landerpeditionen ist in unserm Schutzgebiet
vorhanden oder binnen kurzem leicht zu ergänzen. Das Wichtigste hierbei
ist, darüber ins klare zu kommen, welche Grenzen das neue Gebiet haben
muß.
Der Vertrag läßt der Grenzbestiwmung einen weiten Spielraum und
verlangt nur, daß an Wert nicht mehr abgetreten wird, als durch das
deutsch-französische Abkommen in Aussicht genommen ist. Natürliche
Grenzen müssen festgehalten werden, im Interesse beider Teile. Mit
Recht bemängelt sowohl die französische Wissenschaft und koloniale Presse,
wie die deutschen Sachkenner die im Vertrag festgelegten Linien.
Möchten sie nicht vergessen, daß solche in Europa festgelegten Grenzen
besonders bei dem unvollkommnen Kartenmaterial nie einwandfrei aus-
fallen können und daß die Unterhändler sich dessen wohl bewußt waren . .
Zu erstreben sind Bergkämme, Talwege, evtl. leicht übersichtliche Defileen
und zu beachten ist das Zusammenbleiben zusammengehöriger Ein-
geborenenstämme, das Zusammenbleiben von Stamm und Markt, Wohn-
sitz und Erwerbsgebiet. Zu beachten ist auch, daß wirtschaftliche Ein-
heiten, also z. B. erteilte Konzessionen nicht unnötig zerschnitten und
unwirtschaftlich zwischen Deutschland und Frankreich abgeteilt werden.
Zu beachten sind ferner die Kosten der Festlegung der Grenzen. Natür-
liche Grenzen kosten so gut wie nichts und ihre Festlegung ist in kurzer
Zeit vorzunehmen, d. h. führt schleunig aus einem unerwünschten Provi-
sorium zu einem definitiven Zustand. Unnatürliche Grenzen kosten, weil
sie in sehr kurzen Intervallen versteint werden müssen, vielerlei astrono-
mische Beobachtungen zu machen sind, viele Buscharbeit zu tun ist, Jahre
und Millionen in der Festlegung, außerordentliche Summen in der Unter-
haltung in einem Land des Sumpfes und Urwaldes. Was für Frank-
reich eine gute Grenze ist, ist es auch für Deutschland, denn die Grenzen
richten sich nicht gegen den Nachbarn, sondern gegen die beiderseitigen
Eingeborenen und eine von dem Geist der internationalen Solidarität
in kolonialen Fragen getragene Verwaltung sollte keine Schwierigkeiten
finden, auch dann, wenn es sich um größere Grenzregulierungen handelt.
Ungünstig für beide Nationen ist die Südgrenze, weil sie die Ge-
birgsläufe ebenso wie die Flußläufe in Winkel schneidet. Ungünstig ist
der Kongo- wie der Ubangi-Zipfel, weil sie die zu bewachende Grenze

außerordentlich verlängern und dadurch das Übertreten von kriegerischen Eingeborenenstämmen, den Schmuggel von Waren, Schnaps und Waffen erleichtern und an sich wirtschaftlich keinen Wert haben. Beide Nationen werden ein Interesse daran haben, diese beiden Blinddärme schleunigst in der einen oder andern Weise verschwinden zu lassen. Politische Erwägungen werden dadurch nicht verletzt werden. Im Gegenteil, es werden Reibungsflächen vermieden werden, die mit Frankreich entstehen müssen, und Verstimmungen beseitigt, die in Belgien, meines Erachtens unberechtigterweise, entstanden sind. Wenn es für Deutschland wichtig ist, bei einer etwaigen Veränderung des Besitzstandes des Kongostaats mitsprechen zu können, so hat Deutschland als Macht, welche den Kongovertrag unterzeichnet und welche den neuen Besitzstand Belgiens anerkannt hat und auf Grund des betreffenden Paragraphen des deutsch-franzosischen Abkommens dazu unzweifelhaft ein Recht. Dieses Recht wird ihm nie bestritten werden, solange es die Macht hat, es auch zur Anerkennung zu bringen, andernfalls werden ihm auch 12 Kilometer Front am Kongo nichts nutzen.

Festzustellen ist ferner, daß die Grenze der Talweg ist. Die neuen Karten in französischen Zeitschriften zeichnen die Inseln, welche der deutschen Zipfelspitze vorliegen, als französisch bleibend. Das fuhrt zu Unmöglichkeiten. Die Definition ist aber nötig, weil das internationale Recht keineswegs den Talweg ohne Weiteres als natürliche Grenze ansieht, wie er auch zwischen Deutsch-Südwestafrika und der Kapkolonie, Kamerun und Nigerien nicht die Grenze bildet. Wirtschaftlich können diese Zipfel ersetzt werden durch geeignete Eisenbahnbauten, deren Bedingungen dieser Vertrag festsetzt. Diese Eisenbahnbauten müssen alsbald ins Auge gefaßt werden. Daß wir in Südwestafrika keine Eisenbahnen hatten, hat uns eine halbe Milliarde Mark gekostet. Daß wir seit sechs Iahren Ruhe in unsern Schutzgebieten haben, ist die Folge unserer Bahnpolitik in Verbindung mit der Eingeborenenrolitik. Für Eisenbahnen ist es nie zu früh. Der Eingeborene kann nicht steuern, wenn er nicht verkaufen kann, und wenn aus einem kolonialen Lande nur sehr hochwertige Waren herauskommen, ist es nicht etwa der Beweis, daß nichts anderes darin gezogen werden kann, sondern nur der Beweis, daß durch Mangel von Verkehrswegen nichts anderes herausgebracht werden kann. Bahnen sparen Truppen, sie sind das Weltbeherrschungsmittel kultureller Art. In der Vergangenheit haben wir erst die Aufstände gehabt, dann die Truppen hingeschickt und Blut und Geld ver-

loren, und schließlich Bahnen gebaut. Hier konnen wir die beiden ersten Phasen vermutlich ganz vermeiden. Dazu gehört natürlich Geld. Aber ebensowenig, wie man von einer Fabrik verlangen kann, daß sie rentiere, ehe sie gebaut wird, kann man von einer Kolonie verlangen, daß sie Verzinsung einer Eisenbahn erbringt, ehe sie sie hat. Der Grundsatz: „keine Ausgabe ohne Deckung" ist vortrefflich bei unwerbenden Sachen. Werbende Sachen, das liegt schon im Wort, werben ihre Rente selbst, und wer die Deckung im voraus verlangt, sucht sie doppelt. Bis die Grenzen nicht festliegen, kann die Verwaltung nur provisorisch arbeiten, also auch nur auf Grund eines Pauschales, welches nicht zu knapp bemessen werden darf.

Wichtig ist vor allem für die Entwickelung eines tropischen Landes, wo der Weiße mit der Hand nicht arbeiten kann ans klimatischen und sozialen Rücksichten, daß die Eingeborenen erhalten werden. Im Kongo sind sie stark bedroht. Kein Mittel und keine Mittel sind groß genug, um diesen Zustand zu ändern, und zwar mit aller Kraft von vornherein. Die Sseesse-Inseln im Viktoria Nyansa sind in wenig Iahren absolut ausgestorben. Sie sind dadurch wirtschaftlich wertlos geworden und bleiben eine Gefahr für die Umgegend. So arbeitet die Schlafkrankheit. Wir sind es unserm eigenen wissenschaftlichen Ruf, den wirtschaftlichen Rücksichten auf die Kolonien und der Zukunft des Landes schuldig, daß wir diese Krankheit bekämpfen. Erstes Mittel der Arzt, zweites Mittel die Verkehrswege.

Das Land ist größtenteils aufgeteilt an Konzessionsgesellschaften. Deren Status muß geregelt werden, ehe deutsches Kapital sich an denselben beteiligen soll. Die Grenzen, die der Wirksamkeit dieser Unternehmungen gezogen sind, sind die Kongoakte, die Konzessionen und die Konventionen vom Iahre 1910. Innerhalb dieser müssen wir alle Animosität, die sich ja schon hier und da geltend gemacht hat, zurückstellen und Vertrauen zu der Rechtspflege des Deutschen Reiches erwerben. Die Gesellschaften sind bisher die einzigen Wirtschaftsunternehmungen des Kongo. Ihr tatsächlich aufgewendetes Kapital ist beträchtlich. Ieder unberechtigte Schnitt schneidet in unsere eigenen wirtschaftlichen Nerven. Aber auch deutsches Kapital kann in den Kongo gehen. Schwierigkeiten von den französischen Gesellschaften, Plantagenland usw. zu erwerben, wird man nicht erwarten dürfen, denn daß noch Plantagen entstehen, ist zweifellos ein öffentliches Interesse. Aus Gründen öffentlichen Interesses sind die Gesellschaften aber genötigt, Ländereien abzu-

geben. Nur durch Kapital kann ein solches Land erschlossen werden. Weiße Siedlung ist ausgeschlossen, andere Wege eristieren nicht. Vielleicht kommt die Regierung zu der Überzeugung, daß die Mittel, die sie bisher ausgeworfen hat, für den Zweck nicht reichen. Sic hat ihre These zu beweisen, daß dieses Land nicht wertlos ist, sondern daß etwas daraus gemacht werden kann. Sie wird dazu bereit sein, ihre bisherige Erkenntnis zu korrigieren. Die Nation aber hat ein Interesse daran, darauf zu bestehen, daß die alten Fehler, mangelnde Erkenntnis, mangelnde Verkehrswege, mangelnde Mittel nicht wiederholt weiden, und sie muß mit der größten Energie darauf wirken, daß diese Mittel nicht versagt werden.

Wir wissen noch sehr wenig vom Kongo. Viele ziehen daraus den Schluß, daß da nichts sein könne. Ich ziehe daraus den Schluß, daß jedes Urteil verfrüht ist. Meine Erfahrung beweist mir (v ille: die Diamanten in der Namib), daß in den Kolonien alles immer anders kommt. Wir wollen nicht optimistisch sein, aber wir wollen mutig sein und selbstbewußt, wie wir es in kolonialen Dingen zu sein ein Aecht haben, und vor allen Dingen die koloniale Kunst an dem neuen Kongo nach den Erfahrungen ausüben, die wir wahrhaftig teuer genug erkauft haben.

«Prof. vi.. Hermann Vambery:

Das unglückliche Persien

Als Nasslul Mulk, der heutige Regent Persiens, im Iahre 1901 in
Begleitung des Königs Mozaffar-ed-din einige Tage sich in Budapest
aufhielt und mich mehrere Male besuchte, da konnte es ihm auch nicht im
entferntesten einfallen, daß sein durch lange Tyrannei und Despotismus
zugrund gerichtetes Vaterland als ein konstitutionelles Land sich entpuppen
und daß er daselbst die Rolle eines Reichsverwesers bekleiden wird. Zu
beneiden ist der hochgebildete Abulkassim Chan (denn dies ist sein eigent-
licher Name, der früher erwähnte ist sein Titel) keinesfalls. Wie ich seinen
Reden entnommen, hat seine Erziehung in Orford, wo er Lord Curzon
und Sir Edward Grey zu seinen Schulkollegen gezählt, ihn mehr zum
Engländer als zumPerser herangebildet, und in der Verschiedenheit zwischen
den Weltanschauungen beider Völker liegt wohl auch der Hauptgrund
des zwischen ihm und dem Medschliß (Parlament) bestehenden Zwiespaltes.
Er hat den unmündigen Schah Ahmed und das noch mehr unmündige
Parlament zu überwachen, und zwar in einer solch kritischen Periode,
die man außerhalb Persiens sich gar nicht vorstellen kann. Von Ordnung
war und ist keine Spur zu finden, Gesetze hat es in diesem unglücklichen
Lande nie gegeben, und Geldmittel, die ehedem ausschließlich in die Säckel
des Schahs flossen, sollte nun Herr Morgan Shuster, der aus Amerika
geborgte Schatzmeister, herzaubern. Unter solchen und noch viel andern
Schwierigkeiten wurde die vielversprechende Ära der Konstitution
inauguriert. Konstitution und Freiheit in einem Lande, wo man diese
Worte nie gehört und nicht verstanden, haben allerdings bei den Kennern
moslimisch-asiatischer Verhältnisse die größte Überraschung hervor-
gerufen, und die Ersprießlichkeit dieser Neuerung ist auch an vielen Orten
bezweifelt worden. Doch mit Unrecht. Alle, die mit Land und Leuten
in Persien vertraut waren, die den nationalen Geist des Perservolkes
gekannt, waren dessen so ziemlich sicher, daß diese auffallend scheinende

Neuerung hier auf fruchtbaren Boden fallen kann, denn der rege Geist
der Perser und ihr Patriotismus stand von jeher im ganzen moslimischen
Osten unvergleichlich da. Trotzdem die Ära der Vorbereitung zum Über-
gang vom wilden Absolutismus zum Regime der Freiheit hier nicht so lange
gedauert wie in der Türkei, so hat sich doch in erstaunlich kurzer Zeit gezeigt,
daß diese Neuerung aus dem fernen Westen hier rasch Verbreitung gefunden
und daß zwei Iahre hinreichend waren, um die Begriffe Konstitution,
Parlament, Demokratie usw. ganz geläufig zu machen. Ia, Persien ist nicht
nur die älteste Monarchie der Welt, sondern auch der Sitz einer alten Kultur,
deren Erinnerung den Einwohnern in Fleisch und Blut gedrungen und
wo die geistigen Errungenschaften fremder Völker leicht Eingang finden.
Das Unglück des Landes bestand eben in seiner Nachbarschaft mit
solchen Staaten, denen Grenzerweiterung und Ländererwerb mehr am
Herzen lag als die Verbreitung der europäischen Kultur und die Aufklärung
der Menschheit im allgemeinen. Rußland, das schon zur Zeit Peters
des Großen nach persischem Gebiet die Hand ausgestreckt, hat im Laufe
der Zeit der Kejjansmütze, wie die Krone Persiens genannt wird, mehr
als einen Iuwel abgenommen, und nachdem der russische Adler in den
turkestanischen Chanaten sich festgesetzt und den räuberischen Turkomanen
den Garausgemacht, da mußtenotgedrungen seine unmittelbareNachbarschaft
an dem Nordrande Irans, am Arares und im Süden des Kaspisees sich
um so fühlbarer machen, und am Hofe der Kadscharen in Teheran hatte
man stets die schwarzen Wolken im Norden mitder größten Angst beobachtet.
So oft ich mitMozaffar-ed-din Schah, dem Vater des Erschah Mohammed Ali,
von der Zukunft seines Landes sprach und der Beziehungen zum Ausland
Erwähnung tat, hatte seine Miene sich sofort verändert, und nur in seinem
Plane bezüglich der Verleihung einer Konstitution fand er einige Aufheiterung.
Der schwache, aber gute Schah hatte sich aber in seiner Rechnung geirrt.
Rußland ist nicht der Staat, wo freiheitliche Institutionen einen guten
Eindruck machen, und das konstitutionelle Persien war ihm auch schon des-
halb viel mehr verhaßt als die frühere despotische Regierung, weil es vom
erwachten Nationalgefühl bei der Realisierung seiner alten Pläne größeren
Widerstand erwartete. Die russische Gegnerschaft gegen das freiheitliche
Persien war daher offenkundig, und weil man der alten Rivalität mit
England Rechnung tragen mußte, so blieb nichts anderes übrig, als mit
diesem Gegner sich zu verständigen und das Wohlwollen mit dem Preis
eines unbedeutenden und wertlosen Stück Landes sich zu erkaufen.
Auf diese Weise ist das englisch-russische Übereinkommen von 1907 zustande

gekommen, bei welchem es sich einstweilen nicht um Eroberungen, sondern um Einteilung von Interessensphären gehandelt, laut welchem den Russen der größte, bedeutendste und in jeder Beziehung wichtigste Teil Irans zufällt, während Großbritannien mit dem südwestlichen Winkel Persiens, einem wüsten, unfruchtbaren Stück Landes sich zufrieden stellen muß. Zukünftiger Pläne bedacht, hat Rußland auch ein Stück neutrales Gebiet zurückgelassen, um sich desselben später zu bemächtigen und auf demselben zum Persischen Golf gelangend das lang ersehnte Ziel einer offenen Straße zum warmen Meere erreichen zu können.
Dem uneingeweihten Auge stellt sich diese Abmachung in einer ganz gefälligen Form dar, zumalen der Grundgedanke dieser Vereinbarung auf der Integrität Persiens beruhen soll und daß keiner der Kontrahenten an eine Besitzergreifung denken darf und soll. Das klingt wohl recht schön, doch fragt sich vor allem, wo in der Welt haben die Russen sich mit Interessen-sphären begnügt, ohne faktische Besitzergreifung ins Auge zu fassen, und wie stellt sich England den Schutz Indiens vor, nachdem sein Rivale in Besitz des größten Teiles Persiens gelangt und der Persische Golf wohl bald darauf von russischen Kriegsschiffen überfüllt sein wird? Es mag ja Leute geben, die den Briten eine so arge Selbsttäuschung zumuten, Schreiber dieser Zeilen gehört aber nicht zu denselben. Nach genauer Prüfung des eigentlichen Sachverhaltes wird es klar, daß die Annäherung zwischen dem Walfische und Elefanten eine erzwungene gewesen ist und daß hier hauptsächlich der herannahende Schatten eines dritten Faktors, d. h. Deutschland, den Ausschlag gegeben hat. Wie die neueste Gestaltung der Dinge in Persien zeigt, war diese Kombination ungerechtfertigt. Deutschlands Politik in Persien zeichnet sich durch Klugheit und Mäßigung aus, und wenn es gleich mit seinen Schullehrern in Teheran Erfolge erzielt, so will man in Berlin von den innern Angelegenheiten Persiens wenigstens vorderhand sich fern halten. Im Arrangement von Potsdam verfolgt Deutschland rein wirtschaftliche Ziele, und die von den Russen erlangten Konzessionen können in der englischen Politik schädlich werden. Mit einem Worte, das englisch-russische Übereinkommen hat die Differenzen zwischen den beiden Großmächten nicht nur nicht ausgeglichen, sondern geradezu noch verschärft, und so wie die gewaltsam unterdrückte Flamme um so heftiger brennt, ebenso wütet die verborgene Feindschaft zwischen den beiden Rivalen in der Reuzeit ununterbrochen fort, trotz all der schein-baren offiziellen Kundgebungen von einem angeblichen Einvernehmen und friedfertigen Absichten. Trotz all den entgegengesetzten Behauptungen

Sir Edward Greys, die von einem ungeschwächten, friedfertigen Einver-
nehmen zwischen den beiden Staaten sprechen, mag es wohl wenig Politiker
geben, am allerwenigsten aber in England, die in diese Versicherungen
ihr Vertrauen setzen.
Am ärgsten kommen bei diesem diplomatischen Komödienspiele die
Perser fort. Es ist kein Geheimnis, daß unsere Kabinette am freiheitlichen
Erwachen der asiatischen Völker keine besondere Freude haben, aus dem
ganz einfachen Grunde, weil der «tatu5 quo ante ihren Erpansionsgelüsten
mehr zuträglich gewesen. Wer sie glauben auch nicht an die Echtheit
dieser Bestrebungen seitens der orientalischen Völker, trotzdem Iapan
uns ganz handgreifliche Beweise gegeben. Nun, was Persien anbelangt,
ist dieser Zweifel ganz ungerechtfertigt. Natürliche geistige Begabung,
ein stark entwickeltes Nationalgefühl und unerhörte Leiden einer despotischen
Vergangenheit haben hier das heiße Verlangen nach Gesetzlichkeit und Frei-
heit schon längst hervorgerufen, und schon vor einem halben Iahrhundert
hat Schreiber dieser Zeilen in seinem Verkehr mit den gebildeten Ständen
Spuren dieses verborgenen Feuers entdeckt. Merkwürdig genug, war
es die Geistlichkeit, diese sonst sehr fanatischen Repräsentanten der Schiiten-
welt, die den freiheitlichen Bestrebungen diesmal Vorschub geleistet und
das in Persien erotische Wort „Konstitution" eingeführt. Der früh
verstorbene Seid Abdullah Behbani hat hierin ganz Außerordentliches
geleistet. Genug, denn Konstitution und Parlament sind gar bald zu natio-
nalen Schlagwörtern geworden, und dort, wo man sich ehedem nicht getraut
hat, dem König ins Gesicht zu sehen — da man fürchtete: vom Glanz der
Majestät blind zu werden — dort haben freiheitliche Komitees dem König
die allerunliebsamsten Bemerkungen gemacht und ihn so behandelt, als
wenn der ehemalige Glanzpunkt der Welt, wieder Schah
genannt wurde, zu einem sterblichen Untertan geworden wäre. Orien-
talische Fürsten, wie Abdul Hamid und Mohammed Ali, haben in diese
Veränderungen sich nur schwer fügen können, und während ersterer in
der Villa Alatini in Salonichi über die Vergänglichkeit irdischer Größe
nachdenken kann, hat letzterer eine Zeitlang in Odessa. und später in Baden
bei Wien auf Mittel gesonnen, um sich in den Besitz der in Verlust geratenen
Krone wieder setzen zu können. Abdul Hamid war nicht so glücklich wie
sein Schicksalsgenosse Mohammed Ali, denn dieser hatte noch als Thron-
folger und Gouverneur von Azerbaidschan sich die Sympathien Rußlands
erworben. Russisch war die einzige europäische Sprache (?), die er erlernte,
und sein vertrauter Ratgeber war ein russischer Iude, allerdings ein Karait,

namens Schapschal, ein späterer Kandidat des Oberrabbinats derKaraiten, in Tschufutkale, der ihn auf dem Wege nach dem Norden geleitet, und tatsächlich ist er auch zum russischen Günstling und Protsgs geworden. Mit dem Schutze des Weißen Padischah an der Newa — ist wohl alles möglich. Der Er-Schah ist nach mannigfachen Irrfahrten wieder in Persien eingetroffen und hat mit dem Inhalt seiner Waffenladungen, die, zur Irreführung der Zollbeamten, die Aufschrift Hunyadi Iänos — Mineral-wasser führten, und mit Unterstützung der Turkomanen ein kleines Heer zusammengestellt, um die liberale Regierung Persiens anzugreifen und seinen eigenen Sohn vom Throne zu stürzen.
Es ist selbstverständlich, daß Rußland den Er-Schah amtlich vollständig desavouierte und jedwede Konnivenz mit diesem Abenteuer in Abrede gestellt hatte. Mit Ausnahme des liberalen Kabinetts an der Themse hatte niemand den russischen Beteuerungen Glauben geschenkt, am aller-wenigsten aber in Persien, wo die Regierung sich schnell aufgerafft und trotz des absoluten Geldmangels dennoch Mittel gefunden, um dem Ein-dringling energisch entgegenzutreten und ihn wiederholte Male aufs Haupt zu schlagen. Mohammed Ali Schah könnte sich heute unverrichteter Dinge wiedernachOdessa zurückziehen und sein dortigesPalais wieder beziehen, wenn der gütige Protektor an der Newa in seiner Weisheit und Herzens-güte nicht anders bestimmt hätte. Daß man in St. Petersburg in der Person Mohammed Ali Schahs das beste Werkzeug zur Begründung des russischen Einflusses und zu einer zukünftigen Ausbreitung in Persien entdeckt hatte, ist leicht begreiflich, man hat daher nie daran gedacht, ihn fallen zu lassen, und während man den Engländern gegenüber seine Unschuld beteuerte und über das Abenteuer sogar den Zornigen und Aufgebrachten spielte, hatte man andererseits im stillen nichts unversäumt gelassen, den Plan des Er-Schah zu unterstützen, d. h. den Kampf mit der persischen Regierung so lange in die Länge zu ziehen, bis eine passende Gelegenheit sich findet, die Maske abzuwerfen und die unsichere Situation zu klären.
Eine solche Gelegenheit hatte sich im Auftreten des früher erwähnten Schatzmeisters Morgan Shuster geboten, der sein Amt ernst nahm, die persischen Finanzen ordnen wollte und ohne Rücksicht auf die Interessen Englands und Rußlands energisch und streng vorging. In seinem an die Times gerichteten Schreiben legt Herr Shuster die Intrigen Rußlands ganz offen dar und beweist, daß seine der übernommenen Pflicht entsprechende Handlungsweise mit dem Vorhaben Rußlands kollidieren mußte. Dieses Schreiben hat die Lage noch verschlimmert, und Rußland

trat mit der Bemerkung hervor, daß die persische Regierung fortan nur
solche Ausländer in persischem Dienste anstellen könnte, die von Rußland
und England approbiert worden sind. Wie dieser Eingriff in die Auto-
nomie des Perserlandes mit dem Versprechen der Aufrechthaltung der
Integrität ausgeglichen werden kann, ist schwer zu begreifen. Es wird
auch gewiß an vielen anderen Widersprüchen nicht fehlen, da das englisch-
russische Übereinkommen, in den Motiven seines Zustandekommens irr-
tümlich aufgefaßt, gerade das Gegenteil dessen zeitigen wird, was den
Engländern vor den Augen schwebte.
Daß man an der Themse ein aufrichtiges Verständnis mit Rußland
angestrebt, um im Besitze des Indischen Kaiserreiches, wo man viele schwere
Millionen investiert hat und wo alle Welt die Achillesferse des britischen
Weltreiches erblickt, sich sicher zu stellen, das unterliegt keinem Zweifel.
Nur fragt es sich: ob der andere kontrahierende Teil ähnliche friedliche
Ziele verfolgt und ob sein Zukunftsplan nicht ein weiteres Vordringen
nach dem Süden Persiens beabsichtigt, d. h. ein Erreichen der warmen
See im Persischen Golfe vor Augen hat? An der Eristenz eines solchen
verborgenen Planes wird niemand zweifeln, wenn man erwägt, daß
der russische Weltverkehr mehr als die Hälfte des Iahres, durch die eisigen
Banden des nordischen Himmels gebunden, sich nicht rühren kann. Was
man am Bosporus versucht hatte, wozu man vor einigen Iahren eine
Eisenbahn durch Ostiran nach Bender Abbas geplant, und was in der
Besitzergreifung von Port Arthur vergeblich angestrebt, das soll nun im
Persischen Golfe realisiert werden; im Persischen Golfe, von dem Lord
Curzon sagte: „Ieder englische Staatsmann, der es zugeben würde,
daß hier eine fremde Macht Fuß fasse, muß als Verräter seines Vaterlandes
betrachtet werden." Auch Lord Lansdowne sagte im Oberhause:
„Sollte England am Persischen Golfe angegriffen werden, so werden
wir uns mit aller uns zur Verfügung stehenden Macht verteidigen."
So naiv ist doch wohl niemand, sich einzureden, daß die Politiker an der
Newa, im Süden Isfahans ihre Interessensphäre für immer abgegrenzt,
durch das im Vertrage offen gelassene neutrale Gebiet hindurch nicht mit
Bender Buschir oder gar mit Baßra kokettieren werden ? Wenn die englische
Diplomatie einer solchen Eventualität durch russische Vertragstreue vorbeugen
zu können glaubt, so ist die bittere Lektion der russischen Politik während der
Eroberung Turkestans an ihr spurlos vorübergegangen. Rußland kann, darf
und wird auch nicht anders handeln, daher sein Einvernehmen mit England
zur bittersten Feindschaft zwischen den beiden Rivalen in Asien führen wird.

Ob dies schon in der nächsten Zukunft oder etwa später eintreffen
wird, das ist irrelevant und hängt überhaupt von den politischen Kon-
stellationen und Absichten der übrigen europäischen Staaten ab. Uns
interessiert vorderhand das Schicksal Persiens, und diesem können wir
nicht umhin ein recht trauriges Prognostikon zu stellen. Dieses Land,
die älteste Monarchie der Welt, war so unglücklich, infolge seiner inländischen
und Europa weniger zugänglichen Lage erst spät vom Einflusse der abend-
ländischen Kultur erreicht zu werden, und als die Türkei schon die erste
Phase der Umgestaltung durchgemacht hatte, da herrschte in Persien noch
altasiatische Anarchie und grauenhafter Despotismus. Am Hofe, d. h.
am Anfang der Regierung Nassr-ed-din Schahs, hatten schwache Versuche
moderner Weltanschauung sich geregt. Der jugendliche König trat auf
Anraten seines Iugendfreundes Melkom Chan in die in Teheran gegründete
Freimauererloge ein, und durrenäum äictu der Schah, der Mittelpunkt
der Welt und König aller Könige, wurde von den übrigen Brüdern per Du
angesprochen. Aus Francma^on wurde Fermasun und später Feramusch,
d. h. Vergessenheit gemacht, indem in der Loge die Sitten und Anschauungen
der Außenwelt in Vergessenheit geraten sollten. Aber diese Neuerung,
mehr ein Kinderspiel, geriet bald in Verfall, in Persien lösten sich immer
mehr und mehr alle Bande der Ordnung und des staatlichen Lebens auf,
und in dem Maße, in welchem die allgemeine Verarmung und Gesetzlosigkeit
zugenommen hat, im selben Maße begann der ohnehin schwache Bau des
politischen Bestandes zu schwanken. Auf die mannigfachen Anleihen
mußten selbstverständlich der ominöse Schatten des Nordens und bald
darauf auch die Bajonette folgen, die, wie es sich eben jetzt zeigt, den
russischen Schützling Mohammed Ali Schah auf den Thron Irans setzen
werden, wo man ihn eine Zeitlang am dünnen Faden der vermeinten
Unabhängigkeit zappeln lassen wird.
Dieses ist nun um so mehr zu bedauern, da die Perser ganz entschieden
das intelligenteste, meist begabte und geistig aufgeweckteste Volk der Islam-
welt sind. Dieses mein Urteil stammt nicht von Chardin her, der die Perser
1e3 ll2ll^ai3 äe 1'olieut genannt, sondern aus meiner persönlichen
Überzeugung und Erfahrung, die ich auf meinen Kreuz- und Querreisen
durch das ganze Land gesammelt und die mich dessen überzeugt haben,
daß Persien im nahen und Mittlern Asien das beste Gebiet einer gedeih-
lichen Verpflanzung der westlichen Kultur wäre. Was in der Vergangen-
heit die Geistesheroen Persiens geleistet, das ist zur Genüge bekannt. Per-
sische Kunst, die erst in der Neuzeit bei uns in Europa bewundert wird,

hat weit und breit Kunstwerke ersten Ranges geschaffen, wie uns die Ruinen von Samarkand, Herat, Isfahan und andere Orte erzählen, und was die Regsamkeit und Unternehmungslust der persischen Kaufleute anbelangt, davon überzeugt uns die Tätigkeit persischer Kaufleute in den Bazaren von Konstantinopel, Smyrna, Beirut, Alerandrien, Kairo, Bombay und anderer Orte. Mit einem Worte, es ist jammerschade, daß es gerade diese Fraktion der moslimischen Welt ist, gegen welche die Übermacht des Abendlandes in verheerender Weise sich richtet. Persien ist nicht von nationalen Sonderinteressen zerklüftet wie die Türkei, denn das türkische Element im Azerbaidschan ist infolge des schiitischen Sekteneifers ebenso streng persisch national, wie der Iranier pm>52Nß, und in der zirka sechs Millionen Einwohnerschaft des Landes herrscht ein politisch-nationales Bewußtsein, das der Regeneriecung des Landes gewiß förderlich sein könnte. Möglich, daß unsere Befürchtungen bezüglich der russischen Eroberungspläne vorderhand noch frühzeitig sind, und daß die Okkupationsarmee von Kuzwin und von Täbris aus jetzt noch nicht südlich weiter vordringen wird, doch mit dem englisch-russischen Übereinkommen ist das Schicksal Irans besiegelt, und die älteste Monarchie der Welt wird wohl bald ihren Lebenslauf beendet haben.

Prof. Dr. Iulius Wolf:

Die Teuemng und ihre Ursachen

Die Klagen über die Teuerung wollen nicht verstummen. Der alte Reichstag hat seine Debatte darüber gehabt, in welcher der Staatssekretär Dr. Delbrück erklärte, daß die Beschäftigung des Reichskanzlers und besonders des Reichsamtes des Innern „seit Monaten eigentlich durch diese Frage absorbiert worden ist", und bereits wird zu einer Aktion großen Stils gerüstet, die auch den neuen Reichstag mit der Teuerung befassen soll: der Gesamtausschuß des Handelsvertragsvereins hat beschlossen, an das neue Reichsparlament bald nach seiner Eröffnung mit der Bitte heranzutreten, die Regierung zu einer Enquete über Gründe und Umfang der Teuerung zu veranlassen.

Die Teuerung unserer Tage trägt weltwirtschaftlichen Charakter, sie ist in der Kulturwelt allgemein; sie ist jenseits des Atlantischen Ozeans, in den Vereinigten Staaten von Amerika nicht weniger zu Hause wie auf dem „Kontinent, dem alten", was freilich nicht ausschließt, daß sie in den verschiedenen Ländern von sehr verschiedener Stärke ist.

In Europa hat Deutschland mittlere Verhältnisse; am geringsten ist England durch sie betroffen, am stärksten Österreich-Ungarn von ihr heimgesucht. Die Vorzugsstellung Englands erklärt sich daraus, daß die britische Insel vermöge ihrer günstigen geographischen Lage Zufuhren von überallher zu den geringsten Transportkosten empfängt, sowie ihre Grenzen zollfrei dem Auslande öffnet. Deutschland verfügt weder transport-, noch zollpolitisch über die gleiche Gunst der Umstände. In Österreich-Ungarn liegen die Verhältnisse aber besonders schwierig, weil dieser Staat erst in den letzten Iahren aus einem Ausfuhrland landwirtschaftlicher Produkte ein Einfuhrland für solche geworden ist. Das geht ohne Preisrevolutionen nicht ab, die ihren Grund darin haben, daß auf den Märkten des betreffenden Landes alsdann der Auslandspreis nicht mehr minus, sondern plus der Fracht ins Ausland Geltung erlangt.

Man wolle daraufhin die Fleisch- resp. Viehpreise der verschiedenen Länder vergleichen. Von 1900 bis 1910 stieg der Preis für Rindvieh in Berlin um 25, in Budapest um 36 Prozent, für Schweine in Berlin um 32, in Budapest um 56 Prozent. Dagegen hat sich in England der Preis für Rindfleisch im Großhandel in der gleichen Zeit nur um 8 Prozent erhöht, der des Hammelfleisches, das in England eine größere Rolle als Schweinefleisch spielt, ist gar um 3 Prozent zurückgegangen. Wenn sonach unverkennbar die Preise in England weniger als in Deutschland gestiegen sind, bleibt es dennoch fürs erste eine offene Frage, wo der Konsument besser daran ist. In der Teuerungsdebatte im Deutschen Reichstag wurde bekanntlich von amtlicher Seite mit Nachdruck die Anschauung vertreten, daß die Zollpolitik nicht nur das Leben in Deutschland mit verteuert, sondern auch dem Arbeiter lohnende Arbeit verschafft und ihn kaufkräftig gemacht habe, gegebenenfalls auch für die Waren zu höherem Preise.

Die Statistik bestätigt diese Darstellung, auf die besonders Herr von Bethmann Hollweg Gewicht legte, die aber als „roter Faden" ebenso die Darlegungen des Staatssekretärs des Innern durchzog. Denn während der „Preis des Lebens" (der Masse) in Deutschland eine Steigerung um vielleicht 15 Prozent erfuhr, sind die Geldlöhne im Reiche erwiesenermaßen um zirka 20 Prozent gewachsen. In England war die Entwicklung die umgekehrte: Ein Steigen der Lebenskosten zu allerdings nur der Hälfte bis zwei Dritteln des deutschen Maßes, gleichzeitig aber eine Lohnsteigerung, die dahinter zurückblieb. So konstatiert der Statistiker Webb eine durchschnittliche Hebung der Löhne im Lande von 1900 bis 1907 um nur 1,8 Prozent. Wo sie größer ist, wie in der Tertilindustrie, da sind besondere Verhältnisse die Ursache, wie andererseits dort, wo, wie in der Montanindustrie (immer nach Webb), die Löhne sogar zurückgegangen sind!

Unter diesen Umständen begreift es sich, daß auch in England die Teuerung im Mittelpunkt des Interesses steht, ganz wie in Deutschland, wie in Österreich-Ungarn, wie auch in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Über die Ursachen dieser universalen Teuerung gehen die Ansichten weit auseinander. In England setzen Winston Churchill, der in allen Sätteln Gerechte, die Times, der Economist sie mit dem Wachstum der Masse der Geldmittel, im besonderen mit der Steigerung der Goldproduktion, in Zusammenhang. Von dieser Erklärung will dagegen Leris in

Deutschland, eine erste Autorität des Gebietes, nichts wissen. Auch
Ives Guyot in Frankreich, ebenso Siegfried, der frühere Handelsminister
daselbst, verwerfen sie.
Man wird in der Tat Mühe haben, sie (unter Berufung auf die
schon von Hume entwickelte Quantitätstheorie, wonach ein Mehr an
Geld entsprechend höhere Preise bedingt) überzeugend zu machen.
Wohl ist von 1900 auf 1910 die Goldproduktion der Welt von
383 000 auf 685 000 Kilogramm, d. h. um 79 Prozent gestiegen. Aber
da im Unterschiede zu den Waren das Geld nicht in den Haushalt ein-
geht, kommt nicht das Wachstum der jährlichen Goldproduktion, viel-
mehr nur das Wachstum des (1900 vorhanden gewesenen) Goldbestandes
in Betracht. Weiter ist nicht zu vergessen, daß ein großer Teil des
Goldes für Lurus- und andere nicht monetäre Zwecke Verwendung findet.
Indessen, selbst wenn man alles das in Betracht zieht, ergibt sich immer
noch eine Steigerung des monetären Goldvorrats von 1900 auf 1910
um 50 Prozent, nämlich von 20,6 Milliarden im Iahre 1900
auf 30,9 Milliarden in 1910. Das scheint dann „Raum" für eine
ansehnliche Steigerung der Preise zu bieten. Dieser gesteigerten Gold-
menge steht jedoch eine entsprechende größere Warenmenge auf den
Märkten gegenüber. Eug. Varga schätzt die Steigerung der Waren-
produktion von 1900 auf 1910 auch auf nicht weniger als 50 Prozent.
Wie sehr die Marktumsätze, welche das Geld zu bewältigen hat, gestiegen
sind, ergibt sich auch daraus, daß sich die Ein- und Ausfuhren überall
mächtig und weit über das Plus der Preise, das etwa 10
Prozent beträgt, gehoben haben, so in England von 1900 auf 1910 im
Verhältnis von 100 auf 162/165, in Frankreich von 100 auf 152/162,
in Deutschland von 100 gar auf 207/224, in Österreich-Ungarn von 100
auf 195/130. Trotzdem mag ein Teil der Steigerung der Preise auf
Rechnung wenn nicht der Geldvermehrung, so der Geldersparung unserer
Tage, die genau so wie eine Geldvermehrung wirkt, zu setzen sein. „Wie
viel," läßt sich mit Sicherheit nicht sagen. Gesichert ist nur das eine, daß
die Vermehrung der Geldproduktion keinesfalls ausreicht, um das
Steigen der Preise zu erklären.
Warum auch sollte die Vermehrung des Goldes speziell den Preis
von Fleisch, von Kartoffeln, von Gemüse — die bei uns von der letzten
Teuerung besonders betroffen erscheinen — gesteigert haben!?
Es liegt nahe, die Witterungsverhältnisse und die Zollpolitik
als Erklärungsgründe heranzuziehen. Indessen können und müssen wir,

da auch Länder wie England, wo die Witterung eine befrie-
digende war und Schutzzölle nicht bestehen, eine Teuerung ver-
zeichnen, und diese Teuerung nicht eine Erscheinung von Monateu
oder nur der allerletzten Iahre ist, sondern Lustren zurückgeht, sie mit
anderen Erscheinungen in Zusammenhang bringen, die welt-
wirtschaftlicher Natur sind. Und als solches weltwirtschaftliches
Phänomen weist sich dann die Tatsache aus, daß nicht bloß die Aus-
weitung der heimischen, vielmehr auch die der Weltproduktion Schwierig-
keiten begegnet. Im besonderen kommt hier das Gesetz der Kostenver-
mehrung bei „additioneller Produktion", wie das Gesetz der „technisch-
ökonomischen Entwicklungsgrenze" in Frage.
Das erste, in dem für die Landwirtschaft in Betracht kommenden
Ausschnitt seit längerem bekannt, besagt, daß zusätzliche Produktion pro
Einheit des Produkts ein Mehr an Kosten erfordert. Das Gesetz gilt in
Wahrheit über den Bereich der Landwirtschaft hinaus, ist als Teuerungs-
auelle aber jederzeit vornehmlich in der Landwirtschaft wirksam gewesen.
Außer Kraft kann es gesetzt werden bei überreichlicher „Natur", wenn
statt „additionelle" Produktion auf bereits angebautem Boden verschie-
dener Qualität zu suchen, neuer ergiebigerer Boden angebrochen werden
kann. Diese Möglichkeit bestand in der Blütezeit der nordamcrikanischen
Konkurrenz. Ietzt meldet sich auch in Amerika die Knappheit der Natur
und kommt in der Steigerung der Bodenpreise überaus drastisch zum
Ausdruck. Für zollgeschützte Volkswirtschaften spitzt sich das in Frage
stehende Gesetz aber dahin zu, daß wenn sie in ihrem Bereich nicht den
ganzen Bedarf der Nation zu mäßigen Kosten aufzubringen vermögen,
die aus dem Auslande einzuführende Menge überdies eine Preisstei-
gerung durch die Zölle erfährt. Machen wir die Probe aufs Erempel
wieder mit dem Fleisch. Der deutsche Viehbestand auf 100 Einwohner
ist trotz wesentlich höherer Preise gewesen:

	1873	1907
Rindvieh	38,1 Stück	33 Stück
Schweine	17,4 „	35,4

Daraus erhellt, daß die Produktion von Rindfleisch dem Bedarf nicht
zu folgen vermochte. Dazu hätte es noch einer weiteren Steigerung der
Preise als bisher bedurft. Übrigens gilt das Gesagte selbstredend auch
für die Produktion der Pflanzenstoffe, vor allem auch für das Getreide.
Soweit eine Versorgung aus den transozeanischen Produktionsgebieten
in Betracht kommt, hätte dieses Plus der Produktionskosten nur durch
Herabsetzung der Frachten ganz oder teilweise wettgemacht werden

können. Aber hier stellt sich das Gesetz der technisch-ökonomischen Entwicklungsgrenze in den Weg. Nachdem die Fracht für Weizen von Chicago nach New Jork bei Benützung von Wasserweg und Bahn von noch 27 Cents pro Bushel in 1873 auf 5 Cents Ende der 90 er Iahre und die Fracht New Jork—Liverpool von 14 auf 3 Cents zurückgegangen ist, ist ein weiteres beträchtliches Sinken als Ausgleich für das Steigen der Gestehungskosten, bezw. für die sich „vordringlich" meldende Knappheit der „Natur" nicht mehr möglich.

Wäre dem Fortschritt sonach nicht hier eine Grenze gezogen und wäre infolge zunehmender Besiedelung nicht das Gesetz der Kostenvermehrung bei additioneller Produktion auch in Amerika wirksam geworden, stünde also neues bestes Land zur Vermeidung der Kostenvermehrung bei zusätzlicher Produktion nach wie vor für ein „Nichts" zur Verfügung, so wäre der europäische Kontinent auch weiter unter das Wasser der transozeanischen Konkurrenz gesetzt und die Preise wären mäßig geblieben. Aber diese Zeiten sind vorbei. Und darauf, daß dem so ist, haben wir die Teuerung als weltwirtschaftliche Erscheinung zurückzuführen. Dürren spielen nur eine vorübergehende Rolle. Auch die Verlängerung der Golddecke bezw. die Verminderung des Bedarfs nach Gold und Geld kommt, wenn überhaupt, so nur supplementär in Betracht. Die letzten Gründe des Phänomen, inmitten dessen wir stehen, liegen tiefer.

Der Wirksamkeit dieser volks- und weltwirtschaftlichen Zusammenhänge sind wichtige Partien meiner „Nationalökonomie als erakte Wissenschaft" und jetzt wieder in einem demnächst erscheinenden Buche „Die Volkswirtschaft der Gegenwart und Zukunft" gewidmet. Es handelt sich hierbei um Beziehungen, die einmal wohl „außer Kraft" gesetzt, eine Zeitlang in ihrer Wirkung aufgehoben werden konnten, ohne daß Ähnliches, da ein sechster und siebenter Kontinent auf unserm Planeten nicht mehr aufzuschließen ist, für die Zukunft zu erwarten steht. Auch die synthetische Erzeugung unseres Nahrungsbedarfs hat geringe Aussichten. Und so mag bei günstigeren Ernteverhältnissen die Teuerung wieder ein Stück zurücktreten, der Hochpreis durch mäßige Preise abgelöst werden, so mag auch die Teuerung in Ländern des Freihandels minder vehement sich äußern als in solchen des Schutzzolls, „auszuschalten" aus der Weltwirtschaft ist die Teuerung längst nicht mehr, sie ist ein Gesetz unserev ..Entwicklung".

Graf Albert Apponyi:

Internationale Rechtsbildung

Ist es wohl an der Zeit, heute von Friedensbewegung und Völkerrecht zu reden, angesichts der Dinge, die im Becken des mittelländischen Meeres vor sich gehen, angesichts der Enthüllungen über die nun verschwundene Kriegsgefahr, die, ohne einen für den gewöhnlichen Verstand begreiflichen Grund, drei der größten Kulturvölker und damit die ganze zivilisierte Welt bedrohte? Fast schmerzlicher noch als die Tripolitanischen Ereignisse berührten den Friedensfreund diese Enthüllungen und insbesondere die Spannung zwischen England und Deutschland, für welche der Außenstehende keine Ursache zu finden vermag, als etwa die, daß sie beide groß und mächtig sind und jedes in der Größe und Macht des Andren eine Bedrohung oder einen Gegenstand des Neides sieht. Hatte man auch nicht die Illusion, daß es nie mehr zu Konflikten wirklicher Lebensinteressen kommen werde, so dachte man doch, Spannungen dieser Art seien überwunden. Soll nun der „Krieg gegen den Krieg" die Flinte ins Korn werfen, weil die Sachen schlimmer stehen, als selbst die Realpolitiker unter den Idealisten (keine contradictio ill tennini5) hofften und glaubten?

Nein; erst recht nicht. Daß noch mehr Arbeit zu tun ist, als man wähnte, kann nur ein Ansporn zu größerer Anstrengung sein. Demnach begrüße ich mit Freuden die Nachricht von den ersten Vorarbeiten zur dritten Haager Friedenskonferenz, die wie Glockenton in das dumpfe Rollen kriegerischer Warnungsschüsse hineinklingt. So wenig erscheint mir diese Konferenz als ein Paradoron in unserer bewegten Zeit, ja ebenso ganz besonders erscheint sie mir heute motiviert, wie ich die Errichtung von Schulen, von Spitälern u. s. w.

gerade dort und dann als besonders motiviert betrachte, wo und wann
am meisten Unwissenheit, Krankheit und andere Übel herrschen.
Es ist also mehr als je zeitgemäß, sich mit Fragen der nächsten
Haager Friedenskonferenz, sowie überhaupt mit der Zukunft und
der Bestimmung dieser Konferenzen zu beschäftigen.
Daß ich es gleich heraussage: ich sehe ihre Bestimmung in
der Evolution zu einem ständigen Organ systematischer internationaler
Rechtsbildung. Indem die letzte Haager Konferenz, freilich noch
etwas verklausuliert, den Beschluß faßte, daß diese internationalen
Zusammenkünfte fortan auch ohne einen besonderen konkreten Anlaß
periodisch und sozusagen automatisch zusammentreten sollten, stellte
sie die Fortentwickelung der Institution selbst auf dieses Schienen-
geleise. Daß dies vielleicht nicht in vollem Bewußtsein der Tragweite
eines solchen Entschlusses geschah, tut nichts zur Sache. Gerade jene
Initiativen besitzen die größte Bedeutung, die ohne bestimmte Absichtlich-
keit, als organische Produkte eines wirklichen Bedürfnisses entstehen;
ihnen ist, eben wegen der Realität der Triebkraft, welche sie vorwärts
treibt, der Erfolg sicher; während das planmäßig Gewollte oft nur
eine individuelle Lieblingsidee vorstellt, deren Schicksal meist baldiges
Vergessen ist.
Ich will mich hierüber in Kürze und möglichst deutlich aussprechen.
Es ist vom Beginn an das Schicksal der Haager Konferenzen
gewesen, nicht genau jenem konkreten Zwecke zu dienen, zu welchem
sie einberufen wurden. Die erste derselben versammelte sich im
Iahre 1899 auf Einladung des Kaisers von Rußland, um über die
Einschränkung der Rüstungen zu beraten; sie leistete in dieser Richtung
gar nichts, schuf aber den internationalen Schiedsgerichtshof und
ein ganzes Schiedsgerichts- und Vermittlungsverfahren. Die zweite
Konferenz im Iahre 1906 sollte über das obligatorische Schiedsgericht
beschließen, brachte es aber — trotz bedeutender Fortschritte — zu
keiner Einigung hierüber und schuf statt dessen eine Reihe wichtiger
völkerrechtlicher Bestimmungen. Die Fülle der Fragen, die aufgetaucht
waren, ohne in einer Tagung gelöst werden zu können, zeitigte der
oben erwähnte Beschluß, der, obwohl im allgemeinen wenig beachtet,
mir als ein Ergebnis von unberechenbarer Tragweite, als der Aus-
gangspunkt einer neuen Ära in der Entwickelung des Völkerrechtes
erscheint.
Wie ging diese Entwickelung bisher vor sich? Systemlos und

sprungweise. Rechtsbildende Gewohnheit ist die eine seiner Quellen,
Verträge, Kongreßbeschlüsse die andre; subsidiär diente auch die wissen-
schaftliche Doktrin als Rechtsquelle, wenn man es eben wollte.
In der Wissenschaft ist aber das meiste kontrovers, im (inter-
nationalen) Gewohnheitsrecht widerspruchsvoll und unbestimmt. Präzise
Rechtsbildung finden wir nur als Ergebnis von Verträgen und —
mit allgemeiner Geltung — in Kongreßakten. Das Charakteristische
dieser Rechtsbildung ist aber ihr Entstehen aus konkreten Anlässen;
tauchte eine Schwierigkeit auf, so wurde sie, vor oder nach dem
Kriege, auf solche Weise gelöst; es wurden eben jene Rechtssätze
aufgestellt, welche auf diese bestimmte Schwierigkeit Bezug hatten,
etwa noch auf damit Zusammenhängendes. Ein Rechtssystem aber,
welches im allgemeinen die Beziehungen der Staaten zueinander
regelt (ich spreche hier wohlgemerkt nur vom internationalen
öffentlichen Recht, nicht vom internationalen Privatrecht,
noch von den internationalen Unionen), konnte und kann auf diese
Weise nicht entstehen. Iene Prävention, jenes Voraussehen und
Verhüten von kommenden Übeln, jenes Schaffen von allgemeinen
Grundlagen der Rechtssicherheit und des Wohlergehens, welches
das Charakteristikon der nationalen gesetzgeberischen Arbeit ist
(oder doch sein soll), wurde auf dem Gebiet der internationalen Rcchts-
'bildung kaum je angestrebt.

Es will mir scheinen, daß dies nun anders werden soll.

Der oft erwähnte Haager Beschluß entspringt dem Empfinden
eines Bedürfnisses in dieser Richtung. Man arbeitet, vielleicht ohne
es zu wissen, auf die Schaffung einer konstanten internationalen
gesetzgebenden Gewalt hin. Natürlich geschieht dies unter voller
Wahrung des Souveränitäts-Prinzipes; internationales Recht kann
nur auf dem Wege des Übereinkommens gebildet werden; aber
dies soll fortan nicht sporadisch, nicht po5t te5tum. sondern systematisch
und präventiv geschehen.

Es ist ja möglich, daß ich irre, daß diese ganze Sache wie so viel
anderes Schöne und Ersprießliche in den Initiativen aller Zeiten,
im Sande verlaufen wird. Ich glaube das aber nicht, weil die Logik
der Entwickelung, deren Zeugen wir sind, dahin drängt.

Das Abgleiten der Haager Konferenzen von ihrem ursprünglich
festgesetzten Programme erfolgt überhaupt nach den Gesetzen einer

Logik, welche wirkte, obwohl sie für uns erst nachträglich erkennbar
wurde.
Die erste Konferenz kam von der Abrüstungsfrage zur Organisierung
der Schiedsgerichtsbarkeit, weil die Schaffung von Mitteln zur Verhin-
derung der Kriege,der Verminderung der Kriegsmittel gegenüber in de:, Tat
das logische Prius vorstellt. Die zweite Konferenz' kam von der
Fortbildung der Schiedsgerichtsbarkeit zur Fortbildung des materiellen
Rechtes, weil, auch auf internationalem Gebiete, dieses eine logische
Voraussetzung des richterlichen Verfahrens ist. Man fühlte das vielleicht
nur unbestimmt im Haag: die seitherigen Phasen der Schiedsgerichts-
bewcgung haben es jedem klar gemacht.
Auch die enthusiastischesten Anhänger der Schiedsgerichtsidee
konnten sich nämlich nicht verhehlen, daß die Anwendbarkeit dieser
Idee gewissen Beschränkungen unterliegt. Man suchte aber diese
Schranke vornehmlich in gewissen völker-psychologischen Momenten,
in der vorausgesetzten Abneigung der Völker, vitale Fragen fremdem
Einfluß, sei es in Form richterlicher Entscheidung zu unterwerfen. Daher
die bekannte Klausel der nationalen Ehre und Lebensinteressen, die,
als Ausnahme von der gegenseitigen Verpflichtung, beinahe in allen
Schiedsgerichts-Verträgen vorkommt. Der gegenwärtige Präsident der
Vereinigten Staaten wollte nun mit dieser Klausel aufräumen; sein
Standpunkt ist der, daß eine geläuterte Auffassung der nationalen
Ehre und der nationalen Lebensinteressen niemals zum Festhalten
am Unrecht führen könne, daher auch Fragen dieser Art ohne Beein-
trächtigung echten Nationalstolzes dem unparteiischen Richter anvertraut
werden können, weit eher als der zweifelhaften Entscheidung durch
die brutale Gewalt. England und Frankreich gingen auf diese radikale
Auffassung ein; man jubelte im Lager der Friedensfreunde; in
unserem Lager, denn ich zähle mich mit Stolz dazu. So haben
wir ihn endlich, den universellen Schiedsgerichts-Vertrag ohne Klausel
und ohne Schranken! Der Iubel war verfrüht. Es stellt sich heraus,
daß, nach Beseitigung jener ideellen Schranke, noch eine andre,
reelle, natürliche übrig bleibt: nämlich die „nicht arbitrablen"
Fälle, jene Divergenzen und Konflikte zwischen Nationen, in denen
ein Richterspruch kaum denkbar ist, und zwar nicht wegen eines
subjektiven Empfindens, sondern wegen des Mangels eines materiellen
Rechtssatzes, auf den der Richter sein Urteil bauen könnte. Es ist
bekannt, daß in den neuesten anglo-amerikanischen Schiedsgerichts-

Vertrags-Entwürfen eine eigene Instanz vorgesehen ist, um in konkreten Fällen zu entscheiden, ob die Schiedsgerichtsbarkeit, von diesem Standpunkt aus besehen, auf dieselben anwendbar sei oder nicht.
Es ist also ganz klar, daß die Fortentwickelung der internationalen Gerichtsbarkeit von der Fortbildung des materiellen internationalen Rechtes abhängt. Ie größer das Gebiet der Beziehungen von Volk zu Volk ist, für welches positive Rechtssätze bestehen, desto mehr erweitert sich die Anwendbarkeit des richterlichen Verfahrens und desto mehr wird es den wirklich judiziellen Charakter erlangen. Alles wird auch die fortgeschrittenste internationale Rechtsbildung nicht umfassen können, aber gewiß weit mehr als jetzt, ich möchte sagen: beinahe alles. Mehr kann man aber vernünftigerweise nicht verlangen; handelt es sich ja in allen menschlichen Bestrebungen nur um Approrimations-Werte, denen aber keine Grenze der Entwickelung gesetzt ist.
Hat man sich einmal mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß die nächste Phase der Friedens-Evolution sich auf dem Gebiete der systematischen und möglichst umfassenden Fortbildung des materiellen (öffentlichen) Völkerrechtes vollziehen muß, so entsteht die Frage nach der Eignung des einzigen bestehenden Instrumentes internationaler Rechtsbildung, der großen Staatenkongresse, für diese Aufgabe. Die Frage wird kompliziert durch eine Errungenschaft der letzten Zeit, nämlich die Anteilnahme aller großen und kleinen Staaten an den Haager Konferenzen, mit gleichen Rechten für das Deutsche Reich und für Honduras. Moralisch und vom Standpunkte der Rechtsachtung ist dies gewiß ein Fortschritt, aber praktisch wird die Sache dadurch ungemein erschwert. Es war doch leichter, zwischen 5—6 Großmächten die, nach heutigem internationalen Rechtsbrauch, erforderliche Einstimmigkeit zu erreichen, als in einer so zahlreichen Versammlung verschiedener, einander mißtrauender Vertreter aller Zonen. Solange aus dem Begriffe der Souveränität Gleichwertigkeit der Stimmen gefolgert wird (was ich, in Übereinstimmung mit bedeutenden Völkerrechtslehrern keineswegs als für alle Zeit ausgemacht bettachten möchte), gibt es wohl keinen Ausweg aus dieser Schwierigkeit als etwa partielle Rechtsbildung für das Gebiet jener Staaten, die sich in Übereinstimmung befinden, oder Regional-Kongresse, die für ihr Gebiet Recht schaffen.
Ferner drängt sich die Frage nach der Anteilnahme der Volksver-

tretungen an der internationalen Rechtsbildung auf. Das Recht nachträglicher Ratifikation, welches die meisten Parlamente besitzen,istgerade dem Werke von Kongressen, also der eigentlichen allgemeinen internationalen Rechtsbildung gegenüber, praktisch wertlos. Welches Parlament kann es auf sich nehmen, ein, unter unsäglichen Schwierigkeiten zustande gekommenes Kongreß-Resultat zu vereiteln? Welches hat die moralische Macht dazu? Und dennoch ist die Frage akut, sobald es sich um wirkliche Gesetzgebung, d. h. um die präventive Feststellung allgemeiner Rechtsgrundsätze handelt. Solange internationale Rechtsbildung stets nur im Anschluß an die Schlichtung eines konkreten Falles erfolgt, also an eine Aufgabe, die ihrer Natur nach in die Kompetenz der Erekutive gehört, mochte sie gleichfalls den Erekutiv-gewalten der Völker überlassen bleiben. Sobald sich aber die internationale gesetzgebende Gewalt selbständig organisiert, müssen die Volksvertretungen mitsprechen können, und zwar nicht po5t te5tutu. der vollendeten Tatsache gegenüber, sondern schon vorher, im Zeitpunkt der Rechtsbildung selbst und nicht in 40—50 Parlamente zersplittert, sondern geeint, in einen Körper vereinigt, wie es Vertreter der Staatsoberhäupter sind. Wer sich irgend mit dem Gedanken einer wirklichen internationalen gesetzgebe-rischen Tätigkeit vertraut macht, kann sich diesem Resultate nicht ver-schließen: ohne Zustimmung der Volksvertreter, oder der Völker-Vertreter, kein Gesetz.

Stehen wir aber da nicht der Unmöglichkeit gegenüber? Ich glaube, nein. So wenig ich, oder sonst jemand, heute in der Lage wäre, für alle Schwierigkeiten einer solchen Entwickelung die geeignete Lösung anzu-geben, so deutlich muß jeder, der sehen will, die tatsächlich vorhandenen Ansätze zu derselben wahrnehmen. In der interparlamentarischen Union haben wir bereits eine Vereinigung von Parlamentariern aller Länder, und diese Union ist heute schon der nicht-offizielle Ratgeber der Haager Konferenzen. Von ihr nahm die erste Haager Konferenz die Idee und den ganzen Plan der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit, von ihr auch die zweite den größten Teil des Stoffes ihrer Beratungen. Es wird geradezu erwartet, daß diese Versammlung von Parlamentariern aller Länder für die Versammlung der Vertreter der Staatsoberhäupter Anregungen schaffe. Wie weit ist von diesen tatsächlichen Beziehungen beider Körper-schaften zur Schaffung eines offiziell anerkannten Zusammenhanges? Und sind wir denn so weit davon, daß die Mitglieder der interparlamentarischen Union in gewisser Zahl von ihren Parlamenten ein Mandat erhalten, das ihnen auch staatsrechtlich den Charakter von Vertretern ihres Volkes

gibt? Freilich ist da vorerst die Frage der proportionalen Vertretung der Völker zu lösen, die Frage des Abstimmungsmodus, die Frage der Rechte, welche sich die einzelnen Parlamente vorbehalten, und was noch mehr Fragen, auf welche allesamt ich heute — wie schon gesagt — nicht präzis zu antworten wüßte.

Aber ich denke mir die Lösung auch nicht als ein fertiges doktrinäres Werk, welches wie Minerva aus dem Kopf irgend eines Iupiters hervorspringt, sondern als eine Reihe von mehr-minder spontanen Entwickelungen praktischer Natur, deren Endziel ich vorherzusehen glaube, wenn auch der Weg dahin noch im Dunkel des ersten Morgengrauens liegt.

Jedes Morgengrauen aber ist sichere Gewähr eines heranbrechenden Tages.

Pros. Dr. Wilhelm Ostwald:
Das Gehim der Welt
Sobald die Lebewesen die allerprimitivste Form der einzelnen Zelle aufgegeben und sich zu Zellgemeinschaften vereinigt haben, tritt auch eine doppelte Entwickelung ein, welche durch die Namen Funktions teilung und Funktions vereinigung gekennzeichnet wird. Um die Energie» transformationen, auf welche ja jedes Geschehen und somit auch jeder Lebensvorgang in letzter Analyse zurückzuführen ist, so zweckmäßig wie möglich zu bewerkstelligen, genügt nicht der Universalapparat des einzelligen Organismus, der ebenso als Fuß wie als Magen, als Hand wie als Auge dienen muß, sondern es werden besondere Organe für besondere Funktionen ausgebildet; nur dadurch kann jede einzelne Funktion entsprechend besser ausgeführt werden. Mit dieser Funktionsteilung ist aber das Problem der Entwickelung oder Vervollkommnung nur zur Hälfte gelöst. Die andere Hälfte besteht darin, daß nunmehr die voneinander getrennten und einzeln entwickelten Funktionen zu zweckmäßiger gemeinsamer Betätigung gebracht werden müssen. Die Funktions vereinigung geschieht in den Organismen durch ein Zentralorgan.
Die Wichtigkeit dieses Stückes'der Entwickelung wird daran erkennbar, daß durch die Zweckmäßigkeit und Mannigfaltigkeit des Zentralorgans auch die Entwickelungshohe des betreffenden Wesens eindeutig gekennzeichnet ist. Der Mensch hat das größte und mannigfaltigste Zentralorgan, und nur durch dessen Benutzung hat er sämtliche übrige Lebewesen überholt und seiner Herrschaft unterworfen.
Was hier für solche Lebewesen auseinandergesetzt worden ist, deren Individualität durch das Eingeschlossensein der Gesamtheit ihrer Organe in eine gemeinsame Hülle, eine Haut oder dergleichen, gekennzeichnet ist, gilt ebenso für die zusammengesetzten Lebewesen, deren Zusammenhang nicht mechanisch, sondern nur funktionell gegeben ist, beispielsweise für einen Bienenstock. Iedermann weiß, wie bei einem Bienenvolk die Funktionen der Fortpflanzung und der Ernährung sich auf verschiedene Gruppen übertragen finden, und weiß auch, daß das Zusammenhalten und Zusammenarbeiten der verschiedenen Gruppen davon abhängig ist, daß ein Zentralorgan des Bienenstockes in Gestalt derKönigin wirksam ist.

Hier können wir nun weiterhin zwei Stufen unterscheiden, die man
als die Bildungen eines zentralen und die eines zerebralen Organs
kennzeichnen kann. Beim Bienenstock ist nur ein Zentralorgan erforder-
lich; die vorhandenen Instinkte reichen dann aus, den Zusammenhang
des Stockes räumlich und funktionell dadurch zu sichern, daß innerhalb
des Stockes das ausgezeichnete Individuum, die Königin, seßhaft ist.
Sowie dieses zentrale Organ entfernt wird, zerstreut sich bekanntlich das
Volk. Doch beschränkt sich diese Funktion der Königin darin, daß sie
eine Art von räumlichem Mittelpunkt abgibt, ohne daß von irgend-
welcher geistigen Beeinflussung der übrigen Angehörigen durch die
Königin etwas bekannt ist. Bei einer Herde von Gemsen oder Büffeln
macht sich neben der zentralisierenden Tätigkeit des Leitbockes auch noch
die zerebrale geltend. Der Leitbock ist nicht nur der Mittelpunkt, um
den sich die Herde rein mechanisch oder instinktiv gruppiert, sondern er
übt gleichzeitig auch noch die Funktionen der höchst entwickelten geistigen
Tätigkeit aus, indem er auf die Umgebung aufmerkt und etwaiges Heran-
nahen von Gefahren durch das bekannte Warnsignal anzeigt. Hier
beobachtet und denkt also der Leitbock erheblich höher und spezialisierter
als die übrigen Angehörigen der Herde, deren Gedeihen von der zere-
bralen Entwickelung ihres Zentralorgans abhängig ist.
Was hier bei den Tiergruppen noch in vereinigter Funktion
auftritt, erscheint bei höheren Stufen der menschlichen Kultur
auch seinerseits getrennt. In den gegenwärtigen menschlichen Gruppen-
organisationen, wo die Gesamtmenschheit in Völkergruppen, in nationale
Verbände getrennt ist, die sich gegeneinander durch Zollgrenzen und durch
ein mehr oder weniger verdecktes feindseliges Verhalten abscheiden, ist
jedesmal auch ein Zentralorgan in Gestalt etwa eines Königs oder Prä-
sidenten je nach der politischen Organisation der betreffenden Gruppe
vorhanden. Dieses Organ übt im wesentlichen zentrale, nicht aber
zerebrale Funktionen aus, es hat durchaus in erster Linie die Aufgabe,
den Zusammenhalt und die Harmonie der sämtlichen so überaus mannig-
faltigen und verwickelten staatlichen Funktionen zu sichern, hat aber
nicht die Aufgabe, die Produktion neuer geistiger Werte von sich aus zu
bewerkstelligen. Diese zerebrale Aufgabe ist an die schöpferischen
Köpfe verteilt, welche der Nation angehören. Die große Unabhängigkeit
dieser beiden Funktionen voneinander macht sich in unserer Zeit darin
geltend, daß die zerebralen Resultate der schöpferischen Köpfe bereits
eine durchaus internationale Beschaffenheit angenommen haben.

Sie werden alsbald, ohne durch Zollgrenzen (vielleicht mit Ausnahme
von Amerika) gestört zu werden, sämtlichen Anteilhabern der Kultur zu-
gänglich, ohne daß die nationalen Verschiedenheiten hier einen mehr
als sekundären Einfluß ausüben.
Während nun die übrigen politischen und sozialen Funktionen der
Menschen im allgemeinen in der eben geschilderten Weise national
zentralisiert sind, ist durch die besondere, von der Nationalität unab-
hängige Beschaffenheit der schöpferischen Geistesarbeit eine
ähnliche Organisation für diese höchste Leistung der Menschheit noch nicht
entstanden. Ieder Angehörige dieser kleinen Gemeinde geistig führender
Menschen arbeitet im wesentlichen für sich, und es hängt von Glück und
Interesse des Einzelnen ab, wie weit er den Anschluß an seine Arbeits-
genossen finden kann, die vielleicht weit von ihm entfernt in einem andern
Lande leben und in anderer Sprache publizieren. Daß dieser Zustand
als unvollkommen angesehen werden muß, ist namentlich seit dem Be-
ginn des zwanzigsten Iahrhunderts immer mehr und mehr offenbar ge-
worden, und wir können von Iahr zu Iahr erneute Versuche und Be-
mühungen verfolgen, um endlich eine Zentralisation dieser höchsten
geistigen Leistungen der Menschheit und damit eine Organisation
der geistigen Arbeit überhaupt zu bewerkstelligen.
Es ist nun leider eine psychologische Tatsache, daß die Fähigkeit zu
schöpferischer Erzeugung großer Gedanken und die Fähigkeit, diese Ge-
danken in praktische Wirklichkeit zu versetzen, so weit getrennt sind, daß
sie nur in den seltensten Fällen sich in einem und demselben Kopfe vor-
finden, ja daß das Zusammentreffen zweier Köpfe, welche solche sich er-
gänzenden Fähigkeiten haben und diese auf ein und dasselbe Ziel richten,
als eine große Seltenheit und daher als ein ungewöhnlicher Glücksfall
angesehen werden muß. So haben wir es denn erlebt, daß bei der
besten Gesinnung und der weitesten und höchsten Denkweise solcher orga-
nisatorischer Idealisten doch die Mittel zur Verwirklichung des großen
Gedankens: für die geistige Funktion der Menschheit
ein Z en tral organ , also gleichsam ein Gehirn der
ganzenWeltzuschaffen, durch die Wahl ungeeigneter Mittel
immer wieder mißlungen ist. Natürlich hat das keinen der Späteren ent-
mutigt, die auf eigenen Wegen in denselben Gedankengang geraten
waren, und jeder hat es versucht, auf seinem eigenen Wege die not-
wendige Verwirklichung dieses Grundgedankens zu bewerkstelligen.
Als ein neuer derartiger Versuch ist vor einigen Monaten in

München die „Brück e" ins Leben gerufen worden. Sie hat ihren
Namen daher genommen, daß es sich wesentlich darum handelt, die einzelnen geistigen Produktionen, die gleichsam auf getrennten Inseln entstehen, durch ein dafür besonders geschaffenes verbindendes Organ zu harmonischer und dadurch wirksamerer Arbeit zu vereinigen. Vielleicht darf dadurch, daß auf diesem Gebiete zwei verschiedene Köpfe, ein Mann der Praris, der in dreißigjähriger Lebensarbeit die Reaktionen der Massenpsyche persönlich erperimentell kennen gelernt hat, und ein Mann der Theorie, dem das Zusammenschauen und Zusammenfassen von jeher als die wichtigste Aufgabe seines Lebens gegolten hat, sich zu gemeinsamer Arbeit verbunden haben, endlich einmal ein etwas weiter reichendes und besseres Resultat erhofft werden. Die geistige Produktion läßt gegenwärtig an Menge und Wert nichts zu wünschen übrig; es wird vielmehr außerordentlich viel mehr produziert, als von der Menschheit, insbesondere von den Teilen, welche diese Produktion unmittelbar benutzen könnten, tatsächlich assimiliert und zu dauernder Wirkung gebracht werden kann. Ursache davon ist eben das Fehlen eines „Gehirnes der Menschheit", das Fehlen des Zentralorgans, welches diese einzelnen Produktionen zueinander ordnet und in geordneter Weise jedem Bedürftigen zugängig macht.

Die Aufgabe liegt klar vor uns; die Mittel zu ihrer Lösung auseinanderzusetzen, ist hier nicht der Ort. Nur auf das Hauptmittel dazu darf wohl schon hingedeutet werden. Dieses besteht in einer freien Korporation der schöpferischen Köpfe und der Organisatoren. Diejenigen Menschen, welchen das Zusammenfassen und Verwirklichen geläufig ist, sollen mit denen, welche die Werte schaffen, in eine möglichst enge gemeinsame Wirksamkeit, in eine Art Symbiose gebracht werden.

Gelingt es, hier vorerst auch nur eine verhältnismäßig kleine Gruppe von solchen Köpfen zu organisieren, also sozusagen ein embryonales Gehirn der Menschheit zu schaffen, so darf darauf gerechnet werden, daß unter dem Drang des gegenwärtigen Bedürfnisses, welcher notwendig die schleunige Entwickelung eines solchen Organes verlangt, auch die weitere Ausgestaltung und Verlebendigung des gebildeten Keimes sicher erhofft werden kann. Denn er birgt ja in sich selbst die Gewähr organischer Entwickelung.

Prof. vi'. Alfred Klaar:

Ludwig Pietsch

(geb. d. 25. Dez. 1824 — gest. d. 27. Nov. 1911.)

Daß der Hingang eines Menschen, der als hoher Achtziger aus dem Leben abgerufen wird, echte Trauer und pietätvolle Erinnerungen erweckt, hat nichts Erstaunliches an sich; daß aber ein Ende in so hohen Iahren in das schaffenskräftigste Leben einen unheilbaren Riß hineinträgt und eine tiefschmerzliche Lücke in der geistigen Werkstatt eines großen Gemeinwesens zurückläßt, ist ein außerordentlich seltener Fall, ein lebendiger Eindruck des Abschieds vom Leben, der für die Würdigung des Dahingegangenen mehr bedeutet, als nachdrücklichstes Lob und beredteste Schilderung seines Wesens. Ludwig Pietsch, der vor etwa fünf Wochen, am 27. November des vergangenen Iahres, nahezu 87 Iahre alt, in den Tod hinüberschlummerte, gehört zu jenen Auserlesenen, die nicht nur bis an die Grenze des menschlichen Daseins sich und andern zur Freude lebten, sondern auch aus unerschöpflichen Quellen des Gemüts und des Geistes der Mitwelt Wesentliches zu bieten haben. Seit mehr als einem halben Iahrhundert war er einer unserer literarischen Stimmfübrer; auch „Nord und Süd" schätzt in ihm einen treuen, langjährigen Mitarbeiter. Eine ganze Reihe von Generationen, deren Leid und Freud er geteilt, war an ihm vorbeigezogen, Persönlichkeiten von Belang, die wir seit Iahrzehnten betrauern, waren durch innige Freundschaft mit ihm verknüpft, Ereignisse, die längst die Patina der Geschichte angesetzt haben, von ihm lebhaft empfunden und treu gespiegelt, und immer noch stand er in der vordersten Reihe der Tätigen, kaum äußerlich gebeugt, innerlich voll frischer Empfänglichkeit für bedeutende Eindrücke und Aufgaben, zu Arbeit und Genuß gestimmt, ein vorbildlicher Genosse aller Wirksamen und ein unermüdlicher Meister, dem die Werdenden Anregung und Belehrung verdankten. Der höchste Triumph des Scheidenden, das Gefühl, daß man vermißt werden wird, leuchtet über dem Ende dieses fast 90jährigen Mannes. Diese bewundernswerte Zähigkeit des geistigen Arbeiters aber war nicht die des Rechners, der seine Kräfte sorgsam aufspart, um sie auf einen langen Weg zu verteilen, auch nicht die des Lebenskomödianten,

der sich in Momenten der öffentlichen Produktion unheimlich anspannt
und dafür in geheimen Stunden der Ermattung und der unfreiwilligen
Ruhe büßen muß, sondern die Kraftäußerung einer genialischen Natur,
die mit stalken Organen rastlos große Eindrücke in sich aufnahm
und verarbeitete und deren Bedürfnis nach dem Schönen, nach den
Freuden, die man empfängt und bereitet, in langen Iahren mit
der Befriedigung eher zu wachsen, als zu schwinden schien. Mehr
als 40 Iahre habe ich Pietsch, erst in gelegentlichen, dann in regel-
mäßigen Begegnungen beobachten können; der aufrechte Vierziger
ist mir gegenwärtig, der kräftige, hochgewachsene Blondin mit dem
fein ausgearbeiteten geistvollen Kopf, der im dichtesten Gewühle
bewegter Versammlungen und Festlichkeiten die entscheidenden Züge
jedes Bildes festhielt und mit schlagfertigem Witz jeden Zwischenfall
charakterisierte, und der leicht gebeugte Greis steht mir vor Augen,
wie er noch vor Wochen sein Tageswerk verrichtete, die kräftige, durch-
furchte Hand über das Papier fliegen ließ und von der Arbeit weg, aus
den jung gebliebenen blauen Augen unter den weißen Brauen, den
Genossen freundliche Blicke zuwarf — in dieser langen Zeit war die
außerordentliche Natur sich treu geblieben: immer dieselbe Lust an
Vergangenem und Gegenwärtigem, dieselbe rasche, geistreiche Kom-
bination von historischen und aktuellen Ereignissen, dieselbe Bereitschaft
des Gedächtnisses, dasselbe schlagfertige Urteil, das in urwüchsigen,
fast überstürzten Lauten, gewürzt durch die mundartliche norddeutsche
Färbung, unterbrochen von herzhaften Lauten natürlichster Heiterkeit,
von den beredten schwellenden Lippen sprudelte. Nichts Angenommenes
lag in dieser geistigen Beweglichkeit; das höchste Glück der Erdenkinder:
die Persönlichkeit, war diesem Manne als optimistisches Naturell von
echt künstlerischer Empfänglichkeit in die Wiege gelegt. Aber Verdienst
und Glück verketteten sich in seiner langen Laufbahn: mit energischem
Fleiße hat er sich von früher Iugend an die technischen Fertigkeiten
des Stifts und der Feder angeeignet, die der Betätigung einer freien,
künstlerischen Auffassung zugrunde liegen; mit großer Tapferkeit
schwierigen, ja tief niederdrückenden Lebensverhältnissen die Möglichkeit
eines Wirkens nach innerem Berufe abgetrotzt. Und mit wahrer
Vornehmheit des Geistes überwand er alltägliche Beschwerden und
selbst schwere Schicksalsschläge, um sich in reinen, geistigen Freuden
gesund zu baden. So glücklich ihn die Natur ausgerüstet hatte, im
letzten Grunde war er doch ein Eroberer des höchsten Lebensgenusses,

war es für sich und andere, denen er von seinen Schätzen rastlos
mitteilte und denen durch seinen Hingang ein Stück frisches Leben
dahingeschwunden ist.
Als Ludwig Pietsch in den dreißiger Iahren des vorigen Iahr-
Hunderts, kaum der Knabenzeit entwachsen, aus seiner Vaterstadt
Danzig, deren architektonische Schönheit früh seinen künstlerischen Trieb
geweckt hatte, in das damals noch verhältnismäßig kleine und in manchen
Beziehungen kleinliche Berlin kam, um sich der, Malerei zu widmen,
war er völlig auf sich selbst angewiesen, weder durch Protektion noch
durch einen Mäcen gefördert. Die väterliche Unterstützung reichte
kaum, ihm einige Iahre Studium an einer Berliner Akademie zu
ermöglichen, und nach dieser knapp zugemessenen Zeit künstlerischer
Unterweisung stürzte er sich mit ungeübten jungen Kräften in den
Eristenzkampf, der damals auch für das echte Talent ein unvergleichlich
härterer war, als heutzutage. Da gab es knappe Bissen, heroische
Anstrengungen und mitunter auch bittere Enttäuschungen; bis in die
Tage einer unbesonnenen Liebesheirat hinein, die dem jungen Maler
Pietsch bald schwere Familiensorgen auferlegte, stand die drohende
Not dicht neben der Muse, die ihn begeisterte. Pietsch hat viel und
anschaulich von dieser Kampfzeit seines Lebens erzählt, niemals mit
Bitterkeit und Vorwurf, sondern immer mit dem Nachklang einer fröhlichen
Zuversicht, die ihn in allen diesen Fährlichkeiten beseelte. Er war auch
damals seiner selbst sicher, wie in den späteren Tagen des Glückes und
des Ansehns. Frei von Dünkel, der sich niemals an sein Selbstbewußt-
sein ansetzte, nahm er zunächst als Zeichner jede Tätigkeit auf, die sich ihm
bot, und adelte sie von innen her durch die Gewissenhaftigkeit, mit der er
der Aufgabe gerecht wurde, und durch die Freude am Gegenstande, die
überaus charakteristisch für seine Art der Arbeit war. Von kleinen Privat-
aufträgen, deren er später oft heiter gedachte, rückte er rasch zu höheren
Aufgaben empor; seine Illustrationen zu Goethe und Reuter fanden Beifall
und Anerkennung, und die Meister der bildenden Kunst ermunterten sein
sich emporringendes Talent. Was er damals und später — schon mitten
in der schriftstellerischen Tätigkeit — mit dem Stifte geleistet, ist erst vor
kurzem in einer reichen Ausstellung seiner Zeichnungen neu an uns heran-
getreten und überraschte das jüngere Geschlecht, das ihn von dieser Seite
kaum mehr kannte, durch die Offenbarung eines angeborenen Talents,
durch eine oft frappierende Sicherheit des Blicks, durch einen köstlichen
Sinn für das Charakteristische und die Bewegung. Seine Momentskizzen

aus dem deutsch-französischen Krieg und aus den Tagen der Suezkanal-
eröffnung sind künstlerisch und historisch gleich interessant, seine gezeichneten
Porträts bedeutend« Zeitgenossen wie namentlich Turgenjews und der
Viardot von intimstem Reiz, dennoch fühlte sich Pietsch auf diesem Felde
der Betätigung nicht voll befriedigt; vielleicht war es die Ungeduld des
Naturells, der der zögernde Stift nicht zu folgen vermochte, vielleicht, —
was wahrscheinlicher ist — ein Drang zum Weiten, Umfassenden, zur
Fülle der mannigfachsten Lebensinteressen, denen der Beruf des Zeichners
nicht gerecht werden konnte. Sicher ist, daß Pietsch in frühcn Mannes-
jahren die erlangte Virtuosität des bildenden Künstlers zwar nicht aufgab,
aber gegen die des Schriftstellers immer mehr zurückdrängte; ein glücklicher
Zufall, die Gelegenheit zur Stellvertretung des Kunstberichterstatters,
brachte ihn Ende der fünfziger Iahre zu der Spenerschen Zeitung, an der
er etwa ein Lustrum die Kritik über bildende Kunst vertrat, und vom Iahre
1864 bis an seinen Tod heran entfaltete er jene überaus vielseitige publi-
zistische Tätigkeit an der Vossischen Zeitung, die sich zu immer
größerer literarischer Bedeutung emporhob, ihn zum Liebling der Berliner
machte, und, über diese unmittelbare Wirkung hinaus, einen dauernden
kunst- und kulturgeschichtlichen Wert besitzt. Im tiefsten Grunde schoß
seine journalistische Virtuosität aus derselben Wurzel seines Naturells
empor, aus der seine malerischen Versuche emporgekeimt waren. Die
Kunst des Sehens, die Schlagfertigkeit der Beobachtung, die Treffsicherheit
des Auffassens bewährten sich in den Werken seiner Feder, wie in denen
seines Stifts. Ob er Feste oder Gemälde nachzeichnete, Architektur oder
Toiletten schilderte, die Reize heimischer und tropischer Landschaft oder
den Zauber der Frauenschönheit, der sein Herz bis in die letzten Jahre
anhing, in seinen Berichten spiegelte, — immer war das Auge des Malers
mit tätig, nicht nur die Schönheitsfreudigkeit des Künstlers, auch die geniale
Gabe und sichere Übung, das Wesentliche, Unterscheidende und Bezeich-
nete herauszufühlen und in der Übersicht des Massenhaften die Orientierung
nicht zu verlieren. Aber freilich gesellte sich hier zur Meisterschaft des
Schauens und Nachbildens allgemach eine Fülle von Fähigkeiten, durch
die der Intellekt der Intuition zu Hilfe kam; ein sicheres, durch Erfahrung
und Vergleichung gefestigtes Urteil, ein belehrender Einblick in die Be-
dingungen der Entwicklung, eine aufklärende Verbindung von Vergangenheit
und aktueller Gegenwart, und zu alledem kam etwas, was Kunst und
Kunstverständnis erst mit Wärme erfüllt: eine reich quellende menschliche
Liebenswürdigkeit, ein unerschöpfliches Wohlwollen für alles, was das

Leben schmückt und den Geist bereichert. So, als Könner, Kenner und Herzmensch begleitete Ludwig Pietsch Iahrzehnte lang die bedeutenden Ereignisse unsres Kultur- und Kunstlebens mit den Spiegelungen seines Geistes, durch die Unzählige ein erhöhtes Zeitbewußtsein gewannen.
Aus seinen Erinnerungen, seinen autobiographischen Mitteilungen, seinen Schilderungen des deutsch-französischen Kriegs, den er im Hauptquartier des Kronprinzen Friedrich mitmachte, sind wertvolle Bücher herausgewachsen, die durch Inhalt und Kunstform erfreuen, und an denen der Welt- und Kulturhistoriker niemals gleichgültig vorbeigehen wird.
Aber die Fülle seines Schaffens ist in die ursprüngliche, journalistische Form gegossen. Was er dem Tage abgewann, um es in sicheren Linien und hellen Farben festzuhalten, was er mit epischem Behagen und temperamentvoller Freude den Zeitungslesern erzählte, was er in poetisch-malerischen Schilderungen von unmittelbaren Eindrücken in Nähe und Ferne mitteilte und oft durch seinen lebensfreudigen Humor vergoldete, wird nicht mit dem Tage verweht werden und der Vergessenheit anheimfallen.
Es lebt in den Geschlechtern fort, die daraus geistige und gemütliche Nahrung gezogen haben; aber man wird auch nicht aufhören, es an der Quelle aufzusuchen, um daraus zu schöpfen, und oft wird man die treuen und lebensvollen Berichte des alten Pietsch aufschlagen, um den Lebensstrom, der durch die Zeiten geht, lebendiger zu empfinden.
In der denkwürdigen Wirksamkeitvon Ludwig Pietsch offenbartsich neben einer ganz eigenartigen, phänomenal lebenskräftigen und fruchtbaren Individualität, doch zugleich etwas Typisches: ein Stück von der großartigen Entwicklung unseres Iournalismus, der sich nur Kurzsichtigkeit oder eingewurzeltes Vorurteil verschließen kann. Pietsch hat in den sechzig Iahren seiner publizistischen Tätigkeit den ganzen großen Wandel der Zeitungsverhältnisse mitgelebt und, wie er selbst zur Bereicherung und Erhöhung des journalistischen Wesens beitrug, sich seinerseits an diesem Aufstieg, der den Menschen so selten ins Bewußtsein tritt, emporgearbeitet. Wohl haben uns seit der Mitte des 18. Iahrhunderts bedeutende Geister Wesentliches in der Form von periodisch erscheinenden Blättern mitgeteilt, und in den Tagen, in denen Pietsch mit dem Tagesschriftstellertum begann, hatte der Iournalismus durch das junge Deutschland eine führende Stellung gewonnen. Dennoch ist das Zeitungswesen von damals mit dem von heute gar nicht zu vergleichen. Hinter demselben Namen verbirgt sich ein ganz andrer Organismus als ehedem. Wenn sich auch schon damals bevorzugte Geister mit Vorliebe jener literarischen Ausdrucksweise bedienten, die dem

beflügelten Worte in der Wirkung am nächsten kommt, so handelte es sich
doch nur um vereinzelte Rück- und Ausblicke, nicht um täglich erneute
Rundblicke über das gesamte Kultur- und Geistesleben. Und gleich dem
Bestreben nach Vollständigkeit, das den Zeitungen heute einen so univer-
sellen Charakter aufdrückt, fehlte ihnen auch die Schlagfertigkeit, die die
Bilder des Heute im Morgen festhält, das Bewußtsein der Freiheit, der
Selbständigkeit, das sich die Presse erstritten hat, und, lazt not leazt, der
gesunde Ehrgeiz großer Zeitungen, im Zuge dieser Schlagfertigkeit die
volle Zuverlässigkeit im Großen und Kleinen, in Angelegenheiten des
fortschreitenden Wissens und der täglichen Vorfälle, zu behaupten. Unsre
großen Iournale bilden sich immer mehr zu einer Art von Akademieen
heraus, in denen fachlich gebildete Kräfte zwar ohne alle Kathederpedanterie,
aber mit der Gewissenhaftigkeit und dem Verantwortungsgefühl wissen-
schaftlicher Menschen die Geschichte des Tages schreiben und der ganzen
Kulturentwicklung ein zuverlässiges Bild entgegenhalten. Pietsch hat
diese Entwicklung mitgelebt, ist einer der vornehmsten Zeugen für sie und
trug das Vollbewußtsein ihres Wertes in sich. Frei von jeder gespreizten
Würde hielt er keine journalistische Arbeit für belanglos oder niedrig; er
fühlte und wußte, daß jeder Gegenstand, der die Öffentlichkeit angeht,
einen Mann von Beruf zu seiner Behandlung verlangt; er schrieb mit
derselben Freude über ein herrliches Kunstwerk, über ein Ballfest und über
eine eigenartige Toilette; ihm war nicht bange darum, daß sich an alledem
der Künstler der Feder beglaubigen könne, und ihm dünkte nichts klein
oder kleinlich, was mit dem Wesen der Kultur und der Schönheit des Lebens
zusammenhängt. ^Hohe Auszeichnungen sind ihm zuteil geworden: als
höchste durfte er das persönliche Vertrauen dee Kaisers empfinden, der
sich ihm mit impulsiver Liebenswürdigkeit näherte und „dem Historio-
graphen seines Vaters" treues Wohlwollen bewahrte. Aber der zum
Professor ernannte und vielfach mit Dekorationen geschmückte Ludwig
Pietsch fühlte sich vor allem als Iournalist, als Geschichtschreiber des Tages,
der mit Liebe und Freude im Wechsel der Dinge das Bleibende festhält
und ehrlich beleuchtet. Seine Unsterblichkeit wird darunter nicht leiden,
daß er aus diesem Gefühle heraus wirkte, er hat als Iournalist eine unschätz-
bare Chronik langer Iahre hinterlassen, und aus dieser Chronik wird künftigen
Geschlechtern immer wieder die Gestal! des Chronisten, sein Auge, sein
Geist und sein Herz entgegenleuchten.

Ludwig Fulda:
Seelenkunde
Die Seele, wenn wir sie genau betrachten,
Besteht aus einer großen Zahl von Schachten.
Der erste, noch vom Sonnenlicht getroffen,
Steht jedem, der vorüberschreitet, offen.
Auch noch zum tieferen Bereich des zweiten
Kann fremder Blick mit leichter Mühe gleiten.
Doch schon der dritte liegt in grauem Dämmern,
Und wer hinab will, muß den Weg sich hämmern.
Vom vierten an dringt in die dunkle Dichte
Nur Freundschaft noch mit ihrem Grubenlichte.
Und wo sie glaubt, nach jahrelangem Graben
Bis auf den letzten Grund geforscht zu haben,
Da türmt sich's noch bergab zu neuen Schlünden,
Die nur der Liebe Senkblei kann ergründen.
Auch dieses, durch geheime Widerstände
Zuletzt behindert, reicht nicht bis ans Ende.
Der tiefste Schacht bleibt uns allein zu eigen,
Wenngleich wir nie zu ihm hinuntersteigen,
Uns keinen Pfad in seine Nähe bahnen,
Vielleicht zeitlebens nicht einmal ihn ahnen.
7.'!

Oskar von Schütte:

Richtet nicht....

Eine Erzählung aus den Bergen.

1.

Die Februarsonne bohrte sich blau und verwegen in den Schnee. Verheißungsvoll ging eine weiche Föhnluft über die leichtkrausen Wellen des Alpensees, der sich den Vorbergen anschmiegte. Eilige Lichter spielten über dem Wasser, blank und launisch.

Gleich dem Winter, der vorüberzieht, wenn die Tage wachsen, so erschien der Zug dunkler Menschen, der sich aus dem noch sonnenlosen Tal hinaufwand ins Licht. Es war mühevoll da oben einen zu begraben in Winterszeit. Der Kirchhof lag auf einem Bergvorsprung und der Schnee mußte, so gut als dies anging, von den schmalen Steigen geschaufelt werden, damit die Sargträger nicht einsanken bis übers Knie. Im Herbst schon wurden die Gräber ausgeharkt auf Vorrat und mit Tannenzweigen, die auf queren Brettern gelegt wurden, zugedeckt. Man sorgte vor im Dorf für diejenigen, welche die harte Iahreszeit wegholen könnte.

An den Friedrich von Tannen freilich hatte dabei keiner gedacht. Krankheit war da auch nicht vorausgegangen. Es hatte ihn mitten in der Nacht überfallen und am Herzen gepackt. Und dennoch war es niemand verwunderlich. Der Friedrich hatte an einem argen Übel geschleppt. Und dieses war seine Ehe. Die Frau Veronika wäre sicher auch für den Stärksten eine gewaltige Last gewesen, da konnte ein Feingefügter, wie der Friedrich einer war, schon darunter zusammenbrechen. Sie aber stand auf kraftvollen Beinen weiter ins Leben hinein, an der rüttelte kein Herzleid. Starr war sie, unbeweglich wie der Fels, darauf der Hof seit manchem Iahrhundert stand.

Die Tannen waren ein stolzes Geschlecht, und zur Fronszeit bot der Hof manchem Flüchtling aus dem Lande unten Sicherheit. Ietzt

noch konnte man Stückwerk sehen von der festen Mauer, welche seine Unbezwingbarkeit ausgemacht hatte. Den Besitz festhalten über alles, war stets der Lebenszweck der Tannen gewesen. Fremdes durfte ihnen nicht herein. Immer wieder mußte ein Tannen in den Hof hinein-heiraten. So verengte sich das Geschlecht allmählich, und nunmehr stand es nur noch auf dem einzigen Sohn der Veronika und des Fritz, als dem letzten direkten Manneserben. In der Bundesstadt lebte noch von einem Nebenzweig ein entfernter Vetter mit Sohn und Tochter und diese sollte dem Christian großgezogen werden.

Die Leute blickten neugierig auf diesen Christian, der aus der Fremde heimgekommen war den Vater zu begraben. Er half den Sarg die weißen Wege aufwärts tragen. Groß war er geworden, kräftig und doch von der leicht gebückten, feineren Art des Vaters und mit den ver-sonnenen Augen, die selten das Nächstliegende streiften. Im Dorfe hatte man vorerst geglaubt, daß dieser einzige Sohn ein Studierter werden sollte, wie der Vater es gewesen ist. Einer für sich. Und war nun doch ein Bauer geworden, ein ganz richtiger, hatte vier Iahre Knechtdienste getan auf dem Breitenast.

Christian hatte trotz der traurigen Last auf seiner Schulter keine trübseligen Gedanken in sich aufkommen lassen konnen, nichts was mit Tod und Vergehen zusammenhing. Er lebte noch gar nicht inmitten der düstern Vorbereitungen, er war mit seinen Sinnen noch gar nicht heraus von dort, wo er herkam. Den kleinen Bergschlitten fühlte er unter sich und wie er allmorgendlich den Wald „heidi" heruntersauste. Unten in der Mulde aber, da wartete schon die Selhoferin, das Anni, und lachte unbändig, wenn er den letzten Stutz überhupfend gegen die Stalltüre losfuhr.

„Christian!" Dicht hinter ihm hatte es gerufen, hart und leise.

Er war gestolpert und die andern, die mit an dem Sarge trugen, kamen aus dem Gleichgewicht. Er seufzte schwer auf. Die Leute nahmen es für Schmerz und ehrten ihn mit teilnehmenden Blicken. Christian hob die Augen und sah gerade vor sich die Kirchhofskreuzlein, die vereinzelt aus dem Schnee aufragten.

Nun sprach der Pfarrer. Christian wollte ordentlich hinhören, was der vom Vater wußte. Linni, die Schwester, lehnte sich dicht an ihn und weinte heftig in ihr Tüchlein, das ihr seit gestern nimmer vom Gesicht kam. Der Herr Pfarrer aber sprach über ganz andere Dinge, als suchte er dem Toten auszuweichen. Schließlich redete er über die Mutter viel

Schönes, so daß endlich diese Grabfeier mehr ihr gelten konnte als dem Vater. Was noch kam, schien Christian wie in weiter Ferne und hatte mit seinem Nachdenken fast nichts zu schaffen. Wie es aber zusammenhing, daß von dem Augenblick an, da er die harten Schollen dem Vater auf den Sarg warf, ihn ein tiefes Heimweh nach dem Verstorbenen packte und eine traurige Sehnsucht, ihm einmal noch im Leben ein Liebes antun zu können, dafür fand er keine Erklärung. Die Gemeinde verstreute sich. Frau Veronika bat den Pfarrer, den Lehrer und die Gemeindeältesten zum Totenmahl auf den Hof.

Ein Knecht fuhr mit dem Schlitten vor. Christian wäre lieber zu Fuß und allein hinuntergegangen. Er sehnte sich an den Vater denken zu dürfen ohne die andern dabei.

Die Mutter saß schon aufrecht im Schlitten, schweigsam, mit trockenen Augen. Daneben kauerte das Linni, wie ein verdrücktes Bündelchen. Die Haare waren ihr in die Stirne gerutscht ob der ungewohnten Hutschwere und des langen Crtzpeschleiers. Die Mutter hielt auf städtische Tracht bei ihr.

Als sie wendeten, lag der Kirchhof auf der Anhöhe, prunkvoll von der untergehenden Sonne beleuchtet, wie ein festlicher Garten. Christian hielt den Schlitten an. Die Andacht übermannte ihn vor dieser hohen Himmelsfeier, die da dem Toten wurde. Das von allem Irdischen befreite Eingehen der Seele war sicher die Belohnung für die Unrast auf Erden. Die Linni schluchzte heiß auf. Die war auch so recht Vaters Kind gewesen. Sie hatte seine Liebe gekannt. Christian wußte es deutlich, wie der Vater, als sie beide noch klein waren, die Linni stets über die Halde trug, während er, der Bub, sehen konnte, wie er mit dem schlüpfrigen Gras fertig wurde.

So trieb ein jedes in dem kleinen Schlitten mit den eigenen Gedanken. Bei Christian drängten sie sich zurück bis in seine Schulzeit, die ihm einsam war und freudlos. Wenn unten im Dorf nach dem Unterricht die Buben ihre freie Zeit vertollen durften, mußte er schon den Weg aufwärtssteigen nach dem Hof. Die Mutter duldete keine Versäumnis und kein müßiges Umherstehen. Als kleiner Iunge griff er schon tüchtig an bei der Arbeit. Er drängte sich beinahe dazu, damit die gleichmäßig kalte Stimme der Mutter nicht sein Denken störte, das auf so vielerlei und so Wunderschönes gerichtet war. Nicht satt sehen konnte er sich an den Schmetterlingen, deren zarten Flügeln die Regenbogenfarben entflatterten, die leicht, wie ein Atemzug an den Blumen saßen und dann

noch auf den Halmen, wenn die Sichel sie weggeschleudert hatte. Er
konnte sich nicht satt träumen im frischen Heu. Da erstand ihm noch eine
Welt über der Erde, eine zwischen Himmel und Erde. Viele Stunden
sah er dann in die Luft, sah, wie sich reiche Städte webten und Länder
aus den feinen, feinen Fäden und den tausend Lichtfarben.
So gingen seine Tage dahin, bis er eingesegnet wurde. Da kam
der Gruber vom Breitenast. Der Vater nannte ihn seinen Iugendfreund.
Es beschäftigte ihn damals sehr, daß er niemals von einem würde sagen
können: Er war mein Iugendfreund.
Der Gruber nahm ihn gleich mit sich auf den Breitenast. Sein
Traumdasein hatte ein Ende, aber auch seine Verlassenheit. Der Gruber
setzte ihn gleich in eine Verantwortung. Er wurde bald als erster Knecht
gehalten und mußte die andern befehligen. Dies sollte ihn zum Selbst-
gefühl erziehen. Im Hause war er wie der Gruberleute eigener Sohn.
Es gab keine Kinder auf dem Breitenast. Da schlupfte denn allerhand
Verwaistes bei ihnen unter; wie die mutterlose Selhoferin, welche auch
das Patenkind war vom Breitenast und die eine muntere Lieblichkeit in
das verwitterte Haus brachte.
Christian sehnte sich mit aller Kraft seiner siebzehn Iahre nach
einem Kameraden. Vor der Selhoferin blieb er stumm und ungelenk.
Hochaufgeschossen war er, und manchmal des Nachts, da meinte er, dieses
arge Wachsen müsse ihm die Glieder auseinanderreißen.
Der zweite Winter, da er auf dem Breitenast war, führte ihn erst
dem Anni näher, und bald gab es keinen Tag mehr, wo sich ihm nicht
etwas mit ihr ereignete, und keine Nacht, wo sie nicht in seinen
Träumen war.
Christian seufzte. Nun mußte auch gerade jetzt in diese Sicherheit
auf dem Breitenast der Tod des Vaters kommen. Der alte Gruber hatte
sich auf der Station tiefbewegt und sehr ernst von ihm verabschiedet.
„Mag für lange Zeit sein, Christian," hatte er gesagt, während es um
seinen struppigen Schnurrbart zuckte. — Da war dem Christian erst der
Gedanke an eine Trennung aufgegangen. Nichts beschäftigte ihn seit-
her so wie der, nichts quälte ihn so arg. Der Mutter war er seit seiner
Ankunft ausgewichen, immer aus Angst vor dem entscheidenden Wort. —
Christian wendete den Kopf. Die Mutter saß aufrecht. Scharfordnend
ging ihr Blick in die Zukunft. Nur die Linni blieb so recht inmitten des
Schmerzes um den Vater. Mit seinem Tode schien ihr das Leben un-

erträglich auf dem Hof; da gab es nur deu starren Ernst, der immer
auf schwere Zeiten hinarbeitete.
Der Schlitten hielt vor dem Tor. Linni blieb aufschluchzend stehen.
Es war ihr ein fremdes Haus, in das sie eintreten sollte.
Ohne daß sie es verabredet hatten, gingen die Geschwister vorerst
in das Zimmer des Vaters, das oben und nach der Wiese hinauslag, allwo
der Lärm des Hofes niemals hindrang.
Für Linni war es der vertrauteste Ort des Hauses. Manche Tage
hatte sie auf der Ofenbank gesessen mit ihrer Handarbeit, während der
Vater aus dicken Büchern las und schrieb. Manchmal auch sprach er
ihr von gar Wundersamem, von den geheimnisvollsten Dingen, vom
Mond und von den Sternen. „Ia", fuhr sie aus dem Gedenken heraus
an zu sprechen, „man brauchte den Vater nur zu fragen, auf jedes wußte
er Bescheid, oftmals aber, wenn ich immer mehr wissen wollte, dann
lächelte er mir zu und sagte: laß nur erst den Buben wieder daheim sein,
dann sollt ihr beide alles miteinander haben."
Christian war, während Linni vom Vater sprach, fast scheu von
einem Stück zum andern gegangen, das nur des Vaters gewesen ist.
Von der schön geschnitzten Bettstatt weg zu den alten Truhen und den
vielen Borden an den Wänden, worauf Bücher eingeordnet waren. Die
Stube hatte noch vom warmen Lebenshauch des Vaters in sich.
Bis in die Ruhe hier oben drang das Kommen und Gehen im
Hause. Ietzt mußten sie auch hinunter die Gäste bedienen beim Toten-
schmaus. Christian führte Linni sanft aus der Stube, schloß hinter ihr
ab und steckte den Schlüssel in seine Tasche.
Die Luft in dem großen niedrigen Zimmer dünstete von dem Küchen-
geruch, welchen die verschiedenen Speisen hineindrängten, und durchsetzte
sich schwerer noch mit dem Tran der Winterstiefel, die in der Wärme
vom anhängenden Schnee tauten. Der Tisch war von einem Ende zum
andern ausgezogen und die Eingeladenen saßen in derselben Reihen-
folge daran wie bei andern feierlichen Anlässen hier auf dem Hofe. Der
Ofen war überheizt. Der Pfarrer, der an dem obersten Ende saß,
wischte sich häufig über die Stirne. Das verlegene Schweigen lastete
auf der Runde, verdichtete auch noch die Lnft als wie ein unsichtbares
Netz, das sich aus den Gedanken eines jeden und von einem zum andern
wob. Bei Linnis Taufe hatten sie zuletzt so dagesessen, die gleichen
Leute. Nur mit dem Lehrer hatte es indessen gewechselt. Der heute

dem Andenken des Fritz von Tannen mitfeierte, war jung und erst seit
einem Jahrzehnt im Amt. Sonst aber saßen sie alle da, die bei Veronikas
Hochzeit und später bei den beiden Kindstaufen die Trinksprüche hielten.
Der Tisch war in gleicher Weise mit dem Reichtum der Tannen bedeckt.
Die dicke Forelle, die für feierliche Anlässe unten im See gefangen wurde,
machte den Anfang der Mahlzeit, und richtig kam eben der Kalbsbraten
genau so aufgarniert herein — der Pfarrer verbarg ein Lächeln untcr
dem wohlwollenden Blick, mit dem er die ordentlich geratene Schüssel
betrachtete. Die Frau Veronika war so recht in die Fußtapfen der
Hausfrauen hier oben eingetreten, auch nicht ein Haar breit darüber
hinaus. Nach der Heirat drangen zwar die seltsamsten Gerüchte ins
Dorf. Der Fritz von Tannen, so erzählte man sich, habe nach dem
schweren Hochzeitsmahl, daran er schweigsam und weit weg von allen
teilgenommen, die obere Stube bezogen und die Braut allein in die hoch-
zeitliche Kammer einziehen lassen. Dann wieder kam eine Zeit, wo es
den Anschein hatte, daß die Starrheit der Gewohnheiten hier oben der
feinen Beweglichkeit weichen würde, die von dem Fritz ausging. Dies
hielt nur wenige Iahre an, solange sich das starke Blut der Veronika
nicht genugsam beruhigt hatte. Der Pfarrer schielte von unten herauf
nach der Frau, die zu unterst der Tafel saß, steif in ihrer seidenen Ober-
ländertracht mit den silbernen Kollerketten um das Mieder.
Christian und Linni reichten die Speisen herum, still mit nieder-
gesenkten Blicken. Dem Lehrer war die Wärme und der Wein zu Kopf
gestiegen. Seine Wünsche waren noch unerfahren und brannten ihm
oft durch, wie junge Pferde. Er vergaß endlich, daß man einem Toten
zu Ehren saß, und trank, und so oft ihn der Rock von Linni streifte, fuhr
er mit der Hand darnach sie festzuhalten.
„Wollt nicht ein wenig hinsitzen und mittun?" wagte er leise und
zärtlich das betäubende Schweigen zu unterbrechen.
»Ia, ja, das könntet ihr wohl", lächelte der Pfarrer listig. Er
atmete ordentlich auf vor der fröhlichen Unerfahrenheit des Lehrers.
„Und auch du, Christian. Du sollst mal erzählen, wie herrlich die
Welt draußen ist. Warst ja lang genug fort vom Heimatsdorf."
Die andern lachten ob des guten Witzes, denn alle wußten, daß der
Christian all die Iahre niemals vom Breitenast weggekommen war.
Christian sah verlegen auf. Frau Veronika hob den Kopf und warf einen
Blick über die Tafel.

„Wollet den Segen sprechen, Herr Pfarrer." Kantig und ge-
bieterisch fuhr die Stimme in die von Essen, Trinken und Schweigen er-
regten Menschen. Sic stand auf, um hinter dem Lehrer die Fenster-
scheibe aufzustoßen, daß die Abendluft scharf in das Zimmer schnitt, und
wen ihre Stimme nicht genug gekältet hatte, der sah nun erschrocken und
wie auf Ungehörigem ertappt um sich. Des Herrn Pfarrer erst fröhlich
gerötetes Gesicht wurde tiefdunkel. In der beschämenden Verlegenheit
verwechselte er den Spruch, spendete Glück und weiteres Gedeihen dem
Hause, ohne des Toten mit einem Worte zu erwähnen.
(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Di C. Mühling.

Wieder tönt durch das Erinnern der Menschheit die Himmelsbotschaft von Bethlehem. Aber die Welt starrt in Waffen, und Blut rötet die Erde. Im fernsten Osten fließt es in Strömen, und an Afrikas Mittelmeerküste mischt es sich mit dem Sand der Wüste, Über das Abendland aber zog eine finstere Wolke, die in ihrem Schoße den Blitz barg, der den Weltkrieg entzünden konnte. Sie ist über unsere Köpfe dahingezogen, ohne sich zu entladen, aber sie droht noch fern am Horizont und kann, wenn der Wind sich dreht, die Staaten Europas wieder in ihre Schatten hüllen.

Das zahlreichste Volk der Erde, das so fest wie kein anderes in die Fesseln einer starren, durch Iahrtausende geheiligten Tradition geschmiedet war, erhebt sich gegen seine Dynastie und gegen seine ehrwürdigen Institutionen und öffnet die Tore seines Riesenreiches weit dem Geiste der neuen Zeit. Die Stürme der Freiheit brechen die Mauern der verbotenen Stadt, und ein Volk von vierhundert Millionen geknechteter Menschen gewinnt sich die freieste Verfassung. Ob freilich das in seiner uralten, über Hunderte von Generationen vererbten Kultur fast versteinerte Volk von diesem schrankenlosen Selbstbestimmungsrecht überhaupt Gebrauch machen kann, ist außerordentlich zweifelhaft. Es ist wohl möglich, daß auch diese Revolution eine Tyrannis gebiert. Mehr als je bedarf China eines großen Erziehers von der abgeklärten Weisheit des Konfutius. Ersteht ihm ein solcher überlegener Geist nicht, so kann das Chaos, das die Revolution jetzt heraufbeschworen hat, sich verewigen. Wenn diese beispiellose Umwälzung, diese gewaltsame Ablösung einer uralten Staatsauffassung durch ihr Ertrem im Abendlande nur empfunden wird wie ein in weiter Ferne rollendes Gewitter, dessen Blitze keine Schrecken haben, sodaß nicht einmal der Kurs der chinesischen Staatspapiere an den europäischen Börsen wesentlich gesunken ist, so liegt das nur daran,

daß alle Interessen Europas durch
nähere Sorgen in Anspruch ge-
genommen werden. Ist doch nicht
nur ein anderes asiatisches Reich,
das dreimal so groß ist wie Deutsch-
land, im Begriff, in Trümmer zu
sinken, sondern bröckelt doch ein
Stück nach dem anderen vom Staats-
iorper des Islams ab, so daß es
scheint, als ob die Heilkunst, die ihn
auf den Kongressen von Paris und
Berlin mühsam zusammenflickte,
endlich versagen will. Den muha-
medanischen Staaten scheint die
Freiheit in der Tat kein Glück zu
bringen. Kaum hatte sich Persien
eine Verfassung gegeben, so rief die
innere Zwietracht, die sie erzeugte,
die alten Rivalen ins Land, und im
englisch-russischen Vertrag von 1907
wurde sein Schicksal besiegelt. Denn
heute bedeuten Verträge, die zwei
Mächte zur Aufrechterhaltung der
Selbständigkeit einer dritten schließen,
dl

das Gegenteil ihres so menschenfreundlich verkündeten Zwecks. So rüsten sich denn England und Rußland zur Teilung des persischen Reiches, zu dessen Erhaltung sie sich verbündet hatten. Und auch der Türkei wird kurze Zeit nach ihrem Eintritt in den Kreis der Verfassungsstaaten die tiefste Wunde geschlagen, die seit dem Kongreß von Berlin ihren kranken Körper geschwächt hat. Das liegt wohl daran, daß die muhamedanischen Staatseinrichtungen mit eisernen Ketten an die Religionslehren des Islam gebunden sind. Wenn christliche Völker den Absolutismus ihrer Regierungen beseitigten, so beschränkten sie die Macht eines Menschen. Die Muhamedaner, die sich eine Verfassung schaffen, fesseln einen Gott. Denn die Staaten des Islam sind Theokratien, und als solche haben sie alle ihre weltgeschichtlichen Erfolge errungen. Unter allen Staatsformen ist aber die Theokratie diejenige, deren Eigentümlichkeiten mit den Einrichtungen des modernen Konstitutionalismus am wenigsten vereinbar sind. Der Islam aber hat, als die politischen Ideen der neuen Zeit auch seine Staatengebilde eroberten, seine Religionslehren in keinem Punkte reformiert. Und darum klafft ein ungeheurer Widerspruch zwischen der Theorie und der Praris seines staatlichen Lebens, der es so lange nicht gesunden lassen wird, bis ihm der große Reformator seiner Religion erscheint. Inzwischen aber machen die Bedürfnisse der europäischen Staaten nicht mehr Halt an den Grenzen seiner so weit auseinander gelegenen und darum so schwer zu verteidigenden Gebiete. Nur einem solchen Bedürfnis — das muß einmal deutlich ausgesprochen werden — gehorchte Italien, als es den Zug nach Tripolis unternahm. Wenig Ähnlichkeit freilich hat dieser Zug mit jenem anderen Zuge, den ganz Europa vor fünfzig Iahren mit begeistertem Iubel begrüßte, und auf den Tafeln der italienischen Geschichte wird die Chronik seiner Kämpfe gewiß nie so hell erglänzen wie der stürmische Siegeslauf der

Tausend; aber das darf uns nicht hindern, anzuerkennen, daß die Eroberung von Tripolis für Italien eine Lebensfrage ist. Wenn es seinen Einfluß im Mittelmeere, auf das seine geographische Lage es angewiesen hat, nicht verlieren und damit aus der Reihe der Großmächte nicht ausscheiden und in die Ohnmacht nicht zurücksinken wollte, die es in der Zeit seiner Zerstückelung zum unglücklichsten Lande Europas machte, so durfte es nicht dulden, daß Tripolis die Beute einer anderen Macht wurde. Wenigstens den seinen Küsten am nächsten gelegenen Teil des nördlichen Afrika durfte es seinem Einfluß nicht entziehen lassen. Und die Gefahr, ihn zu verlieren, war allerdings in greifbare Nähe gerückt durch die Auslieferung Marokkos an Frankreich. Als Frankreich im Iahre 1881 das Protektorat von Tunis übernahm, da erstickte Garibaldi in seiner Brust alle seine Sympathie für den gallischen Nachbar, an dessen Seite er gegen Deutschland gekämpft hatte. Damals schrieb er: „Die italienische Trikolore ist durch den Schmutz der Straßen von Marseille geschleift worden. Sie muß rein gewaschen werden." Wir

sollten unserem Verbündeten das Recht zugestehen, sich an jene Worte seines Volkshelden zu erinnern, und die deutsche Presse hätte gut daran getan, wenn sie schon den Zug nach Tripolis nicht mit ihren Sympathien begleiten wollte, wenigstens seine Beweggründe zu würdigen und immer wieder darauf hinzuweisen, daß die einzige abendländische Macht, gegen die er gerichtet ist, dieselbe Macht sei, die vor dreißig Iahren die italienische Trikolore durch die Straßen von Marseille schleifte. Die Kanonen des Carlo Alberto sind gegen Frankreichs afrikanische Erpansionsgelüste gerichtet. Noch besteht der Dreibund, und wenn auch seine Defensivkraft abgenommen hat, so haben wir doch vorläufig nichts Besseres an seine Stelle zu setzen. Für Italien verliert er jeden Wert, wenn er ihn im Stich läßt, wo es zur Behauptung seiner Großmachtstellung zu den Waffen greift. Durch das Schmähen unseres Verbündeten gewinnen wir doch die Sympathien der Türkei nicht wieder. Die will Taten sehen. Zu den Taten aber, die sie von unserer Freundschaft erwartet und die ihr allein nützlich sein können, ist keine Zeit weniger geeignet als die letzten Monate dieses kriegsschwangeren Iahres.

Wenn diese Zeilen gelesen werden, dann werden die Verträge, die Deutschland mit Frankreich über Marokko und die Kongokolonie geschlossen hat, von der französischen Kammer angenommen worden sein, und wie von einem Alp befreit wird Europa aufatmen. Denn durch diese Verträge wird ein Streit erledigt, der wie kein anderer seit dreißig Iahren die Gefahr eines Krieges in sich barg. Wäre dieser Krieg zum Ausbruch gekommen, so würde er nicht um den Besitz Marokkos oder um einen Anteil an diesem Besitz von Deutschlands Seite geführt worden sein, denn dieser Besitz wäre nicht nur nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert gewesen, sondern sogar einMomentderSchwächefürDeutschlands bedrohte Stellung in Europa geworden. Wer das leugnet und darauf hinweist, daß doch Frankreich

den Besitz Marokkos für eine Stärkung seiner Macht hält, der vergißt, daß der Wert, den der Besitz eines Gebietes für einen Staat hat, nicht nur von der Fruchtbarkeit seines Bodens und dem Reichtum seiner unterirdischen Schätze abhängt, sondern von zahlreichen anderen Faktoren, unter denen der wichtigste, ja der ausschlaggebende die geographische Lage dieses Landes ist. Eine Kolonie, die beständig gegen die Ansprüche von zwei Großmächten verteidigt werden muß — und eine solche Kolonie wäre Marokko auch nach einem glücklichen Kriege für uns gewesen — die aber vom Mutterlande aus nur durch eine zehntägige Schiffsreise an den Küsten dieser feindlichen Mächte erreicht werden kann, wird nur durch eine Flotte behauptet werden können, die so stark ist, daß sie unter allen Umständen die freie Verbindung des überseeischen Besitzes mit dem Mutterlande sichert. Eine Flotte aber, die gegen die verbündete Kriegsmacht Englands und Frankreichs den Kanal forcieren könnte, wird Deutschland niemals besitzen, wenn es nicht seine Stellung als Landmacht aufs Spiel setzen will. Wer das Gegenteil behauptet, der

leidet an patriotischem Größenwahn. Darum wäre der Besitz Marokkos ein Moment der Schwäche für Deutschland gewesen, und kein vernünftiger deutscher Staatsmann hätte den Krieg, den die Marokkofrage im Schoße barg, um den Besitz dieses afrikanischen Landes entfesseln können.

Um was er geführt worden wäre, das haben Lloyd George und Bethmann-Hollweg in ihren letzten, vom Standpunkte beider Staatsmänner ganz vortrefflichen Reden mit vollkommener Klarheit ausgesprochen. Sind auch die wirtschaftlichen Interessen, die Deutschland in Marokko hat, im Vergleich zu seinemMilliardenhandelnurvonganz geringfügiger Bedeutung, so darf doch niemand diese wirtschaftlichen Interessen antasten, ohne sich vorher mit ihm ins Einvernehmen gesetzt zu haben, und zwar aus demselben Grunde, aus dem ein Mann, der sich auch nur ein Haar aus seinem Barte reißen läßt, ohne zuzuschlagen, sehr bald von seinen Feinden verachtet, von seinen Freunden verlassen werden wird. Die Gefahr war vorhanden, daß ohne Deutschlands Mitwirkung über das Schicksal Marokkos entschieden wurde. Nur diese Gefahr und nicht der Streit über den Besitz Marokkos bedrohte den Frieden. Unserer Regierung ist es gelungen, diese Gefahr aus dem Wege zu räumen. Sie hat bei Feinden und Freunden die Überzeugung befestigt, daß die Lösung wichtiger Fragen, an denen Deutschland, wenn auch nur in geringfügigem Maße, interessiert ist, nur um den Preis eines Krieges ohne Deutschland möglich ist. Und dafür muß das deutsche Volk ihr Dank wissen. Denn auch in der Befestigung dieser Überzeugung liegt eine Bürgschaft des Friedens.

Sozialpolitische Rundschau.

Von Vr. Franz Oppenheimer.

„8i vi» Moem . ."

Unsere Zeit steht im Zeichen des Wettrüstens. Wie im internationalen Leben die Großmächte einander durch immer neue Bataillone, Batterien, Aeroplane, Luftkreuzer, Dreadnoughts und Unterseeboote zu übertrumpfen

versuchen, so rüsten sich im nationalen Leben die feindlichen Großmächte, Kapital und Gewerkschaften, mit immer strafferer Organisation, mit Anhäufung immer größerer Mengen von „Kriegsbedarf" nach dem Rezepte Montecuculis. Das „para bellum" wird allerorten beherzigt, aber es wird immer zweifelhafter, ob wir damit wirklich „Mceiu" erzielen. Weil Deutschland so tatkräftig rüstet, fühlt England sich bedroht, und der Krieg stand bereits vor der Tür. Weil Italien so stark gerüstet hatte, steckte es Tripolis ein, Rußland folgt in Persien seinem Beispiel, und wer weiß, was das neue Iahr bringt. Nicht anders im nationalen Leben! Überall gewaltige Kämpfe. Dem französischen folgte der englische Eisenbahnerstreik, jetzt eben haben in Berlin zwei Massenkämpfe, die Aussperrung der Metallarbeiter und der Streik in der Konfektionsindustrie, einen Abschluß gefunden, der mindestens im zweiten Falle nur ein kurzer Waffenstillstand sein kann.

Nicht alle Blütenträume sind

gereift, die die wohlmeinenden Freunde der Sozialreform erhofft hatten. Werden die gewerblichen Kämpfe auch seltener, so ist es doch zweifelhaft, ob sie nicht durch ihren Umfang ebenso viel Schaden am Wirtschaftsleben stiften wie früher. Selbst die vergötterte Panazee, der langfristige Tarifvertrag, schützt nicht so unbedingt vor Erschütterungen, wie seine Anhänger früher glaubten: der Tarifbruch der Maschinenmeister im Zeitungsgewerbe war ein Sturmsignal.

Unter diesen Umständen ist es nicht erstaunlich, wenn sich immer mehr Stimmen zu dem Chor derer gesellen, die verkünden, daß die Kompottschüssel der Arbeiter nunmehr gefüllt ist. Man muß sich klar darüber sein, daß sich in dem letzten Iahrzehnt in der Stimmung unseres Großbürgertums ein Umschlag vollzogen hat. War am Ausgang des vorigen Iahrhunderts jeder Mensch, der auf sich hielt, mindestens „Gefühlssozialist", so ist jetzt unter den Snobs und ihrem Anhang Nietzsche Trumpf; der reuelose Egoismus der prachtvollen blonden Bestie steht dem „Gent" nach heutiger Mode besser zu Gesicht, als der „Gefühlsdusel". Diese Umstimmung ist die Folge der großartigen industriellen Entwickelung Deutschlands, die auf der einen Seite die kapitalistische Plutokratie zu immer größerem Einfluß kommen ließ, und die auf der andern Seite das wirkliche, „absolute" (nicht „relative) Elend des Proletariats sehr stark gemildert hat. Die Furcht vor dem politischen Einfluß der Arbeiterpartei kommt hinzu, deren gigantisches Wachstum ebenfalls eine Auswirkung unserer industriellen Entwickelung ist.

Iene Umstimmung zeigt sich aufs klarste im „Oberbau", in Kunst und Wissenschaft. In der Kunst, wo die „Elendsmalerei" der neunziger Iahre durch heiterer stimmende Objekte verdrängt worden ist; in der Wissenschaft, wo sich gegen die führenden Ökonomisten und Soziologen des 19. Iahrhunderts, die Kathedersozialisten, eine

ganze, immer wachsende Schar „neoliberaler" Theoretiker zusammenfindet, die die „Hero-worship" Carlyles auf das Wirtschaftsleben übertragen wollen — ganz gegen Carlyles Meinung — und am liebsten allen Kapitalprofit als „Genielohn" servieren möchten: Ehrenberg, Wolf, Pohle und andere.

Pohle hat neuerdings in einer sehr temperamentvollen Streitschrift „Die gegenwärtige Krisis in der deutschen Volkswirtschaftslehre" (Leipzig 1911) den Kathedersozialismns mit der Behauptung angegriffen, „wissenschaftliche Sozialpolitik" sei eine Unmöglichkeit. Man wird ihm zu einem Teil recht geben müssen: die Sozialpolitik, die von jenen Kreisen empfohlen und betrieben wird, ist in der Tat nicht im mindesten wissenschaftlich orientiert, sondern sucht nur auf irgend einer „mittleren Linie" zwischen den praktischen Gegensätzen zu vermitteln, und — darin hat Mar Weber völlig recht, — die mittlere Linie ist nicht um ein Haar wissenschaftlicher als eins der beiden Ertreme. Dennoch hat Pohle „im Oberstock" entschieden unrecht. Es

eristiert positiv kein an Geist und Gemüt gesunder Mensch, der die heutige „Ordnung" genau so wie sie ist, mit ihrer ins Groteske verzerrten Verteilung der Güter über die Klassen, für gerecht, vernünftig und volkswirtschaftlich nützlich erklären würde; es eristiert wahrscheinlich ebenso wenig ein vernünftiger und sittlicher Mensch, der der Gesellschaft nicht die Aufgabe zuspräche, wenigstens hier und da einzugreifen, um die schlimmsten hygienischen und sittlichen Schäden einzuschränken, keiner, der noch glaubte, daß unter den heutigen Verhältnissen die Gesundung überhaupt oder doch schnell genug aus dem freien Spiel der Kräfte von selbst kommen könnte. Pohle selbst wird die Industrie der Phosphorzündhölzer nicht wieder einführen wollen und sicherlich dafür eintreten, daß der italienische Staat Ordnung in die sizilianischen Schwefelbergwerke mit ihrer unerhörten Kinderausbeutung bringe.

Man soll also nach einer wissenschaftlichen Grundlegung der Sozialpolitik streben, und sie ist trotz Pohle erreichbar; es gibt, trotz Pohle, Wertmaßstäbe wissenschaftlicher Art, an denen unsere Ordnung geaicht werden kann, noch außer dem einzigen, den er selbst anerkennt, dem hygienischen. Bis aber die wissenschaftliche Grundlage geschaffen ist, haben wir eben unwissenschaftliche Sozialpolitik zu treiben, auch auf die Gefahr hin, daß wirklich einmal zu viel geschehen könnte — eine Gefahr, die im übrigen weit ferner liegt als ihr Gegenteil. Denn was heute den Staaten abgerungen werden kann, ist wirklich weniger als das Minimum des durchaus Notwendigen. Das ergibt sich klar aus der Erniedrigung des physischen und psychischen Standard unserer Nation, die die Statistik unbarmherzig Iahr für Iahr in unsere Ohren donnert: die Zahl der tauglichen Rekruten sinkt, und die der jugendlichen Verbrecher steigt! So lange dieses Menetekel nicht von der Wand unseres stolzen Palastes verschwindet, mag

die unwissenschaftliche Sozialpolitik drängen, soviel sie kann: sie wird niemals entfernt erreicht haben, was Mindestforderung jeder wissenschaftlichen Sozialpolitik sein müßte!

Immerhin: auch diese Stimme ist ein Zeichen dafür, wie viel enger sich die Gegner jeder rationellen Zukunftsgestaltung zusammenschließen. Die Gegensätze verschärfen sich sichtlich, und da ist es gut, sich klar zu machen, daß der große deutsche Wahlkampf vom 12. Ianuar 1912 sich als um seine zum Teil verborgene Angel gan; und gar um die Sozialreform dreht.

Um das zu verstehen, muß man freilich den Begriff weiter fassen, als das sonderbarerweise gewöhnlich geschieht. Man muß nicht nur an die Industriearbeiter denken, sondern die Landarbeiter mit berücksichtigen. Der innerpolitiscke Kampf in Deutschland gilt vor allem der Stellung des Agrariertums, und das steht und fällt mit der Verweigerung der Sozialrcform für die Landarbeiter. Der Großgrundbesitz ist glatt geliefert, wenn die Landarbeiter das Vereins- und Versamm-

lungsrecht erhalten — und wirklich ausüben dürfen. Dann steigt ihr Lohn schnell so hoch, daß die Grundrente einschrumpft. Und das bedeutet das Ende des Agrarismus und des alten feudalistischen Preußen. Daher der verzweifelte Widerstand der in ihrer Eristenzgrundlage Bedrohten gegen jede freie Gestaltung der Verfassung im Reiche und im Staate. Daher das Bündnis mit dem Zentrum, in dem trotz aller christlichen Gewerkschaften doch noch der Agrarfeudalismus vorherrscht, daher das Liebäugeln des rechten Flügels der Nationalliberalen, der Vertreter der Schwerindustrie, mit den Agrariern, deren Bergwerksrente und Hüttenprofit durch keine andere Maßnahme so schwer geschädigt werden kann, als durch eine Hebung der Landarbeiter. Denn: je schlechter diese stehen, um so großer ist die Abwanderung in die Industriebezirke, um so größer der Lohndruck, um so tiefer der Lohn, um so höher der Gewinn!

Das ist der strategische Schlüssel der Aufstellung. Wenn das Zentrum in den letzten Nachwahlen so viel Sitze verloren hat, so ist hier die Lösung zu suchen: seine Wähler aus dem Arbeiter- und Kleinbauerstande machen die großagrarische Richtung nicht länger mit. Die Spaltung geht mitten durch die früher so einheitliche Partei; auch vr. Heims Bauernbund fordert ein Stück „Sozialpolitik" für die Kleineren auf dem platten Lande im Süden, wie der norddeutsche Bauernbund für den Norden.

Die Scharen haben sich zur Schlacht geordnet. Nur wenige stehen noch unentschlossen zwischen den Heeren, ungewiß wohin sie sich zu wenden haben.

Da ist es ein wichtiges Zeichen der Zeit, daß ein Mann wie Graf Posadowsky es für seine Bürgerpflicht erachtet hat, sich selbst in die Reihen zu stellen und seine mächtige Stimme gegen die Bremser aus Eigennutz und für die Fortführung der Sozialreform zu erheben.' Ein konservativer Mann, gewiß! königstreu und besonnen, ein

Feind aller überstürzten Neuerungen! Und doch: im Namen der allgemeinen Wohlfahrt, im Namen des Volkes als einer lebenden Gesamtheit erhob er seine Stimme gegen die kurzsichtige Politik der Klasseninteressen. Wie sein politischer Gesinnungsgenosse Sismondi verwarf er die „Profitwissenschaft", die Chrematistik, und verlangte von der Ökonomik, sie solle sein „die gute Regel des Hauses und des Staates". Wie Friedrich List warnte er vor dem Raubbau an den produktiven Kräften der Nation und verlangte ihre pflegliche Förderung.

Hier sprach dasjenige Element, auf dem Preußens Größe seit Jahrhunderten ruht, das in Preußen auf die Dauer immer die Richtung bestimmt hat: der „Geheimrat", der politisch konservative, aber kulturlich liberale höhere Bureaukrat. Und wir haben zahlreiche Gründe, um anzunehmen,daß Graf Posadowsky die Anschauung seiner meisten Amtsgenossen ausgesprochen hat. Der „Geheimrat" bemerkt mit Entsetzen, wie eine aller Kultur und allen geschichtlichen Verantwortungsgefühls bare Klasse den Staat dem Abgrund zu-
8?

drängt, und immer reifer wird in ihm der Entschluß, ein Ende damit zu machen. Ieder Kenner der Bureaukratie weiß, daß ihr die agrarische Mißwirtschaft und das Bündnis mit der Kaplanokratie längst zur größten Gefahr der Entwickelung geworden ist; ja, es gibt nicht Wenige, die in unserm gegenwärtigen Reichskanzler einen der geistigen Führer dieser reaktiven Bewegung zu erkennen glauben. Wer weiß: einen typischeren „Gcheimrat" als ihn hat es niemals gegeben.

Aber, dem sei wie immer: der zwölfte Ianuar entscheidet für ein Iahrfünft über den Fortschritt oder Abbau der deutschen Sozialreform. Dessen sollen sich alle Wähler bewußt sein. Sie ist das Echibboleth der Parteien.

Koloniale Rundschau.

Von Otto Iöhlinger:

Das verwaiste Kolonialamt.

Als sich im Iahre 1910 Deutschlands erster Kolonialminister Bernhard Dernburg in sein „koloniales Friedrichsruh" zurückzog, da ahnte niemand, daß kaum ein Iahr später von neueni Umschau nach einem anderen Träger des Kolonialportefeuille gehalten werden mußte. Dabei wird es jetzt keineswegs leicht werten, den rechten Mann fül diese Stelle zu finden, eine Stelle, die kurze Zeit hintereinander zwei Männer aufrechten Charakters und ehrlicher Überzeugung verlassen haben. Aber nicht nur Lindequist, Dernburgs direkter Nachfolger, hat seinen Posten aufgegeben, es sind noch mehr tüchtige und tatkräftige Beamte, die dasReichskolonialamt jetzt verloren hat: der Wissenschaftler der Schutzgebietsbehörden Geheimrat Professor Freiherr von Danckelmann und der Referent für Südwestafrika Wirkliche Lcgationsrat Dr. von Iakobs haben ihre Entlassung genommen. Daß der Rücktritt Danckelmanns ebenso wie derjenige Lindequists die Konsequenz der Kongokompensationcn war, ist längst bekannt, und es ist bedauerlich, daß uns der mit Schlaf-

krankheit, Konzessionsgesellschaften, schlechten Verkehrswegen und tro» pischem Klima hypothekarisch belastete Kolonialzuwachs solche Opfer an tüchtigen Kolonialpolitikern gekostet hat.

Aber wir müssen den Männern, die lieber auf ihr Amt verzichtet haben, als ihre Überzelt gung zu unterdrücken, dankbar dafür sein, daß sie rechtzeitig dem deutschen Volke die Augen darüber geöffnet haben, wie wirkliche Fachkenner die Situation beurteilen. Ia nach dem, was man jetzt hört, scheint die Ära der Entlassungen im Kolonialamt noch gar nicht abgeschlossen zu sein, und der neue Herr wird im Amte vor allem Sorge haben, die offen gewordenen Posten mit den geeigneten Männern zu besetzen, an denen wir gerade keinen Überfluß haben.

Wer Lindequist näher gekannt und seine Arbeitsweise beobachtet hat, der kann — trotz aller offiziösen Schmähungen — nur bedauern, daß es diesem Manne nicht vergönnt war, sein Programm ganz durchzuführen. Es hat Lindequist nicht an Gegnern

gefehlt, und er ist mehrfach Gegenstand von Angriffen gewesen, aber alle, sowohl Freunde wie Gegner mußten zugeben, daß er unbedingt ein vornehmer Charakter war, dessen persönliche Liebenswürdigkeit den dienstlichen Verkehr mit ihm ungemein erleichterte. Gewiß, Lindequist und Dcrnburg waren grundverschiedener Natur, was ja auch angesichts des völlig verschiedenartigen Entwickelungsganges, des Unterschiedes der Herkunft und der Ansichten recht erklärlich war. Man hat aber nicht mit Unrecht Lindequist den Schüler Dernburgs genannt, trotzdem lindequist schon mehr als ein Jahrzehnt im Kolonialdienste gestanden hatte, ehe Dernburg seine Staatstätigkeit, die mit so beispiellosem Erfolge gekrönt war, begann.

Und trotzdem, Lindequist hat von seinem Vorgänger sehr viel gelernt und man sieht in zahlreichen seiner Handlungen, wie er bestrebt war, in den Bahnen Dernburgs zu wandeln. Man denke nur an Liudcquists größtes Verdienst, die Schaffung der wirtschaftlichen Kommission, die Verwaltung und kaufmännische Praris miteinander in enge Füh. lung bringen soll. Auch die Fortführung Dernburgscher Kolonialpolitik, wie den Ausbau unseres kolonialen Eisenbahnnetzes (Strecke Tabora — Tanganjika-Tee), die Förderung des kolonialen Baumwollbaues und vor allem die strikte Durchführung der von Dernburg so erfolgreich eingeführten Diamantenpolitik, beweisen, daß er — von kleinen Abweichungen abgesehen — ein unbedingter und überzeugter Anhänger seines Vorgängers war. Ia es ist sogar ein wesentliches Verdienst Lindequists gewesen, daß er an der mit Unrecht so vielfach angefeindeten Dia - m a n t e n po li t i k strikte festgehalten hat; mit der ihm eigenen Zähigkeit widersetzte er sich den Kriegssteueranträgen des Zentrumsabgeordneten Erzberger, die Südwestafrika ruiniert hätten, hielt er den von Dernburg geschaffenen „Diamantenvertrag"

mit der Deutschen Kolonialgesell-
schaft für Südwestafrika trotz aller
Angriffe aufrecht und ließ endlich
die Diamantenregie, d.
h. das staatliche Verkaufssynditat
für unsere südwestafrikanischen
Diamanten in unveränderter Form
bestehen. Hierfür müssen wir ihm
dankbar sein, denn die Versuche
von interessierter Seite, eine Bre-
sche in das feste Gefüge der fiska-
lischen Diamantenpolitil zu legen,
sind nicht gering gewesen, trotzdem
diese Politik dem Fiskus und da-
mit wieder dem Schutzgebiet Süd-
westafrika viele Millionen Mark
jährlich zugeführt.
Lindequist war nun nicht nur
aus praktischen oder politischen
Erwägungen heraus ein Anhänger
seines Vorgängers und Meisters,
nein, es war ihm direkt eine Her-
zenssache, anzuerkennen, was
Deutschland diesem Manne ver-
dankt. Er hat es oft genug im
Reichstage ausgesprochen, aber
auch im engen Kreise, im Kolo-
nialamt und wo auch immer Gele-
genheit war, wies er darauf hin,
daß alle seine Verdienste ohne die
Arbeit Dernburgs unmöglich ge-
wesen wären. Das Interesse der
kaufmännischer Kreise und damit

vor allem der freisinnigen Parteien, das hat keiner so zu wecken verstanden, wie der aus dem Kaufmannsstande hervorgegangene Minister. Man hat nun Lindequist bei seinem Ausscheiden den Vorwurf gemacht, daß er die Entscheidung wichtiger Fragen verzögert habe. Die Pomona-Angelegenheit, die Hypothekenbankfrage, die Abänderung des Ausfuhrzolles auf Diamanten und dergleichen. Hierzu ist aber zu bemerken, daß ein Teil dieser Fragen äußerst schwierig ist und ohne weiteres nicht erledigt werden kann. Hierzu kommt, daß ?mdcquist schon vor längerer Zeit — kurz nach Beginn der Marokkoaffäre — aus dem Amte zu scheiden beabsichtigte. Er wollte deshalb wichtige Fragen der Entscheidung seines Nachfolgers überlassen, den er ja noch gar nicht kannte, und dem er nicht vorgreifen wollte. Man hat nun hieraus Lindequist ebenso einen Vorwurf gemacht, wie man andererseits es Dernburg verübelt hatte, daß er vor seinem Ausscheiden „reinen Tisch" gemacht und schwebende Verträge vorher erledigte. Geschimpft wurde in beiden Fällen! ^lnr«

Philosophische Rundschau.

Von Prof. Dr. Ludwig Stein.

Aus der erdrückenden Fülle der philosophischen Erscheinungen der Gegenwart sollen hier jeweilen diejenigen Werke herausgehoben werden, welche entweder eine philosophische Richtung zu bedeutsamem Ausdruck bringen, oder ein bestimmtes philosophiegeschichtliches, metaphysisches, logisches, erkenntnistheoretisches, psychologisches, ethisches, ästhetisches oder soziologisches Problem in bemerkenswerter Weise fördern. Es kann sich unmöglich um eine erschöpfende Gesamtübersicht handeln, wie sie Fachzeitschriften geben, sondern nur um ein Heraussieben der wenigen Körner aus der Spreu. Ich behalte mir vor, über einzelne Strömungen der Philosophie der Gegenwart so zusammenfassend zu berichten, wie ich dies in meinen „Philosophischen Strömungen der Gegenwart" (Stuttgart, Enke, 1908) für die

führenden Richtungen der zeitgenössischen Philosophie getan habe. Heute möchte ich die Aufmerksamkeit der Leser von „Nord und Süd" auf eine Bereicherung unserer Kenntnis von Spinozas Leben und Lehre lenken, die wir einer jüngeren Publikation danken. Es geschehen nämlich unter unseren Augen Zeichen und Wunder. Ein Iesuitenpater schreibt unter rückhaltloser Zustimmung seiner vorgesetzten Kirchenbehörden, die ihm ihr „Imprimatur" erteilten, ein 633 Seiten umfassendes Buch über den jungen de Spinoza. Vor nicht viel mehr als einem Iahrhundert wagten sich nur die Aufgeklärtesten und Fortgeschrittensten an den gefürchteten „Erzketzer" heran. Lessing klagte noch in seinem berühmten Gespräch mit Iacobi, das im Leben Moses Mendelssohns eine so verhängnisvolle Rolle spielen sollte, daß „die Leute noch immer über Spinoza reden, wie von einem toten Hunde". Erst Herder, Fichte und Schelling brechen dem Spinozismus inDeutschland die Bahn. Hegel vollends

setzt diesem Neuspinozismus, dessen wärmster Fürsprecher Goethe war, durch seinen Ausspruch die Krone auf: wenn man anfängt zu philosophieren, muß man zuerst Spinozist sein, die Seele muß sich baden in diesem Äther der einen Substanz, in der alles, was man für wahr gehalten hat, untergegangen ist. Und jetzt trittderIesuitenpater S ta n islausvonDunin-Borkowski mit einer umfänglichen, weit ausholenden Spinoza-Biographie auf den Plan. Bei Aschendorff in Münster erschien kürzlich sein Opus: Der junge de Spinoza. Leben und Werdegang im Lichte der Weltphilosophie.

Inmitten der antimodernisiischen Bewegung, welche von Rom ausgeht und jede Regung selbständiger Stellungnahme gegenüber den großen Lebensfragen im Keime ersticken möchte, lebt ein geistiger Einsiedler, der es wagen darf, sich liebevoll und einfühlend, ja mit einer geradezu klösterlichen Inbrunst in die Seele des jungen Spinoza zu versenken, um ihrer mittelst geschichtlichen Nachtastens habhaft zu werden. Viele Iahre seines Lebens hat der Verfasser mit der „Andacht zum Kleinen und Kleinsten" ausschließlich dieser Aufgabe widmen, fast alle großen Bibliotheken Europas durchforschen, in Amsterdam herumstöbern, in viele Literaturgebiete sich einarbeiten, ja vergraben, Holland, Spanien und Portugal aufsuchen müssen, um den Spuren des Weltweisen von Amsterdam sorgsam nachzugehen und jene Quellen aufzudecken, aus denen der junge de Spinoza sein Bestes und Tiefstes geschöpft hat. Dabei gehört v. Dunin keineswegs zu jener Lccle5iZ, militanz wie der streitbare Iesuitenpater Wassmann, der die Biologie revolutionieren möchte, und im Iahre 1907 in Berlin den Kampf nm Darwinismus und Entwicklungslehre mit bemerkenswerter Energie geführt, wenn auch nicht zum Austrag gebracht hat. Eher gemahnt er an den Franziskanermönch Pater Erpeditus Schmidt, dessen literarhistorischemEssayband„Anregungen"

(1909) unverfängliche Fachmänner wegen seines Strebens nach Unparteilichkeit Beifall zollen. Ohne seinem kirchlichen Standpunkt das geringste zu vergeben, versucht es von Dunin, die Spinozaforschung, welche seit den grundlegenden Werken von Couchoud (1902) und Freudenthal (1904) einen gewaltigen Aufschwung genommen hat und augenblicklich im Mittelpunkt des philosophiegeschichtlichen Interesses steht, — die Biographie Meinsma's erscheint in deutscher Übersetzung, Wenzel, Erhardt, Baensch und Anna Tumarin mühen sich um neue Spinoza-Auffassungen —, um ein gutes Stück weiterzuführen. Es gelingt ihm nicht bloß, alles Bekannte zusammenzufassen und übersichtlich zu gliedern, sondern auch neues Material herbeizuschaffen und für die Forschung fruchtbar ;u machen. Kaum hat v. Dunin sein großes Werk, das Spinozas Leben bis zum Iahre 1656 behandelt, d. h. bis zur Verhängung des großen Bannes, abgeschlossen und der Öffentlichkeit übergeben, da strömte ihm wieder neuer Stoff zu, den er als „Nachlese zur ältesten Geschichte des Spinozismus" im Oktoberheft des 24. Bandes meines

„Archiv für Geschichte der Philosophie" veröffentlicht.

Dieses Lebenswerk von Dunins ist auf eine breite geschichtliche Basis gestellt. Wenn er 633 Seiten großen Formats brauchte, um den inneren Werdegang des größten aller Pantheisten zu schildern, bevor dieser sein 24. Lebensjahr erreicht hatte — Spinoza war, wie sein großer philosophischer Zeitgenosse, Locke, 1632 geboren, — so müßte der noch außenstehende zweite Band, welcher das fertige Lebenswerk Spinozas zu schildern und wissenschaftlich zu zergliedern haben wird, mindestens denselben Umfang beanspruchen. Denn von Dunin beschränkt sich nicht auf das Biographische allein, sondern er verflicht sehr geschickt den Denkinhalt der Werke Spinozas in die Darstellung seiner inneren Entwicklungsgeschichte. Das rein Biographische an Spinoza, der im Alter von 44 Iahren an der Schwindsucht starb, mit welcher er, wie wir von seinem Arzt Schuller wissen, erblich belastet war, wäre auf wenigen Seiten erschöpfend zu behandeln. Was den Spinozaforscher daher berechtigt, den biographischen Rahmen so weit zu spannen, wie dies bei von Duningeschieht,dasistjenes unendlich reiche innere Erleben,dasZuströmen, das Sichkreuzen hundertfältiger Eindrücke, welches dem kurzen Leben Spinozas, der ja nur der Mann eines Buches war, Ewigkeitsgehalt verleiht.

Den Anteil des Iudentums, der angestammten Religion Spinozas, von welcher er sich niemals endgültig losgesagt hat, zumal es den Begriff der Konfessionslosigkeit damals noch nicht gab und der Übertritt zu irgend einer der christlichen Sekten von Spinoza in keiner Weise förmlich vollzogen wurde, hat bisher niemand in solchem Umfange anerkannt, wie von Dunin. Die Märchen von seiner Taufe und Aufnahme in die reformierte Kirche, heißt es bei v. Dunin, verdienen natürlich keine Widerlegung. Auch im philosophischen Höhepunkt des Spinozismus, sagt v. Dunin in der intellektuellen Liebe zu Gott,

finden wir ähnliche Triebe der
Iugendreligion, wie sie uns im
ethischen Höhepunkte der Lehre
de Spinozas, in der vollen Hingabe
an die unabänderlichen Gesetze der
Natur, aufgestoßen waren.
Unter der dünnen Hülle eines
kalten philosophischen Räsonnements
lebte ein starker, warmer, religiöser
Drang, welchem die Philosophie
nur einen stammelnden Ausdruck
mühsam lieh, während er selbst
dieser Philosophie einen praktischen
Gehalt und eine tiefere Weihe trotz
ihres Widerstrebens einzuflößen
wußte. Die Hingabe an ein un-
endliches Wesen, heißt es bei
v. Dunin, sei doch wieder das Beste
gewesen, was ihm die Religion
seiner Väter zu bieten imstande
gewesen war. Deshalb dürfen die
rabbinischen Einflüsse in einer Bio-
graphie Spinozas nicht fehlen. Der
freiheitliebende Jüngling, sagt der
Iesuitenpater von der Talmudschule
(S. 128), lernte hier in der Schule
des Widerspruchs Verträglichkeit
und Duldung für Andersdenkende.
Er bemängelt es mit Recht, daß
die Biographen Spinozas bisher
an Talmud und Midrasch, an Agada
und Halacha, an jüdischer Bibel-

eregese und Kabbala, vor allem aber an den jüdischen Religionsphilosophen vielfach achtlos vorübergegangen sind; „sie sind aber notwendig, weil sonst das sittliche Werden des Iünglings und Mannes ein Rätsel bleibt". "

Um die „Ethik" des „ketzerischen" Weltweisen in ihrer geschichtlichen Wurzel zu fassen, verweist v. Dunin auf das jüdische Vorbild Spinozas, Hillel, der den sittlichen Kernsatz hinterließ, auf welchen Confucius vor ihm, Kant und Schopenhauer nach ihm alle Ethik gründeten: was dir unlieb ist, das tue auch deinem Nächsten nicht. Dies ist die ganze Lehre, das übrige ist nur Erläuterung.

Mit hübschem Ausdruck kennzeichnet v. Dunin solche sittliche Kernsprüche, unter deren unbemerkter Lenkung der junge de Spinoza stand, als „Klein - Weltphilosophie des religiösen und sittlichen Lebens".

Man muß bei Spinoza zwischen Grundanschauungen undLehrsystem unterscheiden. Mit seinen Grundanschauungen wurzelt Spinoza im Iudentum, während der systematische Aufbau seiner Lehrsätze „mit anderen Gewährsmännern zusammenhängt". In erster Reihe ist natürlich an Descartes zu denken, aber auch an die zeitgenössische Skepsis, worauf von Dunin zum ersten Male den Finger legt, während Freudenthal die zeitgenössische protestantische Neuscholastik stark in den Vordergrund gerückt hatte. Der Einfluß von Giordano Bruno hingegen, den man eine geraume Weile mit Avenarius allzuhoch angeschlagen hatte, wird von unserem Verfasser mit vollem geschichtlichen Recht auf ein bescheidenes Maß herabgcdämpft. Viel höher schätzt er die Einwirkung der talmudischen „Mittelwesen" zwischen Gott und Welt ein; sie waren Despinozas — so schreibt v. Dunin den Namen — „erste philosophische Fibel". Die jüdischen Religionsphilosophen vollends waren, wie v. Dunin sich ausdrückt, Logiker und Dialektiker. Ihre Lesung war für Despinoza eine wirklich wertvolle Einführung in das philosophische Denken und die

Begriffswelt der alten Weisheit.
Niemals hätte sich Spinoza ohne
sie in Descartes und die Scholastik
so rasch hineingefunden.
Die Alleinheitslehre desjungen
Spinoza ist nicht zu verwechseln
mit der Lehre von einer einzigen
Substanz in der späteren System-
entwicklung des reifen Denkers.
Diese Alleinheit sei vielmehr nur
die „Morgengabe bei seiner Braut-
werbung um die Philosophie ge-
wesen". Anfänglich sei der Spinozis-
mus auf einen naturalistischen Grund-
ton gestimmt gewesen, den er nach
und nach abgeschwächt habe. Gleich-
sam als Ariom stand ihm von rorne
herein fest: die Notwendigkeit alles
Geschehens, die Unmöglichkeit einer
Schöpfung aus nichts und die
Forderung einer gewissen Einheit
des Alls. Das Problem vom Ganzen
und den Teilen in der Natur,
sagt von Dunin treffend, ist
der einzige Zugang zum Spino-
zismus. Dieses Problem sollte
später in den „mathematischen
Panzer" der geometrischen Methode
gepreßt werden. Mit dem Begriffe
Gottes verbindet sich die strenge
Gesetzmäßigkeit alles Geschehens,
welche Spinoza später „mit dem
Dreiklang: Substanz — Gott —

Natur harmonisch zu einen suchte" Aber selbst dabei erinnert v. Dunin an Spinozas „pantheistischen Lehrkurs im Ghetto". Mit derselben Unbefangenheit spricht v. Dunin auch von dem Epikureer Gassendi, vom Materialisten Hobbes, während er nicht ansteht, Descartes und Spinoza denTitelvon „säkularen Genies" beizulegen. Alles in allem ist das Werk v. Dunins ein warmherziges und fesselndes Buch. Trotz der Breite seiner Anlage bereitet es durch lebhaften und gemeinverständlichen Stil auch dem Laien hohen Genuß, dem Forscher vielfache Förderung. Das Werk des Iesuitenpaters ist ein merkwürdiges Symptom. Seine Liebe zum jungen de Spinoza ist ehrlich und tiefgehend. Iede Seite strahlt wohltuende Herzenswärme aus.

Geisteswiss enschaftliche Rundschau.

Von Professor Dr. Ludwig Stein.

In dieser Rubrik sollen künftig Vertreter der Geschichte, der Philologie, der Gottesgelahrtheit und der Staatswissenschaften zu Wort kommen, welche das Bedeutsame und Symptomatische ihrer Fachgebiete in knapper Zusammenfassung darbieten. Der Umkreis der in diese „Rundschau" fallenden Gebiete ist ein so überwältigend reicher, daß ich mir vorbehalten muß, diese Rubrik später in gesonderte Teile zu zerlegen. Habe ich in der „philosophischen Rundschau" nur ein Buch herausgehoben, das mir in seinem philosophiegeschichtlichen Ertrag bemerkenswert schien, so greife ich hier nur ein Problem heraus, das mir angesichts der bevorstehenden Wahlen von grundlegender Bedeutung für alle Denkenden zu sein scheint. Das Wohl und Wehe des Deutschen Reichs wird der schicksalsschwere 12. Ianuar für die nächste Folgezeit entscheiden. Deshalb scheint mir eine Betrachtung über die Natur des Staates augenblicklich von besonderem Belang für alle diejenigen zu sein, welche durch ihre Stimmabgabe am Aufbau des Staates mitwirken.

Der Staat ist eine Verbandseinheit seßhafter Menschen. Das

wesentlichste Merkmal des Staates
ist das Vorhandensein einer höchsten
herrschenden Gewalt. Die dis-
ziplinierte Zwangsgewalt des
Staates liegt darin begründet, daß,
im kriegerischen Zustand zumal,
ein Machtzentrum geschaffen werden
mußte, dem sich alle beugen. Im
Naturzustand, so setzt Hobbes aus-
einander, hat zwar jeder ein Recht
auf alles, aber er kann es nicht
genießen, während im Staat ein
jeder sein beschränktes Recht ge-
brauchen kann. Außerhalb des
Staates schützt man sich durch eigene
Kraft; im Staat aber durch die
Kraft aller.
Die Entstehung der Staaten
wird von den Idealisten anders
gedeutet, als von den Utilitariern,
von den Realisten anders als von
den Nominalisten. Seine Auf-
gipfelung erhielt der Staat nach
Platon in der Idee der „Gerechtig-
keit", nach Aristoteles in der Idee
der „Zweckeinheit". Anr Eingang
seiner „Politik" führt Aristoteles
aus: Von Natur ist der Staat

offenbar früher als die Familie
und jeder einzelne von uns. Denn
das Ganze muß not-
wendig früher sein als
der Teil. Man nennt dies die
organische Staatsauffassung, weil
sie den Staat durchaus anthropomor-
phisch nach dem Ebenbilde des
Menschen zu konstruieren sucht.
Platon nannte zuerst den Staat
einen „Menschen im großen".
Anfänglich handelt es sich bei diesem
Vergleich von Staat und Mensch
nur um eine Redefigur, im besten
Falle um eine Analogie, aber
im Mittelalter, unter der Herrschaft
des von den Stoikern begründeten
„Naturrechts", verwandelte sich die
Analogie in einen Parallelismus,
bis zuletzt der Parallelismus sich
zu einer Karikatur von Identität
auswuchs. Danach sind die Priester
die Seele des Staates, der Monarch
das Haupt, der Staat das Herz,
Beamte und Priester sind die Augen,
Ohren und Zunge des Staates.
Bauch und Eingeweide sind in der
Finanzverwaltung repräsentiert. Die
Not ist „das Podagra des Staates".
Seit Augustin wird zudem die
civita3 clei der civit^5 terreng.
übergeordnet. Die historische Nechts-
schule, welche von v. Savigny
bis Bluntschli reicht, hat diesen Or-
ganismusbegriff aufgenommen und
verwertet. Es ist dies die teleologische
Staatsauffassung. Die Verbands-
einheit „Staat" ist dieser Schule
eine Zweckeinheit. Ein organisiertes
Produkt nennt Kant, Urteilskraft
(§ 65) ein solches, in welchem alles
Zweck und wechselseitig auch Mittel
ist. Für Schelling ist der Staat
ein „sittlicher Organismus", für
Herbert Spencer ein „Eupraorganis-
mus". Hegel vollends sieht im
Staat die höchste Entfaltungsform
des objektiven Geistes. Aber auch
die modernen Vertreter der orga-
nischen Staatsauffassung, wie
v. Lilienfeld, Novikow lind Ren6
Worms unter den Soziologen, er-
liegen dieser organologischen Me-
tapher. Hatte schon der deutsche
Kardinal Nikolaus von Kues die
Analogie zwischen Mensch und Staat
so weit getrieben, daß er in den
ießez die Nerven, in den le^e5
imperialem gar das Gehirn des

Staates erblickte, so vergleicht
Lilienfeld Häuser und Eisenbahnen
mit der Zwischenzellensubstanz,
Worms Straßen und Verkehrs-
wege mit Blutgefäßen, Spencer
die Banken mit dem sympathischen
Nervensystem, für Izoulet voll-
ends (I«, cits mnäerne) ist unser
Zentralnervensystem in seiner zel-
lularen Zusammensetzung einModell
für unsere Staatseinrichtungen.
Die heutige Form des^ organischen
Staatsbegriffs, wie sie, be-
sonders bei Izoulet, bis zur Absurdität
konsequent hervortritt, ist die bio-
logische Analogie, d. h. der Staat
ist ein biologisches Natur-
produkt. Dieser organischen
Staatsauffassung steht von jeher
(seit Demokrit, den Sophisten und
Epikur) die mechanische schroff und
unversöhnlich gegenüber. Ihnen
ist der Staat kein Natur-,
sondern Kunstprodukt (animal
artitici2le bei Hobbes).
Diese mechanische Staats-
auffassung reicht geschichtlich bis
zur Sophistik zurück. Man bezeichnet
sie als Gewaltrechtstheorie oder
Machttheorie (Anton Menger). Da-
nach ist der Staat eine menschliche
Satzung — aus Furcht, List, Gewalt
und Machtwillen zusammengesetzt.

Rundschau
Der Mensch habe nur einen
Urtrieb: den Willen zum Leben
(e55e 5e velle bei Hobbes und Spi-
noza, „Wille zur Ma cht" bei Nietzsche).
Iener große Leviathan (biblischer
Name für Krokodil), welcher Staat
heißt, ist ein Werk der Kunst und ein
künstlicher Mensch, obgleich in Masse
und Kraft dem natürlichen weit
überlegen, da er zu dessen Schutz
und Wohl erfunden worden ist.
Aus Furcht im Urzustande, aus
Überlegung im Kulturzustande
treten die einzelnen Willen zu-
sammen und summieren sich im
Staat zu einem Gesamtwillen. Das
Machtzentrum des Staates ist da-
nach die mechanische Summation,
gleichsam die Addition von Macht-
einheiten. Der „politische Körper"
oder die „öffentliche Person" Staat
entsteht, wenn man einen Blick
auf das Ganze richtet. „Souverän"
heißt diese „öffentliche Person",
sofern sie handelnd auftritt. Der
Staat ist hier nicht,wie bei Aristoteles,
das Frühere, sondern das Spätere,
nicht Selbstzweck, wie in der antiken
Staatsauffassung, sondern nur
Mittel zum Zweck, nicht das herr-
schende, sondern nur das dem
allgemeinen Wohle dienende Prin-
zip, nicht volunta5 re^i5. sondern
5alu5 publica, endlich nicht Grund,
sondern Folge des menschlichen
Zusammenschlusses.
Warum bilden wir aber einen
Staat, der uns bindet? Darauf
antwortet Rousseau in seinen
„Briefen vom Berge", wie im
^ontrat 3ocia1. Was macht den
Staat zu einer Einheit? Die
Vereinigung seiner Mitglieder. Wo-
her rührt diese Vereinigung? Aus
der Verpflichtung, die sie bindet.
Was ist die Grundlage dieser Ver-
pflichtung? Und wie Hobbes
zwischen Menge und Volk unter-
scheidet, so Rousseau zwischen
volonts ßsusiAlk und volonts
de tou3. Für alle diese auf
Epikur zurückgehenden utili-
tarischen Ableitungen des Staates
gilt die 52lu3 pudlica wie für
den Ursprung, so für die Berech-
tigung des Staates, der ihnen
nichts weiter ist, als ein politischer
Automat, eine genial konstruierte
Wohlfahrtsrechenmaschine nach der

Benthamschen Formel:td,eßle2te5t Kappine55 ot tlie ^reate3t num-
der (das größte Glück für die größte Zahl. Die h e u t i g e n Vertreter dieser Staatstheorien sind Ludwig Gumplowiczu.FranzOppenheimer). Gumplowicz sieht im Staat (Rassen-
kampf S. 231 ff, Grundriß der Soziologie, 2. Aufl. 1905, S. 200 f): eine durch Zwang gegründete Or-
ganisation der Arbeit, die nur möglich und denkbar ist bei An-
wendung des Zwanges und Durch-
führung staatlicher Zucht und Dis-
ziplin. Oppenheimer (der
Staat, in der Sammlung: Die Gesellschaft Bd. 14 u. 15 S. 40) formuliert: Volkstum und Staat, Recht und höhere Wirtschaft, entstanden gemeinsam in jenem Moment weltgeschichtlicher Be-
deutung, in dem zuerst der Sieger den Besiegten schonte, um ihn dauernd zu bewirtschaften.
Unter den führenden Staats-
lehrern der Gegenwart hat indes weder die rein mechanische Staats-
auffassung, noch die rein organische nennenswerte Vertretung. Nur Bruno Schmidt steht der organischen Staatsauffassung nahe, die er durch Voranstellung des Assoziations-
triebes zu stützen sucht. Die jüngeren

Staatsrechtslehrer (Bernatzik, Rehm, Iellinek) haben durchweg starke philosophische Interessen. Iellinek insbesondere gibt seiner Staatsrechtstheorie eine erkenntnis-theoretische Grundlegung. Sie lehnen solche Verallgemeinerungen wie Volksseele oder Volksgeist als „mystische Wesenheiten" ab. Die organische Staatstheorie, sagt Iellinek, lebt von einem „falschen Monismus". Denn Staaten wachsen und vergehen nicht nach organischem Vorbilde, sie unterliegen nicht notwendig den Gesetzen der Entwicklung und Rückbildung, endlich können sie sich nicht fortpflanzen. Die Staatseinheit mit ihrem entscheidenden Merkmal der Souveränität stellt sich als Kollektiv- oder Verbandseinheit dar — „eine Zusammensetzung der Vielen zu einer Einheit". Was die Menschen zu dieser Einheit nötigt, ist nicht der mechanisch-kausale Druck, sondern das zweckgesetzliche Motiv. Die Verbandseinheit Staat wird zusammengehalten durch ein System dauernder und wirksamer Zwecke. Endlich sei hier eine Staatsauffassung erwähnt, die ich in meiner Abhandlung „mechanische und organische Staatsauffassung" (Der soziale Optimismus, Iena, Costenoble, 1905, S. 180 ff) niedergelegt habe. Ich begreife den Staat als Organprojektion. Benjamin Franklin schon führte den Ursprung aller menschlichen Kultur darauf zurück, daß der Mensch im Unterschiede zum Tier ein „Werkzeug schaffendes Wesen" ist. Darin folgten ihm Kapp in seiner „Philosophie der Technik", Ludwig Noire in einer Reihe bedeutsamer Werke, endlich Karl Bücher in seinem bekannten Werke „Arbeit und Rhythmus". Auch der Physiker Wiener sieht in Teleskop und Mikroskop nur erweiterte Augen, in Telephon und Mikrophon verfeinerte Ohren. Die Tätigkeiten, die der Mensch als Funktionen seines Leibes wahrnimmt, werden hinausprojiziert und in Werkzeuge umgebildet. So ahmen die ältesten Arbeitsmaschinen die Hand- und Armbewegung des Menschen nach. Und so sehen wir

auch im Staat nur eine Organ-
projektion, ein Werkzeug, das sich
die Menschen im Interesse ihrer
Selbst- und Arterhaltung nach
ihrem eigenen Ebenbilde geschaffen
haben. Im Staat ahmen die
Menschen ihren eigenen Organis-
mus nach. Ihren Kopf verdoppeln
sie im Monarchen oder in der
gesetzgebenden Gewalt, ihre Arme
und Hände in der Erekutiv-
gewalt, u. s. w. Die Einheit des
Staates ist nach alledem eine teleo-
logische, eine Zweckeinheit, wie
Iellinek lehrt. Denn im Staat stützt
Ieder sein Ich durch die Kraft aller
zu einem Staate verbundenen In-
dividuen. Diese teleologische Ver-
bandseinheit Staat ist das Werk-
zeug, das sich die Menschen auf dem
Wege der unbewußten Gattungs-
erfahrung geschaffen haben, um
den Gesamtwillen über den Einzel-
willen zu stellen. Der Staat ist
daher ein System von Zweck-
ge setzen, welche die Menschen
durch Hemmungsvorstellungen re-
geln, die der Staat seinen Bürgern
vermittelst seiner öffentlichen Insti-
tutionen in Schule und Kirche,
in Recht und Sitte, in Religion
und Moral planmäßig einschärft,
damit seine Bürger zweckwidrige

Handlungen unterlassen und zweckfördernde vollbringen.
Es gilt somit die mechanische Staatsauffassung vom Ursprung der Staatenbildung in den Gentes, Phratrien, Tribus, Clans, Sippen und Stämmen bis hinauf zu den ersten Stadtstaaten, der griechischen Polis. Die organische Staatsauffassung hingegen gilt vom vollentwickelten Kulturstaat. Der Naturmensch wird eben von Instinkten, der Kulturmensch von logischen Begriffen in seinen Handlungen gelenkt. Die anthropomorphische Wurzel des Staates ist unausrottbar. Der Staat ist seinem Ursprunge wie seiner Geltung nach nichts weiter, als Organprojektion d. h. ein erweiterter Mensch — daher die überraschenden Parallelen zwischen Staat und Mensch, auf welche Platon zuerst unser Augenmerk gerichtet hat.
Zusammenfassend können wir daher fünf typische Staatstheorien unterscheiden. 1. Die nominalistische: Es gibt nur Individuen; der Staat ist ein leerer Begriff (Ferd. Tönnies). 2. Die monistische: Das Individuum ist eine pure Abstraktion; das einzig Reale ist die Gesamtheit (Antiker Staatsbegriff: Hegel, Comte, Stammler). 3. Die mechanische: Der Staat ist eine Maschine; das Individuum ist nur ein Zähnchen in dessen Räderwerk (Hobbes). 4. Die chemische: Das Individuum ist das Atom, die Familie das Molekül, der Staat das Aggregat (Hurley). 5. Die organische: Der Staat ist ein Organismus (Aristoteles, Schelling, Bluntschli), oder ein Supraorganismuö (Spencer) oder endlich ein Rechtsorganismus (Bruno Schmidt).
Allen diesen Definitionen ist indes gemeinsam, daß sie dem Staate seinen Gcmeinwillen beilegen, der über dem Willen des Einzelnen steht.
Ich selbst sehe im Staat weder mit der antiken Staatsauffassung einen Selbstzweck, noch viel weniger mit der mittelalterlich-theologischen eine göttliche Institution oder gar mit der privatrechtlichen eine Domäne des Fürsten. Ich sehe vielmehr im Staat, insbesondere im modernen Kulturstaat (vergl.

meine soziale Frage im Lichte der Philosophie 2. Aufl. Stuttgart, Enke, 1903, S. 425) ein festes Organisierungssystem von unvermeidlicher Über- und Unterordnung der in ihm verbundenen Individuen und Gruppen behufs Herstellung eines Interessengleichgewichts zwischen der berechtigten Eigenlebigkeit des Einzelnen und den mit dieser häufig kollidierenden Interessen zunächst der Nation, weiterhin aber zwischen den Gattungsinteressen der ganzen Menschheit.

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Von vr Adolf Koelsch.

Ich feiere bei mir zu Hause immer ein kleines Fest, wenn wieder ein Goldfaden für jcmn Riesengobelin gewonnen worden ist, auf dem unsere liebe Naturwissenschaft die Zusammengehörigkeit von Mensch, Pflanze und Tier allegorisch darstellen möchte. Ich weiß ja längst, daß wir über alle Zeiten und Räume hinweg durch starke unterirdische Wurzelfasern miteinander verbunden

sind. Auch der Prophet hat das schon gewußt. Er sagte, daß wir alle aus Staub gemacht seien, und schrieb's in die Bibel. Seltsamerweise hat dieses tiefe Wort den Menschen nie einen Iubelruf entlockt, sondern, wie mir scheint, Iahrhunderte und Iahrtausende lang eine Atmosphäre von Verstimmung und Niedergeschlagenheit auf der Erde verbreitet, die ein Gefühl von Gemeinsamkeit gegenüber den Mitgeschöpfen überhaupt nicht aufkommen ließ. Es erinnerte, wie ich glaube, jeden einzelnen zu stark an den Untergang, und so kam er von dem Gedanken an sich selbst gar nicht los. Es ließ mehr das unliebsame Ende vorausschmecken, als die Einheit und den Anfang fühlen, den zu markieren es bestimmt gewesen war. Wie hätte es sonst geschehen können, daß seit dem Tage, an dem die Gelehrten für Staub das Wort Materie eingeführt haben, die Verstimmung gewichen ist und sich die Menschen gar nicht mehr gegen die Vorstellung sträuben, daß zwischen ihnen und der gesamten lebigen Umwelt eine substantielle Übereinstimmung vorhanden sein soll?
Sogar Iesuitenpater gebrauchen das biblische Wort neuerdings durchaus im atomistischen Sinn der Unteilbarkeit und finden nicht, daß sie sich etwas vergeben.
Sobald wir jedoch das rein substantielle Gebiet verlassen und zu den Mitmenschen davon sprechen wollen, daß die in der Pflanze und im Tier organisierte Materie auch ihren Äußerungen nach, den ersten, letzten und allerfeinsten Regungen der Physis und Psyche nach, höchstens gradweise oder gar nicht von der menschlichen Materie verschieden sei, begegnen wir im großen und ganzen verschlossenen Ohren und einem spöttischen oder empörten Sinn, aus dessen Ironie weniger der Zweifel an der Unvollkommenheit unsrer Erkenntnismittel spricht, als die Furcht, daß unter dem Einfluß der heimlichen Emanationen eines allzu stark werdenden Gemeinsamkeitsbewußtseins das wohlige Gefühl, der Herr der Schöpfung zu sein und sich der ganzen Mitwelt gegenüber als solcher aufführen zu dürfen,

irgendwie Sprünge kriegen und in
Scherben gehen könnte. So pikant
es sein mag, von immer neuen
Fäden zu hören, die arbeitsamer
Forschergeist von Mensch zu Tier
und Tier zu Pflanze hinüberspinnt,
und so gerne man staunt vor dem
Wunderbaren, — das Herz soll von
diesen Sachen nichts wissen, weil
man seinen Ethos nicht in peinliche
Affären verwickeln will und die
theoretische Vernunft nicht wieder
die praktische soweit aufhetzen lassen
möchte, daß der Mund zum Frosch
(ernstlich) „Herr Bruder" sagt.
Ich, offen gestanden, sage es
auch nicht; der Lurch ist mir zu ekelig.
Aber ich kann froh werden wie bei
einem Glas guten Weins, wenn ich
lese, daß das Bloch-Char-
pentiersche Reizgesetz der
Physiologie, das sagt, es sei zur
Erzielung einer minimalen Gesichts-
empfindung eine konstante Licht-
menge nötig, in dem nämlichen
Umfang für die Pflanze
Geltung besitzt, wie für den
Menschen. Denn die Pflanze
gehört ja doch scheinbar einer
ganz anderen innerenergetischen
Welt an, ist ein Wesen, in
dessen Körper Lichtsinnesorgane
ähnlich den unsern sich nirgends

eingebaut finden. Da ist es wunderbar, daß ein Gesetz von drüben sich an diesen Wesen bewähren soll....
Darüber, nicht wahr, sind wir uns ja einig, daß es an sich höchst gleichgültig ist, zu wissen, wie kurz ein Lichtblitz sein darf, damit wir ihn gerade noch mit unserm Auge auffangen und als Reiz fühlen können. Wenn uns einer berichtet, es müsse die Reizdauer mindestens ^/^„ Sekunde betragen und es habe auch die stärkste Lichtquelle keine Wirkung mehr, wenn dieser Wert unterschritten werde, so sagen wir ei, ei, das ist ja wunderbar, daß unser Auge noch Wellenstöße von einer Kürze und Schnelligkeit auffaßt, die unser Hirn sich nicht mehr vorzustellen vermag, können uns aber irgendwie durch die Mitteilung nicht bereichert fühlen. Angeregter werden wir schon, wenn ein anderer hinzufügt, daß oberhalb dieses Zeitschwellenwertes Lichtstärke und Reizdauer in einem ganz bestimmten mathematischen Verhältnis stehen müssen, wofern eine Gesichtsempfindung in uns ausgelöst werden soll. Es müsse nämlich, wenn die Reiz dauerum V2, V3, V^> - - V«,« Zeitteile verkürzt werde, die Lichtquelle 2,3,4.... 500 mal verstärkt werden. So, so, rufen wir, da braucht ja unser Auge eine ganz konstante Lichtmenge, damit in jedem Fall gerade noch eine minimale Erregung und minimale Gesichtsempfindung zustande kommt. Und wir finden es interessant, daß es dem Auge einerlei ist, in welchen Rationen ihm diese bestimmte Lichtmasse eingeflößt wird; daß wir bei sehr starkem Licht nur ganz blitzschnell zu erponieren brauchen, um einen Gesichtscindruck hervorzurufen, während bei schwacher Lichtquelle die Netzhaut entsprechend lange gereizt werden muß, damit sie das Licht als vorhanden empfindet. Einen sehr großen Eindruck hinterläßt aber auch diese Neuigkeit nicht, weil sie keine bis dahin dunkle Erscheinung dieser Welt mit einem reizvollen Glanz überstrahlt und uns damit vertraut macht.

Nun kommt aber einer und erzählt uns, er habe Kressensamen in einem dunklen Kasten keimen

lassen, habe, als sie ausgeschlüpft waren, auf der einen Seite des Kastens eine Lichtquelle von der Stärke einer Normalkerze aufgestellt und eine Stunde lang die Pflänzchen einseitig belichtet. Als die Stunde um war, waren die Keimlinge gerade im Begriff, sich nach der Lichtseite hinüberzurrümmen, ein Zeichen, daß sie die Helligkeit bemerkt und sich sofort beeilt hatten, dem Ort zuzustreben, wo ihnen, den nach Licht und Helle hungrigen, eingesperrten Wesen, Rettung aus der lebenzerstörenden Dunkelnot zu winken schien. Ietzt habe er mit einem zweiten Kressenkasten dasselbe gemacht, aber (mit der nämlichen Lichtquelle) nur eine halbe Stunde beleuchtet und die Pflänzchen dann wieder in Dunkel versetzt. Trotzdem erhielt er genau das nämliche Bild wie im vorigen Kasten: die in Finsternis hausenden Pflänzchen bogen sich (nach Ablauf der ersten Stunde) abermals nach der Seite hinüber, von wo ihnen vorher eine halbe Stunde lang das segensreiche Licht zugeströmt war, d. h. die Rückversetzung in Dunkelheit hatte den Helligkeitsreiz nicht ersticken können. Ietzt machte er mit einem dritten Kressenkasten den

gleichen Versuch noch einmal, be-
lichtete aber nur 8 Minuten. Zu
seiner Verwunderung trat nach
Ablauf der ersten Stunde wieder eine
Krümmung nach der früheren Licht-
seite ein. Ging er aber unter acht
Minuten, so konnte er mit der
betreffenden Lichtstärke keinen
Krümmungseffekt mehr erzielen.
Die Keimlinge, könnte man sagen,
wurden durch die kurze Lichtmahlzeit
nicht so gekräftigt, daß ihnen eine
Überwindung der Dunkelmächte
möglich war.
Natürlich war in der Zeit 8 bei
Anwendung einer Normalkerze eine
bestimmte Lichtmenge in die Pflänz-
chen eingeflossen und hatte sie
gerade noch in Wallung gebracht.
Diese Lichtmenge ließ sich berechnen
als das Produkt aus der Stärke
der Lichtintensität und der Zeit,
während welcher das Licht präsen-
tiert worden war. Wenn es nun, wie
es schien, wirklich darauf ankam,
daß die Pflänzchen, um eine Krüm-
mung in ihnen auszulösen, eine
nicht bestimmte unter-
biet b a r e Licht quantität
zugeführt erhielten, so mußte jene
minimale Krümmung auch herbei-
geführt werden können, wenn man
die Erpositionsdauer von 8 auf 4
Minuten herabsetzte, die Stärke der
Lichtquelle aber von einer Normal-
kerze auf den doppelten Wert er-
höhte. Denn das kleine Wesen
bekam ja jetzt die gleiche Lichtmenge
eingeschüttet, und immer zwei
Löffel auf einmal. Man machte den
Versuch, und siehe, es stimmte. Ia
man konnte die Zeit auf eine
Wirkungsdauer von ^/in«» Sekunde
herabdrücken, — wenn man die
Lichtstärke nur gleichzeitig tausend-
fach erhöhte, so trat immer wieder,
ungefähr eine Stunde, nachdem der
Lichtblitz an dem Gewächs vorbei-
geflogen war, aus der Dunkelheit
heraus eine Krümmung nach der
Seite ein, wo er sich gezeigt hat.
Die Pflanze verhielt sich also insofern
genau wie der Mensch, als sie, um
erregt zu werden, eine ganz be-
stimmte, zahlenmäßig definierbare
Lichtmenge nötig hatte, und auch in-
sofern war sie dem Menschen gleich,
als es ihr einerlei war, ob ihr dieses
Lichtmahl auf einmal oder in vielen

kleinen Rationen eingeflößt wurde.
Auch sie war also dem Bloch-Charpentierschen Reizgesetz unterworfen. Dagegen stellte sich heraus, daß sie, die kein Auge hat, imstande war, Lichtblitze von solch geringer Dauer noch wahrzunehmen, die am Menschen spurlos vorüberhuschen. Während er, wie gesagt, Lichtblitze, deren Dauer unter ^/^, Sekunde lag, auf keinen Fall mehr sah, mochte die Lichtquelle noch so gewaltige Stärke haben, reagierte die Pflanze auf einen Lichtreiz von Viuoo Sekunde Dauer noch absolut prompt, falls nur die Stärke der Lichtquelle auf 26520 Normalkerzen erhöbt wurde.
Mit anderen Worten heißt das, obgleich wir uns in der Deszendenz unendlich weit von der Pflanze entfernt haben, die innerenergetische Situation der Pflanzenzelle und ihre Stimmung gegenüber dem Licht doch dieselbe ist wie in den einseitig spezialisierten Geweben, aus denen unser Lichtsinnesorgan sich zusammensetzt. Denn hier wie dort werden innerhalb eines unteren Grenzgebietes durch gleiche Energiemengen stets auch gleiche Erregungen hervorgerufen. Nur darin erhebt sich die Pflanze über den Menschen,

daß man ihr noch mit Präsentationszeiten kommen darf, deren Dauer so kurz ist, daß weder das menschliche Hirn sie sich vorstellen, noch das menschliche Auge sie auffangen kann. Ihre Erregbarkeit ist also größer; sie nimmt Lichterscheinungen wahr, die unser Auge nicht sieht, so daß durch die technischen Verbesserungen, über die unser Lichtempfangsapparat verfügt, seine physiologische Empfindlichkeit nicht erhöht wurde. Unser Auge ist vielseitiger, die einfache Oberhautzelle der Pflanze aber ist feiner.

Das ist das neue Band, das die Wissenschaft von uns zu den Gewächsen hinübergeschlungen hat, und das neue Differential, das sie einführte. Wer in der Lage ist, beide zu greifen, dem, meine ich, fließt aus einer abgelegenen Ecke der Welt eine Genußmöglichkeit zu, die wir. ohne Wissenschaft dauernd entbehren müßten. Ich will sehen, daß ich in diesen Spalten manche derartige Quelle aufschließen kann.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

Unter dem neuen Kurs in „Nord und Süd" die „Literarische Rundschau" kritisch und registrierend zu steuern, bin ich aufgefordert worden. Ernst wie mahnendes Gewissen steht vor dieser Aufgabe die Frage: Was ist Kritik und wie sollen wir sie üben? Es ist nötig, darüber sich zu verständigen — denn diese Verständigung wird Programm.

Was also ist Kritik:

Kritik ist Spiegelung der Kunst, wie Kunst Spiegelung des Lebens ist. Iener Trieb nach Erkenntnis, der prüfend sich versichern will dessen, was die Seele von der Außenwelt als Eindruck empfängt, ist ihre unbewußte Voraussetzung. Ihre Wesenheit aber ist oder sollte sein: einmal das Vermögen, den Vorgängen in der Künstlerseele nachzulauschen, ihre Geheimnisse mitteilsam zu beschwören, solange sie schaffend ihrem Werke sich einhaucht. Wer dieses Vermögens ermangelt: Der Seele des Gestaltenden mit der Seele des Empfangenden sich zu verschmelzen, wird niemals einer Dichtung Innenleben verstehen, wird niemals einem Dichter gerecht

werden können. Der Kritiker muß
„geboren" sein, wie der Künstler;
wie bei diesem muß innerer Beruf
auch seine Arbeit formen und adeln;
und wie unter den Künstlern steht
auch hier ein Talent über hundert
Stümpern, ein Genie abseits von
hundert Talenten. Kritik ist weiter
oder sollte sein: die Fähigkeit,
Gefundenes und Gedachtes erklärend
und nachbauend auszusprechen als
das, was der Dichter mit seinem
Werke gewollt; und nachzuweisen,
wie das Gewollte von ihm erreicht
oder verfehlt worden. Kritik endlich
ist oder müßte sein: der unverrück-
bare Auftrag, zur eigenge-
wonnenen Meinung zu stehen in
geruhiger Verantwortlichkeit, frei
von Autoritätenfurcht, von Theorem
und Gesetz, unbeirrt auch von der
Macht der Menge, aufrecht, fest
und — subjektiv.
Damit stehen wir bei der zweiten
Frage: wie sollen wir Kritik üben?
Kritik — sie kann zwicgestaltig
wirken: zerstörend und aufbauend.
Sie kann sich begnügen, verstandes-
mäßig, sozusagen mit Richtscheit und
Winkelmaß dem „Gesetzmäßigen"

in der Dichtung nachzugehen. Aber — sie kann auch die Dichtung vor den Richterstuhl der Phantasie stellen und dem Erleben des Künstlers an seinem Werke von der Empfindung Recht sprechen lassen. Das ist persönlicher Standpunkt. Unbedingtes Erfordern aber ist, daß alle Kritik ehrlich urteile, aus unbestochenem Gewissen fließe. Der z. B. ist kein Kritiker, der nicht neidlos zu loben weiß, wo er darf, und nicht freimütig zu tadeln wagt, wo er muß — ohne Ansehen der Person und Richtung. Oder: dem eine Kunst sich nicht erschließt, weil ihr Schöpfer anderen Idealen huldigt. Auch der ist kein Kritiker, der nicht zu jeder Stunde bereit ist, einen Irrtum nachprüfend zu bekennen, wenn er heut zu der Überzeugung kommt, gestern geirrt zu haben. Seit Meinungen in der Welt sind, haben sie aneinander sich geläutert. Beharren im Irrtum ist Stillstand — Kritik aber ist Bewegung. Darum vor allem, im bewegenden Spiel der Kräfte, soll auch jedes ringende Wollen, wenn von erkennbarem Beruf getragen, von der Kritik mit Respekt vor der Arbeit gewürdigt werden. Nur dem untraitablen Dilettantismus soll sein öffentliches Handwerk öffentlich gelegt werden. Die eingehende, sorglichst wägende Beachtung aber und Prüfung sollte der auftauchende Neuling finden, sowie jede uns fremde Erscheinung. Denn alles Fremde, alles Neue wird vorerst den Instinkt unserer kritischen Netzhaut nur irritieren — zum Guten oder Bösen verführt. Nichts Grausameres dann — im Bösen — als ein liebloses Nichtverstehen, Nichtvertrauenwollen, das junges Wachstum brechen, junges Streben lahm legen kann; nichts gefährlicher aber — im Guten — als unbedachtsam und unverdient gereichte Vorschußlorbeerkronen. Sie müßten zu Dornenkronen werden, wenn der nächste Wurf zur ersten Enttäuschung würde. In Deutschland, dem Lande der sonst ziemlich begrenzten Mög-

lichkeiten, ist die „schöngeistige" Literatur, die meist weder geistig noch schön ist, von uferloser Unbegrenztheit. Unseren Leserkreisen entsprechend, kann selbst aus dem Besten dieser Erscheinungsflut nur das Einzelne ausgelesen werden, um es in eingehender Kritik zu würdigen. Registriert werden müssen gleichwohl auch solche Neuerscheinungen, die, von spezifisch literarischemSchwergewicht abgesehen, in irgend einem Sinne für weite Kreise Interesse oder Bedeutung haben oder bestimmt sind, das Gedächtnis großer Menschen und Zeiten zu erneuen. Beachtet werden müssen unbedingt auch die zufällig schwachen Werke anerkannter Potenzen. Auch von der stärksten, ehrlichsten Begabung darf man eine ununterbrochene Kette gleichreifcr Werke nicht erwarten. Die Achtung aber vor der Potenz darf darum nicht geringer werden. Bedingungslos ausgeschaltet wird nur die deklarierte Banalität und jene unheilvolle Cliquen-Literatur, deren Markigerassel den Geist tötet, ohne das Wort lebendig zu machen.

Rundschau

Zu den bemerkenswerten Dichtungen der letzten Tage, die — gesiebt und gesichtet —, sich als probehaltig erwiesen, gehört ein Werk des jungen Schweizers Iakob Schaffner „Der Bote Gottes" — ein historisches Gemälde, aufgerollt nach dem westfälischen Frieden. Die trostlose, mitleidwürdige Verkommenheit von Land und Volk; der Tiefstand von Sitte und Kultur; die unerbittliche Not der Zeit werden in der Strahlenbrechung persönlicher Geschicke, Abenteuer, Erlebnisse und Handlungen aufgefangen und von einem sonnigstillen Humor übergoldet. In einer Diktion, die so beruhigt und so quellfrisch wie kristallen schimmernder Waldbach dahinfließt, und in mustergiltig komponierter Entwickelung erzählt Schaffner die Geschichte eines strolchenden Schweizers „Der Bote Gottes", unter dessen werkbesonnener Güte und praktischer Opferwilligkeit ein verwüstetes Dorf wieder ersteht und ein Haufen Gesindel darin zu Lebensrichtung und Gesittung, Obdach und Nahrung, Heimat und Scholle gelangt. Die scharfumrissenen Silhouetten der Handelnden und der Leidenden, der Ereignisse und ihres historischen Hintergrundes sind kunstreich einander verbunden — von einer unvergleichlichen Anmut der Schilderung wie verklärt.

Auch IakobWassermann, der Dichter der stärkst ausgesprochnen Persönlichkeitkunst, hat für seine jüngste Arbeit „Der goldene Spiegel" einen ungewöhnlichen, reizvoll und groß gearteten Vorwurf gefunden. Im Stil der italienischen Rahmen-Dichtungen, reiht er, einem Perlengeschmeide gleich, eine Anzahl packend erzählter Novellen um einen plastisch herausgearbeiteten Kernpunkt — an sich auch wieder Novelle von ergreifend menschlichem Wehklang: eine junge, reichbegabte Sängerin kehrt, nach furchtbarem Geschick — eine Todgezeichnete — in den verlassenen Freundeskreis zurück und will ein köstliches Kleinod: einen goldenen Spiegel, als Gedächtnis am liebsten Allen — und um Keinen zu kränken, dem zurücklassen, der die schönste oder

ergreifendste Geschichte am besten zu erzählen weiß. In freiem Wettbewerb gibt Ieder, was er kann, und möchte sein Herzblut geben, könnte er damit das Leben der Freundin erkaufen. Sinntiefe, gedankenfeine Gespräche,DiskussionundMeditation verknüpfen die mannigfachen Erzählungen, Erlebnisse, Schnurren und Gleichnisse. Den Adel der Wortkunst Wassermanns heut noch hervorheben, hieße Schönheit nach Athen tragen. Der Wohllaut dieser gepflegten Sprache bleibt uns als Freude in Ohr und Sinn.

Und dennoch: in IohnGalsworthys Roman „Weltbrüder" erfährt auch diese Kunst noch eine Steigerung, insbesondere in der Charakteristikdeszwanglosen Dialogs. Iohn Galsworthy, ein junger Engländer, den wir aus einer einzigen Dichtung „Der reiche Mann" als bemerkenswertes Talent kennen lernten, erweist sich in seinem neuen Roman als eine Begabung von ungemein zuverlässigem Fundament und prachtvollem Höhenbau. In diesen „Weltbrüdern" — von Life Landau mit vorbildlich linguistischer Anpassung und wortbildnerischer Treue gedankensicher und lautschön übersetzt — entwickelt

Galsworthy neben seiner bestrickend-liebenswürdigen Erzählerkunst und humorvollen Menschenbeobachtung eine Fülle profunder Kenntnisse, eine so strahlend abgeklärte Lebensauffassung, soviel Seelenreinheit und Herzensgüte, daß es, beim Scheiden von den liebgewordenen Gestalten, wie Dank und Weh zugleich in uns glüht. Die Schicksale dieser Gestalten sind, neben den Persönlichkeitswerten der Dichtung, nahezu belanglos: ein greiser Professor, Träger und Verkünder des Gedankens der Weltbrüderschaft, steht in der Mitte seiner weitverästelten Familie mit ihren hundert starken Vitalinteressen, als ein Einsamer, Unverstandener, ein Apostel der Selbstentäußerung. Ieder Einzelne dieses Kreises wird in seinem ausgeprägten Eigenwesen zum Träger eines Typ — klar geschaut, konsequent durchgeführt; nach Anlage, Milieu und Lebensaufgabe seiner Vollendung entgegen.
Neben diesen Dichtungen, aus der HUgellandschaft des modernen Romans gipfelhaft sich heraushebend, möchte ich in der heutigen, vornehmlich einführenden Rundschau nur noch auf die neue Arbeit Georg Engels „Die verirrte Magd" hinweisen. Ein in jedem Sinne merkwürdiges Heimatgedicht, mit einem leise nachschwingenden balladesken Unterton, der in seiner Verklungenheit dennoch die eigentliche Charakternote des Helden angibt. Dieses balladeske Moment — überraschend, weil anorganisch; unberechtigt, weil ohne innere Notwendigkeit — tritt von der Logik Forderungen ein gutes Teil an die Bedingungen der Wirkung ab. Das lockert zeitweise die Fäden der Handlung. Und es bedarf dann des Dichters herzbeteiligter Hingebung an den heimatlichen Stoff, um den Fluß der Entwickelung zu befreien. Aber — trotzdem eines der feinsten, innigsten Bücher, die Georg Engel gefühlt; eines der ergreifendsten Menschenrätsel, diese „irrende Magd". Ich behalte mir vor, an anderer Stelle, eingehend auf dieses Buch zurückzukommen.
Die Novitäten von Keyser-

ling „Wellen; Ottomar
Enking „Momm Lebensknecht";
Heinrich Mann „Die
Göttinnen"; Lem on ni er „Die
Tage von Sedan"; E. Ras-
mussen „Was Frauen wollen";
LillyBraun „Memoiren einer
Sozialistin II. Teil"; Björnson
„Briefe aus Aulestad" sollen die
nächste Rundschau füllen.
„Literarische Novitäten",
(deren Besprechung im Einzelfalle
die Redaktion sich vorbehält. Rück-
sendung der Bände findet in keinem
Falle statt. Berücksichtigt werden
nur gebundene Bücher):
Alf r. v. Berger „Hofrat Eysen-
hardt". Deutsch-Österr.-Verlag;
Wien—Leipzig.
Mar B urckhard„ScalaSanta".
Deutsch.-Österr.-Verlag; Wien —
Leipzig.
Selma Lagerlöf „Liljecro-
nas Heimat". Verlag Alb. Langen,
München.
Ernst Zahn „Die Frauen v.
Tannü". Deutsche Verlagsan-
stalt-Stuttgart.
Frenssen „Untergang der Anna
Hollmann". Verlag v. G. Grote.

Rundschau
I. Lauff,,I^ux aeterno". Verlag
von G. Grote.
Ottomar Enking „Momm
Lebensknecht." Verlag v. Bruno
Cassirer-Berlin.
Lemonnier „Die Tage v.
Sedan". Verlag v. Arel Junker,
Berlin.
Emil Rasmussen „Was Frauen
wollen". Verlag v. Arel Junker-
Berlin.
A. Henningsen „Die viel-
geliebte Eva". Verlag v. Arel
Iunker-Berlin.
E. Graf v. Keyserling
„Wellen". Verlag v. S. Fischer-
Berlin.
van Eeden „Der kleine Iohannes"
(neue Volksausgabe). Schuster
u. Löffler-Berlin.
Pantheon-Ausgaben von
S. Fischer: Mit vier Novitäten.
Tempel-Klassiker-Aus-
gabe mit 12 Novitäten.
Neue ausgelesene Ausgabe der
„Gesamtwerke Lilien-
crons", herausgegeben von
Richard Dehmel. Verlag von
Schuster und Löffler-Berlin.

Kunst-Rundschau.

Von Prof. vi Hans Mackowsky.

In der glänzenden Reihe archi-
tektonischer Schöpfungen, mit denen
Stadtbaurat Ludwig Hoffmann
Berlin bereichert hat, nimmt das
kürzlich eingeweihte Stadthaus, Ber-
lins zweites Rathaus, den vor-
nehmsten Rang ein. Seit dem
Leipziger Reichsgerichtsgebäude, das
seinen Ruhm begründete, ist eine
so ausgedehnte und in allen Teilen
kunstvoll organisierte Schöpfung nicht
mehr unter seinen unermüdlichen,
von höchster künstlerischer Besonnen-
heit beseelten Händen hervorge-
gangen. Mit den Längsfronten nach
der Iuden- und der Klosterstraße,
mit den kürzeren Seitenfronten nach
der Parochial- und der Stralauer-
straße gelegen, erhebt sich der ge-
waltige Block von einem hohen
zweigeschossigen Turme überragt im
Herzen der Altstadt, deren vielfach
malerisches Bild, durch den breiten
Wasserlauf gehoben, er auf das
glücklichste bereichert. In ausge-
zeichneter, durchaus selbständiger
Weise hat Hoffmann mit diesem
Bauwerk den Anschluß an die Blüte-

zeit der monumentalen Architektur
Berlins am Ausgang des 18. Iahr-
hunderts gefunden. Läßt der eigent-
liche auf mächtiger Rustika basierte
Körper des Ganzen mit seinen
toskanischen Säulen in der Front,
den Pilastern gleicher Ordnung,
den vortretenden Eckrisaliten und
dem wuchtig abschließenden Trigly-
phensims an den Ernst und die Kraft
denken, die schon vor hundert Iahren
Künstler wie Titel und Gentz in
bescheidenem Maßstab anstrebten, so
erinnert der Turm mit der ver-
goldeten Fortuna auf der kleinen
Kuppelspitze an Gontards Gen-
darmenbauten — aber alles, wohl
verstanden, dem Geiste nach, nicht
in unfreier formaler Abhängigkeit.
Das eben ist das Wertvolle an
solchen Männern und ihremSchaffen,
daß sie bewußt und im Vollbesitz
ihrer reichen künstlerischen Mittel
an die beste Tradition anknüpfen
und sie neu beleben.
Mit diesem Streben steht ja

Hoffmann nicht aNein da. Auch
Messel hatte in seiner Nationalbank
für Deutschland (Behrenstraße) auf
diese Tradition zurückgegriffen und
in seinem Museumsforum, dessen
Ausführung ebenfalls Ludwig Hoff-
mann als dem treuesten Sachwalter
dieses Messel'schen Geistes anver-
traut ist, auf seine Art an Langhans'
großartigsten Bau, das Branden-
burger Tor, angeknüpft. Und nach
dem Beispiel dieser beiden führenden
Meister regt es sich nun allenthalben
unter dem jungen begabten Nach-
wuchs. Es kommt Haltung und
Stil in die moderne Berliner Bau-
weise. Gelegentliche Übertreibungen
und Verirrungen zeitigen auf dem
Fuße ihre Korrekturen, wie ein
Vergleich des Admiralspalastes mit
dem eben vollendeten Kunstauktions-
haus von R. Lepke (Potsdamer-
straße) auf das erfreulichste beweist.
Auch in die Privatarchitektur greift
dieser Stil, in dem die sogenannte
Berliner Antike sich zeitgemäß er-
neut, mit frischer Kraft hinüber,
und mit Vergnügen sieht man im
vornehmen Tiergartenviertel villen-
artige Bauten entstehen, in denen
unser kaufmännisches Patriziat nach
langer Unsicherheit im Ästhetischen
einen beruhigten Geschmack hervor-
zukehren beginnt. —

In ihren Ausstellungsräumen
am Pariser Platz, den schönsten,
die Berlin besitzt, hat die Kgl.
Akademie der Künste, altem Brauche
folgend, sechs ihrer letztverstorbenen
Mitglieder durch eine Gedächtnis-
ausstellung geehrt. Den breitesten
Raum, ihrer Wirkung auf die
moderneKunst entsprechend, nehmen
Reinhold Begas und Ludwig Knaus
ein. Unter den Arbeiten von
Vegas fesseln besonders die noch
niemals in solcher Vielzahl ge-
sehenen Malereien, Bildnisköpfe,
die in der großen Auffassung der
Form an Feuerbach, in der farbigen
Haltung an Lenbach erinnern und
von der umfänglichen Begabung
des Meisters zeugen. Dem Bild-
nisse seiner Schwiegermutter mit
dem Spitzentuch und der mit van
Dyckischer Vornehmheit hineinge-
legten Hand wird man den Preis
gern zuerteilen. Ein malerischer
Zug, der indessen keineswegs, wie

etwa bei Klinger, der plastischen Form Eintrag tut, ist auch seinen Porträtbüsten eigen, unter denen die von Menzel und Bismarck an erster Stelle stehen. Im Aufbau seiner Gruppen greift er zurück auf die Kühnheiten des Barock; die spielende Leichtigkeit, mit der er das Dekorative meistert, spricht für die Ursprünglichkeit seiner Begabung. Nirgends erscheint er gequält; eher läßt er Tiefe der Empfindung vermissen. An seinen großen Sarkophagen entzückt die Anmut des Reliefschmuckes, die sich bescheiden der Würde des Ganzen unterordnet. Besonderes Interesse für Berlin beanspruchen seine Modelle für die Humboldt-Denkmäler 1874.
Knaus' ungeheure Popularität liegt zum Teil in der Wahl seiner Stoffe, die einen so starken literarischen Beigeschmack haben; es ist ganz der Geschmack seiner Zeit.
In dankenswerter Weise ermöglicht es die Ausstellung, den Weg zu verfolgen, den er als Maler genommen, von seinem Anschluß an die belgischen Koloristen über Paris hinweg bis zu seiner eigenen Art, die eigentlich ein höchster Ausdruck der Düsseldorfer Schule älteren Schlages geworden ist. Seine

Palette, die sich in Paris auf-
lichtet, bevorzugt bald wieder das
sonore goldige Braun, das die
Dinge schöner färbt, als sie sind.
Oft namentlich in seinen figuren-
reichen Kompositionen, erscheint er
gar zu verliebt in das Detail,
wodurch die Übersicht über das
Ganze leidet. Dies Detail freilich
hat oft sehr starken malerischen
Reiz, namentlich in den Interieurs,
weniger in der Landschaft. Auf
seiner Höhe war er in den 60er
Iahren mit Bildern wie die Dame-
brettspieler (1862), die Strafpredigt
(1864), Zigeunerlager (1865). Als
Porträtisten wird ihm seine Liebe
zum Kleinen, zum Beiwerk besonders
gefährlich; er bleibt am Äußeren
hängen. Nur selten glückt ihm auf
diesem Gebiet ein so großer Wurf
wie das Porträt Waagens oder das
Bildnis Kommerzienrats Ravene,
beide aus den 50er Iahren. —
Paul Mohn gibt sich als ein
liebenswürdiger und zartsinniger
Spätling der Art Ludwig Richters
zu erkennen, zu dem er in nahe
persönliche Beziehung amtlicher und
verwandtschaftlicher Natur getreten
ist. Seine Aquarelle aus Italien
sind ganz romantisch empfunden,
und wie bei Richter scheint dies
Italien gleich vor den Toren
Dresdens gelegen zu sein. Sein
kleines Bild aus der National-
galerie „Eonntagmorgen im Früh-
ling" mit den Mädchengruppen und
der ganz persönlich aufgefaßten
Landschaft aus der Gegend des
Plauenschen Grundes ist seine beste
Arbeit. Später in seinen Wand-
malereien wird nach Zeichnung und
Färbung der Anschluß deutlich, den
er an Friedrich Geselschap suchte.—
Diese künstlerische Totenschau um-
faßt schließlich noch Arbeiten von
Gustav Eilers, dem Kupferstecher,
von Woldemar Friedrich und von
dem Bildhauer Emil Hundrieser. —
Auch die Schwarz-Weiß-Aus-
stellung der Sezession bringt ein
historisches Kabinett, das die Per-
spektive von Carstens bis Spitzweg
öffnet. Von Schadow sieht man
in der Technik sehr vielseitige
Porträtskizzen, darunter sein Selbst-
bildnis; von Carstens auch ein
paar seiner an Leonardo erinnern-

den Karikaturenköpfe, ganz plastisch
altmeisterlich modellierte Akte
von Schnorr v. Carolsfeld, von
Bonaventura Genelli einige un-
organisch verschroben wirkende Akte,
Studien zu seinen zyklischen Kom-
positionen. Ganz ausgezeichnet ist
Feuerbach vertreten mit seinen
großen römischen Stimmungsköpfen,
Studien zur Amazonenschlacht,
einem meisterlichen weiblichen
Rückenakt, der zum Parisurteil ge-
hört, u. a. Dagegen enttäuscht
Spitzweg ein wenig mit den un-
körperlich in dünner spitzer Bleistift-
manier gegebenen Studien, unter
denen die Humoristika, die das
Eigenartige seiner Begabung so
fühlbar machen, sehr zurücktreten.
Im allgemeinen leidet die Aus-
stellung an Überfüllung; gerade
das meist kleine Format, in dem sich
naturgemäß die Graphik ausspricht,
hätte zu einer möglichst übersicht-
lichen Anordnung Veranlassung
geben müssen. So kommt vor-
wiegend zur Geltung, wer auch
durch die Masse zu zwingen ver-
suchte. Imposant nach dieserRichtung
wirkt die Serie „Wege der
Maschine", 24 Kohlekartons von
HansBaluschek. Soviel Gutes
sie im Einzelnen enthalten, z. B. in

der Landschaft, in der Luft, in der Art wie Schnee sich fest geklebt hat zwischen dem Stangenwerk von Brückenübergängen — als Niederschlag des Ganzen bleibt der Eindruck des Verstandesmäßigen, des Erklügelten, manchmal auch des Gequälten. Die seltsame Perspektive, unter der die Erscheinungen gesehen sind, hat etwas Peinigendes, genau wie die wenigen Farbflecken, ein paar Signallichter in rot und grün, oft den Geschmack so verletzen, wie die Aufdringlichkeit der literarischen Assoziation. Corinths Lithographien zum hohen Liede offenbaren nur die erotische, nicht die lyrische Seite seiner unvergleichlichen dichterischen Vorlage; im Ausdruck bleiben sie — wie schon der Paulus seines großen Kreuzigungstriptychons — in der Psychologie der Reinhardt-Bühne befangen. Dennoch sind sie eine starke Probe seines Könnens, das selbstherrlich mit der sorgfältigen Schrift der Seite keinen Bund eingegangen ist. Eine ermüdete Phantasie und eine schlaffe Hand läßt keine Freude mehr an L. v. Hofmann aufkommen. Ganz ausgezeichnete Arbeiten voll Tonschönheit und sicherster Zeichnung, in der Behandlung modernen Industrielebens Baluscheks vollkommenstes Gegenstück, gibtMuirhead Bone zu sehen. Unter den jungen Kräften fällt als vielversprechend Waldemar Rüsler mit Lithographien ganz weicher malerischer Art und reizvollen Sehens aus der Umgebung von Berlin auf.

Wenn die Sezession den Wunsch hat, durch die Hervorhebung der Plastik eine Anregung für rein bildhauerische Ausstellungen zu geben, so wird das jeder, der mit Erschrecken die Ratlosigkeit des Publikums diesem Gebiete der Kunst gegenüber immer aufs Neue konstatiert, mit Freuden begrüßen; aber nach der Probe, die sie diesmal gibt, wird die Sezession in der Aufstellung und Darbietung noch viel zu lernen haben. Eine schemenhafte Farblosigkeit beherrscht den gedrängt vollen Saal; die wenigen Bronzen treten als störende dunkle Flecke aus dem gelblichen Weiß. Rodins

Büste Gustav Mahlers mit dem stark zurückgebogenen Kopf, ein knieendes Weib, in dem die Petersburger Knabenfigur Michelagniolos wie übertrumpft und karikiert zugleich erscheint, die stofflich sehr schön behandelte Büste Bergmanns von Hildebrand und zwei unangenehm geköpft wirkende Porträts von Klinger fallen unter der Fülle des gleichgültig Lassenden auf. Ganz prächtig sind Gauls Eselstudien, bei denen es eine Freude ist, zu sehen, wie sich der Meister bedächtig und sorgsam an die künstlerischen Probleme, die das neue Thema ihm stellt, heranmacht.

Bei Paul Cassirer stellt Mar Liebermann seine neuesten Arbeiten aus und bereitet mit einigen von ihnen den reinsten, ungetrübten Kunstgenuß. Schon lang aufderHöhe der Meisterschaft, Bewegtes im Licht darzustellen, ist er jetzt zu einer Schönheit der Farbe vorgedrungen, die eine wahre Augenweide ist. Seine Farbe, die noch bislang das Gedeckte, Silbrige bevorzugte, leuchtet hier plötzlich auf in einem Schmelz, als glühte sie von innen heraus. Da ist vor allem ein „Uhlen-horster Fährhaus": über blitzender Stromfläche unter dem Schatten

mächtig gewölbter Baumkronen die bunt bewegte Gesellschaft eines Kaffeegartens von stupender Illusionskraft mit der edlen Harmonie von Blau und Gelb, deren Glanz an das Gefieder erotischer Vögel gemahnt. In der Abgeklärtheit ruhiger Meisterschaft tritt ein oft von ihm behandeltes Motiv auf: der Reiter am Meer. Großartig wie die Bewegung des Pferdes mit dem Entgegenrollen des Meeres in Kontrast gesetzt ist, wie im Überschlagen die Schaumkämme leuchten, und wie mit einem Nichts beinahe von Farbe die unfaßbare Bewegung des nebenher tollenden Hundes dargestellt ist. Dazu wieder der edle Farbenklang in dem samtenen Braun des Pferdes und dem abenddunklen Blau der Luft. Dies vollendete Meisterstück hat sich mit klugem Griff das Museum in — Stockholm gesichert. Seinem alten Studienplatz, den Dünen von Nordwyck hat Liebermann wieder eine Reihe von Motiven entnommen, in denen er das Rollen und Rauschen des Wassers und die sanft ergossenen Tinten des Himmels so schön wie nie darstellt. Immer einfacher wird er in der abkürzenden Art, Bewegung zu geben, immer klarer in der Rhythmisierung der großen Massen. Dasselbe Streben lassen auch seine Bildnisse erkennen, doch erreicht er in ihnen bei weitem nicht die gleiche Höhe.

Bei Gurlitt überrascht Dora H i tz durch eine Reihe umfänglicher Arbeiten, unter denen die Porträts die erste Stelle einnehmen. Auch sie ist von der etwas verschwommenen Tonigkeit ihrer früherenArt zu einer starken Falbenfreudigkeit übergegangen, die etwas Strahlendes, Lebensfrohes hat. Helle blaue und rote Töne wie auf dem Bildnis der Schauspielerin Eibenschütz (mit dem außerordentlich sprechenden Mund) gehen eine lebhafte Harmonie ein. Aber das Temperament ist vorläufig stärker als der Geschmack, und die Wirkung bleibt mehr dekorativ-flächenhaft, als daß der Raum mit seiner plastischen Illusion den Eindruck bestimmt.

Theater-Rundschau.

Von Otto Neumann-Hofer.

Auch in diesem Iahre steht die
Berliner Bühne (und das deutsche
Drama), wie seit fast einem Iahr-
zehnt, im Zeichen der Ernüchterung
nach den literarischen Räuschen der
vorangegangenen (naturalistisch ge-
scholtenen) Zeit. Volle fünfzehn
Iahre lebte sich auf unseren Bühnen
stürmisch der Trieb aus, den Gegen-
wartsmenschen dramatisch zu er-
fassen, sein Inneres und Äußeres,
seine Seele und seine Umwelt.
Dichter, Schauspieler und Publikum
— alle hatte dieser Drang gepackt, sie
fügten stolz sich dienend, fünfzehn
Iahre lang, einer Sache, die sie als
wahrhaft bedeutend empfanden:
dem Zusammenklang von Leben,
Dichtung und Theater. Schweigt
mir davon, ob „Ewigkeitswerke"
damals entstanden! Ein Rausch
war's; wer's erlebt hat, weiß es.
Der einzige Rausch, der den Men-
schen über sich selbst hinaushebt: sich
selbst zu finden, sich selbst zu erleben,
— ganz gleich ob in Religion, in
Geschichte, in Kunst. Diesmal strebte
(und glaubte) eine Generation sich
selbst im Theater zu erleben, fünf-
zehn Iahre lang. Oder mit einem
Goetheschen Wort: „ein tüchtiges

Bestreben wendete sich aus dem Inneren hinaus auf die Welt, eine objektive Richtung, wie in jeder voranschreitenden Zeit."

Für das ästhetische Normalmaß der deutschen Rasse eine zu lange Zeit. Der anstrengende Rausch verflog, es folgte die Ernüchterung. In der leben wir nun und suchen uns durch Maskeraden über sie hinwegzutäuschen. Der kunstbeschwingte Wirklichkeitssinn liegt flügellahm am Boden, und ein Verlangen nach Gaukeleien hat seinen Platz eingenommen. Die Bühne ist vom Drama zur theatralischen Belustigung übergegangen; sie ist wie eine Witwe, deren gestrenger, aber vornehmer Gatte verschieden ist und die nun ihren Kummerertränkt in allem, was betäubt: in Wedekindschen Erotomanien und in Nackttänzen, in neu-romantischem Mummenschanz und in verblüffenden Regiewundern, vor allem aber in Operettenmusik: eine lustige Witwe.

Die erste Hälfte dieses Theaterjahres hat uns von all diesem reichlich gespendet und jede Art gut bemustert. Doch muß ich mich heut, aus Platzmangel, auf die Maskeraden beschränken; sie schreiten billig voran, denn sie sind die der Zeit gemäße Gattung. Sie haben einen bedeutenden wirtschaftlichen Wert: sie verbreitern die Masse der Theaterbesucher. Macht alle erforderlichen Vorbehalte— es läßt sich nicht leugnen: das Drama, das wirkliche (ich meine damit nicht nur die „Ewigkeitswerke", für deren längere oder kürzere Ewigkeit auch die emsigen Schnüffler nach Ewigkeitswerten ja doch keine pupillarische Versicherung wissen, sondern auch die in „objektiv gerichteten" Zeiten vom geborenen dramatischen Talent immer reichlich geschliffenen Zeit- und Menschenspiegel), das Drama also hat für viele Leute etwas Unbehagliches. Wer hingeht, weiß: um seine Sache handelt es sich, und es ist nicht jedermann bequem, im Innersten in Anspruch genommen zu werden. Wer zur Maskerade geht, weiß: die Sache geht ihn eigentlich nichts an, er kann sich an dem Schein ergötzen, er wird nicht aufgefordert, sich auf sich selbst zu

besinnen; im Gegenteil, er darf,
was vielen eine begreifliche Erlösung
ist, sich selbst vergessen. Das Theater
als Lethebad nach den Tagessorgen;
man kennt diese populäreVorstellung
vom Kulturwert des Theaters.
Aber es gibt zwei Arten von
Maskeraden: die dichterische und die
theatralische. Der Lyriker, der
seine Gefühle, der Epiker, der seine
novellistischen Erfindungen, der
Satiriker, der seine Invektiven, der
Feuilletonist, der seine gescheidten
Einfälle, der Nomantiker, der seine
göttlichen, wenn auch etwas gegen-
standslosen (man könnte auch sagen:
unwesentlichen) Träume dramatisch
maskiert, kann ein ansehnlicher
Künstler in Worten sein, nur nicht
grade Dramatiker. Ich nehme ein
bestes Beispiel, das beste Beispiel
der letzten Zeit. Ernst Hardt
ist ein Lyriker, der Achtung verdient,
und ein etwas dekadenter Schön-
geist, vor dem meine Achtung sich
mindert. Nach seinem Tristan gab
er uns jetzt eine Gudrun (im
Lessing-Theater).
Der Fall liegt hier sehr einfach.
Gudrun steht vor uns aus dem
mittelhochdeutschen Gedicht als die
noble und makellose Verkörperung
der deutschen Frauentreue. Nicht

nur der Worttreue; — der Herzens-, nein, der Wesenstreue. Not und Erniedrigung trägt sie um dieser Treue willen mit der Selbstverständlichkeit einer unverbildeten starken Seele. Kein Hauch einer Anwandlung streift sie einen anderen zu lieben als den ihr anverlobten Dänenkönig. Und wenn sie dem Normannenprinzen nicht gerade bös ist, so ist's, weil der sie, die Gefangene, anständig behandelt.

Darin nun wittert Hardt eine uneingestandene, aber heftige Sinnenliebe zum Zweiten und stellt die arme Person in den berühmten Konflikt des männersüchtelnden Iüngferchens, das sogleich nach dem Probepfeil von der Hand des Einen in einem anderen den Rechten gefunden zu haben wähnt.

Warum das nur? Um ein abgegriffenes Stöffchen der heutigen Serual-Psychologie (oder -Pathologie?) in das heldische Gewand der alten Sage zu vermummen und dadurch ansehnlicher zu machen. Maskerade. Ich lese: um die alte Fabel modern zu komplizieren, sie menschlicher, sie dramatischer zu machen. Dramatischer? Als ob nicht gerade das „Ewigkeitsdrama" die einfachsten Linien hätte, seine Träger die geradesten Seelen, von ungeschwächten Urtrieben bewegt; gerade und einfach wie die Seele dieser Gudrun, in der der Urtrieb der fraglosen Treue (— er soll ja gerade für unser Volk unterscheidend sein, also doch eine schöne Grundlage für ein nationales Drama —) einen prachtvoll gesunden, starken, heldischen Menschen entwickelt. Dagegen verfolge man durch die manchmal traumhaft schönen Verse Hardts, zu welchen Verbiegungen, unbeantwortbaren Zweifeln, Unvereinbarkeiten er geführt wird durch seine Aufgabe, beständig ein Kompromiß zu erkünsteln zwischen der kleinen Hysterischen, die er vor der Seele hatte, die immer sogleich geliefert ist, wenn ein Mann in ihrer Gegenwart ein Kleidungsstück ablegt (Herwig den Schild, Hartmut den Helm), und der großen Primitiven, die das alte Gedicht ihm zu einiger Berücksichtigung aufzwang mit ihrer unerschütterlichen Sicherheit. Notge-

drungene Maskerade. Es ist, als ob der alte Vilmar eine solche Verpsychologisierung der alten Seemäre vorausgesehen hätte, wenn er sie kurz skizziert und dann fortfährt: „Ganz anders unser Epos, welches mitten im wahren, einfachen, frischen Leben stehen bleibt und keinen Effekt will, der bloß in dem lustigen Spiel der Gedanken und in dem künstlichen Streite und Widerstreite gemachter Empfindungen seinen Ursprung und sein Ziel hat." Hardt hat, anders wie andere Lyriker, einen wachen Sinn für die sinnlichen Wirkungen der Bühne. Für das Ohr: er arbeitet virtuos mit Rufen aus der Ferne, mit dem mystisch-musikalischen Eindruck der altgermanischen Beschwörungsformeln. Für das Auge: er sieht stimmungsvolle Bühnenbilder; das Weib, das mit hochgehobener Fackel dem heimlich Geliebten auf dem Wege zu seiner Kebse leuchtet, ist sogar ergreifend; dekorativ geschaut, wirkt es doch beinah dramatisch: nur würde die wirkliche Gudrun nicht platt zu Boden schlagen, wie dieser späte Backfisch, der von der körperlichen Eifersucht wie von der Art gefällt wird.
An Wirkung ist die thea-

tralische Maskerade der dichterischen weit überlegen. Schon weil die dichterische immer einen falschen Ton hat: sie gibt vor, etwas zu sein, was sie nicht ist. Dagegen ist dem Theaterwesen die Maskerade artgleich. Hierzu kommt, daß wir in Mar Reinhardt einen Großmeister der theatralischen Maskerade besitzen, wie wir ihn bisher nicht gekannt haben und wie er meines Wissens auch im Auslande nicht zu finden ist. Er regiert die Stunde, und mit Recht: denn er ist ein Vollkommenes; er ist die vollkommene Ausprägung des dem Drama entgegengesetzten Elements des Theaters: des Zubehörs (was die Maskerade im weitesten Sinne ausmacht.) Das Drama ist auf den Sinn, das Zubehör auf die Sinne gerichtet. Nie haben unsere Sinne im Theater so geschwelgt wie bei Reinhardt. Er ist nicht nur der notwendige Ausdruck unserer Zeit, der nach-dramatischen, der nachnaturalistischen, wenn man will, — meinetwegen der notwendige Ausdruck der heutigen Zeitmode — er ist mehr: er ist für unser Theaterwesen ein Glück. Man denke sich ihn hinweg: welche Graue, welche Ode müßte unser Theaterwesen (abgesehen von der Oper) darbieten — mit einem Repertoire, das aus dramatischen Absurditäten rekrutiert wird, mit einem Publikum, das nur noch auf den Operettenkitzel zu reagieren schien, mit Spieltruppen, die vom Winde der Konkurrenz zusammengeblasen und auseinandergetrieben werden. Er gab dem Theaterinteresse einen neuen Kristallisationspunkt, an den es mächtig anschoß: den Bühnenschein, der sich absolutgebärdet. Er war zeitgemäß im Allsinne: cr erhob die Bühnentechnik zum Geltungspegel, den die Technik überhaupt in unserer Zeit hat. Und er tat es nicht roh und protzig, wie ein schlechterer Engländer oder ein besserer Amerikaner, sondern mit künstlerischen Mitteln und künstlerischem Geschmack, oder, wenn das zu hohe Worte sind, mit den Mitteln und dem Geschmack eines kultivierten Kunstgewerblers. Nie hat noch jemand unter den Lebenden eine solche Fülle von

gefälligen sinnenfälligen Wirkungen
in dem gesamten Zubehör eines
modernen Theaters, vom seidnen
Fähnchen bis zu den Gliedmaßen des
Schauspielers, geahnt, gesehen, ent-
deckt, ans Licht gezogen. Der prak-
tische Bühnenmann kann unendlich
viel von ihm lernen, und immer
Neues und von ihm zuerst Erschautes.
Und dem Publikum, insbesondere
dem Berliner, hat er einen
ganzen Sinn geschenkt: das Auge
im Theater. Vor ihm ging es nur
mit den Ohren in dieRäume,die doch
Schau spielhäuser heißen. Rein-
hardt kam, wie jeder prädestinierte
Mann, zur rechten Zeit: er kam, als
die kunstgewerbliche Welle über
Berlin zu fluten begann, ausgehend
vom Plakat, dann Möbel, Gläser,
Häuserfronten, Gärten, jetzt auch
Frauenkleider ergreifend; er, der
Bühnenmann mit dem modernen,
erst etwas prärafaelitisch, dann eklek-
tisch in allen Linien- und Farben-
wirkungen schwelgenden Plakatauge.
Wenn die heutige Epoche vorüber
sein wird, wann wieder das Drama
auf dem Theater eingezogen ist,
dann wird nur e r etwas aus unseren
Tagen hinterlassen haben: seine
technischen Errungenschaften, die
unverlierbar sind. Gerade, wer sich
>

ihm feindlich fühlt, muß wünschen,
daß seine Art sich voll auswachse:
denn sie, der vollkommene Gegensatz
zum Drama, das souveräne Ko-
mödiantentum, muß dem Drama
um so schneller wieder Platz machen,
je höher ihre Orgien aufwogen.
Wer mich recht versteht, wird
wissen, daß ich mit dem Wort
„Komödiantentum" nichts Mora-
lisches ausgesagt haben will. Sondern
etwas Berufliches. Und ein voll-
endetes Komödiantentum ist auch
eine vollendete Berufsübung. Ich
darf mich in meiner Schätzung dieser
Seite des Theaterwesens auf Goethe
beziehen, der jeden, der mit dem
Theater zu tun hat, mahnte, sie nie
zu übersehen. Aber einen groben
Fehler begehen des unermüdlichen
Bühnenbildners übereifrige Freunde,
die ihm etwas anderes andichten,
etwas seinem Wesen Fremdes und
seiner Kunstübung Unerreichbares
die Renaissance der großen Dichter.
Die da sagen, er habe Schiller,
Goethe, Shakespeare, Kleist und die
Griechen neu geboren. Das ist nicht
mehr Irrtum, das ist Idiotismus.
Dem Shakespeare hat er, wo er
Komödiant ist (er ist's immer wieder
mal), zu seinem Recht verholfen, das
istwahr. Sonstgibt er nurReinhardt.
Das ist bei den Größten manchmal
peinlich, nicht immer. Gewiß sind
seine Zirkusvorstellungen nicht
Sophokles und nicht Aeschylos.
Aber zu glauben, daß es ein Mittel
gäbe, uns den wahren Sophokles
und den wahren Aeschylos bühnen-
mäßig nahe zu bringen, dazu muß
man schonj die Naivität eines
deutschen Altphilologen haben.
Reinhardt vermittelte uns von
einigen Grundstimmungen des
Oedipus und der Orestie
im Zirkus Schumann sinnliche Ein-
drücke von einer Stärke, die die
Ungelehrten in Nervenkrisen, die
Gelehrten in eine Ahnung von der
reflerionslosen Wirkung der
attischen Tragödie versetzte. Alle
anderen Vorstellungen griechischer
Stücke, die ich gesehen habe, waren
dagegen bloße Langweilerei. Und
wo das Ziel weniger hoch gesteckt
war, wie bei der Aufführung des
von Hofmannsthal erneuten
altenglischen Mysteriums „Ieder-

mann", konnte man bei vielen Stellen eine ungetrübte archäologische Freude an der fabelhaften Kunstfertigkeit in der Restaurierung alten Kunststils haben. Maskerade, ja . . . ja . . . tausendmal ja! Aber Respekt vor dem ganz beispiellosen kunsttechnischen Können!

Und was wird aus der Kunst, der wirklichen (der „hohen", wie man zu sagen pflegt) bei dem Vorherrschen der Maskerade? Nun, die rettet sich dorthin, wo die Maskerade stets ihr unentbehrliches Zubehör war: zur Oper. Auch dafür gab der letzte Mond ein Beispiel großen Formats: Hofmannsthal, der einfühligste Poet unserer Tage, der Klassiker des Nichtselbstseinmögens, der süße Sänger östlicher und westlicher, neu- und vorzeitlicher Maskeraden, schuf den Rosenkavalier, an sich vergänglich wie alle Maskeraden; aber an der Hand der Musik tänzelt er in das Land der ewigen Gefühlswerte.

Musik-Rundschau.

Von Mar Marschalk.

Es soll an dieser Stelle über das Berliner Musikleben berichtet

werden. Eine Halbmonatschrift heischt natürlich Kürze und Beschränkung auf das Wesentliche. Auf die Solisten-Konzerte wird nur in Ausnahmefällen eingegangen werden können, denn neue Talente tauchen selten auf, und das Genie gar ist eine Rarität, die uns in jedem Lustrum vielleicht einmal nur beschert wird. Die tausend kleinen Geister, die ihre mangelhaften Fähigkeiten und Fertigkeiten zu Markte tragen, um ihrer Eitelkeit zu frönen oder um aus milden Kritiken ihren bescheidenen Nutzen zu ziehen, sollen uns hier nichts angehen. Auch um die Großen, die seit Iahren in der Gunst des Publikums stehen, brauchen wir uns nicht zu kümmern, wofern nicht einer von ihnen einmal etwas besonders Bemerkenswertes unternimmt, wie etwa der geniale Ferruccio Busoni, der eben den letzten von sechs Liszt-Abenden gegeben hat. Das ist fürwahr eine grandiose Ehrung des Meisters. Das Besondere und das wertvolle Neue soll berücksichtigt werden, und in erster Linie soll der Schaffenden, die es immer noch schwer haben, einen Platz an der Sonne zu gewinnen, gedacht werden. Wer unbekannte und neue Werke aufführt, sichert sich von vornherein die Sympathien derjenigen, denen ernste Pflege und Förderung der Kunst am Herzen liegen. So verdienen die Kammermusik-Konzerte hervorgehoben zu werden, die unter der Benennung „Loevensohns Konzerte" im Harmoniumsaal stattfinden. Der Violoncellist Herr Marir Loevensohn veranstaltet gleich vierundzwanzig Konzerte, und zwar veranstaltet er sie„nurfürGeladene". Ich denke mir, daß er die Absicht hat, das Publikum, das unlustig wird, sobald man ihm mit Neuheiten kommt, allmählich daran zu gewöhnen, sich gelegentlich auch einmal etwas anderes anzuhören als Haydn, Mozart und Beethoven, als die Werke, die es aus vierhändigen Klavierauszügen kennt und deshalb schön findet, und daß er schließlich aus der Gewöhnung des Publikums seinen Nutzen ziehen will, indem er durch die Erhebung

eines bescheidenen Eintrittsgeldes
das Weiterbestehen seiner löblichen
Institution ermöglicht. Diese Kon-
zerte, deren Begründer und Hän-
dige Mitwirkende außer Herrn
Loevensohn Flora Ioutard-
Loevensohn (Klavier), Louis
van Laar (Violine), Maurice
Nößl'er (Violine), und G. Kutsch-
ka (Viola) sind, haben bereits
manches Interessante gebracht, auf
das leider hier nicht mehr einge-
gangen werden kann. Ich sprach
vorhin von der Seltenheit der
Genies unter den ausübenden
Künstlern und Künstlerinnen. Nun
bin ich gerade in der angenehmen
Lage, von einer jungen Klavier-
spielerin erzählen zu können, die
ohne Zweifel ein Genie ist. Sie
heißt Winifred Purnell;
sie ist eine etwa sechzehnjährige
Australierin, die, wenn sie das
Podium betritt, vorerst einmal durch
ihr kindliches, ungelenkes Wesen
auffällt, durch ihr gezwungenes
Lächeln, durch ihren unruhig umher-
geschickten Blick. Man fragt sich nicht
ohne Besorgnis: was wird das
wieder für eine Konservatoriums-
Leistung werden. Aber sobald
Winifred Purnell am Klavier sitzt,
ist sie gänzlich umgewandelt. Das

gezwungene Lächeln verschwindet, der Blick gewinnt etwas Träumerisches, und im Körper lösen sich die Spannungen des Unbehagens. Man merkt sofort, daß die junge Künstlerin die reale Welt vergessen hat, um sich in ihrer idealen Welt auszuleben. Fürwahr, dieses Wunderkind ist für das Klavier geboren. Es kennt sicherlich nichts anderes, nichts Schöneres und Höheres, als am Klaviere zu sitzen und mit Zärtlichkeit, mit Inbrunst in die Tasten zu greifen und Klänge aus dem Instrument hervorzuholen, die es in seiner begnadeten Seele vernommen hat. Es ist ein im höchsten Grade individueller Klavierton, den Winifred Purnell produziert; und individuell, die Äußerung eines seltenen Menschen, ist auch jede Vortragsnuance. Merkwürdig ist es, wie die junge Künstlerin ihren ganzen Körper mit heranzieht, um ihrem Spiele Ausdruck zu verleihen, wie sie sich biegt und wiegt und windet und krümmt, und wie doch diese körperliche Ekstase keineswegs unsympathisch berührt. Technische Schwierigkeiten gibt es für sie nicht; die größten Schwierigkeiten sind ihr ein Kinderspiel. Die Welt wird sich mit diesem Phänomen noch vielfach zu befassen haben; es wäre nur einstweilen zu wünschen, daß die Entwicklung zur letzten Reife nicht durch ein allzu häufiges Konzertieren gehemmt werden möge.
Als das Ereignis der ersten Hälfte der Saison 1911/12 muß wohl die Eröffnung der Kurfürsten-Oper angesehen werden. Hans Gregor hatte mit seiner Komischen Oper Ruhm geerntet, aber er hatte sie nur mit großen pekuniären Opfern halten können. Als er nach Wien berufen wurde, stand er vor der Notwendigkeit Schluß zu machen, denn seine Ressourcen waren erschöpft. Er hatte etwas geschaffen, das einen eigenen Ton in das Berliner Musik- und Theaterleben brachte. Diesen Ton weiterklingen zu lassen, war nun der Wunsch des Herrn Marimilian Moris, der lange Iahre hindurch unter Gregor als Regisseur gearbeitet hatte. Seinen Bemühungen gelang

es schließlich, die Kurfürsten-
Oper ins Leben zu rufen, die am
siebenten Dezember mit der komisch-
phantastischen Oper „Die lustigen
Weiber von Windsor" von Otto
Nikolai eröffnet wurde. Dort,
wo die Nürnbergerstraße in den
Kurfürstendamm mündet, unweit des
Haupteinganges zunr Zoologischen
Garten, erhebt sich das neue Haus,
über dessen Architektur nicht gerade
Günstiges gesagt werden kann. Es
muß bedauert werden, daß wieder
einmal die Möglichkeit,einen aparten
Theaterbau auszuführen, versäumt
worden ist. Die Devise: „Einfach-
heit" kann man gelten lassen; aber
die Einfachheit darf schließlich nicht
mit Hilflosigkeit in Formen und
Farben identifiziert werden. Man
fühlt sich nicht wohl in diesem hohen
Zuschauerraum, in dem die Prin-
zipien des Amphitheaters und des
Rang-Theaters kombiniert sind. Die
Akustik ist wenigstens zu loben, und
das ist immerhin eine wichtige Sache.
Es wäre vielleicht eine gute Idee
gewesen mit den „Lustigen Weibern
von Windsor" zu beginnen, wenn
nicht der Teufel seine Hand im Spiel
gehabt hätte, der Teufel, der Herrn
Moris statt des alten lustigen, von
Shakespeares Gnaden bestehenden

gesprochenen Dialoges die durchkomponierten Rezitative Otto Neitzels aufschwatzte. Gegen die Arbeit Neitzels an sich will ich nichts sagen; sie ist klug und geschickt gemacht. Aber die Oper wird um ihre Wirkung gebracht, schon allein dadurch, daß sie ungebührlich verlängert wird. Wie köstlich sind die Falstaff - Szenen zu Anfang des dritten Aktes in der Originalfassung; wie langweilig in der Neitzelschen. Ich habe keinerlei Verständnis für die Purifizisten, die die Entstehungsgeschichte der Oper ignorieren und ihren Richard Wagner falsch verstehen; ein Werk wie die „Lustigen Weiber von Windsor" soll unangetastet bleiben. Auf den ersten Fehlgriff folgte ein zweiter. Charles Gounods Oper „Philemon und Baucis" ist ein zu unglückliches Werk, als daß es aufgeführt zu werden verdiente. Schon wer sich den Tett durchliest, der stellenweise recht albern ist, muß sich sagen, daß ein modernes Publikum ihn nicht genießen kann. Die Geschichte von dem guten alten phrygischen Ehepaar, das den Zeus in seiner bescheidenen Hütte aufnimmt und dafür Iugend und Reichtum gewinnt, ließe sich allenfalls für ein Weihnachtsmärchen verwerten oder für eine Offenbachiade. Charles Gounod hat wohl selbst gefühlt, daß er nicht allzu seriös vorgehen dürfte, denn er nähert sich häufig genug der Grenze, die die Oper von der Operette scheidet. Es ist eine sehr hübsche und klingende Musik, die er bietet, und überall spürt man die Meisterhand, doch kann sie in ihrer Zwitterhaftigkeit das schwache, handlungsarme Tertbuch nicht retten. Die Kurfürsten-Oper ist im Besitze eines ausgezeichneten Orchesters und eines ausgezeichneten Chores. Um das Solo-Personal ist es bei weitem weniger gut bestellt, und hier wird Herr Direktor Moris Remedur schaffen müssen, wofern ihm daran liegt, daß sein Unternehmen Bestand hat. Wir verlangen nicht Stars, aber doch tüchtige und routinierte Kräfte. Geduld müssen wir mit jedem jungen Unternehmen haben; die Schwierigkeiten, eine Oper zu organisieren, sind bei dem

allgemein bekannten Mangel an leistungsfähigen Sängern ungeheuer groß. Warten wir es ab, wie Herr Moris sie überwinden wird.

Gesellschaftliche Rundschau.

Von Walter Turszinsky.

Ich habe die Absicht, an dieser Stelle zuweilen von der Berliner Gesellschaftskultur zu sprechen; desgleichen auch von jenen Ereignissen, die dieser Kultur das praktische Relief geben. Ich werde also verpflichtet sein, ein wenig Embryologie zu treiben: von Dingen zu handeln, die erst im Werden und noch nicht geworden sind. Ich will damit nicht behaupten, daß dem Berliner Gesellschaftsleben, wenn es abends die glänzenden Augen aufschlägt, um sogar alte Praktikusse wie Thomas Alva Edison zu seinen Psalmisten und Iüngern ;u machen, die Kraft fehlt. Hunderte und Aberhunderte in seine unkeuschen weißen Arme zu schließen. Im Gegenteil. Tief betrübt gestand mir neulich einer jener VoK> blutpariser, die bisher aus der Berliner Eleganz einen Witz machten und unsere Feste gern unter 11?

das Schermesser ihrer mokanten Überlegenheit nahmen, daß Berlin beginne, als Ersatz für die in Marokko gewährte Erpansionsfreiheit, Frankreich und seinem Paris einen Krieg um die gesellschaftliche Vorherrschaft aufzuzwingen: einen jener Kriege also, die sich mit den Waffen schöner Frauen, munterer Feste, strahlender, an die Front des öffentlichen Lebens gestellter Bildchen leicht und unblutig führen lassen. So fehlt es der deutschen Reichohauptstadt im entferntesten nicht an dem guten Willen, der „Arbeitsstadt Berlin", diesem hochgepriesenen, aber hinlänglich austrompeteten, gesund - robusten Kulturbegriff, den geschmeidigeren, liebenswürdigeren, anmutigeren Zwilling der „Lurusstadt Berlin" zur Seite zu stellen. Das Bilderalbum Berlins, das der in der Schule feinen, internationalen Geschmacks gebildete Gesellschaftskritiker noch vor wenigen Iahren nur mit gemischten Gefühlen durchblättern konnte, zeigt also heute feinere, mit Sorgfalt und Delikatesse hergestellte Blätter. Man hält es nicht mehr für das Abzeichen schwächlingshafter Gekkcrei, sich dem Gemälde der Premiere oder des Restaurantsaales im Frack einzuordnen: nicht für die Pflicht kernig deutscher Männlichkeit, durch Vernachlässigung des äußeren Menschen eine dieser bestrickend bunten, warmen Szenen zu entstellen. (Der deutsche Dichter, der sich einst im Iahre des Naturalismus in schwarzer Ioppe, dunkelblauen Beinkleidern, schief sitzender Krawatte und klobigen Menschenfresserstiefeln vor seinem Publikum von der Bühne herab verneigte, wäre heute unmöglich.) Auch die Hymnen, die neuerdings Schönheitsfreunde und Schönhcitserkenner, wie Gustav Eberlein, Spezialistinnen für Modekultur, wie Olga Wohlbrück, über den äußeren und inneren Zusammenhang, den die Berlinerin und die Eleganz gefunden haben, loslassen, sprechen dafür, daß die Dame an der Spree neben den Kleinodien geistiger Besitztümer jetzt auch den Schmuck des indivi-

duell behandelten, letzten Klei-
dungs-Schick hoch einzuschätzen be-
ginnt: (der Poiret-Rummel bot
sogar bereits ein Stückchen Über-
schätzung dieses Gegenstandes).
Der krampfhafte Drang, selbst die
blasseren Gobelins des westlichen
Berlin mit allerhand grelleren
Flecken auszusticken, mit Bars und
Musik-Cafss, bei deren Ausstat'
tung die Phantasie der Innen-
architekten und Maler zum Clown
wird, mit Varistss und Restau-
rants, in denen ein nur sauber-
bürgerlich Gekleideter das Gefühl
absoluter Nichtdazugehörigkeit bat.
keucht auch nur aus dem heißen
Bemühen hervor, Berlin möglichst
schnell gesellschaftlich aufzuputzen.
Kurz: die ganze Berliner Saison,
die sich sonst amerikanisch-eilfertig,
schnell und freudelos durch eine
Reihe ihr vom Schematismus vor-
geschriebener, immer in strenger
Reihenfolge wiederkehrender Feste
hindurchhastete, dekoriert sich jetzt
mit einer Fülle eleganter, privater
und öffentlicher Lurusfeiern, die
durch Verschwendung eines um-
fänglichen Ausstattungsapparates
einander den Eindruck abzujagen
wünschen und sich in der Flucht
ihrer äußerlich sehr raffinierten
llst

Erscheinungen zu einem faszinierenden Mosaik der Gesellschaftsbilder zusammenfügen.
Aber — ich komme endlich nach langem Atemholen auch zu einem „Aber" — : es fehlen dem großen Cborgesang der gesellschaftlich entwickelten Berliner nach den Tertworten: „Freude, schöner Götterfunken" doch jene innere Freudigkeit, jene unmittelbare Notwendigkeit, jener unbezähmbare Trieb zu den fröhlichen, reichgekleideten und das Leben zierenden Stunden, die dem Vergnügen allein den süßen, nachhaltigen Geschmack geben. Man hört oft genug diese überreich mit rauschenden, festlichen Freuden beschenkten Menschen ächzen, wie schwer belastete Karrengäule, so als ob der gesellschaftliche Genuß ein brutaler, tyrannisierender Arbeitgeber sei. Man hält das für Pose und sieht nicht, daß es vielmehr eine fein zeichnende, psychologische Notiz aus der Empfindungswelt des Berliners ist, die den ganzen Konflikt zwischen seinem gesellschaftlichen Sollen und Wollen, zwischen seinem Bestreben, sich dem Kulturgesetz mondäner Lebensführung zu unterwerfen, und seiner inneren Sehnsucht, dieses Gesetz zu umgehen, klar erhellt. Es ist in diesem Wettkampf der Berliner Feste, die „erledigt", nicht durchlebt werden, die man absolviert, wie schwere Eramina, um endlich zum freieren Lebensgenuß zu kommen, eine Geschäftigkeit, die dem Vergnügen, ich möchte sagen, mit blutunterlaufenen Augen und geballten Fäusten gegenübertritt, wie ein Ringkämpfer dem andern, mit der festen Vornahme, die Bestie: „Heiterkeit" zu zwingen, wenn sie sich nicht gutwillig ergibt. So steht hinter den edlen, prächtigen, von Schönheit und Glanz gesegneten Berliner Gesellschaftsbildern oft genug eine schwüle, starre Stille: zeigt sich, daß wir Norddeutschen wirklich keine heitere Nation sind, daß uns der Duft der Freude mehr beklommen als berauscht macht. Hier fehlt das in harmlosestem Sinne leidenschaftliche Mitgehen des Wieners, der das ganze Hab

und Gut seiner Persönlichkeit, seiner Erscheinung, seiner Genußfreudigkeit in die Masse großer gesellschaftlicher Ereignisse gibt und stolz darauf ist, mit zur Füllung des repräsentativen Bildes beigetragen zu haben. Hier fehlt der innere Zwang zur Tollität, der den München« der Karnevalszeit zu einem willenlosen Geschöpf der närrischen Augenblickslaune macht, das es (acht Tage lang)
haßt, vernünftig zu sein, und sich mit vollem Bewußtsein vom Strom der Ausgelassenheit wegschwemmen läßt. Die Szenen auf der Bllbne der Berliner Gesellschaftskultur leiden fast alle unter ihrem Zweck: (Zweck ist bekanntlich die Essenz, die jedes leichtere Vergnügen im Moment auflöst). Man will hier zuviel, wo man doch nichts weiter wollen sollte, als sich plaudernd, tanzend, lachend zu amüsieren und aus gut angezogenen, möglichst schönen Menschen reizvolle Gruppen zu stellen. Die großen offiziellen Bälle wünschen da zu sein, weil sie schon vor zehn Iahren und inzwischen in jedem einzelnen Iahre da waren. Die Wohltätigkeitefeste treten auf, weil dir Kassen der Vereine, Stiftun-

gen und auch manche Privatbörsen nach ihren Erträgen hungern. Die großen Häuser des Westens stopfen zwei, drei Male im Winter ein paar hundert verwandter, befreundeter, bekannter Anhänger mit Beluga-Kaviar und Gänseleberpastete und Liedern zur Laute voll, weil — o, dieses vermaledeite „weil" — es notwendig ist, Revanche zu üben, diesem zu danken, jenen zu ehren. Um zu den vergnügten Stunden der Künstlerfeste zu gelangen, ist es vorher notwendig, sich durch eine ganze Mauer „künstlerischer Darbietungen" hindurchzubeißen: bei den Privatfestlichkeiten, die dem Klischee nachgebildet werden, schnüren die Fesseln gleichgültiger Festgenossen, gesellschaftlicher Pflichten, enger, zwangvoller Bcwegungsformen. Das festliche Vergnügen als Selbstzweck (ungedämpft und doch vornehm, ein ausgelassenes, bewegliches und doch nie taumelndes Bild): dieser Bestandteil fehlt dem Ganzen der Berliner Gesellschaftskultur. Dem reich gepflegten, reich und geschmackvoll geschmückten Körper fehlt die heitere, nach graziösem, festlichem Frohsinn dürstende und in diesem Frohsinn aufgehende Seele! Auf einem der letzten Bälle des vorigen Winters führte ein eleganter Herr seine Begleiterin mit den Worten zum Walzer: „Ietzt wollen wir orgiastisch tanzen!" Er riß sie, von der Stimmung fanatisiert, nicht an sich; erlag nicht einem inneren Iauchzen; suchte die Formen des bacchantischen Tanzes nicht, um sich von dem Banne einer heißen Gier nach Freude zu lösen. Er wollte: er mußte nicht. Er konstruierte die Tanzorgie wie ein Rechenerempel. Gerade diese „Aufforderung zum Tanz" aber schien mir in ihrer Wortfassung für das ganze Empfinden der modernen Berliner Gesellschaftskultur sehr symptomatisch. Ich hänge daher diese Worte als Symbol an der Schwelle der neuen Saison auf und wünsche dieser Saison bessere oder vielmehr — schlechtere, leich-

tere Manieren

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank (Ulrich Frank.)

Der Arbeit und den Leistungen der Frauen soll an dieser Stelle die Beobachtung, Aufmerksamkeit und Bewertung zuteil werden, auf die sie ein wohlerworbenes, gutes Recht haben. Wir glauben nicht, daß die Frauenrechtlerei in ihrer aggressiven Form Alleinherrschaft ausüben darf, weil es wichtig und notwendig ist, das Erreichte endlich richtig einzuschätzen und auszumünzen. Im überstiegenen Eifer des Kampfes ließ man die Frucht nicht reifen, die triebfähiger Aussaat entkeimt war. Oline zu vergessen, was die tapferen Streiterinnen der Frauenbewegung errungen haben, in dankbarer Erkenntnis, daß die Pfadfinder und Bahnbrecher immer den schwersten und mühenreichsten Anteil am Ausbau neuer Kulturarbeiten haben, vertreten wir nach dem heutigen Standpunkt der Frauenbewegung die Ansicht, daß man dieser Errungenschaften endlich froh werden muß, die erworbenen

Werte bewahren und in Ruhe und gesammelter Tätigkeit erweisen soll, was die Frauen leisten können, nicht bloß wollen. Sie haben schon so viel unter Dach und Fach gebracht, daß es bedauerlich wäre, durch immer erweiterte Ansprüche und die Beunruhigung, die durch das Hineintragen neuer vager Ideen und Forderungen erregt wird, die Ernte bedroht zu sehen, die erfreulich winkt. Die Frauen haben bereits so viel erlangt, daß eine ruhige Zurückhaltung ihnen nicht als Schwäche ausgedeutet werden kann, sondern als die Festigung, die berechtigter Stolz und das sichere Bewußtsein eigenen Könnens verleiht. Und solch würdige Betonung des Errungenen ist unerläßlich für den Fortschritt. Man soll uns nicht vorwerfen können, daß die Frauenrechtlerei in Frauenrechthaberci ausgeartet ist. Auf Gärung muß Klärung eintreten. Leider vermissen wir diese häufig in den fortgesetzten Kämpfen nach so manchen schönen Siegen. Im Kriegsgebrauch folgt diesen gewöhnlich Friedensschluß, oder zum mindesten Waffenstillstand. Es ist ein Mangel an Großmut und Großzügigkeit, dem Gegner immer noch kleine Schlappen beibringen zu wollen, wenn er in wesentlichen Punkten sich als unterlegen erklärt. Wenn man im allgemeinen noch nicht Großzügigkeit zu erwarten hat, von denen, die solange ins Kleinliche gedrängt waren, an Großmut aber sollten es die Frauen nicht fehlen lassen. Sie hat mehr Bedeutung als mancher neu erworbene Besitz. Den Frauen ist zur Zeit im weitesten Umfang die Möglichkeit erschlossen, im Erwerbsleben und auf allen wissenschaftlichen und künstlerischen Gebieten sich die Qualifikationen anzueignen, die zu erweiterten Lcbensinteressen, zu einheitlicherem Lebensstil führen. Daß dadurch die Anregung zu konsequenter, planvoller Arbeit, mithin zu erhöhten Leistungen gegeben wird, ist heute eine nicht mehr zu bestreitende Tatsache, also eine nicht

mehr zu erstreitende Notwendigkeit. Die Parole der nächsten Zeit muß sein: erreichtes Können in tätiges Können umzusetzen. Die Resultate sind abzuwarten, nicht zu erzwingen. Ausdauer und Geduld sind dazu erforderlich. Sie galten bisher als besonders rühmenswerte Charaktereigenschaften der Frauen. Und nach den schweren Zeiten des Kampfes müssen sie wieder in den Vordergrund treten, ohne Beeinträchtigung der Bestrebungen um ihre Rechte. Es gilt das Erworbene auszubauen und in seiner Wertzumessung für die Allgemeinheit zu befestigen, ehe sie zu neuen Eroberungszügen ausziehen.

Im Anschluß an unsere Einführung möchte ich gleich auf zwei Frauen hinweisen, die in diesen Tagen nicht nur die Beweise wissenschaftlicher Befähigung, sondern auch die wissenschaftlicher Leistungen erbracht haben, und neben männlichen Geistesarbeitern eingereiht und bewertet wurden. Es sind !>i-. Charlotte Engel-Reimers und Alice Schalek. l>i-. Charlotte Engel-

Reimers tritt mit einem Erstlings-
werk hervor: „Die deutschen Büh-
nen und ihre Angehörigen", eine
Untersuchung über ihre wirt-
schaftliche Lage, — Verlag Dun-
ker K Humblot — das sofort das
Interesse wissenschaftlicher Kreise
erweckt hat, und in ausführlicher
Besprechung des Werkes, auf seine
Bedeutung für die Kommission
hinweist, die auf Veranlassung des
Reichskanzlers vom Reichsamt des
Innern einberufen wurde, um
über ein zu schaffendes Theater-
gesetz zu beraten. Die Gründlich-
keit. Sachlichkeit und Wissenschaft-
lichkeit des Werkes sind allseitig
anerkannt. Ebenso die aus der
Fülle des Materials gewonnenen
Anschauungen der Verfasserin über
die wirtschaftliche Lage der Schau-
spieler. Mit sachkundiger Einsicht
sind die einschlägigen Fragen be-
bandelt worden, in völliger Dbiek-
tivitiit, trotz des unverkennbar
stark sozialen Empfindens, das
Charlotte Engel-Reimers erfüllt.
Ich sah dieses Buch in seiner ge-
schickten Anordnung und möali-
cken Vollkommenheit des statisti-
schen Materials, in jahrelanger,
mübevoller und doch freudigen
Arbeit ensteben und werden. Ich
beobachtete die Befriedigung, die
Sorae. wohl auch den Ehraeiz der
Verfasserin, etwas Ausgezeichnetes
zu schaffen, ich nabm hie und da
teil an ihrem gedanklichen Durch-
dringen des Stoffes mit seinen so-
zialen und ethischen Problemen,
und es erfüllt mich mit Freude, —
im besonderen und allgemeinen —
so viel ernste, umfassende Arbeit
einer Frau an maßgebenden
Stellen hocheingeschätzt und ge-
würdigt zu sehen.
Im Gegensatz zu der Leistung
der Frau, die emsig und auf be-
grenztes Gebiet konzentriert am
Schreibtisch ihr Werk schuf, steht
Alice Schalek, die offenen
Auges und mit freudigem Sinn in
aller Welt ihre Eindrücke sam-
melte. Das Ergebnis ihrer For-
schungen und Reisen macht sie
nun in inhaltlich, wie der Form
nach vortrefflichen Vorträgen der
Öffentlichkeit zngängig. Im wissen-
schaftlichen Theater der „Urania"

hat sie, von Lichtbildern und Kinematograph unterstützt, die Ausbeute ihrer mutigen Wanderungen durch ferne Länder, vor lebhaft interessiertem, vielfach männlichem Publikum, unter großem Beifall entwickelt.

Sieht das nach der so oft angeführten neidvollen Konkurrenzfurcht der Männer aus, wenn Frauen sich auch diese Gebiete erschließen?

Man wird erwidern, das sind die Resultate der vorangegangenen Kämpfe.

Gewiß: es sind die Kämpfe — es sind die Siege! Und ihnen folge die Friedensarbeit.

finanzielle Nunc>8cn»u.

von LorellL.

Inder Brüsseler Zuckerkonvention vom Jahre 1902, die 1908 erneuert worden ist, und, falls nicht eine Verlängerung eintritt, im Herbst 1913 ihr Ende erreicht, hatten von Anfang an zwei Länder eine gewisse Sonderstellung: England eine tatsächliche, Rußland eine rechtliche. Die Sonderstellung Englands lieg» darin,

daß England selbst für Zucker nicht Produktions-, sondern nur Konsumtionsland ist; sein Produzenten-Interesse ist nur das seiner Rohrzucker erzeugenden Kolonien. Es erscheint sonderbar, daß ein Land, in dem die Interessenten für hohe Zuckerpreise, wie auf dem Kontinent die Rübenbauer und Rohzuckerfabrikanten, nicht eristieren, die Anregung zu der Konvention gegeben hat, durch welche die mittel- und westeuropäischen Länder ihre Zuckerprämien abgeschafft und dem billigen Verkauf auf dem Weltmarkt insbesondere nach England ein Ende gemacht haben. Die Idee ging in England von Chamberlain aus, für den das Interesse der Kolonien an erster Stelle stand, und der die völlige Verdrängung des Rohrzuckers durch den billigen Rübenzucker verhindern wollte. Es ist kein Wunder, daß die unmittelbareren Interessen Englands, seiner großen Marmeladen- und Zuckerwaren - Industrie billiges Rohmaterial und seiner Bevölkerung, die den stärksten Zuckerkonsum aller Länder hat, ein billiges Nahrungsmittel zu erhalten, inzwischen das imperialistische Interesse in den Hintergrund gedrängt haben. England gilt heute als Feind der Zuckerkonvention und greift jede Gelegenheit auf, die das Leben der Konvention verkürzen kann. Eine solche Konstellation hat im Verein mit einer ganz bedeutenden Mindederernte in Frankreich und Österreich, besonders aber in Deutschland, dessen Produktion nur zirka 25 Millionen Zentner Rohzucker gegenüber etwa 52 Millionen Zentner im Vorjahr betragen dürfte, die Stellung Rußlands heraufbeschworen. Rußland ist der Konvention insofern nicht beigetreten, als es sich niemals verpflichtete, keine Prämien zu zahlen und den Einfuhrzoll in gleicher Weise wie die anderen Konventionsländer auf 6 Frs. pro Zentner zu reduzieren; es hat sich nur verpflichtet, seine Ausfuhr auf 200 000 t -^ 4 000 000 Zentner zu kontingentieren. Das Iahr 1911 hat nun Rußland eine Rekordernte gebracht, die es veranlaßt hat,

bei der Zuckerkonvention den Antrag
zu stellen, ihm eine einmalige Er-
höhung des Kontingents für die
Kampagne 1911/12 von 300 000 t
zu gewähren. Die Forderung
ist natürlich begreiflich vom Stand-
punkt Rußlands aus, das nicht
nur einen Auslaß für seine außer-
ordentlich große Ernte sucht, sondern
in dem durch die westeuropäische
Zuckerteuerung gesteigerten hohen
Weltmarktpreis für Rohzucker seine
ganze Zuckerpolitik gefährdet sieht.
Der russische Staat verfolgt wegen
der großen Schwankungen, denen
die Ernten in Rußland von Iahr
zu Iahr unterliegen, die Politik,
in Iahren guter Ernte Rohzucker
auf Lager zu nehmen, in Iahren
schlechter Ernte aus diesem Vorrat
abzugeben und im großen und
ganzen Produktion, Konsum und
Preis von zu großen Schwankungen
zu befreien. Die russische Forderung
wäre aber auch vom Standpunkt
eines unbefangenen Beurteilers
durchaus zu begrüßen, denn der
mehr zugelassene Rohzucker würde
dem tatsächlich vorhandenen Zucker-
mangel einigermaßen abhelfen und
den von den kontinentalen Ländern
im Stich gelassenen englischen Markt
versorgen. Die in der Brüsseler

Zuckerkonvention vertretenen Länder haben sich denn auch diesem Vorschlag im Prinzip nicht ablehnend gegenübergestellt, haben aber geglaubt, diese Gelegenheit benutzen zu können, um den Beitritt Rußlands zu einer Verlängerung der Konvention über das Iahr 1913 hinaus auf 5 Iahre sicher zu stellen. Das englische Interesse an einer Erhöhung des russischen Kontingents für die laufende Kampagne widerspricht an sich nicht dem der westeuropäischen Kontinentalstaaten, aber man hat in dem englischen Antrag, die Erhöhung nicht, wie von Nußland gewünscht, auf 300000 t. sondern gleich auf 500000 t. d. h. lOMillionen Zentner festzusetzen, wohl nicht mit Unrecht einen Versuch gesehen, die Verhältnisse innerhalb der Konvention dauernd zu verschieben.
So ist es gekommen, daß die ganze Frage einer Erneuerung der Konvention schon jetzt aufgerollt worden ist, und dies ist im wesentlichen die Ursache, daß die recht komplizierten Verhandlungen, nachdem in diesen Tagen die Versammlung zum zweiten Male mehrere Tage darüber beraten hat, zu einer weiteren Vertagung auf den 22. Ianuar geführt haben.
Wie werden bei dieser Sachlage die deutschen Interessen berührt? Die Stellungnahme der beteiligten Kreise unter Ausscheidung der Spekulation ist weder gegenüber der einmaligen Erhöhung des Kontingents noch gegenüber der allgemeinen Frage der Verlängerung der Konvention eine einheitliche.
Eine Erhöhung des Kontingents im laufenden Iahre wollen alle diejenigen, welche an niedigeren Zuckerpreisen interessiert sind; dies ist nicht nur der Konsum und der Weißzuckerhandel, sondern auch eine Anzahl von Rohzuckerfabriken, die mehr Rohzucker vorverkauft hatten, als sie tatsächlich wegen der schlechten Ernte verarbeiten konnten. Es ist nicht Spekulation, sondern die Vorsicht des ordentlichen Kaufmanns, was diese Rohzuckerfabriken in eine sehr schwere Situation gebracht hat und sie zwingt, billig verkauften Rohzucker zu teuerem Preise einzudecken. Es

ist zwischen den Raffinerien,
welche Rohzucker gekauft haben, und
den Rohzuckerlieferanten,
die nicht in der Lage sind zu liefern,
zu schweren Differenzen gekommen,
in denen sich der unbefangene
Beurteiler wohl auf die Seite
der Raffinerien stellen muß. Die
Rohzuckerfabriken haben teilweise
das Verlangen gestellt, die Rohzucker-
kontrakte zu annullieren, da sie
durch „höhere Gewalt" verhindert
seien, zu liefern. Von diesen
augenblicklichen Interessen ab-
gesehen, tendieren die Rohzucker-
fabriken aber unbedingt in der
Richtung hoher Inlandspreise, und
sie sind deshalb im ganzen nicht
als Konventionsfreunde zu betrach-
ten. Die Rohzuckerfabriken, wie
diejenigen Raffinerien, die ihren
Weißzucker ausschließlich nach dem
Inland verkaufen, möchten am
liebsten den alten hohen Schutzzoll
von 40 Mark für den Doppel-
zentner, wie er vor der Konvention
bestand, wiederhaben, denn er er-
möglicht das Kartell und hohe
Inlandspreise. Ein anderes In-
teresse haben die Raffinerien, die
ganz oder teilweise an das Ausland
liefern und denen bei der Prämien-
wirtschaft die Preise des Welt-

Markts verdorben werden. In
allen Interessentenkreisen, der Raf-
finerien wie der Rohzuckerfabriken,
gibt es aber eine große Zahl von
Leuten, die dem unbefangenen Be-
urteiler als die weitblickenden er-
scheinen müssen und die die Kon-
vention gern noch auf Iahre er-
halten sehen wollen, weil sie für
niedrige Zölle und damit niedrige
Inlandspreise und damit wiederum
für eine gesteigerte Konsumkraft
des eigenen Landes Gewähr bietet.
Der deutsche, österreichische und
französische Konsum an Zucker ist
durch die Herabsetzung des Eingangs-
zolles von 40 Mark auf 15 Mark
pro Doppelzentner ganz bedeutend
gestiegen, und der erhöhte Inlands-
absatz gibt sowohl Rohzuckerfabriken,
wie Raffinerien, in letzter Linie auch
dem Rübenbauer, stabile Verhält-
nisse. Die Regierungen schließlich
werden sowohl in Deutschland wie
in anderen Konventionsländern auf
dem Kontinent gewiß alles tun,
um die Konvention zu verlängern:
die Wiedereinführung der Prämien-
wirtschaft legt dem Staat große
finanzielle Lasten auf, und daß
sich einer dieser Staaten dem
Wunsche der Interessenten, bei Auf-
lösung der Konvention die Prämien
wieder einzuführen, widersetzen
kann, ist wenig wahrscheinlich; denn
ohne Konvention und ohne Prämien-
system würden sich sämtliche In-
teressenten, Landwirtschaft wie Roh-
zuckerfabrikanten und Raffinerien,
der Konkurrenz anderer Länder
gegenüber schwer geschädigt sehen.
Es ist hiernach einleuchtend, daß
die Brüsseler Verhandlungen über
die Kontingentserhöhung für Ruß-
land recht komplizierte sind. Immer-
hin macht es den Eindruck, als
ob die Bereitwilligkeit der Signatar-
staaten zu den russischen Forderungen
vorhanden ist,^ und daß man
auf irgend einer Basis nicht nur
für das laufende Iahr zustande
kommt, sondern auch bereits jetzt
die Fundierung für eine Ver-
längerung bis 1918 zu schaffen
in der Lage sein wird. Deutschland
ist in der Konvention durch zwei mit
Recht sehr angesehene Persönlich-
keiten der Zuckerindustrie vertreten,
von denen die eine ein Rohzucker-

fabrikant ist, die andere an der
Spitze der größten süddeutschen
Raffinerie steht, deren Produkt aus-
schließlich im Inland verkauft wird.
Würden diese beiden Personen nach
den Interessen ihrer Unter-
nehmungen urteilen, so wäre es
wohl möglich, daß sie eine kon-
ventionsfeindliche Haltung an-
nehmen. Es ist aber zu erwarten
und von dem unbefangenen Be-
urteiler zu hoffen, daß auch
Deutschland den rus-
sischen Vorschlägen zu-
stimmt unter Bindung von
Rußland in einer geeigneten
Form auch für die Dauer einer
verlängerten Konvention.
Der großen Masse der In-
teressenten in Deutschland wird das
Wichtigste sein, daß eine Ent-
scheidung möglichst bald erfolgt;
denn die allgemeine Erfahrung der
Warenmärkte hat sich auch hier
bestätigt, daß unsichere Verhält-
nisse den Konsum beeinträchtigen.
Was der Zucker markt
im Augenblick braucht,
ist Klarheit; man kann
daher nur wünschen,daß
am 22. Ianuar eine Ent-
scheidung gefällt wird.

Rundschau

Berlin, den 12. Dezember.

Solange die Marokkofrage den politischen Himmel noch verdunkelte, lag ein Druck auf der Börse, der sich nicht so sehr im Kursniveau als in Zurückhaltung und Lustlosigkeit zeigte. Nachdem die Affäre beigelegt war, gab es eine kleine Freudenhausse, die aber nur von kurzer Dauer und bald wieder von regulärem Geschäftsgang gefolgt war. Der eingetretenen Spekulationslust war ein schwacher Dämpfer aufgesetzt worden, nicht durch die Reden der führenden Staatsmänner diesseits und jenseits des Kanals, sondern einem ou dir. zufolge durch Mahnungen großer Banken zur Zurückhaltung. Die Reden Greys und Bethmann-Hollwegs blieben einflußlos; denn über das Verhältnis Englands zu Deutschland ist man sich nachgerade im klaren; es bedarf weder Reden, die darüber aufklären, noch solcher, die darüber täuschen wollen. Aber auch in den allerjüngsten Tagen sind die Blicke wieder nach London gerichtet: die Frage ist indessen diesmal eine andere, nämlich die, ob die Bank von England weiterhin mit ihrem bisherigen Diskontsatz auszukommen vermag oder ob sie zu einer Erhöhung wird schreiten müssen. Es war bereits in jüngster Zeit eine Erhöhung prognostiziert worden, die heute vorliegenden Meldungen lassen jedoch mit einiger Zuversicht der Erwartung Raum, daß es zunächst noch beim alten Zinssatz bleiben wird. Würde England erhöhen, dann müßte wohl auch die deutsche Reichsbank folgen. Denn bei uns liegt seit einigen Tagen der ungewöhnliche Fall vor, daß der Privatdiskont und der Reichsbanksatz die gleiche Höhe aufweisen. Die Reichsbank scheint aber ihren Satz durchhalten zu wollen. Denn noch heute wurde bekannt, daß trotz starker Inanspruchnahme keine Hinaufsetzung der Rate beabsichtigt sei. Alle Geschäftsleute, die Wechsel bei der Reichsbank diskontieren, und alle, die Schuldzinsen zu zahlen haben, deren Höhe sich nach dem Banksatz richtet, werden der Bank im stillen dankbar sein. Die

industrielle Konjunktur
ist allen Berichten zufolge
günstig. Die Eisenindustrie ist
gut beschäftigt und konnte für
verschiedene Artikel Preiserhöhungen
vornehmen, der Koksabsatz steigt
mit dem wachsenden Beschäftigungs-
grad der Eisenindustrie, und Kupfer
erfährt augenblicklich eine Hausse.
Der Metallarbeiterstreik, der nun
wieder beigelegt ist, hat keinen
großen Schaden angerichtet. Den
Berliner Konfektionsstreik verspürt
vorläufig nur die Konfektions-
industrie, auf die Börse wird er
nicht einwirken, denn Börse und
Konfektion halten an ihrer alten Tra-
dition, sichnichtkennen zu wollen,fest.
Die schwebenden Verhandlungen
wegen Erneuerung des Stahl-
werkeverbandes beunru-
higen einstweilen nur die Gemüter
der industriellen Werksleiter bei
der „Iagd um die Quote". Die
Äußerungen prominenter In-
teressierter sind in solchen Ent-
wickelungsstadien selbstverständlich
immer mehr oder minder skeptisch
dabei, aber doch immer nach dem
berühmten Muster „Einerseits —
Andrerseits" gehalten und besagen

deshalb im großen ganzen so gut wie nichts.

DieGründerrechteund Linke Waggon. Es gibt nicht mehr viele Gründerrechte im Deutschen Reich, nur noch etwa 60 Gesellschaften sind damit belastet bei rund 6000 Aktiengesellschaften. Diese Gründerrechte sind alle schon sehr alt; sie stammen aus den Iahren 1870 bis 73. Später wurden sie gesetzlich verboten, allerdings erst 1884; aber in den vorhergegangenen 10 Iahren wurden kaum noch neue geschaffen. Deutschlands Aktienrecht, das überhaupt das strengste der Welt ist, nimmt mit seinem Gründerrechts-Verbot eine Sonderstellung ein; fast alle anderen Kulturstaaten lassen Gründerrechte noch zu. Diese Gründerrechte geben den Gründern der Gesellschaft das Recht, bei jeder Aktienmission der Gesellschaft einen Teil, gewöhnlich die Hälfte, der neuen Aktien zu pari zu beziehen. Das bedeutet für die Inhaber dieser Rechte einen um so größeren Gewinn, je höher die alten Aktien im Kurse stehen, und für die Gesellschaft den gleichen Verlust an Agioerlös. Gesellschaften, die ihr Kapital vermehren, den Gründerrechts-Inhabern aber nicht das hohe Agio in den Schoß werfen wollten, benutzten daher den Ausweg, entweder Obligationen auszugeben oder Vorzugsaktien zu schaffen, deren Dividende nach oben begrenzt ist. Solche Aktien vermögen naturgemäß kein oder nur geringes Agio zu erzielen. Aber auch mit diesen Mitteln läßt sich bei starker Erpansion nicht ewig fortwirtschaften. Die Gründerrechte blieben und bleiben immer lästig. Die Geschichte ihrer gelungenen und mißlungenen Ablösungsversuche bildet ein interessantes Kapitel auf dem Gebiet der Finanzierungstechnik. Auch Zusammenschlußprojekte von Gesellschaften scheiterten schon darüber.

Neuerdings haben Gründerrechte wieder von sich reden gemacht anläßlich eines Interessengemeinschafts-Projekts, dessen finanzielle Konstruktion auch sonst besonderes Interesse bietet.

Es war behauptet worden, die
Verwaltung verwahrte sich jedoch
dagegen, diese merkwürdige Kon-
struktion sei gerade zur Umgehung
der Gründerrechte gewählt worden.
Es handelt sich hier um den Plan
einer Interessengemeinschaft zwischen
den zwei Breslauer Waggon-
fabriken Linke und Hof-
mann. Linke besitzt ein Kapital
von Mark 3 300000 Stammaktien
und ebensoviel 4^^ Vorzugs-
Aktien, Hofmann Mark 1125 000
Aktien. Bei beiden Gesellschaften
bestehen Gründerrechte. Zusammen-
schließen wollten sich beide in der
Weise, daß sie eine neue, dritte
Gesellschaft gründeten, die als Ver-
bindungsbrücke dienen sollte. In
dieser dritten Ges llschaft sollten
nun nicht aber die beiden alten
aufgehen, sondern die alten sollten
ihre Betriebe an die neue nur
verpachten (die Vorräte und Außen-
stände sollte die neue Gesellschaft
natürlich kaufen). Für die Pacht-
gesellschaft war ein Kapital von
Mark 11 Millionen vollgezahlt und
Mark 3 Millionen mit 25 L. ein-
gezahlt vorgesehen. Mark 10 420 000
von diesen Aktien sollten den Aktio-
nären der alten Gesellschaften zum
12?

Bezug (zu 116^) angeboten werden. Die Gründerrechte wären dadurch für immer erledigt gewesen. Die von Linke aber ließen sich nicht beiseiteschieben, (bei Hofmann schwiegen sie), legten in der Generalversammlung, die über die Transaktion zu beschließen hatte, Protest zu Protokoll ein und erhoben Anfechtungsklage. Erfolg: Die Gesellschaft verhandelte mit den Gründerrechtsinhabern, und jetzt erhalten sie eine Abfindung von 20!/^ des ursprünglichen Gründungskapitals von 960000 Talern, das sind 590400 Mark.

Das war jedoch nicht der einzige Widerspruch, der sich gegen diese Finanzoperation erhob. Vor den Gründerrechtsbesitzern hatten sich schon die Stammaktionäre gegen die Verwaltung gewandt; ihnen paßte es nicht, daß die Vorzugsaktionäre auch ein Bezugsrecht auf die Aktien der Pachtgesellschaft haben sollten, das seien gar keine „richtigen " Aktionäre, sie hätten mit ihrer festen Dividende gar kein Risiko getragen, sie seien mehr Obligationäre, außerdem befänden sich merkwürdig viele Aktien im Besitz eines Aussichtsratsmitgliedes. Das Bezugsrecht für die Vorzugsaktionäre wurde zwar nicht fallen gelassen, aber Verwaltung lind Opposition einigten sich auf ein geringeres Bezugsrecht als das zuerst vorgesehene.

Dann gab es noch eine dritte Opposition. Der paßte überhaupt die ganze finanzielle Konstruktion der Interessengemeinschaft nicht. Ob deshalb auf die Pachtgesellschaft verzichtet werden wird, steht noch dahin. Das Pachtgesellschaftskapital, welches das der beiden alten Gesellschaften um einige Millionen überstieg, und deren Pachtsumme von Mark 1030000, die zu 4A, kapitalisiert rund Mark 25 Millionen ausmacht, sollten nämlich eine Kapitalsverwässerung bewirken. Das war ebenfalls Absicht der beiden Gesellschaften. Denn die Hofmann-Gesellschaft verteilte Dividenden von 35, 35, 40 und 35°^ in den letzten Iahren und Linke 20, 22, 25 und 25 <^. Dabei hatten beide Gesell-

schaften ganz bedeutende Reich-
tümer im Lauf der Iahre ange-
sammelt, die dieses Iahr verteilt
werden sollten, nach einer früheren
Schätzung der Gesellschaftsver-
waltungen selbst: 150 bis 166 <^
bei Linke und 175 bis 200 °^ bei
Hofmann.

Quaeritur? Wer hat am ge-
schicktesten operiert? Bisher wohl
die Inhaber der Gründerrechte, die
ohne das energische Auftreten ihres
Sammlers wahrscheinlich nichts er-
halten hätten und so ein recht
ansehnliches Weihnachtsgeschenk da-
vongetragen haben. Und wer am
ungeschicktesten? Die Verwaltung
mit ihrer durch nichts zu recht-
fertigenden, aller Vernunft ins Ge-
sicht schlagenden Abschreibungs-
politik.

Warschau-Wiener Bahn.

Wenn Eisenbahnen verstaatlicht oder
Straßenbahnen verstaatlicht werden,
so pflegt jedesmal ein mit mehr
oder weniger Hartnäckigkeit ge-
führter Kampf zwischen den Aktio-
nären und der künftigen Über-
nchmerin zu entstehen. Beide
Seiten rechnen dann stets einander
haarscharf vor, daß dieser Über-

nehmerpreis, den die andere Seite aufstellt, nicht berechtigt sei. Die Aktionäre finden die Berechnung des Staates oder der Stadt zu niedrig, die öffentliche Körperschaft dagegen findet die Rechnung der Aktionäre zu hoch. Beide Parteien berufen sich auf Gesellschaftsstatut und Konzessionsbedingungen, die gar keinen Zweifel an ihrer Auffassung (natürlich beides!) lassen. Dann erfolgt gewöhnlich ein Zusammenschluß der Aktionäre zu einem „Schutzverband", es wird gekämpft und verhandelt.
Das oft erlebte Schauspiel will sich neuerdings bei der Warschau-Wiener Bahn wiederholen, wenn auch, wie es scheint, in gemäßigten Formen. Mitte vorigen Monats beschloß der russische Ministerrat die Verstaatlichung der Bahn. Schon zwei Tage vor der offiziellen Bekanntmachung dieses Beschlusses hatte sich in Berlin ein Schutzkomitee gebildet; wenige Tage darauf konstituierte sich auch in Antwerpen eine belgische Schutzvereinigung, die mit der Berliner Hand in Hand arbeiten wollte.
Auch von Frankreich wurde die Bildung eines Schutzverbandes gegemeldet. Dann wurde berichtet, die Verwaltung der Bahn selbst habe bei der Regierung Einspruch gegen den von dieser errechneten Übernahmepreis erhoben, aber der Einspruch sei „unberücksichtigt" geblieben. Die Regierung hatte einen Ankaufspreis von rund 32 Millionen Rubel, das sind etwa 171 ^ ausgerechnet; dazu sollen noch 3700000 Rubel Dividende für 1911 kommen. Das deutsche Komitee hat nun 1820000 Rubel mehr herausgerechnet. Die bisher inoffiziell bekanntgewordene Antwort des Fiskus war natürlich eine prompte Ablehnung dieser Mehrforderung. Das deutsche Komitee hat sich unterdessen an den Staatssekretär des Auswärtigen, von Kiderlen-Waechter, um Unterstützung gewandt. Der Staatssekretär soll eine Prüfung der Angelegenheit zugesagt haben.
Bankierprovision für Scheckauszahlung. Iede Bank macht immer wieder von

neuem die Erfahrung, daß Einreicher
von Schecks recht ungehalten sind,
wenn die Bank ihnen eine Provision
abzieht, sofern der Gegenwert des
Schecks per Post zu übersenden
ist. Nun ist vor einiger Zeit durch
Reichsgerichtsurteil ent-
schieden worden, daß die Bank
zu solcher Provisions-
kürzung berechtigt ist.
Der Einwand, daß ja auch
ein Wechselbezogener an der Wechsel-
summe bei Einlösung nichts kürzen
dürfe, versagt hier. Ebensowenig
hat die Argumentierung Geltung,
die Bank finde ihre Entschädigung
aus der Kontoführung für den
Scheckaussteller.
Der Postscheckverkehr.
Seit3Iahren hat das Deutsche Reich
einen Postscheckverkehr.
Andere Länder haben ihn zwar
schon viel früher gehabt, aber darüber
braucht man sich heute nicht mehr
zu beunruhigen. Wir haben ihn,
und er entwickelt sich glänzend.
Die Scheckumsätze betragen im lau-
fenden Jahre bis jetzt bereits
25 Milliarden Mark. Man
muß zugeben (wenn man auch den
Behörden sonst nicht gern etwas

Gutes nachsagt), daß die Postverwaltung während dieser 3 Iahre eine ganze Reihe von Verbesserungen der Verkehrstechnik eingeführt hat. Neben möglichst leichter Benutzbarkeit und möglichster Einfachheit der Einrichtungen bleibt das Wichtigste indessen doch der Kostenpunkt. Über diese Fragen wurde in den letzten Tagen auf einer Konferenz beraten, zu der der Staatssekretär des Reichspostamts eine größere Zahl von Vertretern von Handel, Industrie, Landwirtschaft, Gewerbe, Handwerk usw. zusammenberufen hatte. Es wurde da u. a. auch wieder angeregt, die Postscheckguthaben zu verzinsen, wie das beispielsweise in England geschieht; die Anregung wurde aber abgelehnt. Auch eine Ermäßigung der Mindesteinlage von 100 Mark auf 50 wurde vorgeschlagen. Eine solche Herabsetzung würde den Kreis der Kontoinhaber ohne Zweifel wesentlich erweitern. Vor allem aber wurde eine Reform der Gebührensätze befürwortet und besonders die Abschaffung des schon seiner Zeit viel befehdeten Zuschlags von 7 Pfennig bei Erreichung der 600. Einzahlung gewünscht. Dagegen wurden nachstehende Sätze in Vorschlag gebracht, die Aussicht auf tatsächliche Einführung haben. Es soll erhoben werden: 1. für jede Bareinzahlung eine Einheitsgebühr von 10 Pfennig ohne Rücksicht auf die Höhe des Betrags; 2. für jede Barrückzahlung an Stelle der bisherigen Grundgebühr von 5 Pfg. und der Steigerungsgebühr von i/io °/y<> des auszuzahlenden Betrags eine feste Gebühr von 5 Pfg. für je 500 Mark; 3. für jede Überweisung eine Einheitsgebühr von 3 Pfg.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Nerliiu
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Brück in Breslau.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau.
Verlag uud Druck der Schleichen Buchdrucker« v. S. Schottlaeuder, A.-G., Breslau III.
Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto bewegt.

N,n Pros. MÂ»l Lltbeimann
: nach der Ã¼awi gezeichne! :

Begründet von Pan! Linda«
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
5chles. Buchdrnckerei, Kunst- und Verlo ^anstatt
v. S. Schottlaender, A.G.
Berlin * Breslau * Leimig
Wien B^vest
^r^-l Wohl, «nI»j»»««nmIN.>'H!.chhanl!lung.
«lttl'schc l!. !,, hoiduchyandwn,.
^6.Jahrg. Band 140. Heft44<5 Zweites Januarheft 1912

.^
Von Prof, V!Â»s rleIÂ»Â»imÂ»nn
: nach lxi ?l^t!Â« ge;eichnÂ« ::

NorcksSus
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G.
Berlin * Breslau * Leipzig
Wien Budapest
«»», m»hl, ««l»g^««mnlN.<Vuchh»ndlunz. «llll'lche K. K. Hofbuchhandwn«.
36. Iahrg. Band 140. Heft 446 Zweites Ianuarheft 1912

Dr. Heinrich Friedjung:

Fürst Bülow und der Dreibund

Als auf die erste Kunde von dem Zuge nach Tripolis nördlich von den Alpen der übereilte Ruf erscholl, man müsse das Bündnis mit Italien lösen, war wohl Herz und Sinn keines Deutschen tiefer bewegt, als des Staatsmannes, der von der Höhe des Monte Pincio herab das Getriebe dieser Welt überschaut. Hatte er doch mehr als einmal alle diplomatische Kunst anwenden müssen, um die Mißhelligkeiten zwischen den beiden anderen Alliierten auszugleichen; und wenn ihm selbst durch die zeitweilige Hinneigung Italiens zu den Westmächten Zweifel auf- gestiegen sein mögen, so überwand verständige Erwägung doch den Unmut, und er prägte das geflügelte Wort: ein Ehemann dürfe nicht gleich einen roten Kopf bekommen, wenn seine Frau mit einem anderen eine Ertratour tanzt. Erwollte Italien beim Bunde mit den Mittel- mächten festhalten und es gelang ihm. Und jetzt sollte in einem nervös- moralischen Erregungsausfall seine Arbeit aufgetrennt werden? Wohl war das Völkerrecht von Italien verletzt worden — aber ist Deutschland allein der Hüter der europäischen Verträge? Fürst Bülow hatte die Villa Malta zu seinem Ruhesitz gewählt, weil Italien die Heimat seiner geliebten Gattin ist und weil er an diesem Lande mit den „klammernden Organen" seines Schönheitssinnes hängt. Es wäre fast ein Riß durch sein Leben gewesen, wenn der Dreibund die Probe nicht bestanden und Deutschland für die Türkei optiert hätte.

Um es gleich mit einem Worte zu sagen: mag auch die staats- männische Tätigkeit Bülows da und dort zur Kritik Anlaß geben, so bleibt, von niemandem bestritten, als erfreuliches Ergebnis und Ver- mächtnis seines Wirkens die Tatsache, daß er Italien und die Türkei (auch Rumänien darf nicht vergessen werden) mit den beiden Kaiser- reichen zu verknüpfen verstand. Das Gerede von der Isolierung Deutsch- lands war eigentlich immer unberechtigt. Denn ein Bündnis- und Freundschaftssystem, das von der Nordsee bis zur Südspitze Italiens

/?

reicht, das sich über Anatolien und Syrien bis zum Suezfanal erstreckt, darf sich vor der Welt und vor der Geschichte sehen lassen. Die Engländer hatten als Gegner das richtige Gefühl für die Wucht dieses Baus, besonders mit Hinblick auf ihre Herrschaft in Ägypten, welches Land immer von Syrien her bedroht werden kann. Lord Cromer hat dies in seiner Selbstbiographie sehr gut ausgedrückt, indem er nach der Darlegung der Notwendigkeit, Ägypten für England zu erwerben, auch den daraus erwachsenden Mißstand hervorhebt: „Wir verloren damit die Vorteile unserer insularen Lage. Die Okkupation Ägyptens zog England notwendig in gewissem Maße auf den Kampfplatz der kontinentalen Politik. Im Falle eines Krieges mußte die Anwesenheit einer britischen Garnison in Ägypten möglicherweise eher eine Quelle der Schwäche als der Stärke sein." Von den Erfolgen der deutschen Politik im Osten ist übrigens keiner mehr geneidet worden, als der Vertrag über die Bagdadbahn vom 23. Dezember 1899, der in großer Konzeption den Bau eines Schienenstranges von der Hauptstadt Kleinasiens über Mesopotamien nach Bagdad und von hier bis Nasra am persischen Meerbusen vereinbarte. Bülow hatte den größten Anteil an dem Werke, auch hegte und schirmte er es mit väterlicher Sorgfalt unter allen Schwierigkeiten und Anfeindungen. Nur was mit Rücksicht auf England schlechterdings nicht haltbar war, die Erreichung des persischen Meeres, mußte fahren gelassen werden. Das Bündnis mit Italien ist noch ein Erbstück aus der Zeit Bismarcks; aber die Gewinnung der Türkei fällt in die Reichskanzlerschaft Hohenlohes und Bülows. Wohl war es der politische Fehler Englands gewesen, daß zur Zeit der armenischen Greuel Sultan Abdul Hamid in die Arme Deutschlands getrieben wurde. Das furchtbare Wort Gladstones von dem Mörder auf dem Throne beleidigte den Sultan aufs tiefste, ohne das traurige Schicksal der Armenier wenden zu können. Die deutsche Diplomatie benutzte den günstigen Augenblick und auf der Reise Kaiser Wilhelms nach Palästina 1898 erhielt die islamitische Welt den Eindruck, daß sie in der deutschen Nation einen Freund besitze, der nicht gleich anderen die Verlegenheiten der Pforte zur Losreißung einer Provinz benützen werde.

Mit Vorliebe verweilt der Beobachter der Zeitgeschichte bei diesen glücklichen Griffen der deutschen Diplomatie, da es doch wenig erquicklich ist, sich mit dem Wirrsal der Marokko-Angelegenheit aufs neue zu beschäftigen. Der Aufforderung, mich über die Dreibundspolitik Bülows auszusprechen, bin ich gern gefolgt, da es willkommener ist, über die

Erfolge des hervorragenden Staatsmannes zu sprechen als über den Teil seiner Tätigkeit, der entweder noch mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt ist oder sachliche Bedenken hervorruft. Aber kennen wir denn die Motive, weshalb die deutsche Diplomatie 1899 die Andeutungen Chamberlains, Marokko könnte zwischen Deutschland, Frankreich und Spanien geteilt werden, überhörte und weshalb sie ebenso das Ansinnen Rußlands und Frankreich zurückwies, sich gemeinsam mit ihnen für die Buren zu verwenden? Man kennt bloß die Tatsachen selbst und sieht als Folge die Lockerung der Bande nach rechts und links. Und ebenso wenig ist es klar, weshalb die Methode Bismarcks verlassen wurde, der alle Kolonialpläne Frankreichs unterstützt und sie auf Tunis hingewiesen hatte, der sie auch in Ägypten beschäftigt wissen wollte. Wäre es denn nicht möglich gewesen, sich mit den Franzosen schon 1905 auch über Marokko zu verständigen, unmittelbar nach dem erfreulichen Hinauswurf Delcass^s aus dem Kabinett Rouvier? Über all das könnten nur die Geheimdokumente in den Staatsarchiven und am besten die Memoiren Bülows Aufschluß geben, wenn der Meister der parlamentarischen Rede sich entschlossen haben sollte, seine Politik auch als Schriftsteller zu verteidigen.

Überhaupt läßt sich die äußere Politik Bülows am besten nach geographischen Gesichtspunkten einteilen, wobei das, was sich imOsten vollzog, die überlegene diplomatische Hand verriet. Die Weltlage war nur in den ersten Iahren der Kanzlerschaft Bülows für Deutschland günstig; später trat eine völlige Verschiebung ein. England war gegen das Ende des vorigen Iahrhunderts mit der Pforte veruneinigt und mit Frankreich zeitweise ernstlich verfeindet, so daß 1898 wegen Faschodas geradezu Krieg zwischen den Westmächten drohte. Das waren für die deutsche Kolonialpolitik gute Zeiten. Im Iahre 1898 konnte Kiautschau gepachtet werden und kurz darauf wurde auch Samoa erworben; im nächsten Iahre gewann Deutschland die Karolinen und die Marianneninseln von Spanien durch Kauf. Von dem gleichzeitigen Vertrag über die Bagdadbahn war bereits die Rede — und so fand man es selbstverständlich, daß Bülow schon als Staatssekretär am 22. Iuni 1899 in den Grafenstand erhoben und dann am 17. Oktober 1900 zum Reichskanzler ernannt wurde. Ob die Beschäftigung Englands durch den Burenkrieg (1899 bis 1902) von der deutschen Regierung voll ausgenützt wurde, bleibe dahin gestellt; immerhin fiel dem Deutschen Reich in dem gleichzeitigen Borerkrieg die Führung unter den Mächten zu.

Nicht bloß weil durch Ermordung des deutschen Gesandten Ketteler das Reich von China am stärksten beleidigt worden war, sondern weil bei der noch nachwirkenden englisch-französischen Eifersucht die Ernennung eines deutschen Oberbefehlshabers, des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee, die beste Wahl war. So trat Deutschland mit guten Aussichten in das 20. Iahrhundert; die gemeinsame Aktion des Reiches mit England gegen das die Verträge mit Füßen tretende Venezuela des Präsidenten Castro (1902—1903) berechtigte zu der Annahme, daß die Eifersucht Englands auf die überraschende Handelsblüte der deutschen Nation nicht zu Feindseligkeiten führen werde.

Nach den fetten kamen jedoch die mageren Iahre der deutschen Kolonialpolitik. König Eduard VII. folgte am 22. Ianuar 1901 seiner Mutter auf den Thron, und im Iahre darauf zog sich der altersmüde kord Salisbury vom Amte zurück, dessen gute Gesinnungen für Deutschland wohl nicht die der Königin Viktoria erreichten, ihr aber doch entgegenkamen. Eine neue Generation englischer Politiker ergriff die Zügel, die Atmosphäre des Mißtrauens lagerte sich über den Regierungen der beiden Nationen. Ein Iahrzehnt lang vermochte Deutschland keinen Fingerbreit neuen Kolonialbodens zu erwerben. Großbritannien konnte das Deutsche Reich nicht am Ausbau seiner Flotte verhindern, bestrafte es jedoch durch einen in allen Weltteilen fühlbaren Druck. Nur auf einem Felde behielten die Deutschen Oberhand, und das war in der ihnen befreundeten Türkei. Diese Sachlage änderte sich auch nicht, als Abdul Hamid von der Schaubühne verschwand. Der Enthusiasmus der Iungtürken für das freie England und für die Mutter der Parlamente verrauschte sehr bald, als das Werkzeug britischen Einflusses, Großvezier Kiamil Pascha im Frühjahr 1909 einen Schlag gegen das Komitee für Einheit und Fortschritt führen wollte. Für die deutsche Diplomatie waren vorher schwere Tage gekommen. Denn die Annenon Bosniens erregte am Bosporus Unmut gegen den Dreibund, und Bülow wie Botschafter Marschall hatten alle Hände voll zu tun, um in Konstantinopel zu beschwichtigen und in Wien eine billige Abfindung der Pforte zu Wege zu bringen.

Niemals hatte Bülow die öffentliche Meinung Deutschlands so völlig auf seiner Seite als zu dieser Zeit. Nach Abschluß des österreichisch-türkischen Vertrages, der der Pforte 55 Millionen Franken als Entschädigung für die Kirchengüter in Bosnien zusicherte, stellte das Deutsche Reich seinen mächtigen Einfluß in Europa dem österreichisch-ungarischen

Bundesgenossen zur Verfügung. Es gibt auch in der Politik ästhetische
Werte — und es war ein prächtiger Anblick, als das Berliner Kabinett
durch seine eindringlichen Mahnungen die Kriegsparteien in Nord und
Süd bändigte. Man fühlte sich beinahe wie durch Schillers Handschuh
angemutet, wo sich auch der Starke drohend aufrichtet: „Und herum im
Kreis, vor Mordsucht heiß, lagern sich die greulichen Katzen." Sie
schwiegen alle und ließen das Unvermeidliche geschehen. Deutschland
sprach ein gewichtiges Wort für den europäischen Frieden, der wohl nur
auf diese Weise erhalten bleiben konnte. Damals soll Eduard VII.
den mißmutigen Ausspruch gemacht haben: „Wir haben schöne Bundes-
genossen, Frankreich will nichts gegen Deutschland unternehmen und
Rußland kann es nicht." Es war nicht zu umgehen, daß die Feinde
des Deutschen Reichs ihm eine neue Schuld aufs Kerbholz schrieben:
es habe 1905 durch seine Drohungen Delcasss zum Sturz gebracht und
vier Iahre später den Iswolskis herbeigeführt. Schrecklicher Übermut
dieses 1871 gegründeten Reiches: es benutzt seine gewaltige militärische
Rüstung dazu, um friedensfeindlichen Ministern des Auslandes das
Leben zu erschweren. In diesem Sinne klagt auch Tardieu immer wieder
im „Temps" und in seinen lesenswerten Büchern zur Zeitgeschichte: Die
Übermacht dieses Europa seinen Willen (d. h. den Frieden) auf-
zwingenden Deutschlands sei unerträglich geworden.
Es sind im letzten Iahre so viele Schatten auf die deutsche Diplo-
matie gefallen, daß es billig ist, auch auf die Lichtseiten hinzuweisen.
Das französische Problem ist von den deutschen Staatsmännern nicht so
glücklich angefaßt worden wie die Aufgaben der östlichen Politik.
Hoffentlich bedeutet der Vertrag vom 4. November 1911 einen Wende-
punkt. Man behauptet, in der Politik sei das Erperiment als Erfor-
schungsmittel ausgeschlossen. In diesem Falle trifft eine solche Annahme
nicht zu. Es ist vielmehr durch den Verlauf der Marokko-Verhand-
lungen gewissermaßen erperimentell bewiesen, daß die französische Nation
friedfertig ist, ebenso friedliebend wie die deutsche. Eine ungeheure Ver-
lockung trat vor die französischen Staatsmänner: sie wären im Kriegs-
falle des Beistandes Englands ebenso sicher gewesen wie der Neutralität
Italiens, das überhaupt nicht mehr daran denkt, gemeinsam mit Deutsch-
land zu Felde zu ziehen. Aber abgesehen davon, daß Caillaur und Cam-
bon nicht zum Schwerte greifen wollten, so hatten sie es immerhin in
der Hand, die Marokkofrage versumpfen zu lassen, somit für den Rück-
tritt Deutschlands von der Algeciras-Akte keinen Kaufpreis zu zahlen.

Sie zogen es jedoch vor, sich mit Deutschland zu vergleichen und ein Stück des Kongo herauszugeben. Von jetzt ab sollte auch diesseits des Rheins niemand die Friedensliebe Frankreichs in Zweifel ziehen. Kleinere Unarten wie der Empfang des Hauptmanns Lur durch den französischen Kriegsminister werden inimer vorkommen, aber man kann über sie achselzuckend hinweggehen. Eine ernstliche Störung des Friedens zwischen Deutschland und Frankreich gehört seit dem 4. November 1911 nicht zu den politischen Wahrscheinlichkeiten. Und das ist es auch, was die Engländer in den letzten Wochen zum Einlenken bestimmte.
Steht es aber so zwischen den beiden größten Kulturnationen des Festlandes, so ist die sogenannte Erneuerung des Dreibunds anders zu beurteilen als bisher. Dieser Ausdruck ist eigentlich nicht richtig, da es sich nur um das Bündnis mit Italien handelt; die Allianz Deutschlands mit Österreich-Ungarn dagegen läuft überhaupt nicht ab, da sie nicht eigentlich befristet ist, sondern ausdrücklich gekündigt werden müßte, um zu Ende zu sein. Man kennt den Inhalt des italienischen Bündnisses nicht genau; es ist aber gewiß, daß Deutschland und Italien im Falle eines französischen Angriffes zu gegenseitiger Waffenhilfe verpflichtet sind. Bei der letzten Allianzerneuerung im Iahre 1902 mag es noch notwendig gewesen sein, dies festzusetzen. Ietzt aber ist ein zwingender Anlaß dazu nicht mehr vorhanden. Wenn Italien im Iahre 1914 den Vertrag in der bisherigen Form erneuern wollte, und wenn es, was so ziemlich ausgeschlossen ist, gewillt wäre jenes Versprechen zu halten, so läge dies nicht in seiner Macht. Denn die vereinigte französisch-englische Flotte beherrscht das Mittelmeer und könnte jeden italienischen Hafen, von Genua und Neapel abwärts, brandschatzen oder zusammenschießen. Es gab eine Zeit, da Italien eine Art Rückversicherungsvertrag mit England besaß und sicher sein konnte, die britische Flotte werde den Franzosen nicht beistehen. Das hat sich seit 1904 völlig geändert. England würde im Kriegsfalle jeden Bundesgenossen Deutschlands durch seine Flotte niederzukämpfen suchen. Aus diesen Prämissen folgt nicht etwa, daß das Bündnis der Mittelmächte mit Italien gelöst werden soll;
die Erneuerung dürfte jedoch nur unter geänderten Bedingungen stattfinden. Der Fall eines französischen Angriffskrieges muß darin überhaupt nicht mehr vorgesehen werden. Und nicht Italien, sondern Deutschland sollte die Anregung geben, damit der gegenwärtigen Lage der Dinge Rechnung getragen werde. Damit wäre ausgesprochen, daß das Berliner Kabinett mit Frankreich dauernd im Frieden zu leben hofft.

Ie bösartiger sich die englische Kriegspartei — nicht das in seiner Mehrheit loyal gesinnte englische Volk — im Sommer und Herbst 1911 gebürdete, desto ernster müssen die Nationen des Festlandes auf Eintracht hinarbeiten. Ob dieser politische Gedanke richtig ist, darüber könnte niemand besseren Aufschluß geben als Fürst Bülow. Denn er kennt die Gefühlswerte genau, die im Geiste des italienischen Volkes eine Rolle spielen. Nun wird der Altreichskanzler nicht aus der Reserve heraustreten wollen, die er sich vom Tage seines Rücktritts an auferlegt hat. Die öffentliche Meinung jedoch sollte sich mit der Frage beschäftigen, welches die zeitgemäße Fassung des Bündnisses wäre. Italien zurückzustoßen und in die Arme der Westmächte zu treiben, wäre ein schwerer Fehler. Deutschland und Österreich-Ungarn leiden zur Genüge unter dem Drucke der Triple-Entente, ein Vierbund als Gegner wäre noch unbequemer. Man muß also über solche Bedingungen der italienischen Allianz nachdenken, die den geänderten Verhältnissen entsprechen. Nichts aber von dem Vermächtnisse Bismarcks sollte preisgegeben, die Frietensbürgschaft des Dreibundes erneuert und gepflegt werden. So haben es die Nachfolger des Reichsgründers bis Bülow gehalten und auch dessen Erben werden davon nicht abgehen wollen*).

*) Die Anregung des weltbekannten Historikers und Politikers vi Heinrich Friedjung stelle ich hiermit zur Diskussion. Ludwig Stein.

Oberbürgermeister Alfred Knobloch
(Direktor des Hansa-Bundes):

Friedrich der Große und seine Wirtschaftspolitik

Durch die Staubwolken des Tages, die der Wahlkampf auftreibt, — ein Kampf, der um wirtschaftliche Gleichberechtigung aller Stände im Staat, gegen die Vorherrschaft einer einzelnen gewerblichen Berufsorganisation und des mit ihr verbündeten herrschenden Systems geführt wird,— taucht aus dem Zeitenhintergrunde, herbeigerufen durch das Zauberwort einer gedächtnisreichen Stunde, die seither weltkundig gewordene Figur eines unscheinbaren, alten Mannes auf, im abgetragenen Soldatenrock, den Krückstock in der Hand, wie wenn er stets unterwegs wäre, und den Dreispitz auf dem Königshaupte: ein strenger Richter seiner selbst und Anderer; obschon entschlafen und zu seinen Vätern versammelt, noch in seinen Werken die nachgeborenen Geschlechter richtend; ein hohes, unerreichbares Vorbild seitdem für Könige und Nichtkönige, der die Grenzen unserer Einsicht über menschliches Können und Wollen weiter rückte, vor allem aber im größten Maßstabe der Inhaber zweier Eigenschaften, die die von ihm beherrschte Welt wie jede andere vor- und nachher gleichermaßen haßte und bewunderte, der Wahrhaftigkeit und der Gerechtigkeit: Friedrich der Große.

Ein Vielen seitdem unbequemer Name. Vielleicht auch uns? Kann unser Geschlecht ihm in die unerbittlich strahlenden Augen schauen, ohne die eigenen niederzuschlagen? Ist unser Volk, insonderheit seine Preußen, fortgeschritten, gewachsen an Toleranz, an Freiheit des Gedankens, an Mut des freien Mannes und Bürgers, an Gleichheit Aller vor der Staatshoheit und den Gesetzen? Das „5uurn erneue", das „^U3t,iti2 turKlamentum l-eßuorum", die Leitsterne seiner Regierung, wie er unzählige Male wiederholte, sind sie heute mehr oder auch nur in gleichem Maße in Kraft und Gemeingut Aller? Es sind 150 Iahre verstrichen. Zeit genug dazu wäre gewesen. Wir sind aus dem Zeitalter des Absolutismus erlöst

und haben die freie Volksvertretung. Wie aber steht es mit jenen wiederholentlich wohlverbrieften Grundrechten des Untertanen?
Vielleicht ist es der rechte Moment, aus unseren hastig treibenden politischen Tagesgeschäften einen Blick in die Welt, die jener Mann geräuschlos und ohne die Trompetenstöße der Fanfare schuf, zu werfen, uns zu erinnern, wie er die wirtschaftliche Neuordnung seines Staates begriff und vollzog. Wir werden nicht nur die im Könige verkörperte Staatsgewalt, sondern auch eine höchst staatsmännisch organisierende Intelligenz am Werke sehen. Friedrich war zwar Herrscher innerhalb seiner Grenzpfähle, wie wohl nie ein König vor oder nach ihm; er forderte für den Staat von jedem Opfer, von niemandem aber so hohe, wie von sich selbst.
Es ist bekannt, daß der große König auf dem Gebiete der eigentlichen Staatsverwaltung im wesentlichen den Spuren seines Vaters gefolgt ist. Auch in seiner Fürsorge für die Landwirtschaft setzte er nur von seinem Vater Begonnenes fort, obwohl auch hier schon der Schöpfer des preußischen Landschaftskredits, der Kolonisator toter Moore und Brüche, der Schutzherr der Bauern gegenüber den Aufsaugungsgelüsten des Großgrundbesitzes eigene, bisher unbetretene Wege ging. So emsig aber auch seine ausgedehnte Fürsorge diesen wichtigen Stand des Staates umfaßte, er war weltenweit davon entfernt, ihm ausschließlich oder auch nur vorzugsweise seinen Schutz und die Mittel seines Staates zuzuwenden. Gerade darin tritt die Genialität seiner staatsmännischen Veranlagung zutage, daß er entgegen der das Iahrhundert regierenden einseitigen, sei es fürstlichen, sei es ständischen Interessenwirtschaft, in bewußtem Gegensatz zu dieser seiner Zeit, in seiner Regentenarbeit die Fürsorge eines Vaters gegenüber allen Landeskindern, den Adligen, den Bürgern, wie den Bauern, ohne jede Unterscheidung bewies, daß er jedem Stand und Gewerbe, der Landwirtschaft, dem Handel, der Industrie und dem Handwerk, seinen besonderen, eigentümlichen Wert und Bedeutung im Staatsganzen beimaß und dementsprechend keine Stiefkinder und keine Schoßkinder seiner Regentensorge, sondern nur eine einzige große Familie von Erwerbsständen anerkannte.
Es war einer der Leitgedanken seiner Lebensarbeit, eine heimische Industrie in Preußen zu schaffen, die, auf heimischen Roherzeugnissen aufgebaut, oder wo diese nicht ausreichten, auf zollfrei eingeführten auswärtigen Produkten, den Bezug der Fertigware vom Auslande ersparen sollte, seine geliebten „Manufakturen"; dabei war er der Erste, der

die Kohlen- und Erzschätze des heimischen Bodens in großem Stile zu heben begann. Den Vater der preußischen Industrie könnte man diesen Schutzherrn der Landwirtschaft nennen, wenn man sich nicht gleichzeitig erinnerte, in wie grandiosen Zügen der Gründer der Seehandlung, des Seehafens Emden, des preußischen Auslandverkehrs, der großen Wasserstraßen Preußens und der Transitzölle die Belebung des Handels zu seiner unablässig verfolgten Aufgabe gemacht hat, und wie sehr er in eben dem Maße den Beinamen des größten preußischen Städtegründers, des Erneuerers des städtischen Handwerks verdient. Und dabei war dieser Mann, den ja schon sein Zeitalter nicht nur den Großen, sondern den Einzigen nannte, so voll von vorahnend wahrer Anschauung über die Lebensbedingungen des modernen Staates, daß er nicht allein das Nebeneinander der Gewerbe, sondern ihre gegenseitigen Beziehungen im Staate zueinander von vornherein durchaus im Auge behielt und regulierte, immer auf der Hut, daß das eine sich nicht auf Kosten des anderen ernähre oder bereichere („Man muß nicht Paulum ausziehen, um Petrum zu bekleiden"), immer bestrebt, das eine für das andere, mit Gewinn für beide, arbeiten zu lassen. Er notiert sich in seiner Schreibtafel, daß in der Grafschaft Glatz Flachs nach Österreich ausgeführt wird, und fragt, warum derselbe nicht an heimische Spinnereien gegeben werde. In einem Tischgespräch mit Ministern im Iahre 1769 entwickelt er die nachher sofort in die Tat umgesetzte Idee, daß Rittergutsbesitzer und erfahrene Kaufleute auf der Elbe und Oder gemeinsam den Holz- und Kornhandel in die Hand nehmen sollen, um den Hamburger Zwischenhandel zu ruinieren. Ein ferneres, sehr merkwürdiges und bis in unsere Tage hinein leuchtendes Beispiel bietet seine bekannte Methode des Ausgleichs zwischen dem Bestreben der Landwirtschaft, die Kornpreise zu treiben, und dem des Arbeiters, billiges Brot zu erhalten: die zahlreichen fiskalischen Kornmagazine, die sich nicht nur in Zeiten der Mißernten als eine vorzüglich funktionierende Schutzeinrichtung, sondern vor allem jederzeit als wirksamer Preisregulator gegenüber den Schwankungen des Getreidemarkts erwiesen.
Es wurde eines seiner unnachsichtig durchgeführten Grundprinzipien, den Getreidepreis auf einem Durchschnittsmaß zu erhalten, wobei ihm keinerlei fiskalische Zwecke, sondern lediglich die Durchführung des großen Gedankens sozialen Ausgleichs vorschwebte.
Keine Regierung, die einseitig oder zugunsten einer bestimmten Kaste oder eines einzelnen, sei es noch so wichtigen, Gewerbes herrschte oder gar sich beherrschen ließ! Dieser erleuchteten Intelligenz .war,

das Dach des Staates eine große, aus zahlreichen Bausteinen getürmte Wölbung, aus der man nicht einen oder gar mehrere herausnehmen konnte, sollte auf die Dauer nicht das Ganze nachstürzen.

Das war der Grundpfeiler seines Systems: das Stabilisieren eines Staatsinteresses über jedem Einzelinteresse und dadurch die Verbindung und Vereinigung der gesondert arbeitenden Stände und Gewerbe zu einer großen, dem Gemeinwohl dienenden produktiven Arbeit im Staate, die erstmalige Durchführung einer praktischen Volks wirtschaft, einer gleichzeitigen, unter allgemeinen Gesichtspunkten gehaltenen Förderung der Sonderinteressen von Handel, Gewerbe und Industrie im höchsten, ganz und gar modernen staatsmännischen Sinne.

Oder hat unser modernes Preußen und Deutschland etwa Ursache, in seinen volkswirtschaftlichen und den damit zusammenhängenden Rechtszuständen den Vergleich mit dem alten Preußen vor hundertfünfzig Iahren und seinen gleichmäßig in der Entwicklung emporstrebenden Gewerbsständen zu scheuen?

Wir leben in den Tagen der Reichstagswahlen.

Um welchen Preis geht der Kampf? Um Befreiung von wirtschaftlicher Bedrückung großer, mächtiger Volksschichten, wesentlich nichts Geringerem, als des deutschen Bürgertums, durch gesetzlich und verwaltungsmäßig, privilegierte Wirtschaftskreise.

Ein bedeutungsvoller Erinnerungstag, der 24. Ianuar 1912!

Möge er das deutsche Bürgertum auf den Bahnen friederizianischen Geistes, im Kampf um sein Recht, um die Gleichheit Aller vor den Gesetzen und der Regierung des Staates, im Kampf um das „5uum cuic^ue" geschlossen und siegreich an der Wahlurne finden!

Cheftedakteur Wilhelm Singer:

Mehr Licht!

Lassen wir die Frage ruhen, ob Europa im letzten Sommer einem Kriege nahe war oder nicht. Die Rückschau ist nicht angenehm genug, um sie in einen Prozeß gegen irgend jemand umzugestalten. Wozu auch? Das Verfahren bliebe ja doch ohne Sanktion, weil so manche Urheber der Gefahr außerhalb aller Treffweite stehen. Die Hauptsache bleibt, daß wir alle dem Kriege entgangen sind und daß wir nicht sehen mußten, wi>: alles, was Menschengeist und Menschenhand mühsam aufgebaut und erwirtschaftet haben, im vernichtenden Feuer vergeht. Darüber, daß im 20. Iahrhundert die Nationen sich abends in vollem Frieden zur Ruhe begeben, um des Morgens plötzlich im Kriegszustand aufzuwachen, darüber sollen Parlamentarier, Volkstribunen und Volksrechtler nach Herzenslust philosophieren. Die Erklärung, wie das ungeachtet ihrer oft genug geräuschvollen Eristenz so kommen kann, würde vielleicht nicht ganz zu ihren Gunsten ausfallen.

Aber wenn es angezeigt ist, über das Geschehene, wenigstens so weit als möglich, den Schleier der Vergessenheit zu breiten, so kann doch die brennende Frage über die politische Richtung der nächsten Zukunft nicht von der Hand gewiesen werden. Man muß sich vor der Wiederholung ähnlicher Überraschungen, soweit es in den Kräften der Öffentlichkeit steht, zu schützen suchen. Auch die politischen Konsumenten müssen eristieren, und auch sie melden sich. Die politischen Konsumenten wollen wissen, wie mit ihrer politischen und ökonomischen Eristenz gewirtschaftet wird. Es soll dies kein Vorwurf gegen einen einzelnen sein; ein einzelner kann die Art der Führung der auswärtigen Angelegenheiten nicht selbst reformieren. Aber daß die auswärtige Politik keine Geheimkunst mehr bleiben darf, wie zu Zeiten des autokratischen Regimentes, das liegt auf der Hand. Beschlüsse fassen und sie einfach ausführen lassen, ohne den Völkern die Möglichkeit zu gewähren, eine Einsprache dagegen ein-

zulegen, das ist doch in den Zeiten des Parlamentarismus und bei der
enormen Erhöhung des politischen Lebensniveaus kaum denkbar,
geschweige denn praktisch ausführbar. Vielleicht geht das noch, wenn
der Lenker der Geschicke eines Reiches ein Staatsmann ist, der das un-
begrenzte Vertrauen seiner Nation besitzt. Aber auch der hat es dann
immer verstanden, seine Ideen und Pläne zu den willig aufgenommenen
Ideen des Volkes zu gestalten. Können alle Lenker der auswärtigen
Geschicke der großen Staaten sich eines solchen Vorzuges rühmen? So-
bald die Völker den Zusammenhang der Dinge nicht mehr wahrnehmen
und die Politik einmal mit ihren Wünschen und Gefühlen so in Wider-
spruch zu stehen beginnt, daß sie nicht als ziel- und planbewußte Aktion,
sondern nur noch als ein Irrgang empfunden wird, der zu verblüffenden
und verderblichen Wirkungen führen muß, — dann erheben die Völker ihre
Stimme und fordern das Recht des Einspruches; dann erklären sie sich
als Kompaziszenten in dem großen Gesellschaftsvertrag, der nicht bloß
die Pflichten des Gehorsams, sondern auch Rechte der Bestimmung
enthält. Und daher ertönt auch der Ruf immer lauter: Mehr Licht!
Eines der Hauptfundamente der europäischen Politik war der Drei-
bund. Er ist es noch und wird es hoffentlich bleiben. Er wird aber
von vielen Seiten angefochten, angezweifelt und klein gemacht; und das
schlimmste ist, daß Abgeordnete, Redner und Presse der einzelnen Ver-
bündeten eine Kampagne gegeneinander führen, die fast einen unge-
hemmten Verlauf nimmt. Wir bitten hier wirklich recht höflich, nicht
wieder die Presse allein als Prügelknaben hinzustellen und ihr alle
Schuld aufzuladen. Das ist ein zu billiges und zu unwahres Auskunfts-
mittel, das seinen Ursprung meist in der kaltherzigsten Undankbarkeit hat.
Wir, die wir die Preßverhältnisse genau kennen, wissen nur zu gut, daß
es Organe gibt, die willig und oft genug zu ihrem eigenen moralischen
und maleriellen Schaden Ansichten vertreten, die ihnen förmlich aufge-
drängt wurden; und genug oft wird dabei fälschlich an den Patriotismus
appelliert. Läge uns daran, hier eine Diskussion über die Presse herbei-
zuführen, so würden wir sehr leicht und an eklatanten Beispielen dartun
können, wie bei wichtigen Vorkommnissen Angriffe und Verteidigung aus
derselben Quelle stammen. Dabei denken wir gar nicht an die offiziöse
Presse, deren Freiheit doch eine begrenzte ist, sondern an diejenige, die
gutzutun glaubt, wenn sie den an sie gestellten Anforderungen willig
Folge leistet. Zuerst durch die Presse Stimmungen erregen und wild
auflodern lassen, um dann, wenn die Aufregung größer geworden, als

man es beabsichtigt hatte, und man sie nicht mehr eindämmen kann, sich
vornehm zurückzuziehen, und die Presse als den Sündenbock, als das
Freikorps, das auf eigene Faust manöveriert, dem öffentlichen Zorne
»reiszugeben; — das ist schon so oft praktiziert worden, daß es heute
weder originell, noch geschickt ist, weil auch die großen Massen das Spiel
bereits zu durchschauen beginnen. Allein selbst wenn die Presse so
geschmeidig wäre, als man sie zu haben wünscht, so entbände das die-
jenigen, die die Geschicke der Staaten führen, doch nicht der Pflicht, zur
rechten Zeit zu reden. Denn wie das Schweigen, so ist auch das Reden
zur rechten Zeit eine Tugend — ja mehr als das, eine notwendige Ge-
schicklichkeit.

Auf der einen Seite betonen, daß man die Dreibundpolitik aufrecht
erhalten will, und andererseits dem Kampfe der Verbündeten unterein-
ander kühl bis ans Herz hinan gegenüberstehen; ja die Dinge fast wider-
spruchslos und ohne dagegen mit Macht zu reagieren, ihren schwächenden
und verderblichen Lauf nehmen lassen, wer kann das verstehen? Die
Uneingeweihten, und das ist der Großteil aller Völker, erfaßt ein
Gefühl der Unsicherheit und jeder frägt: Was geht da vor? Und dann
verlangt der erzürnte Rechtlichkeitssinn die einfachen Lösungen und sagt
sich: Wollt ihr den Krieg, so macht ihn — allein sprecht doch nicht immer
von Freundschaft und Bündnis! Wollt ihr aber das Bündnis und den
Frieden, dann betragt euch wie Verbündete und verkündet laut eure Ab-
sicht, die friedliche Bündnispolitik vor Gott und der Welt zu verteidigen;
dann verhindert soviel als möglich das Übel und fördert das Gute.
Bringet eure Worte und eure Haltung mit eurer Politik in Einklang.
Heraus aus der Zweideutigkeit und fort mit dem schielenden Gesicht!
Verbündete, die sich gegenseitig verdächtigen, anfeinden, herabsetzen und
einander gefährlicher Anschläge beschuldigen, verfallen dem Fluche der
Lächerlichkeit und ermutigen die Phantasie aller Liebhaber von politischen
und kriegerischen Abenteuern. Ein Bündnis, das auf gegenseitiges Miß-
trauen und nicht auf gegenseitige Achtung, auf gegenseitiges Vertrauen,
auf gegenseitige freundschaftliche Generosität aufgebaut ist, ist eine
Fassade ohne wohnliches Haus dahinter, eine karikierte Parade zur Zeit
des Friedens, und ein katastrophaler Zusammenbruch zur Zeit des
Krieges.

Wenn derjenige, der diese Zeilen schreibt, das Recht und die Macht
besäße, den Geist seiner Kollegen zu lenken, und wenn er Zutritt zu ihren
Herzen fände, dann würde er sie beschwören, sich in den hohen Dienst der

Menschlichkeit zu stellen, sich fernzuhalten von einer die Völker ver-
uneinigenden, die gereizten Stimmungen verstärkenden Aktion, sich von
allen Vorurteilen zu emanzipieren, und als treue Anwälte der Völker auf-
zutreten, um offen vor aller Welt deren Willen kundzutun, — wenn
schon zu keinem anderen Zwecke, als den Lenkern der Staatsgeschicke
den wirklichen Wunsch ihrer Nationen bekanntzugeben. Erhöbe die Presse
der verbündeten Staaten den lauten Ruf nach Frieden und Gerechtigkeit,
nach gegenseitigem Wohlwollen und gutnachbarlicher Freundschaft, dann
würde sie ein großes historisches Werk vollbringen. Sie würde auch
ihren Beruf vor dem Versinken in die platte Profession bewahren und
ihn in der edelsten Weise beseelen.

Dr. Otto Steinwender
(Mitglied des österr. Abgeordnetenhauses):
Osterreich und Italien
Zu Beginn des Vorjahres rüstete ein halbes Hundert deutschöster-
reichischer Abgeordneter zur Fahrt nach Rom. Wir wollten die Osterferien
benützen, um an der Feier des fünfzigjährigen Bestandes des italienischen
Nationalstaates teilzunehmen, um unserer Sympathie und dem Wunsche
Ausdruck zu geben, cke P0352 proce^ei-e 5empre Italia ver5o telici
e ß1uri«3i 6«5tini. Mit den Leitern der offiziellen Politik sowohl in Wien
wie in Rom war Fühlung genommen worden, wir wurden beglückwünscht
zu unserem tatfreudigen Unternehmen, und es wurde die Erwartung aus-
gesprochen, daß die Freundschaftsdemonstration dazu beitragen werde,
das Bündnis der Herrscher und der Regierungen auch bei der Bevölkerung
hüben und drüben populär zu machen. Die parlamentarische Romfahrt
hat nicht stattgefunden, da wir durch die Ende März erfolgte Auflösung
des Abgeordnetenhauses die Legitimation dazu verloren hatten. Und
aufgeschoben war diesmal aufgehoben. Im Herbste war es nicht die Cholera-
furcht, die uns zurückhielt, sondern der Umschlag der Stimmung. In dem
tripolitanischen Erkurse wertete man weniger das begreifliche Erpansions-
bedürfnis eines Volkes, das seine Iugendkraft wieder gefunden hat, als
die Gefährdung der Türkei und damit zugleich des europäischen Friedens,
und in Italien nahm man es der öffentlichen Meinung in Deutschland wie
in Österreich übel, daß sie sich nicht auf die Seite des Angreifers, der doch
der Verbündete war, stellte. So waren die deutschen Italienerfreunde
wie die italienischen Vertreter des Allianzgedankens gründlich abgekühlt.
Aber auch schon früher war die Stimmung der Massen geteilt. In
Oberitalien hat die österreichische Fremdherrschaft zu viel unangenehme
Erinnerungen zurückgelassen, als daß sie im Laufe eines halben Iahrhunderts
gänzlich verschwunden wären. Bei uns wieder wirkt der Gedanke, daß
es eine Irredenta gibt, peinlich. Tatsächlich gibt es auch eine Irredenta,
und es wäre unnatürlich, wenn es keine gäbe. Der in jedem schlummernde,

und namentlich in der gebildeten Iugend zum Bewußtsein kommende
nationale Trieb erzeugt Irredentisten, und zwar solche, die erlöst werden
wollen, und solche, welche die Anderen erlösen wollen. Auch beiderseitige
Vorsichtsmaßregeln, wie sie sonst zwischen befreundeten Staaten nicht
üblich sind, tragen in die Gefühle der Bevölkerung Furcht und Haß. Wer
mit den strategischen Eisenbahnen, mit den strategischen Gebirgsstraßen,
mit den Fortifikationen und den Heeresverstärkungen in den Grenzge-
bieten, mit den Chikanen harmloser Geschäftsleute und der Arretierung
unschuldsvoller Touristen angefangen hat, läßt sich schwerlich feststellen,
aber sicher ist es, daß jede, oft gar nicht bös gemeinte Maßregel eine stärkere
Gegenmaßregel hervorrief und sich schließlich der verdrießliche Charakter
der gegenseitigen Beziehungen nicht mehr in Abrede stellen ließ.
Nicht befangen von dieser Stimmung sind außer den Regierungen,
die das Recht und die Pflicht haben, klüger zu sein als die Massen, in Italien,
wie sich jeder überzeugen kann, die produktiven Stände, Unternehmer
wie Arbeiter, bei uns die Deutschfreiheitlichen mit Ausnahme der Tiroler,
die sich mit ihren italienischen Landesgenossen nicht besser vertragen, als
es nun einmal unter Nachbarn üblich ist, bis zu einem gewissen Grade auch
die Slaven mit Ausnahme der Südslaven, am stärksten italienfreundlich
aber sind die Magyaren. Gegner des Bündnisses und Feinde der Italiener
sind die deutschen Klerikalen, die überall päpstlicher sind als der Papst,
und das, was man die Militärpartei nennt. Darunter sind zu verstehen
gewisse hohe Militärs, zu denen der frühere Kriegsminister nicht gehörte,
und zahlreiche andere Mitglieder des Heeres, für welche das Bedürfnis
nach Betätigung — um einen anderen Ausdruck zu vermeiden — maß-
gebend ist. Nun macht man allerdings mit der Stimmung keine Politik;
soll aber eine aggressive Politik gemacht werden, dann braucht man die
Resonanz der Stimmung, Übrigens läßt sich die Stimmung korrigieren;
was sich nicht korrigieren ließe, wären Interessengegensätze, vorausgesetzt,
daß sie tatsächlich vorhanden wären.
In der Tat werden solche Interessengegensätze behauptet, und in der
Tat liegen die Verhältnisse zwischen Österreich und Italien anders, als
zwischen Österreich und dem Deutschen Reiche, oder zwischen dem Deutschen
Reiche und Italien. Das Bündnis zwischen der österreichisch-ungarischen
Monarchie und dem Deutschen Kaiserreiche wird allseitig als eine, sei es
nun mit Zufriedenheit oder mit Unlust betrachtete, für alle Zukunft fest-
stehende Tatsache angesehen, und man kann sich gar nicht vorstellen, was
aus dem deutschen Volke und aus Europa werden sollte, wenn das Bündnis-

werk Bismarcks jemals ins Wanken geriete. Dem Deutschen Reiche verdankt Italien seine Wiedergeburt zur nationalen Einheit und zu einer glänzenden Entwicklung, und Streitpunkte zwischen den beiden Reichen gibt es nicht, wohl aber Möglichkeiten, vielleicht entfernte Möglichkeiten, gemeinsamer Erfolge. Anders steht es zwischen Italien und Österreich. Italien ist geworden gegen Österreich und auf dessen Kosten, und größer werden könnte es wieder nur gegen Österreich und auf dessen Kosten, einerseits durch die Annerion italienischen Sprachbodens, der gegenwärtig zu Österreich gehört, anderseits durch die Besitznahme Albaniens, die dem österreichischen Nachbar die Adria absperren und seinem Zuge nach Südosten Halt gebieten würde. Aber diese Möglichkeiten zerfließen in nichts, wenn die populärnationale Phrase auf ihren Gehalt geprüft wird. Triest ist nur denkbar als Hafen für sein Hinterland, und dieses Hinterland müßte einen Kampf auf Leben und Tod führen, um sich einen Besitz zu erhalten, der ihm absolut unentbehrlich, für Italien aber vollkommen wertlos ist. Das Trentino aber würde, durch Zölle von Österreich abgeschnürt, wirtschaftlich verelenden, und was von seiner Bevölkerung sich nicht durch Auswanderung rettet, müßte mit schweren finanziellen Opfern des Königreichs erhalten werden, ohne es über eine kümmerliche Eristenz hinauszubringen. Was aber schließlich Albanien betrifft, so bildet dieses Land ein Noli me tanZere für beide Staaten. Milliarden an Kosten und Hunderttausende von Menschenleben müßten vergeudet werden, um ein armseliges Land zu gewinnen und ein Volk von heldenhaften Bettlern auszurotten. Und es ist geradezu ein Segen des Bündnisses für beide Teile, daß sie Albanien gegenüber zu einer außerordentlich heilsamen Abstinenz gezwungen werden. Wenn Österreich und Italien ihr eigenes Bestes wollen, gibt es keine Differenzpunkte, und man müßte solche erst ganz neu erfinden, um sich einen Anlaß zum Streite zu verschaffen. Wohl aber gibt es starke Gemeinsamkeiten, mag auch die Zeit, sie durchzusetzen, noch in unbestimmbarer Ferne liegen. Kombinationen in der auswärtigen Politik laufen leicht Gefahr, in phantastische Spielereien auszuarten. Aber gehört denn die Herrschaft auf dem Mittelmeer in das Gebiet der politischen Dichtung? Oder ist es nicht vielmehr sehr begreiflich, wenn sich das Deutsche Reich für die Flotte seiner beiden Verbündeten, sowohl des italienischen wie des österreichischen, interessiert? Und hat nicht das verflossene Iahr Konflikte aufgezeigt, die beigelegt wurden, aber ein andermal wieder auftauchen können? Und kann nicht die Zeit Konflikte reifen zwischen Staaten, die dem Dreibunde nicht angehören, und wird das nicht vielleicht

auch der Moment sein, in dem das Bündnis der drei Reiche über seine bisher geglückte Aufgabe, ein machtvolles Friedensinstrument zu sein, hinausgeht, hinausgehen muß? Man spricht oft von „unbegrenzten Möglichkeiten"; hier sind sie vorhanden, und gegen diese Möglichkeiten spielen kleinliche Verstimmungen und trotz ihrer Lästigkeit bedeutungslose Agitationen gar keine Rolle. Sollte schon die innere Politik großzügig sein, wie monumental muß erst der Stil der Weltpolitik gehalten sein!

Das sind allerdings nur Perspektiven. Wessen Auge aber nicht für die Schau in die Ferne eingestellt ist, für den genügt auch ein Blick auf die nächste Gegenwart, um ihn zum Freunde Italiens zu machen. Daß Österreich keinen Quadratmeter italienischen Bodens will und braucht, bedarf keines Nachweises, und daß in Italien kein vernünftiger Mensch irredentisiische Wünsche ernst nimmt, ist ebenfalls Tatsache, von Albanien aber werden beide Teile die Hand weglassen, wenn sie nicht ganz von Gott und jeder Vernunft verlassen sind. Uns trennt nichts, dafür aber ist alles uns zu vereinigen berufen, was es an materiellen und kulturellen Interessen gibt, das Friedensbedürfnis, die Rücksicht auf die Staatsfinanzen, der Warenverkehr, die Stütze, die Italien für die Sache der Freiheit abgibt, die Dankbarkeit für die geistigen und künstlerischen Güter, mit denen die italienische Kultur das deutsche Volk beschenkt hat, die bervundernde Hochachtung vor dem herrlich sich verjüngenden Volke, die ewige Schönheit des Landes, die Liebenswürdigkeit seiner Bewohner und die Dankbarkeit jedes Gebildeten für alles Schöne, womit Italien seine Gäste überschüttet. Daher werden jene, denen das Bündnis mit Italien Herzenssache geworden ist, nicht müde werden, auch die Sprache der Interessen zusprechen, die weniger schön klingt, dafür aber allgemeiner verständlich ist, und das, wofür heute die Magyaren und von den Deutschösterreichern die Freiheitlichen in Übereinstimmung mit den verantwortlichen Staatsmännern eintreten, wird hoffentlich zum verläßlichen Inventarstück der öffentlichen Meinung werden, wie es das Bündnis mit dem Deutschen Reiche trotz aller anfänglichen Anfeindungen geworden ist.

Oberstleut. a. D. Rogalla von Biederstem:

Die Dardanellen

Die außerordentliche politische und strategische Bedeutung der Meeresstraße der Dardanellen, die nebst dem Bosporus das schon im Altertum wichtigste, von den Gestaden Europas, Asiens und Afrikas umrahmte Mittelmeerbecken mit dem seit zwei Iahrtausenden die Getreideausfuhr seiner Uferländer vermittelnden Becken des schwarzen Meeres verbindet, und zugleich die für die Entwickelung der Menschheit entscheidenden Kontinente Asien und Europa trennt, jedoch die Verbindung zwischen ihnen nicht ausschließt, die eminente Bedeutung dieser vielumstrittenen, mehrfach durch Flotten oder auf Brücken von Heeren passierten Meeresstraße, trat auch in neuester Zeit beim Krimkriege und dem russisch-japanischen, ganz besonders aber beim jetzigen italienisch-türkischen Kriege hervor, wie aus den Maßregeln der Türkei, den Plänen Italiens und aus den Erklärungen der Mächte und ihrem Festhalten an den bestehenden Dardanellenverträgen hervorgeht. Schon seit dem griechischen Altertum mit dem mythischen Argonautenzuge nach Kolchis, dann aber mit der unweit des Dardanelleneingangs sich abspielenden Belagerung Trojas, später den berühmten Übergängen terres' und Aleranders, sowie der Durchfahrt der Kreuzfahrerflotte unter dem Dogen Enrico Dandolo und dessen Eroberung Konstantinopels, in neuerer Zeit aber mit der Durchfahrt eines englischen Geschwaders unter Admiral Duckworth und eines russischen unter Admiral Elphinstone bis Kepes Burnu, sowie mit den erwähnten Kriegen der neuesten Zeit, sprach sich diese Bedeutung aus. Wir beabsichtigen im folgenden nicht, näher auf die politische und geschichtliche Bedeutung der Dardanellen einzugehen, sondern, gestützt auf eine Studienfahrt durch die Meerenge und eingehende Beschäftigung mit dem Thema*), das bisher wenig betretene Ge-

*) Man sehe: T'tis prsssut swts ol tks lortiNcatious ol CouswnU-nopls «mci it« «nvirong. L? kio^all» von LisbsrLtsin. I^on<lon ^V. 6. 1b VolKstrsst. (üovsllt N^läsu. I'b« llnits<l ssrvios zl»82lins.

biet ihrer strategischen und taktischen Verhältnisse als im jetzigen Zeitpunkt von besonderem Interesse zu erörtern.

Italien hat bekanntlich auf die Blockade der Dardanellen mit Rücksicht auf den internationalen Handelsschiffahrtsverkehr und die ihn betreffende Neutralitätsbestimmung des Londoner Vertrages verzichet, und die Annahme lag daher nahe, daß dieser Verzicht auch für den früher geplant geltenden Angriff auf die Dardanellen gelte, da ein derartiger Angriff türkische Gegenmaßregeln, namentlich Seeminenlegung, die be<
reits vorbereitet war, veranlassen würde, die jenen Verkehr verhindern würden. Die Nachricht mußte daher überraschen, daß die Pforte ihre Botschafter beauftragte, den Mächten mitzuteilen, daß sie verpflichtet sei, Verteidigungsmaßnahmen in den Dardanellen zu treffen, da der Verzicht Italiens auf eine Blockade der Dardanellen einen Angriff auf diese Meerenge nicht ausschließe. Italienischerseits wurde der Schritt der Pforte dahin ausgelegt, daß er einen Druck der Mächte auf Italien zu veranlassen bestimmt sei, der dasselbe zum Nachgeben in der Tripolisfrage veranlassen und damit das Hemmnis des internationalen Seeverkehrs beseitigen solle. Andererseits aber ist bekannt, daß italienischerseits ein Angriff und Forcieren der Dardanellen mit 4 Flottendivisionen, in Summe 18 Schlachtschiffen, früher ins Auge gefaßt war, und daß, wenn die Pforte auch heute noch, wie ihre Maßregeln andeuten, jenen Angriff befürchtet, er, so gewaltig auch sein Risiko wäre, nicht vollständig vom Gebiete der Möglichkeit auszuschließen ist.

Gelänge der Angriff aber, so wäre der italienischerseits angedrohte „Stoß ins Herz" der Türkei ein „tait aeeoinM", und wenn die italienische Flotte vor Konstantinopel erschiene, das Nachgeben der Pforte gewiß. Denn Konstantinopel wäre als befestigte Stadt dem Bombardement preisgegeben. So unausgestaltet und veraltet seine Befestigungswerke, ganz abgesehen von den der Hauptstadt weit vorgelagerten befestigten Linien von Tschataldja, auch sind, so sind sie doch in der gewaltigen, doppelten theodosianischen Ringmauer sowie in den Defensionskasernen und einigen Schanzen vorhanden, so daß völkerrechtlich kein Protest gegen das Bombardement zu erheben wäre, den überdies die Gewalt der Umstände hinfällig machen würde. Für das Gelingen des Bombardements ist selbstverständlich sehr starke Munitionsmitführung unerläßlich. Denn wenn die Beschießung des Sultanspalastes, des Seraskierats, der übrigen Ministerien, der Militär- und Zivil-Proviant-, Munitions- und sonstigen Magazine sowie der aus Holz-

bauten bestehenden alten Stadtviertel Konstantinopels nicht bald das
definitive Nachgeben der Pforte herbeiführt, wäre die italienische An-
griffsflotte von neuem zu dem Risiko des Forcierens der Dardanellen
bei der Rückfahrt gezwungen.
Ein Forcieren der Dardanellen aber hat drei gewaltige Hindernisse
zu überwältigen, und zwar die mächtigen Geschützaufstellungen ihrer
Forts, Verschanzungen, Batterien und Kastelle, ferner ihre Minen-
sperren und heute die entlang der Meerenge postierten Feldbatterien von
150 Gesamtgeschützzahl und 30 000 Mann Truppen, deren beider Feuer
die Ausrüstungsteile und die Mannschaft an Deck der Schiffe den
schwersten Verlusten aussetzen würde. Dem wirksamen Feuer der schwe-
ren Dardanellengeschütze würden jedoch die feindlichen großen Schlacht-
schiffe beim Eingang der Meerenge bei einer Marimal-Fahrtgeschwindig-
keit von durchschnittlich etwa 20 Seemeilen in der Stunde in einem Be-
reich von etwa je 10 Kilometer (vorwärts und rückwärts) und somit
dort etwa nur 23 Minuten ausgesetzt sein. Dabei kommt in Betracht,
daß der Gegner auf ein sich sehr schnell bewegendes Ziel feuern muß, und
sich daher seine Treffwahrscheinlichkeit sehr vermindert. Auch genügt
selbst eine erhebliche Trefferzahl keineswegs immer, um ein großes
Kriegsschiff kampfunfähig zu machen und seine Maschinen und sonstigen
vitalen Teile außer Funktion zu setzen. Eine erhebliche Schiffs-
zahl der etwa 24 Linienschiffe und Panzerkreuzer zählenden italienischen
Schlachtflotte könnte daher voraussichtlich dem Kampfunfähigwerden
durch Geschützfeuer entgehen, zumal das Schnellfeuer der schwersten
Dardanellengeschütze nur 2 bis 3 Schuß, das der nächst schwersten nur
etwa 5 Schuß in der Minute abzugeben gestattet. Ersteres gälte be-
sonders gegenüber dem Geschützfeuer der am Dardanelleneingang gelege-
nen „neuen Dardanellenschlösser", den Forts Koum-Kalessi und Seddul
Bahr. Weit weniger aber für die 8,3 Kilometer lange, mit zahlreichen
Batterien und Forts besetzte Strecke der „alten Dardanellen" zwischen
Bokkali-Kaleh und Nagara, und deren südwestlichem und nordöst-
lichem Feuerbereich. Als eine weit empfindlichere Gefahr für das ein-
zelne Schiff aber erscheinen die Minensperren, deren Anlage zwischen
den Forts Namazieh und Chanak-Kalessi und, wie es scheint, auch
zwischen diesem und Fort Bokkali-Kaleh, vielleicht heut auch an der
Mündung der Dardanellen vorbereitet ist. Die Minen sollten 4 Meter
unter dem Wasserspiegel gelegt werden, man vermutete jedoch, daß ihr
meist altes Material zum „Aufschwimmen" neige und dann leicht durch

Gewehrschüsse und solche kleinerer Granaten ohne zu erplodieren zum Sinken gebracht werden könne, oder daß es etwa infolge kleiner Defekte unter den 8 Meter Tiefgang der italienischen Schlachtschiffe hinabsänke, und dann von ihnen nicht zur Erplosion gebracht würde. Immerhin bleibt eine Minensperre ein gewaltiges Hindernis und das Absuchen eines Minenfeldes durch eine Minensuchflottille im wirksamen Geschützfeuerbereich des Gegners selbst bei Nacht ein sehr schwieriges Unternehmen, da die Scheinwerfer der Forts und Batterien seine Entdeckung und wirksame Bekämpfung ermöglichen. Inzwischen sollen auch gebotenenfalls alte, unbrauchbare Schiffe an den tiefsten Stellen der Dardanellen versenkt werden, um auch dort die Wirkung starker Minenladungen zu ermöglichen. Denn die Dardanellen sind durchschnittlich 80 Meter und mehrfach 95 Meter tief. Es sind jedoch bisher noch keinerlei Minenschiffe versenkt, hingegen werden 12 alte derartige Schiffe bereit gehalten, um im Falle eines italienischen Angriffs zur Sperrung der Dardanellen verwandt zu werden. Nunmehr ist aber die angekündigte Sperrung durch verankerte Minen durchgeführt. Die türkische Heeresverwaltung hat dabei die größte Rücksicht auf die Sicherheit der Schiffahrt genommen. Es wurde daher von der Verwendung der gewöhnlichen Streuminen abgesehen, auch wurden die mechanischen und inechano-elektrischen Seeminen, die lose festgemacht werden, nicht verwandt, da sie sich bisher als zu gefährlich erwiesen. Darum erregte es Genugtuung, daß die Türkei sich dafür entschieden hat, nur Kontaktminen, die durch ein Kabel mit dem Festland verbunden sind, zu verwenden. Diese Minen können nur dann zur Erplosion kommen, wenn sie vom Festlande aus durch Einschaltung des elektrischen Stromes entzündet werden. Damit ist die Ausrüstung der Dardanellen vollendet, und man kann annehmen, daß die Türkei imstande sein wird, den evtl. Angriff der Italiener abzuwehren.

Nach dieser Darlegung der taktischen Schwierigkeit eines Dardanellenangriffs sei ein Blick auf ihre strategische Bedeutung, die Entwickelung ihrer Verteidigungsanlagen und deren heutige Gestaltung gestattet.

Die in politischer, strategischer und kommerzieller Hinsicht unvergleichliche geographische Lage Konstantinopels, des alten Byzanz, der Hauptstadt des byzantinischen, da»n des osmanischen Reiches, verdankt ihre hohe Bedeutung für zwei Welten, wie erwähnt, nicht nur dem Umstande, daß sie gleichzeitig Europa und Asien berührt, sondern auch der

vortrefflichen Verbindung mit den drei großen, diese Kontinente be-
spülenden Meeresbecken des ägäischen, mittelländischen und schwarzen
Meeres durch die beiden für die größten Kriegs- und Handelsschiffe
passierbaren Straßen des Bosporus und der Dardanellen. So wichtig
nun auch die Meerengen für die kriegerische Aktion des türkischen Reiches
nach außen sind und waren, sei es in neuerer Zeit bei dem Angriff der
Türken und ihrer Alliierten auf das russische Reich gegen Sebastopol, sei
es zu Anfang des Iahrhunderts für die Bekämpfung griechischer Er-
hebungen, oder in älterer Zeit für die Beherrschung der Levante, so
bilden und bildeten sie und namentlich die Dardanellen doch gleichzeitig
den natürlichen und kürzesten Annäherungsweg zum Angriff auf den
östlichen Teil der Balkanhalbinsel und deren Hauptstadt, Konstantinopel,
von den Zeiten Konstantins des Großen, der Genuesen und der Vene-
zianer an bis zu der 1453 erfolgten Einnahme von Byzanz durch die
Türken unter Sultan Mahommed II. und dem Zuge des britischen Ge-
schwaders unter Admiral Duckworth durch die Dardanellen und dem Er-
scheinen dieses Geschwaders im Iahre 1807 vor der Hauptstadt. In
diesem langen, weit über tausendjährigen Zeitraum wurde die begehrens-
werte Stadt nicht weniger als neunundzwanzigmal belagert, und acht-
mal erobert, und die zur Verteidigung ihrer beiden Hauptzugangswege
des Bosporus und der Dardanellen angelegten Befestigungswerke fanden
daher schon früh ihre Entstehung und Weiterentwickelung. In neuerer
Zeit hat seit dem Iahre 1863 auf Anregung des damaligen englischen
Botschafters in Konstantinopel, Sir Henry Bulwers, der Umbau der
infolge der Einführung der gezogenen Geschütze und der Panzerschiffe
wertlos gewordenen Dardanellenbefestigungen begonnen, und wurde
derselbe bis zum russisch-türkischen Kriege von 1877 und bis heute unter
mancherlei Erneuerungen fortgeführt. Die Werke wurden mit Krupp-
geschützen armiert und unter Abdul Hamid zwar weiter ausgebaut, jedoch
vernachlässigt, sind aber nunmehr in so weit möglich moderner Aus-
gestaltung begriffen. Die Straße der Dardanellen, der alte Hellespont,
verbindet das ägäische mit dem Marmarameer und Konstantinopel. Sie
ist 67 Kilometer lang, 1350 bis 7600 Meter breit und 80 bis 90 Meter
tief. Eine schnelle Nord-Südströmung macht zuweilen ihre Schiffahrt
schwierig. Im Süden ist ihr die mit einem Fort befestigte Insel Tenedos
vorgelagert, ihr gegenüber liegt die eft von europäischen Geschwadern,
namentlich englischen und französischen benutzte Besikaba», ein guter,
heute von einem türkischen Fort verteidigter Ankerplatz. Die Ver-

teidigungsanlagen der Meerenge wurden seit 4877 sehr verbessert. Außer
mit einer großen Anzahl älterer Geschütze sind die Werke heute mit zahl-
reichen Kruppgeschützen schweren Kalibers, darunter 100 24- bis 35-Zen-
timeter-Geschützen, armiert, und es ist anzunehmen, daß die s. Z. bei
einem drohenden Konflikt mit Rußland nach den Bosporusbefestigungen
geschafften Geschütze inzwischen wieder nach den Dardanellen gebracht
wurden. Das Feuer der meisten dieser Geschütze ist auf den schmalsten
Teil der Meerenge zwischen den Forts Namazieh, Chanak-Kalessi, Bok-
kali-Kaleh und Nagara auf einen Raum von nur 4400 Meter bis 3 Kilo-
meter Breite und 8 Kilometer Länge konzentriert. Die an der 3V: Kilo-
meter breiten Dardanelleneinfahrt gelegenen Forts von Koum-Kalessi
und Seddul Bahr sind alte, noch von Mohammed 1659 errichtete, un-
geschützte, schlecht unterhaltene, wenn auch mit Geschütz stark armierte,
mächtige Mauerkonstruktionen, die jedoch durch mit schweren Krupp-
geschützen armierte Batterien verstärkt sind. Unter den 10 Forts und
Batterien auf dem europäischen Ufer ist das Fort Namazieh das wich-
tigste, es hat Erdwälle, 10 Meter über dem Wasserspiegel, und ist, wie
Marineschriften berichten, mit 24, 21- und 28-Zentimeter-Kruppgeschützen
armiert und durch Annerbatterien verstärkt. Unter den 5 Forts und
Befestigungsgruppen am kleinasiatischen Ufer ist die von Chanak-Kalessi,
an der schmalsten Stelle der Dardanellen und stark mit Kruppgeschützen,
darunter 35 Zentimeter, armiert, besonders wichtig. Bei Chanak liegt
der beste Ankerplatz der Dardanellen, die Bucht von Sari-Siglar; Cha-
nak ist der Sitz der Regierung des Archipel-Vilajets, telegraphisch mit
Konstantinopel verbunden und Hauptstation der Dardanellenschlepp-
schiffe, sowie der Lotsen der Meerenge. Die Paketboote der „Messa-
geries maritimes" und des „österreichischen Lloyd" legen dort an, und
Kriegsschiffe müssen hier ihren Passierfirman vorweisen. Es ist Kohlen-
station, hat große Waffenmagazine, und ist durch ein submarines Kabel
mit dem gegenüberliegenden Fort Kilia-Bahr verbunden. Von noch
größerer Bedeutung für die Sperrung der Meerenge ist die Gruppe
Nagara-Kalessi. Fort Nagara liegt an der Stelle, an welcher, wie er-
wähnt, terres für sein Heer die Brücke über den Hellespont schlagen
ließ, und Alerander der Große und Suleiman I. ihre Heere übergehen
ließen. Es ist das einzige gegen einen Landangriff befestigte Werk des
asiatischen Ufers, jedoch werden z. Z. die Werke der Dardanellen auf der
Landfront provisorisch befestigt. An dieser Stelle wurde 1807 das Ge-
schwader des Admiral Lord Duckworths nach einem vergeblichen An-

griff auf Konstantinopel gezwungen zurückzugehen und verlor 2 Fregatten und 600 Mann. Die Landzunge von Nagara springt weit in die Dardanellen vor, die hier nur 1350 Meter breit sind. An ihrem Fuß liegen Untiefen, die Strömung ist hier besonders stark, und ein Angriffsgeschwader hier gezwungen, das Feuer der mit 56 größtenteils schweren Geschützen armierten Werke von Nagara in Kiellinie zu passieren. Eine Straße und der Telegraph verbindet sämtliche Werke des asiatischen Ufers miteinander, der erwähnte enge Raum wird von über 300 schweren und mittleren Geschützen bestrichen, von denen die je zweier Batterien gleichzeitig jedes Schiff unter Feuer nehmen können. Die Strömungsgeschwindigkeit beträgt hier 3 bis 4 Knoten. Die die Dardanelleneinfahrt verteidigenden Forts Seddul-Bahr und Koum-Kalessi nebst ihren Annerbatterien sind kasemattierte, geschlossene mit 196 Geschützen armierte Werke, und werden als die „neuen Dardanellen" bezeichnet. Die Gruppe der zentralen Verteidigungswerke „die alten Dardanellen" mit den Befestigungen Chanak-Kalessi und Kili-Bahr usw. ist wie erwähnt mit über 300 Geschützen armiert, deren Feuer sich, auf einer Strecke von 8,3 Kilometer Länge und nur 1350 Meter bis 3 Kilometer Breite, auf ein mehrfach gewundenes Fahrwasser konzentriert, in welchem eine Flotte keinen Raum zur Kampfentwickelung findet. Die Verteidigung der Meerenge wird durch eine Seeminensperre zwischen den Forts Namazieh und Chanak-Kalessi vervollständigt, deren Minen im Fort Chanak bereit liegen. Eine zweite Minensperre ist, wie erwähnt, zwischen den Forts Nagara und BoNali-Kaleh vorbereitet, vielleicht auch eine solche bei der Dardanelleneinfahrt geplant. 12 hochgelegene, mit Kruppkanonen und Mörsern armierte Batterien, bestimmt die Flankierung der niedrig gelegenen Batterien zu bekämpfen, ergänzen die Dardanellenverteidigung. In Händen einer starken Militärmacht, wie die Türkei, gilt die Meerenge für eine Angriffsflotte unpassierbar. Gegen einen italienischen Landangriff ihrer Befestigungen aber ist sie durch die hohe Kriegsbereitschaft des türkischen Landheeres, das, wie erwähnt, bereits mit 30 000 Mann zu beiden Seiten der Dardanellen versammelt ist, völlig gesichert, darunter befinden sich 12 000 Mann Artillerie und 14 000 Mann Infanterie. Die einzelnen Forts sind mit 300 bis 3000 Mann belegt. Die Anzahl der Geschütze auf den Küstenforts beträgt 118. Unter den Geschützen befinden sich in den Küstenforts 6 Kruppsche 35-Zentimeter-Geschütze, die imstande sind, auch einen scharfen Angriff zurückzuweisen. In der Meerenge ist die türkische Flotte konzentriert, die

aus 14 Kriegsschiffen besteht. Das allgemeine Kommando über die
Truppenmacht der Dardanellen hat Torgut Pascha, der sich in Albanien
auszeichnete und für seine schwere Aufgabe die nötige Begabung besitzen
soll. Außer durch ihre ungemein starke Geschützdotierung und Be-
festigungsanlagen sind die Dardanellen bekanntlich durch die Verträge
geschützt, da sie durch den Pariser Frieden vom 30. März 1856, den der
Londoner Vertrag vom 13. März 1871 bestätigte, für Kriegsschiffe
fremder Nationen geschlossen sind, und nur mit ausdrücklicher Erlaubnis
der türkischen Regierung von Kriegsschiffen solcher befahren und passiert
werden dürfen, eine Verpflichtung, von der sich Rußland 1871 lossagte,
sie jedoch 1878 beim Berliner Kongreß wieder anerkennen mußte, und
die heut von allen Mächten anerkannt wird. Auch für fremde Handels-
schiffe ist der Verkehr auf den Dardanellen durch besondere Bestimmungen
und Zölle erschwert; sie dürfen u. a. bei Nachtzeit die enge Stelle der
Meerenge bei Chanak-Kalessi nicht passieren. Wenn es jedoch, un-
geachtet der gewaltigen Hindernisse einem Angreifer gelingen sollte, die
Straße zu forcieren und das Marmara-Meer unter z. Z. unschwerer Be-
siegung der türkischen Flotte mit seiner Flotte zu beherrschen, so ist die
Metropole der Türkei, Konstantinopel, ihrer Beschießung schutzlos preis-
gegeben. Die Dardanellen bilden daher den südlichen Schlüssel zum
wichtigsten Machtzentrum der Türkei, dessen erwähnte, schwere Bedro-
hung voraussichtlich jeden ferneren Widerstand beendigen würde. Italien
aber unterläge bei der Forcierung der Dardanellen dem Risiko, den Kern
seiner Flotte zu verlieren und seinen Anteil an Seegeltung im Mittel-
meer auf lange Zeit einzubüßen. Immerhin kann ein eventueller For-
cierungsversuch als „ultima ratio" Italiens nicht völlig ausgeschlossen
gelten.

Alexander Spalts:

Iungalbanien

Weltvergessen — von wenigen gekannt, lag da ein Stück Land an der Adria. Trotzige Felswände umschließen sein Inneres, dem der kahle, schroffe Karst ein wildromantisches Gepräge gibt. An der versandeten KÄste wenige, bis heute noch unbedeutende Häfen; dort, und wo sonst noch Wege landeinwärts führen, türkische Behörden, die nur selten und ungerne die Bewilligung zum Durchqueren Albaniens geben. Wem es aber gelang in jene Berge einzudringen, der fand dort ein Volk in aller Ursprünglichkeit längst vergangener Zeiten; ein Volk das von der modernen Kultur nichts anderes als das Repetiergewehr übernommen hat, Älpler und Hirten, die unter ihren Stammesältesten nach mündlich überlieferten Gesetzen leben, Blutrache und — Gastfreundschaft. Das Wort Politik war vor drei Iahren noch dem Bergbewohner unbekannt; einige Legenden vom großen Skanderbeg und Lek Dukagin waren sein ganzes geschichtliches Wissen; die Welt endete für ihn an der Grenze seines Stammes, die er nur gelegentlich einer Blutsühne oder eines Hammeldiebstahles überschritt. Die sprachliche Unterteilung der Ghegen des Nordens und der Tosken des Südens hatte nie eine politische Bedeutung, wenngleich sich der etwas geschmeidigere Südalbaner vom rauhen Bergvolk des Nordens auch in Charakter und Tracht unterscheidet. Selbst der Glaube hat zwischen den streng katholischen Stämmen des Westens und den fanatischen Mohammedanern nie zu Zerwürfnissen geführt. Derb und realistisch pflegte der Albanese wohl jeden Frevel an seiner Herde, an seiner Weide oder an seiner Ehre mit Totschlag zu rächen, ein prägnanter Nationalstolz ließ jeden in sich selbst als Skipetar d. i. Albanese das vollendetste Ebenbild der Schöpfung erkennen, die Traditionen der Familie und des Stammes waren und sind ihm heilig, doch über diese hinaus ging sein Nationalbewußtsein nicht. Den Stämmen, und deren gibt es viele — die bald in Frieden bald in Blutfehde miteinander lebten, fehlte das Gefühl irgend welcher nationaler

Zusammengehörigkeit ebenso wie ein gemeinsames politisches Leitmotiv. So war es der Türkei bisher leicht über Albanien Herr zu bleiben. Seit Skanderbegs Zeiten bis auf unsere Tage waren ihr immer nur einzelne Stämme in Waffen gegenüber gestanden, Kämpfe, die meist mit der Erlahmung der beiderseitigen Kräfte ihr erfolgloses Ende fanden. Im übrigen ließ das alte Regime die Stämme in ihrer idyllischen Unkultur walten und schalten und sich gegenseitig nach Herzenslust niederknallen, sorgte dagegen für eine hermetische Absperrung des Landes nach außen,, und verstand es wohl auch durch die Bevorzugung des einen oder anderen Bens die Eifersucht dieser untereinander rege zu halten. Schon die politisch-topographische Einteilung, nach welcher Albanien kein in sich abgeschlossenes Ganze bildet, sondern an drei Vilajete unter verschiedenen Balis angegliedert ist, sollte den Gedanken, daß Albanien eine ethnographische Einheit — ein Land für sich — bilden könne, nicht aufkommen lassen.

Seit drei Iahren beginnt es in Albanien zu dämmern. Nicht die Kämpfe sind darunter zu verstehen, die im vorigen und vorvorigen Iahre Albanien dem europäischen Interesse näher gerückt haben! Rebellionen, Guerillakriege und Massakers haben sich seit vierhundert Iahren in den albanischen Bergen zur Zeit der Schneeschmelze mit solcher Regelmäßigkeit und Grausamkeit wiederholt, daß sich die letzten Ereignisse eigentlich nur durch ihr Bekanntwerden in der breiten Öffentlichkeit von den früheren Blutbädern unterscheiden. Mit diesen Mitteln der Barbarei und Räuberromantik wurden die Albanesen wohl niemals zu treuen Untertanen der Türkei bekehrt — aber auch nationale Einigung, ein gemeinsames politisches Ziel — ob dieses nun Unabhängigkeit oder Autonomie heißen möge — werden die Albanesen dnrch die lediglichen Mittel der Gewalt nie erreichen, solange sich der rohen Kraft nicht auch die Waffen des Geistes an die Seite stellen. Und dieses Bewußtsein ist erwacht — erst vor einigen Iahren — die jungtürkische Bewegung hat Schule gemacht — hier in einem Sinne, wie es ihr vielleicht nicht erwünscht sein kann!

Albanien hat in den Küstenstädten einige Schulen — von Österreich-Ungarn und von Italien unterhalten; diese sind vornehmlich für die Heranbildung der Seelsorger bestimmt. In den Bergen gibt es beinahe gar keinen Unterricht. So konnte auch im Innern des Landes leine geistige Bewegung entstehen — ähnlich wie seinerzeit in der Türkei.

Im Auslande, und zwar in Süditalieu und bei Zara in Dalmatien
leben seit langer Zeit albanesische Kolonisten; sie sind weder befähigt
noch berufen, mit ihren Landsleuten in der Heimat in geistige Verbindung
zu treten. Ein engeres Band mit dem Mutterlande verbindet die in
Ägypten lebenden Albanesen, welche erst in den letzten fünfziger Jahren
zur Zeit Mehmed Pafchas ausgewandert sind; die Dynastie der dortigen
Khedive ist albanischer Herkunft. In Nordamerika leben jedoch Alba-
nesen, welche erst seit Ende des vorigen Iahrhunderts starken Zuwachs
erhielten, so daß ihre Zahl heute auf 40 000 geschätzt wird; in Boston
besteht seit 1904 eine orthodor-albanesische Kirche, ebenso ein albane-
sischcr Zentralklub mit Filialen in Newyork, Chicago, St. Luis, St.
Francisko, Washington und Philadelphia. Ihren Zusammenhang mit
dem Mutterlande und ihre Dpferfreudigkeit bezeugten diese Kolonisten
durch eine Unterstützung von 40 000 Kronen, welche sie im Vorjahre den
bedrängten Brüdern über den Ozean sandten.
Trotz der großen Zahl der im Auslande lebenden Albanesen ist das
gebildete, namentlich aber das akademisch gebildete Element unter ihnen
spärlich vertreten, um so größer jedoch das Nationalgefühl und die Opfer-
willigkeit — was für die in Betracht kommende Frage jedoch um so er-
sprießlicher ist!
Für den geistlichen Stand werden Albaner in Skutari in Albanien,
an der Propaganda fide in Rom, in Innsbruck, Salzburg und Schwaaz
in Österreich an theologischen Hochschulen erzogen. Zum ärztlichen Be-
rufe erfolgt die Heranbildung — da in den niederen weltlichen Schulen
Albaniens die deutsche Sprache nicht gelehrt wird, fast ausschließlich an
der medizinischen Fakultät in Konstantinopel, welcher sich 2 bis 3 Iahre
Praris in Paris anzuschließen pflegen. Südalbaner absolvieren ihre
medizinischen Studien im nächstgelegenen Neapel. Auf diese Weise er-
hält Albanien jährlich 10 bis 12 akademisch gebildete Priester und 2 bis
3 Ärzte, welche sich natürlich nur in den größeren Städten niederlassen.
Die Zahl der Arzte dürfte sich allerdings in der nächsten Zeit beträchtlich
— doch noch lange nicht ausreichend vermehren.
Da man die juridische Fakultät des Akat ^ Konstantinopel, an
welcher mehrere Albanesen studieren, nach unseren Begriffen nicht als
Hochschule betrachten kann, ist die Zahl der übrigen akademisch ge-
bildeten Albaner eine verschwindend geringe. An den Wiener Hoch-
schulen für Ius und Bodenkultur, an den Lehrerbildungsanstalten und
den höheren Handelsschulen sind 12 bis 15 Albanesen inskribiert, noch

geringer ist die Zahl der in Bukarest, Athen, Neapel und Boston an Hochschulen befindlichen Albaner; Berliner Hochschulen wurden bisher von Albanesen nicht besucht.

Diese kleine Zahl der im Auslande verstreuten albanischen Intelligenz ist trotzdem in geistige Fühlung getreten, und hat sich durch die Gründung verschiedener Preßorgane ein Mittel der Verständigung geschaffen. Schon vor mehr als dreißig Iahren haben Ismael Kemal in Bukarest und Paris, die Brüder Sami Bey und Vaim Bey Frascheri in Bukarest die Aufmerksamkeit des Auslandes auf das albanische Problem gelenkt, ohne jedoch bedeutendere Erfolge erzielen zu können. Erst als durch die jung-türkische Bewegung und die Wiederherstellung der Verfassung bei allen Balkanvölkern das Interesse an politischen Vorgängen besonders rege wurde, sind auch die im Auslande lebenden Albanesen der Lösung der albanischen Frage näher getreten. Vor allem der Pfarrer der albanesisch-orthodoren Kirche in Boston, Fan Noli, welcher die Zeitung „Dilti e flamuri" (Sonne und Fahne) herausgibt, und die Loslösung der orthodoren Albanesen vom ökumenischen Patriarchat propagiert, um selbe — vielleicht später unter seiner Führung — in eine albanisch-nationale Kirche zu vereinen. An seiner Seite steht Falk Bey Konitza in St. Luis, Herausgeber der „Trompetae Krujes" (die Trompete von Kroja)*). In Sofia erscheinen heute zwei albanische Blätter (Shcypia e Shcypenis und Shcypetari), in Konstantinopel, Üsküb und Monastir je eines, wovon der Üsküber „Shkupi" nicht nur als bedeutendes gilt, sondern auch jene Richtung vertritt, welche von den heute maßgebenden albanischen Politikern eingehalten wird. Auch in Kroatien beginnt man sich in der Erweiterung des trialistischen Gedankens mit der albanischen Frage zu befassen, was in der Gründung eines kroatisch-albanischen Blattes „Nada Albanje" (erscheint auch in italienischer und türkischer Sprache) seinen Ausdruck findet.

Die Tendenzen der gesamten albanischen Presse vereinigen sich wohl in der Forderung, dem Albanertum als Nation und politisch-geographischem Begriff eine von den übrigen Balkanvölkern abgesonderte oder doch gleichberechtigte Stellung zu schaffen, doch können wir sagen, daß der stürmische Ton, mit welchem ein großer Teil der eben angeführten Blätter dieses Ziel durch eine Losreißung Albaniens vom ottomanischen Staate zu erreichen meint, der Auffassung der heute mit der Führung

-) K«ja ist de» Geburtsort Slnnderbegs.

der albanischen Bewegung betrauten Männer nicht entspricht! Vor
allem wäre die Zeit zu einem so gewaltigen Umsturz noch nicht
gekommen; die Albaner, selbst noch nicht geeint, hätten den Kampf nicht
nur mit der Türkei, sondern auch gegen slavische und griechische Aspira-
tionen im Norden und Süden aufzunehmen, dem sie heute oder im nächsten
Frühjahre noch kaum gewachsen wären.
Um dem albanischen Volke die Gefahren verständlich zu machen,
welche ihm durch ein zu frühzeitiges Auflodern eines allgemeinen Balkan-
brandes drohen würden, muß selbes vorerst auf einen gewissen Grad
moderner Kultur gehoben werden. Wer das albanische Volk kennt,
wie es dort unten in seinen trotzigen Bergen nach altüberlieferten patri-
archalischen Gesetzen lebt, unbekümmert um die Welt, den Begriff der
Schriftzeichen kaum vom Hörensagen kennend, muß sich sagen, daß diese,
verhältnismäßig zahlreichen Blätter und die geistigen Strömungen,
denen sie dienen, keinen Einfluß auf die Ereignisse in der Heimat haben
könnten, würde es seit jüngster Zeit nicht Ver-
trauensmänner geben, welche albanesisches
Aus- und Inland miteinander verbinden.
Der letzte Verwüstungsfeldzng Torgut Paschas hatte vielleicht eben
darum, weil er im Zeichen des „Fortschrittes und der Konstitution" ge-
führt wurde, lauteren Widerhall im Lande als sonst. Im Verzweiflungs-
kampfe der Malisoren war der vornehmste aller Albanerstämme — die
Meriditen, ein untätiger Zuseher geblieben. Schwerlich hätte der Ver-
heerungszug der Iungtürken zu Ende geführt werden können, wenn sich
dem Aufstande auch die Stämme von Orosi und Ksela angeschlossen
hätten. Ebenso mußten auch die Aufstände vom August v. I. in Delvino,
Ianina, Argynokastra und Goritza, sowie die Erhebungen bei Djakova
und im Amselfelde — wegen ihres rein lokalen und partiellen Charakters
resultatlos verlaufen. Das „Komitee" — ein solches hat sich vor vier
Iahren in Kossovo gegründet, hat es nun verstanden, die Bevölkerung
von allen Schilderhebungen solange abzuhalten, bis nicht ein
inniger Zusammenschluß aller Stämme die Gemeinsamkeit der
Bewegung und hiermit den dauernden Erfolg garantiert. Die zweite
vorbereitende Aktion des „Komitees" — welches in voller Überein-
stimmung mit seinen Freunden im Auslande handelt, ist bereits im Zuge
und besteht darin, die Gewalt der einheimischen „Beys" zu brechen,
um die erekutive Gewalt dem Volke zu übertragen. Der „Patriotische
Verband", worunter die im In- und Auslande geistig tätigen Kräfte zu

verstehen sind, hat es sich aber außerdem zur Aufgabe gestellt, mit Hilfe
von Schulgründungen die Kultur des Volkes zu heben, um es für die
Annahme gemeinsamer Ideen empfänglich zu machen. Materielle
Schwierigkeiten haben die Verwirklichung dieses Wunsches bisher ver-
hindert, doch haben die diesbezüglichen Vorbereitungen bereits ein
günstiges Stadium erreicht.
Dem „Patriotischen Verbande", der jede weitere Aktion in Albanien
auf eine breite, wohlvorbereitete Basis stellen will, und
jede vereinzelte Erhebung als nutzloses Blutvergießen erkennt, ist es
zu verdanken, daß Albanien die gegenwärtigen
Schwierigkeiten der Türkei in Tripolis nicht aus-
nützt, sondern seine Rechte „als staatserhaltendes Ele-
ment" auf legalem Wege zu erreichen sucht.
So jung die eben skizzierte geistige Bewegung in Albanien als solche
ist, und so jugendlich auch deren Vorkämpfer sind, so verrät deren poli-
tisches Programm Umsicht und vor allem Nüchternheit. „Albanische Au-
tonomie innerhalb des ottomanischen Staats-
verbandes — — möglichst späte Lösung der Balkan-
frage, um so vereinter und gerüsteter den Ereignissen gegenüber zu
stehen."
Es läßt sich nicht leugnen, daß das Iungtürkentum an Bedeutung
und an Sympathien in der Türkei Einbuße erlitten hat. Die Entnatio-
nalisierung der Albanesen stand in erster Reihe im panosmanischen Pro-
gramm des jung-türkischen Komitees; je mehr dieses nun an Einfluß ver-
liert, um so offener wird den Albanesen der Weg nach Konstantinopel,
wo Ferid Pascha, Führer der Opposition im Senat und der 32jährige
Hassan Bey, Abgeordneter von Pristana als tapfere Vorkämpfer für die
albanische Sache stehen.
Dadurch, daß die Albanesen den gegenwärtigen Schwäche-
moment der Türkei nicht ausnützen, bekennen sie sich als
staatserhaltendes Element und haben die berechtigte Hoffnung, daß sie
nach den im nächsten Mai stattfindenden Wahlen — welche den Iung-
türken vielleicht weitere Enttäuschungen bringen dürften, in größerer
Zahl als heute zur Führung der Staatsgeschäfte herangezogen werden.
Die gegenwärtige Ruhe in Albanien darf nicht als Schwäche an-
gesehen oder gar einer, durch die Verwllstungserpeditionen Torgut
Paschas erzielten Entkräftung zugeschrieben werden. Im Gegenteil!
Die Grausamkeit der jung-türkischen Feldzüge hat das Volk die Not-

wendigkeit eines Zusammenschließens erkennen lassen, und trotz aller Entwaffnungsversuche steht man in den albanischen Bergen besser und moderner bewaffnet als je, dem Rufe der Führer bereit.
Ob dieser Ruf erschallen wird? Gefechte und Überfälle wird es im Frühjahre gewiß wieder geben — das liegt schon so in der Natur des rauflustigen Skipetaren. Eine allgemeine Erhebung ist jedoch nicht zu erwarten. Die Albanesen haben heute den aufrichtigen Wunsch, ihre Zukunft innerhalb der Grenzen des ottomanischen Reiches zu suchen — wenn die Pforte ihren elementarsten Ansprüchen auf nationalkulturelle Entwickelung entgegenkommt: Anerkennung der Albanesen als Nationalität, nationale Schule, Administration des Landes von Einheimischen oder zum mindesten albanisch sprechenden Beamten — mit einem Worte die Erweiterung der den Malisoren am 6. und 7. August v. I. gemachten Zugeständnisse für ganzAlbanien und — die ehrliche Einhaltung derselben!

vi', von Pilgner:

Tripolitanisches*)

Die letzten Zeiten brachten aus Tripolis spaltenlange Festberichte: Beschreibungen von Weihnachts- und Neujahrsfestlichkeiten, von offiziellen Empfängen und Beglückwünschungen; Telegramme wurden mit Italien ausgewechselt, wahre Berge von Liebesgaben verteilt, und schließlich mußte der Oberkommandierende General Caneva sich noch eine Kommission von Studenten gefallen lassen, die ihm namens der Kommilitonen in der Heimat ein Monstrealbum mit 20 000 Unterschriften überreichte. Und als Schlußeffekt gab es eine regelrechte italienische „Tombola" sowie eine improvisierte Theatervorstellung in der ehemaligen Kavalleriekaserne. Es gab also, wie man sieht, in Tripolis so ziemlich alles, nur keinen „Krieg"; auch die geringste, nur einigermaßen entscheidende militärische Aktion ließ auf sich warten. Gar viele sind daher alles Ernstes der Meinung, daß der eigentliche „Krieg" (soweit Tripolitanien dabei in Betracht kommt) beendet sei. Nach ihnen beschränkt sich die gesamte italienische Strategie auf die ziemlich verwirrten Dinge in Konstantinopel und auf etwaige Pressionen In Tripolitanien dagegen beobachtet man sich gegenseitig und streitet sich mehr oder weniger um den Besitz von Zisternen. Aber dieser recht empfindliche Mangel an Nachrichten vom Kriegsschauplatz läßt die Italiener sich wieder den Friedensverhandlungen zuwenden. Der dem italienischen Volke nun einmal charakteristische Enthusiasmus kommt auch hierbei wieder zum Vorschein; der italienische Superlativ ist auch hierbei an der Tagesordnung. Wir müssen aber auch in dieser Hinsicht den Italienern Ge-

-) Anm. der Redaltion: De» bekannte Knegsberichte»statter Herr Dr. von Bilgner hat sich soeben auf den Kiiegsschauplah begeben und wild „Nord und Süd" von Tripolis aus «gelmäßige Berichte senden.

rechtigkeit widerfahren lassen: dieser Superlativ ist, im Grunde ge-
nommen, ein recht unschuldiges Ding; er ist einfach die Folge des
Temperaments und der primitive Ausdruck des
Patriotismus. Die Effekte dieses praktischen Patriotismus ver-
dienen sicherlich Anerkennung und sogar, in Ansehung der schwierigen
Verhältnisse, Bewunderung. Daß nicht alles am Schnürchen ging, ist
weder die Schuld der Regierung noch diejenige des Volkes: die erste«
scheint selbst nur allzusehr durch optimistische Berichte ihrer Agenten
getäuscht worden zu sein. Und das Volk ertrug mit bewunderungs-
würdiger Resignation diese bittere Enttäuschung, diese Umwand-
lung der anfänglich geträumten „I'us5exßiatH inilitare" in einen harten,
schwierigen Kampf um die schrittweise Eroberung und Abringung des
feindlichen Bodens, den sie schon für den ihrigen hielten. Die bitterste
Enttäuschung aber brachte die ausgebliebene Unterwerfung der Ein-
geborenenstämme, von deren Verhältnis zu ihren bisherigen Herren man
sich ein grundverkehrtes Bild gemacht hatte. Aber gerade da, unter diesen
schwierigen Verhältnissen, zeigte sich der wahre Wert des italienischen
Patriotismus sowie derjenige der Truppen im besten Licht. So ist
denn, es läßt sich nicht leugnen, der gegenwärtige Krieg in Italien ein
wirklich populärer geworden, an den jeder, in seiner Art, aufrichtigen
und auch tätigen Anteil nimmt, ausgenommen vielleicht die kälteren
Norditaliener, die sich in ihren speziellen Handelsinteressen beeinträchtigt
sehen. Der größte Kriegsenthusiasmus herrscht indessen in Süditalien,
wo der Türke noch heute als der „Erbfeind pur excellsuck" gilt. So-
wohl die Kalabresen wie die Sizilianer wollen sich heute noch rächen
an den tripolitaner Piraten, die vor Zeiten ihre Städte verwüsteten und
in ihrer Raublust und Kühnheit sich bis vor die Tore des heiligen Roms
wagten, dessen leonianische Mauern heute noch die Erinnerung daran
wachrufen. Selbst der bekannte vatikanische Turm Leos IV., jenes
historisch gewordene Lieblingsruheplätzchen Leos XIII., verdankt der
Furcht vor diesen Piraten sein Dasein. Diese Türkenfeind-
schaf t hat sich aber auch noch in einer anderen, sehr lebendigen Weise
im italienischen Süden bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt. Sowohl
in Kalabrien wie in Sizilien leben nicht weniger als 80 000 wirk-
liche Albanesen, die Nachkommen jener, welche vor Iahr-
hunderten unter ihrem tapferen Heldenfürsten Scanderbeg, von den
Türken bedrängt, Albanien verließen und in Italien eine neue Heimat
fanden. Außer ihrer Sprache, ihren Sitten, ihrer Nationalkleidung

und ihrem religiösen Ritus, haben diese italienischen Albanesen auch
ihren Haß gegen die Türken zu erhalten verstanden. Ihnen, die in
größeren landwirtschaftlichen Kolonien zerstreut leben, ist es in hohem
Maße zu verdanken, daß der Türkenhaß sich dort in einer solchen Weise
bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Mehr als einmal machte Rici-
otti Garibaldi den Versuch, sich dieser Albanesen zu bedienen (wie sein
Vater sich derselben mit Erfolg im Iahre 1860 bei der Einigung Italiens
bedient hatte), um den Türken in Albanien Schwierigkeiten zu bereiten,
indessen scheiterten seine Pläne am wachsamen Auge der Regierung, was
allerdings nicht verhindern konnte, daß vor zwei Iahren Hunderte dieser
italienischen Albanesen sich nach der Türkei einschifften, allerdings um
in einem ziemlich kläglichen Zustand wieder zurückzukehren.
Aber trotz alles dieses Enthusiasmus hat die Weihnachtszeit
anscheinend eine Art von Gottesfrieden über die Italiener gebracht:
mehr als je zuvor macht sich im Volk der Wunsch nach Frieden bemerkbar.
Es scheint, daß die Kirche ihren großen Einfluß auf die Volksmassen
nicht unbenutzt ließ. Der Italiener ist durchaus sentimental und
es bedarf nur eines geringen Anstoßes, um diese Sentimentalität zum
Durchbruch zu bringen. Die Weihnachtszeit eignete sich hierzu in be-
sonderer Weise. Das gegenseitige Heimweh ist in dieser Zeit intensiver;
die in Tripolitanien stationierte Soldateska zeigte einen ausgeprägten,
in Italien kaum gekannten religiösen Sinn: man sah die Soldaten nicht
nur massenweise den Gottesdienst besuchen, sondern auch die Gräber ihrer
gefallenen Kameraden mit Blumen und Kerzen schmücken und bei den-
selben andächtig beten. Die vielen in den italienischen Blättern ver-
öffentlichten Soldatenbriefe geben ein menschlich-schönes Bild nicht
nur von ungekünstelter Vaterlandsliebe, sondern auch von Pflichtgefühl,
um welches Italien zu beneiden sein könnte.
Das italienische Volk steht in seiner großen Mehrzahl in diesem
Kriege insofern treu zu seinem König und dessen Regierung, als es von
den Feinheiten der Diplomatie nichts versteht, aber den Verantwortlichen
fast unbegrenztes Vertrauen schenkt. Daher schien
Italien noch niemals „einige r" als heute, wo selbst die Sozialisten
vor der Hand ihre Opposition aufzugeben gezwungen sind, um nicht ihre
Popularität aufs Spiel zu setzen. Da die großen demokratischen Re-
formprojekte Giolittis, angefangen vom erweiterten Stimmrecht bis zur
Verstaatlichung der Versicherungen, vertagt sind und es bei geschlossenem
Parlament an dem nötigen Organ fehlt, so können König wie Regierung

auf ein willfähriges Volk rechnen. Dies wäre ohne den
Krieg fast unmöglich gewesen. Während die Regierung aus leicht be-
greiflichen Gründen ihre Meinung bezüglich der Friedensbedingungen
geheim hält, und die von ihr abhängige Presse dasselbe zu tun bestrebt
ist, macht sich in der öffentlichen Meinung gegenwärtig eine starke, wenn
auch teilweise verblümte Neigung nach Frieden bemerkbar, nur
gewissermaßen unter erschwerenden Umständen bezüglich der von der
Türkei zu verlangenden Entschädigungen. Zwar fehlt es nicht an Ele-
menten, die mit dem tripolitaner „Ei" am liebsten gleichzeitig das
türkische „Huhn" mitnehmen möchten, d. h. der gesamten Türkei den
Garaus machen. Doch ist der einsichtsvolle Italiener zu vernünftig und
fügt sich, wenn auch nur schwer, in die nun einmal notwendige Tatsache,
auch den Meinungen der anderen Mächte Rechnung tragen zu müssen,
was allerdings nicht ausschließt, daß hier und da ein „angewand-
ter" Optimismus seine Blüten treibt, der sogar dann und wann
die Meinung aufkommen läßt, als ob Italien sich vom Dreibunde
trennen wollte. Die Wahrheit ist jedoch, daß nicht nur die Regierung,
sondern auch das Volk im Dreibunde bleiben will, ob
nun aus Sympathie oder aus Interesse, sei dahingestellt.
Während nun das Oberkommando in Tripolitanien damit beschäftigt
ist, den riesigen Schwierigkeiten die Stirn zu bieten, die die geplante
Eroberung des neuen italienischen Grund und Bodens mit sich bringt,
denkt man in Italien bereits daran, die dortigen künftigen
Früchte dieser Eroberung reifen zu lassen, d. h. zahlreiche Persönlich-
keiten, darunter Parlamentarier, Gelehrte und Sachverständige aller
Art haben sich nach Tripolitanien begeben, um an Ort und Stelle die
ökonomische Lage desselben zu studieren. Der ehemalige Minister der
auswärtigen Angelegenheiten Luzzatti, Conte Giucciardini, der erst kürz-
lich von dort zurückkehrte, hielt einen öffentlichen Vortrag zur Beförde-
rung der Kolonisierung, und die Folge davon war, daß sich bereits zahl-
reiche Ackerbaugesellschaften meldeten, um die verlockenden Worte des
genannten Parlamentariers in Taten umzusetzen. Die tripolita-
ner Begeisterung ist eine derartige, daß die Regierung sich
bereits gezwungen sah, Maßnahmen gegen eine ungesunde Spekulation
zu ergreifen. Man spricht sogar von neuen Dampferlinien zur Förderung
des tripolitaner Handels, bevor noch das Wichtigste hierzu vorhanden
ist: die Waren und die Karawanen, um diese an Ort und Stelle zu
befördern

Tripolitanisches von Bilgner
Die heutige Gesamtlage lieÃŸe sich ganz gut in folgende Hauptpunkte zusammenfassen: Seitens der Armee beste Haltung; seitens der groÃŸen Mehrheit des italienischen Volkes Vertrauen zur Regierung wie zur Armee sowie felsenfeste Hoffnung in einen definitiven Sieg und in einen Frieden, bei dem Italien auf irgend eine Weise auf seine â€žKosten" kommt, die eventuell selbst mehr moralischer als materieller Art sein kÃ¶nnen, sowie endlich eine patriotische Ausdauer und Opferfreudigkeit, die wirklich anerkannt zu werden verdient.

Dorothea Abdel Gawad-Schumacher:
Türkische Feldpost aus Tripolis
Der Kompaniechef Amin Bey in Tripolis, an seine Gattin Güldana
Amin Bey-Hanoum in Konstantinopel.
Am Fort Massri, 23. X. 1911.
Liebe Frau!
Der Gedanke, daß Du in dem fremden Italien ans Land gesetzt werden könntest, statt in Deiner Heimat, quält mich Tag und Nacht; denn ich befürchte, daß der Feind das Schiff, das Dich heimbringen will, abfängt, wie er es mit anderen Schiffen tat. — Wie übel zugerichtet ist unser häusliches Nest hier... die Teppiche und Polster Deines Harims sind geraubt worden und werden jetzt für ein paar Piaster auf dem Wochenmarkt verschachert.
Allah verhüte größeres Unglück, denn ich will Dich mit aufregenden Geschichten verschonen, meine Güldana. — Gestern ging ein Araber trübgesenkten Hauptes in meiner Nähe auf und ab, bis ich ihn fragte: „Hast Du etwas verloren?" „Ia, Bey, meine Ehre; ich habe meine Küner (Waffen) dem Feind für zehn Lire das Stück abgeliefert. Meine Familie hungert."
Die Klarinetten und Trommeln vorbeiziehender Truppen dringen wie Feuer in meine Seele. Als Du noch hier warst, Güla, da liebte ich Musik über alles . . . jetzt erweckt sie mir nur brennende Sehnsucht und Schmerzen. Aber ich vermag nicht so recht zu sagen, was ich meine.
Unsere irregulären Araber sind voll wilder Kampfbegier, dürfen aber noch nicht dreinschlagen; erst müssen wir Verstärkungen haben!! Vorgestern landeten feindliche Truppen, die uns bereits in sechsfacher Stärke gegenüber stehen. Wir erhoffen schnelle Hilfe vom Zentralkomitee in Salonique. Die Araber sind keine modern-disziplinierten Soldaten, kämpfen zwar äußerst brav, aber immer wie in einer Art Blutrausch. Das Gepäck, welches den Kai erfüllt und Landsleuten gehört, die mit dem

nächsten Schiff fliehen wollen, wird von Leuten aus Fezzan bewacht; es sind die wahren Bestien. — Unter den Leuten unserer Division sind Vereinzelte, die schon nicht mehr mit kämpfen wollen ;abersiemüssen —! Ein Blick aus den Augen des Kommandanten verdorrt ihnen die Seele, Meine zahme Taube, ich wünsche sehnlichst bald ins Gefecht zu kommen, es wäre besser, als mich tatenlos in Sehnsucht zu verzehren. Mögen die Kugeln mich nur treffen.

Ich schreibe in größter Eile zu Ende, da man meldet, daß die Oasenkrieger sich erhoben hätten und gegen den Feind vorrücken. Der Allerbarmer verhüte ein ernstes Unglück um Deinetwillen.

Amin Bey.

Bei Seidi Massri, den 28. X. 1911.

Meine zahme, weiße Taube.

Alles was ich Dir zu sagen wünschte, muß ich jetzt ersticken. Tausenderlei fällt mir in der kurzen Ruhestunde zur Nachtzeit ein . . . Doch unter starkem Kanonendonner und Gewehrknattern begann vorgestern früh im Morgengrauen eine prächtige Schlacht — Allah sei Dank, daß die Sache jetzt in Gang kommen will!

Der Himmel lohte, die Glocken der Christen läuteten in der Ferne und ein Aeroplan flog oasenwärts. Er kam aus dem Feindeslager, um unsere Position zu erspähen. Ein hitziger Kampf entbrannte am Grabe des Seid Massri, dort, wo Du so gern mit mir gegangen bist. — Immer wieder greifen wir an; schonungslos gegen uns und gegen die Italiener, die uns jetzt bereits zehnfach überlegen sind, vorteilhaftere Positionen haben und deren Schiffe obendrein unaufhörlich feuern! Von unseren wenigen Kämpfern verloren wir diesmal gegen dreihundert—; immer sind es die besten, die zuerst stürzen.

— Ich denke, daß wir unsere Pflicht taten. — Ich sehe nun, daß auch Orte, an denen man leiden muß, teuer sein können; Seid Massri ist mir zwiefach unvergeßlich; einmal, da ich dort mit Dir so süße Stunden verbrachte — das andere Mal, da ich dort im stärksten Feuer stand. Während ich kämpfe, Güla, hat immer das Gefühl meiner Liebe zu Dir die Oberhand; nicht wie bei meinem Freunde Fand, der ganz und gar Soldat ist und keine Frau hat. Allah weiß übrigens, ob Du diesen Brief zu Gesicht bekommst? Gieb' mir frischen Mut durch eine kurze, glückliche Nachricht, meine Güla. Mir brennt die Zunge im Mund vor Staub, Durst und äußerster Ermüdung. Amin Bey.

Südliches Fort von Tripolis, den 5. XI. 1911.
Mein armer verlassener Vogel!
Bekäme ich nur eine Nachricht von Dir! Es heißt jetzt nicht nur alle
physischen, sondern auch alle moralischen Kräfte aufbieten, um die un-
sagbaren Strapazen und die Sehnsucht zu ertragen, Güla! Seit dem
27. Oktober verging kein Tag ohne Gefecht! Der Dunst des Blutes steigt
zu Kopf und erzeugt einen Rausch; man kämpft wie von Sinnen. Ietzt
in die Feuerlinie gerückt, streckten unsere braven Kerle Hunderte zu Boden
und werden selbst hundertfach hingemäht. Einige Stadtforts haben wir
dafür wiedergewonnen! In den Spitälern sterben Viele täglich jammervoll
an der Cholera; man sagt, daß ein Hospitalschiff gerade vor Anker geht;
die Schwerverwundeten und Kranken freuen sich.
Den 8. XI. — Ohne Pause lassen wir Geschosse in die Stadt fallen;
um mich stürzen Freunde und Untergebene, und ich werde wohl auch bald
an die Reihe kommen. Dann würdest Du gewiß vom Sanitätskorps Nach-
richt erhalten. Lebe wohl, Güldana, vielleicht für immer.
Amin Bey.
(Güldana an Amin Bey.)
Konstantinopel-Nischan-Tasch., 30. X. 1911.
Mein Bey!
Die Flucht ist gut verlaufen — um so merkwürdiger, als Du nicht
bei mir warst. Meine alte Hossina war so brav und hilfreich! Ich sehe,
daß wir Türkinnen auch zur Not allein eine so weite Reise machen können.
Ich sah an Bord jedoch einige Frauen, die verzagten und jammerten, da
ihre Männer nicht mitreisten; es wäre gut, wenn wir Frauen etwas selb-
ständiger von Euch gemacht würden.
In Galata angelangt, nahmen mich die Eltern am Kai mit vielen
Tränen in Empfang; sie hatten nicht vermutet, mich noch einmal wieder-
zusehen, Über das in der Stadt Vorgehende weiß ich wenig, mein Bey,
hörte aber, daß viele Beamte ihre Gehälter zur Verfügung stellen, daß
reiche Leute große Summen, daß Frauen ihren Schmuck dem Komitee dar-
bringen, damit der Krieg fortgeführt werde und Torpedos angeschafft
werden mögen. Die Freiwilligen strömen zu den heiligen Fahnen; Ihr
werdet bald Verstärkung haben, wenn Allah will. —
Mein Bey! Allah gebe, daß mein Kind ein S o h n wird; dann werde

ich durch seine Augen in die Deinen sehen. Amin, ich glaube manchmal, mein Herz will mir zerspringen — wäre der Krieg nur erst aus! Allah lasse Dich unversehrt bleiben.

Güldana.

Bir-Bou-Miliane, den 18. XI. 1911.

Meine zarte liebe Taube!

Fluch auf das Haupt dessen, der diesen Brief vernichtet, bevor er Dich erreicht!

Schreibe sofort, Güla, wirst Du Mutter werden? Schreibe eine einzige Zeile, aber zwanzigmal dieselbe in zwanzig Briefen, hörst Du?! Einer wird davon mich dann wohl wenigstens erreichen. Dann könnte ich leichter sterben, wenn ich fallen sollte, dann habe ich meine Aufgaben alle erfüllt. —

Die Cholera wütet hier weiter. Ich verabscheue diesen Tod, den man tausendmal mehr hassen muß als den Feind. Die Cholera raubt die Kampffähigkeit und macht aus Kriegern winselnde wehrlose Memmen. Nichts wäre mir unerträglicher, Güla, als Andere kämpfen zu sehen und selbst schwach zusehen zu müssen; mich schüttelt Abscheu vor diesem Gedanken. Wird mich aber einmal eine Kugel recht ins Herz treffen — dann werde ich vergehend hinsinken, und der Tod wird mich ebenso wonnevoll in seine Arme nehmen, wie Du, Güla. —

Unsere Granaten haben die feindlichen Reihen stark gelichtet als Vergeltung dafür, daß sie ihr Versprechen nichtimmer hielten: Privatgut, Moscheen, Wehrlose und Kaufleute zu schonen.

Feindlichen Siegesnachrichten zufolge hätten sie schon mehr von uns getötet, als überhaupt von uns d a sind! Wir leiden viele fürchterliche Schlappen, gewiß.... ich treibe auch meine armen Kerle an, bis manche von ihnen in einem Blutsturz enden, oder in einer Ohnmacht, aus der sie nicht erwachen. Auch Strapazen können töten. Verwundete lassen sich verbinden, um in die Feuerlinie zurückzukehren.

Da wir beim plötzlichen Ausbruch des Krieges keine Zeit zur Ergänzung und Ausbildung von Sanitätsmannschaften hatten, so liegen nun Tausende hilflos mit ihren Wunden da. Niemand kommt, ihr Wimmern und ihr strömendes Blut zu stillen; unsere wenigen Ärzte sind selbst erkrankt.

In Allen lebt der dunkele Drang: Kampf bis zur letzten Erschöpfung. Nicht, um die Schlacht zu gewinnen, sondern um sterbend fühlen zu dürfen,

daß wir unserem Vaterland, unserem Glauben und unsselbstgenug
getan haben!
Wir setzen uns den Granaten aus, wie Liebende ihre Wangen den
Küssen der Geliebten darbieten, Güla.
Es gibt eins, was ich fürchte: Ermattung, bevor wir unsere Aufgabe
voll erfüllt haben.
Erinnerst Du Dich heute unseres vorjährigen ersten gemeinsamen
Bairamfestes, als wir beide am Abend, am Bir-Bou-Miliane in der klaren
Luft — unter den reichtragenden Dattelpalmen die flimmernden Sterne
zählten? Heute zirpen die Grillen in der Oase wie damals. Wenn Ihr in
Nischan-Tasch zum Fest das Schaf schlachtet, dann denke an mein Bairam-
fest hier, Güla! Ich muß an Dich denken in jedem Kampf, in den ich mich
stürze. Im Hintergrund aller Hindernisse stehst Du.
Schreibe so, wie ich Dir's erklärt habe. Ich wünschte weiter nichts, als
nur noch jene eine frohe Nachricht von Dir zu erhalten, damit ich weiß,
ob ich sterben darf.
Amin Bey.
Vor Tripolis, 21. XI. 1911.
Güldana!
Wir sind dicht an die Stadtforts gerückt und gehen in einer halben
Stunde zum Gefecht vor. Allah weiß allein, wie das enden wird. Vorher
aber noch tausendfältige Grüße an Dich, armer ängstlich flatternder Vogel.
Du würdest mich gar nicht wieder erkennen; das rohe Leben, der Blutdurst
und der Taumel des Kämpfens hat mich so verändert.
Vieles möchte ich Dir ganz leise sagen, Du Vögelchen; wie ich es
tat, so oft ich mit Dir allein war und Dir die Haare aus Stirn und Nacken
streifte. Aber solche Worte lassen sich schwer schreiben und verlieren
ihre ganze Stärke unterwegs.
Amin Bey.
(Güldana an Amin Bey.)
Konstantinopel-Nischan-Tasch., den 30. XI. 1911.
Mein Bey!
Allah gebe, daß der Krieg nun bald, bald zu Ende gehe. Ich sehe vom
Harimsfenster aus, wie begeisterte Volksmassen mit Musik vorbeiziehen,
um Euere Siege zu feiern. Unser alter Vater schlachtet morgen das Bairam-

schaf; es ist schlachtreif geworden in demselben Maß, wie mir Sehnen und
Angst die Wangen bleichten. Mein Bey, mein starker, guter, armer Bey,
kämest Du jetzt unerwartet, so würde ich ganz kraftlos vor Freude an Dein
Herz sinken, oder dasGlück würdemichtöten. Ich möchte Dich
Hunderttausenderlei fragen, Dir Millionen Dinge sagen.
Bereite mich vor, Bey, wenn Du kämest. Ich friere und zittere ohne Dich.
Güldana.
Telegramm aus Tripolis an Güldana)
Tripolis, den 1. XII. 1911.
Geehrte Dame!
Der Kompagniechef AminBey ist mit vielen seiner Leute nach mehr-
stündigem Gefecht bei Fort Massri gefallen.
Das Sanitätskorps des „Cloi552nt lic»u^e".

Svante Arrhenius.

Das Milchstraßen-System

Von allen Wundern des Himmels ist wohl die Milchstraße das Wunderbarste. Nicht bei dem Volke, welches einen plötzlich auftauchenden Kometen, der ebenso schnell verschwindet, mit größerem Erstaunen und bisweilen Schrecken betrachtet als das mild leuchtende stets auf derselben Stelle des Himmels erscheinende sternenbestreute unregelmäßige Band, welches die Himmelstugel umzingelt. Bei den Wissenschaftlern dagegen, von Anaragoras und Demokrit ab, welche die Milchstraße richtig als eine ungeheure Ansammlung von kleinen Sternen deuteten, bis zu den modernen Astronomen von W. Herschel ab, welche gezeigt haben, daß unser Universum in bezug auf die Milchstraße systematisch geordnet ist. In ihrer Nähe häufen sich die Sterne, die unregelmäßigen und die planetarischen Nebel, die wunderbaren neuen Sterne und die Sternenhaufen, wogegen die spiralförmigen Nebel an den Polen der Milchstraße, d, h. so weit als möglich von ihr entfernt vorkommen. Der unvergleichlich größte Teil der sichtbaren Sternenwelt gehört also zum Milchstraßensystem.

Man hat aus der Farbe und der Zusammensetzung des Lichtes der Himmelskörper Schlüsse in bezug auf ihr Alter gezogen. Die ältesten haben schon ihre Lebenskraft verloren, sie sind kalt und strahlen deshalb kein eigenes Licht aus z. B. die Planeten im Sonnensysteme. Etwas jünger sind die rotglühenden Sterne, die vor dem Erlöschen stehen, noch jünger die gelben Sterne, wie unsere Sonne, am jüngsten die hellstrahlenden weißen Sterne wie Sirius. Unter diesen sind die Wasserstoffsterne, in deren Licht das Wasserstoffspektrum vorherrscht, die ältesten, jünger sind die Heliumsterne, welche durch das starke Hervortreten der Heliumlinien charakterisiert sind. Noch jünger sind einige Sterne, die nach ihren Entdeckern Wolf-Rayet-Sterne genannt werden, deren Spektrum einen Übergang zu demjenigen der Gasnebel bietet. Aus den Gasnebeln sind alle Sterne hervorgegangen.

Das Eigentümliche ist nun, daß die Sterne um so dichter zur Milch-
straße hin gehäuft sind, je weniger sie sich entwickelt haben. Die Wolf-
Rayet-Sterne kommen fast nur da vor, die roten Sterne sino dagegen
fast gleichmäßig — nicht ganz — über den Himmel verteilt, wie Sta-
tistiken von Pickering und anderen Astronomen zeigen. Aus dem Spek-
trum eines Sternes kann man nicht nur seine chemische Zusammensetzung
beurteilen, sondern auch seine Geschwindigkeit im Raum. In dieser
Weise hat man die mittlere Geschwindigkeit der Sterne in bezug auf
unsere Sonne bestimmt und gleich etwa 20 Kilometer pro Sekunde ge-
funden. Da nun die Sterne wohl im Mittel still stehen, schließt man
daraus, daß die Sonne mit dieser enormen Geschwindigkeit, die etwa
fünfzigmal diejenige der geschwindesten Geschosse übertrifft, zu einem
Punkte der im Sternenbild Herkules, nahe der Leier, liegt, dahinstürzt.
Untersucht man nun die Geschwindigkeit der verschiedenen Stern-
gruppen in bezug auf die Stelle, wo die Sonne sich jetzt befindet, so
kommt man mit den berühmten Sternkundigen Campbell und Kapteyn zu
dem auffallenden Resultat, daß diese Geschwindigkeit um so erheblicher
ist, je älter die Sterne sind. Ein diffuser Nebel, wie der Orionnebel, der
zur Milchstraße gebunden ist, liegt ganz stille — leider sind noch nicht
andere unregelmäßige Nebel in der Nähe der Milchstraße, wo sie stark
zusammengehäuft sind, untersucht. Darnach kommen die Wolf-Rayet-
Sterne mit etwa 4 Kilometern, die Helium-Sterne mit 6,5, die Wasser-
stoffsterne mit 11, die gelben Sterne mit 15 und zuletzt die roten Sterne
mit 1? Kilometern im Mittel pro Sekunde. Es verhält sich, als ob die
Sterne, nachdem sie sich im Nebelschoß entwickelt haben, sich um so mehr
von ihrem Ursprung entfernen, je älter sie werden, und dabei eine stetig
bis zu einer gewissen Grenze (18 Kilometer) zunehmende Geschwindig-
keit erhalten. Die Kraft, welche die Geschwindigkeit der verschiedenen
Teile der Gasnebel ausgleicht, so daß sie zuletzt in bezug auf das Milch-
straßensystem still stehen, ist die innere Reibung zufolge der Zusammen-
stöße der Gasmolekeln. Wenn sich Sterne ausgeschieden haben, wobei
die umliegenden Gasmassen samt Staub in ihre Außenteile aufge-
nommen worden sind, können sie sich frei bewegen. Die Sterne liegen
so weit voneinander entfernt, daß Zusammenstöße zwischen ihnen äußerst
selten vorkommen; in den Ausnahmefällen flackern die sogenannten neuen
Sterne auf. Sie sind also der allgemeinen Schwerkraft unbehindert
unterworfen und werden durch diese in um so heftigere Bewegung gesetzt,
je länger sie ohne Störung durch Reibung gewirkt hat. Durch An-

Näherungen zu anderen Sternen werden sie aus ihren ursprünglichen
Bahnen abgelenkt und mehr und mehr nach allen Richtungen gleich-
mäßig zerstreut.
Man erhalt eine deutliche Vorstellung von dieser Seltenheit der Zu-
sammenstöße, wenn man bedenkt, daß Kapteyn nachgewiesen hat, daß die
Hauptmasse der von uns untersuchten Sterne zu zwei großen Strömen
von Himmelskörpern angehörig sind, welche sich durcheinander in gerade
entgegengesetzten Richtungen mit enormer Geschwindigkeit bewegen, un-
gefähr wie die Menschenmengen in einer Hauptstraße. Wenn Zusammen-
stöße oder auch nur sehr starke Annäherungen zwischen den Sternen hin
und wieder vorkämen, würde diese doppelseitige Bewegung undenkbar
sein. Es gibt einige andere solche Sternenströme, die in unserer Sternen-
welt schräg durch die Hauptströme hindurchgehen, ohne merklich davon
gestört zu werden; man kann sie mit den Menschenströmen in den Quer-
straßen vergleichen.
Einmal entwickelten sich diese sogenannten Sternentrifte, jede aus
ihrem Nebelhaufen, der nahezu dieselbe Bewegung besaß, wie die ent-
sprechende Sternentrift jetzt. Ebenso leicht wie in dem Sternenstadium,
als alle Nebelteile auf den Sternen verdichtet sind, könnten die beiden
Strömungen im ursprünglichen Nebelstadium einander begegnet haben.
In einem solchen Falle würde die Unabhängigkeit der beiden Ströme
nicht lange gedauert haben. Denken wir die Masse unserer Sonne nach
allen Seiten gleichförmig in eine enorme Nebelkugel ausgebreitet, die bis
zum nächsten Firstern, ^.Ipd«, lüoutauri, d. h. zehntausendmal weiter als
die Neptunbahn sich ausdehnte, gegen einen anderen gleichartigen Nebel
mit der Geschwindigkeit von 20 Kilometern pro Sekunde zusammen-
stoßend. Wenn das Gas aus Wasserstoff bestände, würden die Molekeln
im Mittel nach weniger als einem Monat mit Molekeln des anderen
Nebels zusammengestoßen sein. Bei schwereren Molekeln würde diese
Zeit auf ein paar Iahre verlängert werden können. Aber auf alle
Fälle, die beiden Gasmassen würden zu einer einzigen zusammenschmelzen,
deren Massen im allgemeinen um eine zentrale Achse wirbeln würden.
Auf diese Weise würde eine spiralgedrehte Bildung entstehen.
Es ist, wie Easton besonders hervorgehoben hat, äußerst wahr-
scheinlich, daß unsere Milchstraße aus einem Spiralnebel sich entwickelt
hat. Man kann sich dann fragen, ob sie in der geschilderten Weise ent-
standen ist. Offenbar ist ihre Masse milliardenmal größer als diejenige
unserer Sonne. Dies ist auch ohne Zweifel der Fall mit den zwei

Kapteyn'schen Sternentriften. Wahrscheinlich ist also die Milchstraße durch den Zusammenstoß von zwei solchen mächtigen Strömen in ihrem nebligen Urzustand gebildet worden.

Die planetarischen Nebel haben, nach Keelers Messungen, größere Geschwindigkeiten in bezug auf das Milchstraßensystem (im Mittel etwa 25 Kilometer pro Sekunde) als auch die ältesten Sterne. Da sie im ursprünglichen Nebelstadium sich befinden, müssen sie als Eindringlinge von außen betrachtet werden. Solche Eindringlinge sind bisweilen mit den außerordentlich dünnen Gasmassen der Milchstraße zusammengestoßen und haben die ursprüngliche Spirale stellenweise zerbrochen und mit kleineren spiraligen Verzweigungen ausgestattet. Solche Wirbel zweiter Ordnung kann man in vielen Gegenden der Milchstraße beobachten.

Um zu zeigen, wie gut die Easton'sche Auffassung der Milchstraße, als eines ziemlich regelmäßigen Spiralnebels mit der Achse im Schwan, der Beobachtung entspricht, wollen wir die prachtvolle, in Mount Wilson ausgeführte, Photographie des bekannten ungewöhnlich regelmäßigen Spiralnebels, Messier 51, in den Iagdhunden wiedergeben. Die Verdichtung in der Mitte entspricht demnach der dichtesten Stelle der Milchstraße im Schwan, welche etwa 25 Grad auf dem Himmel einnimmt. Die Sonne möge etwa den Platz einnehmen, der mit einem X bezeichnet ist. Das Sternbild des Schwans liegt demnach zwischen den Richtungen X o und X ll, d. h. es nimmt den Teil oa des Himmels ein. Die Höhe dieses Stückes senkrecht zu nl l beträgt nicht weniger als etwa 20 Grad. Danach kommt ein Stück ll<l von nicht weniger als 135 Grad, wo die Milchstraße in zwei Verzweigungen geteilt ist, wovon die innere kräftigere durch die Sternbilder des Pfeils, des Adlers (sehr kräftig, dieser Teil wird fast tangentiell von X aus gesehen), des Schilds (ebenfalls sehr stark), des Schützen, der südlichen Krone, des Teleskops und des Altars zum Winkelmaß verläuft — in den drei vorletzten Sternbildern ist die Milchstraße recht schwach, genau wie ihr Vorbild. Der äußere Halbring ist anfangs sehr kräftig in der Leier und im Schlangenträger, wird aber beträchtlich schwächer im Skorpionen und im Wolf, bis er im Winkelmaß mit dem anderen Halbring sich vereinigt. Nach einer dunklen Stelle in der Richtung X 6, den Kohlensäcken entsprechend, hellt die Milchstraße sehr stark in der Richtung X t bis X ss auf, dem glänzenden Sternbild des Südkreuzes und dem Anfang des Schiffs Argo entsprechend. Die Milchstraße ist da einfach, die äußere Windung enthält

keine Anhäufungen von Sternen mit Ausnahme des isolierten Nebel-
flecks am unteren Teile des Bildes, welcher vielleicht den Magellanischen
Wolken entspricht. Hier kommt eine schwächere Stelle ßll im Schiff
Argo und eine Aufhellung zwischen > und K im Einhorn. K entspricht der
fast dunklen Stelle der Milchstraße an der Grenze zwischen Orion und
den Zwillingen. Zwischen K und n kommt erst eine stark leuchtende
Stelle, in welcher die innere Windung fast in tangentieller Richtung von
X aus gesehen wird. Sie entspricht den Teilen der Milchstraße im
Fuhrmann und im Perseus. Weiter nach o hin sieht man diese Spiral-
windung doppelt mit einer Art dunklen Öse dazwischen, wie die Milch-
straße in den Sternbildern Cepheus und Kassiopejas.
Das Stück li» nimmt in der Milchstraße etwa 100 Grade ein, in
unsrem Vorbild aber etwa nur die Hälfte. Dafür sind die früheren
Stücke lji und z;ll, die zusammen im Vorbild etwa 145 Grad ein-
nehmen, um so viel kürzer in der Milchstraße, nämlich nur etwa 95 Grad.
Eine vollkommene Übereinstimmung ist natürlicherweise nicht zu erwarten.
Die genannte Reihenfolge der Sternbilder von links nach rechts ent-
spricht einem Standpunkte am Südpol der Milchstraße. Von da aus
erscheint sie also als eine rechts gedrehte Spirale, wie der abgebildete
Vergleichsnebel, den wir ebenfalls vom Südpol aus sehen.

/^<«. ^ ^^ '^ ////^.^
^<
5
^^-
^
»
»
»
; »
'
-
/
'
/
»
<
.
^
>
^
-HM
^-
-
^ i
!//,/</./,
, />7//^.)'
><)^/ ^^-^ ^„^
pnnto^sÄPnie «le« bekannten 8pl>»!neoeI8, ^ezzier 5l, in 6en ^»Zllnunllen.

„Wirklich" nennen wir diejenigen Eindrücke unseres innern Erlebens, welche wir vermittelst unserer fünf Sinnesorgane von der Außenwelt empfangen, „wahr" hingegen bedeutet ein Werturteil über den logischen Zusammenhang unter den uns von den Sinnesorganen übermittelten Eindrücken. Was die Sinne uns zutragen, ist fragmentarisch und zusammenhanglos. Erst der vergleichende, unterscheidende und die Beziehungen zwischen den einzelnen Sinneseindrücken herstellende Verstand gibt das verknüpfende Band zwischen den isolierten Einzelerscheinungen oder Eindrucksatomen ab. Daß die Sonnenscheibe beim Sonnenuntergang ins Meer taucht, ist psychologisch wirklich, aber logisch nicht wahr, d. h. wohl eine erlebte Tatsache, aber kein zulässig erklärter Zusammenhang. Daß hingegen zweimal zwei vier ist, das ist umgekehrt logisch wahr, aber psychologisch nicht wirklich. Denn Zahlen können wir nicht mit den Sinnen wahrnehmen, wenn auch unsere Zahlensysteme, insbesondere das dekadische, an der Hand unserer sinnlichen Erfahrung, an den zehn Fingern der beiden Hände, entstanden sein mag.

Wie verhält sich nun die nur psychologisch gültige Wirklichkeit zur logisch gültigen Wahrheit, die vslit6 äe tait zur vsrir6 üe rlli»au oder stel'nelle, das Einzelerlebnis zum kompleren Begriff: „Welt"? Wie klärt sich das Chaos der zufällig in uns eindringenden Sinneseindrücke zu jener gesetzmäßig geordneten Welt, wie sie uns die Astrophysik im geschlossenen Kausalzusammenhange zeigt? Wie gelangen wir von den Tatsachen, welche die Sinne uns unmittelbar zeigen, zu jenen Ursachen, welche der Verstand als zureichende Erklärungen der Zusammenhänge unter den von uns beobachteten Einzeltatsachen aufdeckt? Haben doch alle unsere Aussagen über die von uns beobachteten Erlebnisse, seien diese äußere Eindrücke oder innere Reaktionen auf diese Eindrücke, verschiedene Grade der Sicherheit. Wir sprechen von Wahrnehmungsur-

teilen, wenn sich unsere Aussagen auf unmittelbare Selbsterlebnisse stützen, von Gedächtnisurteilen, wenn sie sich auf frühere Erlebnisse beziehen, endlich von Begriffsurteilen, wenn unsere Aussagen zeitlose Gültigkeit beanspruchen. In den beiden ersten Fällen sprechen wir von der Wirklichkeit, und nur im letzten von der Wahrheit unserer Urteile. Denn jede Wirklichkeit ist örtlich und zeitlich begrenzt. Alle unsere Aussagen über die von uns erlebte Wirklichkeit gelten nur von einem Hier und einem Ietzt. Von jeder erlebten Tatsache ist das Gegenteil prinzipiell denkbar, wenn es auch durch die Tatsache des Erlebens für den vorliegenden Fall ausgeschlossen ist.

Fälle ich das Mehrheitsurteil: alle Menschen sind sterblich, oder: alle Körper sind ausgedehnt, oder endlich das Begriffsurteil: Tugend beglückt, so gehe ich über den Bereich des sinnlich Wahrnehmbaren hinaus, da ich mit meinem Gesichtssinn weder alle Menschen sterben, noch alle Körper ausgedehnt sehen, noch endlich die „Tugend" wahrnehmen kann. Und trotzdem wohnt dem Mehrheitsurteil oder dem Begriffsurteil eine unvergleichlich größere Sicherheit der Aussage inne, als jener Wirklichkeit, die wir mit unsern Sinnen erschaut haben. Die Sinne teilen wir mit Wilden, Barbaren und Tieren, die ja meist sogar schärfer entwickelte Sinne als wir Kulturmenschen haben, aber Mehrheits- oder Begriffsurteile, auf denen sich alle wie immer geartete Wissenschaft aufbaut, können nur zivilisierte Menschen fällen. Die Beobachtung der Wirklichkeit gestattet wohl die assertorische Aussage: so ist es, aber nicht die apodiktische Zuversicht: so muß es sein, denn anders kann es nicht sein. Wären wir, wie die Tiere und die Wilden, ausschließlich auf die Zeugnisse unserer Sinne angewiesen, so gäbe es für uns zwar eine Wirklichkeit, aber keine Wahrheit. Denn logisch wahr ist nur, was nicht hier und jetzt, sondern immer und überall gilt. Das Kriterium der logischen Wahrheit finden wir bei Leibniz und Hume in unseren analytischen Urteilen, wie sie den mathematischen Lehrsätzen eigen sind, deren Denkzwang ein so unabweislicher ist, daß das Gegenteil eines logischen Arioms oder mathematischen Lehrsatzes etwas gedanklich Unvollziehbares darstellt, während Kant die Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit unserer Aussagen als entscheidende Kennzeichen der logischen Wahrheit anspricht.

Auf welchem Wege aber gelangen wir Menschen von der Wirklichkeit, wie sie uns die Sinne verbürgen, zur Wahrheit, wie sie uns nur der Verstand gewährleistet? Hier liegt die philosophische Scheidegrenze

zwischen Psychologisten und Logiften, wie man sie noch vor einem
Menschenalter bezeichnete, oder zwischen Pragmatisten (Humanisten) und
strengen Idealisten, wie der heutige philosophische Sprachgebrauch
sie nennt oder mit Vorliebe etikettiert. Die Idealisten anerkennen mit
Platon ein für sich seiendes Reich von ewigen oder logischen Wahrheiten,
zu denen sich die psychologische Wirklichkeit etwa verhält wie das Ori-
ginal zur Kopie, wie die Gattung zum Eremplar, wie das Vollkommene
zum Unvollkommenen, wie das Ganze zum Teil, wie das Meer zum
Wassertropfen, wie das vollendete Urbild zu seinem abgeschwächten Ab-
bild. Mit dem platonisierenden Kant und dem hegelesierenden Cohen
stellt man die ewigen Wahrheiten der reinen Logik als jene idealen
Musterbilder zeitloser Wahrheiten hin, welche die noumenale Welt
bilden, während die phänomenale Welt, d. h. die Wirklichkeitswelt
unserer Sinne nur ein schwacher raumzeitlicher Abglanz der Wahrheit
ist. Die Wahrheit ist absolut, die Wirklichkeit relativ; jene zeigt ein
ewig sich gleichbleibendes eleatisches Sein, diese ein in ständigem Fluß
befindliches heraklitisches Werden. Dort die majestätische Ruhe Gottes,
hier die plebejische Unrast der Welt. Und wer sich zu dieser starre«
Absolutheit der logischen Wahrheit nicht emporzuschwingen vermag,
den verspottet ein englischer Vertreter dieser Richtung, Muirhead, mit de»
fast blasphemisch klingenden Wort, daß er das Weltall sonst zu einer
„Aktienunternehmung von Gott und Comp, ohne Unfallversicherung"
herabwürdige.
Und doch muß es eine geheimnisvolle, unterirdische Brücke zwischen
der logischen Wahrheit des Verstandes und der psychologischen Wirklich-
keit der Sinne geben, sonst bliebe uns, wie ich in meiner Schrift „Dua-
lismus oder Monismus?" ausgeführt habe, folgende Problemstellung
völlig unlösbar. Mit den logischen Operationen unseres Verstandes
bauen wir die Mathematik, die erakteste aller Wissenschaften, auf. Be-
vor wir an diese Arbeit gehen, beginnen wir mit Ariomen. Auf dem
Papiere setzen wir Punkte, Linien und Flächen, fordern wir Kreise, Drei-
ecke, Vierecke, rechnen wir mit dem dekadischen Zahlensystem, folgern
wir logisch-mathematische Lehrsäße, die allesamt reine Verstandesoperati-
onen sind. Hinterher aber übertragen wir unsere subjektiven Setzungen,
Forderungen, Rechnungen, Postulate oder ariomatische Bedingungen
des Denkens auf die Wirklichkeit der Außenwelt, und die Anwendung
der logischen Wahrheit auf die psychologische Wirklichkeit geht restlos
auf. Denn nach unserer Berechnung auf dem Papier konstruieren wir

Brücken, durchbohren wir Tunnels, bauen wir Maschinen, bestimmen
wir Sonnen- und Mondfinsternisse. Woher stammt nun die richtige
Vorwegnahme der Wirklichkeit seitens unserer logischen Funktionen?
Die gegenständliche Welt, die Wirklichkeit, wie wir sie mit unfern
Sinnen anschauen, richtet sich offenkundig doch nach jener logischen
Wahrheit, die wir nur vermittelst unseres Verstandes erzeugen. Hätten
die Wahrheiten der Mathematik nur logische Gültigkeit für den Ver-
stand, der sie erzeugt, so wäre dies nach dem Satze des Widerspruchs
selbstverständlich. Hätte umgekehrt die Wirklichkeit, wie wir sie mit
unsern Sinnen anschauen, nur subjektive Gültigkeit für das Einzel-
individuum, das diefe Wirklichkeit in sich erlebt, aber nicht zugleich ob-
jektive Gültigkeit für alle andern Individuen, welche dieselbe Wirklich-
keit erleben, so läge ebenfalls kein ernstes Problem vor. Das eigentliche
Problem, wie sich die Wirklichkeit zur Wahrheit verhält, beginnt viel-
mehr erst dann, wenn wir unwidersprechlich dartun, daß Wahrheit und
Wirklichkeit einander entsprechen, daß also die logischen Funktionen
unseres Verstandes Gattungsbegriffe oder Gesetze aufstellen, nach denen
sich die Erfahrungen vermittelst unserer Sinne richten. Wie kommt nun
der logische Erkenntnisgrund dazu, den psychologischen Realgrund vor-
wegzunehmen, also von sich aus vermittelst seiner Verstandesoperationen
logisch-mathematische Formeln aufzustellen, die nicht nur gültig sind in
der Domäne des Bewußtseins, wo der Verstand souverän ist, sondern
auch in der Sphäre der Wirklichkeit, wo der menschliche Verstand schein-
bar gar nicht mitzureden hat? Dieser Parallelismus von Erkenntnis-
grund und Realgrund, von logischer Wahrheit und psychologischer
Wirklichkeit, von den Kategorien des Verstandes und den sinnlichen An-
schauungsformen in Raum, Zeit und Zahl ist das Kreuz aller Philosophie.
Die platonische Lösung, welche bis auf den heutigen Tag den
strengen Idealismus beherrscht, liegt in einer Zeitweltentheorie be-
schlossen, welche die Vertreter einer Wirklichteitsphilosophie nicht mit-
zumachen gewillt sind. Danach stünde der sinnlich wahrnehmbaren Welt
von Körpern, die wir als Wirklichkeit empfinden, eine unkorperlichc,
übersinnliche, unwahrnehmbare Welt von Ideen gegenüber, die wir nur
vermittelst des begrifflichen Wissens unseres Verstandes zu erfassen ver-
mögen. Die Vernunfterkenntnis vermittelt uns die logischen Wahrheiten,
die mathematischen Formen, also das Reich des absoluten Wissens, d. h. die
unmaterielle Welt der Ideen. Die Wahrnehmungserkenntnis hingegen,
welche uns die Wirklichkeit der Körperwelt vermittelt, beschränkt sich auf

sinnliche Bilder oder schwächliche Abbilder der Wahrheit. Sie gewährt uns daher nur eine schwankende (relative) Wahrheit, wohl eine Meinung, aber kein unbedingtes (absolutes) Wissen. Der Unterschied zwischen Sinneserkenntnis und Verstandeserkenntnis ist kein gradueller, sondern ein prinzipieller. Die Wahrheit des Verstandes ist das Modell, das ewige Musterbild, an welchem die Wirklichkeit der Sinneserfassung „teilhat".

Hier setzt nun die Gegenbewegung der Empiristen, Positivisten und Pragmatiker ein. Ihr jüngster Wortführer, F. C. S. Schiller, Professor in Orford, sagt in seinem „Humanismus" (in der trefflichen Übertragung des rühmlichst bekannten Wiener Philosophen Rudolf Eisler, Leipzig, Klinkhardt, 1941, S. 129): Reines Denken ist kein Naturprozeß, sondern eine logische Fiktion, die nicht einmal den Zwecken der technischen Logik entspricht. In Wirklichkeit wird unser Erkennen auf jeder Stufe von unsern subjektiven Interessen und Bevorzugungen, unsern Wünschen, Bedürfnissen und Zwecken getrieben und geleitet. Das sind die Triebfedern auch unseres intellektuellen Lebens. Die „ewigen Wahrheiten" sind nur logische Normen, die wir zur Orientierung und Wahrung unserer Lebensinteressen brauchen. Die Logik selbst ist nichts anderes als „systematische Bewertung des tatsächlichen Erkennens". Denn die Menschen, meint Schiller humoristisch, sind vernünftiger als die Philosophie. Sie berichtigen ihre vorgefaßten Meinungen an der Erfahrung. Sie lernen gern von einander. Und sie können es schließlich zu einem Wahrheitsbegriff bringen, der mit ihren tatsächlichen Erfahrungen und Lebensbedingungen übereinstimmt. Der Mensch ist unentbehrlich als Schöpfer der Wissenschaft. Die Ariome, Forderungen, Setzungen, die wir in der Mathematik kennen, halten wir erfahrungsgemäß als Grundsätze fest, weil wir sie praktisch benötigen und weil wir deren Wahrheit wünschen. Anders ausgedrückt: Ariome sind nicht „ewige Wahrheiten", sondern nur nützliche Forderungen — Postulate.

Der Geist, so führt diejenige Abschattung des Pragmatismus, welche Schiller auf den Namen „Humanismus" getauft hat, fort, kann sich nicht selbst zum Narren halten, weil er nicht auf die Begriffe verzichten will, deren er zur Ordnung seiner Erfahrungen bedarf. Daher ist das Gefühl der Notwendigkeit im Grunde eine emotionale Begleiterscheinung der gewollten Aussuchung der Mittel zur Verwirklichung unserer Zwecke. Unser Intellekt ist niemals ganz uninteressiert oder

affektlos. Deshalb muß man das Denken als aus dem Handeln entsprossen, das Erkennen als ein Erzeugnis des Lebens ansehen, den Intellekt selbst als Kind des Willens begreifen, während das Gehirn, das zu einem Werkzeug für theoretische Betrachtung geworden ist, als das feinste, zarteste und mächtigste Organ für die Bewertung von Anpassungen an die Lebensbedürfnisse anzusprechen ist. Mit andern Worten: die menschliche Natur ist teleologisch. Wir begreifen nur, was wir selbst schaffen. Der vermenschlichende Zug ist allen unsern Verstandes - operationen und deren Hinausprojizierungen erbeigentümlich. Ohne Konformität mit der menschlichen Natur gibt es für uns daher keine Vegreiflichkeit. Wir finden in der Außenwelt nur diejenige Ordnung vor, die wir im Interesse unserer Selbst- und Arterhaltung aus unserm eigenen Bestand, nach Analogie der Menschen, in sie zuvor hineingelegt haben. Der Gottesbegriff ist danach ein ebensolcher Anthropomorphismus wie der Naturbegriff. Aber, so können wir jetzt hinzufügen, ein teleologisch-notwendiger, der Arterhaltung dienender und deshalb unentfliehbarer Anthropomorphismus. Ietzt begreifen wir auch, warum Wirklichkeit und Wahrheit korrespondieren, parallel laufen, einander entsprechen. Wahrheiten sind eben logische Werte, die wir nach unserm eigenen Ebenbilde erzeugt haben, um die Wirklichkeit nach Analogie menschlicher Zwecksetzungen oder Wertungen begreiflich zu machen. Logische Wahrheiten gestalten sich zu Normen, welche uns befähigen, den Sinnenschein richtig zu deuten und in den Weltzusammenhang wissenschaftlich einzugliedern.

Die Zielstrebigkeit des Denkens, alles Denkens, birgt nach alledem den Schlüssel für die Übereinstimmung von Wahrheit und Wirklichkeit in sich. Infolge dieser Zielstrebigkeit stellt sich jene „Ökonomie des Denkens" ein, welche uns im Interesse unserer Selbsterhaltung befiehlt, mit einem Minimum von Energieverbrauch ein Marimum von Leistung zu bewältigen. Wir treffen daher, wie der Humanismus will, die nötige Auslese unter den Gegenständen unserer Aufmerksamkeit, indem wir das unserm Denkzwecke Gemäße annehmen, oder das ihm Widerstreitende ablehnen. Iede Wahrheit ist daher nur eine Wertform, und das logische Urteil ist nur eine Wertung — „eine lobpreisende Etikette, mit der wir die nützlichsten Begriffe schmücken, welche wir zur Beherrschung unserer Erfahrung gebildet haben". Alle Naturgesetze haben daher nur den zielstrebigen Sinn einer Begreiflichkeit der Weltordnung. Sie stellen die festen Gewohnheiten der Dinge dar und ihre Konstanz ist eine empirisckie

Tatsache. Aus der Erfahrung allein lernen wir, daß die Natur im allgemeinen unserem Postulat der Regelmäßigkeit entspricht und dasselbe so anwendbar macht, daß wir es für „wahr" halten können. Letzten Endes sind es immer wieder nur Menschen, welche nach Analogie ihrer eigenen Wesenszüge die Wirklichkeit nicht minder als die Wahrheit erzeugen, und deshalb stimmen sie miteinander überein.

Gegen diese auf Feuerbach, in der tiefsten geschichtlichen Denkwurzel auf Protagoras zurückgehende Lösung des Rätsels, warum Wahrheit und Wirklichkeit so vielfach übereinstimmen, habe ich indes schwere Bedenken, welche ich bereits in den „Philosophischen Strömungen der Gegenwart" geltend gemacht habe. Wie kommen nämlich die Empfindungen, die uns als Eindrucksatome, also zufällig, zusammenhanglos, in chaotischem Wirrwarr gegeben sind, in unserm Kopfe plötzlich dazu, Reihen, Serien, Ordnungsfunktionen, Assoziationen oder Kategorien zu bilden? Wie gestaltet sich das psychologische Chaos der Empfindungen, welche uns die Wirklichkeit widerspiegeln, zu jenem logischen Kosmos im Kopfe, der uns die wissenschaftliche „Wahrheit" enthüllt? Wie werden Tatsachen zu Ursachen, Wirklichkeiten zu Wahrheiten, einzelne fragmentarische Erlebnisse zu einer, wenn auch nur relativen, aber die Zusammenhänge in der Außenwelt gleichwohl vortrefflich erklärenden Wahrheit?

Ich vermag daher den Gegensatz zwischen Sein und Werden, zwischen logischer Wahrheit, die stetig ist und psychologischer Wirklichkeit, die sich im Flusse befindet, kurz zwischen strengem Idealismus aus der Schule Cohens und Pragmatisten von der Richtung eines Iames nur so zu schlichten, daß jene Recht haben für die Geltung, diese für den Ursprung aller unserer Begriffe, welche für unsere halbtierischen Vorfahren erworben, für uns aber schon ererbte Funktionen sind. Die Sinne zeigen uns gleichsam das Alphabet der Welt, während der logisch operierende Verstand uns den tiefsten Sinn der Welt erschließt, indem er uns vermittelst seiner Funktionen der Identität und des Widerspruchs die Zusammenhänge unter den Einzelerscheinungen richtig deutet. Wir buchstabieren das Epos Welt mit unsern Sinnen, und wir erlernen dieses ABC mühsam genug an der Hand der rohesten und plumpsten Sinneseindrücke. Aber wir bewältigen diese erdrückende Fülle von Eindrucksatomen, welche die Wirklichkeit zeigen, durch unsere logischen Funktionen, welche uns die ewigen Wahrheiten offenbaren, die ihrerseits in jeder erlebten Wirklichkeit wie punktiert angedeutet sind. Iede

Wirklichkeit birgt einen verborgenen Hinweis auf die logische Wahrheit oder natürliche Gesetzmäßigkeit in sich. Will man Kulturpolitik treiben, wie „Nord und Süd" dies programmatisch fordert, so müssen wir ein Kriterium der Wahrheit anerkennen, das Dauer verspricht. Mit skeptischem Zerwühlen und Zernagen von Ewigkeitswerten gefährden wir den Bestand unseres Kultursystems. Im Interesse des logischen Gleichgewichts zahlreicher Grübler und Zweifler sollen diese erkenntnistheoretischen Erwägungen hier ihre Stelle finden.

Prof. Dr. Berthold Litzmann:

Wildenbruchfeier*)

Der deutschen Iugend hat Wildenbruch einmal das Wort zugerufen :

„Wenn Deutschland nicht mehr jung ist,
Wird Deutschland nicht mehr sein!"

Für ihn war Iugend eben eine an keine Lebensstufe, an keine Iahre gebundene geistige Eigenschaft, oder richtiger eine sittliche, die sich zu erhalten Pflicht und die zu verlieren Pflichtverletzung war. So ist er selbst denn auch, was wir a l t nennen, nie geworden. Bis ihn der Tod in seine Arme nahm, und mit grausamer Hand sein stürmisch pochendes Herz zur ungewollten Ruhe zwang, ist er jung geblieben. Für ihn selbst galt, was er in der „Schwesterseele" den alten Nöhring zu Schottenbauer sagen läßt: „Sie haben etwas, was heute die Allerwenigsten haben, Sie sind ein naiver Mensch!" Aus dieser Naivität, d. h. aus dieser Ungebrochenheit des Gefühls und jenem starken Verantwortungsbewußtsein die Gabe ewiger Iugend sich und anderen zu erhalten ist recht eigentlich seine Dichtung herausgeboren. In diesen beiden ist der Schlüssel zu seinem innersten Wesen gegeben und damit zugleich auch die Linie angedeutet, in deren Umgrenzung seine Kräfte am reinsten und stärksten sich entfalten konnten. Und ebenso ist damit die innere Geschlossenheit seiner Persönlichkeit erklärt, die, trotzdem der Mann anders als der Iüngling gesehen und gestaltet hat, in ihren letzten und höchsten Zielen von der ersten bis zur letzten Stunde sich gleichgeblieben ist.

Der jungen Generation von heut, die mit seinem Namen unwillkürlich die Vorstellung der äußeren Erscheinung verbindet, wie sie die Bilder aus seinen letzten Lebensjahren festgehalten haben, klingt das vielleicht zunächst befremdlich; ihr möchten dabei eher die Worte in

") Rede zur Wildenbruchfeier des akademisch-literarischen Vereins am 17. Dezember 1911.

den Sinn kommen, die er einst auf die Alterserscheinung des geliebten
Heros Bismarck geprägt:

Ein Greisenangesicht,
Durchfurcht von Weltensorgen,
Gebeugt von Völkerpflicht.

Und mit Recht, denn auch er trug „Weltensorgen" im Herzen und
„Völkerpflicht" lastete schwer auf den Schultern des Mannes, dessen
letztes Wort an sein Volk die Mahnung war:

Lerne verachten!
Lerne zürnen!

Es liegt mir auch fern in Ihrem Herzen dies Bild auszulöschen.
Denn es ist gut, daß die Nachgeborenen einer großen Zeit dieses ernste
sorgenumwölkte Antlitz und die grollende warnende Stimme des Pro-
pheten im Gedächtnis behalten als einen Ansporn sich des großen Erbes
würdig zu erweisen und sich bewußt zu bleiben der Erfahrungsweis-
heit, daß ein Staat nur durch dieselben Kräfte erhalten werden kann, die
ihn gebaut haben.
Gleichwohl möchte ich heute bei dieser von der Jugend ins Leben
gerufenen Feier Ihnen nicht von dem Mann sprechen, dem die tückische
Krankheit den Leidensstempel aufgeprägt und dem dumpfe Sorge um
die Zukunft seines Volkes am Herzen nagte. Ich möchte Sie vielmehr
heute in jene schon weit zurückliegenden Iahre führen zu dem Zeitpunkt,
wo er aus dem Nebel phantastischer Knaben- und Iünglingsträume auf-
tauchend zum Bewußtsein der ihm persönlich durch das Schicksal ge-
stellten Aufgabe erwachte und den Weg einschlug, den er seitdem nie
wieder verlassen hat. Ich möchte Ihnen einen Einblick gewähren in
die Welt und die Hoffnungen und Kämpfe des jungen Wildenbruch.
Sie werden dann, glaube ich, verstehen, warum ich die innere Geschlossen-
heit seiner Persönlichkeit im Eingang so stark betonte. Sie werden —
jedenfalls die Iüngeren unter Ihnen — ihn von einer neuen Seite kennen
lernen und doch den Kern und das Wesen schon hier finden, die Ihnen
aus der Arbeit seiner Mannes- und Altersjahre vertraut und ehrwürdig
sind.
Ich fand jüngst in seinen Briefen eine Stelle, die mich eigentümlich
ergriff. Der Brief ist geschrieben im März 1887 unter dem über-
wältigenden Eindruck der stürmischen Huldigung, die ihm die akademische
Iugend Berlins bei dem großen Kommers zum 90. Geburtstage des

alten Kaisers nach dem Vortrag seines Gedichts „Wir haben ihn noch!"
dargebracht hatte. Und nach einer Schilderung der Vorgänge des
Abends heißt es da: „Im Iahre 1871/72 war es, als ich einsam auf
meiner einsamen Stube zu Frankfurt saß und das Widmungsgedicht
„An Deutschlands Iugend" zu den „Nornen und Sibyllen" schrieb.
Denke ich daran zurück, so ist mir als hätte ich ein zur Wirklichkeit ge-
wordenes Märchen durchlebt. Der Träumer hat Recht behalten. Der
Glaube, der mich damals in öden verzweiflungsvollen Stunden aufrecht
erhielt, war kein Irrglaube, die deutsche Iugend hat die Herzen aufgetan
und mir brausende donnernde Antwort erklingen lassen."
Die Dichtung, von der er hier spricht, das symbolisch-allegorische
Drama „Die Söhne der Sibyllen und der Nornen" ist recht eigentlich der
Eingangsakkord zu der großen Symphonie seiner Lebensdichtung. Wohl
hatten auch die vorangehenden Iahre ihn bei der Arbeit gefunden: in
leidenschaftlicher Inbrunst hatte er, seit er im Herst 1865 den Offiziers-
degen, den ihm der Wille des Vaters in die Hand gedrückt, an die
Wand gehängt, während der Vorbereitungsjahre in Burg, während der
Studienzeit in Berlin, mit epischen und dramatischen Stoffen und Pro-
blemen gerungen, nicht nur in Entwürfen sondern schon bis zum Gipfel
der letzten Gestaltung vordringend, ein Römerdrama „Spartakus", eine
deutsche Rittertragödie „Die Rache der Frau", um nur Einiges zu
nennen, vollendet, aber es war doch wenig mehr gewesen als ein Suchen
nach dem eigentlichen Ziel, ein Stimmen der Instrumente, im besten
Falle ein Präludium. Den Grundton und die tragende Lebensmelodie
hat ihm erst der große Krieg in die Seele gesungen.
Er selbst hat bekanntlich einmal den Tag von Königgrät z als seinen
eigentlichen Geburtstag bezeichnet. Aber wie zwischen dem Tage, da der
Mensch ins Leben eintritt, und dem, an dem er bewußt von diesem Leben
Besitz ergreift, Zeit vergehen muß, so bedurfte auch die Seele des Dichters
von jenem Geburtstag an bis zu der Stunde der bewußten kraftvollen
Besitzergreifung der eigenen Persönlichkeit auch eine Frist, eben die vier
Jahre, die zwischen dem Tage von Königgrätz und dem Iahr des großen
Krieges lagen.
Dieses Iahr, das ihm Großes versagte — den Kampf mit dem
Schwert in der Hand — viel nahm — den Neuesten und liebsten Freund
— ist für seine Dichtung der große Lebenswecker gewesen, tief furchend
warf es die Schollen auf und streute zugleich die Samenkörner in das
aufgelockerte Erdreich.

Und die erste Frucht, die auf diesem Boden reifte, ist eben jene im Winter 1871/72 in Frankfurt a. O. entstandene Dichtung, „Die Söhne der Sibyllen und der Nornen." Sie ist heute wohl auch den Verehrern Wildenbruchs so gut wie unbekannt, und fast verschollen, trotzdem sie 1873 im Verlag von Georg Stilke in Berlin erschienen, und trotzdem sie das erste vollendete Werk von ihm ist, das in jeder Zeile den Stempel seiner neuen Persönlichkeit trägt, die von der Zukunft Besitz ergreift. Schon das Motto aus dem Philipperbrief ist bedeutsam in seinem Gemisch von jugendlicher Bescheidenheit und jugendlichem Kraftbewußtsein. „Meine Brüder, ich schätze mich selbst noch nicht, daß ich es schon ergriffen habe. Eins aber sage ich: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, was vorn ist." Die junge Generation, die durch das Große, das sie erleben durfte, sehend und ihrer Aufgabe bewußt geworden ist, meldet sich hier zum Wort. Für diese neue Generation und zugleich z u ihr spricht einer aus ihren Reihen in der Widmung „An Deutschlands Iugend", die dem Drama als Prolog vorangeschickt ist.

Euch meinen Brüdern will dies Lied ich singen;
wie es mir heiß aus junger Brust geflossen,
so sei es heiß in eure Brust gegossen,
tut auf die Herzen, laßt die Antwort klingen.
Iung seid auch ihr, euch ist's noch nicht verloren
das heil'ge Recht, das Iugend stets besessen:
im Sturme des Gefühles zu vergessen
das Tadelswort, das kalter Sinn geboren.
Ihr werdet nicht hinweg das Antlitz wenden,
Wenn großes Bildnis spricht von großen Taten,
neu ist die Zeit, so laßt uns neu beraten,
faßt meine Hand mit euren Bruderhänden.
Ihr Nornensöhne, ihr zur Tat bereiten,
wohlan den heil'gen deutschen Sang zu wecken!
Nicht soll er länger mehr sein Haupt verstecken,
hochtönend soll er durch die Lande schreiten.
Zum Bunde, Brüder, reichet mir die Hände!
und diese Losung soll der Bund erhalten:

daß Tat und Lied feindselige Gewalten,
der alte Aberglauben sei zu Ende.
Und also soll mein Lied dem Feuer gleichen
das man zur Nacht auf hohem Berg entzündet,
und das dem schlummertrunknen Tal verkündet:
wach auf und sieh verheißungsvolles Zeichen.
Eine neue vaterländische Dichtung also mit höchstgesteckten Zielen:
So möcht' ich sehen rings in Deutschlands Gauen
in heil'ger Glut die Iünglingsherzen sprühen,
am alten Himmel neue Sterne glühen,
die froh herab ins Land der Sänger schauen.
Und hört' ichs dann mit tief entzücktem Ohre,
wie sich die Harfen rührten und die Saiten,
wie sich an meinen Sang Gesänge reihten,
nur leise erst, doch bald in vollrem Chore:
Dann jauchzte ich: mein Werk ist mir gelungen,
erreicht das Ziel, das ich mir vorgestecket:
erwecken wollt' ich und ich hab' erwecket,
und nicht vergebens habe ich gesungen.
Ein Iüngling spricht, der zum erstenmal nach dem höchsten Lorbeer vaterländischer Dichtung die Hand ausstreckt, der vor dem Wagnis nicht zurückschreckt Weltbegebenheit über Iahrtausende zu gestalten, ein Iüngling, dem Dante und der Dichter des Faust als pfadweisende Gestirne vorleuchten. Eine symbolisch-allegorische Dichtung in dramatischer Form. Eine der ersten Szene vorangeschickte Einführung in Prosa eröffnet den Blick auf ein bedeutendes Ziel: „Die alte Welt ist untergegangen, erlahmend am großen Werke des Christentums. Gott aber Werkzeuge begehrend zur Erfüllung seiner ewigen Zwecke beschließt der Erde ein neues Geschlecht von Menschen zu verleihen. Da erscheinen die Mütter des Südens (Sibyllen), die schon die alte Welt geboren, und die jungfräulichen Mütter des Nordens (Nornen) und es gebären jene die Romanen, diese die Germanen. Das sind die neuen Herren der Erde " In den nun folgenden Szenen verkündet der vor dem ge-

schlossenen Tor des Himmels stehende Erzengel Michael den lauschenden
Müttern die Schicksale ihrer Kinder, die er sich in den dahinrollenden
Iahrhunderten auf Erden vollziehen sieht. Die Kämpfe und die Kultur-
arbeit der Romanen und Germanen durch das Mittelalter bis auf die
Gegenwart. Und je nachdem er für den einen oder den anderen Fort-
schritt, Sieg, Stillstand, Niederlage verkundet, begleiten die Mütter in
leidenschaftlichem Wechsel bald frohlockend bald wehklagend den Gang
der Weltbegebenheiten bis zu den Tagen, wo Deutschland und Frank-
reich sich im großen Kampfe messen und der westliche Romane unterliegt,
während der südliche (Italien) sich mit dem Sieger zu einem neuen
Weltbunde der Zukunft vereinigt.
Ein jugendlich unausgeglichenes und unausgereiftes Werk. Durch
die mythisch-mystischen Vorgänge, die die Geburt der Söhne der Sibyllen
und der Nornen vorbereiten und begleiten, durch die Weltbegebenheiten
der mittelalterlichen Geschichte bis in die Zeiten der Reformation, wie
mit Adlerflügeln beschwingt machtvoll fortstürmend, aber je näher die
Gegenwart rückt, den symbolisch-allegorischen Apparat, der sich im An-
fang den Begebenheiten wie etwas Natürlich-Notwendiges anschmiegte,
immer mühsamer als eine Last wie einen schweren Panzer schleppend und
fast unter ihm erliegend.
Wir können es daher wohl verstehen, daß damals die Dichtung nicht
das Echo weckte, das ihr Schöpfer sich von ihr erträumt hatte, trotzdem es
ihr an vielversprechenden Momenten und Worten nicht fehlt, die einem
empfänglichen Ohr schon damals hätten sagen können, daß sich hier nicht
nur die Iugend überhaupt zum Worte meldet, sondern eine Iugend, die
wirklich etwas Neues und Eigenes zu sagen hat. Mag man bei den
Versen der Widmung noch den Schüler Geibels zu hören glauben, Worte
wie die, die den jungfräulichen Nornen, die unter der segnenden Hand
des Herrn sich Mutter des künftigen Geschlechts werden fühlen, in den
Mund gelegt sind*), schrieb damals keiner, und auch er selbst hat später
dieses wuchtige gedankenschwere Pathos in seinen besten Stunden nicht
übertroffen:
Starre, Nacken, starre zu Stein!
Felsengewaltig auf bebenden Scheitel
Senket sich nieder drängende, drängende Last.
Schwer ist die Hand des Allmächtigen, schwer.
*) Die Söhne de» Sibyllen und der Nomen S. 29.

Quellend strömet die Glut aus ihr;
tosend durchwandeln sie dunkele Ströme
brausen herab zum schauernden, schmelzenden Leib.
Bronnen des Leibes entsprudeln der Nacht.
Tue Busen weit, weit dich auf!
schwellend eröffnet euch Kammern des Herzens
ganz zu umfangen unendlichen Wonnestrom,
frevelnde Keuschheit wird heilige Glut.
Wiege wurde der Iungfrau'n Leib:
wunderbar mischen sich Wonne und Schmerzen,
träumende Augen schlagen zum Lichte sich auf,
heiß pocht das Leben ans hemmende Tor.
Glutstrom werde knospender Leib!
Lodernd entsteige dem Dunkel, Geheimnis,
daß wir dich schauen, dich fühlen mit zuckender Hand.
Leib unseres Leibes, wir rufen, wach auf!
„Wunderbar mischen sich Wonne und Schmerzen,
träumende Augen schlagen zum Lichte sich auf,
heiß pocht das Leben ans hemmende Tor."

Das ist die Dichtung Wildenbruchs, wie sie der große Krieg zum Leben geweckt hat. Unter den Blättern fast des symbolisch-allegorischen Dramas wuchs damals schon ein neues Lied zum Licht: Das Heldengedicht „Vionville", der kühne Versuch ein Stück jüngster Geschichte, deren Atem eben noch mit warmem Lebenshauch die Stirnen der Zeitgenossen gestreift, ohne symbolisch-allegorische Verhüllungen, zum Kunstwerk zu gestalten und zu verklären. Eine Dichtung, die aber mehr noch als für die Allgemeinheit für ihren Schöpfer bedeutete. Sie schloß eine Wunde, eine tiefschmerzende, die ihm die Vergangenheit geschlagen hatte. Er hatte das, bei seiner Natur unerhört grausame, Geschick erfahren in zwei Kriegen, die die gesamte Iugend ins Feld riefen, das Schwert in der Scheide behalten zu müssen, nicht an den Feind zu kommen und schwer darunter gelitten. Nun erlebte er es „wunderbar mischen sich Wonne und Schmerzen." Dem Einsamen naht die Muse, küßt ihm die gram> umwölkte Stirn und flüstert ihm mahnend und tröstend ins Ohr:

Glücklich noch nicht, wer große Tat erlebte,
Glücklich erst der, der sie auch ganz empfand.
Der Glücklichste, wen Taten so entzünden,
Daß trunken sich in ihm die Seele regt,
Daß er im Lied der Nachwelt kann verkünden,
Was seines Volkes Herzen einst bewegt").

Und diesmal blieb auch das Echo nicht aus! Im Eingang zu dem zwei Iahre später entstandenen „Sedan" kündet er selbst:

Dir habe ich mein erstes Lied gesungen,
Mein preußisches, mein deutsches Vaterland,
Und als ich fragte: ist mein Werk gelungen?
Fühlt ich in meiner Hand so manche Hand,
Sah heller manches Iünglings Auge sprühen
Und höher klopfen manches Herz voll Mut,
In Männer-Augen sah ich Tränen glühen,
Und mancher Mund sprach: ja, dein Werk ist gut.

Als er dies schrieb, dachte er aber vor allem wohl an einen, den, dem Vionville gewidmet ist, den alten Kaiser. Ihm hat er an einem April-tage des Iahres 1874 sein Werk vorlesen und in den Augen des alten Helden das Verständnis und die Freude aufblitzen sehen. Noch voll-kommen unter dem Eindruck der „hinreißenden Persönlichkeit des Kaisers" schreibt er an die Schwester: „Ich konnte ihn, während ich las, genau sehen, er saß halbrechts mir zur Seite; sein edles Gesicht war un-ablässig auf mich gerichtet, solange ich las, nnd wenn j e ein Dichter mit Entzücken das eigene Werk vorgelesen, so war ich es an jenem Abend Mir war wirklich, als säße ich dem ganzen Vaterlande gegenüber, und doppelt fühlte ich, wie glücklich die Menschen sind, die Könige zu Staatsoberhäuptern haben, in denen ihnen leibhaftig das Vaterland entgegentritt." Und als der Kaiser beim Hinausgehen ihm noch einmal die Hand reicht und ihm dankt, da geht es mit ihm durch: „Ich packte zu, jedenfalls ganz gegen die Etikette und drückte tüchtig darauf los; denn, dachte ich, das wird wohl nicht wieder vorkommen, daß du dem Sieger von Sedan die Hand drückst, und darauf drückte er wieder."

') Vionvill«. Eingang.

Seit dem Sang von Vionville wußte er wenigstens das eine, daß
er den kriegerischen Lorbeer seinen Brüdern nicht mehr beneide; daß er
an seinen Stern glauben dürfe, glauben müsse. Aber auch jetzt noch
ist und bleibt auf Iahre hinaus die Losung „Glauben" nicht Gewißheit.
In Erinnerung an die „furchtbare Einsamkeit" dieser Iahre schreibt er
später einmal (1882): „Meine Seele war wie ein tiefer tiefer Brunnen,
in dessen untersten Grund sich ein Sonnenstrahl verirrt hatte — aber
diesen einen Strahl habe ich festgehalten, trotz bitterlicher Schmerzen —
er hieß Glauben! Glauben an ein heiliges waltendes großes reines
Schicksal, das dunkel erscheint, bis daß wir mit Selbstverleugnung uns
daran machen, es verstehen zu lernen."
Damit rühre ich an die Saite, die in seinem Leben vielleicht am
stärksten schwingt und deren Klang schon in die Kämpfe seiner jungen
Iahre jenes heroische Pathos hineingetragen hat, das von dem Bilde
seiner Persönlichfeit unzertrennlich ist. Dieser unerschütterliche Glaube
an den endlichen Sieg des Genius und das starke Bewußtsein einer ihm
vom Schicksal durch die Weihe auferlegten Pflicht der Selbstverleugnung,
des Kampfes gegen alle Gewalten, die ihn von der aufs höchste Ziel
gerichteten Bahn ablenken, ihn gegen sich selbst untreu machen könnten.
Dieser Zug, der in seinen späteren Iahren, als er immer einsamer
werdend unter einer jungen Generation mit anderen Zielen und Idealen
seinen Weg geht, unzugänglich gegen Versuchungen aller Art, ihm eine
Größe verleiht, für die spätere Geschlechter ein besseres Verständnis
haben werden, als die Zeitgenossen, dieser Zug ist stark und lebendig in
ihm auch schon in diesen Iahren der ersten Kämpfe.
Durch „Vionville" war er innerlich frei geworden für die Arbeit,
das Arbeits gebiet, an dem seit frühester Jugend sein Herz hing, auf
das ihn, ihn persönlich jetzt der Genius und die Zeit rief: das Drama!
„Zweierlei war mir klar", schreibt er später in dem Aufsatz „Das deutsche
Drama" (1898)*), „einmal, daß ein Wiederaufleben großen drama-
tischen Empfindens im deutschen Volke nur möglich war, wenn ihm ge-
zeigt wurde, daß es größere Fragen und wichtigere Konflikte gibt, als
die in den deutschen Dramen der letzten Zeit abgehandelten Ehestands-
fragen und Ehebruchskvnflikte; sodann aber, daß wenn je eine Zeit
gekommen war, um zu den großen Aufgaben der dramatischen Kunst zu-
rück zu gelangen, diese Zeit jetzt war und daß, wenn jetzt der Augenblick
*) Blätter vom Lebensbaum S. 162.

versäumt wurde, sie vielleicht nie wieder gekommen sein würde
Deutschland war politisch reif geworden. Nur für ein politisch
reifes und zugleich hoffnungsstarkes Volk kann der Dichter
historisch-politische Dramen schaffen." Das war für ihn das Pflicht-
gebot, dem er gehorchen mußte, unbekümmert um das, was Freunde und
Feinde dazu sagten. Und so entstanden seit der Mitte der 70er Iahre
jene Dramen aus der deutschen und anglogermanischen Geschichte, denen
sich „sämtliche Theater Deutschlands wie eine Mauer hermetisch ver-
schlossen": Harold, Der Menonit, Die Karolinger, Väter und Söhne.
„Ob und wieviel sie wert sind", schreibt er in dem erwähnten Aufsatz*),
„weiß ich nicht. Das einzige was ich weiß ist, daß in der Zeit,
als ich anfing, Seelenkraft dazu nötig war, so zu schreiben, wie ich schrieb.
Seelenkraft um die immer wiederkehrenden höhnischen Abweisungen zu
ertragen, die wohlgemeinten Warnungen besorgter Freunde und Ver-
wandten nicht zu hören, Seelenkraft um den Bann zu brechen, den
Gemütsseichtigkeit, Phantasiefeindlichkeit und Frivolität über Land und
Volk geworfen hatten."
„Seelenkraft." Unwillkürlich tritt einem dabei das Bild vor Augen,
das wundervolle, das er von sich selbst in seinem Roman „Schwester-
seele" gezeichnet hat: „Er glaubte an sich, es war noch kein Augenblick
in seinem Leben gewesen, da er nicht an sich geglaubt, da er nicht heimlich
über die gelacht hätte, die ihn auslachten. Er glaubte an sich, weil er an
die ewige Gerechtigkeit der Dinge glaubte. Er sagte sich, daß jede wahr-
hafte Kraft einen Wert im Haushalt der Welt darstellt, und daß die Welt
mit ihren Werten rechnet, damit rechnen muß, ganz gleichgültig ob die
Menschen wollen oder nicht. Und die Kraft war in ihm, das wußte er;
und wenn er es nie gewußt hätte, so würde er es erfahren haben in
diesem Augenblick, da diese Kraft auf ihn fiel, wie der Hauch Gottes
auf einen Propheten, da sie ihn auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch
zwang und ihm die Feder in die Hand drückte, so daß er wie ein schnau-
bender Löwe über das Trauerspiel herfiel, das auf den gelben Folio-
bogen unter seinen Händen anwuchs."")
Auch ich will hier nicht die Frage nach dem bleibenden Wert der
Dramen jener Epoche aufwerfen; wir stehen den Ereignissen selbst noch
zu nah, um uns ein Urteil vom Standpunkt des Historikers erlauben zu

')A.>'O. S. 16^
") Gesammelte Werle. Zweit« Band. 1911. S. 281 f.

dürfen, denn was damals sich begab, ist mit unsern eigensten Iugend-
träumen und -kämpfen eng verwachsen. Das aber darf und muß gesagt
werden, nie ist mit einem so starken, aus dem klaren Bewußtsein der Be-
deutung des historischen Zeitpunktes herausgeborenen persönlichen Ver-
antwortungsgefühl und aus einer so glühenden selbstlosen Vaterlands-
liebe heraus eine neue Epoche in der Geschichte des deutschen Dramas
eingeleitet worden, wie in der zweiten Hälfte der siebziger Iahre durch
Wildenbruch. Und wenn wir nach den Gründen fragen, die ihm und
seiner Sache wenige Iahre später einen so beispiellosen Sieg verschafften,
so sind die an erster Stelle in der überwältigenden Stärke einer die vor-
nehmsten Tugenden des Menschen und des Dichters in sich vereinigenden
sittlichen Persönlichkeit zu suchen. Sittlich nicht im Sinne
von „Moral", sondern der Vereinigung aller jener Seelenkräfte, die der
Mensch braucht, wenn er das Höchste leisten will. Diese sittliche Per-
sönlichkeit ist es, der wir immer wieder mit tief innerer Freude und Ehr-
furcht in die Augen blicken, wenn wir nur eine Seite seiner Dichtungen
aufschlagen, die uns von allen Blättern seines Lebens und Dichtens auf-
rüttelnd, anspornend anschaut, diese sittliche Persönlichkeit, dieser Adels-
mensch im reinsten Sinn, den wir, als wir jung waren, als unsern Herzog
auf den Schild gehoben haben, weil wir ihm glaubten, was er sagte,
dieser Adelsmensch, das wissen wir, wird leben mit seinem Werk und auch
kommenden Geschlechtern ein Tröster, ein Mahner, ein Vorbild sein und
bleiben, wie er uns gewesen ist.

Arthur Babillotte:

Felix DaHns

Als der große Krieg verbraust war und der Einzelne in Deutschland wieder Muße fand, sich mit der Pflege seines innern Menschen zu befassen, begann naturgemäß in der Literatur der Drang nach großzügigen, tönenden Schöpfungen zu erwachen. Was man als Tat erlebt hatte, das starke Gegeneinanderprallen hoher Energien, das wollte man nun in schöngeistigen Werken sozusagen nachschaffend genießen. Ieder, der mit dabei gewesen, als zwei Völker ihre Kräfte maßen, fühlte sich als Teilchen der Energie, die die Massen in Bewegung gesetzt, und hatte nun das Bedürfnis, dieses Wechselspiel der Kräfte von außen zu betrachten; man wollte sich dadurch einen Maßstab für den Wert seiner eigenen Leistung als Energieteilchen schaffen.

So kam denn ein dickbändiges Werk wie eine Erlösung und wurde als Stiller eines fast elementaren Bedürfnisses empfunden: dieses Werk trug den stolzen Titel „Ein Kampf um Rom". In ihm waren die vorübergehenden Stürme und Krämpfe des Krieges zu etwas Bleibendem geworden, zu etwas, dessen Einfluß man sich zu jeder Stunde des Tages und der Nacht aussetzen konnte, sobald man Lust hatte. Außerdem waren diese Kämpfe und außergewöhnlichen Bewegungen emporgehoben in die Sphäre eines idealen Volksbewußtseins: Man hatte nicht erst nötig, sich die Schlacken, die aller, auch der wertvollsten Gegenwart anhaften, zu entfernen, sondern bekam gleich ein Volk zu sehen, das, makellos in seinem Wandel, dennoch nach der Bestimmung des Schicksals einem tragischen Ende entgegenzugehen hatte. Man konnte unbewußt Vergleiche ziehen und zu dem Ergebnis gelangen, daß man selbst einem Volke angehörte, dessen Tüchtigkeit der des Gotenvolkes nicht das mindeste nachgab, und hatte zudem die Genugtuung, seiner Erkenntnis den freudigen Epilog: Wir aber gehen keinem tragischen Ende entgegen! anfügen zu können.

Hier haben wir ein Beispiel, wie launisch oft das Schicksal seine Spiele

spielt. Als Felir Dahn seinen „Kampf um Rom" begann, lag noch nicht
die geringste Witterung eines Krieges mit den Nachbarn im Westen in der
Luft. Nichts war da, was ihn auf den Gedanken hätte bringen können,
dieses Werk, dessen erste Kapitel er niederschrieb, werde einmal, etwa
zwanzig Iahre später, ein, sagen wir, idealer Spiegel der großen Tüchtigkeit
seines geliebten deutschen Volkes werden. Er schrieb aus der Lust am
Fabulieren heraus. Was ihm die Geschichte darbot, nahm er mit dankbarer
Hand und schmückte es mit den Blumen seines Dichtergartens. Er fühlte
sich zu Höherem berufen, als jungen Zuhörern die Vergangenheit vom
Katheder herab in der Schale farbloser Nüchternheit darzubieten. Es
genügte ihm nicht, nur auf einige Hundert Wissensbeflissener zu wirken,
er wollte sein ganzes Volk entflammen, ihm Beispiele idealer Kraft-
potenzierung, selbstloser Hingabe an das Glück der Gesamtheit, weiser
Verteilung aller Liebe und aller Aufopferungsbereitschaft geben. Er
trug in sich ein Teilchen jenes makellosen Priestertums, vor dem die alten
knorrigen Germanen einst ihre Knie beugten. Und der Tempel, in dem
er seine heiligen Handlungen verrichtete, war die Seele des Volkes. In
ihm stellte er als Allerheiligstes ein Bild auf: die Verklärung aller wert-
vollen deutschen Eigenschaften.

Felir Dahns Gesinnung war durch und durch edel und groß. Aber
er wäre vielleicht nicht das geworden, was er als Schöpfer des Kampfes
um Rom wurde, wenn nicht der große Krieg über das deutsche Volk hin-
gestürmt wäre. Man weiß ja, daß es selten einem Buche beschieden ist,
eine ganze Volksgemeinschaft mitzureißen, ja, es ist eine oft zu beobachtende
Tatsache, daß gerade die Schöpfungen, die in allererster Linie berufen
wären, wie eine starke Hand die Menschheit emporzutragen, daß gerade
diese erst lange Iahre, Iahrzehnte nach ihrer Geburt beachtet werden.
Man möchte variieren: Es sind die schlechtsten Früchte nicht, die lange nicht
genossen werden. Felir Dahn aber hatte Glück. Der große Krieg nahm
sich seines Werkes an, indem er die Gemüter auf heroische Gesichtspunkte
einstellte und für tönende Worte und Geschehnisse empfänglich machte.
Gewiß gibt es manchen, der der Vermutung Gehör schenkt: Sollte
der Dichter nicht den großen Krieg vorausgeahnt haben? In jedem Dichter
ruht doch ein kleiner Prophet. Wäre es nicht denkbar, daß Dahn, während
er sich mit liebevoller Anteilnahme in die Kämpfe eines längstversunkenen
Volkes hineindachte, von seinem Genius Einflüsterungen über die Zukunft
seines eigenen Volkes erhalten hat? Auf diesem Wege nähern wir uns
dem Dichter Dabn. Indem wir die Frage nach dem Sein oder Nichtsein

seines Prophetenblicks beantworten, beantworten wir zugleich jene nach seinem Rang als Dichter, d. h. Schöpfer, Nachschaffer des Lebens. Was der großzügig angelegte Roman „Ein Kampf um Rom" trotz seiner vielen, oft nicht unerheblichen Mängel, von denen die stellenweise unerträgliche Theatralik an erster Stelle hervorzuheben ist, versprochen, trat in der Folge nicht ein. Felir Dahns erstes großes Romanwerk war zugleich der höchste Wurf, den er nach seiner Veranlagung leisten konnte. Die weitere Entwicklung seiner dichterischen Fähigkeiten führt in starkschräger Bahn abwärts. Er war nicht der, den man nach seinem „Kampf um Rom" in ihm vermuten durfte. Aus der Tiefe seines Wesens war ein Springquell emporgeperlt, mit Iubel begrüßt vom deutschen Volke, in dem die Erregungen des Krieges noch nachzitterten, mit frohen Hoffnungen angestaunt von denen, die der deutschen Literatur einen Messias ersehnten. Sie wurden enttäuscht, der Springquell sank schnell wieder in sich zusammen. Und wer in Dahn einen Propheten gesehen, mußte nun, angesichts des Versagens jeder übersinnlichen, mit andern Worten, seherischen, dichterischen Qualität, wenn er ehrlich war, eingestehen, daß der große Roman sein Dasein nicht einer Kriegsahnung zu verdanken hatte, sondern daß das Schicksal wieder einmal seinen blinden Bruder, den Zufall, zu den Menschen gesandt hatte, um sein Vergnügen zu haben.

Aber trotzdem: Es gab eine Zeit in Felir Dahns Leben, da er ein Dichter war. Und diese Zeit der Begnadung durch den heiligen Geist wandte er an, wie er sie nach seiner Natur und Bestimmung anwenden mußte: als Entflammer, als idealer Verkünder gesunden Volkstums, als Deutscher. Das darf ihm das deutsche Volk nicht vergessen. Denn er wird die Wirkung haben, die er selbst in einer Stunde wehmütiger Selbsterkenntnis in Worte gefaßt: „Eines wird nachwirken im deutschen Volke, wenn meine Dichtungen vielleicht vergessen sind. Das ist der Same von Idealität und Begeisterung, der Same von Enthusiasmus für Wahrheit, für Aufopferung, eben für „Heldentum" im Dienste des Vaterlandes und der Idee, den ich in junge Seelen gestreut habe. Und diese meine ideale Einwirkung wird fortdauern, wenn vielleicht meine andern Leistungen totliegen. So werde ich — unbemerkt und bescheiden — fortleben in meinem Volke."

Unbemerkt und bescheiden — dieses Los traf ihn früh. Die junge Generation kam herauf, eine drängende, rücksichtslose Generation, die im Leben der Gegenwart und im komplizierten Seelenganzen des Individuums ihre Stoffe zu künstlerischer und dichterischer Gestaltung suchte

und allem Geschichtlichen, infolge seiner Vergangenheit zur bestimmten
Form Erstarrten feind war. Die Zeit ging über Felir Dahn hinweg, und
die Nachkommenden hatten, wie dies zu sein pflegt, mehr recht als er. Aber
er ließ sich nicht aus seinem Geleise drängen, er blieb seiner geliebten Geschichte
treu, ja, sehr oft bis zur Geschmacklosigkeit treu, indem er nämlich alle
wirksamen Situationen aus der Edda und der Völkerwanderung nach
allen Regeln der Kunst ausschlachtete und sie einem geneigten Publiko
als wort- und effektreiche Romane präsentierte. So ist er selbst auch
zu einem kleineren Teile mit schuld daran gewesen, daß die Iungen, die
Naturalisten und wie sie sich sonst nannten, ihn und seine Schöpfungen
mit Spott und Hohn übergossen. Als die relativ besten dieser nordischen
und Völkerwanderungsromane mögen „Odhins Trost" und „Sind Götter?"
genannt sein.
. . . Nun ist Felir Dahn tot. In seinem 77. Lebensjahre traf ihn
der verhängnisvolle Sensenhieb, nachdem er ein arbeitsreiches Leben
gelebt. Er konnte wohl von sich sagen: „Unser Leben währet siebzig Iahre,
und wenn es hochkommt, sind es achtzig Iahre, und wenn es köstlich gewesen
ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen." Köstlich war sein Leben, denn
nie ist er müde geworden, an sich und seinem Volke zu arbeiten, um den
Weg nach der Höhe zu finden und zu weisen. Seine wissenschaftlichen
und geschichtlichen Arbeiten stellen wertvolle Beiträge auf ihren Gebieten
dar, und würde nichts vom Dichter Dahn bleiben: der Historiker Dahn hat
das Recht auf einen Ehrenplatz im großen Saale der Geschichtsschreiber.
Und bliebe nichts vom Dichter Dahn, sänken seine vielen Romane, seine
kleineren Epen und lyrischen Gedichte, (die wirklich zum größten Teil
belanglos sind), in Vergessenheit —: eines bliebe: die hohe Idealität seiner
Persönlichkeit, die Idealität, die er nicht nur theoretisch gepflegt, sondern
in die Tat umgesetzt, indem er seinem Volke zur richtigen Zeit ein Werk
schenkte, das fähig war, das Volksbewußtsein zu stärken, den durch Sieg
und Erfolg gehobenen Mut auf der Höhe zu halten und alles Gute, was
in den Deutschen liegt, anzufeuern und zu stählen.
Das deutsche Volk wird Felir Dahn nicht vergessen, denn er hat es mit
der ganzen Kraft und Liebe seines Herzens, mit der ganzen Idealität seines
Wesens, mit restloser Hingebung geliebt.

^

Rosa Mayreder.

Sonette.

Der Einsame spricht.

Die Zeit verrinnt. Es sinken Tag auf Tage
Wie Flocken auf das brachgelegte Feld,
Begraben in Vergangenheit die Welt,
Die ich in meiner Seele schweigend trage.
Verrauscht die Wonne und verstummt die Klage,
Gleich dürrem Laub verweht so Leid als Glück!
Nichts bleibt von dem Gewesnen mir zurück,
Das schattenhafter ist als Traum und Sage.
Bin ich am Lebensbaum, dem heilgen, alten,
Ein Schößling nur, der abstirbt und verdorrt,
Eh Zweig und Blüten sich an ihm entfalten
Soll Kunde nicht aus meinem Blut entspringen,
Zu tragen meine Hoffnung und mein Wort,
Sie späten Kommenden erfüllt zu bringen?

Das Idol.

Wie in des Tempels eingeschlossner Zelle,
Umfriedet von der Säulen strenger Pracht,
Die über des Allheilgen Nähe wacht,
Im Duft der Flamme auf dem Dreigestellc
Behütet vor dem Lärm der Tageshellc,
Der Gottheit Erdgestalt aus Elfenbein
Und Gold, besäumt mit leuchtendem Gestein,
Im Spiegel widerstrahlt geweihter Quelle --
So meinem Herzen wurdest du gegeben,
Ein Gnadenbild, von Glorie gekrönt,
Um das die Engel meiner Träume schweben,
Dein Priester ich, erwählt, mit Dankgebeten,
Wenn seine Seele von Entzücken tönt,
Zum Opfer in dein Heiligtum zu treten.

Carmen Sylva
(Königin Elisabeth von Rumänien):
Was Ruhm?
.^7
^3/ ^^. ^" "/l^-^^^- ^-^—,'
^^v </»^v^. ^^^ ^»^»^»^
^^^^..^^^^
^09

Carmen Sylva
(KÃ¶nigin von RumÃ¤nien):
Des Staates Pyramide
^Â»>Â»>Â»^^-
210

^
15
211

Oskar von Schütte:

Richtet nicht ....

Eine Erzählung aus den Bergen.

Fortsetzung).

In der Küche wurden die Spuren des Leichenschmauses wegge-
räumt. Frau Veronika war geschäftig, das Silbergerät zu verwahren.
Christian ging in der Stube auf und nieder, die wieder reinlich und kühl,
den Alltagsanstrich hatte, ohne zu wissen, daß dies eine der Gewöhnungen
seines Vaters gewesen ist, wenn er scharf zudenken mußte. Frau Veronika
nannte es das Zeitvergeuden. Sie kam eben herein, noch die letzten kost-
baren Trinkbecher in den alten Schrank einzustellen. Nachdem sie den
schweren Schlüssel in den Schreibsekretär gelegt, diesen sorgsamst ab-
schloß und den Bund einhing, ging sie an den Tisch, rückte an der Lampe
und setzte sich etwas davon in den großen Lehnstuhl.

Christian ging immer noch auf und nieder mit seinen Gedanken be-
schäftigt. Die Mutter unterbrach ihn. „Wir müssen nun die Bestim-
mung treffen für das, wie es der Vater in seinem letzten Willen nieder-
gelegt hat. Dein Anteil am Hof soll festgestellt werden."

Die Mutter hatte in einem gleichmäßigen Ton gesprochen. Nun
stand sie wieder auf und rückte nochmals an der Lampe.

Christian erschrak aus seiner Versunkenheit. Ihm war sie noch
ganz fern, diese erschreckliche Nüchternheit.

„Laßt das vorläufig sein, Mutter", sagte er abwehrend. „Was
mein ist, mag noch euer bleiben. Ich verstehe von Geschäften nichts und
es würde mich nur bedrücken."

Die Mutter stand am Tisch. Sie senkte den Kopf. Ohne Christian
anzusehen, sagte sie langsam: „Dein Vater aber verlangte, daß du als
der Herr eingesetzt würdest auf deinem Grund und Boden —" ihre
Stimme klang bitter.

Christian spürte eine Feindseligkeit heraus, wie ihm die Mutter
seinen Anteil bot. Nichts aber sollte ihm die Erinnerung an den Vater

verkleinern. Er hatte sich oben in der Stube vertraut gemacht mit ihm
und es schien ihm, daß an feines Vaters Willen nichts haften konnte,
was dem Hause Unfrieden brächte. „Es wäre mir sicher keine Schande,
hier auf dem Hof der beste Knecht zu heißen", erwiderte er ruhig und sah
zuversichtlich auf die Mutter.
„Wenn du aber am Ende an ein Verheiraten denken solltest? —"
Christian wurde rot. Die Mutter sprach da seine geheimsten Ge-
danken aus, Gedanken, denen er bis jetzt nicht zu Worte verholfen hatte,
nicht einmal der Selhoferin gegenüber, die doch die Nächste dazu ge-
wesen wäre. „Es hat gute Wege", meinte er endlich verträumt. Die
Mutter strich die Schürze glatt. „Da du es selbst willst, kann es demnach
bleiben zwischen uns, wie es bislang gewesen ist."
„Und ich kann zurück auf den Breitenast?" Christian unterdrückte
schwer die jubelnde Angst.
Die Mutter horchte auf den Ton. „Dieses nicht", sagte sie lang-
sam. „Von nun an gehörst du auf den Hof." Sie stand da kalt und
abweisend. „Vergiß auch nicht, daß ich dir deinen Anteil geboten habe,
ich tue dies nicht ein zweites Mal."
Christian öffnete die Augen weit vor gekränktem Staunen. Sprach
nicht die Mutter mit ihm, als ob sie von Stund an zwei Feinde auf der
Lauer sein würden, sich das Leben unfriedlich zu machen gegenseitig.
Auch er stand nun still und mit verschränkten Händen. „Ich werde mich
niemals um Geld zanken. Das paßte, so will es mir scheinen, schlecht in
meines Vaters Haus."
Er sah die Mutter um einen Schatten bleicher werden. Wie um
sich selbst die Ruhe wiederzugeben, ging er weiter in der Stube auf
und ab. Nach einiger Zeit stand er still vor der Mutter, welche die
Lampe zurückschraubte, da sie die Unterredung zwischen sich und dem Sohn
für beendet ansah. Damit war auch das Licht unnütz geworden. Iede
überflüssige Ausgabe verursachte ihr einen körperlichen Schmerz.
„Ia Mutter," begann Christian wieder, „ich wollte euch nur noch
sagen, daß ich von heute ab des Vaters Kammer oben beziehen werde."
„Im Hause bin ich die Herrin. Des Vaters Stube bleibt vorläufig
verschlossen."
Christian stieg das Blut heiß auf. Er schlug sich vor die Stirne.
So also sah ihm die Heimat aus. Nun war ihm auch des Vaters letzter
Wille klar. Sein Mund verzog sich schmerzvoll. Rasch griff er den
Schlüssel aus der Tasche und legte ihn auf den Tisch. Ohne die Mutter
anzusehen verließ er das Zimmer.

Frau Veronika verlöschte die Lampe. Zum Nachdenken hatte sie
kein Licht nötig. Wie quälte es sie, wenn oben in der Stube ihres
Mannes die Lampe brannte oft bis um Mitternacht. Was trug diese
Nachtarbeit dem Hofe ein. Hinausgetragen nur hatte sie das blanke
Geld für die Bücher und das Hl. Sie setzte sich in den Lehnstuhl neben
dem Tisch. Die Hände strichen über die seidene Schürze, dann ver»
schränkte sie sie fest ineinander. Der Mond schien herein, gespenstisch. —
Wenn sie es nicht hinderte, konnte es mit dem Sohne ein Gleiches geben
wie mit dem Vater. Er hatte das schwer Besinnliche von ihm. — Auf
dem Tisch blinkte der Schlüssel in dem weißen Licht, das von draußen
darüber fuhr. Frau Veronika ballte die Hände über der Schürze. Ietzt
schon würde er oben dem Wesen des Vaters nachgegrübelt haben, um
dann, wie er es getan, den Büchern nachzuschleichen, wenn die Arbeit
am dringendsten war.
Ihr auf die Seele gebunden wurde der Hof von den sterbenden
Eltern. Der mußte dem Geschlecht erhalten werden. Wenn sie jetzt
nicht scharf ordnete, waren die Opfer umsonst gewesen. Die Liebe gedieh
niemals auf dem „einsamen Hof", da wuchs nur die Sicherheit und der
Ernst. Nur noch einen Tannen gab es; der lebte als ein Fürsprech in der
Bundesstadt und hatte zwei Kinder. Sie stand längst mit dem Vetter
in Verhandlung, hinter dem Rücken ihres Mannes. Der war ihren
Plänen jederzeit ein Hindernis. Nun war er tot. — Veronika erschrak.
Von nebenan hörte sie schluchzen. Es war die Linni, die dem Vater
nachweinte. — Aller Töchter Los war es hier oben gewesen, sich dem
Gebot des Hauses zu fügen. Iung war auch sie einst und heiß im Blut
und draußen auf dem Wirtschaftshofe, just immer unter ihrem Fenster
hatte der Eugen hantiert, der erste Knecht. Aus dem Welschen war er
gekommen, eines Großbauern Sohn und heiß und begehrlich nach ihr. - -
Dann war sie dennoch mit dem Fritz vor den Altar getreten. Dem war
sie von den Eltern seit ihrer Kindheit zugesprochen worden, damit sich
ihrer beider Anteile an dem Besitz vereinigten. Der Fritz hatte eine
kraftlose Hand in die ihre gelegt. — Veronika strich mit aufgeregter
Hast über die Schürze, daß die Seide aufknisterte, wie ein lebendig ge-
wordenes Wesen. Sie krampfte die Finger ineinander. Der Mann
hatte ihr Schmach angetan am Hochzeitsabend. Die Lippen hatte sie sich
wund gebissen.
So ging es weit über ein Iahr. Viele Nächte verwachte sie in
ihrem Bette. Die schwerste Arbeit brachte ihr keine Ruhe. Regte es
sich nachts im Hause, dann horchte sie auf in bänglicher Erwartung.

Der Fritz sah immer noch mit leeren Blicken an ihr vorüber. Wao
da Vergessen bei ihm suchte, brauchte eine lange Zeit. Auf dem Hofe ging
«s seinen gewohnten Gang. Nur der Herr lebte an jeder Iahreszeit mit
ihrer regelmäßigen Arbeit vorbei. Was an Blühen, Reifen und Ver-
gehen um ihn war, rührte nicht an sein Bewußtsein. Der schien wie ein-
geschlossen in einer einzigen Erinnerung. Die Kraft der Frau wurde
allmählich morsch wie Holz, das zu lange der Dürre ausgesetzt war. Die
heißen Blicke des Eugen, der erster Knecht auf dem Hofe geblieben
war, lohten auch noch da hinein.
Einmal blieb der Herr fort Tage und Tage. Niemand konnte
Genaues sagen. In Dumpfheit warteten sie auf dem Hof. Um die
Frau fing es an bedrohlich zu munkeln. Die Knechte betrachteten sie
feindselig — die Mägde wichen ihr aus in erregter Scheu, als ob sie eine
Schuld auf sich geladen habe mit dem Verschwinden des stillen Herrn.
Die Nächte dehnten sich ihr in endlose Stunden. Ihrer Angst schien kein
Morgen mehr zu grauen. Die ineinandergekrampften Finger hatten sich
ihr gelöst in flehendem Sehnen. Das Herz hämmerte ihr heiß und reif
im ganzen Körper. Nur wiederkommen sollte er ihr! Sie würde es
schon lernen, seine Herzensverschlossenheit mit der eigenen Not zu er-
schließen. Sie hatte auch schwer genug geschleppt an dem Feuer, das der
Eugen ihr mit den begehrlichen Augen einbrannte. Nur wieder-
kommen sollte er ihr! Sie wollte es ihm demutvoll entgegenbringen, das
Geständnis, daß es in ihr um den Besitz rang, um den Hof der Väter,
der mußte unvermindert, unzertrennbar den von der Tannen verbleiben,
und wie sie nach seinem Herzen nicht begehrt habe damals, das, sie
wußte es wohl, sich an einer Iugendliebe verblutete. Nur wieder-
kommen sollte er ihr, und es sollte ein sanftes Verlöschen aller Leiden-
schaften geben für sie beide.
— Mit dem ersten Frührot tagwerkerte sie in der Wirtschaft. Der
alte Pferdeknecht war bereits auf und im Stall.
„Der Herr erwartet mich unten an der Station", hatte der Alte
langsam gesagt ohne sie anzusehen, als schämte er sich für die Frau, daß
er, der Knecht, mehr wußte von dem Herrn wie sie selbst.
Vor dem Tore stand sie viele Stunden, den Wagen zu erwarten.
Sie achtete nicht des sausenden Föhn, der ihr die Kleider weit vom
Körper blies und das Blut in die Schläfen jagte, das darin klopfte und
lohte wie in einem Schmiedewerk.
Die Hand hielt sie über die Augen — der Wagen! — schritt-

weise zog er sich um das Bühl. Der Fritz saß drinnen und neben sich
hatte er eine seltsam große Truhe stehen, die er, man sollte es meinen,
wie etwas Zärtliches behütete. Vor dem letzten Stutz war er vom Wagen
heruntergesprungen und lief den steilen Anweg hinauf.
Die Augen weiteten sich ihr. „Als ob Iahre von ihm abgefallen
wären" — murmelte sie vor sich hin. — Er stand vor ihr, noch schnell
atmend. Stille, warme Augen hatte er für sie, daß sich die Angst in
den ihren vor seinen Blicken senken mußte.
Der Wagen hielt vor dem Tor. „Hier ist jetzt ein Schatz." Er
wies lachend auf die Truhe, welche er sorgsam mit dem Oberknecht vom
Wagen hob.
Dann nahm er die Hand der Frau und hielt sie fest.
So Hand in Hand ging er mit ihr in die große Stube, welche ihre
Hochzeitskammer hätte sein sollen.
Ein Iahr darauf wurde ihnen der kleine Christian geboren. Der
Mann freute sich gar sehr mit ihm und der Veronika, welche die Mütter-
lichkeit beruhigt hatte.
An der Regelmäßigkeit der Hofarbeit ging er noch immer vorbei,
doch still und gütig lächelnd ob der eingeheimsten Frucht, ob der hochauf-
getürmten Heuwagen, darauf zu liegen des kleinen Christian Entzücken
war. In die Befehle mischte er sich nicht. Der erste Knecht, der Eugen
verstand das alles viel besser als er selbst. Und wenn es draußen am
heißesten zuging, saß er in der oberen Stube, die er früher bewohnte, und
lebte in dem Schatz, den er sich aus der Stadt geholt hatte und der nun
geordnet in Reih und Glied auf sauber gezimmerten Borden längs der
Wand aufgestellt war.
Veronika schwieg vorerst dazu. Sie wollte des Mannes stille, zärt-
liche Art nicht missen. Das Linni ward geboren.
Nun fing es an, sich in ihr zu sträuben gegen die Herrschaft des
Eugen, welcher mehr war als der Herr. Es trieb sie, den Hof selbst zu
befehligen. Den Mann faßte sie hochmütig an wie einen Knecht, ver-
riegelte ihm die Türe, wie ihr Herz.
Von Stund an blieben sie getrennt. Nun war er tot — Gespenstisch
umleuchtete der Mond die kalte Entschlossenheit in ihrem Gesicht. Sie
stand langsam auf und ging in ihre Kammer. Nebenan war das Linni.
Das Kind stand am Fenster und weinte heftig, denn all die silbrigen
Sterne gemahnten sie an den Vater. Die Mutter stand daneben ohne
Tränen, wie Hilfe suchend vor dem ehrlichen Schmerz des Kindes.

Sie wußte nichts Tröstliches zu sagen und strich endlich verlegen über Linnis flachsblonden Kopf.
„Geh nun auch zu Bett", sagte die Mutter mit einer verdeckten Stimme. Linni deutete den ihr fremden Ton für Schmerz. Es bewegte sie arg. Sie lehnte in all der kindlichen Sehnsucht nach Wärme den Kopf an die Schulter der Mutter. Mit trockenen Lippen berührte Veronika leise und scheu ihre Stirne. Das Kind überwand alle Entfremdung und sprach aus, was sie quälte.
„Mutter," sagte sie zag — „der Christian, der ist doch jetzt der Herr hier?" — Betroffen trat die Mutter zurück.
„Nur wer seine Pflicht tut, kann der Herr sein. Der wächst dem Menschen nicht an, der muß erarbeitet werden."
Die Mutter ließ Linni allein. Dem Kinde graute es in dem Haus, wo die Zusammengehörigkeit wie mit Peitschenhieben auseinandergefegt wurde. Sie schlich die Treppe hinauf zu Christian. Es war traulich oben mit der Lampe. Christian saß auf dem warmen Ofen. Er rückte zur Seite, um Linni einen Platz zu machen. Sie saßen dicht nebeneinander. Der Mond schien auch hier herein, aber nicht wie ein spähender Feind. Freundlich und vertraut strich er hinter der kleinen Lampe über die Diele. Sie sprachen nicht. Sie dachten an den Vater. Linni preßte sich dicht an Christian; da fielen ihre Tränen an seinem Rockärmel herunter. Christian quoll seine Verlassenheit hier im Hause auf und er mußte oft mit dem Rücken seiner Hand in die Augen wischen.
„Nun sind wir wie Waisenkinder. — In der Heimat und dennoch wie auf der Landstraße, wo keines den andern nach seinem Kummer fragt."
Fortsetzung folgt.

R u
n
schau

Politische Rundschan.

Von vi C. Mühling.

Wenn diese Zeilen gelesen werden, wird das Deutsche Volk die erste Schlacht im bevorstehenden Wahlkampf geschlagen haben und sich zur zweiten rüsten. Es ist eine mißliche Aufgabe, vor diesen Schlachten, in denen das Schicksal unseres Volkes für ein Iahrfünft seiner Geschichte entschieden werden wird, den Propheten zu spielen. Ich kann sie um so weniger als die meinige betrachten, als auf den Ausgang des Wahlkampfes fast in letzter Stunde sich Einflüsse geltend gemacht haben, die eine Umstimmung verbreiteter Wählerschichten herbeiführen können, Einflüsse, die bei keiner von den zahlreichen Nachwahlen der abgeschlossenen Legislaturperiode mitgewirkt haben, so daß die aus diesen etwa abzuleitende Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht mehr stimmt. Schien es doch eine Zeit lang, als ob die deutschen Wähler in einer Stunde zur Urne schreiten sollten, die Mars regierte. Noch ist die Wirkung der Parlamentsverhandlungen über die Marokkofrage nicht verhallt, und Nachrichten aus manchen Wahlkreisen bestätigen, daß in vielen radikal denkenden Köpfen dieKriegsfurcht die Zuneigung zu der Partei, die uns wehrlos machen will, vernichtet hat. Ob diese unberechenbaren Einflüsse aber stark genug sind, um das allgemein erwartete starke Anschwellen der sozialdemokratischen Mandate zu verhindern, ist außerordentlich zweifelhaft. Die Regierung scheint es zu hoffen, das beweist die Wahlparole, die sie am 2. Ianuar in der Nordd. Allg. Zeitung veröffentlicht hat. „Wir brauchen einen Reichstag, der bereit ist, unsere bisherige Wirtschaftspolitik, die Politik der Handelsverträge und des Schutzes der nationalen Arbeit, weiterzuführen. Wir brauchen einen Reichstag, der bereit ist, unsere Sozialpolitik, die Bürgschaft einer ruhigen und friedlichen Entwicklung im Innern, fortzusetzen. Wir brauchen

einen Reichstag, der bereit ist,
Heer und Flotte dauernd in höchster
Leistungsfähigkeit zu erhalten und
Lücken unserer Rüstung zu schließen.
Bei der Lösung aller dieser
Aufgaben pflegt die Sozialdemo-
kratie ihre Mitarbeit zu versagen.
Darum ist die endliche Überwindung
dieser Partei, deren Bestehen eine
Gefahr bedeutet, für die nationale
Geschlossenheit unseres Volkes wie
für die Erhaltung des politischen,
sittlichen und geistigen Eides unserer
Väter, eine Lebensfrage für unser
Vaterland."
So heißt es in dem genannten
Artikel der Norddeutschen. Der
Liberalismus hat keinen Grund,
sich über die Prämissen dieser Wahl-
parole zu entrüsten. Die Aufrecht-

«haltung der Handelsverträge ist
ein wesentlicher Bestandteil seines
Programms. Wenn er auch dem
lückenlosen Zolltarif des Herrn von
Heydebrand nie zustimmen kann,
weil er ihn für ein Werkzeug
agrarischer Sonderinteressen hält,
so will er doch nach den im Reichstage
abgegebenen Erklärungen die Schutz-
wälle der nationalen Arbeit nicht
plötzlich niederreißen. Auch der Fort-
setzung unserer Sozialpolitik steht
er sympathisch, ja freundlicher ge-
genüber als die Konservativen. Und
seit Iahren ist er für alle Vorlagen
der Regierung eingetreten, die eine
Stärkung von Heer und Flotte
zum Zweck hatten. Aber die rein
negative Folgerung aus diesen
Prämissen zu ziehen^ in jedem
Falle a priori gegen den Sozial-
demokraten zu stimmen, muß des-
halb doch nicht jeder deutsche Mann
als seine Pflicht betrachten. Und
zwar deshalb nicht, weil die von
der Norddeutschen dem zukünftigen
Reichstag gestellten Aufgaben von
ihm auch gelöst werden können,
wenn die herrschende Mehrheit der
konservativen und klerikalen Parteien
dadurch gebrochen wird, daß der
größte Teil der ihr abgenommenen
Mandate der Sozialdemokratie zu-
fällt. Denn zur Erfüllung dieser
Aufgaben wird der Liberalismus
jederzeit mit den rechtsstehenden
Parteien eine Mehrheit gegen
die Sozialdemokratie bilden können.
Aber mit der Sozialdemokratie
wird er viele von den Forderungen,
die ihm kaum minder wichtig er-
scheinen, denen aber die reaktionäre
Mehrheit erfolgreich Widerstand
leistete,durchzusetzen vermögen. Das
Anschwellen der roten Flut sollte
deshalb auch für die Regierung
kein Gegenstand so großer Besorg-
nisse sein, zumal einer Regierung,
die, wie die des jetzigen Reichs-
kanzlers, so manches unter der
Herrschaft der agrarisch-klerikalen
Koalition zu leiden hatte.
Wäre die Gefahr vorhanden,
daß die Sozialdemokratie im nächsten
Reichstage so stark würde, daß sie
eine selbständige Mehrheit bilden
könnte, dann lägen die Dinge freilich
anders, dann müßte unter Zurück-
setzung aller anderen Wünsche und

Gedanken jeder „pflichtbewußte deutsche Mann" die Überwindung dieser Partei als die wichtigste, als die alleinige Aufgabe des bevorstehenden Wahlkampfes betrachten. Aber auch der größte Pessimist wird nicht behaupten, daß diese Gefahr vorhanden ist. Und darum wird der nächste Reichstag, wenn es gelingen sollte, den verbündeten Mehrheitsparteien die dreißig Mandate abzunehmen, die seine Überlegenheit begründen, auch dann vom liberalen Standpunkte aus besser sein, als der verstorbene, wenn alle diese Mandate der Sozialdemokratie zufallen. Ob diese dreißig Mandate der rückschrittlichen Mehrheit abgenommen werden,nicht wer sie erobert, das ist die wichtige Frage, die man heute an das Schicksal zu stellen hat. Wie die Antwort lauten wird, werden meine Leser schon besser beurteilen können, wenn sie diese Zeilen vor Augen haben. Ich wollte mich nur darauf beschränken, darzulegen, daß das Ergebnis der Wahl, wie es auch ausfallen möge, die Grundvesten des Reiches nicht erschüttern kann.

Daß die Mehrheit, die sich nach dem Sturze des Fürsten Bülow zusammengefunden hat, sich in

ihrer Machtstellung bedroht fühlt, beweisen die Abmachungen, die ihre Parteien für die Wahlen geschlossen haben. Zum ersten Mal verzichten sie im gegenseitigen Interesse auf die Aufstellung eigener Kandidaten auch in solchen Wahlkreisen, in denen sie Aussicht auf den Sieg haben, um die Eroberung des Mandats dem Vertreter der verbündeten Partei nach Möglichkeit zu sichern. Zu solchen Opfern bequemt sich besonders das sonst so siegbewußte Zentrum. So großer Opfermut ist nur durch das Bewußtsein zu erklären, daß der langjährigen Herrschaft der Reaktion eine große Gefahr droht.

In diesem Bewußtsein hat auch der Führer der Konservativen in den letzten Wochen der verflossenen Session bei der Erörterung der auswärtigen Politik die Rede gehalten, die der Reichskanzler nicht mit Unrecht eine Wahlrede nannte. Ich will gewiß nicht behaupten, daß die Entrüstung über das Marokkoabkommen und über die mit ihm zusammenhängende Politik der Regierung, die in dieser Rede zum Ausdruck kam, nicht der Überzeugung des Herrn von Heydebrand entsprach. Aber es will mir scheinen, daß der Führer der Partei, die sich mit besonderer Genugtuung bei jeder Gelegenheit ihrer Vaterlandsliebe und ihrer staatserhaltenden Tendenzen rühmt, verpflichtet gewesen wäre, diese Überzeugung zu verheimlichen. Ia es will mich bedünken, daß eine Volksvertretung, die von wahrhaft staatsmännischem Geist erfüllt gewesen wäre, das Marokkoabkommen grade dann als einen Triumph der deutschen Staatskunst hätte preisen müssen, wenn, wie es geschah, alle auswärtigen Feinde Deutschlands darüber wie über eine Niederlage ihres gefürchtetsten Gegners frohlockten. Denn es kann doch kein Zweifel darüber herrschen, daß das Ansehen eines Staates und die Macht seines Welteinflusses nicht dadurch gestärkt werden kann, daß seine berufenen Vertreter im Bunde mit seinen Feinden in alle Welt hinaueschreien: „Seht her, wie tief wir gedemütigt worden sind!"

Wenigstens eine von so staate-
männischem Geiste erfüllte Rede —
das muß sich auch Herr Bassermann
gesagt sein lassen — wäre im
deutschen Reichstag gehalten worden,
wenn an der Spitze der National-
liberalen noch Rudolf von Bennigsen
gestanden hätte, der große politische
Fragen nicht vom Standpunkte
der Partei, sondern mit Rücksicht
auf die Weltlage und im Zusammen-
hang mit der geschichtlichen Ent-
wicklung zu erörtern pflegte. Aber
die Wahlen standen vor der Tür,
und die Angst um das Mandat
lastete auf allen Gemütern. Darum
loderten die Flammen des Partei-
geisis noch höher empor als sonst,
und verzehrten den letzten Rest der
staatsmännischen Besonnenheit, der
noch in der Kuppelhalle am Königs-
platz zu finden war. Zum Troste
kann es uns dienen, daß auch in
den Verhandlungen der französischen
Kammer und der Senatskommis-
sion, die sich mit dem Marokko-
abkommen zu beschäftigen hat,
dieser Staatsvertrag als eine große
Niederlage Frankreichs gekenn-
zeichnet worden ist, und daß man
den französischen Botschafter in
Berlin und die verschiedenen Mi-
nister, die daran beteiligt waren, fast

wie Verbrecher behandelt. So erleben wir das merkwürdige Schauspiel, daß zwei mächtige Volker durch ihre gewählten Vertreter und ihre Presse in einen förmlichen Wettstreit darüber geraten sind, welches von ihren Ländern die größere Niederlage erlitten hat. Ich glaube und ich wünsche, daß beide Unrecht haben, und daß der Abschluß dieses Staatsvertrages im beiderseitigen Interesse lag.

Es konnte nach der Rede, mit der Lord Grey die Reden Bethmann Hollwegs beantwortete, scheinen, als ob die deutsche Politik die Entente der Westmächte in ein festes Bündnis verwandelt hätte. Das wäre gewiß eine höchst unerwünschte Folge des Marokkoabkommens gewesen. Aber es sind schon Anzeichen dafür vorhanden, daß diese Besorgnis nicht berechtigt war. Denn der Marokkovertrag hat Frankreich die schwere Aufgabe hinterlassen, sich über die Abgrenzung seines Einflusses im nordwestlichen Afrika mit Spanien zu verständigen. Und die Art und Weise, wie England diese Verhandlungen beeinflußt, beginnt bereits die französischenFreundschaftsgefühle für den seegewaltigen Nachbar merklich abzukühlen. Auf dem Boden des heiß umstrittenen Landes beginnen Interessengegensätze zwischen den beiden Mächten emporzuwachsen, die noch eben mit gelockertem Schwert hinter demselben Schilde standen. Deutschland darf gewiß nichts unternehmen, was diese Gegensätze verschärfen könnte, weil es dadurch nur neues Mißtrauen säen würde, aber es kann im Bewußtsein ihres Vorhandenseins der Zukunft mit geringerer Sorge entgegensehn.

Sozialpolitische Rundschau.

Von Senatspräsidenten im Reichs-Versicherungsamt vi Flügge.

Wenn diese Zeilen vor die Augen des Lesers kommen werden, wird das wichtigste Ereignis, das in der inneren Politik dieser Winter dem deutschen Reiche bringt, sich vollzogen haben, werden die Reichstagswahlen geschehn und ihr Ausfall bekannt sein, und deshalb ist es müßig, daß ich mich heute, da

ich dies schreibe, wenige Tage vor dem Wahltermin in Vermutungen über den Wahlausfall ergehe. Und so sehr wichtig die Zusammensetzung des künftigen Reichstages auch für andere Gebiete der Politik sein wird — für die Sozialpolitik, über die ich hier zu berichten habe, wird es nicht von sehr großer Bedeutung sein, wenn sich das Zahlenverhältnis der Parteien im Reichstage um etwas verschieben sollte.

Denn zunächst hat der Reichstag in seiner letzten, eben zu Ende gegangenenLegislaturperiode trotz des heftigen Haders der Parteien, der auf anderen Gebieten die Geschichte dieser Legislaturperiode gekennzeichnet hat, auf dem Gebiete der Sozialpolitik große Arbeitsfreudigkeit und Arbeitskraft bewiesen und umfassende gesetzgeberische Arbeiten für lange Zeit zur endgültigen Erledigung gebracht. Das öffentliche Versicherungsrecht des deutschen Reiches ist durch das Riesenwerk der Reichsversicherungsordnung und durch das Versicherungsgesetz für Privatangestellte auf lange Iahre hinaus abgeschlossen worden, und

wenn auch diese beiden Gesetze
vielleicht nicht alle Wünsche erfüllen,
die sich an sie geknüpft haben,
so bedeuten sie doch, ein jedes auf
seinem Gebiete, einen großen Fort-
schritt: das erste hat vor allem die
Versicherung auf die Witwen und
Waisen ausgedehnt, und das andere
den Privatangestellten die lange
von ihnen gewünschte Invaliden-
und Altersversicherung gebracht.
Neben dem Versicherungsrecht hat
der Reichstag aber den Ausbau
des Albeiterschutzes nicht versäumt.
Die Novelle zur Gewerbeordnung
vom 28. Dezember 1908 hat diesen
Schutz zugunsten der Frauen und
Kinder wirksam ausgestaltet, und
die letzte Sitzungsperiode des Reichs-
tages hat, soweit sie nicht von
Verhandlungen über die äußere
Politik besetzt war, vor allem der
Beratung des Hausarbeitsgesetzes
gegolten, das in der vom Reichstage
beschlossenen Fassung am 14. De-
zember v. I. die Zustimmung des
Bundesrates gefunden hat. Dazu,
in die Lohnregelung in der Haus-
industrie mitgesetzlichen Maßnahmen
einzugreifen, wie neben der Sozial-
demokratie auch der Abgeordnete
Naumann und seine nächstenFreunde
es wünschten, hat sich der Reichstag
nicht entschließen können, aber einen
entschlossenen Schritt vorwärts hat
er trotzdem mit dem Hausarbeits-
gesetze getan, indem er vor allem
die Hausarbeit der Gewerbeaufsicht
unterstellt, eine Registrierpflicht ein-
geführt, gesundheitliche Maßnahmen
zum Schutze der Hausarbeiter ange-
ordnet und schließlich demBundesrate
die Möglichkeit gegeben hat, für
bestimmte Gewerbe oder territoriale
Gebiete Fachausschüsse zu errichten,
zu deren mannigfachen Kompetenzen
unter andern auch die Förderung
von Lohnabkommen und Tarif-
verträgen gehört— eine Befugnis,
die in Verbindung mit der ebenfalls
im Hausarbeitsgesetz angeordneten
Auslegung von Lohnverzeichnissen
und Lohntafeln und der Führung
von Lohnbüchern und Arbeitszetteln
sicherlich zur Gewährung besserer
Löhne beitragen wird. — Hat so
der Reichstag das Arbeiterrecht ge-
fördert, so hat er daneben auch
andere wirtschaftlich schwache Schich-

ten des Volkes nicht vergessen: die Novelle zur Gewerbeordnung vom 30. Mai 1908 hat Vorkehrungen für eine bessere Ausbildung des Nachwuchses im Handwerk getroffen; die Maßnahmen zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs sind durch das Gesetz vom 7. Iuni 1909 verbessert, und das Baugewerbe ist durch das Gesetz vom 1. Iuni 1909 gegen betrügerisches Spekulantentum mehr als bisher geschützt worden. So muß man anerkennen, daß der letzte Reichstag sich nach Kräften bemüht hat, den Forderungen des sozialen Lebens Genüge zu tun, weite Gebiete des sozialen Lebens sind unter seiner Mitwirkung so geordnet worden, daß dem kommenden Reichstage auf diesen Gebieten nicht mehr viel zu tun übrig bleibt.

Das ist aber nicht der einzige Grund, der eine Verschiebung des Zahlenverhältnisses unter denReichstagsparteien für die Sozialpolitik nicht sehr bedeutsam erscheinen läßt. Wichtiger ist dafür noch die Tatsache, daß über die Notwendigkeit einer stetig fortschreitenden Sozialpolitik, soweit es einem Außenstehenden erkennbar ist, Übereinstimmung zwischen der Regierung und allen

bürgerlichen Parteien herrscht. Wohl hat man außerhalb des Reichstages hin und wieder die Meinung verlauten hören, wir hätten nun genug Sozialpolitik gehabt, im Reichstage hat aber diese Meinung bisher kaum Beifall gefunden, und in der Tat scheint sie auf einer Verkennung des Wesens des Staates zu beruhen. Die Staatslehre unserer Tage weist dem Staate die Aufgabe zu, helfend einzugreifen bei allen Schäden des öffentlichen Wesens, die die unmittelbar davon betroffenen Volksschichten aus eigener Kraft nicht abstellen können, und wenn dieses helfende Eingreifen vom Boden des bestehenden Rechts aus nicht möglich ist, so muß der Staat das bestehende Recht verbessern oder neues Recht schaffen. Sicher ist, daß solche Änderung des Rechts auf das äußerste wohl erwogen und sehr behutsam unter Berücksichtigung aller mit der Änderung möglicherweise verbundenen Wirkungen vor sich gehn muß, und daß deshalb über das Maß und das Tempo solcher Änderung unter den gesetzgebenden Gewalten Meinungsverschiedenheiten bestehn können. Sicher ist auch, daß der Staat die Gemeinschaft sämtlicher Teile des Volkes ist, daß die staatliche Fürsorge allen Teilen des Volkes, jedem nach seinem Bedarf, gleichmäßig zugute kommen muß — daß die staatliche Sozialpolitik sich nicht etwa in der Fürsorge allein für die industriellen Arbeiter oder auch für alle Arbeiter überhaupt oder auch in der Fürsorge für alle wirtschaftlich unselbständigen Schichten unseres Volkes erschöpft. Ebenso sicher aber wie dieses alles ist es, daß das soziale Leben auch künftig Schäden von solcher Art bestehn und entstehn lassen wird, daß sie nur unter Mitwirkung des Staates und seiner Gesetzgebung geheilt werden können, und darum ist es auch sicher, daß es stets eine Sozialpolitik geben wird und eine Ausgestaltung der sozialen Gesetzgebung, mag auch die Zusammensetzung des Reichstages anders werden, als sie war.

Aber vielleicht geschieht es, daß die Großtaten des neu gewählten

Reichstages auf ganz anderem Gebiete als dem der Sozialpolitik liegen. Die Welt ist voll so ungeheurer Bewegung, daß vielleicht die nächsten Iahre mehr der Befestigung und Verteidigung der Grundlagen unseres staatlichen Lebens gewidmet werden müssen als den friedlichen Werken sozialen Fortschrittes. Sollte das unserem Volke so bestimmt sein, so werden auch wir nicht vergessen, daß vor jedem Fortschritte im Staatslebcn als schlechthin unerläßliche Bedingung die Behauptung des Staates nach innen wie nach außen steht, und werden schweigen von anderem.

Koloniale Rundschau.

Von Otto Iöhlinger.

Solf.

Am 20. Dezember des Iahres 1911 — also nachdem die Reichstagsverhandlungen über die Marokkofrage und die Kongo-Kompensationen erledigt waren — hat der Kaiser dem früheren Gouverneur von Samoa, vi Solf, beim Frühstück im Schlosse seine Ernennung zum Staatssekretär des Reichskolonialamts

mitgeteilt, und Hls am Abend des gleichen Tages der neugebackene Minister dem Vortrage seines ersten Amtsvorgängers Dernburg im großen Saale des „Zo" in Berlin über den Kongo beiwohnte, konnte er bereits die Glückwünsche der zahlreich versammelten Kolonial- freunde zu seiner Beförderung ent- gegennehmen. Und in der Tat, es lag wirklich Grund zu einem Glückwunsch vor, denn der Sprung, den Solf,der einstigeSanskritforscher am Orientalischen Seminar, gemacht hat, war nicht gering. Zwar ist die Stellung eines Gouverneurs in den deutschen Schutzgebieten keines- wegs ein allzu untergeordneter Posten, aber das Gouvernement, das Herrn Solf eine lange Reihe von Iahren — er hat zirka 13 Iahre auf Samoa geweilt — unterstellt war, ist das kleinste, das überhaupt eristiert. Samoa besteht aus den beiden winzigen, aber anmutigen Inselchen Upolu und Savaii, es liegt weit ab vom Mutterlande und auch von anderen Kulturgegen- den. Seine wirtschaftlichen Ver- hältnisse sind nicht besonders be- deutend, und die Zahl der Bewohner ist recht gering. Der Wirkungskreis eines Gouverneurs von Samoa ist also kein Posten, wo ein weiter Gesichtskreis erworben wird oder wo ein Staatsmann seine Re- gierungskunst erproben kann. Im Gegenteil, ein Bürgermeister von Rirdorf hat ein zehnmal größeres Wirkungsfeld als die „samoanische Erzellenz". Zählt man Männer, Frauen und Kinder der weißen Bevölkerung des kleinen Inselreiches zusammen, so ergibt sich — ein- schließlich der Beamten — eine Gesamtzahl von zirka 470 Weißen auf Samoa. Nur noch eine einzige deutsche Kolonie (Togo) hat eine noch geringere Einwohnerziffer als Samoa, während alle anderen Schutzgebiete eine größere Zahl an weißen Einwohnern aufweisen. Auch die Ziffer der Farbigen ist keineswegs groß: Eingeborene sind in Samoa zirka 33000 vorhanden. Mischlinge zirka 1000 und Chinesen zirka 1300. Insgesamt beherrscht also der Gouverneur noch keine 36 000 Menschen, d. h. noch weniger

als ein Bürgermeister mancher deutschen Stadt.
Entsprechend dem kleinen Umfange ist auch derHandel Samoas nicht von großer Bedeutung: Einfuhr und Ausfuhr zusammen ergeben ungefähr Werte von zirka 7 Millionen bei einem Gesamtaußenhandel von 250 Millionen aller Schutzgebiete zusammen. Ein günstiges Zeichen ist allerdings, daß Samoa seit 1909 ohneZuschuß des Mutterlandes arbeitet, also seine Ausgaben, die zirka 900000 Mark pro Iahr betragen, aus den eigenen Einnahmen decken kann. In dieser Beziehung ist Samoa genau so gut gestellt wie Togo, wobei aber vor allem der wesentlich geringere Flächenraum des Inselreiches zu berücksichtigen ist.
Haben wir nun gesehen, daß der Tätigkeitskreis des Herrn Solf bisher nicht allzugroß war, so entsteht andererseits die Frage: Ist er nach seinem bisherigen Wirken für den neuen Posten auch geeignet? Diese Frage kann wohl vorläufig noch niemand beantworten, da man ja noch gar nicht weiß, wie er zu amtieren gedenkt. Zwischen der Politik eines leitenden Staatssekretärs und der eines Gouverneurs

kann sehr leicht ein großer Unterschied bestehen, wie uns Solfs Vorgänger, Herr von Lindequist, gezeigt hat. — Man rühmt Solf vor allem eine große Geschicklichkeit, gewandtes Auftreten, diplomatische Taktik und gutes Redetalent nach, alles Eigenschaften, die ein Staatsminister gebrauchen kann. Seine Gesichtszüge erinnern eher an einen amerikanischen Diplomaten als an einen preußischen Bürokraten. Daß er — wie man sagt — ein guter Redner ist, kommt ihm bei den bevorstehenden Reichstagsverhandlungen sehr zu statten und es wird ihn darin vorteilhaft von Lindequist unterscheiden, dem bekanntlich diese Gabe, namentlich in der Diskussion, gefehlt hat. Eine sehr wichtige Frage ist allerdings, ob er die Eigenschaft mit ins Amt bringt, die gerade bei der Kolonialverwaltung besonders notwendig ist und die seine beiden Amtsvorgänger gezeigt haben: Energie. Ob er diese besitzt, erscheint nämlich recht zweifelhaft, und es wird sich in ganz kurzer Zeit schon zeigen, ob er in der Lage ist, Widerständen entgegenzutreten, oder, was man vielfach annimmt, eine Politik der Konzessionen — bald nach rechts und bald nach links — treiben wird. Sein Äußeres spricht dafür, daß er ein Mann des Entgegenkommens, der Politik der kleinen Mittel und des Nachgebens ist, warten wir nunmehr ab, wie er sich im Kampfe gegen seine Gegner verhalten wird. Es hat ihm zwar bisher in seiner Tätigkeit durchaus nicht an Widersachern gefehlt, und mit der weißen Bevölkerung Samoas lebte er in ständigem Kleinkrieg. Angeblich war seine Politik nicht deutsch-national genug. Aber bis jetzt ging Solf aus diesen kleinen Kämpfen immer als Sieger hervor — einmal weil er im Reichskolonialamt einen Rückhalt gegenüber den Angriffen der weißen Bevölkerung auf Samoa fand, andrerseits weil es seinenl gewandten Auftreten in der Budgetkommission seinerzeit einmal gelang, den Reichstag von der Haltlosigkeit der gegen ihn erhobenen Anschuldi-

gungen zu überzeugen. Aus diesen Kämpfen her rührt aber noch manche Feindschaft gegen den neuen Staatssekretär, die sich wohl über kurz oder lang in mehr oder minder versteckter Form fühlbar machen wird. Auf eine unbedingte Gefolgschaft der rechtsstehenden Parteien kann Solf im neuen Reichstage jedenfalls nicht rechnen. Die Konservativen trauen ihm nicht recht, dem Manne, der gegen Eingeborenenmißhandlungen auftritt und Ansiedlungen von Weißen keineswegs so begünstigt, wie sie es verlangen. Den Konservativen wäre jedenfalls ein energischer Haudegen vom Schlage Trothas, der übrigens auch auf der Kandidatenliste stand, viel lieber gewesen als der „Anglophile der Südsee", der im Verdachte stand, gerade das englische Element in der Südsee besonders begünstigt zu haben.

Noch viel schwieriger wird sich die Stellung Solfs zum Zentrum gestalten. Diese Partei, die noch immer der „nachgeordneten Behörde" in der Wilhelmstraße vom Iahre 1906 her mit wenig Sympathie gegenübersteht, betrachtet den neuesten Günstling des Kaisers schon von vorneherein mit Skepsis. Hat

er doch — wie man annimmt — den Kandidaten der Ultramontanen, den „schwarzen" Freiherrn von Rechenberg, der als Gouverneur von Ostafrika viel mehr Anwartschaft auf den leitenden Posten zu haben glaubte, verdrängt. Hierzu kommt noch etwas aus dem „Vorleben" des Herrn Solf: Dieser so gutmütig ausschauende Mann mit dem freundlichen Lächeln hat es vor Iahren einmal gewagt, mit dem französischen Bischof von Samoa einen Streit zu bekommen. Der Bischof von Samoa hatte nämlich gegen den dortigen deutschen Schulunterricht agitiert, und mit Recht hat sich Solf seinerzeit diesen antideutschen Bestrebungen widersetzt. Der Streit kam damals im Reichstage zur Sprache, und Solf wurde von Dernburg genügend verteidigt und gedeckt, wodurch die Angelegenheit erledigt schien. — Aber nicht für das Zentrum; das pflegt seine Rache kalt zu genießen. Nicht fern wird sein der Tag, an dem es seinen Iagdhund, der auf den Namen „Matthias" hört, auf ihn loshetzt — es sei denn, daß Solf vorher schon so tanzt, wie das Zentrum pfeift. Kann er dann aber eine fortschrittliche Kolonialpolitik treiben?

Theologisch-kirchliche Rundschau.

Von Theodor Kapp sie in.

Von Adolf Harnack stammt der ironisch gefärbte Ausspruch, von der Eristenz des Teufels überzeuge ihn, allen Zweifeln des modernen Menschen zum Trotz, immer wieder — das Lesen der Kirchenblätter. Wer darin einige Erfahrung hat, wird den zornigen Sarkasmus würdigen, der hinter Harnacks Bonmot grollt. „Euer Ruhm ist nicht fein", so möchte man den „Brüdern" hüben und drüben oft zurufen und etwa den Spruch aus dem Paulusbriefe beifügen: Wenn ihr euch untereinander beißet und fresset, so sehet zu, daß ihr euch nicht aufesset ....

Ich werde mich bemühen, in meinen Rundschauen über die Bewegungen auf dem theologischen wie auf dem kirchlichen Gebiet keinen starren Parteistandpunkt zu vertreten, ohne daß meine persönliche Stellungnahme irgendwie ver-

dunkelt werden soll. Alles Verstehen heißt nicht alles verzeihen; aber es gibt einen energetischen Optimismus und eine Philosophie der mittleren Linie, ein Parallelogramm der Kräfte, deren Grundlinien der Herausgeber unserer Zeitschrift vor sieben Iahren gedankenreich gezogen hat für den sozialen Organismus, und welche der Berliner Theologe Iulius Kaftan namens des Evangelischen Oberkirchenrats in einer wichtigen Stunde der preußischen Landeskirche auch im religiösen Gebiet als Grundsatz verkündete. Gilt es vom Leben überhaupt in Goethes Sinn, das Erreichbare beharrlich anzustreben und das Unerforschliche ruhig zu verehren, so wollen wir auch im theologischen und kirchlichen Fortgang unserer Zeit dies Mögliche und nur das Mögliche beherzt beim Schopfe fassen; man will es dann nickt fahren lassen, und wirket weiter, weil es muß.

Der vielberufene Fall Iatho, für den die Ausschließlichen (so möchte ich das Fremdwort „Orthodore" verdeutschen) den Pfeil vergiftet haben: „IathosFall",

ist durch die Amtsentsetzung des Kölner Pfarrers vor dem Spruchkollegium in Berlin keineswegs erledigt, er hat vielmehr eben erst begonnen. Die Kirchbehörde ist seit Ausgang Iuli noch nicht soweit gediehen, die ihr von der Generalsynode aufgenötigte Drucklegung des Protokolls der Verhandlungen zu vollziehen; eine gedanklich dürftige und auch in der Form schwächliche Urteilsbegründung ist alles, was wir bisher amtlich aus dem Sitzungszimmer der 13 Männer erhalten haben. Daneben ging der Versuch, in den Gemeinden den Eindruck zu erwecken, als sei Iathos Ausschluß vom preußischen Kirchendienst einstimmig erfolgt, der Präsident hatte diplomatisch die Schweigepflicht über die Mitglieder verhängt und das gefällte Urteil von ihnen allen unterzeichnen lassen. Harnack verriet seinen Studenten in einer Vorlesungsstunde über den Fall Iatho — ohne den Namen zu nennen —, daß der Hallesche Theologe Friedrich Loofs für Iatho seine Stimme abgegeben habe; auch von Geheimrat Kahl, dem Vater des Irrlehregesetzes, wurde erwiesen,daß er Iathos Verbleiben im Amte gewünscht hat. Aber die Mehrheit der Spruchrichter, deren Zusammensetzung von der ungerechten Kräfteverteilung unserer Synoden aus bestimmt wird, hat den „Irrgeist am Rhein" des Talars entkleidet, — einen Mann von 60 Iahren, dessen ungewöhnliche Begabung für Predigt und Seelsorge auch von seinen Gegnern einhellig anerkannt wurde, dessen große Gemeinde in rührender Liebe an dem verehrten Führer hängt, dessen aufopfernde Treue ebenso hell leuchtet wie seine sittliche Lauterkeit. War die Verkündigung des Kirchenglaubens in Köln durch Iathos Freisinn bedroht? Nein; zwei liberalen Pfarrern stehen sechs orthodore Pastoren gegenüber, während nur ein Drittel der Protestanten Kölns sich zum Väterglauben bekennt, die Mehrheit ist liberal. Ohne Leidenschaft ist festzustellen, daß Pfarrer Iatho einer kirchenpolitischen Zufallsmehrheit zum Opfer fiel, welche s e i n e Überzeugungstreue zum

Tempel hinausstieß, während ihre eigene Überzeugungstreue sich im „Hause des Herrn" als alleinberechtigt behaglich etabliert.
Auch Harnack, der Iathos Theologie nicht die sc ine nennt, hat es wie Naumann, Eohm, Herrmann, Baumgarten für ein Unglück erklärt, daß dieser Pfarrer von der Kirche nicht ertragen wird, obwohl sein Lebenswerk ihn über die meisten seiner korrekten Amtsbrüder hoch erhöht. Und dies Verhängnis wirkt sich nun aus. Die für gemaßregelte liberale Pfarrer eingerichtete „Iathospende" errang bereits im ersten Anlauf die Höhe eines stattlichen Grundkapitals, sie wächst erfreulich weiter; Iathos Gemeinde schart sich nach wie vor um die gottesdienstlichen Versammlungen ihres Freundes, die unter dem Vcreinsgesetz im kirchlichen Rahmen regelmäßig stattfinden; IathosKirchgemeinde, der offiziell ein liberaler Nachfolger vorsteht, wählte ihn in das Presbyterium, bewilligte ihm einen Saal für Andachten ....
und der seiner Fesseln ledige rüstige Mann reist unermüdlich durch die deutschen Städte, um seine Gesinnungsgenossen mit theologisch-religiösen Vorträgen zu erfreuen
,<;

und der Freiheit in der Kirche der Reformation zu dienen. Auch in Düsseldorf und Barmen sorgt man für wiederkehrende Iathogottesdienste, so daß sich seine Gemeinde verhundertfacht hat, und seine gepflegte Feder sucht daneben im gedruckten Wort festzuhalten, was die Seele in religiöser Innenschau erlebt. Die Ausschließlichen haben den Fall Iatho äußerlich gewonnen, in der Sache unterliegen sie! Unbrüderlich suchten sie dem (für jede außerpreußische Kirche) Wählbaren auch den Pfarrertitel zu entreißen, wie sie mit persönlichen Verunglimpfungen dunkle Wege einschlugen, auf denen sie allerdings rasch und unsanft abgefaßt wurden. Iatho und seine Freunde bleiben in der Kirche, als ihr Salz.
PfarrerIatho undProfessor Harnack haben über das Zeitproblem von Theologie und Kirche öffentlich Briefe getauscht, welche Martin Rade, Harnacks intimer Freund (bekannt als Herausgeber der „Christlichen Welt"), mit einem Geleitwort versehen in Buchform nochmals publizierte. Wie es zumeist bei solchen Verständigungen geht, redet jeder am andern vorbei und hört nur, was der sagt, nicht aber, wie er es meint. Iathos Sphäre ist die Empfindungswelt, vom religiösen Gefühl ist bei dem Mystiker alles beherrscht und inr Ausdruck bestimmt; Harnack ist der geschärfte Intellekt, der weitblickende Historiker, dem es gegeben ist, die entlegenen Grenzen der kirchlichen Erscheinungsformen zu überblicken und mit künstlerischer Virtuosität elastischen Geistes zu verbinden. Auch persönlich ist die Verschiedenheit beider Briefschreiber groß: Pfarrer Iatho ist diplomatisch ungeschult; wie ein unbesorgtes Kind lebt der Dichter und Deuter vor sich hin und gibt sich der Welt, ein aufgeschlagenes Buch, ohne Rückhalt, ohne eine Gefahr zu sehen; seine Gemeinde ist sein Brief, geschrieben mit Geist und Liebe. Erzellen; Harnack wandelt auf den Höhen und betritt mit sicherem Fuß, der nicht gleitet, den gefährlichen Boden preußischer Kirchenpolitik. So gefällt sich Harnacks Schreiben

an Iatho, der mit überquellendem
Gemüt sich an ihn wandte und
ihn als Autorität vertrauensvoll für
den Schutz des freien Protestantis-
mus in Anspruch nahm, in merklich
zugespitzter Rede. Die Teilstriche in
der gegenseitigen theologischen Auf-
fassung werden mit kühler Deutlich-
keit präzisiert, die Christusauffassung
Iathos wird mit einem einzelnen
Satze des Kölner Pfarrers gedeckt
und rasch abgelehnt. Während Har-
nack selbst die altkirchliche Zwei-
naturenlehre für „gänzlich unhalt-
bar" erklärt, will er für den Menschen
Iesus das Gemeindebekenntnis, daß
„dieser Mann" der Messias und
Herr ist, als unverschiebbares Glau-
bensurteil festhalten. Harnack läßt
unausgesprochen, daß sein Christus-
glaube mit dem Apostel Paulus in
unüberbrückbarem Zwiespalt bleibt;
drückte er sich weniger vorsichtig aus,
so würde jedermann erkennen, daß
Harnack mit Iatho auf demselben
grundsätzlichen Boden der
unbedingten Menschheit
Jesu steht, daß nur Gradunter-
schiede zwischen ihrer Christologie
walten. Weder Paulus noch Au-
gustin noch Luther würden Harnack
anerkennen.
Aber derBerlinerTheologe unter-

scheidet scharf zwischen der Aufgabe der Theologie und den Bedürfnissen der Kirche: erst kommt die Wahrheit und dann die Freiheit; die Wissenschaft darf sich bei ihrer Forschung um das Seelenheil nicht kümmern, die Kirche darf und soll die Eigenart der christlichen Religion aufrecht erhalten. Diese engeren Grenzen für den Pfarrer (im Gegensatz zum theologischen Dozenten) hat die Orthodorie den Universitäten stets bestritten, fordert sie doch unerbittlich das „wirksame" Einspruchsrecht der Kirche bei Berufung liberaler Theologen auf die Lehrstühle, wie sie gegen Harnacks Berufung nach Berlin seinerzeit vergeblich protestiert hat. Aber aus Harnacks Studenten werden nach wenig Iahren unsere evangelischen Pfarrer; wenn sie in seine wissenschaftliche Überzeugung als in die geschichtliche Wahrheit sich einleben, so kommen sie ... . als liberale Ketzer vor das Spruchkollegium nach Berlin, und dort treffen sie denselben Geheimrat Harnack (nach dem Vorschlag des Oberkirchenrats) wieder an, der die Frage mit zu entscheiden hat, ob seine theologischen Schüler von der Landeskirche als Prediger zu ertragen seien oder nicht. Diese Doppelstellung Harnacks als ketzerischer Theologe und zugleich als Ketzerrichterim Spruchkollegium beweist schlagend, daß dies Kollegium eben kein Lehrgesetz als Maßstab für die „Reinheit der Lehre" eines Pfarrers besitzt, und doch vermißt es sich, die Unverträglichkeit der Lehre eines Pfarrers mit dem Christentum — das gar keine Lehre ist, sondern zuerst und zuletzt Gesinnung — unter juristischen Formen festzuhalten.

Die unfehlbare Bibellehre ist nach Harnack durch die Theologie aufgelöst worden; das Verständnis und die Auslegung der Schrift darf sich weder durch ein Bekenntnis dirigieren lassen, noch darf sie sich um der „Heiligkeit" des Tertes willen anderer Methoden bedienen als der allgemein anerkannten philologischen und historischen. Esgibt also keine heilige ^Überlieferung, vorderdiegeschichtliche Forschung ka-

pituliert. Bei dem Wesen des Protestantismus müssen nach Harnacks Darlegungen in seinen gewichtigen Schriften die unausbleiblichen Kontroversen über einzelne Lehren als Zeichen des Lebens und des innerlichen Anteils betrachtet und sachlich ausgefochten werden, statt daß man den Gehorsam gegen die geltenden Bekenntnisse zur Vorbedingung evangelischen Christentums mache. Wir wünschen, schrieb Harnack früher einmal, daß die Religion ungehemmt durch Doktrinen elastisch und frei auf alle die komplizierten Zustände und Stimmungen des Lebens eingehe. Denn ihm ist die christliche Religion und die Religion überhaupt (wie für Iatho) die Gelassenheit des Herzens im Kindesvertrauen auf Gott, untrennbar verbunden mit der schlicht-einfachen Moral. Die Kirche aber, die die Orthodorie des alten Protestantismus auf der ganzen Linie eingebüßt hat, darf sich nach ihm der Aufgabe nicht entziehen, den evangelischen Glauben neu und klar in der Sprache der Gegenwart zu fassen.

Wehe uns, hat Harnack vor aller Welt ausgeführt, wenn unser Glaube auf einer Summe von Einzeltat-

16*

fachen beruhen würde, die der Historiker zu demonstrieren und zu versichern hätte! Denn keine äußere Tatsache der Vergangenheit kann auf den Grund der Evidenz gebracht werden, daß man auf sie Häuser, geschweige dicEwigkeitbauen konnte. Die sogenannten „Heilstatfachen" seien dem Glauben das gewesen, was der Pfahl dem Weinstock, das schützende Dach der zarten Pflanze ist. „Der Glaube des einen bedarf eines festen Stabes oder eines schützenden Daches, während dieser Stab in der Hand des andern zerbricht und sein Glaube nur in der Freiheit des Sonnenlichtes gesund bleibt." Man kann nicht behaupten, erklärte Harnack in seiner Rektoratsrede über Sokrates und die alte Kirche, daß die Lehre des Paulus die einzige sei, die sich mit dem Evangelium vereinen lasse! Auch in diesem zentralen Punkt deckt sich Iathos Anschauung mit der theologischen Grundstimmung Harnacks, der im Spruchkollegium sitzt. Harnack hat das Wesen des Christentums in seinen klassischen Vorlesungen dargelegt und von dem Nazarener— in Harmonie mit Iatho — ausgesagt, Iesus habe gefühlt und erkannt, geurteilt und gekämpft in dem Horizont und Rahmen seiner Zeit, als Kind seines Volkes; er habe eine bestimmte, begrenzte und beschränkte geistige Anlage besessen innerhalb eines begrenzten und beschränkten geschichtlichen Zusammenhanges. Sonst wäre er nicht ein Mensch von Fleisch und Blut, sondern „ein gespenstisches Wesen" gewesen. Das Urchristentum mußte untergehen, damit das Christentum bleiben konnte. „Nicht der Sohn, allein ter Vater gehört in das Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat, hinein." Derselbe Harnack hat in dem noch unvergessenen Streit von 1893 um das sogenannte „Apostolikum" seinen Berliner Studenten (die jetzt als Pfarrer allenthalben auf den Kanzeln stehen) :und heraus erklärt: „Ein gereifter, an dem Verständnis des Evangeliums und an der Kirchengeschichtc gebildeter Christ wird Anstoß nehmen müssen an mehreren Sätzen des Apostolikums."

Das ging vor allem auf die kirchliche Weihnachtslegende von der Iungfraugeburt, doch lehnt Harnack die leibliche Auferstehung und Himmelfahrt natürlich mit gleicher Entschiedenheit ab. Und seine Stellung zum biblischen Wunder ist durchaus nicht „gläubiger" als die von Iatho und Traub. Daraus folgt:

Zum Schluß nenne ich im Sinne dieser einleitenden Rundschau noch etliche Schriften:

Karl Iatho: Fröhlicher Glaube. Köln, Verlag Ncuber.

Iatho und Harnack, ihr Briefwechsel. Von Martin Rade. Tübingen, Mohr-Sicbcck

Otto Zurhellen: Iathos Theologie und die religiöse Krisis der Gegenwart. Ebendort.

Rudolf Eucken: Können wir noch Christen sein? Lcipzia, Veit u. Co.

Theodor Kappstein: Auf die Schanzen! Lichter und Losungen. Berlin, Reuß u. Pollack.

Friedrich Naumann: Geist und Glaube. Berlin-Echönebcig, Hilfe-Verlag.

Iuristische Rundschau.

Von Rechtsanwalt Vi Hugo Waldeck.

Es ist eine undankbare, aber
darum nicht weniger lockende Auf<
gabe, eine juristische Rundschau für
eine Nichtfachzeitschrift zu schreiben.
Die Rechtswissenschaft erfreut sich
bei den Nichtjuristen keiner sonder-
lichen Beliebtheit, und dieselben
Leute, welche für Mitteilungen aus
dem Gebiete der Philosophie, Natur-
kunde, Medizin oder Geschichte, auch
wenn sie nicht vom Fach sind, nicht
nur Interesse heucheln, sondern
solches auch wirklich empfinden,
machen aus ihrer Abneigung gegen
die Iurisprudenz kein Hehl. Die
Erklärung hierfür scheint mir darin
zu liegen, daß der Laie gewöhnlich
die Bedeutung des erörterten ju-
ristischen Themas für die Allge-
meinheit und damit für ihn selbst
nicht spürt, außer wenn er persön-
lich in Mitleidenschaft gezogen wor-
den ist. Diese Revue will auch die-
jenigen, die sonst dem Rechtsleben
fernstehen, veranlassen, sich mit ihm
zu beschäftigen. Die Gerichtsver-
fassungsgesetze sämtlicher Kultur-
staaten haben sich schon seit langem
für die Ausübung der Rechtspflege
die Mitarbeit nichtrechtsgelehrter
Personen als Schöffen, Geschworene
oder Handelsrichter gesichert. Eine
Teilnahme weiterer Kreise am
Rechtsleben auch außerhalb des
Straf- oder Zivilprozesses erscheint
nicht weniger wünschenswert. So-
iveit juristische Fragen über den
Einzelfall hinaus Bedeutung haben,
sollen sie daher hier zur Sprache
gebracht werden.

Der neu gewählte Reichstag
sieht sich vor eine Reihe wichtiger
gesetzgeberischer Aufgaben gestellt,
die der frühere nicht mehr hat er-
ledigen können. Hierzu gehört vor
allem die Schaffung eines neuen
Strafgesetzbuchs und die Verbesse-
rung der Strafprozeßordnung. Die
Wichtigkeit der beabsichtigten Re-
formen braucht nicht besonders be-
tont zu werden. Für ihre Not-
wendigkeit spricht wieder ein kürz-
lich erschienenes Werk des Berliner
Rechtsanwalts I. R. Di. Sello,
welches auch Nichtfachleuten eine
Fülle von Anregungen bieten wird
und eine Bereicherung für unsere

Kenntnis der menschlichen Psychologie bedeutet. Sello hat als erster deutscher Kriminalist es unternommen, an einer Anzahl älterer und neuerer Strafrechtsfälle die ungeheuereMacht,die derIrrtum aufdem Gebiete der Strafjustiz geübt hat, und die Ursachen der begangenen Irrtümer zu zeigen. Das in R. v. Decker's Verlag erschienene Buch, welches „Die Irrtümer der Strafjustiz und ihre Ursachen" betitelt ist, enthält eine Sammlung von ca. AX) praktischen der Erfahrung entnommenen Beispielen aus Deutschland, Österreich-Ungarn, Schweiz, Luremburg, England, Frankreich und Italien. Auch die Darstellung der richterlichen Fehlsprüche im Auslande, durch welche in zahlreichen Fällen die Todesstrafe oder lebenslängliches Zuchthaus über Unschuldige verhängt wurde, ist packend und lehrreich fur uns. „I5n innocent con6amn6 ezt I'^ttaire 6e tou5 lez Konnete5 ßenz." Andererseits sind die Fehler, welche die Verurteilung Unschuldiger verursacht haben, in allen Ländern dieselben oder können sich überall in gleicher Weise wiederholen. Die

Bedeutung des Selloschen Werkes liegt daher u. a. darin, daß es oft in aktuellen Fällen, die gerade zur Aburteilung stehen, die Möglichkeit gewährt, ein Analogon aus der Geschichte der Iustizirrtümer den Richtern vor Augen zu führen und sie zur wiederholten Nachprüfung des Falles zu veranlassen.
EineAnzahl von verbürgten Fehlsprüchen scheint geradezu ein Ding der Unmöglichkeit zu sein, z. B. die Verurteilungen wegen Mordes an Personen, die überhaupt gar nicht gestorben waren und sich nach erfolgter Aburteilung des angeblichen Täters, in einem Fall unmittelbar vor der Vollziehung der Todesstrafe, als lebend meldeten. Die neuerdings erhobene und bei Erscheinen dieser Zeilen wohl schon zur Verhandlung gekommene Anklage gegen den Brunnenbauer Kolbe und Frau Behm wegen Mordes und Anstiftung zum Morde, obwohl gar nicht feststeht, ob der angeblich Ermordete, der Sekretär Franz Behm, überhaupt tot ist, hat also schon ihre Vorläufer gehabt.
Wiederholt wird ferner von Sello der frappierende Fall behandelt, daß das endliche Geständnis des fälschlich Beschuldigten, der bisher die Tat „hartnäckig geleugnet" hatte, erdichtet war, und zwar mit allen für die Anklage notwendigen Einzelheiten, die das Geständnis besonders glaubhaft machten, „denn so etwas erfindet sich nicht". Allein wenn sich überhaupt etwas erfindet, so erfindet sich auch „so etwas". In einem Falle war die schließliche falsche Selbstbezichtigung auf Furcht vor der Untersuchungshaft zurückzuführen, in einem andern war sie dem charakterschwachen, unter der Last einer verlogenen Mordanklage zusammenbrechenden Manne durch die Seelenfolter einer mit dem Aufgebot aller Inquirentenkünste geführten Voruntersuchung in einer Unzahl qualvoller Verhöre abgepreßt worden.
Einen breiten Raum nimmt mit Recht die Besprechung der Fälle ein, in welchen auf Grund unsicherer Indizien, aber angeblich bestimmter Rekognitionen von Zeugen Unschuldige verurteilt worden sind(siche

den Fall Fourey). Der Maire und
seine Magd wollen den de« Mord-
versuchs Angeklagten beim Auf-
blitzen des Schusses erkannt haben,
und trotz Alibi-Nackweises wird
Fourey zum Tode verurteilt. In
der neuen Verhandlung weisen Sach-
verständige nach, daß eine Rekogni-
tion beim Feuerschein eines Schus-
ses unmöglich ist, worauf Frei-
sprechung erfolgt. Man fragt sich
unwillkürlich, warum die nahe-
liegende Untersuchung durch Sach-
verständige nicht schon in der ersten
Verhandlung vorgenommen wor-
den ist.
Neben den Fällen, in denen Zeu-
gen und Sachverständige, wenn
auch fahrlässig, so doch wenigstens
in gutem Glauben ihre Aussagen
abgegeben haben, führt Sello eine
Anzahl von Fällen an, in denen
absolut unverdächtige Zeugen be-
wußt die Unwahrheit aus selbst-
süchtigen Motiven ausgesagt haben.
Eine verhängnisvolle Rolle spielt
dabei das Verlangen des Zeugen,
die auf die Ergreifung des Täters
ausgesetzte Belohnung zu verdienen,
so daß die Frage erwogen werden
müßte, ob nicht auch im Straf-
prozeß derartige Perscmn, die einen
Anspruch auf die Belohnung er-

heben, unbeeidigt zu lassen sind, wodurch ihre Bekundungen selbstverständlich an Gewicht verlieren. Im Zivilprozesse kann das Gericht, selbst wenn es sich um geringfügige Summen handelt, die Nichtbeeidigung von Zeugen beschließen, die am Ausgange des Rechtsstreites ein rechtliches Interesse haben. Im Strafprozesse, wo es sich um Leben oder Tod handelt, hat der Richter diese Befugnis nicht. Der habgierige Zeuge vermag unter allen Umständen seiner Aussage durch den Schwur den gehörigen Nachdruck zu verleihen.

Beunruhigend ist ferner die hohe Zahl von Verurteilungen, die auf Grund der Beschuldigung eines Mitangeklagten erfolgten. Kann es aber eine höhere Prämie für die unwahre Beschuldigung eines anderen, einen auch nur annähernd so starken Antrieb zur Lüge geben, wie die Rettung des eigenen sonst verwirkten Lebens? So war es im Falle Ziethen, der noch in aller Gedächtnis ist. Außer Ziethen, der nach der überzeugenden Darstellung Sellos nicht als Täter in Betracht kommen kann, war sein Barbierlehrling Wilhelm des Mordes der Frau Ziethen angeklagt. Wilhelm wurde freigesprochen, während sein Meister, den er, als er sich auf der Anklagebank befand, des Mordes beschuldigte, zum Tode verurteilt wurde. Tatzeugen fehlten. Nur in den Akten befand sich eine sogenannte Aussage der Frau Ziethen vor ihrem Tode, die aber ohne irgend welche Beweiskraft war, worüber sich sämtliche ärztliche Autoritäten einig sind, die sich inzwischen gutachtlich über den Fall geäußert haben. Denn die furchtbare Verletzung, die Frau Ziethen erlitten hatte, hatte einen beträchtlichen Teil ihrer Gehirnsubstanz in einen mißfarbigen mit Blut vermischten Brei verwandelt. Ihre Antworten auf ihr vorgelegte Fragen sind daher ohne Bedeutung. Der bekannte Professor von Krafft-Ebing meint: „Die Aussage der Frau Ziethen, als einer Sterbenden, Delirierenden,hat für mich gar keinen Wert. Ihre Aussage: Ziethen mein Mann, ist reine Echosprache. Mir

scheint auf der Hand zu liegen, daß sich ihre Antworten, soweit sie überhaupt an Erlebtes anknüpfen, auf frühere Prügelszenen beziehen. Bei schweren Kopfverletzungen sind die Erinnerungslücken für die Zeit des Vorfalls und die unmittelbar vor ihm geradezu typisch."

Nach Rechtskraft des Urteils nahm Wilhelm die Beschuldigung, daß Ziethen seine Frau getötet habe, zurück und bezeichnete sich selbst als Täter, widerrief allerdings später das Geständnis wieder. Die wiederholten Versuche Ziethens, eine Wiederaufnahme des Verfahrens durchzusetzen, waren erfolglos, und er starb im Zuchthause, indem er bis zuletzt seine Unschuld beteuerte.

Der Fall Ziethen ist geradezu ein Schulbeispiel für die Reformbedürftigkeit der strafprozessualen Vorschriften für das Wiederaufnahmeverfahren. Es ist allgemein bekannt, wie schwer Gerichte sich dazu entschließen, die Wiederaufhebung eines Urteils, an dessen Fällung sie selbst mitgewirkt haben, im Wege des Wiederaufnahmeverfahrens zu ermöglichen. Es genügt in dieser Beziehung an den Meineidsprozeß in Essen zu erinnern, wo die unschuldig Verurteilten erst,

nachdem sie die vieljährige Zuchthausstrafe abgesessen hatten, im Wiederaufnahmeverfahren ihre Freisprechung erwirken konnten.

Sello bespricht in seinem Buche nur Fälle, in welchen auf Todesstrafe oder lebenslängliches Zuchthaus erkannt worden ist. Verurteilungen zu milderer Strafe hat er in seinem Buche außer Betracht gelassen. Sein Werk hätte sonst überhaupt kein Ende finden können, wenn man bedenkt, daß allein im Iahre 1905 im Deutschen Reiche 716 708 Anklagesachen anhängig geworden sind, wobei unter Anklagesachen nur diejenigen Sachen zu verstehen sind, wo auf Antrag der Staatsanwaltschaft zur Hauptverhandlung geschritten wurde.

Die Kommission, welche sich mit den strafrechtlichen Reformen zu befassen hat, wird nicht umhin können, die Erfahrungen, die sich aus dem Selloschen Werke ergeben, zu verwerten und zwar insbesondere auch bei der Beratung der Frage, ob die Todesstrafe beibehalten oder abgeschafft werden soll. Die Sellosche Sammlung der Iustizirrtümer verlangt gebieterisch die Abschaffung.

Philosophische und geisteswissenschaftliche Nundscha u.

Von Professor vi Ludwig Stein.

Der Essay als Kunstwerk.

Seit Nietzsche, der in seinen „unzeitgemäßen Betrachtungen" jene Kunstgattung des philosophischen Essays zu höchster Meisterschaft steigerte, der Schopenhauers „Parerga und Paralipomena" das Heimatsrecht in der deutschen Literatur erzwungen hat, sind der Essayform warme theoretische Befürworter erstanden. Das vorangegangene Geschlecht erfreute sich an der geruhsamen, innerlich ausgeglichenen Art Gildemeisters, Hildebrands oder an der feingeschliffenen, mit allen Farben des deutschen Humors und des e5prit ßaulni5 gesättigten Geistigkeit des größten politischen Essayisten seines Zeitalters, Ludwig Bambergers. Seit Nietzsche hat sich indes eine Umwertung aller essayistischen Werte vollzogen. Nicht das Gehaltene und Abgetönte, sondern das Zuckende

und Blitzende bilden heute durchweg das wesentlichste Ingrediens der unser Zeitalter beherrschenden Essayform. Sah doch Nietzsche im Aphorismus, der den Essay in Ertrakt- oder Essenzausgabe darstellt, die Form der Ewigkeit. Anders Montaigne und Franz Bacon, die eigentlichen Schöpfer des philosophischen Essays. Montaignes Essays (1580) und Franz Bacons 5erm«N65 ti<ielkL (englisch: 1^552^3 mor^I, econolnical lind political, 1597) geben dieser von ihnen geschaffenen Literaturgattung den Stempel der abgeklärten Lebens-Philosophie im Gegensatz zur paragraphenmäßig eingeschachtelten Schulphilosophie.

Diese gesunde und natürliche Essayform, deren Daseinsberechtigung durch den Gehalt ihrer Leistungen von Descartes' „I)i3c«ul5 de la UetKode" an bis zu den Reden und Aufsätzen von Hermann Helmholtz, Emil du Bois-Reymond, Eduard Zeller und Ernst Mach erwiesen ist, kommt neuerdings wieder auf. Drei Symptome für die innere Wandlung der Literaturgattung des

Essays im Geiste seines Schöpfers Montaigne, dieses berühmtesten aller e5pritz vHßadonä5, seien hier aneinandergereiht, weil sie uns seit unserer letzten geisteswissenschaftlichen Rundschau auf den Tisch geflogen sind: Luigi Luzzatti, Freiheit des Gewissens und Wissens, deutsch von vi I. Bluwstein Leipzig, Duncker u. Humblot, G eorg von Lukäcs, Die Seele und die Formen, Essays, Berlin, Egon Fleischel u. Co., endlich Walther Rathenau, Zur Kritik der Zeit, Berlin, S. Fischer. Diese Essaysammlung, welche Gerhart Hauptmann mit dem wundervollen, aus dem Munde eines steptisch angehauchtenWeltmannes doppelt reizvoll NingendenWidmungswort,Air, Gerhart, habe ich stets geglaubt, ohne Beweis und ohne Umschweif" zugeeignet ist, erschien am 11. Ianuar 1912. Durch gütige Überlassung der Aushängebogen seitens des Verfassers war es mir vergönnt, vor dem Erscheinen des Werkes in das bedeutsame Buch Einsicht zu nehmen, um es für unsere heutige „Rundschau" heranziehen zu können. Luzzatti schenkt uns den populärwissenschaftlichen, von Lukges den literargeschichtlichen, Rathenau den volkswirtschaftlichen und völkerpsychologischen Essay großen Stiles. Der essayistische Vorwurf Luzzattis heißt: Trennung von Staat und Kirche, der von LukKcs's: der Essay als Kunstform, der Rathenaus endlich: die Mechanisierung der Welt. Der ehemalige italienische Ministerpräsident Luzzatti spricht zu uns mit dem Pathos einer gefesteten, unbeirrbaren Grundüberzeugung, die feuerfest und wasserdicht ist, zumal sie in einem nahezu vierzigjährigen Ringen als Vordermann auf der Bühne des Welttheaters herangereift ist. Der Reiz von Lukäcs's liegt in seinem sorgsam abgewogenen, das jugendliche Ungestüm glücklich eindämmenden Kunsturteil. Bei Walther Rathenau überrascht die Weite des Blicks neben einem Bildungsumfang,der von der Basis der Realwissenschaften, von denen er ausgegangen ist— Rathenau ist von Hause aus Ingenieur — bis zur Pyramidenspitze erlesenster geistes-

wissenschaftlicher, insbesondere philosophischer Erudition emporführt. Luzzatti wird, wie männiglich bekannt, starke Hinneigung zu französischer Art und Sitte nachgesagt. Gilt er doch als Urheber der stillen Verständigung zwischen Italien und Frankreich. Um so woltuender berührt daher die „Vorrede zur deutschen Ausgabe" seines in romanischen Landen längst hochbewerteten Essaywerkes „Die Freiheit des Gewissens und Wissens in ihrem Verhältnis zum modernen Staat", in welcher Luzzatti sein Gefühlsverhältnis zum Deutschtum in folgende Worte kleidet: Des Deutschen Seele ist mystisch und positivistisch zu gleicher Zeit; sie hat den Weg zurückgelegt von dem Wesen des Christentums in der Auffassung Harnacks bis zu der fruchtbarsten industriellen Betätigung. Der Deutsche ist zugleich der reinste Idealist und der geschickteste Kaufmann, der erfolgreichste Finanzmann. So vereinigt er in sich zwei wesentliche Eigenschaften, die gewöhnlich einander ausschließen. Dieses Merkwort hätte ebensogut von Walther Rathenau stammen können.
Luzzatti, in seiner Iugend jahrelang Sekretär des Ministerpräsi-

denten Minghetti (Schwiegervaters des Fürsten Bülow), bekennt sich zur Formel Cavours: Freie Kirche im freien Staate. Aber er ergänzt diese klassisch gewordene Formel dahin, daß sie zu der großherzigen Auffassung erweitert werden muß: FreieKircheim souveränenStaat. Zu diesem Behufe fördert er ein glänzendes essayistisches Rüstzeug aus allen Lagern des Wissens an den Tag. In achtzehn Essays voll getragener Gedankenhoheit und künstlerischer Rundung im Ausdruck, den sein Übersetzer vi Bluwstein glücklich wiedergibt, behandelt Luzzatti in drei Gruppen die konstitutionellen Grundsätze in Staat und Kirche, die Geschichte der Freiheit des Gewissens und Wissens, endlich und insbesondere Wissen und Glaube in der Freiheit.

Luzzatti ist eine durch und durch religiöse Natur. Gerade deshalb ist er jedem kirchlichen Ertrem abhold. Er sieht im fanatischen Bekenntniseifer mit einprägsamem essayistischen Stichwort eine „moralische Krankheit". Religion und Kirche sind scharf zu trennen. Roosevelt erinnerte zur Zeit, da er noch für Taft eintrat, daran, daß Abraham Lincoln keiner Kirche angehörte und doch tiefreligiös war. Roosevelt sagte in jener Rede, die als Hohelied der Toleranz anzusprechen ist, die nordamerikanische Republik wird zweifellos unter ihren Präsidenten Protestanten, Katholiken und in kurzer Zeit höchst wahrscheinlich auch Iuden zählen. Dazu bemerkt Luzzatti: mir persönlich gereicht es zur Befriedigung, daß Italien der einzige Staat in Europa ist, der bis jetzt diesem Ideenkreise am nächsten steht. In der Tat hatte Italien einen jüdischen Ministerpräsidenten, Luzzatti selbst, einen jüdischen Kriegsminister (Ottolenghi), und Rom hat noch zur Zeit einen jüdischen Oberbürgermeister (Ernesto Nathan), ohne Nachteil für den italienischen Staat, dessen Finanzen Luzzatti, dessen Armee Ottolenghi reorganisiert hat. Die Bekenntnisfreudigkeit Luzzattis drückt sich besonders in den zwei Essays aus: Die Verfolgung der Iuden im Mittelalter und die rettende Tat eines christlichen Hei-

ligen, sowie: Ein Heiliger der Philosophie als Verkünder der Freiheit des Gewissens und Wissens: Spinoza. Von dem christlichen Heiligen (Bernhard von Clairvaur) sagt Luzzatti: Ein Glaube ohne Apostolat erlischt; ein Glaube, der das Apostolat bis zur Gewalt treibt, verroht. Die Gewissensfreiheit vereinigt in einerGeistesgemeinschafteinenAsoka, Themistius, Studita, Bernhard von Clairvaur mit Locke, mit Voltaire,mit Stuart Mill, mit den modernsten Vorkämpfern für die zum Staatsgrundsatz erhobene Freiheit der geistigen Selbstbestimmung. Und von Spinoza heißt es: Wenn die Religionen eine Gefühlsekstase zum Ausdruck bringen, so kann man wohl von einer Vernunftekstasein den
iroßen philosophischen Systemen
vrechen. Die Philosophen, die Apostel sind Wanderforscher, Geographen der Seele. In Spinozas „theologisch-politischem Traktat"sieht Luzzatti mit vollem Recht die philosophischen Grundlagen jener Forderung der Trennung von Staat und Kirche, welche an der Berliner Universität einst Eduard Zeller in Worten von schlichter Größe geschichtlich behandelt hat. Die Freiheit ist der wahre Zweck des Staates,

das hat schon Spinoza gelehrt, das hat Hegel zum Leitsatz seiner Gechichtsphilosophie erhoben. Die lassische Formel dafür, zu welcher ich Luzzatti rückhaltlos bekennt, lammt von Spinoza; sie lautet: Die Freiheit des Denkens ist nicht nur mit der Erhaltung der Moralität und des Friedens im Staate vereinbar, sondern man kann sie nicht unterdrücken, ohne zugleich diese Moralität und diesen Frieden zu vernichten. Luzzatti ist genau wie Spinoza strenger Gottgläubiger. Mit dem größten Physiker der Gegenwart, Lord Kelvin, ruft er uns am Schlusse seiner Essaysammlung zu: Wir sind von Beweisen eines vorhergefaßten, vernünftigen und uns günstigen Planes umgeben. Mit unabweislicher Gewalt stürmen auf unseren Geist jene Äußerungen ein, die uns das Walten eines freien Willens in der Natur und die Abhängigkeit der lebenden Geschöpfe von einer höchsten Intelligenz zeigen.

Die entscheidende persönliche Note Georgvon Lukäcs's ist das von Goethe so hoch bewertete Ehrfurchtsgefühl. Unsere Dekadenten schwelgen in Götzendämmerungen, überbieten einander im Zertrümmern aller durch Überlieferung geheiligten Tafeln und gefallen sich in einer perversen Zerstörungswut, die sich mit blinder Undifferenziertheit gegen alles Überkommene richtet. Das Pathos der Distanz, das ihr Iohannes so eindringlich predigte, ist unseren grundsätzlichen Verneinern völlig abhanden gekommen. Um so wohltuender berührt es, wenn ein junger Kenner und Könner wie Georg von Lukä,cs seine Seele in die Formen der großen Gegenwartsmeister ergießt, zu denen er nicht panegyrisch-verhimmelnd, wohl aber im Erschauern der Andacht emporblickt und ihrer inneren Form habhaft zu werden sucht. Seinem (inzwischen verstorbenen) Freunde Leo Popper widmete von Lukäcs seine einleitende Studie über Wesen und Form des Essays, in welcher er seine Gedanken über die „Seele und ihre Formen" niederlegte, welche diese vom gleichen Schönheitsstreben durchglühten

jugendstarken Männer bis über den Tod verband. In einem vom 18. Dezember 1911 stammenden feinfühligen, nur für Eingeweihte bestimmten Nachruf auf Leo Popper (1886—1911) führt von Lukäcs aus: Die Form ist das Bindende und das Bannende, das Lösende und Erlösende seiner (Leo Poppers) Welt. Die Welt der Form ist eine gebende, glückspendende und gebärende; sie ist wahrer, wirklicher und lebendiger als das Leben. Von Lukäcs ist vorwiegend an Platon orientiert, während er an Aristoteles, dem eigentlichen Schöpfer der „Formen", achtlos vorbeigeht. Wie Emerson und Walter Pater steht auch der Essayist von Lukäcs im Banne jenes Dichter-Denkers, der aus seinem Idealstaate alle Dichter verbannt wissen wollte, ohne zu merken, daß er selbst, der Begriffsdichter Platon, der erste gewesen wäre, den man aus seinem „Idealstaate" hätte ausweisen müssen. Was von Lukäcs an Platon anzieht, das ist die gesinnungsverwandte Denkart und stimmungsverwandte Schreibart. Denn Platons Dialoge sind die ewigen Vorbilder des Essays in Reinkultur, vorausgesetzt, daß von Lukäcs mit seiner Wer-
23?

tung der Essayform Recht behielte: wenn man die verschiedenen Formen der Dichtung mit dem vom Prisma gebrochenen Sonnenlicht vergleichen würde, so wären die Schriften der Essayisten die ultravioletten Strahlen. Die Dichtung nimmt aus demLeben und derKunst ihre Motive; für den Essay dienen Kunst und Leben als Modelle. Und darum erblickt er in Platon den größten Essayisten, der je gelebt und geschrieben hat, der dem unmittelbar vor ihm sich abspielenden Leben alles abrang und so keines vermittelnden Mediums bedurfte; der seine Fragen, die tiefsten, die je gefragt wurden, an das lebendige Leben anknüpfen konnte.

Folgerichtig beginnt von Lukäcs mit Platonismus, Poesie und die Formen, worin er der eigenartigen Persönlichkeit Rudolf Kaßners nahezukommen sucht. Sodann behandelt er am Beispiele Sören Kierkegaards das Zerschellen der Formen am Leben. Es folgen literargeschichtliche Essays im Sinne von Diltheys „Erlebnis und Dichtung" über die romantische Lebensphilosophie (Novalis), über Theodor Storm, Stefan George, Charles-Louis Philippe, Richard Beer-Hofmann, Lawrence Sterne und Paul Ernst. Letzterer hat in der Schaubühne vom 11. Dezember 1911 die Essaysammlung von Lukäcs warm begrüßt und treffend hervorgehoben, daß v. Lukäcs dort anfange, wo die Schlegel aufgehört haben.

Aber von Lukäcs ist nur Kritiker, nicht Romantiker im Stile der beiden Schlegel, insbesondere Friedrichs. Er sieht vielmehr in Novalis den einzigen wahrhaften Dichter der romantischen Schule, denn nur in ihm sei die ganze Seele der Romantik frei geworden. Die Weltanschauung der Romantik bezeichnet von Lukäcs als echtesten Panpoetismus: alles ist Poesie und die Poesie ist „Eins und Alles". Die Tragödie der Romantik ist ihm nicht entgangen; ihre Lebensphilosophie war nur eine des Todes, ihre Lebenskunst eine des Sterbens. Und deshalb führt, wie ich in den „Philosophischen Strömungen der Gegenwart" aus-

geführt habe, die Straße der Romantiker auf vielfach verschlungenen Pfaden nach Rom. Der ehemalige Gottsucher und Gesellschaftswühler wird von den polypenartig sich ausstreckenden'Fangarmen des Zeremoniells und Rituals für immer eingefangen. Es wird von Lukäcs noch öfter zu sprechen sein. Paul Ernst hat schon auf den merkwürdig gefeilten deutschen Stil dieses Ungarn hingewiesen, der sein erstes Werk, ein Buch über das moderne Drama, noch in ungarischer Sprache geschrieben hat. Heute und hier sei vorerst auf diese bedeutsame Studie über das Wesen der Form und die Theorie des Essays voranzeigend hingewiesen. Ich behalte mir vor, auf diese auch sprachlich fein abgetönte Essaysammlung an anderer Stelle eindringlich zurückzukommen. Von Lukäcs' Stil ist gedrungen, vielleicht allzu konzentriert; er will studiert, nicht angelesen sein. Aber von Lukics ist nicht bloß eine starke Hoffnung, sondern heute schon eine erfreuliche Erfüllung.

„l'Ke douk ot tlie 3e250n"
wird, wenn nicht alle Anzeichen trügen, die dritte, hier zu besprechende Essaysammlung sein: Walther Rathenaus „Zur Kritik der Zeit",

soeben bei S. Fischer heraus-
gekommen. Seine „Impressionen"
und „Reflerionen", beide in vier
Auflagen herausgekommen, haben
bei ihrem Erscheinen Lärm ge-
schlagen und ein weithin schallendes
Echo geweckt. Feinschmecker haben
in seinen (meist Pseudonymen) Bei-
trägen in der Hardenschen „Zu-
kunft" längst herausgespürt, daß
sich hier ein kommender Mann
der Literatur ankündigt. In Eng-
land verblüffen solche Erscheinun-
gen wie Walther Rathenau, der
mitten im Gewebe und Getriebe
der „Mechanisierung der Welt"
steht, und zwar als Hebel, nicht als
Schraube, weniger als in Deutsch-
land. George Grote, der Freund
der beiden Mills und Ieremy Bent-
hams, der Mitbegründer des eng-
lischen „Utilitarismus", war einer
der ersten „Bankers" von London,
was ihn nicht hinderte, seine sechs-
bändige „Hiztol^ nt Oreece" zu
schreiben, deren Platoband mit
seiner Verteidigung der Sophistik
auf Eduard Zeller den stärksten
Eindruck gemacht hat. Hier findet
man es wunderlich, daß ein Inge-
nieur und Industriekapitän zugleich
Gesellschaftskritiker und Philosoph
sein soll. Man wird sich an diese
„Personalunion" zu gewöhnen
haben, wenn man Rathenaus „Zur
Kritik der Zeit" gelesen haben wird,
was in den nächsten Wochen für
die Gebildeten unerläßlich sein
dürfte, zumal die von ihm auf-
gewühlten und in ihrer Tiefe er-
faßten Probleme im Mittelpunkte
unseres Interesses stehen. Platon
sagt bekanntlich: es wird in der
Welt erst besser werden, wenn
entweder Könige Philosophen oder
Philosophen Könige werden. In
unserer „mechanisierten oder ent-
germanisierten Welt", wie Rathenau
unser Zeitalter charakterisiert, kann
es erst besser werden, wenn Männer,
die mit dem wirklichen Leben in
engster Fühlung stehen, auch seine
Theorien auszubauen die innere
Berufung besitzen. Was nützen
uns heute verträumte Ideologen,
die am wirklichen Leben mit ver-
bundenen Augen vorbeigehen? Wir
brauchen Männer von Welt, die
den Erdumkreis mit offenem Blick

durchwandern und das Räderwerk
der ganzen Kulturmaschinerie mit
dem Kenncrauge des philosophisch
geschulten Technikers durchmustert
haben. I^on 5crinlae, 5ed vitae.
Nathenau ist kein Systemphilosoph,
wohl aber ein Lebensphilosoph, der
die Höhen des Daseins und die
Niederungen des Lebens nicht vom
Büchertisch allein aus beurteilt,
sondern vom Laboratorium und
Bankpult, von ernsten Weltreisen
und großen Lebensbcziehungen aus
das Leben dort packt, wo es am
gewaltigsten pulsiert.
Das Problem Rathenaus ist,
wie wir bereits wissen, die Mecha-
nisierung der Welt. Er versteht
darunter die Wirkung der Ver-
dichtung und Umschichtung, der
Mechanisierung und Entgermanisie-
rung auf die Welt, die Menschen
und das Leben unserer Zeit. Was
ich mit Dilthcy das westeuropäisch-
amerikanischeKultursystem zu nennen
pflege, das heißt bei Rathenau die
zentraleuropäische Kultur, welche
die Mechanisierung der Welt bis
in die letzten uns bekannten Kon-
sequenzen durchzuführen im Be-
griff steht.;
Die Struktur der Großstadt hat
alles egalisiert und mechanisiert, das

ist das Zentralproblem Rathenaus. Den mechanisiertenBesitz nennen wir Kapital. Der Vorgang, der von außen und physikalisch betrachtet als mechanisierte Gütererzeugung erscheint, dieser Vorgang stellt sich von innen, menschlich und organisatorisch betrachtet, als Kapitalismus dar. Diesen Kapitalismus hat Sombart in seiner bis zur Karikatur gesteigerten Weise auf das Iudentum zurückgeführt. Dagegen macht Rathenau(ohne Sombart mit Namen zu nennen) geltend: Er (Sombart) denke daran, dem kleinen Volksstamm, dem die Welt die Hälfte ihres Gesamtbesitzes an religiöser Transzendenz schuldet, nun auch die Summe der materiellen Lebensordnung gutzuschreiben. Der Irrtum liegt in der Verkennung der Tatsache, daß Kapitalismus, so gut wie Technik, Wissenschaft, Verkehr, Kolonisation, Städteentwicklung oder Weltpolitik, nur Einzelerscheinungen der Grundfunktion bedeuten, die in der Verdichtung und ihrer Selbstbehauptung, der Mechanisierung, liegt.
Unter Mechanisierung der Welt verstehtRathenau dieMechanisierung der Produktion nicht bloß, sondern auch der Organisation, der Gesellschaft ebenso wie des Lebens. Im Prisma seines Geistes brechen sich die Strahlen aller unserer Lebenswerte: Technik, Naturwissenschaft, Kunst, Politik und Finanz erfahren hier eine geradezu radiumistische Durchleuchtung, die es Rathenau ermöglicht, mit Zeit und Welt ins Reine zu kommen. Die Mechanisierung der Welt ist der Zentralstrang seines Denkens, von welchem aus Rathenau mit jener konstruktiven Finesse, die den Ingenieur verrät, sichere Geleise in die Peripherie des Lebens hineinbaut. Er packt das Maschinenzeitalter wagemutig und beherzt an seiner empfindlichsten Stelle und bohrt sich mit nachtwandlerischer Sicherheit in den tiefsten Schacht ein, der von der Oberfläche des Lebens zu seinem metaphysischen Untergrunde, dem Weltenplan, führt. Rathenaus „Kritik der Zeit" ist nicht mehr und nicht weniger als eine Philosophie jenes

Maschinenzeitalters, das sein Freund
Gerhart Hauptmann dichterisch und
Meunier bildnerisch am tiefsten erfaßt
hat. Sein Problem ist: die Auf-
lösung jenes Erscheinungskompleres
von Welt und Leben, welche die
Mechanisierung und Entgermani-
sierung unseres Zeitalters herbei-
geführt hat, auf die einfachste
durchsichtigste Formel zu bringen,
eben damit aber die scheinbar
unentwirrbare Mannigfaltigkeit und
Komplikation unseres Zeitalters auf
rationale d. h. verstandesmäßig er-
faßbare Einsicht zurückzuführen.
Kein Philosoph wird sein Genüge
darin finden, nur eine Definition,
oder eine Weltformel zu hinterlassen
ohne ihre Anwendbarkeit auf das
wirkliche Leben zu erhärten. Ein
Philosoph der Technik vollends wird
und muß den Ehrgeiz haben, daß
sich seine Formel an der Hand
des wirklichen Lebens bewährt und
erprobt. Und so fügt denn auch
Rathenau seiner versuchten Lösung
der bewegenden Kräfte unseres Zeit-
alters durch die von ihm mit
begreiflicher Heurekabegeisterung ver-
kündete Formel der „Mechani-
sierung der Welt" einen Anhang
an, in welchem er die Übertrag-
barkeit seines Grundgedankens

auf viele Gebiete des öffentlichen Lebens mit hinreißender Überzeugungskraft dartut. Das Kunterbunt der hier behandelten Probleme (Massengüterbahnen, Bemerkungen über Englands gegenwärtige Situation, Politik, Humor und Abrüstung, Geschäftlicher Nachwuchs, Staat und Iudentum, Promemoria betreffend die Begründung einer königlich preußischen Gesellschaft, Physiologisches Theorem) ist nur ein scheinbares, durch Zeit und Ort der vorangegangenen Veröffentlichung erklärbares. Zieht sich doch durch alle Einzelfragen jene iäss mait,re55e hindurch, welche das lose Gefüge der hier aneinander gereihten Essays künstlerisch zusammenhält, nämlich der Generalnenner seines Denkens: Die Mechanisierung der Welt. Diese ergreift auch den Staat. In der Organisation des Staates kämpft seit unvordenklichen Zeiten das mystische mit dem mechanischen Prinzip. Der religiöse Staat, sagt Nathenau mit blitzartig erhellender Erklärung, war ein Sakrament, der Verwaltungsstaat ist eine Institution.

Wie Luzzatti, so nimmt auch Rathenau, dessen „Höre, Israel" einst Alarm geblasen hat, zum Iudentum, dem alle drei hier vorgeführten Essayisten ihrem Ursprunge nach angehören, Stellung. Das feige Verkriechen, Beschönigen, Bemänteln, Zudecken oder gar Verleugnen ist nicht die Art aufrechter, gedankentapferer und gefühlsbeherzter Männer. Rathenau erklärt, ohne in dieÜbertreibungen Sombarts zu verfallen, warum gerade die Iuden den Marschallsstab des mechanistischen Menschen im Tornister tragen. Dabei findet er gleichzeitig für das germanisch freie Stammeswesen Töne höchster Bewunderung. Germanisches Selbstbewußtsein, Unabhängigkeitsgefühl und Herrentum ist uns überliefert, germanischer Ehrgeiz und Eitelkeitshang ist undenkbar. Deshalb hat er auch für den Nationalismus geschichtliches Verständnis. Er sieht in ihm eine natürliche Reaktion auf die ungleichmäßige Verteilung der mechanistischen Vorteile. Mut und Zweckfreiheit sind, nach Rathenau, die

Grundstimmungen des germanischen Geistes. Seiner Bismarckbewunderung gibt er rückhaltlosen Ausdruck. Er sieht in seiner politischen Genialität Kraftüberschuß, Freiheit und somitHumor. Nur darf Freiheit nicht mit Frivolität, Phantasie nicht mit Phantastik verwechselt werden. Frivolität ist unsittlich, Phantastik irreal.

Das Germanentum ist sein Ideal, das Iudentum seine Überlieferung. Mit stolzer Gebärde tritt er in seinem polemischen Scharmützel mit Kohler, das vor Iahresfrist viel Staub aufgewirbelt hat, allen Versuchen eines modernen Marranentums hoch erhobenen Hauptes entgegen. In seinem Aufsatz „Staat und Iudentum" stellt Rathenau vorurteilsfrei fest, was einem aufgeklärten Iuden unserer Zeit die Taufe bedeutet. Rathenau hält die herrschende Iudenpolitik für rückständig, falsch, unzweckmäßig und unmoralisch. Wie sehr Rathenau im Rechte ist, zeigt ein Blick auf Holland, Italien, England, Skandinavien, Ungarn und Amerika, Überall dort, wo die Taufe, die nicht aus reiner Überzeugung erfolgt, welche jeder Aufrechte respektieren wird, sondern nur des winkenden Lohnes willen,

muß der Schlichte und Grad-
sinnige etwas Peinliches empfinden.
In Holland, Italien und in Ungarn
gehören die Iuden nicht trotz, son-
dern wegen der Freiheiten, die sie in
jenen Ländern genießen, zu den
Stützen der staatserhaltenden Mächte.
Der holländische Iude ist royalistisch
bis in die Knochen, der ungarische
patriotisch bis in die Fingerspitzen.
Die deutschen Iuden, sagtRathenau,
tragen einen erheblichen Teil unseres
Wirtschaftslebens, einen unverhält-
nismäßigen Teil unserer Staats-
lasten und der freiwilligen Wohl-
fahrts- und Wohltätigkeitsaufwen-
dungen auf ihren Schultern. Daß
sie in weit überwiegender Zahl
staatsfördernd gesinnt bleiben, be-
weist einen Gemütszug, der prak-
tischem Christentum nicht unähnlich
sieht. Ein sonderbares Zusammen-
treffen fügt es, daß die hier vorge-
führten drei Essaysammlungen, die
man getrost den besten unseres „me-
chanistischen Zeitalters" zuzählen
darf, mir für die zweite Ianuarrund-
schau von „Nord und Süd" zugegan-
gen sind. Alle drei Essayisten haben
dasGemeinsame,daßsiezum „Kultur-
block" gehören, nicht zerstörerisch,
sondern aufbauend wirken. Luzzatti's
Essays bauen Wissen und Gewissen,
von Lukács's Kunst und Poesie,
Rathenau'sWirtschaftundVölkerpsy-
chologie in positivem Sinn aus. Sie
widerlegen das Märchen von der
rein negativen, destruktiven Tendenz
des hochentwickeltenIuden. Istdieses
zeitliche Zusammentreffen der drei
italienischen, ungarischen und deut-
schen Essayisten ein Symptom oder
ein bloßer Zufall? Wenn es ein
Zufall sein sollte, so ist es sicherlich
ein ungewöhnlich geistreicher Zu-
fall.

Hygienische Rundschau.

Von Prof. U. Friedemann.

Altere und neue Anschauungen über die Ursachen der Säuglingssterblichkeit.

Ein Problem, das die Hygie-
niker und Kinderärzte gerade heute
wieder auf das lebhafteste beschäf-
tigt, ist die Frage der Säuglings-
sterblichkeit. Wenn wir in den
Statistiken großer Städte wie Ber-
lin lesen, daß von 100 lebendge-

borenen Kindern alljährlich 26
schon im ersten Lebensjahr dahin-
gerafft werden, so steht diese Er-
scheinung in ihrer vernichtenden
Wirkung allerdings nicht hinter
den gefährlichsten Seuchen zurück.
Vielleicht möchte mancher in dem
massenhaften Sterben der meist
dem Proletariat angehörigen Kin-
der ein gesundes Ventil gegen
Übervölkerung und die daraus er-
wachsende soziale Not erblicken.
Die Statistik lehrt aber wiederum,
daß eine solche Gefahr der Über-
völkerung gar nicht besteht, sie
zeigt vielmehr, daß in fast allen
Kulturländern ein jährliches Zu-
rückgehen der Geburtsziffern zu
beobachten ist. Einer weiteren
Abnahme der Bevölkerung muß
also vorgebeugt werden, und die
Säuglingssterblichkeit ist daber
nicht nur ein humanitäres, sondern
auch ein volkswirtschaftliches Pro-
blem. Kein Wunder, daß Staat
wie private Fürsorge in Vereinen
und wohltätigen Unternehmungen
der dem ersten Lebensalter drohen-
den Gefahr Einhalt zu tun suchen.
Aber so einig alle in dem Ziel
sind, so sehr wird über die Wahl

der zweckmäßigsten Mittel gestritten, und gerade in den allerletzten Jahren hat sich die Wissenschaft wieder mit Eifer dieser Frage angenommen. Selbstverständlich können wir die Säuglingssterblichkeit nur wirksam bekämpfen, wenn wir ihre Ursachen kennen.

Da ist es nun eine höchst auffallende Tatsache, daß bei weitem die meisten Säuglinge im Sommer während der heißesten Monate sterben. Nach den verschiedenen Statistiken sterben in den heißen Sommermonaten etwa fünfmal soviel Säuglinge als im ganzen übrigen Jahr. In den großen amerikanischen Städten war diese Erscheinung schon seit langem bekannt, bei uns in Deutschland trat sie deutlich und erschreckend erst in den 80er Jahren des voriqen Jahrhunderts hervor. In der letzten Zeit ist man nun dem Zusammenhang zwischen Hitze und Säuglinassterblichkeit auf statistischem Wege näher getreten, und da haben die Arbeiten von Fin - kelstein, Liefmann, Wil-
l i m u. a. nun in der Tat ergeben, daß an jedem einzelnen heißen Taoe ein Heraufsckinellen der Sterbefälle zu beobachten war. An der ursächlichen Bedeutung der Sommerhitze ist also gar kein Zweifel möglich. Wie aber ist dieser Einfluß »>i deuten?

Eine Tatsache von großer Wichtigkeit, die wir ebenfalls der Statistik verdanken, ist es, daß die Sommersterblichkeit fast nur auf Kosten der Flaschenkinder zu setzen ist, während die Brustkinder so gut wie verschont bleiben. Diese Beobachtung leitete naturgemäß die Aufmerksamkeit auf die Kuhmilch als Quelle der Schädigung. Beim Melken läßt sich nämlich kaum vermeiden, daß Bakterien in die Milch gelangen, und besonders, wenn diese nicht sehr sauber gewonnen wird, können diese Verunreinigungen einen erheblichen Umfang annehmen. Wir haben uns nun durchaus nicht vorzustellen, daß diese Bakterien etwa alle Krankheitserreger sind. Die meisten vermögen vielmehr gar nicht in den lebenden

Körper einzudringen. In der Milch vermehren sie sich aber — besonders bei großer Hitze — so stark, daß 1 cem viele Millionen Keime enthalten kann. Die Folge davon ist eine chemische Veränderung der Milch, die sich in dem bekannten Sauerwerden sowie in einer Zersetzung der Eiweißkörper, die als Peptonisierung bezeichnet wird, zu erkennen gibt. Es war besonders Flügge, der dieser Milchverderbnis eine wichtige Rolle bei der Säuglinassterblichkeit zuschrieb nnd deshalb seine Bemühungen vor allem darauf richtete, den ärmeren Bevölkerunasschichten eine einwandsfreie Milch zu beschaffen und ihnen die nötigen Anweisungen zu geben, um im Hause die Milch vor den Schädlichkeiten der Hitze zu schützen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß verdorbene Milch dem Säugling nicht zuträglich ist und daß daher größte Sorgfalt in dieser Hinsicht am Platze ist. Andererseits hat sich aber doch gezeigt, daß diese Vorsichtsmaßregeln allein nicht imstande sind, der Säuglinasste'-olichkeit Einhalt zu tun. Es müssen also noch andere Schädlichkeiten im Spiele sein.

In neuerer Zeit ist man nun immer mehr zu der Einsicht gekommen, daß die Kuhmilch als solche, auch wenn sie nicht bakteriell verunreinigt ist, infolge ihrer abweichenden chemischen Zusammensetzung kein vollwertiger Ersatz für die Muttermilch ist. Der künstlich genährte Säugling verfällt dadurch leicht einer chronischen Ernährungsstörung, die bei plötzlich einsetzenden Schädlichkeiten zu schweren Erkrankungserscheinungen führen kann. Manche Hygieniker und Kinderärzte suchen daher vor allem auf die Mütter einzuwirken, um sie zum Stillen ihres Kindes anzuhalten. Diese Bemühungen können aber nur in den besser gestellten Bevölkerungsschichten, in denen sowieso die Säuglingssterblichkeit eine geringe ist, einen Erfolg haben, in den Klassen des Proletariats, in denen die Frau selbst arbeiten muß, werden sie unter den heutigen sozialen Verhältnissen ein frommer Wunsch bleiben.

Eine dritte Theorie, die sich mit den Ursachen der Sommersterblichkeit der Säuglinge beschäftigt und gerade augenblicklich viele Anhänger zählt, können wir als die Theorie der Wärmestauung bezeichnen. Um sie zu verstehen, müssen wir ein wenig auf die Vorgänge des Stoffwechsels eingehen. Bekanntlich werden die Stoffe, die wir mit der Nahrung aufnehmen, mit Hilfe des eingeatmeten Sauerstoffes im Organismus verbrannt und erzeugen dabei eine gewaltige Wärmemenge, die den Körper weit über die wirklichen beobachteten Temperaturgrade erwärmen würde, wenn dieser nicht durch Wärmestrahlung und durch Verdunstung des Schweißes die überschüssige Wärmemenge abzugeben imstande wäre. Ie höher die Außentemperatur steigt, um so weniger Wärme kann durch Strahlung abgegeben werden und um so mehr muß die Schweißsekretion in Kraft treten. Schließlich kommt aber eine Grenze, wo auch diese versagt; die Körpertemperatur beginnt zu steigen und dann

treten die Erscheinungen des Hitzschlages auf. Was hier für den Organismus im allgemeinen abgeleitet wurde, gilt in erhöhtem Maße für die Säuglinge. Zunächst wissen wir aus den Untersuchungen Rubners über den Stoffwechsel des Säuglings, daß dieser infolge der Wachstumsvorgänge viel größere Wärmemengen bildet als der Erwachsene und darum auch bessere Bedingungen für die Entwärmung verlangt. Wie liegen nun aber die Verhältnisse in dieser Hinsicht? Der Erwachsene kann sich der Hitzewirkung bis zu einem gewissen Grade meist durch Veränderung der Kleidung, durch Hinausaehen ins Freie entziehen. Der Säugling aber liegt hilflos in der meist überhitzten Wohnung der ärmeren Klassen, gewöhnlich noch dazu eingehüllt in einen Haufen von Windeln, Flanelltücheru und Gummilappen. Beginnt er in seiner unangenehmen Lage zu schreien, so wird die besorgte Mutter dies für ein Zeichen von Durst halten und ihm die Flasche reichen. Damit aber werden wieder Nährstoffe zugeführt, die den Organismus noch von innen heizen, und zu dem Schaden der schlechten

Entwidmung kommen auch noch die Gefahren der Überfütterung. Tatsächlich ist es sehr wahrscheinlich geworden, daß ein großer Teil der Säuglinge einfach an den Folgen eines Hitzschlages zugrunde geht. Besonders sind das diejenigen Fälle, in denen die Kinder ganz schnell unter Temperaturen von 42—43 Grad zugrunde gehen. Ob auch der eigentliche Brechdurchfall ein chronischer Hitzschlag ist, wie manche Autoren glauben, muß vorläufig noch in Zweifel gezogen werden. Wahrscheinlich handelt es sich um eine kombinierte Schädigung durch die Wirkung der Hitze und der künstlichen Ernährung. Unter allen Umständen kann aber eine vernünftige Belehrung der Mütter hier sehr segensreich wirken. Das Einwikkeln der Säuglinge muß in der heißen Iahreszeit ganz unterbleiben; im Gegenteil müssen sie möglichst unbekleidet an kühlen Orten gehalten werden. Klagen sie über Durst, so ist es weit zweckmäßiger ihnen Wasser oder Tee als Milch zu geben, damit eine Überfütterung vermieden wird.

Die Frage der Säuglingssterblichkeit beschäftigt auch in hohem Maße das Interesse des Staates und der Kommunen. Es ist das große Verdienst von Meinert bereits vor 20 Iahren gezeigt zu haben, daß die Säuglingssterblichkeit im wesentlichen eine Wohnungsfrage ist. Ie ungünstiger die Ventilationsbedingungen in einem Hause sind, um so größer ist die Gefahr für die darin lebenden Säuglinge. Die Statistik hat nun in der Tat einen sehr nahen Zusammenhang zwischen den Wohnungsverhältnissen und der Säuglingssterblichkeit ergeben. Es hat sich gezeigt, daß die Sterbefälle sich in jenen Stadtteilen häufen, in denen die Bebauung eine besonders dichte ist. Ia es konnten wahre Sterbehäuser festgestellt werden, die sich durch eine besonders ungünstige Anlage auszeichneten. Damit hängt wohl die von Prausnitz beobachtete Erscheinung zusammen, daß die Säuglingssterblichkeit stets dem

Pauperismus folgt. Auch das
Auftreten der Sommersterblichkeit
in den 80er Iahren ist auf die Ent-
wickelung der großen Städte und
die Anhäufung proletarischer
Massen in ihnen zurückzuführen.
Allerdings ist es nicht leicht,
hier Wandel zu schaffen; denn an
den bereits bestehenden Stadttei-
len fällt es schwer etwas zu än-
dern. Bei der Ausarbeitung neuer
Baupläne, besonders für Ar-
beiterviertel, sollte aber von selten
der Kommune in Zukunft mehr
Rücksicht auf diese Frage genom-
men werden. In Amerika, wo in-
folge der ganz enormen Hitze im
Sommer das Sterben noch weit
bedrohlicheren Umfang annimmt
als bei uns, hat man sich bereits zu
einer tatkräftigen Abhilfe gezwun-
gen gesehen. Man schickt die er-
krankten Säuglinge aufs Land
oder auf Hospitalschiffe, die auf den
großen Seen und Flüssen fahren,
und in der Tat berichten amerika-
nische Ärzte von der ganz wunder-
baren Wirkung dieser Maßnahmen
selbst bei schwer erkrankten
Kindern.
Die Einsicht, welche direkten
Gefahren dem Säugling von der
Einwirkung der Hitze drohen, ist

nicht neu, aber sie beginnt erst heute allgemeine Anerkennung zu gewinnen. Hoffen wir, daß sie auch praktisch durchführbare Maßnahmen zeitigen wird und uns damit eine wirksame Waffe gegen diesen bisher mit so wenig Erfolg bekämpften Volksschaden in die Hand gibt.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

Des Kritikers Amt ist: eine Meinung zu haben. Zuweilen treibt er den Lurus, seine eigne Meinung finden zu wollen. Wenn er dann, als Literaturkritiker, gar noch die verschollene Ehrlichkeit hat, 3 Bücher wirklich lesen zu müssen, ehe er eines davon auswählt, um darüber zu schreiben, wird ihm sein Amt, Gott weiß es, nicht zur Sinekure. Wer aber auf den ersten Griff interessanten, literarischen Darbietungen begegnen will, der gehe nach Skandinavien. Kaum eine unserer europäischen Großmächte — oder sagt man heut richtiger Größen-Mächte?! — hat einen ähnlichen Reichtum an erlesenen Literaturerscheinungen wie diese drei Lande der bleichen Sonne. Mit einigen dieser neuesten Dichtungen möchte ich heut unsere Leser beschäftigen. Da ist vor allem eine höchst rühmenswerte deutscheAusgabe der „Gesammelten Werke von Björnstjerne Björn son". Der Herausgeber und Übersetzer der monumentalen Ibsen-Gesamt-Ausgabe, Iulius Elias, hat diese Björnson-Ausgabe als Gegenstück dazu, vor kurzem vollendet, bei S. Fischer-Berlin erscheinen lassen. Acht weitere Namen, werden als Mitarbeiter genannt — darunter Ludwig Fuld a ,Ch ri sti a n Morgenstern, Gertrud I. Klett. Namen, die Bürgschaft sind, so für den Geist, wie für das Wort Björnsons, „des großen Wahrheitsagers," den Ioh. V. Iensen in lohender Begeisterung also schildert:

„Norwegen ist Björnson. Er hat die Nation erschaffen. All die widerspenstigen Felsen, all die fruchtbaren Täler sind Björnson. Die

gespaltenen Küsten und die tausend
Familien, die wilden Tiere auf
den einsamen Höhen und die Treue
in den kleinen Städten; all das ist
Björnson. Alle wahren Norweger
ähneln ihm, haben seine Züge,
denn er ist ein Auserwählter unter
ihnen."
Begeisterung — die Wahrheit
ist! Björnson, geboren und aufer-
wachsen in einer Heimumgebung
von grandiosem Schnitt, ist der starre
Nation-Verlünder im Dichten und
Denken, mehr noch der streitbare
Nation-Träger in der herben Größe
seiner hcimatgeprägten Persönlich-
keit— ein Stück seiner Umwelt. Nicht
im engen Sinne der Heimatdichtung,
dazu ist er zu universal. Aber aus
dem Boden, der Luft seiner Heimat
hat er Nahrung und Kraft gesogen
für die Früchte, die das Kosmos
in ihm ausgereift. Und diese Früchte:
seine Novellen und Erzählungen
nicht minder, wie seine großen
Romane und Dramen, wie seine
entzückend feinen Poesien, gestaltet
er mit dem Herzblut innigster Heim-
gehörigkeit — so streng „national",
daß er sich den Gebrauch dänischer

Wortfinessen versagt. Was Ibsen niemals getan.

Björnson gehört zu den Dichtern, die den Denker nie vergessen lassen; zu den Denkern, deren Art, sich auszusprechen, neben dem Feuer der Rhetorik, in Sinn und Absicht etwas Verschlossenes, schwer Zugängliches hat. Das aber kommt mehr in seinen polemisch-politischen Schriften als in seinen Dichtungen zum Ausdruck. Von seinen Dramen wird man auf der Bühne erst jetzt einen ganz unbeeinflußten Eindruck erhalten. Bei Björnsons Lebzeiten ist jede seiner Bühnenschöpfungen von dem Streit gegensätzlicher Meinungen umtobt worden, der einer ruhigen Wertung und Wirkung nicht günstig war. Nun ein gewisser Abstand zwischen Dichtung und Kritik sich ergibt, erkennt man erst voll, wie viel tief eingreifende Lebensweisheit neben der großen dichterischen Schönheit und klugen Bühnenwirksamkeit in seinen Dramen enthalten ist.

Ein biographisch-kritisch-analytischer Supplementband soll dieser Gesamtausgabe folgen. Es ist anzunehmen, daß er vornehmlich mit der Aufführbarkeit der Dramen sich befassen wird. Ein geschlossenes Briefkorpus „Briefe aus Aulestad", die Björnson an seine Tochter Bergliot richtet (übrigens auch als prächtige Einzelausgabe erschienen), Dokumente der unpathetischen Vaterliebe, beschließen diese Björnson-Ausgabe, deren voluminöse 5 Bände einen Inhalt von ca. 3<XX) Seiten ergeben. Aber, da der Stoff auf jeden Einzelband als abgeschlossenes Ganze geschickt verteilt und jeder Band einzeln käuflich ist, braucht die Wucht der Ganzheit die Impression des Lesers nicht einzuschüchtern. Eine deutsche Gesamtausgabe wie die vorliegende hat bisher gefehlt. Um so dankenswerter das Unternehmen, in so vollendet schöner Ausführung sie herzustellen. Interessant übrigens ist Björnsons eigne Mitwirkung, der noch mit Verleger und Herausgeber alles Wesentliche über Auswahl und Anordnung besprochen hat.

Sicher in der unerfüllt gebliebenen
Hoffnung, seine zähe Kraft werde
ausreichen, die Vollendung des
Werkes und sein achtzigstes Iahr
ihn erleben zu lassen. Björnson,
der am 8. Dezember 1832 (zu Kvikne
in Oesterdalen, Norwegen) geboren
-ist, starb aber schon am 26. April 1910,
bevor das große Werk zu erscheinen
begonnen, das eben jetzt vollendet
ist.
Von dem Gesamtwerk des
größten Norwegers zu der
jüngstenDichtung der größten
Schwedin unserer Tage, zu
Selma Lagerlöf mit ihrem
Roman „Liljecronas Heimat".(Ver-
lag von Albert Langen-München.)
Und es ist wirklich ein Roman —
nach allen gesetzlichen Regeln der
Technik: Das Geschick eines Einzel-
helden, an das aller Mitwirkenden
und ihr Erleben zentral gebunden,
damit verflochten und organisch
verwachsen. Aber natürlich ist
es dennoch kein „Roman". Ach
nein und Gott sei Dank! Romane
schreiben können Tausende, einige
darunter erzellent. Eine Wichtel-
Dichtung schreibt nur die einzige
Selma Lagerlöf.
Also natürlich kein „Problem",
ihre neue Dichtung. Noch weniger

eine Verwickelung seelischer Konflikte. Noch hat sie den Ehrgeiz: von Grund auf neu und merkwürdig behandeln zu wollen, was ihr Gestalten ausmacht. Nur, daß das i h r Natürliche zufällig das Edelste, Sonnigste, gemütlich Reichste und in jedem Verstehen entzückend ist. Nebenbei von der gründlichsten Kenntnis der Geschichte, der Natur und der unerschöpflichen Sagenwelt ihres Vaterlandes durchzogen. Und diese Sagenwelt ist Wurzelboden und Wipfelkrone ihres dichterischen Schaffens. Darum: was immer sie aufgreift, wird ein heimatlicher Stoff. Darum: was immer sie formt, wird von Hausgeistern, Wichteln, Wasserfrauen, Niren und anderem Gesindel belebt und in dem Fortgang der Gescheh-' nisse gefördert. Und Beides, Wichte! und Wirklichkeit, wird unter ihren Händen ein geschlossener Organismus, wohl eingerichtet, natürlich angelegt, logisch aufgebaut, unanfechtbar entwickelt. Und dennoch Märchen. Märchenzauber, Märchenstimmung! Das ist das Rätsel, so ihrer künstlerischen Wesenheit, wie Wirkung. Dazu kommt ihr sicher beratener Kunstgeschmack, ihre Erzählerfinessen, deren raffinierte Feinheit — schlichte Natur ist. Die persönliche Kunstform einer unpersönlichen Begriffplastik.

Also eine Stiefmuttergeschichte: Da ist ein Landpastor, frei, stolz in Demut, begabt ohne jeden Ehrgeiz, arglos wie ein Kind. Iung verwitwet, lebt er auf seinem behaglichen Familiengut mit seiner bezaubernden Tochter, der 16jährigen Maja-Lisa. Da tritt, wunderbegleitet, ein fürchterliches Weib in ihrer Beider Leben und wird in Kürze Maja-Lisas Stiefmutter. Der alte Bengt und die Wirtschafterin und Alle haben Recht: diese Stiefmutter, mit ihrer sinnlos rasenden Spinnwut, ihrer grundlosen Bosheit, ihrem nagenden Zerstörungs-Grimm, ihren schneeweißen Haaren über jugendlichem Gesicht und ihrer rauhen Raubtierstimme; diese schändlich ruchlose Stiefmutter kann keine Andere sein, als die heimatlose Wasserfrau, aus dem verdorrtenSchwarzsee gestiegen,

die sich zeitweilig ein Heim unter
Menschen erlistet und es nicht eher
verläßt, bis Haus und Hof und Habe,
bis Mensch und Tier zugrunde
gerichtet sind. Bei dem Pastor auf
Lövdala glückt es ihr nur halb,
aber gründlich. Und als die freund-
lichen Hauswichtel, nach Iahres-
frist, seinen Tod vorverkün-
den, tun sie es jubelnd. Im
prunkenden Mondenschein, vor den
Augen der kleinen Nora, tanzen sie
frohlockend im Reigen, selig, daß dem
Pastor der Tod Erlösung bringt. Aber
die kleine Maja-Lisa rettet sich und
ihrer Seele Reinheit aus den
Bosheitnetzen der stiefmütterlichen
Wasserhere in die Liebe des
geheimnisumhüllten Geigers
Liljecr on a, der einst sein liebes
Mädchen in den Tod gegeigt, seither
unstät und grauen Gemütes ist.
Die starke, kluge, glücksehnsüchtige
Liebe Maja-Lisas erlöst ihn von
dem Bann, und ihre Kraft des
Glaubens leitet ihn zur Musik,
der „Heimat" seiner
Seele, lichtbringend zurück.
Selma Lagerlöf hat sicherlich
schon Größeres geschaffen; man denke
an „Niels Wunderrcise", an „Ie-
rusalem" (Band l), an „Gösta Ber-
ling"und „Antichrist". Aber weniges

ist von so still beseelter Lebenskraft der Darstellung, wie diese Stiefmutter-Dichtung. Einzelne Bilder: der Sturmweg zu Beginn, der heimliche Hochzeitzug, das Erlösungs-Geigenspiel Liljecronas, der Wichtelreigen im Mondschein sind von bestrickend zarter Poesie. — Aber so etwas ist ja bei der Lagerlöf naturbedingt. Man kommt sich unerlaubt vor, das besonders hervorzuheben.

Nicht ganz so selbstverständlich ist es, wenn ihre vielgenannte Landsmännin, Ellen Key, ein gutes Buch gut schreibt: „Seelen und Werke". (Verlag von S. Fischer-Berlin.) Wieder ein Band Essays — also in höherem Sinne kein „Buch", kein einheitlich in sich Abgeschlossenes, kein innenverbundenes Ganze. Aber eine Sammlung von empfundenen Persönlichkeitseindrücken, Beobachtungen, biographischen Skizzen etc. Aus ihrem freundschaftlichen Verkehr erzählt sie Markantes und Dauerverheißendes von Maeterlinck, von Rilke, von Verhaeren, von Rodin und Anderen. Auch viel „erklärt" wird zwischen durch. Denn die Eregese selbstverständlicher Gedanke! und tiefsinniger Gedankenstriche ist nun einmal das ihr Natürliche. Aber da sie diesmal nicht nur interessant erzählt, sondern auch mit konsequenter Gedankenfolge schreibt und vermeidet, den Boden der Sozial-Philosophie eklektisch zu beackern, ist ihr Buch als eine erfreuliche Erscheinung aufrichtig zu empfehlen. Ganz besonders das letzte Kapitel von der Mütterlichkeit in Spiel und Kunst.

1.3,5t not leazt möchte ich noch auf einen dänischen Dichter hinweisen: Henrik Pontoppidan mit seinem Novellenband: „Der Teufel am Herd". (Verlag von Eugen Diederichs-Iena). Wer die literarische Provenienz dieses Dichters kennt — er entstammt einem Geschlecht, das seit Iahrhunderten dem Lande Dichter, Denker, Priester, Lehrer und Reformer gegeben — wird über seine außerordentlichen künstlerischen Qualitäten kaum noch staunen. Seine sprachliche und dichterische Kunst-

kultur erhebt sich in diesen fünf Novellen so blütenhaft und triebkräftig zugleich, daß das meist recht düstere Kolorit der Fabeln wie mit Goldschimmer davon verbrämt wird. Der Kollektiv-Titel soll symbolisch andeuten, wie von außen her Unfrieden, Mißtrauen, Eifersucht, Gram und Grauen in den Frieden und an den Herd des Hauses getragen werden und ihn zerstören können, bis der Tod rasch oder abstumpfende Gleichgültigkeit allmählich Brücken schlägt über die gähnenden Abgründe verlorenen Glückes. Die subtile Behandlung der heiklen Stoffe, die soignierte Art, Unheimliches nur anzudeuten, vor allem sein sorglich gepflegter Vortrag, sein disziplinirtes Denken, seine scharfsinnig psychologischen Faserungen, nicht minder seine Beobachtungsergebnisse machen dag Buch für den Geschmack der Wählerischen zu einer höchst beachtenswerten Erscheinung in der literarischen Gegenwart.

Auch eines Ministerphilosophen sei noch rühmend gedacht: Sigurd Ibsen, der frühere Staätsminister (Sohn Henrik Ibsens und Schwiegersohn Björnsons), hat in einem Band Essays: „Menschliche

Quintessenz" (S. Fischer, Berlin) seine bemerkenswert klar durchdachten Ansichten über die Mängel und Fehler der Innenpolitik seines Landes niedergelegt. Den ministeriellen Tagesgeschäften entzückt, steht er in befreiter Höhe über dem, was menschliches Irren zu staatlichen Wirren ungedeihlich entwickelt. Unerschrocken beleuchtet er, und mit wohlbedachter feiner Beredsamkeit, alle die wunden Punkte am Staats-, Volks- und Gesellschaftekörper, von denen aus die Not und Sehnsucht unserer Tage zu heilen, zu erfüllen wären. Das Buch ist nicht für Politiker geschrieben— es ist für die breiten Schichten derer gedacht, die denkfähig und urteilsreif geworden. Das Buch ist, im spezifisch literarischen Sinne, glänzend geschrieben: mit warmem Herzen verstehend, mit klarem Kopf überzeugend, von einer meisterlichen Feder geführt. Selbst für die skandinavische Literatur eine ungewöhnliche Gabe.

Kunstrundschau.

Von Prof. vi. Hans Mackowsky.

Der neuste Band der bekannten Velhagen und Klasingschen Künstlermonographien bringt aus der Feder von Hans Rosenhagen eine ausführliche Würdigung des Schaffens von Albert v. Keller, und gleichzeitig, ebenfalls von Rosenhagen beraten, eröffnete Schulte eine reich beschickte Keller-Ausstellung, die in vorzüglicher Weise über den außerhalb Münchens in seiner Wirksamkeit und Schätzung zu wenig hinausgedrungenen Meister orientiert. Wenn der nun bald Siebzigjährige in der Münchener Kunst eine hervorragende Rolle spielt, so läßt diese Ausstellung die Ursache davon erkennen: Keller repräsentiert ein Stück Münchener Kunstgeschichte so vollkommen, wie kein anderer dort noch lebender und schaffender Meister. Seine Werke spiegeln nicht nur die hohe Malkultur wider, deren Tradition, wenn auch von neuzeitlichen pariserischen Gewohnheiten vielfach durchkreuzt, sich in München wie nirgends erhalten hat, sondern er steht auch mit der Wahl seiner Stoffe, seiner Themata ganz innerhalb des Geschmacks und der Ge-

dankenkreise der Münchener Kunst.
Er hat auf seine Weise all ihre Wandlungen durchgemacht, und wenn die Zeit des großen Gelingens auch hinter ihm liegt, so verleugnet er auch in den Werken, die keineswegs Treffer sind, einer Modeströmung zuliebe, nicht seine Eigenart, seine Persönlichkeit. Auch ohne das Adelsprädikat, das ihm erst verliehen wurde, war er als eine aristokratische Natur geboren, mit jener Neigung zum Raffinierten und Dekadenten, die als ein besonderes Parfüm den aristokratischen Geschmack umschwebt, dazu aber auch von der Bonhomie, die, weil sie sich allzeit und überall sicher weiß, nichts kleinlich Erklusives kennt. Ein Maler-Kavalier, der den feinsten Blick für die diskrete Eleganz eines mondänen Damenboudoirs zeigt, der aber auch don c.2M2lA,6e am Marmortisch des Künstlercafes, in der Geselligkeit des Vereinslebens ist. (Weshalb denn auch die Münchener Sezession ihn zu ihrem Präsidenten wählte.)
Viel Verborgenes und Unbekanntes zieht diese Ausstellung ans Licht und berücksichtigt alle Stadien dieser künstlerischen Entwickelung.

Unzweifelhaft zum Wertvollsten gehören die feingestimmten Interieurs und Frauenbildnisse, die schon durch das kleine Format ans Genre streifen, aus den siebziger Iahren. Sie variieren ein beliebtes Thema der Münchener Kunst, das A. von Ramberg, Kellers Meister, wenn man den älteren, geistesverwandten, der mit ihm das erste Atelier teilte, so nennen darf, populär gemacht hat, und das der junge Leibl, Alt, Trübner, um nur die Hauptnamen zu nennen, behandelt haben. Aber Keller gibt ihm seine besondere Nuance: den weltmännischen Charme, die Erlesenheit des Kolorits, das pikante Farben-usammenstellungen sucht. In der Haltung dieser jungen, mit wählerischem Geschmack gekleideten Frauen kommt eine Linie zur Geltung, deren schmeichlerischen Klang eben nur Keller empfunden hat. Sehr persönlich, wie das lässige Hingegossensein auf den Plüschfauteuil oder den Diwan, das träumerische Aufstützen einer Hand, eines Armes, die leise Neigung des Kopfes, das halb unbewußte Spiel des Fächers die Stimmung charakterisiert, wie Schnitt und Farbe des Kostüms ihre Trägerin individualisieren, und wie das Licht durch ruhige Gedämpftheit, durch flüchtiges Streifen, durch kapriziöses Auffunkeln die Situation pointiert. Mit leichtester Hand, von keinem Widerstand des Materials behindert, ist der Pinsel geführt, setzt hier eine schöne breite ruhige Fläche hin, fegt dort mit kurzen Strichen die lockere Häufung eines Spitzenüberwurfs zusammen, tupft ein Glanzlicht auf und zeigt überall einen höchst persönlichen Duktus.
Die Tendenz nach dem „Wunderbaren", die sich in der Münchener Kunst namentlich mit dem Auftreten von Gabriel Mar bemerkbar macht, ergreift auch A. v. Keller.
Die Ausstellung zeigt, wie unermüdlich und ernsthaft er sich auf das Hauptwerk dieser Richtung „Auferweckung von Iairi Töchterlein" (Pinakothek, München 1885) vorbereitet hat. Von der Drastik des Entwurfs mit der in Todesstarrheit nackt aufgebahrten Leiche des Mädchens kehrte sich der Künstler, wie von den Mahnungen des eigenen

unbeirrbaren Geschmacks beunruhigt, langsam ab; doch gehören die vorbereitenden Formulierungen des Themas zu den farbig interessantesten Versuchen. Wie er im Rock Christi das leuchtende Rot einmal gegen das stumpfe Blau ausprobiert, den Vordergrund durch ein paar große Immortellenkiänze zu beleben versucht, das führt mitten in seine Arbeitsweise hinein und offenbart die feine Reizbarkeit seines Farbenempfindens. Es bewährt sich auch bei Darstellungen repräsentativer Art wie auf der in der Komposition meisterhaft ungezwungenen „Überführung der Leiche Latour d'Auvergne's", wo lediglich mit Hilfe der Beleuchtung die beiden Schreckgespenster des modernen Malers, die Uniform und der Frack siegreich überwunden sind.

In dieselbe Zeit fallen die Versuche, das künstliche Licht mit seinem Flackern und seinen Refleren darzustellen. Resultate dieses Bemühens sind die beiden inhaltlich sehr entgegengesetzten Gemälde, das „Diner" und „Die glückliche Schwester". Ihr malerisches Thema ist das gleiche: warmer, weicher, zitternder Kerzenglanz, der mit wehenden Lichtschleiern den Raum durch-

schwebt; aber das eine Mal umspielt er eine mondäne Gesellschaft und zieht auf dem Damast der halb abgeräumten Tafel eine breite Lichtfurche, das andere Mal spinnt er in seinen magischen Kreis die weiß umschleierten Köpfe junger Nonnen, die sich an der Bahre ihrer toten Schwester versammelt haben.

Was nun folgt, steht schon im Zeichen des Abstiegs, beeinflußt von der Parole des Tages: Auflichtung der Palette. Der perlmutterartige Schmelz der Farbe stirbt ab, das Leuchten von innen heraus erlischt, an Stelle des Duftes tritt ein etwas starrer Glanz wie von schwerer Seide, von prunkendem Atlas. Die Gefahr des süßlich Effektvollen lag von Anfang an in diesem reichen Talent. Das zeigen seine Akte, in der Mehrzahl weibliche, die nicht nur in der erotisch gefärbten Sinnenfreude denen Hans Makarts artverwandt sind. Nach wie vor erprobt sich Kellers Kunst an der Darstellung weiblicher Grazie, in deren leicht und fließend bewegtem Spiel er von jeher sein Bestes, sein Eigenstes gegeben. Er ist keine starke Persönlichkeit, aber er ist auf seinem Gebiet ein Eigener. Die Dame der Gesellschaft hat in der deutschen Kunst keinen feinfühligeren Darsteller gefunden als ihn, und wer die deutsche Kunst kennt, weiß, welche Lücke damit A. v. Keller in ihrem Bilde ausfüllt.

Theater-Rundschau.

Von Otto Neumann-Hofer.

Weihnachten brachte uns eine Hoffnung: die auf einen Dichter, der zugleich einMann ist (oder, um in seiner Sprache zu reden: ein ganzer Kerl). Nach all' den zappelnden Männlein, die das Ticken ihrer spasmatisch zukkenden Nervenmasse zählen, nach all den ersonnenen Weiblein, die eine Madonna im Dirnenkostüm oder eine Harpyie im Madonnenkleide markieren, ein paar Männer und Frauen, die nicht irgendwo seelisch amputiert sind, bei denen sich Wille und Vorstellung, Begierde und Vernunft die Wage halten. Nach all der erotischen Knechtsüchtelei, die sich vor uns auf der Bühne zu spreizen pflegt, ein Auf-

atmen in strenger Luft.
Fritz von Unruh heißt die
Hoffnung, und was sie erweckte,
war sein Erstlingswerk „Offi-
ziere", das das „Deutsche
Theater" aufführte. Die Zei-
tungsstimmen über den Erfolg lauten
verschieden; ich fand ihn groß.
Ich fand eine allgemeine Er-
griffenheit im Publikum, obwohl
die wenigsten mehr als die Hälfte
der Worte verstanden und niemand
den Zusammenhang des Dialogs
ununterbrochen begriff. Was will
man mehr?
Diese Verwischung des Tertes
verschuldete zunächst der Dichter
durch eine abgehackte Redeweise,
die den Lakonismus des preußischen
Soldatentums ausdrücken soll, aber
mit der Koketterie des Anfängers,
den der Stoff noch eisern in seinem
Bann hält, die Verkürzung der
Sätze so weit treibt, daß sie zu
Rätselfragen zusammenschrumpfen;
die zu lösen ist das Publikum,
das schneller Rede und Gegenrede
folgen will, nicht imstande,
übrigens auch nicht verpflichtet.
Dann die Schauspieler: sie sprachen

den Tert mit all seinen und mehr Ausrufungszeichen, und so sehr riß der Dilettant in dem jungen Dichter sie fort, daß die erprobten Veteranen des „Deutschen Theaters" die Szene, die die Bezeichnung „Signal-station in den afrikanischen Bergen" trägt, — die wichtigste Szene — dilettantisch verschrieen, wie nur mimende Studenten im holden Rasen es zu tun vermöchten: bis zum Untergang der artikulierten Silbe. Was riß sie so fort? Was das Publikum fortriß: der Sturm der kraftgeschwellten, tatendurstigen Iugend.

Ein bißchen Mannheimer Räuberstimmung von 1781. Es kommen auch wirkliche Räubertöne vor, Töne des unbändigen Verlangens, durch eine Tat, und sei es eine Ungeheuerlichkeit, den stickigen Alltag zu sprengen. Im Spiel: „Was jagte mich fort von Heimat und Braut," sagt der Leutnant von Schlichting in Südwestafrika, „kämpfen wollt' ich für eine Idee! Bahn brechen anderen! Für diesen Traum hab' ich gelebt, gedient! Bleibt dieser Rock nur Maskerade?" Und: ..Darf man den Menschen unter Pflichten hämmern? . . . Zertrümmern!... Kraftdrang!" Im Gegenspiel: „Krieg ist kein Räuberleben", antwortet der Kommandeur des Strafregiments, „wo jeder tun kann, was er will . . . auch hier heißt Pflichterfüllung: Tat!" Nur darf man nicht an des Knaben Schiller weltweite Bildung, sternenweiten Horizont denken; hier ist Bildung und Horizont eng, etwa kasernenhofweit, und die wilde Sehnsucht, diese Enge zu sprengen, ist annoch der alleinige Ausdruck des jungdichterischen Titanendranges.

Für einen werdenden Wildenbruch ist hier zu viel Zusammenpressung im Ausdruck, zu viel Wirklichkeitssinn, zu viel Flair für das Symbolische der Dinge, zu viel runde dralle Leiblichkeit der Gestalten, und zu wenig nationales Pathos, zu wenig historisch-politische Tendenz, zu wenig Wortenthusiasmus — zu wenig? — nein: gar nichts davon. Freilich, ein Drama, wie sie sich nennen, sind diese „Offiziere" nicht. Kein Anfang, kein Werden,

kein Ende einer zweckbewußt erfundenen Handlung mit sich entwickelnden Menschen; nur sechs Bilder mit Offizieren: zuerst im heimatlichen Kasino, dann auf dem Seetransport, endlich auf dem südwestafrikanischen Kriegsfelde. Held ist ein, nein, der neudeutsche Leutnant, Schilderung des Milieus ist die Absicht. Dem Milieu, nicht dem Individuum, dient die gleiche, alle gleichmäßig charakterisierende Sprache. Also insoweit ein Spätling des Naturalismus in seiner ersten Iugendblüte.

Daß sich aus dieser sprachlichen, szenischen, kostümlichen Uniformierung ein paar Gestalten eigenzügig abheben, verrät ein scharf sehendes Auge: der königlich preußisch disziplinierte Karl Moor, der Brackenburg, der (in die Sphäre der Wirklichkeit emporgehobene) Reif-Reiflingen, der verwegene Spieler, der mimosige Patroklos (der aber doch ein Held wird und sich die Brust aufschlitzt, um seinen in der Wüste verschmachtenden Freund mit seinem Blute zu tränken — mir hat dieser verstiegene Zug gefallen; man sieht, der junge Mann versteht, am Lächerlichen vorbei, zu gipfeln). Ob der Depeschenstil des Dialogs

mehr charakterisierende Kraft oder Manier aufweist, darüber läßt sich streiten. Immerhin kann man für ihn anführen: er erreicht nicht den Punkt, wo die Langeweile beginnt. Hoffentlich glaubt der junge Dichter nicht, daß die naturgetreue Nachbildung der sprachlichen Unkultur des preußischen Offizierkasinos der bündigste Nachweis schriftstellerischer Kraft sei. Auch das rednerische Gedärm preußischer Leutnants ist schließlich nicht so kurz.

Doch ist es möglich, daß diese Äußerlichkeit das Glück des Stückes gemacht hat. Die Schwierigkeit, Personen auseinanderzuhalten, die gewohnheitsmäßig in Satzstümpfen reden, ist es vielleicht gewesen, die den Regisseur in Reinhardt gereizt hat, das Stück des Neulings anzunehmen und selber es zu inszenieren. Die Schwierigkeit ist enorm und man sah der Regie den Schweiß an; und am Ende wird manches und wichtiges doch erst durch das Buch klar.*) Verwunderlich ist nur, daß der Regiekünstler Reinhardt das nächtliche Bild auf dem Überseedampfer strich, das ihm eine ganz neue Aufgabe bot. Wollte er die Kosten nicht an den Unerprobten wagen?

Mir ist jene Szene die stärkste des Werkes, meine Rechtfertigung für mein Hoffen auf des Dichters Zukunft. Mit wenigen gebrochenen Lauten wirkt sie in uns das Bewußtsein der beiden großen Mächte aus: hier dieNatur, gefühllos, grenzenlos, Ahnungen weckend vom Schicksalslos, dem die Truppe entgegensteuert; — dort der Männerwille: in den einen gefaßt, doch ehrfürchtig, in den anderen gefaßt, doch übermütig, in einem dritten (dem fast lautlos durch das Dunkel Kuschenden namenlosen Offizier) erschüttert, ron Todesschauern umfangen. Diesem — in doppelter Hinsicht — „Namenlosen" hat der junge Herr wohl auch die schmeichelhafte, etwas vorzeitige Vergleichung mit Kleist zu danken.

Vom Mädchen reißt sich Nolz der Knabe Unruh; seine Weibsen

*) Das, von Druckfehlern übersät, bei Emil Reiß in Berlin erschienen ist.

sind mit flüchtiger Hand gestrichelt,
aber nicht etwa undeutlich gesehen.
Es sind gesunde Offizierstöchter von
Blut und Zucht; doch zeigen die
einen nur das Blut, die anderen
nur die Zucht, Hete von Kracht,
die Braut des Quasihelden, zeigt
beides; schade, daß ihr kein Raum
wird, sich zu entwickeln. Vor vier-
zehn Tagen sprach ich hier von
Ernst Hardts Gudrun, die die
starke einfache alte Vorlage glaubte
ins Zwiespältige komplizieren zu
müssen,um sie „modern" zu machen.
Nun, öier hätten wir einen Umriß
(einen etwas spärlichen freilich) zu
einer modernen Gudrun, einer
Gudrun voller Blut (sie würde
sich unbedenklich hingeben, wenn
die Verknotung der Geschehnisse
es mit sich brächte), voller Treue,
voller Standhaftigkeit, voller Einfalt.
Und unsere Fluren sind (Gott
sei Dank) noch übersät mit diesen
einfachen, starken, ausdauernden,
wenn es sein muß, wortlos heldischen
Frauen, mit diesem zuverlässigen
Muttermaterial einer Rasse von
Mark und Nerv. Das Dichterauge,
das eine für die Erscheinungen
dieses Menschenschlages präparierte
Netzhaut hat, findet darauf wahrlich

ergiebigere, ausmünzbarere Konflikte
als in der Alkoven- und Epidermis-
Romantik der Komplizierten. Hier
sind die Ganznaturen zu finden,
in denen ein menschlicher Urzug
sich verwurzeln kann wie in einem
Felsen und sich auswachsen kann
zu artbestimmender Stärke.
Die Bühne führt uns so viele
brüchige Naturen vor, daß mich der
unvermutete Anblick eines Haufens
ganzer, unverkünstelter Menschen
aufatmen macht. Der aus dem
Kasernendrill hinaus nach Pulver
und Blut sich sehnende Offizier
gehört nicht zu den menschheit-
erlösenden Helden — gewiß nicht! —
und seine Tragik ist minderen Ran-
ges; aber sie ist eine Tragik. Das
heißt: sie ist aus echtem Material
gearbeitet. Das heißt: ein Urtrieb,
mächtig anschwellend, den Menschen
erfüllend, sich in ihm verkörpernd,
hebt ihn über sich selbst hinaus,
weitet ihn zum Heros, der, zer-
schellend, mehr vollbringt, als der
Zivilmensch in seinem uninspiriertcn
Zustande je vermocht hätte. Das
heißt: der Mensch, so klein er,
an seinem Geschick gemessen, sei,
nimmt sich ernst und bedeutend,
glaubt an sich, empfindet den Sinn
seines Daseins,— und Unruh über-
zeugt mich, daß der kleine Leutnant
vor diesen armseligen Hereros, bei
der von ihm disziplinwidrig herbei-
geführten Entscheidung, gefühlt
hat, einmal gefühlt hat, Ovgan,
Vollzieher, Stellvertreter, „Lieute-
nant" des allwaltenden Geschicks
zu sein. Das heißt schließlich:
er zwingt auch mich, mich ernst
zu nehmen, den Sinn meines
Daseins zu vrüfen, einen Augen-
blick Mitträger der Tragik zu sein.
Und bei alledem vergesse ich niemals,
daß der Gegenstand es ist, der
den tiefen Grund meines Me.'sch-
heitsgefühls aufregt, während der
Artist mir gerade die Genugtuung
bereitet, daß er mir den Zugang
zu diesem Gefühl durch künstlerische
oder technische Unzulänglichkeit nicht
verrammelt.
Der Gegenstand in der Kunst!..
(nebenbei: Schiller triumphiert als
Ästhetiker immer mehr, je öfter
er überwunden wird) ... ich versetze
mich um einige Wochen zurück und

sehe im Lessina,-Theater
Schnitzlers Tragikomödie „D a s
weite Land". Ich schmunzele
als Schriftsteller behaglich über die
mühelose Kunst des alten Routiniers,
womit er seinen Einfällen Falter-
flügel verleiht, und dem endlosen
Geplausch das Aussehen von Ein-
fällen, daß man glaubt, sie greifen zu
können, und bei näherem Zusehen er-
staunt ist, nichts in der Hand zu haben.
Ich empfinde einen kalten Respekt
vor der bürgerlichen Echtheit, mit
der Schnitzler seine Menschen bei aller
Kälte, die er ihnen erzeigt, doch aus-
zustatten nicht unterlassen kann.
Aber was sagen mir diese Men-
schen, deren ganzes Denken und Wün-
schen sich monomanisch um einen
Punkt dreht, aus dem sie doch das
grenzenlose Gefühl ihrer Überflüssig-
keit auf dieser Welt, an dem sie alle
leiden, nicht kurieren können? Was
sagt mir dieses „weite Land",
das doch so trostlos einförmig ist,
das Land der modern maskierten
Satyrn und Nymphen, die in
ermüdender Wiederholung den
Schnitzlerschen „Reigen" aufführen?
Tragikomödie? Lächelnd finde ich
die Komik nur darin, daß ein Mann
vonGeist nicht müde wird,einer emsig
schaffenden Generation eine Welt-

anschauung der allgemeinen Promiskuität aufzureden, und tragisch st es allerdings, daß er es, tatt mit frechem Hohn, mit geurchter Stirn und elegischem Lächeln tut.

Oder ich sehe mich zur selben Zeit in den Kammerspielen des „Deutschen Theaters" vorSven Langes „Simson und Delila", wo Simson das Symbol des Dichters ist, der nicht dichten kann, wenn er nicht den perversen Reiz empfindet, den ihm eine Dirne von Geblüt einimpft, die immer auf dem Punkte steht, ihn zu betrügen; und Delila das Symbol dieser Sorte von Dichtersgattmnen, die den Dichter an die Philister mit einer halben Million Iahresumsatz verrät. Daneben geht noch eine andere etwas unklare Symbolik, worin Delila das Theater ist, das den simsonischen Dramatiker dem Pbilister Publikum verrät. Armer Dichter! Ich bin überzeugt, daß deine Stücke gerade so miserabel sind, wie die Übersetzung des Langeschen Stückes*). Zum Glück verweist die Literaturgeschichte solche Simsone in die bescheidene Cafehausccke, wo sie meist, nachdem sie ihre illegitimen Genieträume ausgeträumt, einen ganz legitimen Beruf zur braven Reportage in sich entdecken.

Oder ich schlage das Ianuarheft der „Neuen Rundschau" auf, worin Gerhart Hauptmann ein fünfaktiges Drama „Gabriel Schillings Flucht" veröffentlicht. Ich schlage es auf

*) Bei Altert Langen in München erschienen.

mit der Achtung, die ich Hauptmann schulde, aber auch der Furcht, einen neuen Beweis seines Müdewerdens zu finden, an das er uns seit einer Reihe von Iahren gewöhnt hat. Was finde ich? Einen Künstler, der zwischen zwei Frauen steht; einen Künstler, der beiden entlaufen möchte und keiner von beiden entlaufen kann; einen Künstler, der schon seit Iahren nichts mehr geschaffen hat. Die eine Frau ist sein legitimes Eheweib, ein jammerndes und keifendes Hauselend. Die andere Frau ist eine

jüdische Studentin aus Odessa, die mit humanitären Phrasen beginnt und mit einem Roheitsausbruch endigt. Daneben gehen spärliche und dunkle Andeutungen einer leiblichen Krankheit, die die seelische in gleichem Schritt begleitet. Was Gabriel Schilling in die Ostsee treibt, ob die Weiber oder die Zuckerruhr oder beides, wird nicht ganz klar. Ihm zur Seite steht als Folie ein zweiter Künstler, der sich in der Faust behält und „das Rinascimento des vierten Iahrzehnts" erlebt, freilich nur unter der Voraussetzung, daß er sich ängstlich vor der Ehe hütet. Beides Kerle, die im Grunde zwölf Stunden täglich sich vor dem Weibe fürchten.

Und solche Leute empfindet Hauptmann als belangreich genug, um sie in einem kurzen Vorwort als zu gut fürs Theater zu erklären? „Es ist keine Angelegenheit für das große Publikum", schreibt er, „sondern für die reine Passivität und Innerlichkeit eines kleinen Kreises. Einmalige Aufführung, vollkommenster Art, im intimsten Theaterraum, ist mein unerfull-

barer Wunsch." Ich vertraue fest,
daß der Wunsch nicht unerfüllt
bleibt; ein Hauptmann findet
stets (mit Recht) seinen Weg zur
Bühne. Dann wird es Zeit sein,
die lyrische Kraft zu preisen, die
dann erscheinen wird, mit der Haupt-
mann seinen Hiddensöer Strand
im Stücke dargestellt hat. Ietzt
seh ich nur die brüchigen Gestalten
und beklage den Schicksalszug, der
diesen Dichter zum poetischen Noso-
logen des Kranken und Hinfälligen
unserer Zeit bestellt hat. Ich fürchte,
nein, ich hoffe, daß es nur ein
kleiner Kreis sei, der im Gabriel
Schilling seine Angelegenheit sieht.
Im suchenden Iüngling Vockerath
erlebten wir ein Stück unseres
Selbst, das er uns durch seinen
Untergang überwinden half; an
dem alt gewordenen Vockerath gehen
wir achselzuckend vorüber. Er
eignet sich nicht fürs Theater? —
O doch; aber als Episode. Nur
sind fünf, wenn auch kurze, Akte
für eine Episode zu viel.
. . . Ein Gegenstand gehört
dazu, den tiefen Grund der Mensch-
heit aufzuregen. Schiller sagt:
der große. Wir sind bescheidener;
wir sind zufrieden, wenn es nur
ein einigermaßen belangreicher ist.

Gesellschaftliche Rundschau.

Von Walter Turszinsky.

Ich möchte dieses Mal etwas
von der fest und eisern gefügten
Beziehung desKinematogra-
p h e n zur Gesellschaft sagen. Dabei
sollen mir die künstlerischen Seelen-
inhalte des Kino — sprich „Kinema"
oder, wenn du dich ganz an das
Berliner Argot verlieren willst,
„Kientopp" — heilig sein, also von
mir nur wenig kritisch zersetzt werden.
Aber der Kino ist mit der Zeit mehr
geworden als nur der Bazillus
einer noch immer mehr prickelnden,
das Blut anheizenden als auf-
klärend wirkenden Anregung: ist
heute ein Sammelpunkt für die
gute, wenn auch in der Wahl ihrer
Freuden nicht immer sehr wähle-
rische Gesellschaft: ist eine der be-
nutztesten Quellen, aus denen sich
die „besseren Leute", die diese Titu-
latur ihrer Erziehung und Ab-
stammung und nicht ihrem geistigen

Plus verdanken, Vlutwärme und
Nervenbewegung holen. Diese
Kinohausse wäre hier ganz leicht
bereits durch alle d i e Momente
zu beweisen, an denen ich, wie an
guten Bekannten, von deren Vor-
handensein man keinen Gebrauch
macht, vorbeigehen möchte. Durch
die zahllosen Ableger, die der un-
aufhörlich laichende Kinematograph
an den Ufern der Großstadtbrandung
aussetzt; durch den günstigen materi-
ellen Befund, in dessen Mitte diese
„Theater ohne Worte" ihre Licht-
spiele treiben. Aber andere, nicht
ganz an der Oberfläche treibende
Dokumente kommen hinzu. Man
beobachte, wie energisch, mit wel-
chem Unterton intensivster Begeiste-
rung sich die Angehörigen großer
oder kleiner, durch Verwandtschaft
oder Freundschaft aneinander ge-
fesselter Kreise, die sich über das Ziel
eines Abendausflugs nicht verstän-
digen können, zusammenfinden, so-
bald das Schlagwort „Kino" aus-
gegeben wird. Man betrachte, wie
die Gesprächsthemen, die den An-
fang der nun langsam aus den
Federn kriechenden Saison über-

schwemmen, bei Diners, Soupers,
Five o'clocks, am gemütlich mit Bier
besetzten Rundtisch und an den
länglichen Tischen der großen Sekt-
hotels, unwillkürlich bei dem Kino
Rast halten: wie die Unterhaltung
immer ganz mechanisch diesem Stoff-
magneten zutreibt: wie man zu-
nächst, um sich keine geistige Blöße
zu geben, mit der Miene leisen
Spottes oder intellektueller An-
maßung die Stellung des Nachbars
zur Sache betastet, bis aus seinen
Blicken und Worten die nämliche
warme Sympathie für die Kino-
muse hervorleuchtet, die man selbst
empfindet: und wie dann die Reden
und Gegenreden, die sich nun zwang-
los geben können, sogleich tempera-
mentvoll aufeinander losfahren, ein-
ander fast zärtlich die Hand reichen,
sich liebevoll ins Auge schauen, wie
die Mitglieder einer Gehcimver-
bindung: „Haben Sic schon den
neuesten dänischen Film gesehen?
.... Ach, die Sache in der... .
Straße ist ja weit besser .... Also,
da !st ein Cowboy, der ... . Na,
wenn Sie fertig sind, werde ich
Ihnen mal einen Film erzählen
....!" — Man beobachte weiter,
wie die gewiß ein wenig boshaften,
aber an auffälligster Stelle unter-
gebrachten Huldigungen, mit denen
das Theater der Reichshauptstadt
seinen bestgehaßten Konkurrenten
bedenkt, wie die Duette, mit denen
die neueste Metropoltheaterrevue
und die Serienpossc des „Berliner
Theaters" dem Kino den Spiegel
vorhalten, schon dadurch, daß sie da
sind, daß sie Eigenarten erneuern,
die das Publikum an seinem Schoß-
kind liebgewonnen hat, die Zuhörer
erfreuen. Man beobachte (endlich),
wie diese Zuhörer, denen es sonst
neuerdings Ehrensache geworden ist,
eine gewisse luru'iöse Behaglichkeit
der Umgebung zu fordern, in der
sie die Mahlzeiten ihrer Vergnü-
gungen einzunehmen wünschen, sich
hier zuweilen a<i maic»rem KinemZ,e
ßloriam mit den schäbigsten Milieu-
bedingungen begnügen: wie sie sich
„hochnehmen" lassen (es ist in einigen
westlichen Kinos Mode geworden,
zwischen den Akten der großen
Filmstücke Nachzahlungen zu er-
heben): und wie die Polizei, die an

den Toren der Theater mit dräuend
erhobenem Warnfinger jeden Ver-
stoß gegen die Gesetze der Bau- und
Feuerordnung rügt, im Kinolande
höchstens einschreitet, wenn die Sitt-
lichkeit ins Taumeln kommt. (Und
auch dann nur unvollkommen')
Auf diesem von zahllosen Be-
weggründen zusammengesetzten Mo-
tivenmosaik fußt also die gesell-
schaftliche Rolle des Kino. Es
ist guter, schlechter Ton geworden,
ihm regelmäßig zuzulaufen; sich in
dem kleinen, von dumpfer Wärme
und melancholisch-falschem Klovicr-
spiel schwülen Häuschen — gerade
die mit den „rassigen" Einstunden-
Films üben die meiste Anziehungs-
kraft — sehen zu lassen und doch,
wenn man gesehen wird, so zu tun,
als ob man nicht gesehen werden
will. Bei diesem koketten Vcrier-
spiel, bei dem die Sehnsucht nach
immer erneutem Brio der Empfin-
dungen „Ia", das künstlerische An-
standsgefühl „Nein" sagt, kämpfen
freilich die Damen an der Vorder-
front. Für sie ist der Kino ein
Treffpunkt geworden, der am Nach-
mittag den Teeräumen der Waren-
häuser, den Modckonditoreien, den
Cafes mit dem pikanten Paifüm
zwischen Gut und Böse die besten

Kundinnen abspenstig macht. Man unterbricht die Einkaufstour, die hausgeschäftliche Zwecke verfolgt (oder nur so tut), um sich eine Stunde lang von den kleinen Kinoaufregungen einer auf Minuten zusammengedrängten Possenkomplikation, von den größeren einer Sentimentalität elektrisieren zu lassen. Man verbringt hier die Zeit, die vor der Toilette zur Abendgesellschaft so gar nicht vergehen will, bei ein paar Tränchen, die der Heldin des galanten Films gelten („alles verstehen heißt alles verzeihen"), die eine angenehme Moll-Stimmung auslosen und mit ein paar Tupfen Puders nach außen hin schnell ungeschehen gemacht werden können. Und auch ein Kino-Premiörenpublikum hat sich gebildet, das, allerdings nur vor den weißen Flächen der Kinemas, die der Wissenschaft eine Nebenrolle zuweisen, jeden Programmwechsel aus der Taufe hebt und die Werte der kleineren und größeren, der im Himmel der Moral gesüßten oder in der Hölle der Erotik gewürzten Kinodramen ernsthaft gegeneinander abwägt. An solchen Spätnachmittagen — der Kino-Abend gehört ja doch der großen und aus den unterschiedlichsten Menschenbestandteilen zusammengebauten Masse — schimmern durch das Halbdunkel der kleinen, nur selten vom Aufflammen der Glühlichter erhellten Gelasse die Riesenfrisuren der Weltdamen. Zumeist im Mantel, die Riesendächer der Pleureusenhüte im Schoße bettend, pressen sie sich in die Enge der Holzsitze und erleben die primitiven Reizungen, die von diesen schnell und mit Leidenschaften gefüllt vorüberhetzenden Schilderungen ausgehen wie Opiumräusche. Wenn sie sich dann erheben, setzen sie ein skeptisches Lächeln auf; aber dieses Lächeln ist nur das starre Lächeln der Maske. Im Grunde ist ihre Teilnahme echt: und sie bescheinigt von neuem die ewige Wirksamkeit jener Stimulantien, die die Urinstinkte der Menschheit mit unkünstlerischen Mitteln immer am meisten gepackt haben, und mit denen der Kinematograph, der sie abschaffen könnte, gerade seine größ-

ten gesellschaftlichen Erfolge zwingt Im übrigen will ich kein Frauenlästerer sein. Zu den regelmäßigsten Besuchern des Kinos, in dem ich abzusteigen pflege, gehören auch einige — deutsche Dichter. Aber nomina, 3unr oäiu5H ....

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff - Frank (Ulrich Frank).

Nachdem das abgelaufene Iahr mit einem im wesentlichen äußerst erfreulichen Aufschwung in der Entwicklung der Frauenbewegung abschloß, tritt das neue Iahr mit der Realisierung gedeihlicher Pläne und der Vollendung eines imposanten, bedeutsamen Unternehmens in seine Bahn. Die Ausstellung: „Die Frau in Haus und Beruf", die im Februar in den Ausstellungshallen des Zoologischen Gartens eröffnet werden soll, wird in erster Reihe das Interesse weiter Kreise in Anspruch nehmen. Bevor wir uns den Vorarbeiten dieser Ausstellung deutscher Frauenarbeit zuwenden, wollen wir einen kurzen Rückblick noch auf einige besonders bemerkens-

werte Erfolge des letzten Iahres werfen. Der wissenschaftlichen Arbeit einer Frau, — Charlotte vi Engel-Reimers, — auf deren Bedeutung wir in unserer Rundschau vom 1. Ianuar 1912 hinwiesen, ist eine andere größere wissenschaftliche Arbeit zur Seite zu stellen: „Die Bewegung der Löhne der ländlichen „freien" Arbeiter im Zusammenhang mit der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung im Königreich Preußen gegenwärtigen Umfangs, vom Ausgang des 18. Iahrhunderts bis 1850, von Anna Neumann, Doktor der Staatswissenschaften." Das Werk, das zum erstenmal die Lage der ländlichen „freien" Arbeiter schildert, ist von rühmenswerter Sachlichkeit und Präzision und entwickelt in fesselnder Darstellung die Eristenzbedingungen dieser Arbeiter. Das Buch ist als Ergänzungsband 3 der vom Ministerialdirektor Thiel herausgegebenen „Landwirtschaftlichen Iahrbücher" erschienen.

Von einem ganz neuartigen Eintreten der auf geistigen und wissenschaftlichen Gebieten sich betätigenden Frauen ist weiter zu berichten, daß sie kurz vor Iahresschluß auch in den diplomatischen Dienst aufgenommen wurden. Frau Clotilde Luisi ist zum Attache bei der chilenischen Gesandtschaft in Brüssel ernannt worden. Ein weiblicher Attache! Der Anfang ist gemacht. Auch aus Rußland kommen gute Nachrichten über frauenrechtliches Vorwärtsschreiten. Man schreibt uns aus Petersburg: „In letzter Zeit wurden in Rußland folgende Neuerungen eingeführt:

1. Änderung der Bestimmung, laut welcher die Tochter von dem Vater nur den 14. Teil des Vermögens erbt; gegenwärtig gilt dasselbe Erbrecht für beide Geschlechter.
2. Den von ihren Ehemännern schlecht behandelten Ehefrauen wird ein besonderer Paß ohne Einwilligung des Gatten ausgestellt, was bisher nicht angängig war.
3. Die Lehrerinnen mit höherem Diplom dürfen sowohl in mittleren Mädchen- wie auch Knabenschulen unterrichten, und zwar sind die Gehaltsbedingungen und alle

Rechte des pädagogischen Personals für beide Geschlechter die gleichen.

4. Ein größeres Arbeitsgebiet in dem administrativen Dienst der Eisenbahnen wurde den Frauen eingeräumt, sie wurden zu verantwottlichen Stellen, zu Kontroleurinnen u. s. w. einberufen.

5. Betreffs der Zulassung der Frauen zur Advokatur lautet der von der Duma akzeptierte wörtliche Tert der Motive: „Die Zulassung der Frauen zur Advokatur bildet eine sehr wünschenswerte Gebietsausdehnung der Frauenarbeit und entspricht zugleich dem Bedürfnis der Bevölkerung, die außerhalb der bedeutenderen Zentren hinsichtlich des Rechtsbeistandes sehr mangelhaft bedient wird. Die Bevölkerung ist oft gezwungen, sich an die Winkelkonsulenten zu wenden, weil es am Ort keinen Berufsanwalt gibt. Was den oft geäußerten Zweifel betrifft, ob die Frauen imstande sein werden, den Pflichten eines Anwalts zu genügen, so liefern die zahlreichen, in den Anwaltsbureaus arbeitenden Personen weiblichen Geschlechts einen beredten Beweis für die Fähigkeit der Frauen, sich eine notwendige Kenntnis der Gerichtstätigkeit anzueignen, Übrigens

darf nicht vergessen werden, daß die Advokatur ein freier Beruf ist. Sollten die Frauen das erforderliche Niveau nicht erreichen, dann werden sich die des Rechtsbeistandes bedürftigen Personen an Männer und nicht an Frauen wenden.

Diese angeführten Punkte veranlassen daher dieKommission der Gerichtsreformen, den von 1lX) Dumaabgeordneten gestellten Antrag anzuerkennen, unter der Bedingung, daß die Realisation des erwähnten Antrages eine entsprechende Vorbereitung der Frauen sichere, die sich dem Beruf eines vereidigten Rechtsanwaltes widmen wollen, das heißt, daß die Kandidatinnen eine höhere juridische Bildung erhalten."

Diese überall sich kundgebenden verschieden gearteten Strömungen erweiterter Daseinsbedingungen nach der ökonomischen und erhöhter Lebensziele nach der ethischen Seite sollen nun anschaulich gemacht werden in der Ausstellung: „Die Frau in Haus und Beruf", die im Februar 1912 in Berlin, unter dem Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin eröffnet wird. Sie soll erweisen, aus welchen innern Notwendigkeiten die Frauenbewegung hervorgerufen, wie sie anfangs tastend, dann überzeugt und weiterhin zielbewußt vorwärts schritt, und bis zu welchen, heute wie etwas Selbstverständliches, und doch wie ein Wunder wirkenden Resultaten sie geführt hat. Welche Einwirkungen, deren Bedeutung auf das soziale Leben wohl kein vernünftig Denkender mehr in Abrede stellt, sie hat; Einwirkungen insbesondere auf die geistigen und moralischen Fähigkeiten der Frauen, Einwirkungen endlich auf den materiellen und ideellen Ausbau ihres Lebens. In ihrem ausgezeichneten Buch: „Zur Kritik der Weiblichkeit" erklärt Rosa Mayreder*): „Die Bestrebungen der Frauenbewegung lassen sich auf drei verschiedene Ursachen zurückführen, und sie zielen nach drei verschiedenen Richtungen, die nicht mit einander verwechselt werden dürfen, wenn sie auch auf das innigste zusammenhängen und erst in ihrer Gesamtheit das Wesen

der Frauenbewegung ausmachen. Diese dreifache Wurzel ist die ökonomische, die soziale und die ethisch-psychologische" . . . Von diesem Gesichtspunkt wird zu betrachten sein, was die Ausstellung bieten wird, um zu einer richtigen und umfassenden Einschätzung ihrer Erkenntniswerte zu gelangen.

Der deutsche Lyzeum-Club, der einen Mittelpunkt für die mannigfachen Bestrebungen der heutigen Frauenwelt bildet, will durch diese Ausstellung den Bestrebungen und Leistungen der deutschen Frauen unserer Zeit einen sichtbaren Ausdruck geben. Eigne Einsicht hat bereits eine bessere Vorbildung der Frau für Hauswirtschaft, Landwirtschaft und Kinderpflege erzwungen. Die geschäftsführende Vorsitzende der Ausstellungsleitung, Frau Hedwig Heyl, sagt hierzu: „Die Frau im Haus, der heute so viel weittragendeAufgaben winken, die anders gestaltet wie früher auch einen andern Bildungsgrad

») Wir weiden auf dieses gelehrte, nachdenlliche Buch noch in ausführlicher Besprechung zurückkommen und lemen die Denlenn, Rosa Mayreder, heut auch als Dichterin zweier in dieser Nummer S. 208) enthaltenen Sonette kennen. D. R.

erfordern, soll in der Ausstellung einmal einen Einblick gewinnen in das, was Fraueneinsicht und -erfahrung an Bildungsmitteln und technischen Erleichterungen für sie geschaffen hat. Vielleicht wird die Ausstellung so in den Beschauerinnen die Einsicht erwecken, daß der häusliche Beruf ein qualifizierter Beruf ist und einer Vorbildung bedarf. Für die Frauenbildung ist in den letzten 30 Iahren die Hauswirtschaft als ein intensivstes Bildungsmittel gewonnen und durch sie viele Fächer befruchtet worden" . . . Von diesem autochthonen Boden aus begann der Eroberungszug nach den andern Gebieten und Berufszweigen des öffentlichen Lebens, in die sie siegreich eingedrungen sind, wovon die Ausstellung ebenfalls Zeugnis ablegen wird. In einer äußerst sorgfältigen Auslese der Ausstellungsobjekte, um den Beweis zu liefern, daß die Frauen, wie Frau Heyl hervorhebt: „selbst den Kampf gegen den Dilettantismus auf dem Gebiete der weiblichen Berufstätigkeit aufgenommen haben".

DasProgramm dcrDarbietungen ist so umfassend und weit ausgedehnt, daß ich es mir versagen muß, es in seinen Einzelheiten zu behandeln. Ich will daher nur, um ein Beispiel zu geben für die Umsicht und Sachkenntnis, mit der die ganze Anlage angeordnet ist, bei der Abteilung I „Die Frau im Haus" etwas länger verweilen. Sie umfaßt: Die große Wohnung, Einrichtung nach Entwürfen von Frauen.R edaktionszimmer: Entwurf von Frl. v. Bazko; dieser Raum wird gleichzeitig der Ausstellung der Gruppe: Die Frau in der Presse dienen. Es folgt dieBi bli ot h e k: Entwurf von Frau Else Oppler-Legband, zugleich Ausstellungsraum der Gruppe: die Frau in der Literatur. Musikzimmer: Entwurf von Frau Tscheucher, Ausstellungsraum: Die Frau in der Musik. Eßzimmer: Entwurf von Frau Fia Wille, Schlafzimmer: Entwurf von Frl. v. Hahn, Kind erzimm er: Entwurf von Frl. Holstein, Bad:

Entwurf von Frau Ilse Dernburg.
Empfangshalle: Entwurf
der Architektur von Frau Fia Wille,
Entwurf der Beleuchtung von Frl.
von Berlepsch, Fries gemalt von Frl.
Stroever. Ausstellungsraum der
Gruppe: Die Frau im Clubleben.
Es folgen: Die bürgerliche
Wohnung: Entwurf von Lotte
Klopsch. Die Arbeiter-
wohnung: Entwurf von Lilli
Reich.
Die Abteilung II zeigt d i e
Frau im Beruf, die Ab-
teilungen III und IVdie Frau
im Vereinsleben und d i e
Frau in persönlichenund
öffentlichen Interessen.
Diese Abteilungen enthalten bis
ins Minutiöseste und Letzte aus-
gewählte Einzelgruppen. Die Aus-
steller, die in jahrelanger Arbeit
das Unternehmen organisiert und
gefördert haben sind:
Der deutsche Lyzeumsklub; ein-
geladene Vereine von Bildungs-
anstalten, eingeladene Frauen aus
den verschiedensten Arbeitsgebieten,
Mitglieder der auswärtigen Lyzeum-
Clubs, eingeladene Firmen und
Persönlichkeiten solcher Industrien,
auf deren Gebieten die Tätigkeit
der Frauen besonders bedeutungs-

voll ist, und eine Sonderausstellung der Königin von Rumänien unter Beteiligung der Kronprinzessin Marie.

Im Anschluß an die Ausstellung findet ein Kongreß deutscher Frauen statt, der in gemeinschaftlichen Beratungen, Vorträgen und Diskussionen über die Frauenbewegung sich äußern wird. Wir empfehlen dafür die Parole unserer Frauenrundschau: „Erreichtes Können in tätiges Können umzusetzen".

l^inaniielle Kun68cKau.

<3ros2d»uKor8»ni»t!.t,ioii unÄ

Die Berufung eines angesehenen Privatbankiers in den Vorstand der Deutschen Bank erweckt eine Anzahl alter Fragen, die wir hier nur kurz streifen wollen. Mit dem am häufigsten diskutierten Problem, ob sich der gute Privatbankier überhaupt nicht mehr halten kann und schließlich gezwungen ist, sich von einer Bank „schlucken" zu lassen, hat der vorliegende Fall nichts zu tun. Von der Angliederung der Bankfirma, die sich hohen Ansehns und vorzüglicher internationaler Beziehungen erfreut, wurde gar nicht gesprochen, die ganze Angelegenheit nur im Rahmen der Frage: WiesorgtdieGroßbank für die Besetzung der leitenden Posten? behandelt. Daß die Großbanken immer mehr den Charakter großer Verwaltungsbehörden annehmen und daß der behördliche Geist den kaufmännischen zurückzudrängen pflegt, ist schon oft behauptet worden und unschwer zu beweisen. Ein gewisser Bureaukratismus ist in so großen Instituten auch unentbehrlich, seine natürliche Folge Uniformierung lind geistige Nivellierung des Beamtenstabes, unausbleiblich. Gewiß hat jeder Lehrling der Großbank die Möglichkeit die höchsten Posten zu erreichen, wenn es ihm nur gelingt, individuelle Fähigkeiten und Talente weiter zu entwickeln und — entdeckt zu werden. Das glückt aber dem einzelnen fast nie, und läßt man sich sagen, in wie viele Köpfe und in wie viele Maschinen der Beamtenstab einzuteilen ist, so bekommt man Zahlen

zu hören, die die Verlegenheit der Großbanken schon bei der Besetzung besserer Posten begreiflich machen. Nun darf aber etwas nicht übersehen werden: Die Technik des Konsortialgeschäfts ist zur Zeit überhaupt nur in der Haute danczue zu erlernen; die Fälle, in denen mittlere Privatbankicrs mit zu den Hauptkonsorten gehören, werden immer seltener, sie sind fast nur als Unterbeteiligte anzutreffen. Daß die Großbank für ihren Nachwuchs im Konsortialbureau sorgen kann,ist nicht zu bezweifeln. Nicht viel anders liegt es im Kontokorrent.
Auch hier hat die Großbank jederzeit die Möglichkeit, aus ihren eigenen Reihen Befähigte vorrücken zu lassen.
Schlimm liegen aber die Verhältnisse im Börsenbureau.
Hier sind die pädagogischen Erfolge der Großbanken gleich Null, weil auf diesem Gebiete eben mit dem Pädagogischen wenig anzufangen ist. Ist der junge Bankbeamte, der mit seinem Notizbüchlein von

Maklerschranke zu Manklcrschranke eilt, um die Ordres der Kundschaft für die Märkte, die er bearbeitet, aufzugeben und die Ausführung zu kontrollieren, ein braver Mensch, der nichts anderes tut, als was er eben zu tun hat, so wird aus ihm nie ein brauchbarer Börsenmann. Ist er so veranlagt, daß er gern auch für sich hin und wieder einige Prozente „abziehen" möchte, so bleibt er sehr selten ein brauchbarer Bankbeamter. Er bekommt zwar sicherlich das, was der Börsenmann unbedingt zu seiner Ausbildung braucht, nämlich des öfteren eine Tracht Prügel, aber selbst das darf er sich nicht sehr oft leisten, weil es sonst mit seiner Stellung bei der Bank bald vorüber ist und der Moment eintritt, wo ihn die Direktion von der Börse fortnimmt und ihm das Korrespondenzbureau zwecks innerlicher Purgierung vorschlägt. Die Moral ist hier zwar keine unerbittlich strenge, aber ausgleichend wirkt nur etwas: tüchtig und für eine Zeitlang stetig verdienen. Und kann der Bankbeamte dies, erwirbt er sich durch seine Geschicklich keit einen gewissen Ruf, dann fragt er sich bald, ob es für ihn nicht lukrativer sein würde, wenn er sein Talent für sich allein ausnützen und die Bank verlassen würde. Dazu kommt, daß es nirgends zwischen den Tüchtigen im Bankbetrieb so leicht zu Streitigkeiten kommen muß, wie gerade im Börsenbureau. Daß auf mehreren Gebieten die Tendenz von verschiedenen Personen gleich beurteilt wird, ist schon eine Seltenheit. Die Parole kann also nur von Einem mit all den Vorbehalten ausgegeben werden, die in diesen Fällen üblich sind und die es jedem ermöglichen, mit der Begründung, die Tendenz sei eben umgesprungen, zu tun, was er für richtig hält. Was das an persönlichen Differenzen, Zänkereien und Intrigen mit sich bringt, ist gar nicht zu schildern. Und sind die Führenden im Börsenbureau gar in derselben Bank zusammen groß geworden, so wird keiner die Autorität des anderen anerkennen wollen. Im übrigen wird aber jeder bemüht

sein, die volle Verantwortung für Risiken dem Kollegen zuzuschieben und sämtliche Lorbeeren der Erfolge für sich in Anspruch zu nehmen. Verläßt ein höherer Beamter des Börsenbureaus sein Institut, so kann man es immer als sicher ansehen, daß er in Feindschaft von seinen Kollegen scheidet, und daß kein Gott entscheiden kann, wer Recht hat. Damit haben wir aber noch gar nicht die größte Schwierigkeit des Börsenbureaus der Großbank erwähnt: diese liegt auf dem K a s s a-markt. Schon weil sie die Freundin ihrer Kunden sein muß, hat jede Großbank die Pflicht, den sich auf dem Kassamarkt widerspiegelnden Bewegungen der einzelnen Industrien ein wachsames Auge zu schenken. Börsenvertreter, denen diese Aufgabe obliegt, bedürfen einer Vielseitigkeit der Vorbildung, wie sie ihnen die Großbank mit ihren Prinzipien der Arbeitsteilung kaum bieten kann. Die rein bürsentechnische Ausbildung ist hier unzureichend. Wie ein Kurs gemacht wird, ob ein Papier Geld oder Brief ist, das lernt sich in der Atmosphäre der Burgstraße nicht allzu schwer. Aber wie eine Industrie organisiert ist, wie

die Bilanz eines Unternehmens zu lesen ist, und wie dies alles börsentechnisch auf dem Kassamarkt zu verwerten ist, dazu bedarf es eines tüchtigen Studiums und eines guten kritischen Blickes. Auch auf diesen Gebieten sind Entschlüsse zumeist sofort zu fassen, wer vor der Maklerschranke plötzlich entdeckt, daß ein großer Posten vorliegt, muß wissen, ob er ihn aufzunehmen hat oder nicht, und kann nicht vorher langwierige Konferenzen mit den „anderen Herren" abhalten.
Und vor die Maklerschranke des Kassamarktes stellt sich der Bankdirektor nicht und kann sich auch, wenn er Zeit hätte, vor sie nicht hinstellen, wenn er nicht einen Kulissenvolksauflauf heraufbeschwören will. Hat eine Bank die Absicht, mit einem Kassapapier etwas anzufangen, so traut sie gewöhnlich nicht einmal ihren eignen Angestellten. Um sich zu schützen, wird sie sich der Vertrauensordres bedienen und entweder einen anständigen Privatbankier oder eine vertrauenswürdige Persönlichkeit der Kulisse beauftragen. Wie sollen also die Beamten der Großbank lernen können, den Kassamarkt zu bearbeiten? Und wer soll die Depositenkassenvorsteher instruieren, wie das Publikum, welches das „höher" und „niedriger" des Kassamarkts in der Suche nach Tips verfolgt, zu leiten ist?
Wem diese Fragen vorgelegt werden, der wird sich leicht mit der Antwort befreunden: „Am besten kann dies alles noch derPrivat - bankier alten Stils".
Alten Stils, weil der moderne Kommissionär, der mit seinem Halbpro mille und seinem Schiebungsnutzen arbeitet, auch nur eine einseitige Ausbildung hat; der muß eine glückliche Hand haben, um vorwärts zu kommen, ob er auch einen Kopf aufzuweisen braucht, ist fraglich. Diesen Kopf muß der Privatbankier, von dem wir jetzt sprechen, vor allem haben und außerdem ein bedeutendes Verantwortlichkeitsgefühl. Er muß die Fähigkeit haben, Geschäfte „auszuhecken", muß es verstehen, auf Grund von Bilanzstudien und per-

sönlicher Information börsenmäßig
zu operieren, und sich jedesmal
darüber klar sein, daß, wenn er
nicht nur Properhändler ist, sondern
auch in der eignen Kundschaft
placiert, der ganze Aufbau seines
Geschäfts durch eine einzige Leicht-
fertigkeit erschüttert werden^ kann.
Er muß in der Lage sein^ seine
Geschäfte vor der Matlerschranke
selbst durchzuführen, sich mit der
Kulisse zu verhalten, andere bei
seinen Geschäften mitzunehmen, jede
Aufgabe auf ihre Bonität hin selbst
zu beurteilen. Das alles muß er
können und tun, auch wenn sein
Haus zu den angesehenen gehört.
Denn das ist sein Prä und seine
einzige Möglichkeit, sich sein Geschäft
als Bankgeschäft zu erhalten und es
vor der Umwandlung in einen Bank-
Totalisatorbetrieb zu bewahren. Die
wenigen Privatbankiers, die es
wagen Finanziers zu sein, zu
gründen und zu emittieren, laufen
viele Gefahren, nur gegen eine
sind sie immun: vor der bureau-
kratenmäßig arbeitenden, schablo-
nisierenden Pedanterie bleiben sie
bewahrt.
Selten erlauben ihnen Privat-
vermögen und Kundschaftsbesitz in
den Gesellschaften, an denen sie In-

teresse nehmen, sich auch nur die Majorität zu sichern. Um sich das nötige Material für Generalversammlungen zu beschaffen, sind sie genötigt, sich mit der Großbank und dem Börsenpublikum gut zu verhalten; sie müssen in das Geschäftsleben der ihnen nahestehenden Gesellschaften viel intimer eindringen, als dies ein Bankleiter tun würde, damit sie Anerkennung der eigenen Persönlichkeit, der eigenen Gewissenhaftigkeit und des eigenen Fleißes finden können. Sie müssen die Kurse ihrer Werte täglich bewachen und gewöhnlich selbst regulieren. Ihre Konsortialgeschäfte bewegen sich in ganz anderen, unbequemeren Formen als die der Großbank. Das Konsortialbureau der Großbank sucht nach Möglichkeit dieKonsortialbestände schleunigst nutzbringend zu veräußern. Die Konsortialgeschäfte der Privatbankiers sind zum größten Teil Freundschaftsbündnisse auf unbestimmte Zeit,die eigentlich mehr denCharakter einer Gemeinschaft als den einer Gelegenheitsgesellschaft aufweisen, und innerhalb deren alle Umstände, die etwa in der Person eines Beteiligten eintreten, schon der Tod eines Konsorten oder eines großen Kunden eines Konsorten, die grüßten Schwierigkeiten hervorrufen können. Daß dies eine harte Schulung und eine weit vielseitigere Ausbildung der Persönlichkeit namentlich in der Richtung des Börsenmäßigen mit sich bringen muß, als dies die Bank bieten könnte, liegt auf der Hand. Aber auch daß unter den wenigen Privatbankiersalten Stils nur sehr wenige für leitende Stellungen in Großbanken in Betracht kommen können, ist unschwer zu erkennen. Die meisten sind zu alt, und nicht die wenigsten sind zu kleinlich. Die ewige Angst um das eigene Portemonnaie, um die eigene Position verhindert bei vielen die Entfaltung jedweder Großzügigkeit. Ob der Mann, der täglich eine halbe Stunde früher in das Bureau kommt, um ja jeden Brief zuerst zu sehen, um jeden Kassenbelag noch einmal nachzuprüfen, und wo möglich selbst die Kasse zu führen, die

Fähigkeit behält, sich an die großen
Zahlen zu gewöhnen, mit denen
jede Großbank fortwährend zu ope-
rieren hat, ob ihn nicht die Ver-
antwortlichkeit in dem riesenhaft
scheinenden Wirkungskreise zu er-
drücken droht, das sind Fragen,
die man bei mehr als einer Per-
sönlichkeit aufwerfen muß, die zu
den bedeutenderen der mittleren
Privatbankiers gerechnet wird. Und
bei andern, für die diese Bedenken
nicht zutreffen, fragt man sich,
ob sich ein Mann, dessen Natur
so sichtbar in Unabhängigkeit wurzelt,
mit der goldenen Kette des Vank-
direktors belastet, wohl fühlen und
Lust verspüren wird, innerhalb eines
Dircktorialkollegiums Anpassung
zu lernen. Nur bei einem kleinen
Rest hat man das Gefühl des
Iammers, weil große Fähigkeiten
nicht in dem Dienste großer Sachen
stehen.

Aber auch in dieser kleinen
Gruppe werden die Eremplare
immer rarer. Die Söhne der alten
Privatbankiers sind zu vornehm
erzogen, haben gewöhnlich erst
promoviert, bevor sie zur Börse
kommen, und können sich in das
Burgstraßen-Milieu, das bezüglich
der Formen keine große Distinktion

aufweist, nicht recht hineinleben. Sie bleiben auf ihrem Börsenplatz sitzen oder, wenn sie ganz vornehm sind, auf ihrem Sitz in einer der Nischen, überlassen es ihren alten Prokuristen oder den jungen Börsenvertretern, sich in dem Getümmel herumzustoßen, und sind zufrieden, wenn es ihnen glückt, sich in die väterlichen Aufsichtsräte hineinwählen zu lassen oder einige neue Posten dazuzuerwerben. Unter der jungen Generation der Privatbanklers, unter denen, die jetzt zwischen dreißig und vierzig Iahre alt sind, wird sich eine Großbank dereinst schwerlich viele zur Leitung des Börsenbureaus einer Bank geeignete Persönlichkeiten herauswählen können. Das Problem derBesetzungdies er Posten wird noch mancher Großbank Sorgen bereiten. Das EntdeckenvonBörsentalenten innerhalb der eigenen Organisation bleibt eine Glückssache, und die Möglichkeit, die schon an sich ungern ausgenutzt wird, einen Outsider zu berufen, verringert sich mit dem allmählichen Aussterben der Privatbankiers alten Stils.

lutsrssssi! Fsui9iu»oli2kd
H.ruu«ti2-Ut»iiustHS!it,-I)üg»«I-

Die Aumetz-Aktie, die erst seit etwa 1^/2 Iahren in Berlin gehandelt wird — vorher hatte sie als Gesellschaft belgischen Rechts ihren Markt nur in Brüssel — bot schon gelegentlich ihrer Einführung in Berlin besonderes Interesse vom finanzierungstechnischen Gesichtspunkt aus durch ihre sogenannten titre5 ß1od3,ux. Da an den deutschen Börsen nur Aktien im Mindestnominalbetrag von 10NO Mk. zu-gelassen werden dürfen, die Aumetz-Gesellschaft aber nur Stücke zu 500 Frs. ausgegeben hatte, so kam man auf die Idee, zusammenlegbare und wieder teilbare Aktien, 2ctiori5 ß1oda1k5, zu schaffen, und zwar im Verhältnis von 3:1. Eine solche Global-Aktie von nominal 1500 Frs. war dann börsenfähig. Die Aumetz-Aktie ist seitdem rasch in die Reihe der Favoritpapiere der Börse eingerückt. Seit ge-

raumer Zeit beschäftigte sich das Interesse in vermehrtem Maße mit Aumctz auf immer bestimmter auftretende Gerüchte von größeren Transaktionen, die in der Entwicklung begriffen seien. Diese Gerüchte haben nun kürzlich ihre Bestätigung gefunden. Der Lothringer Hüttenverein Aumetz-Friede in Kneuttingen will eine Interessengemeinschaft eingehen mit dem Fa?oneisenwalzwerk L. M<mnstaedt K Co. in Kalk bei Cöln und der Düsseldorfer Eisen- und Drahtindustrie. Den Aktionär interessiert bei solchen Zusammenschlüssen stets zweierlei: die technisch-ökonomische Seite und die finanzielle. Um darüber zu einem Urteil zu gelangen, ist es nötig zu wissen, welcher Art die drei Werke sind.

Aumetz, das größte von den dreien (Frks. 45 Millionen Aktienkapital), besitzt Kohlengruben, Erzgruben, 8 Hochöfen, 1 Stahlwerk, 1 Walzwerk mit 7 Fertigstraßen, eine Gießerei etc.

Mannstaedt (Aktienkapital Mk. 10 Millionen) hat 9 Walzenstraßen für schweres und leichtes Fa?oneisen und fabriziert besonders

Zier- und feinere Profile. Das Werk ist zur Zeit mit einer Verlegung seines Betriebes beschäftigt. Es fusionierte sich erst im Mai 1911 mit der Sieg-Rheinischen Hütte in Troisdorf. Diese besaß einen Hochofen, ein Walzwerk, eine Maschinenfabrik mit Gießerei, Eisenkonstruktionswerkstätten, eine Schrauben- und Mutternfabrik, ein Röhrenwalzwerk und eine Wellblechbauanlage. Die Mannstaedt-Betriebe werden nach Troisdorf verlegt.

Die Düsseldorfer Eisen- und Drahtindustrie (Kapital Mk. 3 600 000) besitzt ein Stahlwerk, ein Puddlings- und Walzwerk und betreibt, wie schon die Firmierung sagt, die Herstellung von Drähten. Aus dieser Zusammenstellung zeigt sich auf den ersten Blick, daß der Zusammenschluß der 3 Werke auf die Etablierung eines großen Gemischtbetriebes hinausläuft, einer Gesamtunternehmung, die den ganzen Fabrikationsprozeß von der Erzeugung des Rohprodukts bis zur weitestgehenden Verfeinerung umfaßt. Aumetz hat sich dabei, um die organisatorische Einheit zu wahren, die Überwachung der Gesamtbetriebe einräumen lassen. Ähnliche Zusammenschlüsse, z. T. ebenfalls durch Interessengemeinschaften, gewöhnlich aber durch Fusionen, haben wir in den letzten Iahren vielfach gesehen.

Die Vorteile, die sich im vorliegenden Fall für die beteiligten Werke ergeben, liegen auf der Hand. Aumetz sichert sich vor allem die Abnahme von Halbzeug, dann aber kann Aumetz die beiden anzugliedernden Werke mit seiner eigenen Kohle versorgen. Auch macht das Unternehmen sich unabhängig vom Markt in Hämatit und Spiegeleisen, da es seinen Bedarf bei Mannstaedt erblasen kann. Mannstaedt und Düsseldorfer Draht erhalten umgekehrt eine sichere Basis für ihren Halbzeugbedarf u. s. w., Mannstaedt hatte in dieser Hinsicht in den letzten Iahren bereits unter ungünstigen Bezugsverhältnissen zu leiden gehabt. Die Vorteile, die sich aus dem Zusammenarbeiten der drei Werke ergeben, müssen sich naturgemäß noch steigern durch eine Er-

weiterung der Verfeinerungsbe-
triebe Mannstaedt und Düsseldorf.
Düsseldorf hatte bereits eine
Kapitalsvermehrung um Mark
1200000 zwecks weiteren Ausbaus
des Werks angekündigt. Mannstaedt
hat schon im vergangenen Sommer
gelegentlich der Fusion mit der
Sieg-Rheinischen Hütte sein Kapital
um Mk. 4^/z Millionen auf Mk.
10 Millionen erhöht. Durch die
Interessengemeinschaft erfährt in-
dessen nicht nur die Ertragswirt-
schaft der Werte eine Besserung,
auch ihre Position bei der Er-
neuerung des Stahlwerksverbandes
bezw. des Kohlensyndikats erhält
eine wesentliche Stärkung.
Die finanzielle Konstruktion der
Interessengemeinschaft ist die fol-
gende. Die Iahresgewinne der
drei Werke werden zusammenge-
worfen und dann in der Weise
verteilt, daß zunächst die beiden
kleineren Werke, Mannstaedt und
Düsseldorf, je 5°/„ auf ihr Aktien-
kapital erhalten. Der Rest gehört
Aumetz. Iedoch nicht ganz: für
jedes Prozent, das Aumetz über
55«/o ausschüttet, haben die beiden
andern 1/2°/,, auf ihr Aktienkapital
zu erhalten. Um der Gemeinschaft
einen festeren Kitt zu geben, sicherte

sich Aumetz einen gewissen Betrag
Aktien von jeder der beiden andern
Gesellschaften, M. 2 600 000Mann-
staedt-Aktien d. i. mehr als ein
Viertel des Gesamtkapitals und
Mk. 2400000 Düsseldorfer Aktien
d. i. die Hälfte des künftigen
Gesamtkapitals von Mk. 4 800 000.
Zu diesem Zweck muß Aumetz sein
eigenes Kapital erhöhen; es braucht
für diesen Eintausch (sowie für den
Erwerb von 334 Kuren der Erz-
gewerkschaft Reichsland, der bei
dieser Gelegenheit gleichfalls erfolgt)
M. 5 900000, erhöht aber um
Mk. 13 Millionen auf Mk. 58
Millionen. Aumetz erhält weiter
das Recht eingeräumt, das ganze
Kapital der beiden andern Gesell-
schaften zu erwerben, im Tausch
von je Mk. 4000 Aktien einer der
beiden Gesellschaften gegen Fr. 5000
Aumetz. Die Anwendung dieses
Umtauschrechts wäre die Fusion.
Sehen wir zu, wie lange sie auf
sich warten läßt. Schon manche
Liebe hat mit einer Interessen-
gemeinschaft begonnen und mit
einer Fusion geendet. Die Fest-
legung des erwähnten Umtausch-
rechtes läßt ziemlich bestimmte Ver-
mutungen zu.

Vom Xon1sn»^n6iK»t! un<i
»einen VorvsrsitnnASN tilr
«lis 2nKnntt.

Drei Fragen, die einen gewissen
Konner mit einander aufweisen,
stehen seit einiger Zeit im Kohlen-
syndikat zur Behandlung und werden
auch z. T. auf kürzere Zeit, z. T. noch
auf lange hinaus auf der Tagesord-
nung bleiben: die Preiserhöhungen,
die Außenseiter-Frage und dieSyndi-
katserneuerung. Daß Preiserhö-
hungen beabsichtigt seien,wurde schon
vor geraumer Zeit in den Tages-
blättern erzählt. Später hieß es
dann, die Preishinaufsetzung sei un-
bestimmt vertagt. Grund für die
zunächst geplante Preisverteuerung:
die günstige Konjunktur, die in den
derzeitigen Preisen nicht ihren ent-
sprechenden Ausdruck finde. Grund
für die Unterlassung: wurde nicht
lautbar. Ich höre, daß die einst-
weilige Beibehaltung der alten Prei-
se mit der Outsider-Frage, den Be-
mühungen um Gewinnung der nicht-
syndizierten Zechen für das Syn-

dikat, zusammenhängt. Diese freien Zechen haben ihre Produktion seit der Syndikatserneuerung im Iahre 1903 stark gesteigert, sie hatten damals nur 1.30 °/o, im Iahre 1910 aber schon fast t)'/^ der Gesamtproduktion des Syndikatsbezirks.
Mit den Outsidern nun wurde seit längerem verhandelt, um sie ins Syndikat herein oder wenigstens ans Syndikat heranzuziehen. Hätte das Syndikat seine Preise erhöht, ehe die freien Zechen gewonnen waren, so hätte es selbst deren Position gestärkt; denn die erhöhten Preise wären ja auch den außenstehenden Zechen zustatten gekommen und hätten naturgemäß deren Widerstandskraft gestärkt. Deshalb zunächst die Beibehaltung der alten Preise. Nun nähert sich aber seit einigen Tagen die Outsider-Frage ihrer Lösung mit großen Schritten. Syndikat und freie Zechen haben sich verständigt, zum Teil sind diese als Mitglieder in das Kartell eingetreten, zum Teil haben sie nach besonderen vertraglichen Abmachungen den Verkauf ihrer Produktion dem Syndikat übertragen. Und jetzt wird miteinemmal von neuem berichtet, eine Preiserhöhung stehe

bevor. Allerdings nicht für alle Kohlensorten, sondern nur für sogenannte feine Nußkohle. Aber warten wir's ab. Der Appetit ist schon manchmal mit dem Essen gekommen. Übrigens haben zwei der freien Zechen sich einstweilen nur provisorisch gebunden und ihre definitive Zusage davon abhängig gemacht, daß auch eine Verständigung mit den gleichfalls außenstehenden fiskalischen Zechen gefunden werde. Auch das ist zum Teil gelungen. Mit den Staatszechen des Nuhrbezirks ist eine vorläufige Einigung erreicht worden, zu deren Perfektion nur noch die Zustimmung des Ministers erforderlich ist (die Verhandlungen wurden von fiskalischer Seite durch ministerielle Kommissare geführt). Man darf annehmen, daß diese Zustimmung nicht ausbleiben wird. Schwerer liegen die Dinge hinsichtlich der Saargruben des Fiskus. Doch auch hier scheint wenigstens eine Preiskonvention zustandekommen zu wollen. Außer den erwähnten gibt es noch eine weitere Klasse von Outsidern, die ganz jungen, die noch im Stadium der Entwicklung stehen, und eine regelmäßige Kohlenförderung noch nicht haben, diese aber in absehbarer Zeit zu erwarten haben. Auch mit ihnen sollte das Syndikat, das war gleichfalls Vorbedingung der beiden erst provisorisch gebundenen Zechen, schon jetzt eine Abmachung treffen. Das hätte naturgemäß für die Zukunft viel glattere Bahn geschaffen. Indessen wurde die Bedingung einer Einigung mit diesen Iüngsten neuerdings fallen gelassen. Es ist immerhin ein schönes Stück Arbeit geleistet worden, das der Erneuerung des Kohlensyndikats, die seit geraumer Zeit betrieben wird, wesentlich zugute kommen wird. Die Kämpfe, die dieserhalb entbrennen werden, werden noch heftig genug werden. Es wurde sogar bereits die Befürchtung ausgesprochen, das Kartell werde diesmal auseinanderfallen. Und schon tauchte der Gedanke eines „Zwangssyndikats" auf d. h. eines durch Gesetzeszwang zu errichtenden Syndikats 5 lg, Kalikartell. Doch dahin dürfte es kaum kommen. Die Montanindustriellen

sind von anderem Schlag als die
Kaliindustriellen. Sie wissen ihre
Unabhängigkeit von staatlicher Re-
glementierung zu hoch einzuschätzen,
als daß sie es dahin kommen ließen.
Die Hüttenzechen werden nach-
geben müssen zugunsten der reinen
Zechen. Wenn sie auch ihre jetzigen
Vorrechte nicht ganz aufgeben, so
werden sie sich doch eine gewaltige
Verkürzung gefallen lassen müssen.
Die jetzigen Vorrechte der Hütten-
zechen bestehen darin, daß ihre
Kokserzeugung nicht syndiziert ist
und ihr Selbstverbrauch nicht auf
die Beteiligungsziffer angerechnet
wird. Der vom Geheimrat Kirdorf,
dem Präsidenten des Syndikats in
jüngster Zeit ausgearbeitete Ent-
wurf eines neuen Vertrags sieht die
völlige Abschaffung der Hütten-
zechenvorrechte vor. Über den Gang
der Erneuerungsverhandlungen wird
an dieser Stelle berichtet werden.

v»s Vsirtsodu,tt.L!Mr 1911.

Es gab Faktoren von starker
innerer Depressionskraft im abge-
laufenen Jahre, aber der deutsche
Wirtschaftskörper stellte ihnen eine
noch stärkere Widerstandskraft ent-
gegen, sodaß jene ungünstigen Mo-
mente nur zu sehr abgeschwächter

und rasch vergehender Wirkung gelangen konnten. Um es kurz zu sagen, die äußere Politik und die Trockenheit des Sommers waren die „Contreminiers" für unsere Volkswirtschaft. Die Trockenheit, die die Ernten reduzierte, erhöhte die in den letzten Iahren ohnedies schon stark gestiegenen Lebensmittelpreise und brachte vor allem den Schaden des Ertragsausfalls, der wie in jeder Privatwirtschaft so auch in der Volkswirtschafts-Bilanz sich als ein Minus äußert (ein deutliches Beispiel bietet die Zuckerindustrie, von der in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift die Rede war,und die Brauindustrie). Die Politik, deren Gang dem Leser noch erinnerlich ist, konnte nicht leicht noch mehr Hemmungsmomente bieten, aber der Hemmungseffekt war durchaus nicht bedeutend. Zwar hat die politische Besorgnis an zwei Stellen unseres Wirtschaftskörpers stärkere Indispositionen hervorgerufen, doch war das bald wieder ausgeglichen. Einmal waren im Herbst eine Anzahl Sparkassen (keine Banken!) einem Run der Sparer ausgesetzt, die ihr Geld plötzlich nur noch zu Hause im Schubfach sicher glaubten; aber nach 2—3 Wochen brachten sie es wieder. Zum andern gab es an der Börse Ende August und Anfang September zwei „schwarze Tage" mit Kursstürzen, bei denen es allerdings manchem schwarz vor den Augen werden mußte. Indessen auch das ging vorüber, ohne daß es zur „crize allemande tinanciöle'" kam, die uns unsere politischen Feinde etwas allzuvoreilig anzudichten bemüht waren. Die Börse hat, wenn man das Iahr als Ganzes überblickt, im allgemeinen große Stabilität gezeigt; einige Berge und Täler hat die Kurve natürlich aufzuweisen — mit relativ gemäßigten Umsätzen und bei gut gehaltenen Kursen. Gegen Iahresschluß stellte sich eine gewisse Haussetendenz ein, auf die günstige industrielle Konjunktur hin. Diese selbst trat jedoch nicht erst so spät ein, sondern sie war das ganze Iahr über vorhanden, war da trotz politischer Unsicherheit; das verdient Beachtung. Der deutsche Außenhandel von 11 Monaten des Iahres (die

Dezember-Ziffern liegen bei Niederschrift dieses Artikels noch nicht vor) belief sich auf M. 15 984 Millionen Mark, das ist 1162 Millionen Mark mehr als im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Der Güterverkehr auf den deutschen Eisenbahnen, der ebenfalls bis zu einem gewissen Grade den Stand der Wirtschaftslage anzeigt, erbrachte bis einschließlich November an Transporteinnahmen 1864 Millionen Mark, das ist 141 Millionen Mark mehr als in der entsprechenden Vorjahrszeit. Auch die Einnahmen aus Wechselstcmpel gestatten gewisse Rückschlüsse, soweit eben die Ausschreibungen von Wechseln etwas für den Umfang des geschäftlichen Verkehrs besagen. Diese Stempelerträge ergaben 17 600000 Mark gegen 17 000000 Mark im Iahr zuvor. Von Bedeutung sind dann noch die Produktionsziffern unserer größten Industrien, der Kohlen- und Eisenindustrie. Sie seien zum Schluß noch kurz erwähnt. Das Kohlensyndikat setzte 64 Millionen Tonnen oder 2 Millionen Tonnen mehr ab als im vorigen Iahr. Die deutsche Roheisenproduktion erreichte im abgelaufenen Iahr endlich, was sie seit langem vergeblich erstrebt hatte: die Kartellierung des

gesamten deutschen Zollinlandes
durch den Roheisenverband. Die
Roheisen - Erzeugung stieg auf
14150 000 Tonnen (im Vorjahr
13 690 000). Der deutsche Stahl-
werksverband sah im verflossenen
Iahr die beiden losen Preiskon-
ventionen in die Brüche gehen, die
sich für die im Stahlverband ledig-
lich kontigentierten (aber nicht durch
ihn abzusetzenden) L-Produkte,Stab-
eisen und Draht gebildet hatten.
Stabeisenkonvention und Drahtkon-
vention fielen, nur die Grobblech-
konvention blieb bestehen. Der
Stahlverband verkaufte an ^-Pro-
dukten 5 340000 t in den 11 Mo-
naten von 1911 gegen 4 790 000 t
im gleichen Vorjahrsabschnitt. Die
bei der Iahreswende vorliegenden
Meldungen über die wirtschaftliche
Lage lauten durchgehende günstig.
Hoffen wir, daß der Iahrgang 1912
ein guter wird. Lnreaz.

Berichtigung.

Im 1. Ianuarheft ist in dem Artikel: „Der Hansa-Bund für Ge-
werbe, Handel und Industrie" von Geh. Iustizrat Prof. vi. Riesser
auf Seite 28 in den beiden letzten Zeilen zu lesen: „so wird es und
muß es (statt: so wird er und muß er) zur Durchführung im Reiche
gelangen und Gesamtgut aller politischen Parteien werden."

tzerau»geber und IheftedaKteur: Prof, vr, Ludwig Ltein in Vnlln V IC, Lühmouftl !«.
(Telefon Amt «Ulsürlt Rr, «30«). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Lylnlu» Vru<K In Vreslau.
In Ülteiieich füi d!e Redaktion oeraniwortlich: Richard Iharmah, Wen IX/I, Porzellan»
gaNe 38? — für dle ßeiau»g»de: Robert Mohr, Wien I, Domgasle 4. — MeiixNertretung
für Ungarn: ^«rill'Iche l!. K. tzostuchhandlung <I, VenKIi, Vudapest V, Dorottyaute» 2. — Vir den
Inseratenteil »erantwortlich: Heinrich Mittmann in Vr»lau. — Verlag und Druch der
Schleichen «uchdruckerei o, 2. Lchottlaender, N>ü!,, Vre»l»» III.

^?5<^
<_»!^ll?
2^/ll
Hlleiiliz« lnzentel» iilil»kM: Hnnoneen LxpMti«» lluäsll üloM
Zerlin 8V., Zlez!»u, Win ». lin., Orezäen, DilWÄäui-l, sr^nklult », /^,,
N»mbulz, I^ipliz, Vlazäebulz, ^l»nnneim, Mncnen, !>Iülnbel-z, ?r»z,
5tutt8»lt. ^Vien. XivicK.
lnlelllnnlprel«: pro 46 mm breite leile (Kuäolt >ic»««e'5 Kormal Xeilen-
mezzel Ko. 5) 70 ?l. 8ei!»eel,.<!ebünlen: 6 biz 8 ^K. °/^,.

Dr. Bernhard Dernburg
<eezelchnet Â«n MÂ»ry Ilhllnge!,

BegrÃ¼ndet von Paul Lindnu
vnausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
^Hles. Buchdruckerei, Kunst und V^'l.^'znalt
v. S. Schottlaendes, Â« n
Berlin * Breslau * Ltl.>'.:
Wien ."i'Vv<5
Jahrg. Band 140. Heft447 Erstes Febniar^sft 1912

!"
Dr. Bernhard Dernburg

Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G.
Berlin * Breslau * Leipzig
Lützowus« 5». V. F, Ltewacke».
Wien Budapest
R « b, M » hi, Veil»8»»ll»mm!N.»Vuchh«ndlung. « llll 'Iche K. K, tz»fbuchh»nbl>mg,
36.Jahrg. Band 140. Heft447 ErstesFebwarheft 1912

EMPTY

D. Westermann
(Professor am Orientalischen Seminar, Berlin):
Bernhard Demburg
Es ist in unseren Tagen nicht die Regel, daß ein aus dem Amt geschiedener Staatsmann und sein Werk noch jahrelang nachher die Öffentlichkeit beschäftigen. Wenn das bei Bernhard Dernburg anders ist, so liegt es einmal an der Bedeutung seiner Persönlichkeit, aber auch an dem glücklichen Umstande, daß das Gebiet seiner staatlichen Tätigkeit in den letzten Iahren und besonders in dem eben vergangenen, in hohem Maße ein öffentliches Interesse beansprucht hat.
Allerdings darf sich Dernburg auch das Verdienst zuschreiben, diese Anteilnahme weiter Bevölkerungskreise an unseren Kolonien selber erst geweckt zu haben. Die unerquicklichen Verhältnisse in der Kolonialverwaltung vor seinem Amtsantritt, die Umstände, unter denen er das Amt übernahm, und die unvergleichlich erfrischende Art seiner Geschäftsführung mußten auf ihn aufmerksam machen. Es gab schon vor Dernburg viele überzeugte Freunde der Kolonialpolitik, die von der Notwendigkeit und dem Wert kolonialer Besitzungen durchdrungen waren. Aber keinem, auch nicht den Leitern der Kolonialpolitik selber, war es gelungen, dieser Überzeugung im deutschen Volke Anerkennung zu verschaffen, und vor allem unseren Kolonien dasjenige Vertrauen zu gewinnen, dessen sie zu ihrer Entwickelung bedürfen. Dies Vertrauen hat Dernburg geschaffen. Vor ihm waren außer dem deutschen Philister auch viele andere der Meinung, Kolonien seien kaum mehr als eine kostspielige, unrentable Dekoration für eine Großmacht. Dernburg hat die Überzeugung verbreitet, daß wir Kolonien nicht nur aus machtpolitischen Erwägungen brauchen, sondern daß sie auch für unsere Volkswirtschaft wertvoll, ja unentbehrlich sind, und seine Tätigkeit hat uns diesem Ziel, der Nutzbarmachung der Kolonien für die deutsche Nationalwohlfahrt,

erheblich näher gebracht. Die zunehmende Industrialisierung der Kolonialstaaten läßt diese notwendig nach neuen Absatzländern und nach entwickelungsfähigen Gebieten für Rohstofflieferungen ausschauen. Beides bietet das tropische Afrika in viel größerem Maße als man bisher dachte. Wenn Westafrika vom Senegal bis zum Niger heute einen Handelsumsatz von jährlich einer Milliarde Mark und ganz Afrika eine Ausfuhr von drei Milliarden Mark hat, so gibt das ein Bild von den Werten, die in diesem Erdteil liegen, und die nur ihrer Erschließung durch die Intelligenz des Europäers und die durch sie angespornte Hand des Negers harren. Und es handelt sich im tropischen Afrika gerade um die Erzeugnisse, die unsere Industrien beschäftigen: Kautschuk, Öle und Fette, Faserpflanzen, Baumwolle, Erze. Von vornherein wird jeder zugeben, daß es uns nicht gleichgültig sein kann, ob die Gebiete, aus denen solche Produkte stammen, uns oder einer anderen Macht gehören. Sie bedeuten eine Stärkung unseres politischen Schwergewichtes und Ansehens, auch wird der deutsche Kaufmann, Pflanzer und Siedler lieber in einer deutschen als in einer fremden Besitzung arbeiten. Besonders aber bedenke man das Streben aller Kulturstaaten, ihr Wirtschaftsleben vom Ausland möglichst unabhängig zu gestalten, für sich ein Ganzes zu bilden, das imstande ist, seine agrikulturellen wie industriellen Bedürfnisse selber zu decken. Es ergeben sich dadurch gewisse Abschließungstendenzen, die sich z. B. in den französischen Kolonien schon recht fühlbar machen. Sie fordern uns geradezu heraus, uns ebenfalls ein Neuland zu sichern, das Aussicht hat, unserer Industrie ein leistungsfähiger Lieferant und Abnehmer zu werden. Die deutschen Kolonien hatten im abgelaufenen Rechnungsjahr einen Handelsumsatz von 232 Millionen Mark, gegen das Vorjahr eine Zunahme von 54 Millionen Mark. Es ist kein unmäßiger Optimismus, wenn man im nächsten Iahrzehnt mit dem Dreifachen dieser Summe rechnet.

Die günstige Entwickelung unserer Kolonien in den letzten Iahren ist natürlich die Frucht vorangegangener, mühsamer Pionierarbeit, an der Beamte und Offiziere, Kaufleute, Pflanzer und Missionare gleichmäßigen Anteil haben; aber die Früchte drohten zu verkümmern, weil das deutsche Volk nicht an ihr Vorhandensein glauben wollte; wesentlich durch Dernburgs Bemühungen hat sich dann deutsche Finanzkraft bereitfinden lassen, in den Kolonien zu arbeiten und dadurch einen größeren Zug in ihre Entwickelung zu bringen. Dieser hat sich vor allem im Eisenbahnbau betätigt. „Für eine Eisenbahn ist es in Afrika nie zu früh",

sagte Dernburg in einem seiner letzten Vorträge. So selbstverständlich diese Wahrheit jedem Kenner Afrikas ist, so verschlossen hat sich ihr Iahrzehnte hindurch der deutsche Reichstag gezeigt. Daß dies jetzt anders geworden ist, daß die Zentralbahn in Ostafrika im letzten Reichstag ohne Schwierigkeiten bewilligt wurde, gilt mit Recht als eines der sichersten Zeichen einer neuen Epoche in der deutschen Kolonialpolitik; es ist eine nachträgliche Rechtfertigung des Dernburgschen Drängens auf Beschleunigung des kolonialen Eisenbahnbaus. Man kann in einem Lande mit primitiver Kultur wie Afrika nicht im voraus einen Beweis für die Rentabilität einer Bahn verlangen, sondern man kann nur sagen, daß dort, wo überhaupt Menschen wohnen, durch einen Bahnbau alsbald wirtschaftliches Leben entsteht, bisher brach liegenden Menschen- und Bodenkräften die Möglichkeit zur Schaffung von Werten gegeben wird. Und ein solcher Anreiz genügt, selbst den Neger zu vermehrter Tätigkeit und zur Gewinnung von Ausfuhrprodukten anzuspornen; die Erfahrung hat sich bislang ausnahmslos bei allen Eisenbahnbauten in Afrika bestätigt. Dies unmittelbare, ohne äußeren Zwang eintretende Reagieren der Negerbevölkerung auf eine ihnen angebotene Erwerbsmöglichkeit hat man in weiten Kreisen stark bezweifelt; man meinte, der Neger arbeite nur aus Nötigung, nicht freiwillig. Dernburg hat auf das Schädliche, ja Unhaltbare einer Zwangsarbeit hingewiesen. Der mit Gewalt zur Arbeit Getriebene arbeitet unlustig und darum schlecht; er ist dauernd mit seinem Lose unzufrieden und darum zu Widerspenstigkeiten geneigt. Wenn heute ohne jeden Zwang in den Minen Südafrikas mehr als zweihunderttausend Neger arbeiten und in Deutsch-Ostafrika siebzigtausend Ein, geborene bei Eisenbahnbauten und auf Pflanzungen beschäftigt sind, so kann man wirklich nicht behaupten, der Afrikaner sei nur mit Zwangsmitteln an die Arbeit zu bringen. Wir sind Dernburg dauernd dafür Dank schuldig, daß er auf den geradezu unersetzlichen Wert der Eingeborenen für die Kolonien hingewiesen hat. Sein Satz: „Die Eingeborenen sind das wertvollste Kapital in unseren Kolonien" ist trotz alles leidenschaftlichen Widerspruches doch richtig; die eigentlichen Schwierigkeiten in unseren großen Kolonien liegen in der Eingeborenenfrage. Sie bestehen aber nicht darin, daß Eingeborene da sind, sondern vielmehr darin, daß ihrer nicht genug da sind; ohne ihre Mitarbeit ist jedes wirtschaftliche Unternehmen schlechterdings undenkbar, und das nicht nur im tropischen Afrika, sondern auch in Südwest, wo die Lebensbedingungen für den Angehörigen weißer Rasse ungleich günstiger sind.

Aus diesen Erwägungen heraus hat Dernburg die auf Erhaltung und Erziehung der Eingeborenen gerichteten Bestrebungen stets unterstützt. Eine eingeborenenfreundliche Politik gehört heute — aus reln praktischen Erwägungen — zum eisernen Bestande unserer Kolonialpraris.

Daß Dernburg auf Grund solcher Anschauungen nicht die Tätigkeit des Europäers in den Kolonien missen wollte, ist selbstverständlich. Niemand hat mehr als er getan, um die Deutschen auf ihr großartiges Arbeitsfeld Aber See aufmerksam zu machen. Genau so wie die Europäer ohne den Eingeborenen, so kann letzterer nicht ohne uns vorwärts kommen; nur durch ein Handinhandgehen beider Elemente, wobei jeder den ihm kraft seiner Eigenart zufallenden Platz einnimmt und jeder auf seine Rechnung kommt, können unsere Kolonien zu einer Quelle des Wohlstandes und zu blühenden Provinzen des Größeren Deutschland werden. Und nur eine solche Entwickelung kann den Gesamtinteressen des deutschen Volkes entsprechen. An ihrer Anbahnung hervorragend mitgewirkt und für sie Verständnis geweckt zu haben, wird für den ersten Staatssekretär des Reichs-Kolonialamts eine dauernde Genugtuung sein.

Paul Nathan:
England und Wir

> o»r»»ol« »ncl uuprsjuäics<l nszo-
tiator . . . eoulä ssttl« tn« wkols
«iillioult^ in » lsw patisut inontnz
In« Nation. 30. 12. 1911.

Sir Edward Grey hat sich um die Besserung der Beziehungen zwischen England und Deutschland ein außerordentliches Verdienst erworben. Diese Behauptung mag überraschen, und sie ist doch zutreffend. Er hat uns in Deutschland und er hat England sehen gelehrt: „Das, was ist". Er hat Illusionen zerstört. Er hat den Vorhang zerrissen, hinter dem furchtbare Gefahren für beide Völker verborgen sind, und wenn die Kunst des Arztes erst dann einsetzen kann, nachdem die Krankheit erkannt ist, so läßt sich auch die Bekämpfung der politischen Krankheiten mit Hoffnung auf Erfolg nicht eher aufnehmen, bevor nicht Klarheit über das Wesen des Übels geschaffen wurde. Diese Klarheit haben wir jetzt in Deutschland, und diese Klarheit scheint in England heraufzuziehen. Das ist das Verdienst — gewiß nicht das bewußt angestrebte — von Sir Edward Grey.

Wir glaubten lange in Deutschland, daß es nicht schwierig sein könnte, unsere Gegner in England durch friedliche Argumente zu entwaffnen, und, — wenn sie nicht alle zu entwaffnen seien, — daß das Häuflein der Unbelehrbaren und der aus Prinzip Feindlichen für die praktische Politik würde ignoriert werden können. Es ist augenscheinlich, daß Kaiser Wilhelm II. diesen schönen Irrtum mit der Masse der Deutschen geteilt hat. So haben wir Iahre hindurch mit dem Kaiser an der Spitze unsere freundschaftlichen Gesinnungen für England taktvoll und manchmal selbst mit fast taktloser Aufdringlichkeit dem Vereinigten Königreiche zu demonstrieren versucht. Und diese unsere Versuche fanden die Unterstützung angesehener, ausgezeichneter Engländer, die wie wir

in einem Irrtum befangen waren; einem Irrtum, der uns allen nicht
zur Unehre gereicht.
Allein es war falsch, anzunehmen, daß es keinen ernsten Gegen-
sat z zwischen England und Deutschland gäbe, weil es unmöglich war,
mit dem Finger auf der Landkarte einen oder mehrere Punkte zu be-
zeichnen, wo die vitalen Interessen der beiden Reiche feindlich und viel-
leicht in unlösbarer Feindschaft aufeinanderstießen. Sir Edward Grey
tat dar, daß ein weit gefährlicherer Gegensatz nach seiner Auffassung
vorhanden ist, und hinter ihm steht eine angesehene und weit verbreitete
Presse, an ihrer Spitze die englisch-russischen „Times".
Über einzelne und über eine Reihe von Fragen kann unter Umständen
immer noch eine Verständigung erzielt werden. Eine Verständigung hört
auf, wenn ein Staat die Eristenz des andern, so wie er ist, als eine Be-
drohung der eigenen Sicherheit und der eigenen Lebensbedingungen auf-
faßt. Rom und Karthago zeigen die gewaltige, tragische Ausgestaltung
dieses Konfliktes bis zu den letzten Konsequenzen, und die englische aus-
wärtige Politik in der Vergangenheit bis zum Kulminationspunkte im
Sommer des Iahres 1911 würde jeder leitenden Idee ermangeln, wenn
Sir Edward Grey nicht der Ansicht wäre, daß das Vereinigte Königreich
die größten Opfer bringen muß, um Deutschland in Europa nach Mög-
lichkeit zu isolieren und selbst um den Preis eines furchtbaren Krieges in
seiner Blüte zu knicken.
Daß bei einer derartigen Auffassung der internationalen Lage
Verbrüderungsbankette wohlmeinender Engländer und wohlmeinender
Deutscher den Wert von Pappschilden gegen Kanonenkugeln hatten, ist
nicht überraschend, und für diese Erleuchtung muß die Welt Sir Edward
Grey verbunden sein. Diese Klarheit hat uns in Deutschland noch den
besonderen Nutzen gebracht, daß die öffentliche Meinung von der „Kreuz-
Zeitung" bis tief in die Reihen des „Vorwärts" in immer höherem Grade
zu einer gemeinsamen Auffassung der internationalen Verhältnisse gelangt
ist.
Hätte Sir Edward Grey mit seiner Beurteilung der Weltverhält-
nisse vom englischen Standpunkt aus recht, so würde es ihm gewiß ge-
lingen, seine Landsleute für seine Pläne zu gewinnen, und wir in Deutsch-
land hätten nichts zu tun, als uns auf das nahende Verhängnis eines
Zusammenstoßes mit äußerster Kraftanstrengung vorzubreiten.
Hat er recht? Und ist Sir Edward Grey auch nur um einen Schritt
jenem Ziele näher gekommen, das er sich selbst gesteckt hat?

Ist Frankreich verwendbarer für englische Zwecke gegen
Deutschland, seitdem es Marokko erhalten hat? Schwerlich -für abseh-
bare Zeit. Es gehört keine große Prophetengabe dazu, um vorauszusehen,
daß freilich unter englischem Druck eine Verständigung zwischen Frank-
reich und Spanien sich schließlich über die Teilung der marokkanischen
Beute wird erzielen lassen; aber diese Teilung ist eine so willkürliche, eine
so unnatürliche, daß bleibende Mißhelligkeiten zwischen Spanien und
Frankreich unausbleiblich erscheinen, und diese Mißhelligkeiten bedeuten,
daß beide Mächte sich in der Pazifizierung Marokkos gegenseitig
stören werden. Frankreich wird aber in jedem Falle erhebliche
militärische Kräfte in Marokko festlegen müssen, und unter
Umständen überdies Kräfte an der Pyrenäen - Grenze, um den
nötigen Druck auf Spanien auszuüben. Die marokkanischen Legionen,
die unter französischem Kommando gegen Deutschland marschieren sollten,
sind für absehbare Zeiten ein Phantasma, aber die französischen Regi-
menter, die Marokko in Botmäßigkeit erhalten mijssen, sind eine Realität,
und sie müssen um so zahlreicher sein, je verwickelter die Beziehungen
zu Spanien sich in natürlicher Folgewirkung der absurden Teilungspläne
gestalten. Durch das marokkanische Geschenk wird Frankreich von der
Vogesengrenze abgelenkt, und die neue Aufgabe kann Frankreich an seiner
Ostgrenze militärisch schwächen; stärken für berechenbare Zeit gewiß nicht.
Es ist richtig, daß die italienische Bundesgenossenschaft für
Deutschland und Osterreich an Wert noch weiter eingebüßt hat, seitdem
das junge Königreich sich in das tripolitanische Abenteuer unter Protek-
tion von England und Frankreich gestürzt hat. Diese Einbuße für die
Zentralmächte ist jedoch eine durchaus imaginäre. Wir waren diesseits
der Alpen nie darüber im Zweifel, daß Italien mit seiner langgestreckten
Küste sich bei einer europäischen Krisis nicht in Gegensatz zu England
würde setzen können; englische Kriegsschiffe würden von Genua über
Palermo bis Venedig einen solchen Druck auf Italien ausüben können,
daß jede italienische Regierung diesen Breitseiten-Argumenten Rechnung
tragen müßte. So war die Lage stets; so ist sie heute jedoch mit der
Wendung, daß das in Tripolis militärisch engagierte Italien auch erheb-
lich als Waffe gegen Österreich an Bedeutung verloren hat, und
schließlich bedarf Italien gegen seine beiden neuen Nachbarn in Afrika,
gegen Frankreich und England, bei recht wohl denkbaren Umschlägen der
Rückendeckung in Europa durch Österreich und Deutschland erst recht.
Am allerklarsten tritt das Ergebnis der Grey'schen Politik gegenüber

Rußland, dem dritten Stipendiaten Englands, schon heute zutage.
Wie Frankreich in Afrika, so wurde Rußland in Asien entschädigt, um das eine Reich wie das andere Reich an die englische Politik zu fesseln und gegen Deutschland benutzen zu können. Das persische Abkommen zwischen dem Vereinigten Königreich und dem Zarentum sollte diesem Zwecke dienen; der Vertrag zielte überdies sicherlich darauf ab, das England befreundete Rußland gegen das England verbündete Japan und umgekehrt, Iapan gegen Rußland, als erwünschtes Gegengewicht verwerten zu können, und so in Asien einen Zustand zu schaffen, bei dem England das Zünglein an der Wage war. Damit würde England die asiatischen Verhältnisse nach seinen Absichten zu gestalten vermögen. Die Entwickelung entspricht freilich absolut nicht den Grey'schen Plänen.
Wer Rußland und die asiatische Politik Rußlands kennt, der mußte voraussehen, daß die Abmachung über Persien, diese Zerreißung des Landes in eine nördliche Einflußsphäre für Rußland und in eine südliche Einflußsphäre für England, dazu führen würde, den unglücklichen Staat durch von außen hineingetragene Intriguen zunächst in völlige Anarchie zu stürzen, und die Anarchie hat dann die militärische Intervention und die Intervention im gegebenen Augenblick die Annerion durch Rußland in dieser oder jener Form einzuleiten, wobei sich England schließlich zu entscheiden hat, ob es ganz Persien bis zum Indischen Ozean an Rußland ausliefern will, oder ob es das sterilere Süd-Persien beansprucht und damit des erstrebenswerten Vorzugs teilhaftig wird, in Asien der unmittelbare Landnachbar Rußlands mit seinen Millionenheeren zu werden. Eine schwierige Alternative.
Bisher ist es jedenfalls nicht gelungen, Rußland durch Iapan in Schach zu halten. Es ist vielmehr schon einigermaßen deutlich, daß Rußland wie Iapan nicht die Neigung haben, sich durch die Grey'sche Politik gegenseitig in ihren Bestrebungen paralysieren zu lassen. Da der asiatische Kuchen groß genug ist, so werden beide Staaten es wohl als weniger riskant und als bequemer erachten, sich vor der Hand über die Aufteilung in kleineren Portionen friedlich zu verständigen. Die chinesischen Wirren gewähren die Voraussetzung für eine solche Politik, und die Mongolei dürfte der erste Bissen für Rußland, die Mandschurei der erste Bissen für Iapan sein. Iapan ist seit langem dabei, das mandschurische Gericht sich mundgerecht zu machen, und Rußland übt seine diplomatische Kochkunst neuerdings kaum schamhaft versteckt an der Mongolei.
Diese Entwickelungen können Hemmungen, Verzögerungen erfahren;

es können durch Zwischenfälle Ablenkungen stattfinden, aber die Tatsache bleibt bestehen, daß Rußland zurzeit erheblich in Asien, und zwar sowohl in Persien wie an der chinesischen Grenze in Anspruch genommen ist. Iedes starke Engagement Rußlands in Asien bedeutet aber, daß das Zarenreich gegen Deutschland nicht zu verwenden ist, sondern im Gegenteil auf eine wohlwollende Haltung Deutschlands an der russischen Westgrenze angewiesen bleibt.

Hätte Sir Edward Grey Deutschlands internationale Lage erleichtern wollen, so war seine Politik wohl geeignet, dieses Ergebnis zu zeitigen. Er lenkte Frankreich auf das afrikanische Marokko und durch eine Auseinandersetzung mit Spanien ab, und er bot Rußland die Möglichkeit, seine asiatische Politik mit Vorteil weiter zu verfolgen — gleichfalls eine Ablenkung von Deutschland —, wobei sich die weitere Perspektive eröffnet, daß die persischen Ereignisse die englisch-russische Freundschaft nicht gerade fester kitten werden.

Statt den Druck Frankreichs und Rußlands auf Deutschland zu verstärken, wie es Sir Edward Grey zugunsten Englands für notwendig erachtete, lockerte er durch seine Politik der Geschenke an Frankreich und Rußland die Kette, die Deutschland umspannt.

Und schließlich wird sich diese englische Politik auch in Konstantinopel fühlbar machen. Sie betrachtet es als ihre Aufgabe, den deutschen Einfluß in Stambul niederzukämpfen. Wenn man in Konstantinopel auf die nahen russischen Galgen in Nord-Persien blickt, dieses erste Anzeichen vorrückender, moskowitischer Zivilisation, wenn man sich am goldnen Horn vergegenwärtigt, daß die persische Freiheitsbewegung, das schwächere Abbild der türkischen, geknickt, zertreten wird durch die englisch-russische Verständigung über Persien, wenn man an das Schicksal von Marokko und Tripolitanien, das durch England besiegelt wurde, denkt, dann wird man wohl London zurzeit nicht als den Sitz einer Politik betrachten, die schützend ihre Hand über junge nach Selbständigkeit, nach moderner Entwicklung und Freiheit ringende Völker hält und die insbesondere als Schutzherrin des Mohammedanismus anzurufen wäre.

Diese Erfahrungen werden auf die gesamte mohammedanische Welt ausstrahlen und schwer abzuschätzende Wirkungen ausüben; gleichgültig sind sie nicht; doch die Politik von Sir Edward Grey kann sie nicht beachten; alle diese Erwägungen waren einer Hauptaufgabe unterzu-

ordnen: der Zusammenschweißung einer starken Koalition gegen Deutschland.
Es scheint mir, daß Sir Edward Grey diplomatisch seinem Ziele nicht näher gekommen ist. Aber die diplomatische Kunst hat schließlich nur Handlangerdienste für den Staatsmann zu leisten. Die Diplomatie ist ein Werkzeug, sie ist ein Mittel, um jene umfassenden staatsmännischen Konzeptionen zu verwirklichen, die die glückliche Fortentwickelung eines Landes allseitig verbürgen sollen.
Wir auf dem Kontinent, die voll Sympathie und voll Liebe nach dem Vereinigten Königreich, diesem Lande bürgerlicher Freiheit und vorbildlicher politischer Entwickelung, hinüberblicken, wir waren immer der Ansicht, daß insbesondere der englische Liberalismus eine zuverlässige Stütze sei für die Ausbreitung moderner staatlicher Kultur über die Erde. Zum Programm des englischen Liberalismus gehörte es bisher nicht, Nationen, die im Begriffe standen, ihre Individualität durch die Schaffung moderner politischer Institutionen zu verjüngen, einer fremden Nation zur Knechtung auszuliefern. Sir Edward Grey glaubt sich gezwungen, eine andere Linie einzuhalten. Der englische Liberalismus vertritt die für das Vereinigte Königreich doppelt weisen Freihandelsgrundsätze. Wenn in Marokko die „offene Tür" nicht geschlossen wurde, so verdankt das der englische Kaufmann nicht Sir Edward Grey in London, sondern Herrn von Kiderlen-Wächter in Berlin; aber wenn in Persien und in der Mongolei die Tür für den Handel demnächst zugesperrt ist, so wird dies die Wirkung der Grey'schen Politik sein. Weil der englische Liberalismus am ersten die ungeheuere Bedeutung wachsender materieller Kultur für die intellektuelle und moralische Kultur, die sich allein auf dem Fundamente steigenden Wohlstandes aufbauen kann, erkannt hat, so berücksichtigte er insbesondere die Interessen von Handel, von Industrie, von Verkehr. Auf dieser Erkenntnis baut sich die englische Größe auf. Sie bedeutet Blüte des Bürgertums, und dieses Bürgertum muß den Weg finden, um die Arbeiterklasse mehr und mehr an den Segnungen der Kultur teilnehmen zu lassen. Der moderne Staat bedarf um seiner selbst willen und zur Lösung dieser welthistorischen Aufgabe dee Friedens; jede stärkere Beunruhigung hält ihn auf seinem Wege auf. Und Sir Edward Grey macht zum Angelpunkt seiner Politik den Gegensatz zwischen England und Deutschland. Dieser Gegensatz zwischen zwei Riesenreichen muß zu steigender Beunruhigung führen, zu steigenden Rüstungen, die schwer auf den Nationen lasten. Solche Belastung ent-

spricht auch nicht gerade einem liberalen Programm, und schon ganz nahe gerückt der Gegenwart erschien als Endergebnis ein kriegerischer Zusammenprall zwischen England und Deutschland. Was in solchem furchtbaren Strudel an europäischer moderner Kultur, dieser Schöpfung des Liberalismus, untergehen würde, ist nicht zu ermessen.

In Deutschland ist die erdrückende Masse der Bevölkerung der Ansicht, daß diese Politik nicht die einzig mögliche für England ist, und daß sich nach den gemachten Erfahrungen die Überzeugung jenseits des Kanals über kurz oder lang Bahn brechen muß von der Abträglichkeit solcher Politik für das Vereinigte Königreich selbst; — abträglich für die innere Entwickelung wie für die internationale Stellung Englands. Wir sind in Deutschland trotz der erdrückenden Überlegenheit der englischen Flotte gewiß nicht gezwungen, um freundlichere Mienen in London zu petitionieren. Die Zeit arbeitet für uns, und die Umgestaltungen, die sich in der Welt vorbereiten, werden die internationale Stellung Englands nicht erleichtern. Selbst England kann nicht Weltpolitik in Asien und an allen Küsten der Erde treiben, wenn jenseits der Nordsee eine straff organisierte Nation von 65 Millionen Menschen sitzt, die durch die Londoner Praktiken tief verärgert und gereizt worden ist. Ausschließlich unter dem diplomatisch-militärischen Gesichtspunkte betrachtet, ist die Situation heute bereits für England bedrohlicher als für Deutschland.

Aber auch wir in Deutschland wären kurzsichtig, uns nur von diplomatischen und militärischen Erwägungen bestimmen zu lassen. Schließlich gibt es in dieser Welt doch glücklicherweise auch noch allgemeine Kulturinteressen, denen eine aufgeklärte Diplomatie und ein aufgeklärter Militarismus zu dienen hat.

Die Masse der Bevölkerung bei uns will zweifellos die politische Entspannung und den Frieden, und die Regierung und der Kaiser an der Spitze zweifellos auch. Wir wollen den Frieden, weil es bei uns zahlreiche „3<>o<I Lurupeklu»" gibt und gleichzeitig zahlreiche ganz nüchterne politische Rechner. Die glorreichste Kriegspolitik kann für Deutschland nichts Verlockendes haben. Die wechselvollen Kriege des großen Kurfürsten brachten dem Lande kaum 700 000 Einwohner hinzu; die schwer erkämpften Siege Friedrich des Großen dreieinhalb Millionen. Seit der Auseinandersetzung mit Frankreich im Iahre 1871 aber wuchs Deutschland im Frieden und durch den Frieden um rund 25 Millionen Einwohner und unsere wirtschaftliche Kraft entwickelte sich dementsprechend, und dieses Wachstum kann in der Zukunft so fort gehen. Nicht die sieg-

reichsten Kriege hätten uns zu solcher nationalen Höhe emporführen konnen. Wir wissen, daß der Frieden, den die europäische Zivilisation braucht, auch ein reicher Segen für Deutschland ist. Daß Kaiser Wilhelm II. diese Tendenzen unserer Zeit erkannte und demgemäß handelte, ist sein Ruhmestitel in der auswärtigen Politik, wie es sein Ruhmestitel in der inneren Politik ist, daß er das Sozialistengesetz abschaffte und damit die erste Voraussetzung für eine fortschreitende Gesundung unserer Zustände im Innern schuf.

Wäre Sir Edward Grey eine fanatische Natur, die aus der Tiefe ihres Temperaments Deutschland haßt, so könnte bei ihm auf eine baldige Umstimmung nicht gerechnet werden. Aber er gilt als ein kühler Rechner — vielleicht ist er in so hohem Grade nüchterner Kalkulator, daß er neben der Zahl an Schiffen, Soldaten, papiernen Verträgen und papiernen Abmachungen die nationalen Eigenschaften, nationale Leidenschaften, Sympathien und Antipathien nicht genügend berücksichtigt. Und Sir Edward Grey scheint die Volksseele weder in Deutschland noch in Rußland noch in Frankreich hinlänglich zu kennen. Ein besonnener Rechner, auch wenn er sich Minister der auswärtigen Angelegenheiten nennt, ist immerhin eher zu überzeugen, daß sich in seine Additionen und Subtraktionen ein Fehler eingeschlichen hat. Träfe solche Annahme auf Sir Edward Grey zu, so könnte die in England gegen seine Politik erwachende und sich verstärkende Opposition schließlich m i t ihm statt gegen ihn operieren. Darüber entscheidet die Zukunft. Für uns wichtig bleibt allein, daß jene Kreise, die in England und Deutschland die gegenwärtige Spannung beseitigen wollen, ihre Energie nicht in sentimentalen Klagen und in gegenseitigen nutzlosen Sympathieerklärungen verpuffen, sondern das ernste politische Problem mit den Mitteln praktischer Realpolitik zu lösen suchen.

Das erscheint nicht unmöglich.

Was das offizielle Deutschland und England trennt, ist ein tiefgewurzeltes Mißtrauen gegeneinander: Die Furcht, die in viel höherem Grade in England als bei uns herrscht, daß schließlich der eine Staat nur die günstige Gelegenheit abwarte, um über den andern herzufallen. Werden wir als jene Narren eingeschätzt, die um ein paar koloniale Fetzen unsere nationale Blüte den furchtbarsten Gewitterstürmen aussetzen wollen? Und die fetten Bissen, Kanada oder Südafrika oder Australien oder selbst Indien, diese Riesengebiete voll starkem Unabhängigkeitsgefühl, können wir doch nicht in die Tasche stecken, und wir

können auch keinen ostelbischen Dberpräsidenten nach London oder Edin-
burgh zur Übung seiner Regierungskünste hinsetzen. Und hält man es auch
nur in der Redaktion der „National Review" für möglich, daß die fünf-
undsechzig Millionen Deutsche in die Misere alter Zerrissenheit und
politischer Bedeutungslosigkeit bleibend zurückgeworfen werden könnten?
Sind das Absurditäten, dann sind die Richtpunkte gegeben, auf
die klarblickende Engländer und Deutsche losmarschieren sollten.
Eine Verständigung zwischen England und Deutschland muß herbei-
geführt werden, und warum könnte die Grundlage — rasch skizziert —
für eine solche Verständigung nicht so aussehen?

1. England und Deutschland verpflichten sich gegenseitig, keiner
internationalen Kombination beizutreten, die ihre Spitze gegen den
andern Vertrag schließenden Teil richtet.

2. England und Deutschland behalten das Recht, ihre Bündnisse
und Ententen weiter zu pflegen, vorausgesetzt, daß diese Beziehungen
nicht gegen die Festsetzungen in Nr. 1 verstoßen.

— Wir in Deutschland haben kein Interesse, England von Frank-
reich und Rußland loszulösen; wohl aber haben wir ein Interesse daran,
daß der englische Einfluß in Petersburg und Paris stark genug ist, um
unsre Nachbarn im Osten und Westen von einer abenteuerlichen Politik
schon durch freundschaftlichen Druck abzuhalten.

3. England und Deutschland versprechen sich gegenseitig ihren Ein-
fluß zur Vermeidung von Kriegen nach vorheriger Verständigung zu
benutzen.

— Nicht im Sinne einer lästigen und damit schließlich unerträglichen
Vormundschaft für die Welt sollte diese Bestimmung Anwendung finden,
sondern beiden Reichen würde nur die Aufgabe zufallen, ihre guten
Dienste zur Verfügung zu stellen.

4. England und Deutschland werden gemeinsam ihren Einfluß be-
nutzen, um die Politik der „offenen Tür" in erst zu erschließenden Ländern
zu fördern.

5. England und Deutschland verständigen sich über Kolonialfragen
in Afrika, ohne die Rechte dritter zu vergewaltigen; über Bahnbauten
und verwandte Fragen in der Türkei; und warum nicht auch über eine
konservative Politik gegenüber dem osmanischen Reich und gegenüber
China.

Und ist eine solche Verständigung auf dieser oder auf einer ähnlichen

Grundlage geschaffen, dann fällt als reife Frucht England und Deutschland noch in den Schoß:

6. Eine Abrede über das Ausmaß der Rüstungen, die beide Nationen unter so veränderten politischen Verhältnissen zu tragen als notwendig erachten.

Hat Sir Edward Grey eine derartige Vereinbarung über die Rüstungen durch seine Politik zunächst unmöglich gemacht, so erscheint sie unter gewandelten Umständen durchaus möglich.

Ist dieses Programm ein Wegweiser nach Utopia? Ich glaube nicht. Es ist anzunehmen, daß der Mann auf der Straße in England und in Deutschland es versteht, und es ist nicht erwiesen, daß die deutsche Regierung gegen verwandte Vorschläge ihr Ohr verstopfen würde. Und die englische?

Die englische „Nation" — und sie steht nicht allein — meint, ein fähiger Unterhändler könnte in wenigen Monaten den Alp von der Brust Europas hinwegschaffen. Ich glaube, die „Nation", deren Ausspruch ich an die Spitze dieser Ausführungen gesetzt habe, hat Recht, und der Erfolg wäre unter einer Voraussetzung zweifellos: Die öffentliche Meinung in England muß durch die Presse, in Versammlungen, durch das Parlament unzweideutig und, wenn es sein muß, gebieterisch diesen Unterhändler verlangen — aus Deutschland wird das Echo nicht ausbleiben.

Berlin, den 25. Januar 1912.

Alexander Wekerle:

Die Handelsbilanz als Zeichen wirtschaftlichen Fortschrittes

Die Voraussetzung, daß die Aktivität der Handelsbilanz der Grad-
messer des wirtschaftlichen Fortschrittes ist, rührt noch von der merkantilen
Schule her. Sie hatte auch eine gewisse Berechtigung, solange der
Außenhandel sich nur auf den gegenseitigen Austausch von Waren be-
schränkte und die durch Waren nicht gedeckte Differenz in barem Gelde
beglichen wurde. Seitdem aber der internationale Warenverkehr beim
Begleichen der Differenz sich mehr und mehr auf die Gewährung von
Krediten erstreckte, hauptsächlich aber seitdem die Placierung der in
Umlauf gebrachten Wertpapiere an ausländischen Plätzen oder der Ankauf
ausländischer Effekten allgemein wurde und die Grenzen der einzelnen
Staaten durch den Lauf einer Weltwirtschaft ohne wesentliche Hindernisse
übergangen werden, hat die Bedeutung der Aktivität oder Passivität der
Handelsbilanzen in manchem Betracht eingebüßt und die Rolle eines
Grademessers des wirtschaftlichen Gedeihens sicherlich verloren.

Solange der internationale Handelsverkehr sich nur auf den gegen-
seitigen Austausch von Waren beschränkte und der Begleich der Differenzen
in Barem erfolgte, konnte das Endergebnis nur der Umstand beeinflussen,
wer und wie die Waren bis zum Absatzplatze befördert und wem und in
welchem Maße der durch den Transport erreichte Wertzuwachs zukommt,
dem erportierenden, dem importierenden oder aber einem dritten Staate.

Seitdem aber der internationale Effektenverkehr und in erster Reihe
die einen beständigeren Charakter aufweisende Placierung von öffentlichen
Schuldverschreibungen im Auslande eine Ausdehnung erhielt, daß hier-
durch in vielen internationalen Relationen der Wert des ganzen Waren-
verkehrs weit übertroffen wird, pflegt man das Endresultat der Handels-
bilanzen mit den Ziffern des Geld- und Effektenverkehrs zu ergänzen und

die so entstehende Zahlungsbilanz als Wertmesser des wirtschaftlichen Gedeihens zu nehmen.

Ich möchte in dieser kurzen Darstellung den Beweis liefern, daß diese Zahlungsbilanz eben so wenig einen Maßstab bilden kann, wie früher die Handelsbilanz, und daß beide nur ein kombinatorisches Hilftmittel bei der Einschätzung des materiellen Fortschrittes bilden.

Abgesehen davon, daß der Geld- und Effektenverkchr an und für sich kaum zuversichtlich eingeschätzt werden kann, zumal dessen mobiler Charakter, in Anbetracht der langfristigen Kreditierungen der zeitlich nicht feststellbare Zusammenhang mit dem Warenverkehr, die zeitweiligen, transitorischen und zwischen Privatpersonen erfolgten Überweisungen und Kreditierungen eine gründliche Betrachtung völlig ausschließen, kann ein ziffermüßig überhaupt nicht feststellbares und an Bedeutung immer mehr zunehmendes Element des Verkehres nicht außer acht gelassen werden, und das ist der Fremdenverkehr. Dieser Zweig des internationalen Verkehres alteriert nicht nur im allgemeinen die Bilanz eines jeden Staates, sondern er ist für manche Staatsgebiete direkt ausschlaggebend.

Es kann beispielsweise kaum bezweifelt werden, daß der Fremden-verkehr, beziehungsweise die durch Fremden verausgabten Summen ein reichliches Gegengewicht der scheinbar passiven Handelsbilanz der Schweiz bilden.

Der rund mit 350 Millionen Franken bezifferte Passivsatz des Bundes-staates findet nicht nur ein entsprechendes Gegengewicht in dem Zinsen-ertrag der im Auslande aushaftenden Kapitalsforderungen, sondern wird reichlich durch jene Beträge gedeckt, die die Scharen von Fremden dort beständig verausgaben, und die Passivität der Handelsbilanz dürfte gewiß in großem Maße dadurch herbeigeführt werden, daß ein beträchtlicher Teil der Nahrungsmittel und anderer Waren eben durch die Fremden benötigt wird. Mehr oder weniger besieht dasselbe Verhältnis bezüglich der passiven Handelsbilanz von Belgien, und der Fremdenverkehr fällt auch mit besonderem Gewichte in die Wagschale des internationalen Verkehres von Italien.

Es ist zweifellos, daß bei Beurteilung der Internationalen wirtschaft-lichen Beziehungen der Fremdenverkehr nicht mehr außer acht gelassen werden darf. Die Bedeutung, welche dieser Verkehr infolge der Billigkeit und Bequemlichkeit der Transportmittel erlangte, erfordert es, daß nicht nur die Kosten der Lustreisen, sondern selbst der Reisen geschäftlicher

Natur ins Ausland als Passivsatz des Staates, von welchem der Abzug der eigenen Angehörigen, und als Aktivsatz zugunsten jenes Staates betrachtet werde, von welchem der Empfang der Fremden erfolgt.
Bei einer modernen Beurteilung der internationalen wirtschaftlichen Beziehungen kann der in fortwährendem Wachsen begriffene Fremdenverkehr bei weitem nicht mehr einfach in den Fremdenlisten verbucht werden, sondern ist als einer der wichtigsten wirtschaftlichen Faktoren zu betrachten und jene Ausgaben, die auf die Zurückhaltung der aus Bequemlichkeitsrücksichten ins Ausland strömendem eigenen Zugehörigen oder aber zum Zuzug des Fremdenverkehrs verwendet werden, in die Liste der fruchtbarsten Investitionen zu reihen.
In der Voraussetzung, daß der Vergleich auf derselben Basis erfolgt, kann bei der Beurteilung der wirtschaftlichen Beziehungen verschiedener Länder nur der Verkehrswert der gegenseitig erportierten und importierten Waren und anderer Wertgegenstände in Betracht gezogen werden, denn für die Aktivität oder Passivität der Bilanz ist es vollkommen gleichgültig, in welcher Gattung der Waren und Wertgegenstände der Verkehr abgewickelt wurde.
Die Gattung dieser Waren kann aber nicht gleichgültig hingenommen werden, wenn wir aus dem Standpunkte des wirtschaftlichen Fortschrittes die Bilanzen beurteilen wollen. Und hier beabsichtige ich nicht den veralteten Standpunkt einzunehmen, daß der Erport der Gegenstände der Urproduktion vorteilhafter ist, als der Erport der Industrieartikel, zumal die ersteren das Produkt der sich fortwährend erneuernden Bodenkraft sind, wogegen die Industrieartikel einen konditionellen Charakter haben, leichter zu ersetzen und zu vermehren sind und nebstbei die ständige Kontinuität der Produktion nicht als gesichert betrachtet werden kann. — Alle diese Behauptungen entbehren der Stichhaltigkeit, und die moderne wirtschaftliche Entwicklung wird schon wegen beständiger und reichlicherer Fruktifizierung der Arbeitskräfte einen jeden Staat zur womöglichen Förderung der Industrie drängen.
Ich berühre diese Frage nur deshalb, um zu beweisen, daß aus dem Standpunkte der wirtschaftlichen Bekräftigung und Vermehrung der Produktionskräfte es nicht gleichgültig sein kann, ob die vom Fremdgebiete bezogenen Waren einmalige Verbrauchsartikel, oder aber Gegenstände einer beständigeren Benützung sind.
Von der Aufnahme eines Darlehens zur Deckung der täglichen

Lebensbedürfnisse wird man kaum eine Folgerung auf wirtschaftliche Prosperität ziehen wollen, wogegen ein Darlehen, welches zur Beschaffung von beständigen Werten, beziehungsweise zu fruchtbringenden Investitionen verwendet wird — wenn die Rentabilität dieser Investition dem Preise des Darlehens entspricht — ein Beweis des wirtschaftlichen Fortschrittes ist. — Diese These wollte ich auch bei der Beurteilung der Ergebnisse des Außenhandels anwenden.

Die Verbrauchsartikel werden verzehrt, ohne daß hierdurch unmittelbar beständige Werte erzeugt würden. Es mag sein, daß sie mittelbar die Erzeugung beständiger Werte herbeiführen, es ist aber zweifellos, daß sie nicht den unmittelbaren Beweis der fruchtbringenden Tätigkeit bilden. Wogegen jene Waren, welche den Gegenstand eines längeren, beständigeren Gebrauches bilden, als Zeichen der wirtschaftlichen Entwicklung gelten.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet würde ich trotz der Aktivität einer Handelsbilanz, welche den Import lauter einmaliger Vcrbrauchsgegenstände aufweist, den Vorrang einer passiven Handelsbilanz einräumen^ aus welcher der entsprechend ausgiebige Import von beständigen Nutzgegenständen, statt Nahrungsmitteln der Import von Maschinen, statt Schlachtvieh der Import von Nutzvieh usw. ersichtlich ist und hierdurch der Beweis einer wirtschaftlichen Verstärkung geliefert wird.

Aus all diesem komme ich zur Folgerung, daß die Handelsbilanz^ wenn auch auf vollkommen gleicher Basis aufgebaut, in sich noch keinen Beweis eines wirtschaftlichen Fortschrittes oder Rückfalls bilden kann.

Erstens: beeinflußt die Bilanz schon sehr oft der Umstand, wer die Waren dem unmittelbaren Absatz zuführt und wem hierdurch der Gewinn des Vermittlers zufällt.

Zweitens: nicht nur beeinflußt die Handelsbilanz, sondern eventuell zu einem ganz entgegengesetzten Resultat führt das Endergebnis der Zahlungsbilanz.

Drittens: es alteriert, vermindert oder vergrößert die Aktivität oder Passivität der Fremdenverkehr.

Endlich: viertens liegt ein nicht gering zu schätzender Beweis bei der Beurteilung der wirtschaftlichen Lage, ob der importierende Staat einmalige Verbrauchsgegenstände oder aber beständig nutzbringende Waren importiert.

Die Handelsbilanzen haben aber unstreitbar auch in sich einen großen

Wert, bei der relativen Beurteilung einzelner Wirtschaftszweige, indem man durch den Vergleich mit den früheren Zeiträumen die Stagnation, die Entwicklung oder den Rückgang der einzelnen Wirtschaftszweige feststellen kann.

Die allgemeine wirtschaftliche Lage besitzt keinen direkten Gradmesser; die Kennzeichen des wirtschaftlichen Fortschrittes sind nur mittelbare und erfordern eine fortwährende, genaue Beobachtung des Pulsschlages der Nationalwirtschaft. — Den Handelsbilanzen kann man nur die Rolle eines der sorgfältig brauchbaren Hilfsmittel zukommen lassen, weniger in allgemeinem, mehr in relativem Gebrauche, und selbst in diesem relativen Gebrauche bedürfen sie nicht nur die oben erwähnten Korrektiven, sondern die sorgfältigste Prüfung aller Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens.

P. D. Fischer:

Italien 1861—19«.

Ich habe Italien zum erstenmal im Iahre 1861 besucht auf einer viermonatigen Reise, die mich durch alle Teile des Landes führte. Als ich im März die erste italienische Stadt betrat — es war Genua, denn damals reiste man noch auf den Marseille? Dampfern der französischen Mittelmeerlinie, welche Genua, Livorno, Civitavecchia für Rom, Neapel und Messina anliefen —, da prangte die stolze Stadt im Flaggenschmuck, um die Errichtung des Königreichs Italien zu feiern; König Victor Emanuel II. von Sardinien hatte soeben den Titel eines Königs von Italien angenommen. Und als ich auf der Rückreise Florenz nach einer vierzehntägigen Vetturinfahrt von Rom erreicht hatte und zum erstenmal die Herrlichkeiten der Tribun« in den Uffizien bewunderte, da drang die Trauerkunde von Cavours Tod in den stillen Raum, und in unglaublich kurzer Zeit bedeckte sich ganz Florenz mit den Zeichen der tiefsten Trauer um den Schöpfer des Einheitsstaates.

So hab' ich Italien unter dem Stern seiner nationalen Wiedergeburt kennen gelernt, und die Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Königreichs, die im vorigen Iahr mit der Einweihung des Nationaldenkmals für Victor Emanuel II., den rs ßalantuniun, in Rom begann, hatte für mich eine besondere Weihe, denn ich feierte in ihr zugleich die Vollendung des halben Iahrhunderts, während dessen ich die politische, die wirtschaftliche und die Kulturentwickelung von Italien mit ununterbrochener Teilnahme verfolgt und meinen Landsleuten durch Beiträge in Zeitschriften und durch Bücher näher zu bringen versucht hatte. Dieser Beschäftigung, an der mir während einer vierzigjährigen Amtstätigkeit festzuhalten vergönnt gewesen ist, verdanke ich, neben vielem andern, anch die Freundschaft mit hervorragenden italienischen Staatsmännern, Schriftstellern und Gelehrten, mit denen ich in regem mündlichen und schriftlichen Meinungsaustausch stehe und in denen ich die lebendigsten

und reichsten Quellen für meine Kenntnis von italienischen Dingen erblicke.

So war es denn selbstverständlich, daß ich auch im vorigen Iahr, wie in so manchem früheren, den Weg über die Alpen antrat. Er führte mich vom Engadin über das Bernina-Ioch und den Aprica-Paß durch die Valle camonica nach Brescia, wo ich dem Bronzestandbild der Siegesgöttin meine Huldigung darzubringen gewohnt bin, dann nach Turin, um während einer arbeitsvollen Woche die dortige Heerschau der gesamten italienischen Industrie zu studieren, sodann nach Florenz und schließlich nach Rom.

Es würde weit über den Rahmen dieser Skizze hinausgehen, wenn ich hier versuchen wollte, die Eindrücke dieser Reise wiederzugeben. Ich beschränke mich auf die Feststellung, daß ich vom Eintritt in Italien bis zum Verlassen des Landes allenthalben die unverkennbarsten Zeichen des Aufschwunges vor Augen gehabt habe. Wie mich in dem schönen Tal des Oglio die mächtigen Anlagen empfingen, durch welche die Wasserkraft dieses Alpenstroms in Elektrizität umgewandelt und für die Erleuchtung und den Gewerbebetrieb eines großen Teils der Lombardei dienstbar gemacht wird, so hatte ich auch auf der Automobilfahrt, die ich gegen das Ende meines römischen Aufenthalts mit Herrn Fausto Morani, dem Leiter der großen Calcium-Carbidwerke bei Terni, von Rom dorthin machte, die imposanten Leitungen vor Augen, mittelst deren ein Teil der Wasserkraft der von Byron besungenen Cascata delle marmore als elektrischer Strom nach Rom geleitet wird, um die Versorgung der Hauptstadt mit Licht und Kraft zu verstärken.

Nicht minder eindringlich sind die Eindrücke, die ich von den hygienischen Fortschritten des Landes empfing. In Turin waren diese Fortschritte in der lehrreichen Sonderausstellung der Stadt Turin durch figürliche Darstellung der Abnahme der Mortalität, namentlich der durch ansteckende Krankheiten verursachten Todesfälle, den Besuchern sinnfällig vorgeführt worden. Einige der wichtigsten Daten dieser Fortschritte hat der Leiter des Auswärtigen Amts von Italien, Marchese di San Giuliano, in seinem im März 1911 erlassenen Rundschreiben an die diplomatischen und konsularischen Agenten kurz dahin zusammengefaßt: Verminderung der Sterbeziffer von 30,90 von 1000 Einwohnern im Iahre 1863 auf 20,30 im Iahre 1908, Abnahme der Todesfälle infolge ansteckender Krankheiten von 6,19 im Iahre 1888 auf 2,76 im Iahre 1908. Die Zahl der an Pocken Gestorbenen betrug 18 110 im Iahre

1888, im Iahre 1908 nur noch 561; die am Typhus Gestorbenen haben
sich in demselben Zeitraum von 23 869 auf 9287 vermindert. Zwei alte
Plagen Italiens, die Malaria und die Pellagra, gegen die mit besonderem
Nachdruck seitens der öffentlichen Gesundheitspflege vorgegangen wird,
haben in den letzten zwanzig Jahren ebenfalls ganz erheblich nach-
gelassen; die Zahl der an Malaria Gestorbenen ist von 16 000 auf 3477,
die der Pellagra Erlegenen von 3500 auf 1300 verringert. —
Von den vielen Veranstaltungen des Festjahrs möchte ich hier nur
eine erwähnen, die neben dem Nationaldenkmal am Capitol wohl die
dauerndste Erinnerung hinterlassen wird; ich meine das monumentale
Werk, das von der vornehmsten wissenschaftlichen Körperschaft Italiens,
der Akademie dei lincei unter dem Titel: Nilltzuautu, auni äi »toi-il
l
italiana veröffentlicht wird und das die Fortschritte, welche Italien
in den letzten fünfzig Jahren auf allen Gebieten der menschlichen Tätig-
keit gemacht hat, in Monographien berufener Autoren darlegen soll.
Von diesem auf drei starke Bände bemessenen Werk liegen die beiden
ersten") bereits vollendet vor, der dritte wird im Laufe dieses Iahres er-
scheinen. Außer der vom Präsidenten der Akademie, dem Physiker Pietro
Blaserna (auch in Deutschland als Freund von Helmholtz und des Fürsten
Bülow bekannt) verfaßten Einleitung möchte ich aus dem ersten Band
hinweisen auf den Abriß der politischen und der Verwaltungsgeschichte
(1861—1910) von Raff, de Cesare, ferner auf die Abschnitte über die
Eisenbahnen von Carlo Ferraris, und über die Kraftumwandlung von
Gius. Colombo; aus dem zweiten Band sind die Darstellungen des Unter-
richtswesens von Ern. Masi, der Landwirtschaft von Ghino Valenti und
der Finanzen vom früheren Minister Carcano besonders hervorzuheben.
Der dritte Band wird Abhandlungen des Physiologen Grassi über Bio-
logie, des Leiters des ersten Bankinstituts des Landes, Bonaldo Stringher
über das Bankwesen und den Außenhandel, über die Auswanderung
von Professor Coletti u. a. m. bringen. Wenngleich, wie jedes Sammel-
werk, in den einzelnen Abschnitten je nach Temperament und sonstiger
Persönlichkeit des Verfassers ungleich und fast allenthalben unter dem
deutlich hervortretenden Einfluß der Feststimmung des Entstchungs-
jahres, kann das große Werk doch als Ganzes als eine schätzenswerte
Bereicherung der italienischen Landeskunde und als ein Quell für die

*j dmquanw »nni 6i 8torl» it»!i»na Vol. I, II. Mailand, bei Ulnch
Hoepli l911.

neueste Kulturgeschichte des Landes mit Freuden begrüßt und allen Freunden Italiens zum Studium empfohlen werden. —

Schon in Turin hörte ich davon reden, daß ein Kriegszug nach Tripolis in Vorbereitung wäre. In Florenz erlebte ich den Ausbruch der stürmischen Begeisterung, mit der der Beschluß, Tripolis zu besetzen, von der gesamten Nation mit geradezu beispielloser Einstimmigkeit begrüßt wurde. In Rem habe ich dann gesehen, wie die zu den Fahnen eilenden Reservisten auf dem Bahnhof festlich empfangen und wie die ausziehenden Truppenteile von jauchzenden Menschenmassen, gleichviel ob bei Tage oder Nacht, zur Station begleitet und mit enthusiastischen Kundgebungen entlassen wurden. War es mir doch am Abend meiner Abreise kaum möglich, zu dem Schnellzng nach Genua zu gelangen, weil ein an demselben Abend nach Neapel zur Einschiffung abfahrendes Grenadierbataillon der Garnison von Rom mit der jubelnden Begleitung mir auf dem Fahrsteig entgegenströmte. Damals stand man allgemein unter dem Eindruck der glücklichen Verschiffung und Landung des Erpeditionskorps, und man versprach sich ähnlich rasche und glatte Fortschritte in der Besetzung des tripolitanischen Gebiets. Inzwischen ist die militärische Schwierigkeit des Unternehmens auch in Italien erkannt worden, und mit ihr fängt auch seine finanzielle und wirtschaftliche Tragweite an begriffen zu werden. Trotzdem bleiben, so weit meine Wahrnehmungen reichen, die Italiener durchaus einmütig in der Auffassung, daß die Erwerbung von Tripolis für sie eine Lebensfrage ist und daß sie durchgefochten werden muß.

Diese Auffassung wurzelt vor allem in der Überzeugung, daß Italien eine Ausdehnung seines Landbesitzes bedarf, um den Überschuß seiner Bevölkerung unterzubringen. Die Auswanderung, und zwar nicht bloß die zeitweilige, sondern auch die dauernde, hat im letzten Iahrzehnt Zahlen von erschreckender Höhe, bis zu dreiviertel Millionen jährlich, erreicht. An der Südküste des Mittelmeers sind bereits Hunderttausende von Italienern in Algier, Tunis und Ägypten unter französischer und englischer Oberhoheit ansässig; auf den italienischen Kolonisten beruht vornehmlich der wirtschaftliche Aufschwung, den Tunis seit der französischen Okkupation genommen hat. Tripolis ist das letzte der Mittelmeerländer Afrikas, das noch nicht von den Franzosen und den Engländern mit Beschlag belegt worden ist. Sein Besitz ist die letzte Chance für Italien, um seine Stellung im Mittelmeer zu verstärken.

Diese Gedanken gehören seit Iahren zum Gemeingut der italienischen

Politiker; sie sind den Italienern auch von ausländischen Kennern ihres Landes, von Historikern, Geographen und Volkswirten vorgetragen und empfohlen worden. Am eindringlichsten noch vor kurzem in einer der letzten Schriften von Theobald Fischer, wohl dem besten Kenner der Mittelmeerländer, der in der Erpansion Italiens nach Süden die wirksamste Abhilfe seiner Übervölkerung und zugleich das Heilmittel gegen die Gefahren und Schäden des Irredentismus erblickte.

Theobald Fischer ist Zeit seines Lebens aufs eifrigste bemüht gewesen, das gute Einvernehmen zwischen Deutschland und Italien zu fördern. Als einsichtiger Mittler hat er sich bestrebt, Mißverständnisse zwischen beiden Nationen zu beseitigen und auf beiden Seiten das Verständnis für die Eigenart des andern Teils zu wecken. Er hielt es im beiderseitigen Vorteil für geboten sich gegenseitig näher kennen zu lernen, um sich gerecht beurteilen zu können. Ich begrüße es mit Freuden, daß die empfindliche Lücke, die durch Theobald Fischers Tod unter den Verteidigern des deutsch-italienischen Bündnisses entstanden ist, jetzt, wo es dringender nötig ist als je, durch das Eintreten der neuen Leitung von „Nord und Süd" geschlossen wird.

Geheimer Rat Josef Szterenyi:

Dualismus und Wirtschaftspolitik

Das Verhältnis Österreichs und Ungarns zu einander bedeutet weitaus mehr, als einen einfachen Staatenbund zweier aneinander geknüpfter Staaten. Es ist fast gleichbedeutend mit der ganzen europäischen politischen Konstellation, denn an dieses Verhältnis ist die Großmachtstellung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie gebunden. Von der Stärke oder Schwäche unserer Großmacht aber sind mehr oder weniger Staatenbündnisse abhängig, oder zumindest werden solche beeinträchtigt. Es bildet daher nicht nur das unmittelbare Interesse der beiden Staaten der Monarchie, sondern ein viel weiter gehendes allgemeines politisches Interesse, das Verhältnis der zwei Staaten zu einander womöglich zu stärken, und deshalb ist es von diesem Gesichtspunkte aus sehr bedauerlich, wenn hüben und drüben immer wieder Erscheinungen zutage treten, welche geeignet sind, eher lockernd als befestigend einzuwirken.

Als eine solche Erscheinung muß es bei allen Freunden des österreichisch-ungarischen Dualismus angesehen werden, daß diese große Schöpfung des Iahres 1867 jüngst im österreichischen Herrenhause von sehr hervorragender Seite Gegenstand eines heftigen Angriffes war. Nicht etwa aus prinzipiellen politischen Gründen — was schließlich erklärlich wäre, denn es muß nicht jedermann Anhänger der dualistischen Monarchie sein — sondern von einem ganz neuen, bisher noch nicht eingenommenen Standpunkte aus, mit wirtschaftlicher Begründung. Und auch diesbezüglich nicht prinzipiell, sondern im Zusammenhange mit einer Erscheinung, welche nicht nur in Österreich oder in Ungarn fühlbar ist, sondern sich mehr oder weniger als eine Welterscheinung darstellt, mit der Fleischteuerung. Vom prinzipiellen politischen Standpunkte aus kann der Dualismus allerdings bekämpft werden, die ungarischen Unabhängigkeitsparteien vertreten denn auch prinzipiell den Standpunkt der Personalunion. Dies ist eine reine prinzipielle Frage. Ich für meine

Person halte an der dualistischen Lösung und an jener Überzeugung fest, daß die Großmachtstellung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie nur auf der dualistischen Grundlage gesichert werden kann. Ich gehe hierin noch weiter, ich stehe auf dem Standpunkte, daß Österreich und Ungarn so stark auf einander angewiesen sind, daß sie sich schon zufolge ihrer geographischen Lage für die Dauer nicht anders erhalten könnten, als in dem dualistischen Staatenbunde, in welchem sie die Österreichisch-Ungarische Monarchie bilden. Der Dualismus ist zu einer Lebensbedingung nicht nur der Großmachtstellung, sondern auch der beiden Staaten der Monarchie geworden. Das ist der Standpunkt aller Anhänger der siebenundsechziger Basis.

Der Dualismus kann aber mit keinerlei wirtschaftlichen Beziehungen in Verbindung gebracht werden.

Allerdings haben wirtschaftliche Beziehungen gewisse Rückwirkungen auch in politischer Richtung, wenn auch nicht in solchem Maße, wie es oft behauptet wird. Es gibt gar manche Beispiele, daß Staaten, die wirtschaftlich weniger freundlich zu einander standen, politisch miteinander sogar alliiert waren. Die internationale Politik wird eben von anderen Interessen beeinflußt. Daß aber Freundschaft auf wirtschaftlichem Gebiete die politische Freundschaft wesentlich beeinflußt, soll und kann ebenso wenig bestritten werden, wie jene Wahrheit, daß bei einem dauernden wirtschaftlichen Kampfzustand ein dauerndes politisches Bündnis nicht recht denkbar ist und daß zwei Staaten einer Monarchie — wie Österreich-Ungarn es darstellt — sich wirtschaftlich ohne Einbuße der Monarchie nicht bekämpfen können. Ein wirtschaftlicher Krieg ist bei diesem Gebilde eines Staatenbundes nicht recht denkbar.

Dessenungeachtet aber hat der Dualismus mit den wirtschaftlichen Angelegenheiten der Monarchie institutionell — und das ist das wichtigste bei der ganzen Frage — nichts zu schaffen. Der Dualismus ist eine Form der staatsrechtlichen Erscheinung unserer Monarchie, welcher nicht nur unabhängig ist, sondern es auch sein muß von jedwedem wirtschaftlichen Interesse der beiden Staaten.

Kann es schon zumindest kein Vorteil genannt werden, daß das wirtschaftliche Verhältnis der beiden Staaten— das Bankwesen inbegriffen— nur auf die kurze Spanne Zeit von zehn zu zehn Iahren geregelt wird — welch ein Ding der politischen und staatlichen Unmöglichkeit wäre es, wie würde sich dabei die Großmachtstellung der Monarchie gestalten, wenn der Ausgang der Verhandlungen einer wirtschaftlichen Verständigung der beiden Staaten

von zehn zu zehn Iahren den Dualismus beeinflussen könnte? Dies würde dann wirklich eine Monarchie nicht nur, sondern eine Großmacht auf Kündigung bedeuten, und das wollen gewiß selbst die prinzipiellen Gegner der dualistischen Monarchie nicht.

Die Schöpfer des großen Ausgleichswerkes von 1867 sahen die Eventualität einer wirtschaftlichen Reibung der beiden Staaten voraus. Deshalb ist für den Fall einer Nichtverständigung auf der Basis der Zollgemeinschaft in demselben Ausgleichsgesetze, das den Dualismus schuf, auch dafür vorgesorgt, daß in diesem Falle jeder der beiden Staaten sein wirtschaftliches Selbstverfügungsrecht hat, (ohne Rücksicht auf den anderen Staat)*), ja dasselbe Gesetz spricht sogar expi-ezziz verdiz aus**), daß Ungarn das Recht zustände, seine Handelsangelegenheiten durch eigene Zollinien zu regeln.

Die Intention dieses Gesetzes war die Verständigung auf wirtschaftlichem Gebiete. In erster Reihe mit der Zollgemeinsamkeit, aber auch eine Zolltrennung ist darin vorgesehen, die jedoch gleichfalls als Verständigung betrachtet wird, und ich möchte hier ganz besonders betonen, daß die Regelung dieser Verhältnisse auf verschiedene Arten möglich ist, daher nicht die Zollgemeinschaft die alleinige Verständigung im Sinne dieses Ausgleichsgesetzes bedeuten kann. Nur eines schließt der Geist dieses Ausgleichsgesetzes aus: den wirtschaftlichen Kampfeszustand. Und ein solcher Zustand ist bei unserem gegenseitigen Verhältnisse auch praktisch undenkbar, so wie es bei der gemeinsamen diplomatischen Vertretung praktisch nicht recht durchführbar wäre, daß die beiden Staaten mit Auslandsstaaten abgesonderte Handels- und Zollverträge abschließen.

Ein dauernder Kampfzustand zwischen zwei Staaten einer Monarchie ist schon an und für sich unmöglich. Aber noch gesteigert wird diese Unmöglichkeit durch die Ausdehnung der wirtschaftlichen Beziehungen der beiden Staaten, durch den wechselseitigen Verkehr, wie er zwischen zwei anderen Staaten Europas sonst nicht besteht. Repräsentierte doch dieser wechselseitige Warenverkehr— oder wie er gewöhnlich genannt wird, der Zwischenverkehr— im Iahre 1910 einen Wert von 2 674 945 000 Kronen, wovon sich der Import nach Ungarn aus Österreich auf 1394 991000 Kronen, der Import Österreichs aus Ungarn auf 1279 954 000 Kronen beziffert,

*) Ungarisches Ausgleichsgeseh XII, vom Jahre 1867. z 68.

") Dasselbe § 58.

in den Monaten Ianuar — November 1911 aber 2 465 000 000 Kronen,
hiervon 1349 000 000 nach Ungarn und 1116 000 000Kronen nach Österreich.
Ein wirtschaftliches Verhältnis von diesem Umfange verträgt keinen
Kampfzustand, zwei Staaten, deren gegenseitiges Interesse schon in ihrem
Warenverkehr so groß ist,— ganz abgesehen von den engen wirtschaftlichen
Beziehungen anderer Art — müssen sich einander auch wirtschaftlich
verständigen. Und es ist meine feste Überzeugung, daß wir uns auch ab 1917
verständigen werden.
Der Dualismus hat aber damit nur so viel zu tun, daß sein Geist einen
Kampf ausschließt. Daß aber durch eine wirtschaftliche Verständigung
die handelspolitische Bewegungsfreiheit beider Interessenten gewisser-
maßen geschmälert wird, ist eine naturgemäße Folge des Vertragsverhält-
nisses. Dieses Verhältnis ist eben ein Kompromiß, aus dem beide Teile
Nutzen ziehen, dessen Nachteile aber sich des größeren Nutzens halber beide
Teile gefallen lassen müssen. Daß unsere Handelspolitik keine besonders
glückliche ist, soll dabei nicht in Abrede gestellt werden.
Die wirtschaftliche Verständigung Österreichs und Ungarns ist eine
Notwendigkeit für beide Teile, der Dualismus aber ist ein allgemeines euro-
päisches Interesse.
Unter der Herrschaft des Dualismus entfalteten die beiden
Staaten der Monarchie einen vielleicht nie erhofften Aufschwung, und
wenn auch die wirtschaftliche Erstarrung Österreichs, als Industriestaates,
eine weitaus größere ist als jene Ungarns, darf doch nicht geleugnet werden,
daß auch Ungarn den Segen des Ausgleiches von 1867 in hohem Maße
genossen und ihm bei seiner ansehnlichen kulturellen und wirtschaftlichen
Entwickelung sehr viel zu verdanken hat.

Dr. Wilhelm Exner
(Präsident des k. k. Versuchsamtes in Wien):
Internationalismus
Es ist ein Zufall, aber ein höchst bezeichnender Zufall, daß im 1. Ianuar-
heft von „Nord und Süd" zwei Artikel enthalten sind und nebeneinander
Platz gefunden haben, die Beiträge zur Entwicklung des Inter-
nationalismus enthalten. Der berühmte Politiker Graf Albert Apponyi
schrieb über „Internationale Rechtsbildung" und der große Gelehrte
Prof. vi. Wilhelm Ostwald über „Das Gehirn der Welt". Ich melde
mich als Dritter, als technischer Praktiker, zum Wort, um über den technisch-
wirtschaftlichen Internationalismus etwas zu sagen, und kann mich in
meinen Ausführungen auf die beiden genannten Autoren berufen, die
in der Verfolgung ihrer Absichten und in der Erreichung ihrer Ideale noch
lange nicht so weit sind, wie wir bescheidenen Techniker. Graf Apponyi
macht die Bemerkung: „Gerade jene Initiativen besitzen die größte Be-
deutung, die ohne bestimmte Absichtlichkeit als organische Produkte eines
wirklichen Bedürfnisses entstehen; ihnen ist eben wegen der Realität der
Triebkraft, welche sie vorwärts treibt, der Erfolg sicher, während das plan-
mäßig Gewollte oft nur eine individuelle Lieblingsidee vorstellt, deren
Schicksal meist baldiges Vergessen ist." Ostwald plädiert für die Schaffung
eines Zentralorganes der geistigen Funktion der Menschheit, also gleichsam
eines Gehirns der ganzen Welt.
Bevor ich auf die von uns ins Leben gerufenen Organisationen hin-
weise, möchte ich aber feststellen, daß wir nicht bloß einen besonderen Zweig
des Internationalismus zu betreiben glauben, sondern daß wir vielmehr
davon überzeugt sind, daß jeder Internationalist zur Entwicklung des
großen Gesamtgedankens oder, wie man sogar sagte, zur Wissenschaft
vom Internationalismus Beiträge liefert. Wir Internationalisten wirken
alle in derselben Richtung und gehören alle zusammen, gleichgültig ob die
Bewegung, wie bisher meistens, im Westen auftaucht und sich nach dem
Osten fortpflanzt, oder ob sie in „Nord und Süd" entsteht. Denn schon
zur Zeit als der verdienstvolle Vizedirektor des internationalen Büros für

das industrielle und intellektuelle Eigentum in Bern, Leo Poinsard,
die zweite Auflage seiner Schrift „I.e5 Unionz et entente5 internatin-
nale5" im Iahre 1901 erscheinen ließ, konnte er sagen: „Die Staaten-
bündnisse und Vereinbarungen im Interesse des Fortschrittes der Arbeit
und des Verkehrswesens sind ein wichtiges Moment in der Entwicklung
der menschlichen Gesellschaft, ihrer Sitten und Neigungen geworden."
Er erkennt in der Verfolgung dieses Weges eine Abschwächung der Gefahr
kriegerischer Konflikte, da die Kriege nicht nur die Gemeinschaftsarbeit
unter den vertragschließenden Staaten stören, wenn diese in einen Krieg
verwickelt werden, sondern auch die gesamte internationale Gemeinschafts-
arbeit periodisch behindern.
Der kürzlich durch den Nobel- Preis ausgezeichnete Pazifist Alfred
Fried begründete im Iahre1905 „I^'lmnuaire de I2 vie internationale",
weil auch er in den internationalen Verträgen und Ententen jeder Art
eine Förderung der Friedensidee erblickt. Und in der Tat, die internationale
Verständigung ((^onciliation an6 peace) gelingt am sichersten auf technisch-
wirtschaftlichem Gebiete überall, wo es möglich ist, gemeinsame Interessen
zusammenzufassen, und bereitet am besten die internationale Ideen-
assoziation vor. Der „^n^Ic»-amei-ican ^rditration l'reat^",
der kürzlich durch den hervorragenden Iuristen und eminenten Förderer
der Haager Institution, Prof. Heinrich Lammasch, gefeiert wurde,
wäre nicht zustande gekommen, wenn nicht seit Dezennien auf allen Ge-
bieten internationaler Gemeinschaftsarbeit fortschreitend Erfolge erzielt
worden wären.
Schon im Iahre 1865 entstand in Paris die Internationale Union
der Telegraphenverwaltungen, damals noch ein junger Zweig der staat-
lichen Administration, und im Iahre 1901 gehörten dieser Union 47 Staaten
mit einem Gesamtflächenraum von 62 Millionen ywn und nahezu 900 Mil-
lionen Einwohnern an. Alle diese Staatsbürger genießen die Vorteile der
Telegraphenunion, soferne sie Depeschen aufgeben oder erhalten. Zehn
Iahre später, d. i. im Oktober 1874, wurde in einem Hause in Bern der
Weltpostverein gegründet, den der große Postreformator Rowland
Hill durch die von ihm geschaffenen Einrichtungen überhaupt ermöglichte
und der deutsche Postfachmann Heinrich v. Stephan vorschlug und
vorbereitete. Im Iahre 1905 umfaßte der Weltpostverein fast alle Staaten
der Erde mit zusammen 113 Millionen ykm Flächenraum und 1150 Milli-
onen Staatsbürgern. Die 287 824 Postämter (1908) versehen den Post-
dienst innerhalb der Weltunion und bilden die Moleküle eines organischen

Körpers, als dessen Atome man die Briefkästen auffassen könnte, die in einer Zahl von nahezu einer Million an den Verkehrspunkten der Welt eristieren. Außer diesen großen, einen erheblichen Bestandteil der gesamten zivilisierten Menschheit zusammenfassenden Organisationen dient dem internationalen Verkehr noch eine Reihe von Einrichtungen, so die Staaten-union zum Schutze der submarinen Kabel, seit 1884 in Paris, die durch die Leistungen eines deutschen Ingenieurs, Werner Siemens, eingeleitet wurde, und als die neueste Schöpfung in unseren Tagen die Radiotelegraphische Union, die auch aus der Initiative Deutschlands hervor-ging.

Den „Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen" ergänzen die inter-nationalen Eisenbahnkongresse, von welchen über 600 <XX) Km Eisenbahn-linien ressortieren, dann die seit 1901 bestehende Union für den internatio-nalen Frachtentransport auf Eisenbahnen, dann die Internationale Union der Tramways und Lokaleisenbahnen. So viel über den modernen Trans-port zu Land, aber auch der Transport zu Wasser genießt die Segnungen internationaler Vereinbarungen, so die Staatenenquete für die Schaffung und Anwendung gleichartiger maritimer Signale und der Internationale Binnenschiffahrtskongreß. In allerneuester Zeit hat sich das internationale Interesse, das in den letzten Dezennien reichlich durch die Lokomotiveisen-bahn und Dampfschiffahrt absorbiert worden war, dem ältesten Verkehrs-mittel, der Straße, zugewendet, und die (ximmi55ion internationale 6e la route geschaffen.

Im Zeitalter der erakten Wissenschaften, die die Bedeutung des Messens von Raum- und Gewichtsgrößen sowie von Energiemengen dem allgemeinen Verständnis näher brachten, wurden staatliche Einrichtungen, die von diesem Grundgedanken ausgehen, dem unifizierenden Inter-nationalismus zugeführt. Vollgültige Erfolge sind zwar noch nicht erzielt, ober die Vorbereitungs- und Entwicklungsstadien, zu denen wir bereits <mporgestiegen sind, bieten dem Weltpublikum und insbesondere der pro-duzierenden und Handel treibenden bürgerlichen Welt unermeßliche Vorteile dar. Das in Frankreich geborene Metermaß errang sich bis zum Iahre 1875 «in so großes Gebiet, daß man die „Dnion internationale 6e5 poiciz et me5nre5" oder „6u metre" gründen konnte, der heute schon 24 Staaten angehören, darunter auch solche, in denen das metrische Maß- und Ge-wichtssystem noch nicht legislatorisch sichergestellt ist, wie Nordamerika und Großbritannien. In Verfolgung der Absicht der allgemeinen Einführung von Maßeinheiten verhandelt man jetzt über die Gewinnung einer Maß-

einheit und der Nomenklatur für elektrotechnische Begriffe und fürdas Licht,
wobei die internationale Einführung von elektrischen Einheiten, Normalien,
und eines Lichteinheitsmaßes heute noch auf mancherlei Schwierigkeiten
stößt, deren schließliche Besiegung aber außer allem Zweifel steht. In
großem Stile hat sich die internationale Gemeinschaftsarbeit der Erörterung
und Regelung des technischen Versuchswesens zugewendet und sowohl die
chemische Erperimentalarbeit wie das Materialprüfungswesen sind bei einer
internationalen Einheitlichkeit in Begriff, Sprache und Methode angelangt.
Als einen Sieg der Idee des Internationalismus muß man die Union
einer großen Zahl von Staaten in Beziehung auf das geistige Eigentum
auf gewerblichem Gebiete auffassen. Das Patent- und Markenrecht, eine
Rechtsinstitution modernster Art, verdankt ihre Entstehung der Agitation
der produzierenden Kreise und insbesondere der Ingenieure, die sich für
die Fassung der Begriffe und der Verwaltungsformen Rechtsgelehrte
beigesellten. Eine ähnliche Entwicklung nahm die Internationalität der
gesetzgeberischen Maßregeln zum Schutze der industriellen Arbeiter, die,
langsam aber sicher fortschreitend, der Arbeiterschaft der ganzen Welt
zugute kommt. Philanthropen, industrielle Arbeiter und gelehrte Sozial-
politiker wirkten hier zusammen und haben in der .^55ociation inter-
nationale ponr 1a protection legale de3 travaillenr3 et ottice inter-
national 6n travail" eine Institution geschaffen, die die edelsten staats-
bürgerlichen Absichten verwirklichte und weiter zu verwirklichen geeignet
ist. Sie will Frieden schaffen zwischen Gesellschaftsklassen, die scheinbar
divergierende wirtschaftliche Interessen haben, und Konflikte in der Zukunft
vermeiden, die noch vor wenigen Dezennien die Staaten beunruhigten.
Bekämpfung der Berufskrankheiten der industriellen Arbeit, Schutz der
Frauen und Kinder gegen die Gefahren, die ihnen durch die Verwendung
in der gewerblichen Produktion drohen, haben bereits wertvolle Errungen-
schaften zu verzeichnen, die Gemeingut einer großen Anzahl von Länder»
geworden sind.
Ich sagte an einer anderen Stelle: „Für die vollwertige Anerkennung
der Kulturmission der Technik muß noch gekämpft werden; die Sammlung
der Kräfte ist unerläßlich, und die zeitgenössische Erscheinung der Gemein-
schaftsarbeit kann auf unsere fortschrittliche Bewegung in hohem Grade
akzelerierend wirken." So erfassen wir Techniker und Wirtschaftpolitiker
unsere Mission auf dem Gebiete des Internationalismus, für den wir mit
Begeisterung und Überzeugung einstehen, um seinetwegen und unsertwillen^

Dr, Oskar Vogt
(Vorsteher des neuro-biologischen Instituts in Berlin):

Bedeutung, Ziele und Wege der Hirnforschung

Die Hirnforschung oder Neuropsychologie ist von einzig dastehender Bedeutung. Denn diese Wissenschaft beschäftigt sich nicht mit einem beliebigen Organ unseres Körpers, sondern mit demjenigen Organ, welches den Menschen erst zum Menschen macht, auf dessen Funktion und Ausbildung in letzter Linie unsere ganze kulturelle und soziale Entwickelung zurückzuführen ist. Die Hirnforschung bildet infolgedessen den Mittelpunkt, um den sich alle anderen Wissenschaften zu gruppieren haben. Neben diesem besonderen allgemeinen wissenschaftlichen Wert hat die Hirnforschung aber weiter noch eine spezielle kulturelle und soziale Bedeutung. Iede neue Erkenntnis, die unser Beeinflussen oder Vorauserkennen neuropsychischen Geschehens vergrößert, bedeutet einen sonst nicht erreichbaren Fortschritt auf dem Wege menschlicher Weiterentwickelung. Und dazu kommt dann noch die medizinisch-hygienische Bedeutung der Hirnforschung. Die Erkrankungen des Nervensystems sind nicht nur die qualvollsten, welche es gibt, zahlreiche unter ihnen trotzen nicht nur — gerade weil die Hirnforschung noch nicht genügende Fortschritte gemacht hat — am meisten der ärztlichen Kunst, sondern das Nervensystem wird dem Arzte und Hygieniker der Zukunft noch ganz besondere Aufgaben stellen. Der Mensch wird immer mehr ein „Hirntier" werden. In unserer Weiterentwickelung wird das Gehirn eine immer noch bedeutendere Rolle spielen. Aber diese Entwickelung wird anch stets größere gesundheitliche Gefahren für das Gehirn mit sich bringen. So hängt auch eine glückliche Zuknnft unseres Geschlechts nicht zum Wenigsten von dem Ausbau einer Hirnhngienc ab.

Die kausale Erklärung des neuropsychischen Geschehens ist das letzte Ziel aller Hirnforschung. Ein ursächliches Verständnis für die

Bewußtseinserscheinungen, für unser Denken, Fühlen und Wollen, diese letzte Erfüllung der altgriechischen Forderung „i'v«9". 5-aui<5v" ist der alles überragende Gipfel, der uns aus weiter Ferne winkt und der uns eine so erhabene Aussicht verspricht, daß kein Pfad zu mühevoll ist, wenn er uns ihr nur näher führt.

Dieses letzte Ziel können wir nun aber nur in Etappen erreichen. Es sind näher liegende Ziele, welche die Hirnforschung zunächst zu erstreben hat. Ein solches erstes Ziel soll uns im Folgenden beschäftigen.

Wollen wir einen nervösen Prozeß studieren, so müssen wir zunächst wissen, wo er sich abspielt. Nun haben wir allen Grund anzunehmen, daß sich jedes Mal, wo wir in uns eine Bewußtseinserscheinung beobachten, ein nervöser Prozeß an einer ganz bestimmten Stelle der Oberfläche unseres Gehirns abspielt. Aber wir kennen noch nicht die feinere Lokalisation. Diese ist daher ein sehr wichtiges „erstes" Ziel der Hirnforschung.

Tierphysiologische Erperimente und klinische Beobachtungen haben bereits in den siebziger und achtziger Iahren des vorigen Iahrhunderts gezeigt, daß die Bewußtseinserscheinungen des gleichen Sinnesorgans (d. h. z. B. alle Gehörsempfindungen und -erinnerungen) in ihrer materiellen Seite an das gleiche Rindengebiet gebunden sind. So war man dazu gekommen, im menschlichen Gehirn ein Dutzend funktionell differenter Rindenfelder zu unterscheiden. Dann machte aber die Lokalisationslehre keine weiteren Fortschritte. Sie war auf einen toten Punkt gekommen.

Eine neue Fragestellung nnd eine unerwartete Antwort auf diese Frage hat jetzt die Sachlage gründlich geändert. Die Fragestellung war die: Zeigen die funktionell verschiedenen Rindenfelder mit unseren heutigen anatomischen Methoden erkennbare Differenzen in ihrem Bau? Daß den funktionellen Verschiedenheiten strukturelle zugrunde liegen, war », priori zu erwarten. Ob diese letzteren aber mit unseren heutigen Methoden zur Darstellung zu bringen sind, das war die große Frage, auf die auch andere Forscher eine Antwort suchten, die aber seit einem Dezennium in dem von mir gegründeten und geleiteten Berliner Neurobiologischen Universitätslaboratorium einer ganz speziellen systematischen Prüfung unterworfen wurde. Und die Antwort? Sie lautete: Es gibt sogar noch weit mehr strukturell differente Rindenfelder. Ich habe allmählich beim Menschen 180 derartige Gebiete zu unterscheiden

gelernt. Sie sind meist scharf gegeneinander abgegrenzt. Und selbst benachbarte Felder zeigen oft ganz unerwartet weitgehende Verschiedenheiten.
Was folgt nun aus dieser Feststellung? Wir müssen unsere Lokalisationslehre gründlich reformieren. Iede der bisher unterschiedenen Funktionen müssen wir in eine große Reihe elementarer Leistungen zerlegen und für jede dieser Elementarfunktionen müssen wir das zugehörige Rindenfeld suchen. Ich will ein Beispiel geben. Dasjenige Rindengebiet, welches man bisher als „senso-motorische Beinzone" mit den Beinempfindungen und den willkürlichen Beinbewegungen in Verbindung brachte, ohne diese Funktionen weiter zu zerlegen, zerfällt in eine ganze Reihe solcher elementarer Felder. Entsprechend dieser anatomischen Feststellung müssen wir also die „senso-motorische" Funktion weiter zergliedern und die Elemente auf die einzelnen Felder verteilen. Und dazu haben wir auch bereits den Anfang gemacht. Ich glaube gefunden zu haben, daß ein vorderer Abschnitt zur speziellen Intention zu solchen Bewegungen und zur geschickten Ausführung komplizierterer Bewegungen in Beziehung steht. Ein mittlerer Abschnitt steht den groben Willkürbewegungen vor und ein hinteres Gebiet hat vorwiegend sensible Funktionen.
Es gilt jetzt in dieser Richtung die neuen anatomischen Feststellungen für die Lokalisationslehre auszunutzen. Wie ist das nun möglich? Wenn wir von gewissen speziellen Hinweisen absehen, die wir noch aus anatomischen Feststellungen ableiten können, gibt es drei Methoden: die tierphysiologische, die individualpsychologische und die klinische.
Die tierphysiologische Methode sucht durch elektrische Reizung oder durch Erstirpation von Rindenabschnitten Aufklärung über die Funktion der betreffenden Rindengebiete zu gewinnen. Bisher stieß nun die Übertragung der am Tier gewonnenen Erkenntnisse auf den Menschen auf große Schwierigkeiten. Das hat sich durch die neuen anatomischen Forschungen sehr geändert. Dieselben betreffen nämlich nicht nur die menschliche, sondern auch die tierische Hirnrinde. Es ist so möglich geworden, festzustellen, welchen menschlichen Rindenabschnitten die einzelnen tierischen Rindenfelder entsprechen, und wir können so beim Tier erkannte Funktionen auf die homologen Rindenfelder des Menschen übertragen. Die Zeit war noch zu kurz, um schon heute in weitgehendem Maße durch andere Methoden beweisen zu können, daß derartige Schlüsse wirklich bindend sind. Ich habe mich daher auf andere Weise von der Zu-

lässigkeit derartiger Schlüsse überzeugt. Ich habe bei den niederen Affen
die spezielle Funktion einer Reihe der neuen anatomischen Rindenfelder
festgestellt. Ich habe dann einerseits beim Menschenaffen und anderer-
seits beim Halbaffen die Funktionen der homologen Rindenfelder unter-
sucht und mich von ihrer Identität überzeugt. Ich habe wiederholt die
richtige Funktion vorausgesagt.

So fruchtbar nun aber auch diese Methode noch in der Zukunft sein
wird, namentlich wenn man auch Menschenaffen in größerer Menge zu
den Versuchen heranziehen sollte, so sind ihr doch ganz bestimmte Grenzen
gesteckt. Das beruht auf folgenden Tatsachen. In der Lokalisationslehre
interessiert uns in erster Linie die Lokalisation derjenigen nervösen Pro-
zesse, welche mit Bewußtseinserscheinungen verknüpft sind. Nun stößt
aber gerade die psychologische Interpretation der Reiz- und Ausfalls-
erscheinungen auf größte Schwierigkeiten. Was psychisch in dem Tier
vorgeht, wenn es auf einen elektrischen Reiz sein Bein bewegt, wissen
wir ebenso wenig, wie wir den psychischen Defekt kennen, wenn das Tier
nach einer Rindenerstirpation das Bein nicht bewegen kann. Und dann
zeigt der Mensch in gewissen Rindenabschnitten eine wesentlich weiter-
gehende Felderung als selbst der Menschenaffe. Es ist diese Tatsache
immer wieder bestritten, aber ich muß sie auf Grund meiner Studien
mit aller Entschiedenheit behaupten, wie denn auch nur der Mensch
über eine eigentliche Sprache verfügt. Für diese Rindengebiete versagt
natürlich die tierphysiologische Methode vollständig. Es bleiben uns da
nur die folgenden beiden Forschungswege übrig.

Die individualpsychologische Methode will aus der
Gegenüberstellung der seelischen Besonderheiten einseitig begabter oder
unbegabter Menschen und der anatomischen Besonderheiten ihrer Gehirne
auf die Funktion einzelner Rindenabschnitte schließen. Diese Methode
hat eigentlich bisher vollständig versagt. Und das war auch kein Wunder.
Denn wir standen bis jetzt der individuellen Persönlichkeit, wie dem indi-
viduellen Gehirn ganz hilflos gegenüber. Für das Gehirn hat sich die
Sache jetzt geändert. Wir können nunmehr die Größe der einzelnen Rin-
denfelder in Quadratmillimetern ausdrücken und auch besondere Eigen-
tümlichkeiten im Bau einzelner Rindenfelder leicht erkennen. Wir haben
auf diese Weise heute einen Maßstab für die Beurteilung der Besonder-
heiten eines individuellen Gehirns gefunden. Das gilt noch nicht für
die psychische Persönlichkeit. Aber alles drängt dazu, die Analyse unserer
kompleren psychischen Eigenschaften und die Ausbildung von Maß-

Methoden für ihre elementaren Komponenten systematisch in Angriff zu nehmen: die soziale, die pädagogische, die medizinische und endlich die hirnlokalisatorische Bedeutung einer solchen Individualpsychologie oder Charakterologie. Welchen Fortschritt würde es für die menschliche Gesellschaft bedeuten, wenn wir so weit wären, die Fähigkeiten und Betätigungstendenzen ihrer einzelnen Mitglieder genau feststellen zu können! Und welche Aussichten erwachsen der Pädagogik an dem Tage, an welchem man sich ein klares Bild über die Fähigkeiten und die Entwickelungstendenzen der Schüler verschaffen kann! Aber das ist noch nicht alles. Durch Anwendung der individualpsychologischen Maßmethoden auf Mitglieder derselben Familie werden wir dazu gelangen, die erblichen Faktoren der geistigen Persönlichkeit aufzudecken. Wir werden zur Erkennung der einzelnen psychischen Erbeinheiten (respektive Kompleren socher) vordringen, wir werden festzustellen lernen, welche seelische Fähigkeiten und Tendenzen der einzelne zu vererben in der Lage ist, und wir werden so der willkürlichen Zuchtwahl, der Rassenhygiene der Zukunft, die schon langersehnte wissenschaftliche Grundlage schaffen. Die Medizin wird endlich zur klaren Abgrenzung des anormalen psychischen Geschehens vordringen, sie wird den Grad der Abweichung von der Norm feststellen können, sie wird in bisher nicht möglichem Maße die pathologischen Elemente in einem krankhaften Gebaren aufzudecken in der Lage sein, sie wird schließlich aus der klaren Trennung des Vererbten und des Erworbenen wichtige therapeutische und prophylaktische Indikationen herleiten. Und dazu kommt dann die Bedeutung für die Hirnlokalisationslehre. Nach dem Ausbau der Individualpsychologie werden wir uns nicht mehr mit der Feststellung abzufinden brauchen, daß die betreffende Persönlichkeit ein großer Mathematiker oder ein hervorragender Musiker war, daß sie keinen künstlerischen Sinn oder keine wissenschaftliche Begabung hatte. Durch eine genaue Maßanalyse werden wir uns zu Lebzeiten der betreffenden Persönlichkeiten darüber unterrichten können, welche elementaren Faktoren, welche zu einzelnen Rindenfeldern in Beziehung zu bringenden psychische Elementareigentümlichkeiten durch ihre besondere Ausbildung oder Nichtausbildung jene kompleren Eigenschaften bedingten. Und die spätere anatomische Untersuchung der betreffenden Gehirne auf Felderbesonderheiten wird uns dann in die Lage setzen, diese zu den früher beobachteten psychischen Eigentümlichkeiten in Parallele zu bringen, und so hirnlokalisatorische Einblicke gewähren, welche auf keine andere Weise zu erreichen sind.

Aber die erforderliche Individualpsychologie ist noch Zukunftsmusik.
Da ist es erfreulich, daß es noch eine andere Methode gibt: die kli-
nische. Diese hat beim Menschen die erperimentell-physiologische zu
ersetzen. Wir müssen es hier gelegentlichen Unglücksfällen, vor allem aber
den Krankheiten überlassen, lokale Reiz- oder Ausfallserscheinungen her-
vorzurufen. An uns ist es nun, durch das Zusammenlegen solcher Kranken
in eine besondere, noch nirgends eristierende Klinik ihr Studium zu einem
möglichst intensiven zu machen. Eine solche ganz spezielle Beschäftigung
mit dieser einen Gruppe von Kranken wird zunächst ihnen selbst sehr
zugute kommen. Richtige chirurgische Indikationen und individuali-
sierende Beschäftigungstherapie setzen ein eingehendes Studium der ein-
zelnen Kranken von ganz speziell darin erfahrenen Ärzten voraus. Die
gleichzeitig erzielten neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse werden aber
nicht nur zukünftig ähnlichen Kranken von großem Nutzen sein, sie
werden die unentbehrliche Grundlage bilden, eines Tages auch jene
Krankheiten zu verstehen, denen wir heute noch so verständnislos und da-
her auch so machtlos gegenüber sind, die Geisteskrankheiten. Und endlich
werden sie uns auch so nur erzielbare hirnlokalisatorische Einblicke ge-
währen und dadurch — das geht wohl genügend aus meinen ganzen Aus-
führungen hervor — diesem Teil ärztlicher Betätigung einen besonderen
allgemeinen Wert verleihen.

Prof. vi.. Schieler:

Der Odd-Fellow-Orden ein Kulturfaktor

Es ist Institutionen, welche vermöge ihrer Prinzipien, ihrer Bestrebungen und ihres Wirkens von hoher Bedeutung sind, eigen, daß sie kaum über ihre eigenen Grenzen hinaus bekannt sind, und auch das ist ihnen eigen, daß sie in Kreisen, die nicht zu ihnen gehören, die einiges von ihnen gehört, auch vielleicht einmal gelesen haben, gänzlich verkannt werden. Deshalb werden sie zuweilen auch angefeindet; man warnt vor ihnen, und doch arbeiten sie am Wohl der Menschen, haben nur Gutes im Auge und wollen das Böse allmählich beseitigen.

Zu diesen Institutionen gehört der Odd-Fellow-Orden oder, wie sein vollständiger Titel heißt: Der Unabhängige Orden der Odd-Fellows I. O. O. F. Er ist ein wenig beachteter und doch so bedeutsamer Faktor für die geistige Kultur unseres Volkes.

Aus der Geschichte des Ordens. Der Ursprung des Odd-Fellow-Ordens ist nicht in mysteriöser, dunkelgrauer Vorzeit zu suchen, und wenn dies ein Vorzug sein sollte, so muß er darauf verzichten, kann dies aber auch, ohne irgend etwas von seinem Werte einzubüßen.

Es ist aber wohl zu beachten, daß so viele edle, große Geister viele Iahrhunderte vor der Gründung des Ordens die Grundsätze desselben erörtert, hochgehalten und empfohlen haben, und zu diesen Odd-Fellows im Geiste zählen viele griechische Philosophen, zählen auch die großen Dichter und Denker unseres Volkes alle ohne Ausnahme. Sie alle haben ja in ihrer Weise, ihren Lehrsystemen und Zeitverhältnissen entsprechend den Gedanken der Humanität verkündet und gepriesen.

Die Wiege der Odd-Fellows stand in England und zwar im Herzen der Weltstadt London. Der bekannte Schriftsteller De Foe erwähnt in der ersten Hälfte des 18. Iahrhunderts eine Gesellschaft, die den Namen „Odd-Fellows" trug, und der Iahrgang 1745 einer englischen

Zeitschrift „(^entlemlM3 Naßaxiiie" weiß von einer Loge der Odd-Fellows zu erzählen; auch darf man endlich mit Recht in einem Liede des englischen Dichters Montgomery (1788) eine Verherrlichung dieses Ordens finden.
So viel uns bekannt ist, pflegte man in den ersten Logen des Ordens Geselligkeit und Wohltätigkeit. So waren sie in jener Großstadt durch ein Bedürfnis hervorgerufen worden, erwiesen sich als ein Faktor des sozialen Lebens. Auf diese Weise erklärt sich auch am einfachsten die überraschend schnelle Verbreitung des Ordens über London und den größten Teil von England. Die London Union Odd-Fellows stellte sich 1803 an die Spitze sämtlicher Logen in London und übte eine fast unumschränkte Macht über die vielen Logen und Odd-Fellowgesellschaften aus, welche sich im Laufe der Jahre in dem vereinigten Königreich Großbritannien gebildet hatten, und legte sich den Titel einer Groß-Loge von England bei. Die Willkür, mit welcher diese Groß-Körperschaft die Dienste im Orden versah und das Werk des Ordens handhabte, rief eine große Unzufriedenheit hervor. Deshalb trennte sich ein Teil der englischen Logen ab und bildete eine neue Vereinigung genannt: UancKe5tei- I5nit^ des unabhängigen Ordens der Odd-Fellows.
Während dieser Vorgänge in England erstand in dem Orden ein Mann, welcher ihn in neue, feste, gesündere Bahnen einzuleiten berufen war: Thomas Wildey. Er war ein schlichter Handwerker, 15. Ianuar 1782 in London geboren, hatte nur die Gemeindeschule seiner Vaterstadt besucht, hatte aber einen nach Bildung dürstenden Geist und ein edles Herz voll Menschenliebe. Er trat frühzeitig in eine Londoner Loge (Nr. 17 der „Odd-Fellows") und gewann bald in derselben den größten Einfluß infolge seines Eifers, seiner Tüchtigkeit und Umsicht und wurde nach und nach für die sämtlichen Logenämter, vom untersten bis zum höchsten befördert. Er verbreitete auch den Orden in anderen Stadtteilen Londons, ging aber am 30. Iuli 1817 dem Zuge der Zeit folgend nach Amerika, um sich bessere Erwerbsquellen zu sichern. Da er ein tüchtiger Handwerker war, fand er bald, was er suchte, aber es fehlte ihm die Loge. Nach langen schwierigen Bemühungen gelang es ihm, am 26. April 1826, im Verein mit mehreren anderen Odd-Fellows eine Odd-Fellow-Loge in Baltimore zu gründen, die Washington-Loge Nr. 1, und diese Schöpfung war der Anfang „des Unabhängigen Ordens der Odd-Fellows"
I. O. O. F. Vor Wildeys Ankunft in Amerika bestanden dort schon einige Odd-Fellow-Logen. Späterhin gelang es Thomas Wildeys

Umsicht und Eifer, diese mit den zahlreichen anderen von ihm oder durch seine Anregung gegründeten Logen zu vereinigen, nachdem eine amerikanische Groß-Loge („Groß-Loge von Maryland und den Vereinigten Staaten des Unabhängigen Ordens der Odd-Fellows") schon am 5. Februar 1821 mit Wildey als Groß-Meister an der Spitze gegründet worden war. Die weitere Verbreitung des Ordens in anderen Staaten der Union macht aber nicht lange nachher (1824) eine Änderung notwendig; man trennte die Groß-Loge von Maryland und die der Vereinigten Staaten. So wurde der Grundstein für den weiteren Ausbau der Ordens-Organisation gelegt, mit welcher die weitere Ausbreitung des Ordens in Amerika und die Ausgestaltung des Ordenswerkes innig verbunden war.

Nun wollte Thomas Wildey, unermüdlich für seine Schöpfung in Amerika tätig, auch die Unabhängigkeit der Groß-Loge der Vereinigten Staaten von dem Orden der Odd-Fellows in England erwirken. Und dies gelang auch dem klugen Manne; vor seiner Rückkehr wurde ihm der Freibrief für die amerikanischen Logen feierlichst überreicht. War hiermit ein Herzenswunsch des edlen Mannes erfüllt, so war aber auch zugleich die weitere Entwickelung des Odd-Fellowtums gesichert. Denn Wildey hatte eine Veredlung des Ordens stets im Auge gehabt. Ist der von ihm gegründete Unabhängige Orden der Odd-Fellows auch im Wesen der nämliche Orden wie der in England bestehende, so bekam er doch durch ihn eine viel idealere Richtung und vor allem eine feste, solide Gestalt. Das Ordenswerk wurde durch weise Gesetze vor ungesunden Veränderungen und Schwankungen gesichert.

Der Odd-Fellow-Orden in Deutschland. Unter den zahlreichen Logen, welche in allen Staaten der Union rasch hinter einander entstanden, befanden sich (seit 1828) auch solche deutscher Nationalität und diese hatten sich am Ende der sechziger Iahre bis ungefähr auf 300 vermehrt. Da lenkte ein deutscher Odd-Fellow, F. S. Ostheim, von der Minerva-Loge Nr. 19 von Portland im Staate Oregon die Aufmerksamkeit der amerikanischen Brüder auf Deutschland als ein fruchtbares Feld für das Odd-Fellowtum hin, und er ruhte und rastete nicht eher, bis der Groß-Sire (Bezeichnung des obersten Beamten der Groß-Loge von Amerika) Farnsworth seine Idee aufgriff, den Orden nach Deutschland zu verbreiten. Der damals gerade in Deutschland weilende Br. vi I o h n Morse erhielt die Vollmacht und den Auftrag, die Einführung des Ordens in Deutschland zu unternehmen. Nicht ohne Schwierigkeiten gelang ihm diese große Aufgabe, nachdem sich ihm einige in Deutschland weilende

deutsche Odd-Fellows bereitwilligst zur Verfügung gestellt hatten; unter
diesen sind namentlich die Brüder Bornheim und der noch lebende, hoch-
betagte Br. O. Schaettle in Stuttgart erwähnt, welche in der Zukunft
der Verbreitung des Ordens in unserem Vaterlande sehr große Dienste
leisteten.

Auf die Gründung der ersten Loge auf deutschem Boden in Stuttgart
am 1. Dezember 1870 folgten rasch hinter einander solche anderer Logen,
in Berlin 2. April 1871, in Dresden und in anderen Städten. In verhältnis-
mäßig sehr kurzer Zeit breitete der Orden als ein lebenskräftiger Baum
seine Wurzeln in alle deutsche Gaue aus, sie alle durch die Bande des Ordens
und die Arbeit an seinen Zielen innig verbindend, nachdem sie durch die
Gründung des neuen Deutschen Reiches zur selben Zeit auch äußerlich
geeint worden waren.

Ausbreitung des Ordens in anderen Ländern
Europas. Von Deutschland aus trug Morse mit Schaettle und Mayer
das Odd-Fellowtum nach der Schweiz (noch im Iahre 1871). Auch
hier fand der Orden einen guten Boden, aber fast ausschließlich nur in der
deutschen protestantischen Schweiz, da der Katholizismus hier wie in anderen
Ländern dem Orden feindselig entgegentrat und, nachdem einmal der
Papst auch über ihn wie über den Freimaurer-Orden den Bann aus-
gesprochen hatte, den Eintritt in denselben mit allen Mitteln zu hindern
suchte.

Im Iahre 1878 wurde der Orden in Dänemark eingeführt, wo er
eine sehr große Verbreitung fand. Die erste Loge in Schweden entstand
188t), welcher bald, nachdem die Schwierigkeiten in unausgesetzter Arbeit
überwunden waren, eine sehr große Zahl anderer Logen folgten. In
Holl and konnte Br. Ostheim 19. März 1877 die erste Loge einführen.
Schritt die Verbreitung des Ordens in diesem Lande auch nicht so rasch voran
wie in anderen Ländern, so war doch eine sichere Grundlage gelegt. In
Frankreich besteht wenigstens eine Loge des Ordens (seit 1887)
in Havre; der Katholizismus und andere Umstände erwiesen sich seither
der weiteren Verbreitung sehr hinderlich. In Italien konnte der
Orden nicht dauernd festen Fuß fassen; dagegen fand er 1898 von Dänemark
aus in Norwegen Eingang, und selbst in Island, wo die dänischen
Odd-Fellows ein Logen he im gründen konnten, wurde 1897 eine
Loge gegründet.

So hatte der Odd-Fellow-Baum seine Wurzeln in die meisten Länder

Europas kraftvoll ausgesendet und dehnte seine Äste nun über die Bewohner dieser Länder aus, sie mit seinen Früchten reichlichst überschüttend. Die Segnungen des Odd-Fellowtums sind es neben der vorzüglichen Organisation hauptsächlich, welche dem Orden neben dem viel älteren Freimaurer-Orden seine schnelle Verbreitung sicherten. In Österreich werden dem Orden nun auch die Wege geebnet; selbst in Rußland wohnen Odd-Fellows, wenn auch dieses Land, sehr zu seinem Schaden, die Einführung des Ordens nicht zugeben würde, und besteht auch in Italien keine Odd-Fellow-Loge mehr, so kann man doch nicht verhindern, daß Brüder des Ordens dort wohnen und still das Werk vorbereiten.

Organisation des Ordens. Da der Orden aus Amerika stammt, so beruht er auf demokratischer Grundlage. An der Spitze desselben steht dieSouveräneGroßlogein Amerika mit dem Groß-Sire an der Spitze; unter ihr arbeiten die Staats- oder Distrikts-Großlogen, ^ind unter diesen stehen wieder die Unterlogen, die eigentliche Seele des Ordens. In den einzelnen Ländern außerhalb Amerikas liegt die Leitung des Ordens bei den Unabhängigen Groß-Logen. So haben wir in Deutschland die Groß-Loge deutschen Reiches, deren oberster Beamter Groß-Sire Paul Gerlach in Berlin nun schon über zwanzig Iahre des wichtigen Amtes maltet, was in der ganzen Geschichte des Ordens einzig dasteht; unter der Iurisdiktion dieser Groß-Loge stehen 7Distrikts-Groß-Logen: Brandenburg, Provinz Sachsen, Hannover, Schleswig-Holstein, Schlesien und Posen, Königreich Sachsen und Württemberg mit ihren Unter-Logen.

So ist die Einrichtung auch in den anderen Ländern.

Mit dem Orden ist die sogen. Lager-Institution verbunden, der höchste Ausbau des Ordens, die Vollendung des Ordenswerkes mit den 3 höchsten Graden, während die Unterloge nur die 3 unteren Grade verleihen kann. Außerdem hat der Orden auch einen weiblichen Zweig; es sind die Rebekka-Logen, die in Amerika recht zahlreich sind, in Deutschland fehlen; auch in Dänemark und Norwegen befinden sich 2 solcher Logen mit 161 Schwestern. Dagegen sind mit vielen deutschen Logen Schwestern-Vereine verbunden.

So ergibt sich als Sta n d d e s Ord e n s (am 31. Dezember 1910):

1 Souveräne Großloge,
6 Unabhängige Großlogen (Deutschland, Schweiz, Niederlande, Dänemark, Schweden, Australasien),
69 Groß-Logen,

57 Groß-Lager,
1729 Unter-Lager,
3687 Unter-Logen,
9386 Rebekka-Logen,
1 583169 Logenmitglieder,
221497 Lagermitglieder,
666 587 Rebekka-Logenmitglieder.
Somit beträgt die Summe aller Ordensmitglieder:
2 023 731.
Die Unterstützungssumme betrug 5 711 049 Dollars. Die Einnahmen be-
liefen sich auf 17 804 771 Dollars, die Ausgaben auf 9046995 Dollars;
in Fonds sind angelegt 57 743 272 Dollars.
Im Iahre 1910 betrug der Zuwachs an neuen Mitgliedern 49083.
Auch in Deutschland schreitet der Orden stets voran; unter der Groß-
Loge deutschen Reiches arbeiten 6245 Brüder in 102 Unter-Logen, 18 Lagern
und 12 Logenkränzchen, d. i. Vereinigung von Brüdern in Städten, wo
keine Logen bestehen, aber Logen in Bälde erstehen sollen.
In Europa zählt der Orden jetzt 16 261 Brüder in 201 Unter-Logen;
im letzten Iahre ist die Zahl um 624 gewachsen. Daher konnte der Groß-
Sire auf der letzten Sitzung der Souveränen Groß-Loge die Brüder zu dem
vorzüglichen Stand, den der Orden in der ganzen Welt einnimmt, beglück-
wünschen. „Wir haben", sagte er, „eine größere Mitgliederzahl als je
zuvor; unsere finanzielle Kraft ist stärker, und in den meisten Zweigen
finden wir einen beispiellosen Eifer, der am Werke tätig ist, die Erhebung
und Veredlung des Menschengeschlechtes zu fördern und für die Ausbrei-
tung unserer wohltätigen und brüderlichen Absichten einzutreten."
Diese Tatsache ist eine erfreuliche, beweist aber, ein wie kräftiger Faktor
im Kulturleben der Gegenwart der Odd-Fellcw-Orden ist.
Seine Bestrebungen sind die zeitgcmäßesten und wohl-
tätigsten für die Menschheit unserer Tage. Er will, was getrennt ist, ver-
einigen, d. h. die in Konfessionen, politischen Parteien, Sekten und Ständen
getrennte, durch Nationalitätenhader und Rassestreitigkeiten gespaltene
Menschheit durch die innigsten und heiligsten Bande mit einander ver-
einigen und hat als letztes Ziel im Auge, durch allmähliche intensive Arbeit
in der Befolgung der Ordenslehren einen allgemeinen, die ganze Menschheit
umfassenden Bruderbund herbeizuführen. Allerdings kann er nur daran
arbeiten, die Erreichung des Zieles in der Zukunft durch künftige Ge-

schlechter vorbereiten. Aber indem er heute schon viele konfessionell und politisch getrennte Menschen in seinem Schoß durch Freundschaft und wahre Bruderliebe zu gemeinsamen Bestrebungen im eigenen Lande und in den verschiedensten Ländern mit einander verbindet, so arbeitet er im Sinne aller edlen Menschenfreunde am Wohl der Menschheit und der einzelnen Staaten.

Der Orden will in seinen Mitgliedern wahre, echte Religiosität fördern, wissenschaftliche Erkenntnis und sittliche Bildung verbreiten, will de« ganzen inneren Menschen veredeln. Deshalb tut die Zugehörigkeit zum Orden der Erfüllung der bürgerlichen Pflichten, der Liebe zum Vaterland keinen Abbruch. Ein guter Odd-Fellow wird ein guter Staatsbürger, aber auch ein treuer Familienvater und zuverlässiger Geschäftsmann sein, dem man Treu und Glauben schenken kann.

Der Odd-Fellow-Orden ist ebenso wenig ein Geheim-Orden oder eine geheime Gesellschaft wie der Freimaurer-Oiden. Er teilt mit diesem Orden die allgemeinen Grundsätze und Bestrebungen, hat aber eine breitere Grundlage, ergänzt somit denselben in zeitgemäßer Weise. Beide haben Platz genug, beide können in Eintracht mit einander am Wohle der Menschheit arbeiten.

Wenn auch die großen Summen an jährlichen Unterstützungen den Gedanken nahe legen, der Orden sei auf Wohltätigkeit angelegt, so wäre das doch eine Verkennung desselben. Allerdings lautet das als Testament verehrte Gebot des Menschenfreundes Thomas Wildey: „Wir befehlen auch, die Kranken zu besuchen, den Bedrängten zu helfen, die Toten zu begraben und die Waisen zu erziehen" — aber es war zugleich die Absicht dieses Stifters des Ordens, die systematische Pflege des ganzen Menschen durch den Orden zu fördern. Und die weisen Gesetze, die Disziplin, die herrlichen Symbole und das tiefsinnige Ritual sind ebensoviele kräftige Mittel zur Eelbstbildung und Selbstzucht für jeden Bruder, der es ernst nimmt.

Namentlich in Deutschland, wo der Orden eine stattliche Anzahl blühender Wohlfahrtseinrichtungen besitzt (für die ganze Iurisdiktion und für einzelne Körperschaften bestimmte), wird auf die geistlich-sittlichen Bestrebungen, auf die ideale Seite des Ordens, mehr Bedacht genommen als in Amerika, wo der Staat ja die soziale Fürsorge bisher noch nicht so allgemein und intensiv gepflegt hat wie Deutschland. Ist der Orden auch ein Weltorden, so nimmt er doch auf die geistigen Eigentümlichkeiten

und den Charakter des Volkes gebührend Rücksicht; wie er die Individualität des einzelnen Bruders unangetastet läßt und die geistige Freiheit verwirklicht, so berücksichtigt er auch die der einzelnen Völker, die er in sich vereinigt.

So konnte es auch nicht ausbleiben, daß die einzelnen deutschen Regierungen der Einführung des Ordens keinerlei Schwierigkeiten in den Weg legten und es nicht ungern sehen, wenn Beamte dem Odd-Fellow-Orden beitreten.

Constantin Brunner:

Liliencron und alle seine unsterblichen Dichter

Nämlich alle die sehr vielen unter den Zeitgenossen, die Liliencron für unsterbliche Dichter gehalten hat.

Darüber war ich gestern Abend mit einem Freunde ins Plaudern gekommen — vor uns hatten wir die Auswahl von Liliencrons Briefen, die kürzlich herausgegeben worden ist*). Das muß man sagen, der Herausgeber, Richard Dehmel, hat seine Aufgabe weisheitsvoll gelöst, mit feinem Stilgefühl des Aneinandertuns und des Weglassens; wir besitzen nun ein Selbstportvät Liliencrons von unverwechselbarer und unschwer deutbarer Physiognomie, das in keinem Zuge anderes ist, um nichts größer und um nichts kleiner, als liliencron. Und auch ein Meister in der Beschränkung hat Dehmel sich erwiesen. Man darf überzeugt sein, nicht den zehnten Teil der Liliencronprinzen hat er vorgeführt. Immerhin, lieb Vaterland, magst ruhig sein: wenn irgendwann, so scheint (diesen Briefen zufolge) in unsren gesegneten Tagen Deutschland sein Lob als Land der Dichter zu verdienen, — von der zweiten Hälfte unsres Gerühmes, von Deutschland als dem Lande der Denker, möcht' ich übrigens in diesem kleinen Allotrion hier schweigen und nur fragen: es müßte doch wohl, wenn unter uns gedacht wird, Kritik im Lande sein, wissenschaftliche und literarische Kritik, die auch unsern Dichtern den Spiegel vorhielte? O ja, Kritik, die brauchten wir — denn wir haben sie nicht —, eine literarische Revolution brauchte unser Deutschland! Aber eine ganz viel andere wie jenes Revolutiönchen in den achtziger Iahren durch die Iüngstdeutschen. Sturm auf dem Meere unserer Literatur war uns nütz und not, daß die Macht der Wogen die schlechten Schiffe ans Land wirft zu Trümmern. Gar sehr fehlt es an kritischer Besinnung und an der Führung durch die großen

*) Lilienerons Briefe, Berlin, Schuster und Löffler, <940,

und wesentlichen Gedanken. Oder glaubt man etwa, daß die Gedanken-
losigkeit abgenommen hat, seitdem das Nietzschezitieren grassiert? und in
literarischen und künstlerischen Dingen sieht es uns ganz so an, als wollte
die Unterscheidung zwischen dem Guten und dem Närrischen fortgesetzt
noch immer weiter verloren gehen.
Um so weniger kann es schaden, in den Wein der Begeisterung ein
wenig Wasser zu mischen, und ich möchte denn einmal ein einfaches Be-
denken aussprechen und vor allem etwas aus der Schule plaudern, dem
Publikum zu lieb. Um es gleich deutsch herauszusagen: ich fürchte, daß
Liliencrons kritische Meinungen und Taten, die nun mehr und mehr in
die breiteste Öffentlichkeit dringen, Schaden anstiften und an ihrem
Teil unser Publikum noch mehr verschlechtern werden. So das Vor-
roß irrt, verführt es die übrigen allesamt; wenn durch einen Mann
von anerkanntem Rufe so übermäßig vielen die Dichterkrone bescheinigt
ward
Nicht etwa, daß ich nun mit Grundbosheit sie diesem oder jenem
im besonderen absprechen wollte. (Eher allen!) Was würde ich auch
damit viel ausrichten? solange noch die guten Wörter, „Philister",
„Idiot" von geübten Händen mit vollendeter Kunst geschleudert werden.
Ich will mich überhaupt auch nicht von fernher, — auf so Unbestimmtes
und Schlüpfriges wie ästhetische Kritik will ich mich gar nicht einlassen.
Die Bemerkung, über die ich nachzudenken empfehlen möchte, ist die ein-
fachste von der Welt und sehr schnell gesagt —: Noch zu keiner Zeit
haben sich haufenweise unvergleichliche Genies gefunden; daher scheint
mir, daß sie unter uns so zu finden seien, wie man heute von vielen Seiten
behauptet, mitsamt Liliencrons besonderer Behauptung von dem Ge-
wimmel und Gewoge der lyrischen Genies — das scheint mir gegen die
Geschichte, das scheint mir gegen die menschliche Natur zu streiten und
wär ein wüstes Wunder. Soweit das allgemeine Bedenken. Man gehe
immerhin ihm nach, und zugleich könnte man sich bemühen, wieder zu
besseren und sichreren Kennzeichen für die wahren Künstler zu gelangen
— oder es tritt uns Anderes, Größeres in die Aussicht, was gleich im
ganzen einfürallemal aus dem Verkommen in der Unterscheidungslosig-
keit zu retten vermag, wovon ich hier nicht reden darf: mein Haupt-
werk, „Die Lehre von den Geistigen und vom Volke" redet davon*).

*) „Die Lehre von den Geistigen und vom Volle", Berlin. Karl Schnabel
1905—1908.

unsterblichen Dichter Constantin Brunner
Man sollte bei Gelegenheit von Liliencrons Tod in sich gehen und, statt sich betreffs der von ihm hinterlassenen Lyriker im doch schnellstens verfliegenden Freudenrausche der großen Meinungen und Hoffnungen zu Kalten, statt dessen könnte man anderes tun. Man mag etwa, entsprechend jener altindischen Sitte, dem Verstorbenen seine Gattinnen nachzuverbrennen, — na wie wär es, wenn ein ähnlich frommes Werk wenigstens mit der Mehrzahl jener Lyriker veranstaltet würde? Auch die dem Selbstdenken und der Kritik am fernsten und dafür dem Modegeschmack und der Autoritätsgläubigkeit am nächsten stehenden Kreise dürften diesem gutgemeinten Vorschlage geneigter werden, wenn sie nur erst das jetzt folgende gelesen haben.
Denn jetzt kommt die Hauptsache, nämlich das, was ich über Liliencron aus der Schule schwatzen will. Die Eingeweihten wissen es längst, aber nun müßte auch das Publikum erfahren:daßLiliencronein unkritischer Mann gewesen ist. Er war unkritisch in allen Angelegenheiten des Lebens — deswegen lebte er ohne Haltung und vermochte nicht sich einzurichten; deswegen wurde ihm das Leben schwer und endlich so wertlos. Die Freunde gewahrten es mit wachsender Bekümmernis, wie er mehr und mehr zum Verkehrtesten und Unglücklichsten kam, wozu ein Mensch kommen mag: zum Pessimismus, und gar zu einem völlig ideenlosen Pessimismus. Liliencron war unkritisch überhaupt, und also auch gegenüber der Lyrik. Es fehlte ihm an der kritischen Anlage, nicht etwa nur an der Schulung; und obendrein hatte er sich verfangen in dem wüsten Schnickschnack der modernen „Ästheten". Er war unkritisch gegen sich selbst, wie zur Genüge hervorgeht aus den Geschmacklosigkeiten, womit er die oft herrliche Schönheit einer Dichtung mitten hindurch knickt und zerschneidet, daß wir jäh aus aller Illusion, aus Tert und Melodie, herausgestimmt werden, — und er war unkritisch gegen andere. Das letzte wird bewiesen durch seine so fleißig geübte Hantierung des Dichterernennens. W e r an Liliencron ein Geleier schickte, der konnte sicher sein, Liliencron werde ihm als gerührter Kollege in der Feststimmung um den Hals fallen; was aber nicht etwa charakterlose Liebenswürdigkeit, sondern eine Folge seiner großen Impressionabilität war, die ihn über jegliches lebhafte Wort in Entzücken brachte und aus eigener Malkraft die köstlichsten Anschauungen empfinden ließ, wo gar keine vorhanden waren. Wirklich, wenn auch nichts anderes gewesen wäre: Liliencron hätte schon allein deswegen so kritiklos sein müssen, weil er immer auf der Stelle ins Dichten

geriet, so daß die fremden Produktionen auch der schreibschrecklichsten Geister die seinigen wurden und er als Vater sich selber in allen diesen Kindern liebte. Und wenn nun gar erst das Wort „Natur" an sein Ohr schlug und einer die Versicherung abgab, daß er Philister und Idioten nicht leiden möge, da war dann ein Dichter von der allerunsterblichsten Unsterblichkeit, über dessen Erdenenstenz Liliencron ins Tanzen geriet. Das ist nun allerdings schlechte Sache, so den Dilettantismus zu fördern; und wer das tut, wer, statt den Dilettanten gehörig anzubrummen und ihn zu bedeuten, daß er Publikum sei (er ist vielleicht das beste Publikum!) und als Publikum sich zu halten habe, — wer statt dessen den Dilettantismus aufmuntert und begünstigt, der deckt damit einen Mangel auf in der eigenen Anlage und bringt sich selber in Verdacht, daß er das Gute nur unzureichend kenne und gar nicht wisse, wie selten es ist und wie häufig das Affentum. Bedeutende Männer pflegen nur äußerst wenige zu bewundern und zu preisen, nämlich die ganz großen Männer. Unter bedeutenden Männern verstehe ich diejenigen, die wahrhaft bedeutend sind in einer Einzelheit, unter den ganz großen Männern aber die wenigen, die groß sind, von originaler Mächtigkeit sind im ganzen und im einzelnen, und dabei im Leben so groß wie in ihrem Werke.

Ich habe gesagt, daß Liliencron immer gleich selber produktiv erregt sich fand — das bedeutete für ihn doppeltes Unglück. Es hinderte ihn erstens, Miserables als miserabel zu empfinden. Tatsächlich eristierten für Liliencron nicht allein keine miserablen Gedichte, sondern nur großartige; er kannte gar keine Nuancen der Anerkennung und des Lobes. Es hinderte ihn aber auch, noch weit ärger, daran: das wahrhaft Großartige nach seiner ganzen Wucht und Bedeutsamkeit auf sich wirken zu lassen; und das war es auch, nebenbei bemerkt, was ihn abgesperrt hielt von jeglichem ernsten und entschiedenen Interesse an anderem als Lyrik, die ihm zeit seines Lebens einziges innerliches Lebensereignis blieb. Seine Begeisterung war damit eng und ohne höheren Standpunkt, seine Seele klein, so durchaus sie die volle und übervolle Seele des Lyrikers war, — eine tropische Wildnis von nichts als Lyrik!! Liliencron ist typischer Repräsentant einer Zeit, in welcher überall — bei Mangel an Blick und Herz für das Ganze der Dinge im Zusammenhange seiner Lebendigkeit — eine Leidenschaft und Inbrunst für das eine und andere sich hervortut, als wäre es das Ganze, und als hinge jegliches Heil gerade an dieser oder jener Einzelheit.

unsterblichen Dichter Constantin Brunner
Aber Liliencrons Begeisterung war in jedem Falle unbezweifelbar echt; er war ein Mann wie ein Kind — ja das war er, was auch andere anderes sagen mögen, und was für ein Mann er übrigens sonst noch gewesen sein mag. Die Summe und Starke der naiven und neidlosen Bewunderung vor den zeitgenössischen Lyrikern von seiner Art überstieg um ein Erkleckliches seine Schätzung der gesamten Kunstvergangenheit und alles Übrigen in der Welt. Das ist ein ungeheuerliches Resultat? Aber man muß eben verstehen, daß moderne Lyrik ihm das Wichtigste von der Welt bedeutet hat. Er liebte und bewunderte die moderne Lyrik wie sein Vaterland — sie war ihm die engere Heimat, worin er mit all seinem Leben wurzelte. In seinem innigen Verhältnis zu den modernen Lyrikern hat er die Gemeinschaft und den Zusammenhang gelebt, den auch der Vereinsamte und mit der früheren Gemeinschaft Zerfallene auf irgend welche Art leben will und muß. Sein Enthusiasmus für die Mitlebenden, ob er wirkliches fremdes Dichten genoß oder eigenes Hineindichten, überstieg alles Maß, war ihm aber so nötig und natürlich, daß er zeit seines Lebens nicht nachließ; kein Spott vermochte diesen Enthusiasmus umzubringen, keine Geldwunden schwächten ihn ab. Ausgenommen sein ewiges Lachen und Weinen über Geld und kein Geld (gewöhnlich war kein Geld, was Rechnern Kopfzerbrechen machte, wie das möglich war; denn es heißt sonst wohl: Wer Geld hat, hat Freunde, aber bei Liliencron hieß es doch wahrlich: Wer Freunde hat, hat Geld) — abgerechnet sein ewiges Beziehen auf Geld, Geld, Geld erschien Liliencron von unendlich viel weniger Selbstbeziehung, d. h. Beziehung auf die eignen Angelegenheiten und die eigne Innerlichkeit, als andre Männer zu erscheinen pflegen; auch war seine Lyrik keine der Versenkung in sich selbst, jedenfalls mehr gerichtet auf das sinnenmäßige Außen der Welt als in die Tiefe der Seele und ihr stillstes Weben. Wenn wir dieses beides noch hinzubedenken zum schon Bedachten, dann dürfte verständlich genug geworden sein, wie Liliencron jederzeit so wunderbar offen stand für die Weise der andern und für fremde Produktion. Seine Empfänglichkeit für diese kann man sich nicht groß genug vorstellen. Es hat vielleicht niemals ein Dichter mit solcher Publikumsfähigkeit für die Kollegen eristiert, wie Liliencron einer gewesen; und in der beklagenswerten Unsachlichkeit seines Urteils war er derart bewundernswert sachlich, daß er Lyriker, die an Begabung ihm wahrlich nachstanden, ja auch Reimschmiede ohne jegliche Begabung mit so ehrlicher wie fanatischer Selbstverleugnung hoch über sich emporgehoben hat — ein so

echter Dichter war Liliencron nicht nur im Dichten von Gedichten sondern auch von Dichtern.
Muß ich ein Beispiel bringen? Es ließe sich finden, ohne viel Suchen. Doch möchte ich niemandem seine Liliencron-Unsterblichkeit antasten — warum aber nicht mir selber? Ich bin niemand. Gut, ich komme mit mir selber als Beispiel — mit der Erinnerung an ein kleines, äußerlich ganz unscheinbares Erlebnis aus vergangenen, anderen Zeiten.
Iawohl, auch ich war dereinst einer von seinen unsterblichen Lyrikern, einer von den ganz richtigen, die er in den Himmel erhob so hoch, wie gar kein Himmel hinaufreicht. Und doch hab ich als lyrischer Dichter dem Apoll schwerlich jemals gefallen, habe mir selber nicht gefallen, — niemals, trotzdem ich viele Gedichte schrieb, gar nicht wenige auch drucken ließ. Wie das und warum das? Darauf antworten hieße ans Licht bringen, was ganz tief unten verborgen in der Seele liegt; ich werde versuchen, in meiner Lebensbeschreibung davon zu reden, die ich mir aber für den Lebensabend aufspare, wenn ich einen bekomme — man zieht sich nicht eher aus als bis man zu Bette geht. — Hier brauche ich mehr nicht zu sagen, als daß ich unter jedes veröffentlichte Gedicht ein andres Pseudonym setzte, und daß ich keine Sammlung meiner Gedichte herausgab; wozu es mir an Gelegenheit nicht gefehlt hätte. Ich habe mich keinen Augenblick für einen Dichter gehalten; auch nicht, als Liliencron mich dafür hielt.
Das war damals, Anfang der neunziger Iahre; in Hamburg war es. Ich hatte ihm einiges Gedichtete vorgelesen, wozu er mir seine Bemerkungen machte, wie ich es seinen Versen gegenüber tun mußte, und er kargte nicht mit Aufmunterungen, indem er mich goethisch und shakespearisch nannte. Nun, das wäre noch nichts Besonderes gewesen; Goethes und Shakespeares waren das Ordnungsgemäße aus Liliencrons Unsterblichkeitszentrale. Aber einmal, einige Tage lang, stand ich weit über Goethe und Shakespeare, und ich glaube sagen zu dürfen: über sämtlichen andern, die Liliencron jemals über Goethe und Shakespeare erhoben hat.
Ich kann die Sache nicht erzählen, ohne nun einer Vereinigung zu gedenken, die damals ins Leben getreten war und eigentlich auch sofort in den Tod. Sie sollte möglichst wenig den Charakter eines Vereins tragen — ich bewahre noch die gar nicht uninteressanten Statuten dieser

unsterblichen Dichter Constantin Brunner
»freien Vereinigung, die in der Taufe den Namen „Atta Troll" erhalten hatte. Der Atta Troll sollte eine freie Vereinigung sein im Gegensatze zu den — Vereinen der guten Stadt Hamburg; er sollte eine Vereinigung der Freien, der Genialen sein. Er hat nur sehr kurze Zeit, ja, wie schon gesagt, eigentlich gar nicht gelebt. Als Vereinigung genialer Menschen gewiß niemals. Derlei ist wohl an sich selbst unmöglich; und wir wenigstens waren nicht genial genug. Es mögen Genies unter denen gewesen sein, die damals bei Ialandt in der Grindelallee zusammentrafen — einige von ihnen haben wenigstens Ruf und Ansehen erlangt — aber es fehlte ihnen (mit Ausnahme des einzigen Paul Geisler, des Komponisten Paul Geisler) am Kleingelde der Genialität, an dem Brillanten der Augenblicksproduktion. Nein, nicht genial, aber lustig ging es her unter den Bären und wohlgeleckten Bärenjungfrauen des Atta Troll, ausgelassen lustig. Es war dazu auch merkwürdiger Anlaß, nicht allein überhaupt und immer, sondern tatsächlich auch ganz besonders durch die Emmi Rossi. Emmi Rossi — alle, die sie gekannt haben, gedenken mit Fröhlichkeit und Wehmut der Emmi Rossi, dieser personifizierten Parodie und Satire auf jegliche Genialität und Tugend, aus der doch auch, trotz alledem und alledem, etwas wie Genialität und Tugend hervorzubrechen vermochte, und die dabei von so tragikomischem Umfang des Fleisches gewesen, — ach, dieser weibliche Falstaff Emmi Rossi, auf die Otto Ernst und Constantin Brunner „Die hundert besten Witze" gemacht haben! Ein wirklicher Falstaff ist Emmi Rossi gewesen, gleich Shakespeares Bühnenwunder imstande, mehr Lachen zu erregen als irgend ein Mensch auf der Welt; und war sowohl Ursache, daß andere witzig wurden, wie auch selber witzig. Einige ihrer Witze waren so gut, und mit mancher Antwort traf sie es, wie z. B. eines Abends, als der Schauspieler Pauli wie gewöhnlich alle, so auch die Rossi in seiner trockenen Manier gefragt hatte: „Verachten Sie mich, weil ich arm bin?" und sie ihm eben so trocken erwiderte: „Nein, deswegen nicht." Aber darf ich mich denn in jene schönen und ergötzlichen Zeiten verlieren? Die jetzigen Zeiten sind ja auch schön und ergötzlich; und was eigentlich hierher gehört, ist nur, daß ich einstens dort im Atta Troll, vor einem engeren Kreise, ein Gedicht vorlas, ein erzählendes Gedicht, „Die Brüder", nach altägyptischer Überlieferung die Geschichte von Anepo und Bitau, die etwa der biblischen Iosephsgeschichte entspricht. Laßt mich ruhig in meiner Plauderei das alles daherplaudern; und keine der Engelsseelen soll auf den Gedanken geraten, daß ich nur keuschelte

und am Ende doch aus Dichtereitelkeit spräche: weder habe ich jenes— Gedicht veröffentlicht noch werde ich es veröffentlichen, und überhaupt kann mir niemand bestimmte Gedichte nachsagen. Also ich habe erzählt, daß ich ein Gedicht vorgelesen hatte, mit welchen Folgen aber, und ganz besonders auf Liliencron, das kann ich denn doch nicht schildern — weil ich eben, trotz Gedichten, kein Dichter bin. Genug, am nächsten Tage erschien bei mir Liliencron nach einer Nacht, die er infolge meines Gedichtes schlaflos durchwälzt hatte, und damals also ist es gewesen, daß ich seinen Altar dampfen machte, daß ich sein Gott unter den „teutschen Tichtern" war, für den er hätte verglühen mögen — ich lasse mir das nicht nehmen: es ist unmöglich, daß jemals einer ein erhabnerer teutscher Tichter gewesen sein kann. Und am Nachmittage darauf kam er abermals angesetzt, immer noch in der siedendsten Ekstase, und brachte einen geschleppt, der sah aus wie die Kritik selber, und nun mußte ich mein Gedicht vorlesen. Es half nicht noch so verzweifelte Gegenwehr, Liliencron kam wie der Sturm über mich. In meinem Leben habe ich keine so furchtbar brennende Scham gefühlt wie in jener gezwungenen Stunde; war mir schon am Abend der ersten Vorlesung gar nicht so recht geheuer gewesen, so empfand ich nun äußersten Ekel an meinem Gedicht und vor mir selber. Aber schon saßen sie, ich mußte lesen und las. Und als es vorbei war — ich hatte alles heruntergejagt hochklopfenden Herzens und mit zusammengeschnürtem Halse, zuletzt völlig mechanisch, ohne Bewußtsein der Sache und meiner selbst —, da sprach die Kritik kein Wort, ich sprach kein Wort, und auch auf meinen Liliencron, meinen Hymniker, hatte sich etwas Eisiges gelegt und ihn verwandelt; er zeigte eine Physiognomie, als wären es mehrere: eine seltsam verdutzte und verworrene Physiognomie, in der alles auf Mischung ankam. Ich hätte weinen mögen, als sie weg waren, und war doch befreit wie aus der ärgsten Sklaverei und Plage; und auf einmal lachte ich wie ein Narr, der ich ja auch war, aber in jener Stunde aufhörte zu sein. Nachdem ich so gelacht und darauf lange gesonnen hatte, stand ich auf kräftiger und festeren Herzens, als ich gewesen war. Iene Stunde hat nicht wenig mitgeholfen, mir die Augen zu öffnen über den Weg, den wir gehen mit unserer humanistisch ästhetischen allgemeinen Bildung — ich kehrte damals um, gelobte mir nicht mitzutun an der Produktion der Ästheten, das hab ich gehalten; und nicht allzu lange danach zog ich mich zurück in meine Verbannung und Vorarbeit, die mich in den Stand setzen sollten, auch anderen die

unsterblichen Dichter Constantin Brunner
Augen zu öffnen. — Niemals wieder habe ich Liliencron ein Gedicht
gezeigt, — ich habe seitdem keine Zeile mehr gedichtet — und Lilien-
cron verlangte auch niemals wieder eines zu sehen. Die Kritik mußte
ihm irgend etwas Kopfabhackerisches gesagt haben.
Die Kritik hatte Recht gehabt, die Kritik hat immer Recht — ich
meine die wirkliche Kritik, die nichts gemein hat mit der Nörgelei der
Unfähigkeit und mit dem Gewäsche derer, die „das Große klein und das
Kleine groß auffassen". Ich meine also die wahre kritische Besinnung,
woran es uns fehlt, zum großen Schmerze derer, welche die Poesie
lieben, nicht bloß die gerade in der Mode stehenden Poeten; welche das
Bedeutsame lieben und nicht das Berühmte; und denen Poesie und über-
haupt Geist unendlich mehr noch ist als etwas, das sie lieben!
die Kritik, woran es uns zur Zeit fehlt auch einer Erscheinung gegen-
über wie Detlev von Liliencron, dessen Wert wohl richtiger bemessen
werden könnte, als heute durchweg geschieht. Ich habe ihn immer ge-
schätzt, nicht niedriger, aber auch nicht höher als ich ihn noch heute schätze—
ich habe ihn von Anfang an geschätzt, als ihn noch niemand weder schätzte
noch überschätzte; und ich scheue mich heute keineswegs vor denen, die
nicht glauben können, daß wir ihn schätzen, wenn wir ihn nicht über-
schätzen. Doch Liliencron ist wenigstens ein Dichter, und von ihm als
Dichter und von Dichtern überhaupt, und wie sie etwa nach dem Range
einzuordnen wären, sollte hier nicht gesprochen werden, sondern lediglich
davon: daß Liliencron vom Kritisieren nichts versteht und die meisten
seiner göttlichen und unsterblichen Dichter vom Dichten nichts verstehen,
und daß es am Ende mit Deutschland als dem Lande der Dichter wieder
einmal nichts ist —? Trotzdem Deutschland heute an seine Dichter, an
einen solchen Wundersegen von Dichtern, besonders von Lyrikern glaubt,
wie selbst Deutschland bisher noch niemals geglaubt hat, und dieser
Lyrik die erste Stelle einräumt in der Poesie und damit in der Literatur
— denn daß im Grunde nichts andres den Namen Literatur wirklich
verdiene als die Poesie, das ist ja längst ausgemachte Sache nicht allein
mehr unter den Poeten; die nun mit einem erstaunlichen Glauben an
ihre Bedeutung einherprangen, die kleinsten mit dem größten Glauben,
der weit hinausreicht über allen Wert oder Unwert, Eitelkeit, An-
maßung und Lächerlichkeit des in einzelnen Personen Möglichen: der
eben in der Allgemeinheit seinen gewaltigen Rückhalt fühlt. Man
erweist dem einigen Deutschland einen Dienst, wenn man es von Zeit
zu Zeit ein wenig ernüchtert und ihm erzählt, worin nicht die schlechtesten

seiner Söhne und Töchter mit ihm uneins sind Wir wollen
wach sein, sind aber gewiß nicht wach auf die rechte Art und können
nicht ruhig sein über die Gesundheit unseres Verhältnisses zur Kunst,
und daß uns die Seele von wahrhafter Schönheit ergriffen sei, solang
wir nicht unterscheiden zwischen den Leistungen, zwischen dem Großen
und dem Kleinen, dem Rechten und dem Unzulänglichen, dem ernst Be-
deutenden und dem ärgerlich närrischen Affenwesen. Wir dürfen nicht,
wie Liliencron, dilettantisch den Maßstab für das Gute so gänzlich
außer acht lassen; und was er und die Seinen, mit wechselseitiger
Steigerung durch Wirkung und Gegenwirkung, in der Verwegenheit
einseitiger Enge über alle Gebühr in die Höhe geschrieen haben, soll uns
deswegen nicht erhabener vorkommen. Weil soviele Lobeserhebungen
da sind, sind deswegen auch soviele Dichter da? Ein alter „Philosoph"
hatte einst in ähnlicher Weise geschlossen: es gibt Altäre, also muß es
Götter geben.

O Publikum, du bist gewarnt. Sei gewarnt auch vor dir selber.

Du weißt, du weißt, wie du bist, wie du bist, o Publikum — oder weißt
du es nicht? Der „Philosoph" bist du, o Publikum, der immer und
überall so schließt: weil Altäre sind, sind auch Götter. Lies die in gar
mancher Hinsicht interessanten Briefe, die dir besonders interessant sein
mögen, wenn du etwa finden solltest, daß das Bild von Liliencrons
Dichterseele, wie es andere dir vorgemalt haben, nicht Stand halten
will gegen dieses überzeugende Selbstporträt. Laß dich denn über
Liliencron durch Liliencron selber belehren. Aber vor allen den un-
sterblichen Dichtern, die in diesen seinen Briefen vorgeführt werden,
bist du gewarnt, und auch gleich vor den übrigen, die sich, mit'andern
seiner Briefe, selber vorführen werden — es sind noch Riesenportionen
Unsterblichkeit in den Händen ungezählter Dichter; Liliencron hat zu
viele Dichter geliebt, er war verliebt in alle Dichter. Und ob denn nicht
den Dichtern selber bange wird, ich meine jetzt: den wirklichen Dichtern
— schon allein wegen derer, mit denen sie die Liebe und Auszeichnung
durch diesen Don Iuan aller Dichter zu teilen haben? Wenn ich solche
Gefährten in der Unsterblichkeit bekommen sollte, — ich würde
machen, daß ich stürbe!

Alfred Mayer:

Thomas Theodor Heine

Mitte der 8l)er Iahre kam Thomas Theodor Heine nach München.
Er kam aus Düsseldorf, der Heimat des ihm geistig verwandten Namens-
vetters, wo der Maler seine ersten Lehrjahre an der Akademie ver-
bracht hatte. In München wurde nicht der Maler, sondern derZeichner
Thomas Theodor Heine entdeckt. Mit selten anzutreffender Anpassungs-
fähigkeit machte er sich als Mitarbeiter an den „Fliegenden Blättern"
schnell den Stil der Witzblattzeichnung zu eigen, bei dem es nach dem
Bedürfnis der Abonnenten zuvörderst auf Behaglichkeit und Harmlosigkeit
ankam. Ietzt erst, im Rückblick auf die mehr als 20jährige Zeichnertätigkeit
Heines läßt sich der hohe Grad seines künstlerischen Taktgefühls ermessen,
der es ihm möglich machte, damals sein Temperament zu zügeln und nicht
über die Stränge zu springen. Zeichnungen wie „Schauspieler" sind dafür
aufschlußgebend. In dem vor 1895 entstandenen Blatt melden
sich zwar Akzente, die etwas Neuartiges erkennen lassen, als Ganzes aber
reiht es sich grade noch dem Stil an, der dem Geiste eines humoristischen
Familienblattes nicht widerspricht. Und doch spürte man, es gärte in ihm.
Die Stunde Thomas Theodor Heines schlug, da 1895 durch seine
Mithilfe der „Si m pl i z i ssim u s" ins Leben gerufen wurde. Ietzt
erst durfte er es ganz wagen — als Mitbegründer des Simpel — sowohl
im geistig sozialen wie auch im künstlerischen Sinne die politische Witz-
blattsatire, deren bisherige Spezialisten auf die wesentlich anders geartete
Richtung des Kladderadatsch geeicht waren, von Grund auf zu reformieren.
Gegen die behagliche, aber auch verflachende Art der bestehenden deutschen
Witzblätter galt es ein Gegengewicht zu schaffen. Thomas Theodor
wurde der Wegbahner! Er zog die Glacehandschuhe aus, schwang mit
derben Fäusten die Zuchtrute und leuchtete hinein in die Misere unserer
sozialen Zustände. Der Zweck heiligt das Mittel. Was bisher als schier
unmöglich gegolten hatte, es gelang. Bedeutsamer aber noch als die

künstlerische Erscheinung wirkte die starke Persönlichkeit Heines.
Sein größter Ruhmestitel ist der, daß er als Urheber treffsicheren Spottes
in Bild und Wort wenigstens einmal in der Woche viele der politisch
Indolenten — eine Mehrheit im deutschen Volke — aufzurütteln, an
ihr politisches Gewissen mit Erfolg zu appellieren vermochte was
lange in ihm schlummerte, drang an die Oberfläche.
Kurze Zeit brauchte er, um sich von der harmlosen Art der Fliegenden
Blatter zu emanzipieren. Einzelne seiner frühesten Blätter im Simpel
erweisen sich noch als Nachläufer jenes Humors, der in Adolf Oberländer
seinen berufensten Vertreter gefunden hatte. Diese harmlosen Dackel-
geschichten (köstlich ist es, wenn Thomas Theodor seinen Hunden die Flöte
vorbläst) tauchen auch später noch manchmal als unvermutete Atavismen
oder Sonntag-Nachmittags-Reminiszenzen wieder auf. —
Was Thomas Theodor bei dem neuen Unternehmen einen Führer-
posten sicherte, war zunächst seine künstlerische Potenz — später, als Rudolf
Wilke, Pascin und Olaf Gulbransson neben ihm standen, die rein künstlerisch
genommen sich zu geschlosseneren Erscheinungen ausbildeten, da war es
hauptsächlich sein starker, dem Unternehmen ganz unentbehrlicher,
Intellekt, der ihn den zu Anfang eroberten präsidialen Posten
behaupten ließ. Und im Einklang mit dieser starken geistigen Überlegenheit
stand auch die seiner Rasse eigentümliche Beweglichkeit, das vielseitige
Anpassungsvermögen, das ihm fremde Stilarten mühelos und glücklich zu
verwenden gestattet. Da sind es nicht nur die Iapaner und Beardsley, auch
seine engeren Kollegen sind es, besonders Rudolf Wilke, die zeitweise seinen
Zeichnerstil bestimmen. Niemals aber treibt ihn Hilflosigkeit zu solchen
Erkursionen. Heine ist in allen Sätteln gerecht, hat jede Richtung, die
Entwicklung versprach, in den Bannkreis seiner Persönlichkeit zu ziehen
getrachtet. In seiner reichen Natur aber bekämpfen sich von Anfang
an zwei konträre Anlagen (ähnlich wie beim berühmten Namensvetter
Heinrich), die des Lyrikers — von Iugend auf ihm eingeboren — sucht
bei Palette und Pinsel in der Malerei Befreiung, die des Wirklichkeits-
schilderers stellt das Talent rücksichtslos in den Dienst einer ethischen
Überzeugung und läßt sich selbst durch Gefängnisstrafen und behördliche
Bevormundung nicht aus der Bahn treiben. Die Malerei ist ihm immer
Zuflucht und Erholung, die Zeichnerarbeit beim Simpel Kampf
und Beteiligung an der sozialen Arbeit. Die Malerei erlöst ihn von seinen
deutschen Sentiments, bringt alle seine feminine gearteten, zarten Emp-
findungen in Bewegung. Hinter den Zeichnungen aber steht ein Mann, ein

Th. Th. Heine

Mutiger, ein Kenner des Lebens. In seinen Landschaftsbildern „Angler", „Holzbrecher" usw. bestimmt ihn mehr das deutsche Gemüt, obwohl er auch hier von den Franzosen gelernt hat, was sich bei einzelnen seiner Portraits noch offenkundiger ausdrückt. Manchmal findet auch hier seine esprit-volle Laune Raum, sich zu betätigen (Beispiel: „das Fräulein mit dem rosenbekränzten Lämmchen"), aber das Moment der Farbe, die koloristische Flächenwirkung bestimmt schließlich den künstlerischen Eindruck des Gemäldes. Schöpferische Gedanken entstehen ihm erst beim Zeichnen. Das Visionäre in grotesker Verarbeitung gelangt besonders gern in animalisch empfundenenMenschengestalten und in sonderbaren Tiergestalten (unheimlich gespenstische Kater), die an Edgar Poe und E. T. A. Hoffmann gemahnen, in Engels- und Teufelsgestalten (die letzteren in phantastisch tierartigen Zwitterbildungen) zu einprägsamster Wirkung. In die Reihe der deutschen Teufeldarstellungen haben die Heine'schen eine durchaus neue bereichernde Note hineingebracht. Anderseits haben seine nicht minder originell stilisierten, überschlanken Engelsgestalten mit den Zügen kleiner Großstädterinnen ins Deutsche übertragene präraffaelitische Attitüden. Das Neue in der Heineschen Zeichenkunst war aber vor allem die dem Witz sich anschmiegende Linie. Die Linie ist ihm primäres Ausdrucksmittel. Witz und Zeichnung durchdringen sich bei ihm umso mehr, da er, im Gegensatz zu „Oa ha", auch der Finder des Witzes ist. Durch die meisterhafte Art, die gesamte Flächenwirkung bunt und bewegt zu gestalten^ gelang es Th. Th. die deutsche Plakatkunst zu heben, in der er Vorbildliches geleistet hat. —

Neuerdings hat sich Heine an einigen Skulpturen versucht. Und wieder entstanden „Teufel" und „Engel" als skurrile Schöpfungen einer Phantasie, wie sie in der ganzen Kunstgeschichte nur germanischen! Geiste eigen war. Diese zwei schnell populär gewordenen, unerhört sonderartigen Gebilde sichern ihm einen Rang auch unter den zeitgenössischen Plastikern.

Hervorragend großartig gelang auch ein erster R a d i e r versuch, ein „Diana" genanntes Blatt, dessen Weichheiten und poetische Ingredienzen sich mehr mit dem Stil des Malers berühren. Der Buchkunst hat Thomas Theodor zunächst durch seine Vignetten und Zierleisten wesentliche Bereicherungen gegeben. Diese grazilen Modernisierungen des „Biedermeier" und „Empire" haben unseim modernen Kunstgewerbe, auch der architektonischen Ornamentik, starke Anregungen gegeben. Weniger entsprechen die Buch-Illustrationen zu Hebbels „Iudith" -—

trotz überraschend guter Schwarz-Weiß-Wirkungen — den damals gehegten Erwartungen. Heine wird der herben Kraft Hebbelscher Dichtung nicht gerecht, vielmehr erscheint der ganze, zur Anwendung gebrachte, paradore Linienstil, bereichert zwar, aus der perversen Atmosphäre der Oskar Wildeschen und Beardsleyschen „Salome" herübergenommen.

Wie ist dieser besondere Mensch, der für seine Ideen gekämpft und gelitten hat, als Künstler in unserer Zeit zu werten?

Mit der Beantwortung dieser Frage wird sich die nächste Generation zu befassen haben. Uns fehlt zunächst noch die Distanz zu dem noch jungen Künstler, der in der Vollkraft seines Schaffens stehend,'noch weiteres Neuland entdecken könnte. Nur Eines können wir heute mit Bestimmtheit feststellen. Th. Th. Heine, ein Pionier in unserm deutschen Geistesleben, hat die deutsche Graphik mit gutem Rüstzeug in neue Bahnen gelenkt.

Walter Harlan.

Der „Wille zur Kultur"")

Des Esels störrisches Geschrei,
Des Klosterbruders Lebenswandel,
Im Drosselnest das Kuckucks-Ei,
Am Schuh das nachgeschleppte Bandel,
Sieh doch, Abarten sind es der Faulheit!
Schulmeisters ewiges Geschelt,
Des Damenpastors Honigmaulheit
Und alle, alle Sünden der Welt,
Sieh doch, Abarten sind es der Faulheit!
Aber für Menschen schuften und schanzen,
Am Feierabend singen und tanzen,
So tun wir Gottes Dienst, den ganzen.

') Ein Willensecho auf den Programmaufsatz des neuen Herausgebers: „Kulturpolitik" (l, Januarheft). D. Verf.

Oskar von Schütte:

Richtet nicht ....

Eine Erzählung aus den Bergen.

(Fortsetzung.)

2.

Dem Christian war von der Mutter ein Tag vergönnt worden nach dem Breitenast zu fahren.

Für diesen einen Tag hatte er viele Wochen gelebt. Die Bahnfahrt war an dem Bergwald zu Ende. Eine Stunde ging es aufwärts zu Fuß. Die Sonne stieg hoch auf vor ihm. Hier war Wärme und Licht in den Menschen und in der Erde. Auf dem Tannenhof lebten sie im Schatten.

Eine wundrige Bangigkeit zitterte in seinem Herzen. Die machte ihn sonderbar müde, daß er nur in kleinen Schritten vorwärts kam. Er blieb stehen und atmete sich die Brust weit. Hier war die Kreuzung, wo sich die Wege gabelten. Linkshinauf ging es zu den alten Gruberleuten, geradezu aber führte der Weg nach dem Selhöfli, wo er die vier Iahre hindurch jeden Abend und jeden Morgen die Milch mit geholt hatte, um sie nach der Stadt zu fahren. Christian lachte fröhlich vor sich hin, als er entschlossen den Weg geradezu nahm. Nun konnte er auch tüchtig ausschreiten. Im wurde froh, singfroh. Er erschrak. Das durfte nicht sein, denn er trug Leid. Damit kam auch wieder ein Verzagen über ihn. Was wollte er auf diesem Wege? Er war nicht der Herr auf dem Berge, wie durfte er das Anni begehren. Die Mutter würde sie halten als eine Knechtsfrau, und sie war wie ein Prinzeßlein, das eine rotgoldene Krone auf dem Kopfe trug. Ganz hoch trug sie diesen Kopf, der ihr winzig klein auf einem feinen Halse saß. Winzig kleine Hände auch hatte sie, in die sie immer hineinblies, wenn es morgens kalt war. Unwillkürlich blies nun Christian seinen warmen Atem kräftig vor sich hin. Der dampfte in der dünnen Luft. Nur immer so weiter aus tiefen Lungen in die Zaghaftigkeit blasen, und den Mut,

der ihm absterben wollte, neu anfachen, daß er vor dem Anni auch hell auflodern mochte.
Aus der Mulde stieg ein feines Ringelwölkchen hoch. Mit aller Gewalt mußte Christian an sich halten, um nicht vor Freude ins Land zu jodeln. Große Schritte machte er über die Wiese. Ietzt noch über den Graben gesetzt, da stand er vor der Türe. Er wischte mit dem weißen Taschentuch, das ihm die Linni fürsorglich mitgegeben hatte, unter der Mütze weg, über die Stirne. Das Herz saß ihm doch im Halse. Er klopfte endlich zaghaft an die kleinen Scheiben.
Anni machte die Türe auf. Große ernstgraue Augen sahen auf Christian, den Vaterlosen.
Ihm wurde fast weinerlich vor diesem stummen Mitleid.
„Tretet immer ein", sagte das Anni leise.
Er folgte ihr, ohne ein Wort zu sagen.
„Den Vater trefft Ihr nicht im Hause. Wenn Ihr das Mittag mit mir allein nehmen wollt, Ihr könnt schon mittun."
Christian wunderte sich, wie sie den langen Satz hinsagen konnte, ohne zu stocken. Ihm war die Kehle wie zugeschnürt. „Gern", brachte er endlich feierlich heraus.
„Nehmet immer Platz", fuhr Anni geschäftig fort. Sie wies ihn an das obere Ende der Bank. „Besser dort", lächelte sie. „Hier unten ist noch etwas feucht vom Putzen. Ich habe niemand erwartet."
Christian blieb stumm. Seine Augen aber schienen eine gewaltige Zwiesprache mit dem Anni zu führen, denn immer wieder las sie eine Frage darin, auf die sie eine Antwort zu geben hatte.
„Nun seid Ihr also der Herr vom Tannenhof", sagte sie mit verhaltenem Atem, nachdem die Suppe ausgelöffelt war.
„Nein", antwortete Christian laut und hart.
Anni sah erschrocken auf. Sie wollte ihm nicht wehe tun. Der alte Gruber hatte doch gesagt, daß der Christian als einziger Sohn den Vater beerben müsse. Es wurde ihr nun schwer weiter zu reden. Verschüchtert schob sie ihm noch den Kaffee zu und die Kartoffeln. Er griff ordentlich hinein, denn hungrig war er von dem Marsch. Mit dem Essen kräftigte sich auch sein Mut wieder, der ihm vorhin armselig schien, wie ein neugeborenes Kind. Während das Anni vom Tisch räumte, ging er in der Stube auf und ab. Das half auch allemal zu einer Rede.

„Andere werden denken," begann er langsam und jede Silbe ab-
wägend, „daß ich der Herr sein müßte. Vom Vater haben sie es auch
geglaubt. Dennoch ist er es niemals gewesen. Die Mutter war immer
der Herr auf dem Hof und die Mutter ist es auch jetzt. Nun hat aber
dieses wenig zu tun mit dem, was ich mir für mein eigenes Leben aus-
gedacht habe.
Dem Menschen kann mancherlei von außen ankommen, heute so,
morgen wieder anders, das mit einem Entschluß des Herzens nichts
gemein haben darf. Was ich aber in meinem Herzen habe, das lebt
und stirbt mit mir allein."
Anni stand in andächtiger Verwunderung vor Christian. Erst frei-
lich, da stockte ihm das Wort und er mußte oftmals den Satz von vorne
wieder anfangen, um in den Schwung zu kommen. Mit eins aber rankte
sich ihm die Rede, wie die rotfarbene Wicke draußen am Hause in
Sommerszeit. Die hatte sie sich einmal vom Felde geholt und vor die
Sonnenfenster gepflanzt. Da hatte das Blühen auch lange zurückge-
halten, dann aber mit der ersten Blume trieb auch gleich eine ganze
prächtige Kette hintereinander weg.
In der Stube war es mittlerweile dämmrig geworden.
Eine Schneewolke hatte sich über die Landschaft gelegt. Das
Licht kam spärlich bei den kleinen Fenstern herein. Christian tat einen
Schritt näher zum Anni. Seine große, ernste Hand faßte nach der ihren.
„Hier", sagte Anni einfach und hielt ihm auch die andere Hand hin.
Christian mußte vor Glück und der Weihe dieser Stunde hinsitzen.
Ietzt brauchte es keiner mühsam zusammengeholten Worte mehr. Das
Gefühl wurde übermächtig und hielt die beiden still und dicht neben-
einander.
Anni vergaß ihr Lachen, das fröhliche Schwatzen und das Abend-
futter für die Kühe auch.
Die meldeten sich gar bald mit einem gewaltigen Rumoren in die
feierliche Stille hinein.
Nun fand die Anni auch schnell ihr Lachen wieder. Hurtig war
sie bei der gewohnten Arbeit. Christian tat ihr allerlei Handreichungen
dabei. Der Abend senkte sich noch früh auf die Erde in dieser Iahres-
zeit, droben aber auf dem Breitenast mußte er vor Nacht eintreffen.
Er zündete die Weglaterne an und das Anni begleitete ihn über die
Wiese bis an die Waldgrenze. In der frischen Luft war der feierliche

Bann von ihnen getan. Sie drängten sich fest aneinander und ihre warmen
Lippen fanden sich in langen, herzensseligen Küssen. Das Land stak im
dichten Nebel, daß Anni bald nicht einmal mehr den schwachen Schein
der Laterne sehen konnte. Sie juchuzte in den Wald hinein. Es klang
zurück froh und prächtig nachschwellend.
Anni stand noch lange und ließ ihre Wünsche gar hoch gehen, höher
als des Christians Weg. Es streckte sie ordentlich. „Ich will ihn lehren
der Herr werden', schloß sie endlich ihre Gedanken für die Zukunft.
Dann würde sie auch die Herrin sein mit einem echt silbernen Gehänge
an der seidenen Tracht. Sie lachte über den kleinen Hochmut, der sich
ihr dergestalt in die Glieder legte, daß sie heimstolzierte wie der welsche
Hahn auf ihrem Hof. Den ganzen Abend hindurch gab es ein fröhliches
Singen im kleinen Haus in der Mulde, und nachts kamen ihr die
wunderlichsten Träume. Erst war sie wie eine Königin droben auf dem
Tannenhof. Dann schwebte sie wie eine Wolke darüber und sah sich
dennoch Haus und Hof regieren, als wäre sie doppelt. Die Wolke, die
sie selbst war, fiel zur Erde nieder, und dann mußte sie als Anni und
mit blutenden Füßen den Berg wieder erklettern Schritt für Schritt.
Mit der Hand auf dem Herzen erwachte sich noch vor dem Morgengrauen.
Sie stand schnell auf, machte Licht und zog sich an. Sie war bange ge-
worden vor der schweren Unsicherheit des Traumes. Sie wollte tüchtig
schaffen, sich die dummen Verängstigungen wegarbeiten, denn der
Christian wollte auf dem Heimwege noch einmal wieder vorkommen.
Auf dem Breitenast warteten die alten Grubers ungeduldig. Es
war beinahe Nacht und noch immer konnte der Gruber nichts von
Christians Weglaterne erspähen. Das Muetti rührte mit viel Sorgfalt
an dem „Rösti", welches des Christian Lieblingsessen war.
„Nimmt mich doch wunder, wo er sich so verschwatzen wird", meinte
der Gruber und zwinkerte mit den Augen. „Nimmt mich gar nicht
wunder", lachte das Muetti. „Wird ihm gar nötig sein mit etwas das
Herz zu erquicken nach den Lasten, die er auf sich genommen hat als der
Herr vom Tannenhof."
„Ia und der Frau Veronika erstmal den Kamm stutzen, der ihr
mächtig geschwollen war zu des Fritz Lebzeiten. Den Christian, den
werden wir nicht umsonst zum Selbstgefühl angehalten haben." „Und
das Anni kommt nun dahin, wo ihre Mutter schon hätte sein sollen",

sagte das Muetti nachdenklich und deckte das „Rösti" warm. Sie schickte sich eben an den Kaffee aufzubrühen, da tönte Christians Iodler vom Wald herauf.
Der Gruber nahm den Mantel um, zündete die Laterne an und wartete damit vor dem Hause.
Das war nun ein Wiedersehen! Erst mußte der Christian tüchtig essen, denn darauf hielten die Grubers vor allem. Nachher setzte man sich um den warmen Ofen, und nun mußte er berichten — alles der Reihe nach, von des Vaters Tode an, der ihn damals so plötzlich vom Breiten-ast weggerufen hatte.
Der alte Gruber schüttelte bedenklich den Kopf. Es wollte ihm gar nicht gefallen, wie es nun zuging auf dem Tannenhof. „Weiber-wirtschaft", rief er so oft dem Christian in die Rede, daß die Mutter Gruber nicht mehr an sich halten konnte, wenn sie auch sonst zu allem, was der Vater sagte, mit dem Kopf nickte.
„Weiberwirtschaft hat auch sein Gutes, das kann man an jedem Hof sehen, wo eine tüchtige Hausfrau sich dazuhalte. Und an dem Hof der Frau Veronika findet sicher niemand etwas auszusetzen." „Es hat nicht Hand, nicht Fuß", wetterte der alte Gruber unbeirrt weiter. „Der Sohn darf sich nicht ablohnen lassen wie ein Knecht, wo er von Rechts wegen zu gleichen Teilen der Herr ist. Morgen, Christian, mache ich mich mit dir auf den Weg, denn du bist gerade so dumm wie dein Vater seliger war. Der hatte sich auch den Herrn wegschnappen lassen. Und das Anni, das sage ich dir gleich, noch ehe du um sie gefreit hast, wozu jetzt auch nicht die Zeit wäre, — das Anni also darf mir nimmer eines Knecht's Frau werden."
Christian war schwer erschrocken, wie der alte Gruber mit den nötigen Pausen, um dazwischen zu husten oder in den Ofen hinein zu spucken, diese lange Predigt losließ.
Er sprang auf von seinem warmen Ofenplatz und lief hin und her.
Die Hitze in der Stube dünkte ihm unerträglich und er riß die Tür auf.
Der alte Gruber schloß aber gleich wieder zu.
„Du weißt, Christian," sagte er, unangenehm erstaunt über das un-ruhige Gebaren des früheren Knechtes, „daß wir solches niemals leiden mochten. Im Sommer mag es angehen die Luft in die Stuben zu lassen. Winters jedoch haben Tür und Fenster verschlossen zu bleiben, denn man heizt nicht für den Wind."

Christian fand auch nicht mehr den Mut, dem alten Gruber von
seinem Werben auf dem Selhöfli zu erzählen. Freilich, er wollte ja selbst
auch das Trauerjahr abwarten und dann erst das Anni heimführen als
seine liebe Frau.
Mit der Nachtruhe war es vorbei. In seiner alten Kammer oben
verbrachte er böse Stunden. Mit aller Seligkeit hatte es nun fürs
erste ein jähes Ende.
Am Morgen schien er ganz alt. Die Arme hingen ihm bleischwer,
und in den Knieen fühlte er eine nie gekannte Schwäche. Gebückt ging
er neben dem alten Gruber einher, und schier endlos kam ihm der Weg
talwärts vor. Als sie an der Kreuzung angelangt waren, da sah er
schon das Ringelwölkchen aus der Mulde hochsteigen, gleich einem
lustigen Morgenlied.
„Helft mir, Vater Gruber", stöhnte er schwer.
„Wenn das so leicht wäre," meinte der alte Gruber kopfschüttelnd.
„Ihr seid ein Geschlecht, dem auf einfachem Wege nicht mehr zu helfen ist.
Wo erst Weiber regieren, da ist der Mann am Eingehen. Groß gc-
wachsen seid ihr und auch stark. Aber das ist nur noch ein letzter Auf-
schuß. So das Mark, das aus der Wurzel kommt, scheint mir nicht
mehr in euch zu sein."
Das war alles nicht tröstlich zu hören. Christian senkte den Kopf
noch tiefer. Dem alten Gruber glaubte er aufs Wort. Der verstand
das Prophezeien wie Keiner. Was der vorher sagte vom Wetter und
vom Wachstum, traf immer ein.
„Und was macht auch das Linni?" frug der Gruber nach einer
langen Pause. Dieses stumme Einhergehen neben dem trübseligen
Christian machte den Weg in dem Halbdunkel des Wintermorgens nicht
fröhlicher.
„Das Linni weint gar viel dem Vater nach."
„Nun, dann werde ich sehen das Linni etwas auf den Breitenast zu
bekommen."
„Nein, Vater Gruber, das dürft Ihr mir nicht antun. Die Linni
müßt Ihr mir auf dem Hof lassen. Wie soll ich es sonst wohl in dieser
Herzenseinöde aushalten?"
Der alte Gruber schüttelte viel den Kopf. „Alles verkehrt." Der
Christian machte mit eins große Schritte, als wollte er der eigenen
Schwere davonlaufen. Der alte Gruber folgte gleichmäßig und hielt

Selbstgespräche. „Das ist so mit der Weiberwirtschaft," brummte er;
„sie hat dem Fritz von der Tannen das Selbstgefühl beschädigt, sie wird
es auch dem Christian zerstören. Hier geht ein Geschlecht an den Weibern
zugrunde. Die „Tannens" gehörten auch längst nicht mehr unter
Bauern. Da steckt schon eine ganze Weile das Verquerte drin, das sich
nicht mehr mit dem Acker, mit dem Vieh und mit der Bibel begnügen
kann. Darum werden sie für das Selbstgefühl untauglich und schwach
im Willen. Es waren just fünfundzwanzig Iahre, da hatte der Fritz
oben bei ihnen auf dem Breitenast die Bertha von Selhof getroffen.
Eine richtige Liebe war es geworden zwischen den Beiden, eine Liebe mit
heißen Schwüren von ewiger Treue und lieber mit einander in den
Tod gehen wollen, als von einander lassen können. Ia dann hatte der
Fritz auf Geheiß seiner Mutter sich mit der Veronika von der Tannen
versprochen und die Bertha hatte aus Gram und Unbedacht und Trotz
den ersten Knecht in ihre Kammer eingelassen. Und später, wie ich
ihn ganz verelendigt in der Stadt angetroffen hatte, da konnte ich mit
meiner Meinung auch nicht zurückhalten. Mach dich hinter die Bücher,
sagte ich ihm, scher dich nicht um den aufgedrungenen Hof. Den besorgt
die Veronika ganz alleine mit ihrer Habgier. In den Büchern findet
sich sicher das Tröstliche für dich. Damals kaufte er sich zusammen, was
er später seinen „Schatz" nannte.
Richtig hatte ich ihm geraten. Noch vor Iahresfrist hatte es den
kleinen Christian gegeben. Nun dachte ich in meinem Sinn, er würde
jetzt der Frau Veronika auch das Parieren beibringen und dem Sohne
zu Liebe Freude haben an dem Gedeihen der Wirtschaft. Nichts von
alledem. Die Veronika hatte die Kinder und den Hof." Wie immer,
wenn er ausgiebig mit sich selbst geredet hatte, ohne daß ihn einer mit
einer gegenteiligen Meinung unterbrach, ward es dem alten Gruber
klar, daß er jetzt nichts ausrichten würde auf dem Tannenhof und daß
seine Reise keine Früchte bringen konnte für den Christian.
Trotzdem der Zug in Sicht war, blieb der Gruber immer noch auf
dem Weg und schwätzte mit einem Dörfler. Christian wartete schon
vor dem Geleise. So im allerletzten Moment trat er an den Zug heran
und erklärte dem Christian, daß er es unterwegs reiflich überlegt habe
und doch lieber jetzt nicht mitführe. „Wenn es dann durchaus nicht mehr
ginge, nun dann magst du schreiben", rief er noch dem in Eile einsteigen-
den Christian nach.
Der drückte sich in eine Ecke. Da fuhr er also hin ohne jegliche

Wehr. Der Kopf sank ihm vornüber. In richtigen Knabentränen floß
es ihm die Wangen herab.
Dem alten Gruber war es auch recht unbehaglich zu Mute. Er
war doch nicht ganz sicher, ob es nicht etwas wie Angst gewesen war
vor den kalten Augen der Frau Veronika, welche ihn abgeschreckt hatte,
sich der Sache des Christian anzunehmen.
Er konnte es der Veronika nicht übel anrechnen, daß sie den Besitz
hoch hielt, denn was sollte aus solchem stolzen Anwesen werden, wenn
da ein jedes den verliebten Launen nachspringen wollte. Der Christian
war noch zu jung. Ein wenig Überlegung mußte da noch hinein. Der
alte Grnber suchte nach vielen Vernunftgründen für das, was sein Ge-
fühl für den Christian nicht recht heißen konnte in ihm. Ia der Christian.
Es würde eine Zeit lang gehen, bis er sich auf sich selbst besinnen lernte.
Sonst wäre er doch nicht tauglich für das Leben. Und mit dem Anni,
das Heimliche, das dürfte schon gar nicht sein. Dazu war ihm sein
Patenkind denn doch zu gut. Er machte, bei der Kreuzung angelangt,
auch den Umweg und klopfte im Selhöfli an die Türe.
Das Anni öffnete herzensfreudig. Sie hatte den Christian erwartet.
Nun stand der Pate vor der Türe. Da blieb ihr der Gruß auf den
Lippen und die Augen sahen fremd und traurig auf den Alten.
„Der Christian ist auch wieder heim", sagte der Gruber und hing
geräuschvoll den Mantel und die Mütze an den Türpfosten.
Des Anneli Augen verdunkelten sich vor den aufsteigenden Tränen.
„Er hat sich auf deinetwegen ausgesprochen mit uns", redete er
fort, um so am schnellsten mit des Anni Traurigkeit fertig zu werden.
„Er wird schreiben, wenn es erst in Ordnung sein wird mit seinen An-
sprüchen. Denn wie das jetzt besteht, dürftest du mir nicht auf den Hof.
Das konnte uns nicht passen, du als die Magd von der Frau Veronika."
Das Anni richtete sich auf. Den kleinen Kopf warf sie nach hinten
und die Augen sprühten den Paten aus den Tränen heraus, zorn-
erfüllt an.
Dem alten Gruber war das so lieber, als das weichherzige Ge-
flenne, das schlecht in ihre Art paßte. Er zündete sich gemächlich die
Pfeife am Herdfeuer an, um so das Donnerwetter, zu dem sie sich an-
schickte, über sich ergehen zu lassen. Prächtig war sie anzusehen und die
Worte sprangen ihr los wie die Funken vom Kleinholz.
„Gerade immer, wenn es dem Menschen am schwersten oder am
seligsten ist, mischen sich die andern hinein. Und gerade dann, wenn

man sie recht weit wegwünscht, kommen sie ungebeten, ihre Tröstungen in des Gemütes Tiefstes zu rühren. Ihr, Pate, hättet Euch dies traurige Geschäft sparen können. Man war ja noch gar nicht zu sich gekommen, so jung war das alles in der Seele." Anni kam nicht weiter. Am ganzen Körper zitterte sie, wie im starken Fieber.

Der Gruber wurde kleinlaut. Er kratzte sich öfter hinter die Ohren, aber besonders Gescheites wollte ihm da vor des Anni Stürmen nicht einfallen. Schließlich war ihm auch die Pfeife ausgegangen.

„Ach was," begann er endlich und zündete sich die Pfeife von neuem an, „der Christian ist ein Mutloser, genau wie sein Vater seliger. Der liebte auch erst —" Der Gruber paffte schnell hintereinander weg. Wahrhaftig, da wäre er bald nicht besser gewesen als ein schwatzhaftes Frauenzimmer bei der dritten Tasse Kaffee. „Ia also, des Christians Vater hatte eben auch eine andere geliebt und dennoch die Veronika vom Tannenhof genommen, weil das in den Familienbesitz paßte."

Anni schüttelte den Kopf. „Das glaubt Ihr selbst nicht von dem Christian." Sie weinte nun ergeben vor sich hin.

„Sieh Anni, solche Zeiten muß eine jede tüchtige Liebe durchmachen. Es sind auch nicht die schlechtesten, weiß man nur erst, wie es nachher wird. Mein Muetti ist sicher eine der Besten, aber so stark hat es uns doch nie wieder im Gefühl gehabt, als da wir umeinander bangten in der Fremde. Soweit ich den Christian kenne, kannst du ihm wohl vertrauen. Aber vergiß nicht, daß die Frau Veronika eine Harte ist, wie der Berg, auf dem der Hof steht. Der bröckelte in Iahrhunderten nicht ab. So und nun betröste dich. Koche einen guten Kaffee, denn es ist mir recht danach zu Mute nach dem Spaziergang in der Winterfrühe."

Anneli bewegte sich mühselig um den Herd. Sie kehrte gedankenschwer zu dem Traum der Nacht zurück. Der hatte ihr gezeigt, daß des Herzens Seligkeit flüchtig ist und alle Wirklichkeit von unsicherm Bestand.

Fortsetzung folgt.

R u
n
s ch
a u

Politische Rundschau.

Von vi C. Mühling.

Die Reichstagswahlen — Österreich und Italien. — Das neue französische Ministerium.

Über das, was die Herzen der Deutschen zur Stunde am meisten bewegt, über das Ergebnis und die Wirkung der Reichstagswahlen, wird im nächsten Hefte dieser Zeitschrift ein besonderer Aufsatz berichten. In dem Augenblick, in dem diese Zeilen geschrieben werden, sind noch nicht alle Stichwahlresultate bekannt. Aber man sieht schon, daß die Stichwahlparole der fortschrittlichen Volkspartei, die den Kampf gegen die klerikal-konservative Mehrheit proklamierte, in vielen Wahlkreisen von den Wählern nicht befolgt worden ist. Es ist darum sehr wahrscheinlich, daß die bisherige Mehrheit zwar geschwächt, aber nicht beseitigt wird. Unter allen Umständen wird aber die Mehrheit der linksstehenden Parteien, des Blocks von Bebel bis Bassermann, wenn sie doch noch zu Stande kommen sollte, nur so geringfügig sein, daß sie durch den Anschluß einiger Abgeordneten vom rechten Flügel der nationalliberalen Partei an die Gruppen der Rechten in eine Minderheit verwandelt werden kann. Dann würde unter Umständen der blinde Zufall über wichtige Gesetzentwürfe entscheiden. Für die nationalen Forderungen, das läßt sich mit Bestimmtheit schon heute voraussagen, wird die Regierung in diesem Reichstag eine große und sichere Mehrheit finden. Für die Deckung dieser Forderungen durch eine Steuer, die nur die starken Schultern belastet, wird ebenfalls eine Mehrheit zusammengebracht werden können. Die Annahme einer etwa von der Regierung vorzulegenden Erbschaftssteuer scheint gesichert, da für sie auch die kleine Gruppe der Reichspartei stimmen wird. Dagegen wird die Lösung der anderen großen Aufgabe, die der deutschen Volksver-

tretung harrt, die Erneuerung der Handelsverträge, wohl große Schwierigkeiten bereiten. Mehr läßt sich in diesem Augenblick, in dem das Ergebnis von vierunddreißig Stichwahlen noch unbekannt ist, nicht sagen.

Nur über die Wahlparolen, die eine so tiefe Erbitterung zwischen den bürgerlichen Parteien erzeugt haben, noch einige Worte. Die Regierung hat in ihren offiziösen Kundgebungen die Unterstützung der Sozialdemokratie als eine Art von Vaterlandsverrat gebrandmarkt.

Der Vorstand der fortschrittlichen Volkspartei hat sich durch diese Kritik seiner Absichten nicht beeinflussen lassen, sondern den Wählern empfohlen, bei den Stichwahlen unter allen Umständen gegen die Kandidaten der Rechten zu stimmen.

Die Konservativen haben infolge
dessen erklärt, daß sie wenigstens
indirekt die Sozialdemokratie, wo
sie gegen die fortschrittliche Volks-
Partei kämpft, durch Stimment-
haltung unterstützen würden, und
haben sich darüber entrüstet, daß
dieser Beschluß weder von der
Regierung noch von einem Teile
ihrer eigenen Parteigenossen ge-
billigt worden ist. Dazu haben
sie nicht den geringsten Grund.
Ihr Verhalten ist in der Tat schwer
zu verstehen. Denn wenn auf
irgendeinen Fall, so ist auf diesen
der Spruch anwendbar: „5i 6uu
taciunt iclem, non e5t i<iem".
Der Liberale, der einem Sozialisten
seine Stimme gibt, wählt einen
Abgeordneten, von dem er er-
warten darf, daß er für eine ganze
Reihe seiner Forderungen ein-
treten wird. Ia es gibt für
ihn gar kein anderes Mittel, um
die Erfüllung dieser Forderungen,
die ihm für das Gedeihen seines
Vaterlandes unerläßlich erscheint,
durchzusetzen. Er tut das, ohne
dadurch die Lösung anderer, nicht
minder wichtiger Aufgaben seines
Programms zu beeinträchtigen, weil
er sich für diese mit anderen Parteien
zu einer Mehrheit verbinden kann.
Er treibt also lediglich Realpolitik.
Der Konservative aber, der für
einen Sozialisten stimmt oder in-
direkt seine Wahl unterstützt, ver-
hilft einem Abgeordneten zum Siege,
mit dem ihn kein gemeinsames
Interesse verbindet, der für keine
einzige seiner Forderungen ein-,
tritt, und tut dies zum Schaden
eines Gegners, der gerade in den
Fragen, die er unermüdlich für
die wichtigsten erklärt, an seiner
Seite steht. Er treibt also keine
Realpolitik, sondern eine der Ver-
ärgerung und dem Haß entquellende
Gefühlspolitik und gleicht dem
trotzigen und nicht sehr intelligenten
Knaben, der den denkwürdigen Aus-
spruch tat: „Es geschieht meinem
Vater ganz recht, daß mir die
Finger erfrieren, warum kauft er
mir keine Handschuhe?"
Und nun zu einer aktuellen
Frage der äußeren Politik.
Die von allen seinen Feinden
so niedrig eingeschätzte Widerstands-

kraft des Dreibundes wird augenblicklich durch eine Bewegung auf eine harte Probe gestellt, die den Streit der Parteien in der österreichischen Monarchie um einen neuen Gegenstand bereichert. Der österreichische Abgeordnete Steinwender hat im vorigen Hefte von „Nord und Süd" diesem Gegenstand eine orientierende Darlegung gewidmet. Er setzte in diesem Aufsatz auseinander, wie mächtige und einflußreiche Parteien und Persönlichkeiten von tiefem Mißtrauen gegen den südlichen Nachbarn des österreichischen Kaiserstaates erfüllt sind, gab aber gleichzeitig der Hoffnung Ausdruck, daß es gelingen werde, dieses Mißtrauen auszurotten, weil es seinen Grund in Mißverständnissen habe. Diese Mißverständnisse sind denen sehr ähnlich, die das Verhältnis Deutschlands zu England in den letzten Iahren so unheilvoll beeinflußt haben, daß die Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen diesen beiden Mächten den Charakter einer Sisyphusarbeit angenommen hat. Diese Mißverständnisse müssen aufgeklärt werden, wenn das Bestehen des Dreibundes, der noch immer eine mächtige Friedensgarantie für

das erregte Europa ist, nicht ernstlich gefährdet werden soll. Denn die Partei, die unter ihrem Einfluß steht, erbittert das Volk gegen den Verbündeten und will den Leiter der äußeren Politik des Kaiserstaates beseitigen, weil er sich von diesem Mißtrauen nicht anstecken läßt. Ihre Agitation hat natürlich auch in Italien ein Echo gefunden. Man verkennt jenseits der Alpen ihre Beweggründe in derselben Weise, wie man in Österreich die Motive gewisser Maßnahmen verkennt, die von der italienischen Regierung ergriffen worden sind. Das Arsenal, aus dem die österreichischen Klerikalen — denn sie sind die treibenden Kräfte dieser Bewegung — ihre Waffen beziehen, ist Danzers Armeezeitung. Diese Zeitschrift, die Beziehungen zum österreichischen Kriegsministerium unterhalten soll, und an der viele aktive und inaktive Offiziere mitarbeiten, hat es sich zur Aufgabe gemacht, die militärischen Maßnahmen Italiens kritisch zu beleuchten, und aus ihnen Schlüsse auf die Absichten zu ziehen, die der südliche Nachbar gegen Österreich im Schilde führt. Sie ist auch die wichtigste Quelle für den die äußere österreichische Politik behandelnden Teil eines Buches, das vor einigen Tagen vom „Allgemeinen Verein für Deutsche Literatur" herausgegeben worden ist und zum Verfasser den aus einer alten Offiziersfamilie stammenden Herrn von Sosnosky hat.*) In seinem ersten Teil behandelt

*) Die Politik im Habsburger Reich von Theodor von Sosnosky, Verlin (Hermann PUtel-Vcrlag).

es die äußere, in seinem zweiten die innere Politik im Reiche der Habsburger. So anerkennenswert die Objektivität und die Klarheit ist, mit der die verworrenen Zustände in Österreich-Ungarn geschildert werden, so richtig die Entwicklung des unzerstörbar erscheinenden Freundschaftbundes mit Deutschland dargestellt wird, so schwere Bedenken sind gegen die Schilderung der italienisch-österreichischen Beziehungen, wie sie sich unter der Herrschaft des Drei-

bundes gestaltet haben sollen, zu erheben. Es ist hier nicht der Ort, um auf die Einzelheiten dieser Schilderung näher einzugehen. Nur an eine Stelle dieses Buches will ich die kritische Sonde legen, weil sie sich mit der Frage beschäftigt, die mir die Quelle aller der Mißverständnisse zu sein scheint, von denen die antiitalienische Bewegung in Österreich beeinflußt wird.

Als die eigentliche Ursache der gegen Italien gerichteten Bewegung, die ich oben gekennzeichnet habe, wird nämlich von den klerikalen Agitatoren die Konzentration großer Truppenmassen in den italienischen Grenzprovinzen und die Vernachlässigung des Grenzschutzes von seiten der österreichischen Landesverteidigung bezeichnet. Sieglauben aus diesen Truppenzusammenziehungen schließen zu dürfen, daß Italien beabsichtige, über Osterreich herzufallen, um ihm Trieft u»d das Trentino zu rauben. Diese Argumentation eignet sich auch Herr von Sosnosky an. Er weist an der Hand von Tabellen, die der genannten Militärzeitung entnommen sind, nach, daß zwar die

Infanterie und die Festungsartillerie in den österreichischen Grenzprovinzen durch Dislokationen, die in den letzten Iahren verfügt worden sind, den entsprechenden Truppen der italienischen Grenzprovinzen jetzt gewachsen, ja überlegen seien, daß aber Italien sechsmal so viel Reiter und viermal soviel Feldartillerie in seinen Grenzgebieten zusammengezogen habe, wie Österreich-Ungarn. Auf diese Tatsache gestützt, die nicht bestritten werden soll, sagt er dann wörtlich: „In diesem starken Überwiegen der Kavallerie und Feldartillerie auf italienischer, der Festungsartillerie auf österreichischer Seite zeigt sich der offensive Charakter der italienischen, der defensive der österreichischen Dislokationsbestimmungen."
Es gehört keine große Phantasie dazu, die Irrigkeit dieser mit so selbstsicherer Bestimmtheit gezogenen Schlußfolgerung nachzuweisen. Man braucht nur einen Blick auf die Landkarte zu werfen. Dann wird man finden, daß die österreichischen Grenzgebiete, nämlich Kärnten, Kram und Tirol Gebirgsländer, die italienischen aber, nämlich die Lombardei und Venetien, Ebenen sind. Wenn man diese Tatsache berücksichtigt, so wird man leicht einsehen, daß für die Verschiedenheit der militärischen Dislokationen der beiden Nachbarstaaten nicht politische, sondern ganz allein geographische Gründe maßgebend waren. Denn jeder Staat legt doch seine Truppen in diejenigen Provinzen seines Landes, die ihm die günstigsten Ubungsmöglichkeiten gewährleisten. Für die Feldartillerie und Kavallerie sind das aber naturgemäß die großen Ebenen. Darum stehen in den Garnisonen der Lombardei und Venetiens, den größten Ebenen der italienischen Halbinsel, 55 Schwadronen und 48 Feldbatterien, während in Tirol, Kärnten und Kram nur neun Schwadronen und 12 Feldbatterien garnisonieren. Man sollte meinen, daß nur einem von Vorurteilen ganz verblendeten Blick sich diese natürlichen Zusammenhänge verhüllen können.
Wenn diese Zeilen dazu beitragen, eines von den oben be-

dauerten Mißverständnissen aufzuklären, so werden sie nicht vergebens geschrieben sein.

In Frankreich ist das Ministerium Caillaur noch vor der Vollendung seines einzigen Werkes gestürzt worden. Der französische Stolz forderte ein Opfer für die Abtretung seines afrikanischen Nationaleigentums. Daß der Zorn des empörten Volkes, dessen Werkzeug diesmal der Senat war, sich gerade gegen den Mann richtete, der unter allen Mitgliedern des Ministeriums den! Zustandekommen des Marokkoabkommens die meisten Schwierigkeiten bereitete, gegen den unglücklichen Leiter der äußeren Politik, das ist der Humor von der Sache. Nun ist ein Ministerium ans Ruder gekommen, das aus den erleuchtetsten Köpfen der republikanischen Parteien besteht. Es scheint die Absicht zu haben, dem Ziele, das den Protagonisten der Marokkoverhandlungen, den Herren Cambon und Kiderlen-Wächter, immer vorschwebte, nämlich der freundlicheren Gestaltung der Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich, mit Aufrichtigkeit und gutem Willen entgegenzustreben. Aber es gilt vielleicht von diesem

„großen Ministerium" die paradore Befürchtung, daß seine Autorität zu groß ist, als daß man ihm ein langes Leben weissagen könnte.

Vor eine schwierige Aufgabe wird dieses Ministerium kurz nach seinem Amtsantritt durch die Beschlagnahme französischer Schiffe von seiten der italienischen Regierung gestellt. Sie hat in Frankreich eine Erregung hervorgerufen, die einen dunklen Schatten auf die Beziehungen zwischen den beiden romanischen Ländern wirft. Die ruhige, aber ernste und bestimmte Sprache des Herrn Poincare und die sich bis zu Drohungen versteigenden Zornausbrüche französischer Volksvertreter in der Kammerverhandlung vom 22. Ianuar beweisen wieder einmal, durch wie geringfügige Ursachen das freundlichste internationale Verhältnis getrübt werden kann. Wenn es auch höchst wahrscheinlich ist, daß es den Regierungen Italiens und Frankreichs gelingt, die zwischen ihnen schwebenden Verhandlungen zu einem versöhnlichen Abschluß zu führen, so wird dieser Zwischenfall vielleicht doch den Gegnern einer dreibundfreundlichen Politik in Italien zum Bewußtsein bringen, wie wertvoll ihrem Vaterlande unter Umständen die Bundesgenossenschaft Deutschlands werden kann.

Sozialpolitische Rundschau.

Von Senatspräsidenten vr Flügge.

Die letzte Nummer des Reichs-Gesetzblattes aus dem Iahre 1911 hat mit dem Datum vom 20. Dezember 1911 das Hausarbeitsgesetz und das Versicherungsgesetz für Angestellte veröffentlicht. Durch diese beiden Gesetze sind nicht nur oft wiederholte, alte Wünsche der Heimarbeiter und der Privatangestellten erfüllt worden, sondern beide Gesetze bedeuten auch einen gewissen Abschnitt in den sozialpolitischen Maßnahmen der Gesetzgebung überhaupt. Fast genau dreißig Iahre sind vergangen, seitdem die verbündeten Regierungen mit dem Entwurfe eines Krankenversicherungsgesctzes von 1882 zum ersten Male den Weg einer besonderen Gesetzgebung zu Gunsten der

arbeitenden Klassen eingeschlagen haben, ein Menschenalter etwa, und in diesem Menschenalter hat es nicht viele Iahre gegeben, die nicht einen Fortschritt auf dem Gebiete der sozialen Gesetzgebung, entweder der der Arbeiterversicherung oder der des Arbeiterschutzes, gebracht hätten. Eine Fülle von Segen hat diese Gesetzgebung über die arbeitenden Klassen unseres Volkes ausgeströmt. Die Kinderarbeit ist weit zurückgedrängt, die Arbeit der Iugendlichen und der Frauen beschränkt und dadurch von dem Familienleben schwere Gefahren mehr als früher abgewendet. In gesundheitsgefährlichen Betrieben sind mannigfache Verbesserungen eingeführt, die Sonntagsruhe und damit der den Arbeitern aller Art notwendige Ruhetag in weitem Umfange gewährleistet. Den schwächsten der Schwachen, den Heimarbeitern, ist ein gut Stück vorwärts geholfen. Im Iahre 1909 genossen etwa 5^2 Millionen Menschen die Wohltaten der Krankenversicherung (eine Zahl, bei der die mehrfach erkrankten

Personen mehrfach gezählt sind), je etwas über eine Million Personen bezog Unfall- oder Invaliden- und Altersrente, und es wurden für alle diese Leistungen 693 Millionen Mark aufgewandt, wozu noch Verwaltungskosten im Betrage von rund 68 Millionen kommen. Und diese gigantischen Zahlen haben nickt nur in den Iahren 1910 und 1911 durch das natürliche Wachstum unserer Wirtschaft eine Erhöhung erfahren, sondern sie werden in den künftigen Iahren auch abgesehn von diesem natürlichen Wachstum noch gesteigert werden durch die Einführung der Hinterbliebenenversicherung für die Arbeiterschaft und die ihr gleichgestellten Klassen und durch die Einführung der Versicherung der Angestellten.

Möglich, daß noch nicht alles erreicht ist, was man zu erreichen wünschen möchte — was erreicht ist, darf uns mit hoher Freude erfüllen. Es ist sicher der weitaus größere Teil des überhaupt erreichbaren, und gewißlich hätten die Männer, die unser Volk vor dreißig Iahren bei den ersten, tastenden Schritten geführt haben, nicht einmal in ihren Träumen zu hoffen gewagt, daß in einem Menschenalter solche Erfolge in der sozialen Fürsorge erzielt werden würden. Aber zivilisatorische Fortschritte bleiben in unseren Tagen nicht mehr das Vorrecht des Volkes, das sie bei sich einführt, sie werden Gemeingut aller zivilisierten Staaten, und auf keinem anderen Gebiete dürfen grade wir Deutschen den Wettbewerb anderer Nationen freudiger begrüßen als auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge. Nicht nur, weil es schließlich doch diejenigen Ideale sind, die zuerst wir gehabt und zuerst wir verwirklicht haben, sondern auch deshalb, weil jeder Fortschritt, den andere Staaten auf diesem Gebiete im Wetteifer mit uns zu tun sich bemühen, am letzten Ende uns selbst zu gute kommt. Denn, was wir an sozialen Leistungen aufbringen, ist eine Belastung für unsere Wirtschaft— eine Belastung, die unser Unternehmertum zwar

in seiner ganz überwiegenden Mehrheit willig und zum Teile freudig auf sich genommen hat, die unsere Wirtschaft auch nach Meinung der besten Sachkenner wie z. B. Herkners zu tragen im Stande ist, eine Belastung aber, die bei der scharfen Konkurrenz mit dem Auslande unsere Erportindustrie und vielleicht auch andere Teile unserer Wirtschaft als eine Erhöhung der Produktionskosten und also als Absatzerschwerung empfindet. Wenn aber andere Staaten eine der unseren gleiche oder ihr ähnliche, soziale Fürsorge auf sich nehmen, so belasten sie durch die dafür erforderlichen Leistungen die Wirtschaft ihrer Länder in ähnlicher Weise, wie die unsere belastet ist, die Ausgaben für die soziale Fürsorge erhöhen dort wie bei uns die Produktionskosten, und insoweit wird nun der wirtschaftliche Wettbewerb hüben wie drüben unter gleichen Bedingungen geführt. Darum begrüßen wir es mit Freuden, daß grade zu dieser Iahreswende, die einen Abschnitt und einen Fortschritt unserer sozialen Fürsorge bedeutet, die Kunde kommt, daß andere Länder ähnliche Einrichtungen treffen wollen, wie wir

sie haben. Aus Südamerika wird berichtet, daß die Staaten Venezuela und Peru Arbeiterversicherungsgesetze bereits erlassen, Chile und Uruguay solche Gesetze ihren Parlamenten vorgelegt haben. In Brasilien und Chile beraten zur Zeit die Parlamente Arbeiterwohn-Gesetze. Cuba und Argentinien haben Gesetze zum Schutz der Frauen- und Kinderarbeit erlassen, der letztgenannte Staat auch ein weitgehendes Sonntagsruhe-Gesetz. Wichtiger als Südamerika ist aber für uns Nordamerika, und aus Nordamerika erfährt man, daß das deutsche System des Zwanges in der Arbeiterversicherung, das bisher von sehr einflußreichen Kreisen und besonders von den Privatversicherungsgesellschaften erfolgreich bekämpft wurde, für die Unfallversicherung des Staates Massachusetts vorgeschlagen werden wird. Die Hauptsache für uns ist es aber, daß die mit uns konkurrierenden, europäischen Industrieländer ihre soziale Fürsorge ausgestalten, und auch in diesem Stücke ist erfreuliches zu berichten.

In Großbritannien hat am 15. Dezember 1911 das Unterhaus in einer Schlußbcstimmung nach vorheriger Annahme durch das Oberhaus die !^2ti«n2l In3UlÄiice H,ct angenommen, und am Tage darauf der König diesem Gesetze seine Zustimmung erteilt. Damit ist in dem vereinigten Königreiche die Kranken- und die Invalidenversicherung sowie in einem beschränkten Umfange eine Arbeitslosenversicherung eingefübrt. Das deutsche Prinzip des Zwanges ist auch diesem Gesetze zu Grunde gelegt, im übrigen aber weicht es bezüglich der Kranken- und Invalidenversicherung sehr erheblich von dem deutschen System ab. Nur zwei dieser Abweichungen sollen hier hervorgehoben werden. Das englische Gesetz kennt nur einen einheitlichen Beitrag für die Kranken- und Invalidenversicherung, wöchentlich je für Männer 96 und für Frauen 8 6. Dieser Beitrag wird getragen von den Versicherten, den Arbeitgebern und dem Staat, und zwar in fünf verschiedenen

Klassen in ganz verschiedener Weise: bei hohen Löhnen haben die Arbeiter einen höheren Anteil des Beitrages zu zahlen als bei niedrigeren Löhnen, und in der untersten Klasse mit weniger als 1^/z 5k. Tagelohn fällt der Anteil des Arbeiters ganz weg. Dagegen haben die Arbeitgeber einen um so höheren, von 3 bis 66 steigenden Anteil am Beitrage zu leisten, je niedrigeren Lohn sie zahlen, und schließlich steuert der Staat bei Männern und Frauen in der Regel gleichmäßig 2 <i bei, ein Betrag, der jedoch bei den beiden untersten Klassen sich auf 3 6 erhöht. Diese Idee, die Leistung des Arbeitgebers zu steigern, wenn er niedrige Löhne zahlt, ist, so viel ich weiß, in der Arbeiterversicherung vollkommen neu: praktisch wird sie schwerlich die Wirkung einer Lohnsteigerung haben, aber theoretisch enthält sie sicher eine Verurteilung derjenigen Arbeitgeber, die weniger als die in der Geschichte der englischen Arbeiterbewegung so berühmt gewordenen tair wa^e5 zahlen. Iedenfalls aber beweist sie, welcher Rücksichtslosigkeit in England heute die Staatsgewalt gegenüber überlieferten Anschauungen

fähig ist, und verdient deshalb Beachtung auch außerhalb des Kreises der Sozialpolitiker. Möglich ist der einheitliche Beitrag nur, weil, im Gegensatz zu dem deutschen System, auch die Geldleistungen einheitlich sind: in Krankheitsfällen für 26 Wochen wöchentlich 10 5b. für Männer, 7^/2 5ri. für Frauen, nach Ablauf dieser 26 Wochen für Männer wie Frauen wöchentlich 5 5k. für die Dauer der Invalidität. Das Krankengeld wird erst nach 6 Monaten, die Invalidenrente schon nach 2 Iahren von dem Zeitpunkte ab gezahlt, in dem die Versicherung begonnen hat. Und sodann die Organisation. Sie schließt sich im wesentlichen an die freien Hilfskassen (die triendl^ 5ocietie5), die Gewerkvereine (trade unionz) und an solche andere Arbeitergenossenschaften an, welche bestimmte, im Gesetz eingehend normierte Voraussetzungen erfüllen. In welcher Weise im einzelnen diese die Geschäfte zu führen haben, wie nötigenfalls für sie Ersatz durch andere Organe geschafft wird, das kann hier nicht erörtert werden. So viel darf aber noch gesagt werden: dem Auge des deutschen Beschauers macht diese Organisation nicht grade den Eindruck, als ob ihre sicherlich vorhandene Elastizität auch die erforderliche Festigkeit hätte, für uns wäre sie unbrauchbar, auch wenn wir trieridl^ 30cietie3 und trade uniun5 hätten und nicht sogen. „Freie" Gewerkschaften. Trotzdem — England ist ein so unerforschtes Land, seine Volkspsyche so kompliziert, daß ich es nicht wagen darf zu sagen, an ihrer Organisation werde diese Versicherung scheitern. Die Arbeitslosenversicherung ist vorläufig nur für einzelne Gewerbe eingeführt, deren Arbeiter etwa 2—3 Millionen zählen. Die Beitragsleistung ist auch hier auf Arbeiter, Unternehmer und Staat verteilt, aber nach der Dauer der Beschäftigung in der Woche gestaffelt. Für 5 Wochen Beitrag wird eine Woche Unterstützung in Höhe von 7 3li. gewährt, jedoch nicht länger als 15 Wochen in einem Iahre. Bei der Organisation

wird die Mitwirkung der staatlichen Arbeitsnachweise (laduur ex- ckan^e5) in Anspruch genommen. Großbritannien ist der erste Staat, der es gewagt hat, eine Arbeits- losenversicherung zu schaffen; was bisher an Arbeitslosenversicherung vorhanden war, wdr von einzelnen Städten oder schweizerischen Stadt- staaten für ein territorial eng be- grenztes Gebiet geschaffen, und oft war es weniger Versicherung als vielmehr besonders organisierte Unterstützung von Arbeitslosen. Mit größtem Interesse werden wir be- obachten, wie sich der britische Versuch bewähren wird.

Aber nicht nur Großbritannien, auch unsere Nachbarn im Westen und Osten haben das alte Iahr mit wichtigen sozialen Taten beschlossen In Frankreich hat die Regierung den Kammern einenGesetzentwurfvorge- legt, der den Lohn für weibliche Haus- arbeiter regeln soll — ein Versuch, den man in Deutschland bei dem Hausarbeitsgesetze bekanntlich ge- glaubt hat, nicht machen zu sollen. Und in Rußland ist für neuzu- erbauende Wohnungen ein Gesetz- entwurf ausgearbeitet, der so weit- gehende Bestimmungen enthält, wie sicher keine gesetzliche oderbehördliche

Anordnung in Deutschland. Freilich — bis zur Annahme und gar bis zur Durchführung dieses Gesetzes wird es wohl noch gute Weile haben. Aber auch dieser russische Entwurf wie alle die anderen ausländischen Gesetze und Gesetzesvorlagen beweist, welche Kraft in aller Welt der soziale Fortschritt gewonnen hat: will Deutschland an der Spitze bleiben, so wird es vorangehn müssen, vielleicht in langsamerem Tempo als die anderen, noch hinter ihm befindlichen Staaten, aber völliger Stillstand würde auch hier bald zum Rückschritt werden.

Koloniale Rundschau.

Von Otto Iöhlinger.

Finanzbürokraten

Eine der Hauptaufgaben Bernhard Dernburgs, des kaufmännischen Kolonialministers, war es, einen festen Stamm brauchbarer Kolonialbeamten zu schaffen, an denen vorher ein fühlbarer Mangel bestanden hatte. Die Kolonialabteilung des auswärtigen Amtes— wie das Reichskolonialamt bis zum Iahre 1907 hieß — war nämlich bis zum Eintritte Dernburgs eine Behörde zweiten Ranges. Sie war dem Auswärtigen Amt unterstellt, und sie bildete zu der vorgesetzten Behörde das, was man beim Militär den Train oder die zweite Garnitur nennt. Beamte, die im Auswärtigen Amte keine Karriere machen konnten, wurden früher zur Unterabteilung, zur Kolonialverwaltung abgeschoben. Es war das ein totes Geleise, wo selbst der gefährlichste Nebenbuhler schadlos wurde. Kein Wunder, daß es in Kreisen unserer Geheimräte keineswegs als ehrenvoll galt, in die Verwaltung der Kolonien „berufen" zu werden. Hierin ist nun seit 1907 eine gründliche Wandlung eingetreten, und wenn das Kolonialamt auch heute noch als „nachgeordnete Behörde" offiziell bezeichnet wird, so ist es doch dem einstigen Vorgesetzten, dem Auswärtigen Amt, — wenigstens in der Theorie — koordiniert. DieserÜbergang vom Train zur Garde war für das Kolonialamt keineswegs leicht, und wenn auch Dernburg bemüht war, mit eisernem Besen

alle Mißstände früherer Zeiten aus
dem Hause Wilhelmstraße 62 hin-
auszufegen, so konnte er doch
nicht im Amte selbst so reine Bahn
schaffen, wie es erforderlich gewesen
wäre.

Die früheren Zustände hatten
nämlich einzelne Charaktere in der
Kolonialverwaltunggroßgezogen,die
einer ersprießlichen kolonialen Arbeit
im Wege standen. Kleinliche Eifer-
sucht, Intrigen gegen Kollegen,
Klatschsucht innerhalb der Amts-
räume und eine bedenkliche Art
der Preßinformation waren an der
Tagesordnung. Ein Teil dieser
Charaktere mußte zwar unter Dern-
burg seinen Dienst quittieren, es
blieben aber immer noch einige
wenige Geheimräte im Amte, die
vor Dernburg zusammenknickten, um
hinter seinem Rücken teils offen,
teils in versteckter Form gegen ihn
und das Amt zu arbeiten. Mancher
Preßangriff, manche Information
eines bekannten Parlamentariers
und mancher Zeitungsartikel gegen
Mitglieder des Kolonialamts

stammte aus der Feder eines
Kolonialbeamten, der erst nach Dern-
burgs Ausscheiden den „erbetenen
Abschied" erhielt. Dernburg konnte
nicht den ganzen Geist der Büro-
kratie mit all ihren Schattenseiten
aus den Räumen verbannen, so
sehr er sich auch bemühte. Die
Macht des Zopfes war stärker als
er. Aber er hat es durchgesetzt,
daß wenigstens gearbeitet
wurde und daß jeder bestrebt war,
positive Leistungen beizubringen.
Die Ära Dernburg war eine Ära,
in der Tat auf Tat folgte. Wie
ganz anders ist es heute im
Hause Wilhelmstraße 62! An Stelle
des Hastens und Treibens jetzt
feierlicheStilleundRuhe. KeineEnt-
scheidung wird getroffen, die wich-
tigsten Fragen werden vertagt, ver-
tagtund wieder vertagt, und aus dem
Stadium der Erwägungen kommt
seit Monaten kaum etwas heraus.
MitRecht beklagen alle Interessenten,
die mit dem Kolonialamte zu tun
haben, daß sie monatelang auf
Antworten warten müssen, daß
ihre Wünsche unbeachtet bleiben
und daß der jetzige Kurs im Kolo-
nialamte von den schwersten Folgen
für unsere Kolonien sein muß. Und
wo liegt nun de? Kern dieses
bedenklichen Übels?
Er ist in einer Unterabteilung des
Kolonialamtes zu suchen, die in das
ganze Räderwerk des amtlichen Ap-
parates hemmend eingreift: der
Fina'nzverwaltung. Diese
Abteilung ist im Laufe des letzten
Iahres eine Macht geworden, die
alle Geheimräte des Kolonialamtes
unter Druck hält, ein Amt im Kolo-
nialamte selbst. Unter Dernburg
spielte diese Abteilung nur eine ge-
ringe Rolle; der frühere Bankoirektor
war Finanzmann genug, er hatte
dieses Ressort nicht nötig. Anders
bei Lindequist, dem Verwaltungs-
beamten. Der war auf Finanzräte
angewiesen. Unter seiner Leitung
erstarkte die Finanzverwaltung
immer mehr, ihr Einfluß wuchs
und die Zahl der in ihr tätigen Räte
stieg auf eine nie gekannte Höhe.
Seit der Zeit des Interregnums,
also seit dem Ausscheiden Linde-
quists beherrscht nun die Finanz-
verwaltung alle Entschließungen.

Kommt ein Referent irgend eines Schutzgebietes mit einem neuen Projekt, sofort ist die Finanzverwaltung bei der Hand, um möglichst viel für den Fiskus herauszuschinden. Langsam, aber sicher wird — genau wie in Preußen — die Steuerschraube in unserem deutschen Übersee angezogen, werden wirtschaftliche Unternehmungen mit Abgaben belastet, die sie kaum tragen können. Andererseits verhindert der jetzt im Kolonialamte herrschende Fiskalismus, daß Steuern, die zu hoch sind, entsprechend den tatsächlichen Verhältnissen geregelt werden. So seufzen jetzt alle südwestafrikanischen Diamant-Gesellschaften über die Höhe der Diamantenausfuhrzölle, aber bis jetzt ist nichts geschehen, um einen Ausgleich zwischen wirtschaftlich berechtigten Forderungen und fiskalischen Wünschen zu schaffen.

An und für sich ist es ja kein Fehler, wenn eine Behörde sparsam wirtschaftet und bestrebt ist, einen möglichst guten Etat zu präsentieren. Dieses Bestreben ist bei der Kolonialverwaltung um so notwendiger, als, wie bekannt, unsere Kolonien immer noch mit einem Reichs-

zuschuß von jährlich mehr als zwanzig Millionen Mark arbeiten. Aber die Sparsamkeit kann auch zu weit getrieben werden, und dann dient sie dazu, die Henne zu schlachten, die die goldenen Eier legt. Die jetzige Art des Fiskus, möglichst hohe Einnahmen zu erzielen und die Aufwendungen eng zu begrenzen, hemmt die wirtschaftliche Entwicklung unserer gesamten Kolonien. Den Unternehmungen in unseren Schutzgebieten wird durch die zu hohen Belastungen ihre Entwicklungsmöglichkeit eingeengt und andererseits wird das heimische Kapital vor den Kopf gestoßen, das gerade jetzt in den Kolonien so notwendig gebraucht wird. Die Folgen zeigen sich schon jetzt: es ist in der Tat unmöglich für reelle und gute Kolonialunternehmungen Geld zu beschaffen, und es mußten deshalb bereits zahlreiche Projekte wieder aufgegeben werden.

Will der neue Staatssekretär im Kolonialamte, vi S olf, tatsächlich etwas erreichen, dann muß er den schon bedenklichen Einfluß finanzieller Gesichtspunkte auf ein richtiges Maß eindämmen. Es dürfen nicht lediglich finanzielle Erwägungen die Entscheidung beherrschen, vielmehr müssen auch kaufmännische und wirtschaftliche Grundsätze beachtet werden. Als Steuerquelle, aus der nur geschöpft zu werden braucht, sind unsere Schutzgebiete noch zu jung. Zu ihrer Entwicklung ist eine Verwaltung notwendig, die sie nach Kräften unterstützt und fördert. Sie sind aber keine Mehlsäcke, die solange Staub von sich geben, als man darauf klopft.

Philosophische Rundschau.

Von Professor Di Ludwig Stein.

Wörterbücher der Philosophie.

Der philosophische Trieb, der den Deutschen im Blute steckt, ist neuerdings wieder mächtig erstarkt. Das vorangegangene Geschlecht war von einem geradezu fieberhaften Tatsachenhunger ergriffen. Man war einem Fanatismus der Eraktheit, ja einer förmlichen Scholastik der Zahl verfallen. Ietzt stellt sich wieder der Ursachen-

durst ein. Unsere Iugend strömt
in die philosophischen Hörsäle und
greift begierig nach philosophischen
Werken von großem Zuschnitt. Nicht
strenge Zünftler sind es, die heute
das philosophische Bedürfnis der
Zeit durchweg befriedigen, sondern
weit eher Outsiders, seien es Natur-
forscher oder Geisteswissenschaftler.
Unter den Naturforschern werden
heute die Worte von Haeckel, Ost-
wald, Reinke, Driesch u. A. philo-
sophisch am meisten gehört. Von
„Literaten" stehen augenblicklich
Houston Stewart Chamberlain, Fritz
Mauthner, Graf Hermann Keyser-
ling, Constantin Brunner, Martin
Buber, Gustav Landauer, Alerander
Moszkowsky und Walther Rathenau
im Vordergrund des philosophischen
Interesses.

Einen Maßstab nicht der Tiefe,
wohl aber der Breite dieses In-
teresses für philosophische Frage-
stellungen bilden die philosophischen
Wörterbücher, die in jüngster Zeit
zwei bemerkenswerte Erscheinungen
zutage gefördert haben. Da ist
zunächst Rudolf Eislcrs soeben
(Berlin, Mittler und Sohn, 1912)

erschienenes Philosophenlerikon zu nennen, worin der bekannte Wiener Denker das Leben, die Werke und die Lehren der Denker aller Zeiten lerikalisch behandelt. Man kennt Eislers Geschick und Kompositionstalent für Gruppierung und Anordnung lerikalischen Stoffes. Sein „Wörterbuch der philosophischen Begriffe", dessen dritte Auflage in drei Bänden 1910 erschienen ist, hat durch eine Belesenheit, die kaum zu überbieten ist, alles weit hinter sich gelassen, was bis dahin an philosophischen Lerika in Deutschland vorhanden war. Ludwig Noacks „philosophiegeschichtliches Leiikon" vom Iahre 1879 war eine ebenso achtbare Leistung, wie Adolphe Francks 1874 erschienenes Werk „Oictionnaire 6e3 5cience5 pkilo30ptuque5". Dagegen war das Friedrich Kirchnersche „Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe" (1886), dessen Neubearbeitung in einer fünften Auflage Dr. Carl Michaelis (1907) besorgt hat, eine vergleichsweise dürftige Leistung. Der Stellung der deutschen Philosophie innerhalb der Weltliteratur entsprach weder Noack, noch viel weniger Kirchner-Michaelis. Ietzt hat Eisler ein Werk geschaffen, das auf der Höhe jener philosophiegeschichtlichen Kleinarbeit steht, deren Führung seit Schleiermacher, Trendelenburg, I. E. Erdmann, Eduard Zeller, Kuno Fischer und Wilhelm Windelband unbestritten in den Händen deutscher Forscher lag. Eislers Philosophen-Lerikon ist eine willkommene Ergänzung seines dreibändigen Wörterbuchs. Sein Vorzug liegt nicht nur in einer umfassenden philosophischen Erudition und gründlichen Beherrschung des einschlägigen Materials, sondern auch in einem maßvoll abgewogenen Werturteil, das er, unbeschadet seines eigenen, an Wundt orientierten Standpunktes, über alle Denker abgibt. Dazu tritt ein wichtiges Novum. Bei den lebenden Philosophen werden auch die Iünger und Anhänger der betreffenden Denkrichtung aufgezählt. Freilich werden sich hier und dort Proteste gegen diese Einreihung erheben, aber das

hindert den Leser nicht, bei Eisler zuverlässige Belehrung über die philosophischen Bewegungen und Bestrebungen aller Zeiten, insonderheit aber unserer philosophischen Gegenwart, zu suchen. Seiner Vorliebe für den Altmeister der Philosophie der Gegenwart, Wilhelm Wundt, hat Eisler freilich einen recht eindringlichen Ausdruck geliehen. Wenn Denker wie Dilthey und Rickert mit zwei, Cohen mit drei Seiten sich begnügen müssen, so scheinen sechzehn Seiten für die Darstellung Wundts bei der ökonomischen Anlage des im Ganzen 889 Seiten umspannenden Werkes etwas reichlich bemessen. Der persönlichen Vorliebe für einen Denker, dem Eisler bereits 1902 eine Monographie gewidmet hat, welche allgemeine Anerkennung fand, durfte an diesem Orte, wo es gilt, Licht und Schatten gleichmäßig zu verteilen, keine so sichtbare Stelle eingeräumt werden. Sicherlich verdient Wundt jede Bevorzugung, nur nicht in einem „Wörterbuch". Aber die kleine Abhandlung über Wundt ist an sich so vortrefflich, daß man über die Beeinträchtigung, welche ebenbürtige Denker der

Gegenwart räumlich erfahren mußten, leichter hinwegsieht. Iedenfalls reiht sich die neueste Veröffentlichung Eislers seinem „Wörterbuch", das heute in Aller Hände ist, welche philosophische Arbeit leisten, würdig an. Ernstlich kann eigentlich nur das amerikanische „victionai^ «t ?KlI«5«pli^ an6 kz^ckuloß^" von Iames Mark Baldwin (1901) mit Eisler wetteifern. Aber dieses prächtige Werk, das übrigens auch seine Mängel, insbesondere nach der philosophiegeschichtlichen Seite hin besitzt, ist durch Zusammenarbeit zahlreicher Denker und Forscher zustande gekommen, wie das Vorbild aller Lerika, die „Hnc^-clopödik" von Diderot und d'Alembert, während hier ein einziger Mann das ganze Werk geschaffen hat. Mag das amerikanische Werk fördersamer für Forscherzwecke sein, so scheint mir das Eislersche instruktiver für Nachschlagezwecke zu sein, zumal es aus einem Gusse ist.

Völlig anders ist der Zuschnitt von Fritz Mauthner's „Wörterbuch der Philosophie", Neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache, München, Georg Müller, zwei Bände, 1910. Das ist kein bloß geschriebenes, sondern ein innerlich erlebtes Wörterbuch der Philosophie. Mauthner will zwar auch belehren, aber in erster Linie bekehren. Der Erkenner ist bei ihm vom Bekenner nicht zu trennen. Sein Wörterbuch ist ein fortlaufender, alphabetisch geordneter Kommentar zu seiner dreibändigen „Kritik der Sprache", die sich, aller zünftlerischen Nichtbeachtung zum Trotz, durchgesetzt hat. Fritz Mauthner ist eine so scharfgeschnittene philosophische Persönlichkeit, daß nur Kathederdünkel und Zunfthochmut an ihm achtlos vorbeizugehen und vorbeizusehen vermögen. Seit Bayle haben wir keine solche Leistung aufzuweisen. Sicherlich ist Eisler's „Wörterbuch" sachlich zuverlässiger, aber auch unpersönlicher, wie es strenge Methodik fordert. Nur der „Dictionnaire tuätorique et critique (1695-1697)" von Pierre Bayle kann zum Vergleich mit Mauthner's „Wörterbuch" herangezogen werden, weil sie

gleicherweise Ausflüsse von Persönlichkeiten sind, die hinter den Begriffen stehen. Ungeachtet aller Gelehrsamkeit, die in Bayle und Mauthner gleicherweise steckt, dienen ihre Werke weniger der Forschung, als der philosophischen Erbauung und systematischen Orientierung. Beide sind durch und durch Skeptiker. Nur verteilt sich bei Bayle die Skepsis in einer Art von „doppelter Buchführung" auf Tert und Anmerkungen, auf Glauben über, auf Unglauben unter dem Strich. Bei Mauthner hingegen kichert und blinzelt uns der skeptische Schalk aus jeder Zeile entgegen. Mauthner ist radikaler Skeptiker bis in die Fingerspitzen. Beinahe jeder Artikel seines Wörterbuchs, so erklärt Mauthner selbst, soll einer Stütze seiner Überzeugung dienen, daß Entlehnung und Lehnübersetzung eine beherrschende Rolle in der Geistesgeschichte der Menschheit gespielt haben. Ein Wörterbuch, das etwas soll, ist ein System, und kein Lerikon. Und gerade dies ist die entscheidende persönliche Note von Mauthner's „Wörterbuch". Niemand wird es heute beifallen, bei Pierre Bayle etwas nachschlagen zu wollen, aber immer

wird es Feinschmecker geben, die ihn schlürfen werden. Lerika veralten heute fast so schnell wie Lehrbücher der Chemie. Wer holt sich heute noch aus einem alten Lerikon seine Weisheit? Aber Bayle wird man lesen, solange es eine Weltliteratur gibt, weil es ein erlebtes Buch ist, weil der Atem der Persönlichkeit das ganze Werk durchweht. Und darin liegt seine Unverwüstlichkeit. Zu Eisler wird Ieder greifen müssen, deretwas erfahren will, zu Mauthner nur, wer ihn erfahren will. In seiner starken Subjektivität liegt der höchste Vorzug und prickelnde Reiz des Mauthnerschen „Wörterbuchs", zugleich aber seine Schwäche als „Lerikon", dessen Artung Unpersönlichkcit heischt. Wohl uns, daß wir uns den Lurus gönnen können, zwei solcher „Wörterbücher" zu gleicher Zeit in die Erscheinung treten zu sehen, die sich wunderbar ergänzen. Bei Eisler hört man immer den Denker, bei Mauthner d e n Denker, nämlich ihn selbst, sprechen. Mag auch Manches in seinem „Wörterbuch" sonderbar, kapriziös, willkürlich und wunderlich anmuten, so wird man immer wieder von der Persönlichkeit gepackt, die dahinter steht. Auf Einzelheiten lasse ich mich nicht ein. Das würde ein Buch füllen. Viele Details sind anfechtbar, aber als Ganzes hat das Mauthner'schc„Wörtcrbuch" wie das Pierre Bayle's einen Zug ins Große und Baumeisterliche.

Naturwissenschaftliche Rundschau

Von vi Adolf Koelsch (Kilchberg).

Mit so viel Löwenmut wie gegenwärtig sind Chemie und Physik schon lange nicht mehr aufs Ganze gegangen. Daß dieses Ganze das Kleinste ist, hat die theoretische und praktische Entwicklung dieser Wissenschaften mit sich gebracht. Aber dieses Kleinste ist nicht mehr das Molekül oder Atom. Zwar behält das Atom nach wie vor die Realität, die es immer gehabt hat: es ist dasjenige kleinste Massenteilchen, das noch alle physikalischen und chemischen Eigenschaften des Körpers besitzt, von dem es genommen

wurde. Wenn ich also von einem Poloniumatom rede, so meine ich jenes kleinste Flöckchen Polonium, an dem sich alle physikalischen und chemischen Merkmale der Poloniummaterie noch nachweisen lassen. Das Atom markiert somit jene untere Grenze, bis zu welcher die Teilbarkeit eines Elementes getrieben werden kann, ohne daß die Eigenschaften des Elementes selber verloren gehen. Aber es markiert nicht die untere Grenze der Teilbarkeit schlechthin. Denn man kann das Poloniumatom wiederum öffnen und findet dann, daß es einen Inhalt hat, der nicht mehr aus Poloniumteilchen besteht. Diese Teilchen, die selbst nicht Polonium sind, aber in der speziellen Gruppierung, Gedrängtheit, Anzahl und den Bewegungsformen, die sie haben, ein Atom Polonium ausmachen, hat man Elektronen getauft. Sie und die Gesamtheit alles dessen, was kleiner ist als ein Atom, stellen das Edelwild dar, auf das von Physikern und Chemikern zur Zeit hauptsächlich gejagt wird.

Zunächst war der Name Elektron nur ein Bild. Er war das sym-

bolische Lautzeichen für ein Unbegreifliches, mit dessen Wirkungen man zusammengestoßen war, war ein Kreis, in dem der Menschengeist das Mystische vorsichtig umschwärmte wie der schwarze Pudel den Doktor Faust. Dieses Mystische hatte sich beim Studium der Elektrizität zuerst offenbart. Es waren bei verschiedenen Gelegenheiten Erscheinungen beobachtet worden, deren technischer Ablauf nur zu verstehen war, wenn man annahm, daß die Elektrizität, die sich an die Körper hing und sie lud, ungefähr die Struktur eines Gases habe, d. h. aus vielen kleinsten elektrischen Kügelchen bestehe, deren jedes zur Gesamtmasse des elektrischen Fluidums im nämlichen Verhältnis stand wie das Atom zur Materie. Diese letzten Elektrizitätsteilchen (oder Atome der Elektrizität) konnten am besten gefaßt werden, wenn man eine Kupfer- und eine Zinkplatte in ein Gefäß mit angesäuertem Wasser tauchte und beide Platten (durch die Luft) mit einem Kupferdrahte verband. Das angesäuerte Wasser zersprengte nämlich die Kupferplatte an der Oberfläche in eine Staublawine lauter feinster Kupferatome, die sich von ihrem Mutterherd ablösten, in die Säure hineintanzten, sich hier ausbreiteten und mit den Molekülen der sauren Zwischenflüssigkeit eine neue Ehe eingingen, deren Endprodukt ein Kupfersalz war. Eine ähnliche Staubwolke von Zinkatomen witterte unter dem Einfluß der Säure von der Zinkplatte an der anderen Gefäßseite ab und ergoß sich hinein in den Säuresee. Gleichzeitig mit dem atomistischen Zerfall der Metalle aber — und das war das Merkwürdige — entstand in dem Gefäße ein elektrischer Strom, der in der Flüssigkeit vom Kupfer zur Zinkscheibe floß und von hier durch den Luftdraht wieder zurückeilte zum Kupfer. Sorgfältige Untersuchungen ergaben nun, daß dieser elektrische Strom nichts anderes als eine Völkerwanderung von lauter kleinsten Elektrizitätskügelchen (der Elektronen) war, die durch den atomistischen Zerfall des

Kupfers frei wurden und über
die Rücken der forttanzenden, sich
ausbreitenden Kupferteilchen' durch
die Flüssigkeit hinüberhüpften zum
Zink: ungefähr in der Art, wie
Knaben, die Springbock spielen.
Am Kupferpol wurde mit dem
Springen begonnen, und wenn
die tragende Wolke aus Kupfer-
atomen inmitten der Flüssigkeit
schließlich versickerte, so wurden eben
die von der anderen Seite herein-
wirbelnden Zinkatome als Spring-
böcke weiterbenutzt. Natürlich drückte
jedes Elektrizitätsatom auf jedes
Kupfer- und Zinkatom, über dessen
Rücken es sich, sozusagen mit auf-
gestützten Armen, hinüberschwang,
im Augenblick des Sprunges mit
einer ganz bestimmten Last und
diese Last ließ sich berechnen. Sie
betrug, einerlei ob man die Elek-
tronen aus Silber, Natrium oder
irgend einem anderen Element auf
die oben geschilderte Weise entband,
auch einerlei, welche Atome man
den Elektronen als Springböcke
in den Weg stellte, 1,4 - 10^«
Coulomb . . . Der erste Ein-
kreisungsversuch des Mystischen hatte
somit gleich einen sehr schönen
Erfolg gehabt: man hatte gefunden,
wie groß die Ladung ist, die

das Elektrizitätsatom (oder Elektron) auf ein Atom jedes Körpers wirft, an den es sich anhängt.

Von nun an wurde in leidlich rascher Folge eine Eigenschaft der Elektronen um die andere entdeckt, so daß man sie allmählich ziemlich gut kennen lernte. Im Anschluß an Versuche mit Kathodenstrahlen, — sie entstehen, wenn ein hochgespannter elektrischer Strom durch eine nahezu luftleere Glasröhre hindurchgejagt wird — wurde die „Masse" des Elektrons ermittelt. Sie betrug nach der Rechnung den 2000. Teil eines Wasserstoffatoms. Das ist sehr wenig, wenn man bedenkt, daß der Wasserstoff unter allen Elementen die kleinsten Atome besitzt, es war aber anders nicht zu erwarten. Noch wichtiger war die Beobachtung, daß die Elektronen auch an nichtelektrischen Vorgängen ebenso beteiligt sind oder doch beteiligt sein können, wie an elektrischen. Bestrahlt man beispielsweise die blankpolierte Fläche eines Metalles wie Zink, Natrium, Rubidium u. s. f. mit gewöhnlichem Licht, so treiben die Lichtschwingungen aus dem Metallkörper Elektronen heraus, die genau die oben angegebene Elementarladung und die bei den Kathodenstrahlenversuchen gefundene Masse besitzen. Auch sehr hohe Temperaturen veranlassen sie zur Flucht aus ihren Höhlen. So hatte Richardson beispielsweise gefunden, daß eine Platinfläche, die zu heller Weißglut erhitzt wird, zahlreiche Elektronen ausspeit, genau wie ein arbeitender Vulkan, der Lava, Steine und Rauch von sich schleudert. Damit aber Elektronen aus einem Körper herausgetrieben werden können, müssen sie zuvor in ihm vorhanden gewesen sein, d. h. sie mußten einen Bestandteil des Zinks, Natriums, Platins, Rubidiums u. s. w. ausmachen.

Diesen Erfolgen der Physik wurde vor wenigen Wochen durch Professor Haber vom Kaiser - Wilhelm - Institut für physikalische Chemie in Dahlem (bei Berlin) und seinen Mitarbeiter Prof. Iust ein nicht minder großer hinzugefügt. Die beiden Forscher fanden nämlich, daß auch

bei chemischen Umsetzungen,
welche mit den (unbeeinflußbaren)
Jerfallsprozessen radioaktiver Stoffe
nicht das mindeste zu tun haben,
gleichfalls Elektronen aus den
Körpern, die man miteinander zur
Reaktion bringt, herausgepreßt
werden. Wieder war die Versuchs-
anordnung ziemlich einfach. Man
ließ flüssiges Caesium oder eine
flüssige Legierung von Kalium und
Natrium oder Amalgame der ge-
nannten Alkalimetalle in eine dunkle,
luftleer gemachte Röhre tropfen,
durch welche minimale Mengen
von Phosgengas hindurchgetrieben
wurden. Überall nun, wo der
Phosgendampf und das einge-
tropfte Alkalimetall miteinander in
Reaktion traten, wurden Elektronen
entbunden und mit charakteristischer
Geschwindigkeit in den Röhrenraum
hineingeschossen. Dabei bildeten
sie Ströme, die sich genau wie
Kathodenstrahlen durch den Magnet
von ihrer Bahn ablenken ließen,
und taten eben dadurch ihre Elek-
tronennatur kund.
Natürlich hat die Ansicht, daß
das Elektron der universelle Bau-
stein jeder Art von Materie sei,
durch diese Versuche eine neue be-
deutende Stütze erhalten. Ich muß

zwar einschränkend hinzufügen, daß
uns der Züricher Physiker Professor
Weißvor wenigen Tagen in einem
Vortrag vor der naturforschenden
Gesellschaft Zürich imMagneton
mit einem zweiten Elementar-
teilchen bekannt gemacht hat, das
in den Atomen gewisser Metalle
das Elektron zu vertreten hat
oder neben ihm vorzukommen scheint.
Aber vielleicht ist dieser Mitarbeiter
des Elektrons nur ein vorderhand
nicht aufspaltbarer Elektronenver-
band, der bei geeigneter Trans-
formation schon in seine Bestand-
teile zerstäuben würde. Iedenfalls
würde auch die Bestätigung des
Magnetons nichts Wesentliches an
der Tatsache ändern können, daß
das Atom des Chemikers, in dem
man früher die letzte Einheit der
Materie erblickt hat, mehr und mehr
zum Rang eines hochkomplizierten
Lebewesens aufgerückt ist, das
sich am ehesten vergleichen läßt mit
einem vielzelligen Tier. Wie der
Tierleib zusammengesetzt ist aus
Milliarden einzelner Zellen, so
(scheint es) ist jedes Atom aus
Elektronen aufgebaut, das Atom
bestimmter Körper vielleicht
auch aus Elektronen, Magnetonen
und «-Teilchen. Und wie beim
Aufstieg in der Tierreihe die Zellen
immer intensiver sich in die vor-
handene Arbeit teilen; wie sie
Verbandsgruppen bilden, deren jede
innerhalb der Gesamtheit eine be-
stimmte Funktion übernimmt, so
daß aus der Differenzierung des
Materials schließlich Körper mit
Muskel-,Nerven-^>aut-, Blutgewebe
u. s. w. entstehen, so (wird man
sich vorzustellen haben) sind auch
die Elemente des Chemikers nichts
anderes alsElektronenleiber
mit ganz bestimmter, aber sehr
verschieden hoher, sehr verschieden
komplizierter Organisation. Wie
endlich alle Tiere von der Amöbe
bis zum Menschen nur als vielfach
sich übergipfelnde Zweigspitzen eines
Baumes mit weitgespreiztem Ast-
werk in Zeit und Raum hinaus-
ragen,^ scheinen auch die Elemente
der anorganischen Welt nur Glieder
einer natürlichen Stammbaumfolge
zu sein, die von der amöboiden
Stufe des Helium- oder Wasser-

stoffatoms zu vielseitiger Organisationshöhe emporfuhrt... Es fiel mir kein anderes Bild ein, an dem ich dem Leser hätte deutlich machen können, wieso Chemiker und Physiker gerade dadurch, daß sie sich mit dem Kleinsten beschäftigen, am energischsten aufs Ganze losgehen.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun . . . Was ist in diesen Tagen der Friedrich-Feier wieder über unsern Sonnenkönig gesagt und gesungen, gesprochen und geschrieben worden! Insonderheit geschrieben! Eine „Erneuerung" der Friedrich-Literatur schlichthin. Nicht der Literatur, die der große Friedrich hervorgebracht, sondern die er neuerlich hervorgerufen. Die Zahl ihrer Erscheinungen ist Legion. Ihre Werte der Legion entsprechend. Wer nennt die Dichter, zählt die Werke... Bücher, die nicht selten aus neun bekannten Größen als eine zehnte unbekannte Größe sich ergeben. Eine höchst unfürstliche Art, Fürsten

zu ehren. Und nicht übertrieben kostspielige Art, Bücher zu „bauen", Überwiegend sogenannte „Auszüge" aus dem, was Friedrich selbst vormaleinst „gedacht", „gesagt", „geschrieben" oder — in Briefen—„hinterlassen" hat. Natürlich doch auch vieles Eigene darunter — und manches Eigenartige, sogar einiges Eigenbedeutende. Starke Persönlichkeitsprägungen, die das aufhorchende Interesse festhalten. Da stellt Paul Schulze-Berghof, der nicht mehr unbekannte Literatur-Politiker (wenn diese Bezeichnung erlaubt ist), ein groß angelegtes Werk zur Diskussion: Das Liebesleben Friedrichs des Großen, bis in die Anfänge seiner glückarmen Ehe hinein. In einer festumrissenen Roman-Trilogie sollen Friedrichs drei geschichtlich überlieferte Passionen: die kleine Dorchen Ritteraus Potsdam, die Schloßfrau auf Tamsel (Gattin des Obersten von Wreech in Küstrin) und die Schöne Sabine, „das Insel- und Försterkind" von Rheinsberg, in historisch-poetischer Verschmelzung behandelt werden.

Der erste dieser drei Romane, die Liebe der 16jährigen Rcktortochter Dorchen Ritter, ist jetzt zur Zweihundert-Iahrfeier Frietn ichs erschienen: „DieKönigskerze" ein friederizianischer Roman (G. K. Sarasin, Leipzig). Vorweg muß gesagt werden, daß dieser erste Wurf in gutem Sinne glücklich, mit nicht gewöhnlichem Geschick und Geschmack, vor allem aber mit seelischer Kraft und Wärme ausgeführt ist. Die rasch entflammte, zarte, wunschlos reine Neigung des 18jährigen Kronprinzen zu der schönen, anmutreichen Dorothea ergibt nicht, wie anzunehmen, den Mittelpunkt der Dichtung. Strenger, als unerläßlich war, werden die Wirklichkeiten berücksichtigt. Und eigentümlich verhüllt werden die wenigen Sonnenstunden geschildert, die dem Kronprinzen von dem großen, glückspendenden Musiktalent Dorchens und ihrem Liebreiz gegönnt sind. Grade zu der Zeit, als Friedrich am tiefsten unter der zornmütigen, oft gehässigen Abneigung des Va-

ters und unter den tückischen Kabalen der Politik und Diplomatie leidet. Beide Liebende bleiben im Hintergrunde — den eigentlichen Mittelpunkt bildet der König-Vater: Friedrich Wilhelm I.
Hier nun entfaltet der Autor sich zum vollwertigen Dichter. Wie er diesen unselig zusammengesetzten Charakter durchleuchtet und enthüllt, ohne quälende, seelische Zerfaserung, lediglich durch seine Tatäußerungen, seine Lebensforderungen,seine Herrscherpotenzen—das ist schlichthin meisterlich. Und gerecht. Unpersönlich abgewogen sind so die Lichter, wie der Schatten; die große, strenge Redlichkeit des Fürsten; sein ernster Wille zur Gerechtigkeit, der dennoch immer wieder zuschanden wird an dem rasenden Zornwüten seines ungebändigten Temperaments. Als Unterton vibriert fühlbar die leidenschaftliche, tiefgeheime Sehnsucht des Königs nach der Liebe seines Volkes, dem er sich unlösbar verwachsen fühlt. Der, wo er liebt, dennoch oft in blind ungerechtem Zorne geißelt, mit dem lichtgcmiedenen Grimme dessen, der um das eigene Wüten uneingestanden blutet. Der da leidet mit dem innig beteiligtenHerz-

blut eines Hasses, der nur eine andere Form der Liebe ist. Eine Gestalt, von A bis Z mit unausweichlicher Konsequenz und mit jenem trieb-kräftig starken Talent aufgebaut, das an seine Arbeit sein ganzes Können hingibt. Daneben rück-sichtslose Beleuchtung der äußeren Verhältnisse in der Hofhaltung und Familie des Königs, die des Kron-prinzen scheue Haltung vei ständlich machen. Vielleicht,daßderAutorhier zu viel getan im Zusammentragen einzelner Momente, der Kammcr-skandale, des Hof- und Stadt-klatsches. Oder hat Goethes Sinn-wort ihn geleitet: „Der größte Teil der Geschichte ist nichts weiter als Klatsch" . . . ?

Lebendig aber — in annähernd gleicher Kraft und Daseinsfülle wie der König — wird uns der Kron-prinz nicht. In der tändelnden Unreife seiner 18 Iahre bleibt er schemenhaft hingezeichnet. Auch in der matten Sentimentalität des unglücklichen Sohnes, der beständig „Trost" sucht bei Freunden und Frauen. Der seinem feindlichen Vater alle Schwächen ablauscht, um in selbstgefällig aufgeputzter Er-zählung sieseinem geliebten Mädchen preiszugeben— soweit dieser Iüng-ling Friedrich in Frage kommt, ist der Dichter seinem Werk unge-fährdasWichtigere schuldiggeblieben. Und weiterhin, über jene Iahre der inneren Ausreife, nach seiner Flucht, während seiner Ge-fangenschaft und bis zur Thron-besteigung, erfährt man lediglich aus Gesprächen Anderer, so von den Intriguen der Hofcamarilla, wie von dem Geschick, das ihm bereitet worden. Erst nach dem zweiten schleichen Kriege wieder erscheint Friedrich selbst auf der Bildfläche, schon in beginnender Vereinsamung der Seele — skizzen-haft mit wenigen Strichen um-rissen.

Eingehend aber wird das Ver-hängnis des armen Dorchen abgehandelt. Ein paar Stunden ge-meinsamen Musizieren» mit Friedlich und ein Spaziergang im Park! Dieses „Verbrechen" — mit des Kronprinzen Flucht in Verbindung gebracht — hat das liebliche Kind

gebüßt mit Pranger, Schande und jahrelangem Zuchthaus — ausgeliefert von selbstbesorgter Feigheit Erbärmlicher, verfolgt von rachsüchtigen Infamien des schurkischen Fiskals, verurteilt von des Königs aufgeschürtfanatischemZorne. Während der Kronprinz, wie vom Schattenreiche verschlungen, dem Verhängnis der Geliebten vom Dichter entrückt ist!

Kein Zweifel, daß Rücksichten technischer Ökonomie den Autor zu diesem kompositionellen Schachzuge gedrängt: Die ganze, hier für den Kronprinzen verlorene Zeit soll ja den Hintergrund des zweiten Romanes: Friedrich, der Gefangene in Küstrin, und des dritten Romanes: Friedrich, der Verbannte in Rheinsberg, abgeben. Mit bemerkenswertem Geschick ist nun für alle Mitbeteiligten hier der volle Lebensabschluß herbeigeführt. Der Kronprinz aber ausgeschaltet,um die eingehende Schilderung seiner Charakterausreife während des gleichen Zeitraumes aufd e n Schauplatz verlegen zu können, wo sie zur Entwickelung gekommen ist. Nach allem darf man gespannt sein, ob der Autor in diesen beiden kommenden Dichtungen mit natür-

lich wachsender Gestaltungskraft halten wird, was er in „Die Königskerze" so verheißungsvoll begonnen und versprochen hat. Den sellsamen Titel erklärt er in einer poetisch empfundenen Mär im Tert. Oder ist er ein Sinnbild für das in seiner Sonnenliebevereinsamte, strahlendschöne Dorchen?

Eine andere erwähnenswerte Friedrich-Gabe bringt der Verlag Iulius Zeitler-Leipzig in einem Buche seiner neuen Rehlen-Edition. Unter den sechs bisher erschienenen Büchern, von Robert Rehlen herausgegeben — Goethe, Schiller, Heine, Napoleon, Bismarck, Friedrich der Große, ist nun das letztere „Friedericus R e r" gradezu als eineanthologischePerleanzusprechen. Es ist der Charakter der gedachten Rehlen-Bücher: aus Gedanken, Aussprüchen, Sentenzen und Briefen einen autobiographischen Längsschnitt durch das Leben ihrer Helden zu gewinnen. Für die gesammelten Einzelheiten muß also strengeChronologie eingehalten werden — im Interesse der authentischen Entwickelung. Bei „Friedericus Rer" nun ist die sammlerische Absicht: in der Arbeit ein irgendwie Neues zu bieten, in sich verschieden von den zahllosen Anthologien, die schon aus Friedrichs Werken zusammengeschrieben wurden, dem Autor einwandfrei geglückt. Was er gewählt und wie er es aneinandergereiht, ergibt ein Lebensbild Friedrichs von pakkenderGegenwärtigkeit. Mit nahezu 11(X)Kcrnworten werden alle seine geschichtlichen Phasen ergiebig bedacht und charakteristisch abgerundet. Überdies haben die Rehlen-Bücher, und vor allem „Friedericus Rer" eine Ausstattung erhalten — Ganzlcder mit vornehmen Golddruck-Initialen, — die wohl auch dem erlesensten Geschmacke noch schmeicheln wird.

Ein zweites Datum von literarischer Bedeutung kann wegen mangelnden Raumes erst in unserer nächsten Nummer berücksichtigt werden: Strindberg, der froh Genesene — ein

Eigner seines Volkes, aber der
Besitz aller kultivierten Völker.

Theater-Rundschau.

Von Otto Neumann-Hofer.

Während Hermann Vahrs
politische Scherze, die er zu drei
Akten Dialogen unter dem Titel
„das Tänzchen " zusammengebunden,
das Publikum des „Lessing-
Theaters" unterhalten, und die
zeitgemäße, aufs „Komplizierte"
gebügelte Modernisierung des achil-
leischen Zornes durch Wilhelm
Schmidtbonn das des „Deut-
schen Theaters" befremdet zu haben
scheinen, spielte sich in allen Gauen
Deutschlands ein Schauspiel ab,
von dem man sich nichts weniger
als eine Umkehrung des politischen
Antlitzes, als eine Verlegung des
politischen Schwergewichtes in
unserem Staatswesen versprach: die
Reichstagswahlen mit dem Feld-
geschrei: für und wider den schwarz-
blauen Block. Persönliche Be-
ziehungen und innere Anteilnahme
heischten meine Mitwirkung in
diesem Schauspiel und wiesen mir,
so lange es währte, d. h. bis zur

Rundschau
Beendigung der Stichwahlen, als Standort den Teutoburger Wald an, jenes Schlachtgefilde, wo deutsche Kraft die Angriffslust der Römlinge endgültig gebrochen haben soll, was indes nicht gehindert hat, daß die Römlinge von heute sich rechts und links dieses teutonischen Waldgebirges einige ihrer festesten Türme erbauten. So habe ich die politischen Späße, die aus der Simplizissimus-Saat auf Bahrschcm Acker gewachsen sind, gegen die Späße eintauschen müssen, die die Parteien aufbrachten, um sich gegenseitig das Wählelpublikum wegzufangen, sicherlich Spaße von bedenklicherem Witz, aber unbedenklicherer Erfindung und, wie mir scheinen will, völlig versagender Wirkung. Und statt des Cchmidtbonnschen Pelidenzorns über den griechisch maskierten Demos habe ich den Zorn der Parteikämpen, der nun einmal unerläßlich zu sein scheint, um den deutschen Demos zu der Kraftanstrengung der Abgabe eines Stimmzettels aufzureizen, bald erduldet, bald mit angefacht. Tat ich recht daran, dem Rufe dessen zu folgen, was mir das vaterländische Interesse zu sein schien, und es mir dadurch vierzehn Tage unmöglich zu machen, auf der Höhe Bahrscher und Schmidtbonnscher Produktion zu bleiben? Ich gebe zu, die Antwort könnte zweifelhaft sein, wenn man sich die Resultate hüben und drüben besieht. Aber ich vertraue darauf, daß meine Leser eines Sinnes mit mir sein werden: für das Vaterland Zeit zu verlieren, ist, wenn auch nicht süß, so doch ehrenvoll, und besonders darauf, daß sie ohne Kummer vierzehn Tage lang die Kenntnis meiner Meinung über Herrn Bahrs und Herrn Cchmidtbonns jüngste Offenbarungen entbehren weiden.

Den freien Platz will ich dazu benutzen, über eine Angelegenheit zu sprechen, die mir ein passender und wichtiger Gegenstand für eine Theater-Rundschau zu sein scheint. Es ist eine vollständige Umwälzung des Bclcuchtunglwesens beim Theater im Anzuge. Man weiß: nichts ist unnatürlicher auf der

Bühne als die Beleuchtung; sie geschieht in der Hauptsache von unten, von der Fußrampe, her; die anderwärts postierten Lichtquellen dienen nur zur Unterstützung. Man denke sich eine Welt, deren Sonne von unten herauf scheint! Allerdings ist die Bühne nicht die Natur, und noch manches andere Unnatürliche geschieht auf ihr, das von ihrem Wesen untrennbar ist. Aber die Beleuchtung verletzt ihre Seele, als welche der Schein ist. Die Bühne als „Welt des Scheines" soll die Dinge zeigen, wie sie in der Phantasie des Dichters lebten und in der Phantasie des Zuschauers erweckt werden sollen; wie sie in Wirklichkeit sind, ist gleichgültig. Der „Schein" ist die Wirkung des Lichtes, und daher die große Bedeutung der Lichtanlage für das Theater. Als ich Berliner Theaterdirektor war, focht ich einmal einen Wettstreit mit einem Londoner Kollegen aus. Es handelte sich um eine möglichst reizvolle Darstellung einer Ecke in einem englischen Parke; die Stimmung der Natur war das wertvollste des Aktes, der, nebenbei bemerkt, einem ziemlich unbedeutenden Stücke von Pinero angehörte. Der Londoner Direktor

suchte sein Ziel, wie das bei seinen Landsleuten üblich ist, durch möglichst viel „echtes" Material zu erreichen, das ihn eine Stange Gold kostete; ich schlug ihn mit Hilfe eines intelligenten Beleuchters durch eine empfindsam abgetönte Beleuchtung weniger einfacher Ausstattungsstücke, die mich einen Pappenstiel kosteten. Der Londoner, der die Berliner Premiere besuchte, wollte seinen Augen nicht trauen. „Seinen Augen nicht trauen" — das ist es, was die Bühnenbeleuchtung seit Einführung der elektrischen Lichtquellen, d. h. der Glühbirnen, dem Theatermanne viel peinlicher als früher zum Bewußtsein bringt. Denn die Glühbirne verkehrt — das Fremdwort „pervertiert" mit seinem gemeinen Nebensinn drückt die Sache noch besser aus — alle natürlichen Verhältnisse. In ihrem stechend gelben Lichte erscheint das weiße Sonnenlicht blau; dem entsprechend werden alle übrigen Farbentöne umgewertet; Maler, die Dekorationen machen, Regisseure und Dekorateure, die die Stoffe für Kostüme und Möbel aussuchen, Schauspieler, die sich schminken, stehen den tückischen Falschfärbereien der Glühbirne ratlos gegenüber. Wüßte unser Publikum, was es manchmal auf der Bühne zu sehen bekommt, es würde sich entrüsten; zum Glück ist die germanische Netzhaut so wenig empfindlich, daß man ihr blaue Sonnen und grüne Monde zumuten kann. Die Glühbirne sendet geradlinig ihr direktes Licht auf die Gegenstände, es verfälscht dadurch die Perspektive, es macht die Herstellung eines Lufttones um die Gegenstände unmöglich und ruft die lächerlichsten Schlagschatten hervor. Wer hat eo nicht schon erlebt, daß er von Wallenstein nur die Stiefel beleuchtet, das Gesicht aber in tiefem Dunkel sah, oder daß Iohanna d'Arc einen Riesenschatten über das ganze meilenweite Schlachtfeld mit Bergen und Tälern warf? Und wer hat endlich nicht schmunzelnd oder verärgert, je nachdem er im Theater Spaß oder Illusion suchte, bemerkt, daß die Sonne beim Auf- und Untergehen die rumänische

Trikolore — gelb, rot, blau —
hinab- oder hinaufhüpft, und daß
die Wolken, um vorwärts zu ziehen,
ruckweiser Entschlüsse bedürfen!
Das Problem war dieses: eine
Bühnenbeleuchtung zu finden, die
erstens weiß oder annähernd weiß
wäre, wie das Sonnenlicht; die
zweitens im wesentlichen von oben
herabfiele, wie das Sonnenlicht;
die drittens indirekt die Dinge
beleuchtete, wie das Sonnenlicht,
das von der Wolkendecke, dem
Erdboden und jeder hellen Fläche
reflektiert, die Gegenstände „zer-
streut" umspült; die viertens alle
Farbenübergänge und alle Hellig-
keitsgrade hervorbrächte, die das
gebrochene und geminderte Sonnen-
licht haben kann; die fünftens eine
direkte Belichtung in dem Medium
diffuser Lichtstrahlen zur Erzeugung
von Gesichtsbildern (z. B. kon-
tinuierlicher Wolkenzüge) ermög-
lichte; und die endlich alles dieses
vereinigte in einer Anordnung,
welche einfach zu handhaben (eine
Bühnenbeleuchtung mit mehr-
köpfiger Bedienungsmannschaft ver-
sagt regelmäßig) und widerstands-
fähig wäre.
So das Problem. Und an
Systemen von Fachleuten, d. h.

Bühnenelektrikern, ihm zu genügen, hat es nicht gefehlt. Ich habe am Lessingtheater drei hinter einander ausprobiert mit durchaus negativem Gelingen. Wie so oft, mußte ein Laie kommen, einer, der sich nicht an fachlichen Bedenken stieß, um das Rätsel zu lösen.
Er hieß Fortuny, ist ein spanischer Maler, der in Paris lebt, und Sohn des berühmten Marokkomalers Mariano Fortuny. Sein System ist unter dem Namen „Fortuny-Beleuchtung" oder „Fortuny-Himmel" seit einiger Zeit bekannt geworden.
Seine technische Beschaffenheit hier auseinanderzusetzen fehlt mir der Platz. Ich begnüge mich daher mit der kurzen Andeutung, daß Fortuny eine weiße Himmelskuppel über die ganze Bühne spannt, an passender Stelle mehrere Bogenlampen von gewaltiger Stärke anbringt, die die Sonne in der freien Natur ersetzen, und um die Lichtquellen ein System von zwei Farbenbändern und getönten Glasscheiben, die alle auch in horizontaler Richtung gegeneinander verschiebbar sind, rotieren läßt. Dieses System entspricht den vorhin aufgestellten sechs Forderungen in vollkommener Weise; und mit seinen Wirkungen (die von sinnreich ausgestalteten Nebenapparaten ergänzt werden) wird es eine vollkommene Umwälzung (diesmal eine, die in künstlerischer Hinsicht noch bedeutender als in technischer ist) in allem Lichtwesen der Bühne hervorbringen.
Fortuny selbst war nur einmal in der Lage, seinen Traum in die Wirklichkeit umzusetzen. Auf dem Privattheater der Gräfin von Bsarn zu Paris richtete er seine Bühne ein, unbekümmert um die Kosten, die seiner Protektorin kein Kopfzerbrechen verursachten. Wer die Vorstellung Fortunys gesehen hat, behält daran die Erinnerung wie an einen Feentraum. Aber in einem Punkte haperte es: die elektrischen Apparate Fortunys, des Laien, waren zu labil angeordnet, um die rauhen Fäuste zu vertragen, die an großen Geschäftstheatern mit der mechanischen Handhabung betraut sind. Und nun mischt

sich hier ein Zug der modernen industriellen Entwicklung hinein: in Frankreich fand sich keine Elektrizitätsfirma mit genug Unternehmungsgeist, um die Fortunyschen Apparate auszubauen; aber in Deutschland fand sie sich. Die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft nahm sich ihrer an und vervollkommnete sie bis zu einem Grade, daß sie den Unbilden des hastigen Bühnenbetriebes Widerstand leisten können. Bewiesen wurde das durch Einbauten im Dresdner Opernhause, im Krollschen Operntheater zu Berlin und einigen anderen deutschen Theatern, während die Pariser Theater, die Lust bezeigt hatten, das Fortunysche System einzuführen, seit der Marokkoaffäre alle Verbindungen mit der deutschen Firma abbrachen.

Seine ganze umgestaltende Wirkung wird das Fortunysystem jedoch erst ausüben, wenn es in seiner Vollständigkeit an einem neu zu erbauenden Theater zur Ausführung gelangt. Das wird zum ersten Male in dem „Deutschen Opernhause" zu Charlottenburg geschehen; die Rolle, die ich bei der Begründung dieses Unternehmens spielen durfte, hat es mir vergönnt,

die vorbehaltlose Einführung des Gesamtsystems zur Annahme zu bringen. Auch der Neubau der Königlichen Oper zu Berlin wird Fortunys Gedanken mit allem Drum und Dran aufnehmen; aber die Charlottenburger werden vorangegangen sein. Und die künftigen Theater, zunächst in Deutschland, werden folgen. Ein hübsches kleines Abbild großer internationaler Verknüpfungen: die von einem Spanier in Frankreich gemachte und erprobte Erfindung in Deutschland zur Entwickelung und Geltung gebracht.

Gesellschaftliche Rundschau.

Von Walter Turszinsky.

Ich ging — man darf das doch nacherzählen? —, um nicht müßig zu gehen, denn Müßiggang ist aller Laster Anfang, am letzten Sonnabend, der zum ersten Male alle Berliner Ballglocken unisono klingen ließ, auf die „Ad mira l s - palast- Red o ute", zu deutsch: zu der Ballpremiere, mit deren Veranstaltung sich der jüngste der drei Eispaläste hiesiger Haupt- und Residenzstadt in den Feststrudel stürzte. „Dies Bildnis war bezaubernd schön!" Der gewaltige Saal mit seinen zwei, in weit ausladenden Biegungen den Leerraum der Eisbahn eingrenzenden Stockwerken troff von silbernem, glasklarem Licht, — so denk' ich mir die Beleuchtung am Nordpol, und wer kann mir das Gegenteil beweisen? — dem die milde Hand des Scheinwerfers bald eine abdämpfende Nuance Violett, bald einen Schuß Rosa beimengte. An den Tischen der Estraden, denen die gelben und roten Schirmlämpchen wie breitblühende Sonnen- und Mohnblumen entwuchsen, saßen die Menschen, deren (im ganzen mehr bürgerliche als redoutenmäßig-erzentrische) Einzelerscheinungen zu der Grüße schwarzer Punkte, zu dem Wert von Atomen herabsanken, wenn man, etwa an der Eingangstüre des Saales Posto fassend, das kribbelnde Gewühl der schwarz gekleideten männlichen und der bunt gewandeten weiblichen Ameisen, das alle Ränge durch-

wimmelte, auf sich wirken ließ.
Über dem Orchester, das, von einer
wuchtig aufsteigenden, von Frack-
männern besetzten Treppe ein-
geklammert, als pompöses Vor-
gebirge von der Wand her in den
Saal hineinragte, meldete sich von
Zeit zu Zeit auf dem schwarzen
Grunde eines riesenhaften Schildes
eine Lapidarschrift in goldenen
Lettern, die den Tanzenden erzählte,
daß die Dollarprinzen der modernen
Operette —, daß der behäbige
Leo Fall, Iean Gilbert, der Brünett-
Zigeunerische, Paul Lincke, der Be-
handschuhte, Frisierte und Ge-
schniegelte nun selbst die Takt-
stöcke ergreifen würden. Dann
wurde der Parkettboden, unter dem
die natürliche Eisunterschicht des
Admiralspalastes fror,plötzlich frucht-
bar von Tanzgruppen. Von sehr
gutbürgerlich und solide ausge-
statteten Soireedamen mit und ohne
Kopfputz, von schlanken Redouten-
mädchen mit stilgemäßen, flachen,
wippenden Reznicekhüten, von Ka-
valieren, in deren stumpfseidenen,
ohne Biegung aufragenden Zylinder-
hüten sich der Schein des Lichtes

fing, von dürftigen Pagen und schlankbeinigen, zartgeschminkten Pierretten. Sie alle aber hatten einmütig der Ästhetik des Tanzes den Krieg erklärt: und fast nur der beliebte amerikanische Importartikel des „Wackeltanzes" — er,
den alle Häscher suchen, er, dem alle Lippen fluchen; er, den man nicht unter den Linden grüßt, um sich mit ihm hinter den Salontüren auch der vornehmsten Privatgesellschaften abzufinden — wurde in reicher Musterkollektion auf das Parkett hingebreitet und zur kritisch-ästhetischen Diskussion gestellt. („Weh, daß ich sah, was ich sah, und sehe, was ich sehe"!)
Man sagt — und die Bühnenironiker von Moliöre bis Bernard Shaw haben es mit den Waffen ihres Sarkasmus immer wieder zu beweisen versucht —, daß keinem Kranken schneller der Lebensfaden dünner und dünner werde, als dem, den gar zu viele Ärzte mit den Armen ihrer besseren Weisheit zu umfassen suchen. Auch der Tanz, dem es doch, wenn ich mich an die bekömmlichen, langsamen Walzer, die flotten Polkas, die gravitätischen Tourentänze der eigenen ersten Tanztage erinnere, gerade damals leidlich gut ging, ist plötzlich unter die Hände der ästhetischen Quacksalber gekommen und irrt als unheilbar Kranker von einem Sanatorium der Kunststile zum andern.
O Fatinitza, Fatinitza, Fatinitza, Fatinitza: was hast du alles durchgemacht! Isadora Duncan findet, daß der Tanz dadurch geläutert werden müsse, daß man ihn zum gebärdenmäßigen Echo genialer musikalischer Einfälle, zum Spiegel großzügiger, antik-plastischer Gedanken mache. Die Wiesenthals lassen ihre Tanzglieder von gewissen, ihnen spontan zuströmenden Stimmungen der Natur leiten: die Rita Sacchetto, Ruth St. Denis, Gertrud Barrison suchen den Tanz zu erziehen, indem sie ihn mit den Parfüms historischer und erotischer Vorbilder berauschen: ihn mit indischen, spanischen, altfranzösischen Kostüm- und Gebärdenzieraten behängen. Die russische» Grazien, die Pawlowa, die Will,

die Eduardowa, die Feodorowa, die Karsawina predigen herab von der Kanzel einer ganz in Schönheit versunkenen, schönheitstrunkenen Kunst, daß der Tanz sich vom Geistigen ganz zu lösen habe, nur vom rhythmischen Gefühl, vom Sinn für die Wohlgestalt der Linie abhängig sein dürfe: und sie beweisen das, indem sie ihre Fähigkeiten absolut auf den Boden eines artistischen Drills stellen, der ebenso vom Temperament wie von intellektueller Einfalt, ebenso von der Züchtung des Körpers wie von der Naivität des Verstandes, ebenso von grandioser turnerischer Geschicklichkeit wie von geistiger Rückständigkeit zu künden weiß. Die spanischen Tänzerinnen, der Otero-, Guerrero-, Tortajada-Typ, vertreten mit herausfordernden Bewegungen den alleinseligmachenden Kult der Verve im Tanz: die wüsten Apachentänze machen Terpsichore ganz in der Gosse heimisch, stellen sie ganz auf die ästhetische Proskriptionsliste ....

Aber den Ausschlag gab doch der amerikanische Einfluß, der ja auch alle anderen künstlerischen Zeitstimmungen ablöst und mit den Lärmsignalen einer nur das Er-

zentrische begünstigenden Fröhlichkeit zu Boden tutet. Er hat dafür gesorgt, daß das Gesellschaftsbild des internationalen Tanzes, das immer an wohlerzogenen, sauberen, zierlichen Formen haftete, zur Groteske wurde: er hat dafür gesorgt, daß der Walzer, dieser Tanz, der zugleich in Vornehmheit repräsentieren und in leise gelockerter Gebärde jauchzen kann, daß die Munterkeit der Polka, die Gemütlichkeit des Rheinländers, das steif schreitende Zeremoniell der Quadrille von der Clownerie dieserSchiebe- undWackeltänze übermannt wurden, die sich zwischen die anderen Tänze drängen wie diePane zwischen die Nymphen. Man hat davon gehört, daß gerade im Augenblick ein neuer amerikanischer Wackeltanz erportfertig sein soll, der seine Bewegungsfigur, die sich beim Cake-Walk, dem Stammvater dieser Allotria, noch an die Sprünge des Känguruh hielt, nun nach den Watschelschritten des Truthahns richtet. Nun, diese neueste Neuigkeit erspart es mir, die Dekadenz der Tanzkunst von Stufe zu Stufe zu geleiten: ihr schrittweise zu folgen, bis sie aus den Gefilden der übermenschlich gezähmten Geste, vorbei am künstlerisch-getönten Menschlichen, in die unmittelbare Nähe des „Zoologischen Gartens " kam: bis sogar die unruhige Anmut des „Two Step", die aufdringliche Sinnlichkeit der merikanischen „Machiche" in der plumpen, obszönen Unnatur des „Wackeltanzes" ihre entstellte Fratze fand. Man versucht, sich gegen diese Überschreitung der Schönheitsgrenze, gegen dieses crimen I2E52K rrmje5tati3, das mich immer an die Verunstaltung einer Aphrodite durch die Hand eines Trunkenen erinnert, mit Gesetzen und Boykotten zu wehren. Aber mir scheint, man wird abwarten müssen, bis die Gesellschaftskultur überhaupt wieder einmal ernsteren Schönheitszielen zustrebt und nicht in den Gärten ihrer Gunst den Idealen „Luna-Park", „Kientopp" usw. prangende, von reichen Opfern geweihte Tempel errichtet. Dann wird man sich auch der Wackeltänze schämen und ihnen, die jetzt

die schlechte und hinter verschlossenen Türen auch die gute Gesellschaft regieren und die ihren gesitteten Kollegen kaum noch ein Fleckchen Erde übrig lassen, von selbst die gebührende Rolle im Raritätenkabinett zuweisen.

Frauen -Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank (Ulrich Frank).

Es dürfte von Interesse sein, über den Studiengang und die Lehrjahre wissenschaftlich bedeutender und geistig hochstehender Frauen Mitteilungen von ihnen selbst zu erlangen. Sie werden neben dem Reiz des Persönlichen sicherlich Anregungen, Klarheiten und Hinweise geben, die den vorwärtsstrebenden Frauen von Nutzen sein könnten. Sie werden Vorurteile beseitigen, Irrtümer richtig stellen, die der Frauenbewegung noch immer anhaften. Wir haben uns deshalb an einige der großen, zielbewußten, schaffenden und schöpferischen Frauen gewendet, um von ihnen einschlägiges Material zu erhalten, das wir von Zeit zu Zeit in unserer Rundschau veröffentlichen

werden, und beginnen heute mit
nachstehendem Beitrag:
Verehrte gnädige Frau. Ihrer
gütigen Aufforderung, etwas über
meinen Studiengang zu berichten,
komme ich gern nach, von dem
Wunsche beseelt, studierenden
Frauen mit meinen Erfahrungen
Mut und Freudigkeit zun! Werk
zu geben. Ich gehöre noch zu der
alten Garde, die erst an die Türen
der Alma mater klopfte, nachdem
eine Reihe von praktischen Lehr-
jahren hinter ihr lag. Und ich
mochte diese praktischen Iahre nicht
missen. Grade für den Sozial-
politiker bedeutet es ungeheuer viel,
wenn er gelernt hat, sich umzu-
schauen und mit Bewußt-
sein zu sehen. Und zu sehen
gab's genug in meiner Vater-
stadt Hamburg, wohin aus aller
Herren Ländern die Auswanderer
zusammenströmen, wo am Hafen
Hunderte von Dockarbeitern sehn-
süchtig auf Beschäftigung warten
und wo der lang aufgespeicherte
Mißmut sich in dem großen Hafen-
arbeiterstreik von 1896 Luft machte.
Dem etwas planlosen Helfen in
Vereinen, das meine Schwester
und ich gleich nach der Konfir-
mation in dem ganz natürlichen
Drang, uns zu betätigen, begannen,
gab ein längerer Besuch in Amerika
festere Formen. Ich besuchte
dort mit großem Eifer die Sett-
lements und Working Girls' Clubs,
und was mir hier zum erstenmal
deutlich fühlbar wurde, das war
äer groLe persönliche Cinfluli, äen
eme frau aul llngebiläete haben
Kann, jener fall magische Tauber
echter, etdilch unä geiltig doch,
lteftenäer NIeiblichKeit. Vielleicht
finde ich noch einmal Gelegenheit,
Ihren Lesern davon Einiges zu
erzählen und auch davon, was ich
selbst nach meiner Rückkehr bei
ähnlichen Erperimenten für Er-
fahrungen machte. Um den grund-
sätzlichen Unterschied zu begreifen
zwischen den amerikanischen und
unseren Verhältnissen, dazu war
ich viel zu jung und zu ungeschult.
Aber diese negativen Tugenden
gaben mir den Enthusiasmus, das,
was ich in der neuen Welt gesehen
und bewundert hatte, in der Heimat

nachzuahmen. Mit einer Freundin
zusammen gründete ich ein Heim
für erwerbstätige Frauen. Ein
bescheidener Mittagstisch für 25
junge Mädchen war der Anfang;
nach kurzer Zeit kamen täglich
gegen 2<X>. Unterhaltungsabendc
mit belehrenden Vorträgen, eine
Stellenvermittlung für Handels-
gehilfinnen, ein Kinderhort, in dem
25 Buben und 25 Mädchen ihre
Schulaufgaben machten und —
auch die Buben — Strümpfe
stopften, alles das wurde nach
und nach angegliedert. So habe
ich, bevor ich das Studium begann,
gesehen und begriffen, was für
die meisten Menschen der Kampf
ums Leben bedeutet, und das ist
mir später unendlich zugute ge-
kommen. Über die Vorbereitung
zum Abiturium ist nicht viel zu
sagen. Für einen reiferen Menschen
ist es eine unerquickliche Zeit, die
man abkürzt, so weit es geht. Ich
wendete zwei Jahre dran.
Von einer Vertiefung der Kennt-
nisse ist da natürlich keine Rede, und
doch merkt man später, daß das
Studium der alten Sprachen und
der Mathematik nicht vergebens war.
Ich war die erste Abiturientin in
Hamburg, eine Ehre, die aber ihre

großen Schattenseiten hatte. Denn Hamburgs König, Se. Magnifizenz der regierende Bürgermeister, hatte seine hohe Gegenwart beim mündlichen Eramen angesagt, und da er erst um 1/2 2 Uhr mittags erschien, wurde das Eramen, an dem nur noch ein Leidensgefährte teilnahm, von 8 Uhr morgens bis in den späten Nachmittag ausgedehnt, so daß wir beide vor Erschöpfung schließlich kaum noch unsere Namen wußten.
Nie werde ich die ehrfurchtsvollen Schauer vergessen, als ich zum ersten mal in Altmeister Schmollers Kolleg saß. Das Ziel der Sehnsucht war erreicht, ich konnte hoffen, den Zusammenhang der Dinge verstehen zu lernen und vielleicht einst ein brauchbarer Arbeiter zu werden.
Zunächst beging ich den Fehler, in den wohl die meisten „ersten Semester" verfallen: ich belegte viel zu viele Kollegs. Sollte eine Ihrer Leserinnen studieren wollen, so warne ich sie dringend davor. Ein Kolleg ist darum noch nicht nutzbringend, weil man gewissenhaft nachschreibt. Der Stoff will zu Hause verarbeitet sein, von der empfohlenen Lektüre muß wenigstens das Wichtigste gelesen werden. Das läßt sich in späteren Zeiten, wenn die Seminararbeiten anfangen, nicht nachholen. Ich hatte das große Glück, mit meiner ersten Seminararbeit über die „Organisationsmöglichkeit weiblicher Arbeiter" Meister Schmollers Zufriedenheit zu erringen, der sich seitdem in unerschöpflicher Güte meiner angenommen hat. Überhaupt muß ich mit großem Dank bezeugen, daß alle Herren der Universität mir, und ich darf wohl annehmen: auch allen Kolleginnen, mit großem Wohlwollen entgegenkamen. Wer ernsthaft arbeitet, wird demgemäß behandelt, sei er nun Mann oder Frau. Bei einer guten Arbeit fragt keiner, welchem Geschlecht der Autor angehört. Und in Berlin wird stramm gearbeitet, das kann uns niemand absprechen.
Das kollegiale Leben unter den Studenten mag an den kleineren Universitäten reizvoller sein, und das ist wohl auch der Grund, weshalb Heidelberg, Iena in den ersten Se-

mestern so sehr locken. So viel
Schönes es haben mag, Land und
Leute auf diese Weise kennen zu
lcrnen, ich glaube doch, daß es rat-
samer ist, an einer und derselben
Universität zu bleiben. Es kann
den Anfänger nur verwirren, zu
viele Meinungen zu hören. „Am
besten ist's, wenn Ihr nur einen hört
und auf des Meisters Worte schwört"
— eine selbständige Ansicht
kann nur auf gründlichem Wissen
erwachsen, das der Student doch
erst erwerben soll. Und in unserer
— leider! — so pietätsarmen Zeit
ist es besser, zu viel als zu wenig
Autoritätsglauben zu entwickeln.
Kommt dann der Tag des Eramens
heran, so ist man nicht nur mit der
Methode, sondern auch mit der
Ausdrucksweise, der Art, Fragen zu
stellen, der Professoren bekannt, so
daß das Rigorosum zu einem an-
regenden Kolloquium wird.Nament-
lich, wenn die Eraminatoren diesen
Grad von Liebenswürdigkeit und
Nachsicht für den begrenzten Hori-
zont des Eraminanden haben, wie
Altmeister Schmoller. „Ich will
wissen, was Sie wissen, und nicht,
was Sie nicht wissen", ist dabei
sein Trostwort, und so begann er
mein Eramen mit den Worten:

„Na, worüber wollen wir uns denn nun unterhalten?" und als ich entgegnete: „Nur nicht über Börsen- und Bankwesen", lachte er: „Wir wollen ja auch keinen Börsenjobber aus Ihnen machen." Da war es denn auch nicht schwer, mit festem Ruck allen Mut zusammenzunehmen und sich ein nmßn-i cum lauäe zu erringen. Vielleicht folgt eine Ihrer Leserinnen meinem Beispiel!
In aufrichtiger Verehrung
vi Charlotte Engel-Reimers.

Xsu« 3ta»t«»u1si1i«u.

Eine Reihe von Staatsanleihen sind in jüngster Zeit zum Abschluß gelangt, deutsche und außerdeutsche. Soweit sich überblicken läßt, ist die internationale Marktlage für die Emission von Staatsanleihen nicht ungünstig, Übrigens wenn die Staaten Geld brauchen, dann kommt die Lage des Geldmarktes erst in zweiter Linie in Betracht, den Ausschlag geben hier vielmehr die staatlichen Geldbedürfnisse. An der Spitze der staatlichen Geldaufnehmer steht dem Anleihebetrag nach Preußen. Es bringt 420 Millionen Mark 4^ Konsols heraus, die das Preußen-Konsortium zum Kurs von 100.80U, abnimmt und zu 101.40^ (also mit »/^ Nutzen) zur Zeichnung auflegt; etwas billiger mit 101.20^ fahren diejenigen Zeichner, die sich ins Staatsschuldbuch eintragen lassen oder sich einer Sperre von einem Iahr unterwerfen; dieses Fünftel-Prozent Kursunterschied trägt selbstverständlich nicht das Bankenkonsortium, sondern der Staat. Man ist gewöhnt, Preußen und das Reich Arm in Arm auf dem Anleihemarkt erscheinen zu sehen. Sie sind auch diesmal beisammen. Es ist aber doch ein Unterschied gegen sonst. Das Reich bringt nur 80 Millionen Mark 4L. Anleihe (zu den gleichen Bedingungen wie Preußen) heraus. Aber auch dieser geringe Betrag dient nur zur Einlösung früher ausgegebener Schatzscheine. Sie bedeuten somit eine Vermehrung der bestehenden Reichsschulden nicht. Man denke: das Reich braucht kein Geld! Wie lieblich dem Ohre des Steuerzahlers das klingt. Warten wir

aber erst die nächste Etatbekanntgabe
ab, ehe wir uns gar zu sehr freuen.
Wenn das Reich jetzt so zurück-
haltend ist, so tut es auch, um
seinen Anleihemarkt zu schonen,
und dessen Schonungsbedürfnis ist
nicht gering. Überdies: man muß
dem Volk doch auch zeigen, daß
die letzte, die große Reichsfinanz-
reform (des schwarz-blauen Blocks)
doch nicht ganz umsonst gewesen
ist, daß sie dem Reich aus der
chronischen Geldklemme geholfen
hat — bis auf Weiteres. Außer
dem Reich und Preußen hat auch
Württemberg an den Geld-
markt appelliert.^ Aber nur mit
25 Millionen. "Diese Emission
war schon vor der Preußens und
des Reichs angekündigt und zwar
zu einem höheren Kurse als dem
von Konsols und Reichsanleihe,
zu 101.60^. Als dann die beiden
großen Konkurrenten am Geld-
markt zu 101.40A, erschienen, da
mußte sich das Schwabenland nach-
träglich ebenfalls zu einer Ver-
billigung seiner Papiere um 20

Pfennig entschließen. Der Herr Finanzminister wird sich sehr gefreut haben. Auch von Bayern hieß es vor kurzem, es wolle mit einer größeren Anleihe herauskommen. Die Absicht hat auch vorgelegen. Aber da kam der Krach zwischen dem Finanzminister und der Zentrumspartei und im Anschluß daran die Auflösung des Landtags, und die Anleihe wurde einstweilen zurückgestellt, bis der nächste Landtag beisammen ist. Auch außerhalb der Reichsgrenzen braucht man Geld recht nötig. Einem alten vielzitierten Wort zufolge bildet cs den nervuz rerum fürs Kriegführen. Die Frage, wie lange die beiden kriegführenden Nationen Italien und die Türkei, ihren Kampf, der seit 4 Monaten dauert, noch ohne größere Anleihcaufnahme fortführen können, drängt sich ganz von selbst auf. Italien hat auch bereits im Aueland angeklopft und zwar in Paris, aber zu einem Abschluß kam es nicht. Es muß also vorläufig zu Hause im eigenen Lande noch Echatzbons verkaufen. Wieviel es von Paris wollte, ob es eine feste Anleihe oder Schatzscheine unterbringen wollte, und ganz besonders, welche Preise man beiderseits anlegen wollte, darüber wurde Sicheres nicht bekannt. Es schwirrten allerhand Gerüchte in den Zeitungen herum, die aber genau dieselbe „Zuverlässigkeit" aufwiesen wie die Meldungen vom Kriegsschauplatz. Ebensosehr oder eher noch mehr als Italien hat dieTürkei Geld nötig. Sie hat in den letzten Tagen eine Schatzschein-Anleihe (mit 1jährigcr Lauffrist) von 1^/z Millionen Pfund Sterling mit der National LanK ot tne lurlce^, einer unter englischem Einfluß stehenden Bank, abgeschlossen. Man hat dafür sogar nicht einmal eine besondere Sichersiellung von der Türkei verlangt. Zur gleichen Zeit wie mit den Engländern waren Verhandlungen mit den Franzosen im Gange, aber die Briten waren die fireren und die Franzosen infolgedessen die verblüfften. Ein weit pikanteres Interesse als alle die erwähnten Anleihe-Verhandlungen

und Anleihe-Abschlüsse ging von Österreichs Etaatsfinanzen aus. Gegen Österreich tobte ein bitterer Kampf. In der englischen und der französischen Presse. Etwas Echaudervolles war ruchbar geworden: Österreich wolle den englischen, nach anderen Versionen den französischen Markt mit einer Anleihe in Anspruch nehmen. Am Ende gar für Rüstungszwccke?! Für die bekannte „schimmernde Wehr"?! Und prompt begann die Hetze der darin sehr routinierten Triple-Entente-Blätter gegen den Dreibundgenossen. Keinen Frank und seinen Schilling dem Feind des eigenen Landes, oder sagen wir's ehrlicher, dem Verbündeten Deutschlands. Man fühlte sich wieder einmal ganz als „Bankier Europas" an der Seine sowohl wie an der Themse, und man benahm sicb, wie das dort die Art ist. Man erhitzte sich aber umsonst. Mit London hatte Wien, wie sich dann herausstellte, überhaupt nicht einmal Fühlung genommen. Lediglich ein Finanzagent ohne Auftrag hatte aus einem tiefempfundenen Bedürfnis nach einer kräftigen Abschlußprovision bei den pp. Finanzministern probiert, ob das Geschäft-

chen vielleicht zu machen wäre. Dagegen scheint in Paris der Manager der österreichischen Staatsfinanzen angeklopft zu haben. Aber wenn schon. Die Pariser hätten sich doch, ehe sie ihreni gallischen Temperament die Zügel schießen ließen, sagen können und müssen, daß es auch ohne sie geht. Sie haben das ja vor noch nicht gar so langer Zeit bei ähnlicher Gelegenheit erlebt. Und es geht auch diesmal ohne sie. Österreich emittiert 200 Millionen Kronen 4^ Rente (zu 90<^) und 130 Millionen 4°/„ dreijährige Schatzscheine (zu 97^2 A,) im eigenen Lande.

Eine Kleinigkeit. Aus Bankkreisen wird uns geschrieben: „Seit etwa 1l/z Iahren macht sich bei der Z u l a s s u n g s st e l l e der Berliner Börse eine Tendenz zur Kürzung der Prospekte geltend. Das ist ein sehr anerkennenswertes Bestreben. Denn wenn die Prospekte ihren Zweck, die Orientierung des Publikums, erfüllen sollen, müssen sie vor allen Dingen lesbar sein. Lesbar heißt in diesem Fall: nicht allzu lang und nicht allzu langweilig. Eine ganze Reihe von Kleinigkeiten sind in neuerer Zeit aus den Prospekten ausgemerzt worden. So z. B. war früher, wenn man einen Prospekt las, die betreffende Gesellschaft stets gegründet „laut notariellem Protokoll vom soundsovielten des Iahres X", jetzt ist sie einfach „im Iahre 3" gegründet. Oder: früher mußte dem interessierten Leser die aufregende Mitteilung gemacht werden, daß die Gesellschaft auch ins Handelsregister eingetragen sei und zwar unter dem und dem Datum, jetzt geht's auch ohne das. Ähnliche kleine Sächelchen, die in ihrer Häufung bei der Prospektlektüre dem juristisch noch nicht verdorbenen Leser auf die Nerven gehenließen sich nochmehranführc». DieZulassungsstellebegann zulernen, nicht nur kaufmännische und juristische Erwägungen für die Abfassung der Prospekte heranzuziehen, sondern auch „literarische". Ich weiß, sie wird eine solche Insinuation, literarische Erwägungen überhaupt zu kennen, weit von sich weisen. Des Wortes geniert man sich ja gerade-

zu als Kaufmann. Aber es ist d o ch nichts anderes, wenn sie auf die Bedürfnifse des Lesers als solchen Rücksicht nimmt. Ich möchte nun auf noch eine der charakterisierten Kleinigkeiten aufmerksam nlachen, die mich in jedem Prospekt von neuem ärgert. Auf einen Passu?, der in jedem Prospekt zu finden, und in jedem total überflüssig ist. Es ist die Statutbestimmung über , den „Gegenstand des Unternehmens". Was man da zu lesen bekommt, ist jedesmal in seiner notwendig allgemeinen Formulierung für den speziellen Fall recht nichtssagend und für den Laien wie für den Branchekenner gänzlich bedeutungslos. Dabei ist diese Bestimmung in der Regel ein Satzungetüm von recht gediegener Länge. Was der Prospekt dem Leser an tatsächlicher Kenntnis vermitteln will, sagt er ihm ja viel besser, klarer unt ausführlicher an einer anderen Stelle, nämlich bei derBeschreibung der Betriebsanlagen, die jedes Unternehmen seinem Prospekt einfügen muß. Diese Beschreibung zusammen mit den oft noch beigefügtenProduktionsziffern usw. macht jenen Passus vom Gegenstand des Unternehmens gon

überflüssig. In einzelnen Ausnahme-
fällen, wo eine Beschreibung von
Anlagen naturgemäß nicht vor-
handen sein kann, also beispiels-
weise bei sogenannten Trustgesell-
schaften, mag der zitierte Passus bei-
behalten werden. Aber sonst weg
damit. Man wird nur einwendende
Fortlassung sei nicht möglich; denn
die Stelle müsse in den Prospekt, weil
das dieBundesrats-Bekanntmachung
^vom 4. 7. 1910) zum Börsengesetz
verlange. Nun dann kostet es den
Bundesrat nur einen Federstrich,
und die Bestimmung ist nicht mehr.
Der Bundesrat kann das. Wenn
er einige Beweglichkeit besitzt— eine
Eigenschaft, die den Behörden ge-
wöhnlich mangelt — dann ver-
schwindet die Bestimmung sogar
bald.

Zwei neue Hundert-
millionen-Banken. Ban-
ken, deren Aktienkapital 100 Millio-
nen Mark überstieg, gab es seit
langem im Deutschen Reich nur 6,
wovon 5 ihren Hauptsitz oder doch
ihren geschäftlichen Schwerpunkt in
Berlin haben, während bei einer das
Schwergewicht sich auf Berlin und
Köln verteilt. Eigentliche Provinz-
institute, die 100 Millionen hatten,
gab es bis vor kurzem nicht, wenn-
gleich einige von ihnen schon seit
langem nicht mehr weit von dieser
Ziffer entfernt sind. Run sind
neuerdings 2 Provinzbanken, und
zwar beide aus dem Konzern der
Diskonto-Gesellschaft, in die Reihe
der 100-Millionen-Banken ein-
gerückt: der Barmer Bankverein in
Barmen und die Allgemeine
Deutsche Kredit-Anstalt in Leipzig.
Der Barm er Bankverein
gab vor einiger Zeit bekannt, daß
<r sein Kapital um 25 Millionen
Mark auf 100 erhöhe und 10 Millio-
nen des neuen Kapitals zur An-
gliederung (Kommanditierung des
altangesehenen Bankhauses von der
Heydt-Kersten <L Söhne in Elber-
feld) den Rest zur Stärkung der
eigenen Mittel verwende. Die
Allgemeine Deutsche
Kredit-Anstalt wird künftig
sogar 110 Millionen Aktienkapital
haben, nachdem sie die angekündigte
Erhöhung um 20 Millionen durch-
geführt haben wird. Sic wird also

künftig die größte — am Aktien-
kapital gemessen — unter den
deutschen Provinzbanken sein.
Berlin, 21. Ianuar 1913.
Ein merkwürdiger Gegensatz be-
steht seit kurzem zwischen allen
Meldungen über die allgemeine
Konjunktur und der Haltung der
Börse. Von allen Seiten kommen
günstige Nachrichten, der Noheisen-
verband hat bis zu seiner nächsten
Versammlung im Februar alle Ver-
käufe gesperrt, der Stahlweik-
verband hat sehr gute Beschäftigung,
das Kohlensyndikat hat einen glän-
zenden Absatz, mit den Outsidern
hat es sich definitiv geeinigt, seine
Preise hat es für alle Kohlen-
sorten, wie in der vorigen Nummer
dieser Zeitschrift angekündigt, im
Rahmen von 25 Pfg. bis 1M. erhöht,
die Außenhandelsziffern des deut-
schen Reiches weisen Rekordhöhen
auf, für eine Reihe verschiedener
Artikel wurden „Konventionen" ge-
schlossen, wie das immer so geschieht
bei steigenden Preisen (bei sinkendeli
zerfallen diese losen Verbände dann
wieder und die Konventionspreise
werden durch Kampfpreise abgelöst)

Rundschau

— und trotz allem ist die Börse flau und leblos. Vielleicht infolge des Geldmarktes? Nein, der Geldmarkt zeigt recht niedrige Sätze (tägliches Geld nur 1I/2/5, Ultimogeld 4A,). Allerdings, die meisten Papiere sind bei ihren jetzigen Kursen bezahlt, aber das hat doch schon oft an lebhaften Umsätzen nicht gehindert. Vielleicht die SchwierigkeitenwegenVerlängerung des Stahlwerkverbandes? Nein, die lassen die Börse kühl. Es glaubt kein Mensch an eine Auflösung des Verbandes, wenn die Verlängerung auch erst am Ablaufstag des jetzigen Verbandes Nachts 5 Minuten vor 12 Uhr erfolgt. Vielleicht die politischen Verhältnisse, die Reichstagswahlen? Nein, die innere-Politik gewiß nicht. Block rechts, Block links, die Börse hat nichts zu fürchten und nichts zu hoffen, wenigstens so bald nicht,i daß sie deshalb jetzt schon matt gestimmt sein müßte. Aber vielle cht die äußere Politik? Nein, gewiß nicht; es ist ja augenblicklich „nichts los". Der Operettenkrieg zwischen Italienern und Türken war von Anfang an nur Stoff für den Börsenwitz: „Bei schlechtem Wetter findet der Krieg im Saal statt." Was aber war es denn? Man konnte hören und lesen, daß eine Firma, die nahe Beziehungen zum Industriebezirk habe, flau „mache". Das färbe auf die Gesamttendenz ab. Eine Firma! Wenn das wirklich der ganze Grund ist, dann bedeutete das ein höchst bedauerliches Zeichen, von Kraftlosigkeit der B erliner Börse, einen Mangel an innerer Widerstandsfähigkeit, der für eine große Börse eigentlich beschämend ist. Lorcas

tzei<m»gebel und ChefndaKteul: Prof, !>,, Ludwig stein in N«l!n V 10, Lutzonmf« 5», llelefem »mt «uifUlst ?li, S3U8). - Verantwortlich« Redakteur: N,, Lyloiu» Vruck !n «re5lau. In Ülterreich fül d!e Redaktion oer»ntw»i!lich : Richard llharmah, Wien IX/!, Porzellan» gasse Ü8: — für die Herau»gabe: Robert Mohr, Wen I, Doingasse 4. — Wein'Verrrewng iül Ungarn: «rilllche !>. K. hofbuchhandlun« <I. VenKl), Vudapest V, Dorottya utc« Ä, — Für de» Inseratente!! oerantwortUch: llail Kraule in lempelhos-Verlln. — Verlag und Druck der Lchlesilchen Vuchdruckerei o. V, Lch»ttl«endel, «>«,, Bre»l<m III.
llnverlangte Mnnuslripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

^?5<^
)
Lerlin 5>V.. Lr«I»u, Win ». Kn., Dlezäen. 0ü»elä<)lk. rlanlclult ». i«.,
N»mbulz, I^ipliz, ^»zäebulz, ^nnneim. Mncnen, Mmbei-x, pr»ß,
Ztuttzvt, ^ien. Illncn.
ln«lU<>n»plel»: pro 4s mm breite ieile (I^uäolt i^ozze'z tionn»! seilen-
mezze, No. 5) 70 Pf. Neil»zenc!ebiU,ln,: 6 du 8 N!c. '/^.

Friedlich Naumann
Noch e<nei bllklzze Â«>n Piofessor Map LiebeimÂ«nn

Beglülldet vi,« ^'aul ^l?!dau
Herausgeber: Professor Dr Ludwig Ctcin
Schles.
Buchdrücke!ei, Kunst-
^ B^l!
.».''
:/^lalt
v. S. Sch>
ottlacnde.
,. ^i.-^.
Berlin *
Bre^-au * V
.-.'.. ^
Lützo?^!« 5, ^
,. '>
.^
Wien
l^^
<^
Rob, Mohl,
Veil»g»>Kon!i'UN,.Vuchl>andIun«.
. :.'<!,» :
» "!.
chhandwng.
^6.Iaivt'g. Band 140. Heft 448^,tt.^ ^vn:arbcft ,912

Begründet von Paul lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G.
Berlin * Breslau * Leipzig
Lützowuse! !>!!, <k. F, Lteinock«.
Wien Budapest
R»b, Wohl, V«I»«»»««MM!N,.Vuchh<>nd!un8. «llll'lche K. K, tzofbuchhandlun«.
z6. Iahrg. Band 140. Heft 448 Zweites Februarheft 1912

vi'. Eugen Katz:

Friedrich Naumann

Der verflossene Wahlkampf hat eine bedeutsame Verschiebung der Machtverhältnisse gebracht. Seit einem Menschenalter gibt wieder zum ersten Male der Liberalismus im Reichstag den Ausschlag. Wenn es gelungen scheint, eine Mehrheitsbildung von Konservativen und Zentrum auszuschließen, so gebührt ein ansehnlicher Teil des Verdienstes einem Manne, der mit ungewöhnlicher Kraftleistung seit vielen Iahren auf dies Ziel hinarbeitete: Friedrich Naumann. Gerade weil ihm das Wahlglück persönlich nicht hold war (es fehlten ihm in Heilbronn zu 10 (XX) etwa 70 Stimmen), ist es nötig, seiner in diesem Sinne zu gedenken.

Heute hat der Liberalismus wieder Iugend und Willen zur Macht. Welch anderes Bild vor etwa 15 Iahren, als Naumann anfing, seine Freunde zu sammeln! Die Nationalliberalen waren eine konservative Partei geworden, zu allem fähig, nur nicht zu liberalen Leistungen. Die Freisinnigen hatten—von einzelnen trefflichen Persönlichkeiten abgesehen— neben der Hoffnung auf Erfolge auch den ernstlichen Willen dazu verloren. Die jüngere Generation erwartete allerhand von einer Mauserung der Sozialdemokratie, das heißt die Minderzahl, die überhaupt noch öffentliche Dinge für wichtig erachtete. Es fehlte dem Liberalismus an jungem Nachwuchs, Selbstvertrauen, vor allem aber an der Mitwirkung unserer sogenannten gebildeten Schichten.

Damals also erlebten wir als Studenten den Anfang des Umschwungs. Naumann entwickelte im Münchener sozialwissenschaftlichen Verein dieselben Gedanken, welche diesen Wahlkampf beherrschten, daß nur eine große deutsche Linke die Alleinherrschaft von Großgrundbesitz, katholischer Kirche und Bürokratie zu brechen imstande sei, daß nur ein Einvernehmen der sozialistisch organisierten Arbeiter mit den fortschrittlichen Teilen unseres Bürgertums zum Erfolg führen könne. Er appellierte an die nationalen und sozialen Pflichten der Gebildeten und an ihr staatsbürgerliches Gefühl. —

An diesem einen Abend gewann Naumann ein paar hundert stille und
ein paar Dutzend tätige Anhänger. Und ähnlich ging es anderswo. Immer
größere Kreise von Akademikern, Beamten und „Männern des praktischen
Lebens", ganz besonders aber der junge Nachwuchs, wurden von Naumann
zu politischer Tätigkeit erweckt. Die nationalliberale Iugendbewegung
war gleichsam ein Refler von Naumanns national-sozialem Verein. Und
die Nationalsozialen, welche dann im Liberalismus aufgingen, rückten
vielfach schnell in führende Stellungen. Nicht nur im eigentlichen Partei-
leben. Es gibt z. B. schon Großstädte, wo der Oberbürgermeister und
die führenden Köpfe aus dem Naumannschen Kreis hervorgegangen sind,
und diese Gemeinwesen werden sozial vorbildlich verwaltet.
Worauf beruht nun Naumanns merkwürdiger Einfluß? Gewiß, dieser
Mann ist als Redner und Schriftsteller gleich vortrefflich, aber das erklärt
nicht allein seine Wirkung als Volkserwecker. Er ist Künstler im Formulieren,
Meister in der Kunst, Wahrheiten in die Köpfe einzuhämmern, aber er
ist noch mehr: Wohl jeder, der Naumann persönlich kennt, wird noch ver-
stärkt den Eindruck gewinnen, den schon der flüchtige Beobachter aufnimmt:
es handelt sich hier um einen ganz sachlichen, ganz wahren und von allem
„Gemeinen" ungebändigten Menschen. Das erst gibt Naumann die starke
moralische Wucht, mit der er soviele Menschen in den Bann einer großen
Sache zwang und bei ihr festhielt.
Von Leuten, denen der Parteizaun die Aussicht ins Leben versperrt,
ist Naumann vorgeworfen worden, er habe allzuviele Wandlungen durch-
gemacht. Wenn es ein Makel ist, mit den Iahren politisch zu lernen, dann
muß der gleiche Vorwurf gegen unsere besten Volksgenossen gerichtet
werden. Tatsächlich läßt sich aber aus Naumanns Entwicklungsgang nach-
weisen, wie dieselben Ziele deni jungen Geistlichen und dem gereiften
Politiker voranleuchteten: daß Deutschland seine weltgeschichtliche Mission
in Stärke nach Außen und Freiheit im Innern erblicken müsse; daß unser
Volk als Ganzes nur dann etwas wird, wenn wir es auch dem Letzten und
Ärmsten ermöglichen, sich als Persönlichkeit, als Glied des Ganzen zu
empfinden.
Einer konservativen Familie entsprossen, aus der bekannte Geist-
liche hervorgegangen waren, neigte Naumann anfänglich zu den
konservativen Staatssozialisten hin. Als Erzieher im „Rauhen Hause"
zu Hamburg, als Arbeiterpastor in Sachsen und Frankfurt hat er wohl
die Erfahrung gemacht, daß unsere sozialen Nöte nicht nach konservativen
Rezepten zu heilen sind. Von der Sozialdemokratie andrerseits haben

^
,
ihn immer geschichtliche Bildung und Staatsgefühl getrennt. Es kam gleichsam von selbst, daß Naumann sich den entschiedenen Liberalen anschloß, ursprünglich derjenigen Gruppe, die in nationalen und sozialen Dingen zuerst die Aufgaben der neudeutschen Entwickelung begriff. Dogmatiker allerdings ist Naumann nie gewesen, dafür ist er nicht einseitig genug und zu sehr Mensch des Wollens. Gerade auch nicht auf dem Gebiet, wo ihm die Heidelberger Universität soviel Leistung zuschrieb, daß sie ihn zum Ehrendoktor der Theologie erwählte, weil er „zalvitica veteri5 evan^elii m^5teria aetati no5tr-ie nova linßua piÄe<!iclM5 — inLißniter promeritu5 e5t". Eine im innersten Herzen verborgene Frömmigkeit — ohne die man sich Naumann nicht vorstellen kann — bewahrte ihn vor dem Irrweg, das Wesen der Religion in spitzfindiger Systematik zu suchen. Die Vermengung religiöser mit politischen Dingen empfand er immer als unzart und echter Frömmigkeit feindlich. In diesem Geist sind seine „Andachten" und „Briefe über Religion" geschrieben, die wir in den älteren Iahrgängen der Hilfe finden, die manchem Zeitgenossen jeglicher Konfession mehr gegeben haben, als zwangsweiser Religionsunterricht und Gotteshäuser spenden können. —

Naumanns Ausscheiden aus dem Reichstag kann freilich den schließlichen Sieg eines echten Liberalismus nicht verhindern. Aber viele Tausende werden bedauern, daß er nicht an der ihm gebührenden Stelle ist, in einer Zeit, wo es gilt, die letzte Feile an das Werk einer uneigennützigen Lebensarbeit zu legen. Gerade gegenwärtig, wo ohne Liberalismus nicht regiert werden kann, fehlt uns im Parlament dieser Führer. Möge bald eine Nachwahl den augenfälligsten Schönheitsfehler des neuen Reichstages gut machen!

Lt. Hon. 8ir Ußni'^ Itoseoe

Deutschland und England

Ein Brief an den Herausgeber von „Nord und Süd"

Sehr geehrter Herr Professor!

Ich schreibe weder vom Standpunkte eines Diplomaten noch vom Standpunkt des Politikers, sondern einfach als ein Mann der Wissenschaft, der als Menschenfreund zum Ausgleich von Differenzen bemüht ist, zwischen Völkern wie zwischen Individuen die Ursachen dieser Streitigkeiten aufzudecken, und sich daher die Frage vorlegt: wer sind diejenigen, die all' diese Zwietracht anstiften, was bedeuten sie, was wollen sie, was vermögen sie? Wir in England nennen diese Leute „Jinßoe5". In Deutschland bezeichnet man sie, glaube ich, mit „Alldeutschen" oder „Chauvinisten". In Frankreich heißen sie „Revknctu5tez" und in Italien . Irrecientizti". Was sie bedeuten, ist ohne weiteres klar — sie bedeuten Unheil. Was sie wollen, ist weniger in die Augen springend, denn sie sagen es uns nicht in einfachen Worten. Ich bezweifle überhaupt, daß sie es selbst wissen. Darüber aber herrscht kein Zweifel, daß ihr Sprechen, ob geredet oder geschrieben, mehr oder weniger eine Bedrohung des Weltfriedens bedeutet. Wie groß ihr Einfluß ist und wie weit die Gefahr geht, ist eine andere Frage. Es wird niemand glauben, daß der Wunsch, die Nationen auf einander zu hetzen, von der großen Menge geteilt wird. Der gesunde Menschenverstand und die Rechtschaffenheit eines Volkes, welcher Nationalität es immer angehöre, ist ein starkes Bollwerk gegen den Chauvinismus. Und wenn wir die wahre Gesinnung des englischen, sowie des deutschen Volkes feststellen könnten, wer kann da noch zweifeln, daß sie zugunsten des Friedens und friedlicher Übereinkunft und nicht zugunsten von Feindseligkeit und Krieg ausfiele? Aber Irren ist menschlich, und leicht wird man irre geleitet, sodaß es Pflicht derjenigen ist, die sich Freunde des Fortschritts nennen, alles dem Fortschritt Hinderliche zu bekämpfen und alle ihre Kräfte aufzubieten, den Chauvinismus

in jedem Lande und in jeglicher Form an den Pranger zu stellen und zu vernichten. In England ist der „Iingoismus" praktisch nicht von Bedeutung. Iedenfalls ist er im Parlament nicht fühlbar, wie noch die letzten Reden in beiden Häusern bewiesen: nicht ein Wort des Übelwollens gegenüber Deutschland wurde laut. Im Gegenteil, der Ausdruck wärmster Anerkennung der freundlichen Gesinnung und Freundschaft war nicht allein aus dem Munde der gegenwärtigen Regierung bei den Lords und im Haus der Gemeinen, sondern ebenso von den Führern der Opposition in beiden Häusern zu vernehmen, und der Wunsch nach Verständigung mit Deutschland ward allgemein und mit besonderem Nachdruck kundgegeben.
Dasselbe gilt mit Fug und Recht, von einigen wenig ehrenhaften bedeutungslosen Ausnahmen abgesehen, von der englischen Presse. Die ,arbeitenden Bevölkerungsschichten sind niemals vom Deutschenhaß angesteckt worden. In Handelskreisen, die ja in engen kommerziellen Beziehungen zu den Deutschen stehen, wird in bezug auf auswärtige Politik nichts sehnlicher gewünscht als eine englisch-deutsche Verständigung.
Glauben zu wollen, daß es England in Gegenwart oder Zukunft darum zu tun sein wird, Krieg mit Deutschland anzufangen, ist eine Täuschung, in der nur Wahnsinnige befangen sein können. Man stelle sich nur die Frage, was in der Welt dabei für England herauskommen sollte?
Nehmen wir den Fall an, es gelänge der englischen Flotte, Hamburg zu beschießen und zu zerstören. In wiefern würde uns ein solcher Akt von Wandalismus Nutzen bringen? Nach keiner Richtung. Im Gegenteil, wir würden uns ins eigene Fleisch schneiden, denn gehört nicht Hamburg zu unseren besten Abnehmern — um die Sache nur von der finanziellen Seite zu betrachten.
Man lasse mich ein weiteres Trugbild verscheuchen. Es ist gesagt worden und wird auch noch von Vielen geglaubt, die es besser wissen sollten, daß England auf Deutschlands wachsenden oder bestehenden allumfassenden Welthandel eifersüchtig sei und ihn zugunsten des eigenen Handels zunichte machen wolle. Daß eine solche Ansicht von gewissen Landsleuten ausgesprochen worden ist, will ich nicht leugnen. Indes war dies eine völlig falsche Anschauung. Stellen Sie sich einmal Deutschland vor einem halben Iahrhundert vor: arm, uneinig, ohne oder wenigstens ohne erheblichen Außenhandel. Würde Englands Handel ein blühenderer sein als jetzt, wo Deutschland reich, geeinigt ist und mitten im Welthandel steht? Sicherlich nicht. Ie reicher unsere Nachbarn und Wettbewerber, desto besser für unseren eigenen Handel. Der Käufer mit

dem Groschen in der Tasche ist kein so guter Kunde wie derjenige, der mit einer Handvoll Gold ankommt! Was der Handel vor 50 Iahren zwischen den beiden Ländern betrug, weiß ich nicht; jedenfalls muß es ein geringer Bruchteil des gegenwärtigen Umsatzes gewesen sein, der hundert Millionen Pfund. Sterling jährlich beträgt.

Gibt es noch einen anderen Gesichtspunkt, von dem aus England durch einen Krieg mit Deutschland einen persönlichen Nutzen ziehen könnte? Ich kenne keinen, und unsere Chauvinisten würden mir wohl darin Recht geben müssen. Doch sagen sie: wenn nicht w i r den Krieg erklären, so können wir sicher sein, daß Deutschland uns zuvor kommen wird. Ist es da nicht besser, wir wählen Zeitpunkt und Gelegenheit, als daß wir es unseren Feinden überlassen, den Vormarsch zu tun, wenn es ihnen gerade paßt? Dieses Argument läßt sich hören, vorausgesetzt, daß die Prämissen zutreffen. Beabsichtigt Deutschland den Krieg zu erklären oder ihn heraufzubeschwören? Was spricht dafür? Gewiß, wenn wir die Behauptungen der alldeutschen Partei als Ausdruck des Volkswillens annehmen, wären wir mit gutem Grund berechtigt, den Krieg für unausbleiblich zu halten. Ebenso gewiß aber ist, daß, wer etwas von Deutschland und deutscher Anschauungsweise kennt, überzeugt ist, daß die Alldeutschen es noch viel weniger in ihrer Macht haben, einen Krieg heraufzubeschwören, wie unsere Iingoes dies könnten, und daß ihre Äußerungen mindestens ebensowenig den Ausdruck der öffentlichen Meinung bedeuten, als dies für unsere Chauvinisten gilt. Die Debatten im Reichstag, die Reden Ihrer Minister, die Stellungnahme in den ihrer Verantwortung bewußten Organen der deutschen Presse und die ausgesprochene Meinung der arbeitenden Klassen — sie alle reden mit deutlicher Junge: „wir wollen keinen Krieg!"

Und dennoch bleibt in Deutschland ein starkes und weitverbreitetes Gefühl der — um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen — Animosität gegen England. Was hat England getan, was tut es oder was hat es vor, was deutscherseits solch ein mißtrauisch-feindseliges Gefühl wachruft? Worauf gründet sich dieses? Es ist mir nie gelungen, diese Frage zu beantworten, und ich glaube, sie entspringt Mißverständnissen und irrigen Vorstellungen. Es ist eine Art von Auferstehung des alten französischen Schlachtrufs: „I'krtiäe ^,1dion". Können diese Alldeutschen uns irgend eine englisch-deutsche Unterhandlung nennen vom Anbeginn deutscher Ausbreitung bis auf die heutige Zeit, bei welcher nicht Deutschland jegliche Gelegenheit gegeben war, seinen Platz an der Sonne zu erhalten?

Ich will mich kurz fassen. Ist England dem Handel Deutschlands entgegengetreten? Wenn dem so sein sollte, so müßte sich England ganz außerordentlich verrechnet haben, denn trotz des vermeintlichen Entgegen-arbeitens Englands ist Deutschlands Handel mächtig angewachsen und wächst noch mit Riesenschritten. Indes — bei welcher Gelegenheit sollte England Deutschland entgegengetreten sein? Können die Alldeutschen auch nur ein einziges Beispiel anführen? Es ist gar leicht, feurige Artikel zu schreiben und einem Übelwollen oder Eifersucht in die Schuhe zu schieben; zu behaupten, daß Deutschland sich nicht ausbreiten kann, weil England den Wogen gebiete; es so hinzustellen, als ob die Engländer den Deutschen Abneigung und Verachtung entgegenbrächten und ihnen ihr Aufblühen mißgönnten. Dies ist nicht nur unfreundlich, sondern aberwitzig geredet und unzutreffend von Anfang bis zu Ende. Nicht allein, daß wir nicht bestrebt waren, dem deutschen Handel Grenzen zu setzen, so hat unsere Politik der offenen Türe sicherlich den Erfolg gehabt, den deutschen Handel ganz wesentlich auszubreiten. Alle unsere einheimischen und fremd-ländischen Häfen, unsere Büros, Geschäfte und Industrieen sind Deutschland offen und gebildete Deutsche haben aus unserer Politik Nutzen gezogen, die sowohl für sie selbst als auch für uns von ungeheurem Vorteil ist. Wo immer englisches Gewerbe und englischer Handel blühen, findet man deutsche Kaufleute und Handwerker, und sie bleiben seßhaft. In unseren großen Städten, in den überseeischen Dominien wie in den entlegensten Nieder-lassungen kommt der überall anzutreffende Deutsche gedeihlich vorwärts und ist dem Gemeinwesen eine willkommene Stütze. Was soll England noch tun, deutschen Handel und deutsches Gewerbe zu fördern? Wie kann man da behaupten wollen, daß England Deutschland seinen Platz an der Sonne streitig mache? „Ia", mögen jene Alldeutschen sagen, „wir anerkennen Euer freundliches Iuhilfekommen. Das genügt uns aber nicht. Wir müssen alleine dastehen. Wir begehren ein Kolonialreich, ein überseeisches Gebiet, ein Deutschland über See, wie Ihr es in Australien, Asien, Canada und Südafrika habt." Ia, wenn dies die Anschauungen der deutschen Nation und nicht die einer immerhin unbedeutenden Clique wären, wenn Deutschland erklärte, diese Pläne unter allen Umständen verwirklichen zu wollen, dann freilich wäre die Frage von weittragender Bedeutung, denn solcher Standpunkt würde einen sicheren Krieg mit England und die Wahrscheinlichkeit eines Krieges mit den Vereinigten Staaten in sich schließen. Und zu solchem Endziel sollte England als lange bestehende Weltmacht, die zur See gebietend ist und deren Bevölkerung die Begabung erfolgreicher

Kolonisierung bewiesen hat, seit mindestens 4 Iahrhunderten friedfertige Armeen zur Annerion und Besiedelung in die fruchtbarsten und gesundesten doch unzivilisierten Erdteile geschickt haben? Diese Besiedelung war durchweg so erfolgreich, daß nahezu alle Landerstriche, die bewohnbar, aber noch nicht von zivilisierten Völkern bewohnt waren, nachgerade von Engländern oder Amerikanern beschlagnahmt worden sind, sodaß dem jungen aufstrebenden Deutschland zur Annenon nicht viel übrig bleibt. Ob zum Nutzen oder zum Schaden, ist Deutschland zum Zugreifen zu spät gekommen — es müßte denn die Torheit begehen, von solchen Landstrichen Besitz ergreifen zu wollen, die bereits in festen Händen sind. Das würde natürlich Krieg bedeuten, einen Krieg, dessen Schaden, auch bei siegreichem Ausgang, kein Gewinn an Land oder Gold auch nur annähernd wettmachen könnte.*) Ich für mein Teil glaube nicht, daß Deutschland und seine Bevölkerung wahnwitzig sind oder es zu werden drohen. Daher glaube ich auch nicht, daß es Deutschland jemals einfallen wird, England seine überseeischen Länder zu entreißen oder Amerika mit der Millionenheeresmacht überfallen zu wollen, die es zur Aufrichtung eines „Vaterlandes" im Westen brauchen würde. Selbstverständlich hat England der kolonialen Ausbreitung Deutschlands, ob sie durch Kauf oder Vertrag bewirkt wird, keinen Widerstand entgegenzusetzen, solange sie nicht auf Gebiete übergreift, über die schon die britische Flagge weht. Es ist neuerdings viel von Deutschlands Übervölkerung die Rede gewesen. Der jährliche Bevölkerungszuwachs beträgt nahezu eine Million Seelen. „Wir müssen für diesen Menschenstrom einen Abfluß finden", sagen die Alldeutschen. Ist das so einleuchtend? Die Bevölkerungsdichtigkeit ist in Deutschland längst nicht so groß wie bei uns oder etwa in Belgien, und in beiden Ländern stehen die Lebensbedindungen denen der Deutschen nicht nach. Findet nicht vielmehr heutzutage ein Zustrom von Tausenden von Arbeitern gerade nach Deutschland statt, dem stets anwachsenden Arbeitsangebot in den deutschen Industrieen folgend?

Nein, das hohe und glorreiche Streben und der wahre Beruf der deutschen Nation ist nicht der, mit eiserner Faust zu Lande oder zur See zu erobern, vielmehr der Menschheit zu zeigen, wie die Welt beherrscht werden kann, durch die großen Ergebnisse der Zivilisation, wenn eine

*) Die Richtigkeit dieser Behauptung werden Ihnen die Direktoren der Großbanken in H.'rlin bestätigen, wenn Sie sie fragen, wie es bei einer Kriegserklärung zwischen Deutschland und England um das Berliner Bankwesen bestellt sein wurde.

Nation Kraft und Bestimmung in sich trägt, ihren hohen Idealen nachzustreben. Keine andere Nation weder in der alten noch in der neuen Welt ist im Besitz so hoher Ideale, keine andere wäre so fähig und so wohl ausgerüstet in dieser Richtung die Führung zu übernehmen wie die Deutschen.

Das alte Kriegsspiel hat aufgehört. Für Männer des zwanzigsten Iahrhunderts hat sich das einstmals ehrenvolle Spiel in ein schändliches verwandelt. Wir blicken zu Deutschland hinüber als dem Lande, das zeigt, wie ein moderner Staat zu Nutz und Frommen des eigenen Volkes geführt werden soll, den übrigen Staaten ein Beispiel. Vergegenwärtigen Sie sich die Auffassungen Ihrer großen Forscher — Männer vom Schlage eines Helmholtz, die nicht rückwärts, sondern vorwärts blicken, und lassen Sie sich von ihnen leiten. Fragen Sie jene, was in kommenden Iahrhunderten den Nationalstolz ausmachen wird. Hängen Sie Ihren Glauben nicht an jene, die wie Treitschke folgern, daß, weil es immer Kriege gegeben hat, der Krieg auch immer fortbestehen müsse —, Männer, die von der falschen Voraussetzung ausgehen, daß die Folgen eines Krieges Reinigung, eine rettende Gunst des Himmels seien. Das sind Anschauungen, die der Vergangenheit angehören. Sie stellen nicht die heutige, umwieviel weniger die künftige Auffassung der Menschheit dar.

Die Zeit ist jetzt reif, und hat nicht auch Bethmann-Hollweg dcm deutschen Volk gesagt, daß reiner Tisch gemacht sei? Es wäre die größte Leichtfertigkeit und Torheit von England wie von Deutschland, wenn dieser Appell an die bessere Einsicht der Völker ungehört und unbefolgt bliebe. Laßt Deutschland seinen Idealen nachstreben, und seine Taten werden die Welt beherrschen, denn diese Ideale und Taten dienen dem Frieden und dem Fortschritt.

Ich bin Ihr ergebener Roscoe.*)

») Sir Henry Cnfiel Roseoe, 1833 in London geboren, ist der Cnkel des englischen Historikers William Roseoe, eines der eifrigsten Bekämpf« des Sklavenhandels. Er hat in London und Heidelberg Chemie studiert, an letzterer Universität den Doktorgrad erworben und unter Nunsens Leitung wichtige photochemische Untersuchungen gemacht und von 185? bis 1887 am Owens College in Manchester die ordentliche Professur für Chemie bekleidet. Von seinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen ist insbesondere dal von ihm im Verein mit dem Deutschen Karl Schorlemme r verfaßte mehrbändige Lehrbuch der Chemie in Deutschland sehr verbreitet. Von 1885 bis 189? vertrat er als Liberaler Süd-Manchester im Parlament, und seit 1896 ist er Vizekanzler der Universität London. Seine Tätigkeit als akademischer Lehrer hat er aufgegeben, nimmt aber am öffentlichen Leben noch lebhaftes Interesse. Wir glaubten der spontanen Äußerung dieses hervorragenden englischen Naturforschers als Spiegelung der Meinungen eines Forschers von hohem Rang Raum geben zu sollen. Ludwig Stein.

Georg V,

Der König von England und Kaiser von Indien ist wieder nach London zurückgekehrt, nachdem er sich in Delhi mit märchenhafter Pracht dem indischen Volke gezeigt und sich die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt hatte. Ietzt erst, nachdem die Feiern seiner Thronbesteigung verrauscht sind, tritt Georg V. das Amt als Herrscher über das größte Kolonialreich der Welt an. Sein Vater hinterließ ihm kein ruhiges Erbe. England, das klassische Land des Parlamentarismus, durchlebt eine schwere Krisis der Verfassung; immer schärfer gestalten sich dessen Kämpfe der politischen wie der wirtschaftlichen Parteien, und vom Ausland glaubt es sich durch die Rivalität des mächtig zur See wie zu Land gewordenen Deutschland bedroht. Die Zeiten, in denen Albion mit Ruhe den politischen Verschiebungen der kontinentalen Machtfaktoren zusehen konnte, sind vorbei. Eduard VII., dieser kluge und unbedenkliche Diplomat, hat mit der alten Tradition der englischen Politik gebrochen und diese so innig mit derjenigen der festländischen Staaten verquickt, daß deren vitale Fragen zu Englands Fragen wurden.

Es frägt sich nun, ob Georg V. das Erbe seines Vaters neu erwerben kann, um es voll zu besitzen; ob er ebenso wie sein Vater von Natur oder Erziehung dazu berufen ist, Englands Interessen mit denjenigen des ganzen Europa zu vermischen, ohne ihnen zu schaden. Daß zwischen Vater und Sohn im rein äußeren Gehaben ein großer Unterschied besteht, ist sicher. Eduard VII., von robuster Konstitution, genoß das Leben in vollen Zügen, seine geistige Fassungskraft überwand Verträge auf Verträge, wie sein gesunder Körper die Strapazen eines niemals müden Wanderlebens und die Küche offizieller Feste. Georg V. scheut dies alles; er liebt die Einfachheit, die ihm seine delikate Gesundheit auferlegt, und schätzt das enge Familienleben höher als die Pracht großer Empfänge und die Genüsse des Weltmanns, denen sein Vater die Richtung gab.

Seinen Lehrern hat Georg V. die Erinnerung eines Schelmes, der
sich gern mit dem Ausführen der tollsten Streiche befaßte, hinterlassen. Eines
Tages war der junge Georg bei seiner Großmutter, der Königin Viktoria,
in Osborne zu Tisch. Um die Mitte der Mahlzeit verschwand er plötzlich,
niemand wußte, wohin. Auf einmal entdeckte einer der zahlreichen Gäste
einen nackten Fuß unter dein Tisch. In strengem Ton befahl die Großmutter
ihrem Enkel, sofort aus seinem Versteck hervor zu kommen. Er tat's und
kam — barfuß bis zu den Ohren. Viktoria, der derartige Späße wenig
mundeten, wusch ihm tüchtig den Kopf und frug ihn dann, warum er dies
getan habe. „Ich wollte etwas machen", sagte der hoffnungsvolle Prinz,
„was noch niemand zuvor getan hat." Solcher Streiche halber nannte
man den Prinzen „ttie üißkt lio^al ?icKIe, Seine Hoheit den Pfeffer".
Vom pädagogischen Standpunkt ist es nicht ohne Ironie, daß Georgs
Vater, der spätere Eduard VII., seinem Sohne eine Erziehung zuteil
werden ließ, die seiner eigenen in jedem Punkte stracks entgegengesetzt
war. Es ist bekannt, daß der Sohn Viktorias und des Prinzgemahls nach
einem sehr eingehend ausgearbeiteten Plan erzogen wurde, dessen Ziel
war, den künftigen Monarchen zum bestunterrichtetsten und gesittetsten
Gentleman der drei vereinigten Königreiche zu schaffen. Ebenso bekannt
ist das teilweise Mißlingen dieses lobenswerten Eiperimentes, und die
Königin Viktoria wird wohl oft angesichts des ziemlich lockeren Betragens
ihres Sohnes mit Wehmut all der umsonst aufgewendeten Mühen und
der Hinfälligkeit aller irdischen Voraussicht gedacht haben. Eduard, selber
Vater zweier Söhne, hatte über Erziehung andere Ansichten. Seine
Kinder sollten nicht zu Idealprinzen geschaffen werden, sondern eine Iugend
genießen, wie sie echten Engländern zukommt, eine Iugend als Matrosen,
als Marineoffiziere. Dieser praktische Lebensphilosoph mit dem kalten
und klaren Blick, dieser Herrscher, der in allen Fächern zu Hause war dank
einer zwar ungeduldig ertragenen, aber nicht nutzlos durchgeführten
Lehrmethode, bestimmte, daß seine Kinder als Matrosen lebten und täglich
den Gefahren und Anstrengungen des Matrosendaseins ausgesetzt seien,
frei von jeder pedantischen Schulmeistern.
Georg-Friedrich war erst elf Iahre alt, als er mit seinem älteren
Bruder, dem damaligen künftigen Thronerben und Herzog von Clarence,
unter die Kadetten des Schulschiffes „Britannia" eingereiht wurde. Der
„Hering", wie man Georg-Friedrich sofort taufte, besserte selber seine
Schuhe aus, flickte seine Kleider und nähte die abgerissenen Knöpfe wieder
an, alles mit willigem Herzen. Mit Freude lernte er, die Strickleitern

hinauf zu klettern, das Segelwerk zu handhaben und kunstgerecht Knoten
zu schlingen. Er gewinnt mehrere Preise beim Wettrudern und Wettsegeln,
aber er ist immer noch „Seine Hoheit der Pfeffer" geblieben, eifrig darauf
bedacht, mit seinen Mitmenschen Schabernack zu treiben. Eines Tages
findet man im Bett des ersten Leutnants zwei kunstgerecht hingelegte
Tauhaken, und diesmal sollte der Prinz nicht mit einer Strafrede davon
kommen. Eine strenge Untersuchung findet statt, und um keinen Unschuldigen
leiden zu lassen, gesteht Georg-Friedrich. Acht Tage lang bekam er Kabinen-
arrest, und was ihm noch weniger zugesagt haben soll, er durfte keinen
Augenblick seinen Studiertisch verlassen. Derartige Episoden aus den
— mit Respekt gesprochen — Flegeljahren des jungen Prinzen erzählt
man sich viele, kurz, Georg-Friedrich unterscheidet sich in nichts von den
anderen englischen Knaben, deren Witz dem Kontinent ein wenig plump,
aber gesund und von Lebenslust zeugend vorkommt.
Nach den zwei Iahren an Bord der „Britannia" kamen drei weitere
Iahre an Bord der „Bacchante", eines modernen Echnellkreuzers, der
mit 450 Matrosen und etwa 40 Kadetten bemannt war. ' Hier zeigt sich
wiederum die eigenartige Ansicht des Prinzen von Wales, des späteren
Eduard VII., über die einem jungen Menschen zu erteilende Erziehung.
Statt Georg-Friedrich in eine der klassischen Colleges Englands zu stecken,
bleibt der junge Mann dreißig Monate lang an Bord eines Kriegsschiffes,
das das Mittelmeer durchkreuzt, nach Australien, China, Iapan segelt,
um sich dann in die indischen Gewässer zu begeben. Nach dem Dekan
Dalton, dem Erzieher beider Prinzen, war es dem Vater daran gelegen,
seine Söhne moralisch wie formal als Muster des englischen „mid5kipman"
auszubilden und ihnen damit die Liebe für ein streng geregeltes Leben
einzuflößen, in dem jede Stunde genau nach dem Zeiger der Uhr eine
andere, neue Pflicht kennt. Zugleich sollten die Prinzen durch den ständigen
Kontakt mit der Mannschaft als zu dieser gehörend sich bettachten lernen
und sich an die militärische Disziplin gewöhnen. An Bord der „Bacchante"
verlief das Leben der beiden Prinzen genau wie dasjenige jedes anderen
Midshipman, keine Stunde wird irgend welcheni Studium der Philosophie
oder der Verfassungsgeschichte geopfert, das der Vater sehr gegen seinen
Willen so eingehend hatte betreiben müssen. Ein wenig fremde Sprachen,
noch weniger Mathematik, das war alles, was Georg-Friedrich zu lernen
hatte. Seine Lektüre beschränkte sich auf wenige Bücher für die Iugend,
auf ein „Leben des Christoph Columbus", auf Morris „t^2ltKI^ ?al2äi5S",
auf den klassischen Iugendroman „Westward HO".

Iedesmal während dieser Weltreise legt das Schiff dort an, wo das
britische Banner weht, jedesmal stoppt die Maschine dann, wenn der Kiel
eine Stelle des Meeres durchfurcht, an der England seine Weltstellung
durch einen neuen Sieg befestigte. Wie uns Iacques Bardour in seinem
Essay über Georg V. berichtet, lehnten sich alsdann die beiden Prinzen
über die Brüstung, betrachteten das Meer, auf dem keine Spur, nichts
von einem Denkmal zu sehen war, und gaben sich stummen Betrachtungen
hin. Ein Pfiff, die Maschine stampft von neuem, die Schraube dreht sich,
und das Schiff setzt seine Wanderung durch die Welt fort. . . .
Als die „Bacchante" wieder in den englischen Gewässern kreuzte,
erhielten die beiden Prinzen einen sechsmonatlichen Urlaub, den sie in
Lausanne und in Heidelberg verbrachten. Der Herzog von Claren« trat
alsdann in die Universität von Cambridge ein, um sich für die Krone vor-
zubereiten, die nie sein Haupt berühren sollte, während der Prinz Georg
während zehn weiterer Iahre sein Leben als Seemann fortsetzte, um eine
der hierarchischen Staffeln der Marinekarriere nach der andern zu er-
klimmen.
Wenn auch Georg-Friedrich wie alle anderen Prinzen rasch avancierte,
so waren seine fünfzehn Iahre Seeleben doch voll an Arbeit und an erfüllter
Pflicht. Die Kriegsschiffe, an deren Bord sich der Herzog von Pork befand,
waren keine Lustjachten, denn dieser Prinz diente in des Wortes vollster
Bedeutung. Obwohl er wie Nelson, wie heute der deutsche Kaiser, der
Seekrankheit immer zu Anfang einer Fahrt oder während heftigen Sturmes
unterworfen war, liebte Georg seinen Beruf, und als eines Tages sein
Vater ihn bei den Rennen von Goodwood zu sehen wünschte, zog es der
Schiffsleutnant vor, den Manövern bei Spithead beizuwohnen. Der
junge Prinz unterzog sich allen vom Seemann geforderten Aufgaben.
Als die „Canada" in den amerikanischen Gewässern Kohlen faßte, bat
ein reicher Pankee um die Erlaubnis, das Schiff zu besichtigen, in der stillen
Hoffnung natürlich, den Enkel der Königin zu sehen. Er erhielt die Erlaubnis
und wurde von einem rußgeschwärzten Senior Midshipman überall herum-
geführt, aber vom Prinzen war nirgends eine Spur zu entdecken. „Der
Herzog von Pork hat sich wohl in Watte eingewickelt, um nicht schwarz zu
werden?" äußerte der Republikaner mißmutig zu seinem Führer. „Aber ich
bin es ja", antwortete ihm der Midshipman. Auch hatte der Prinz Proben
eines großen Mutes und großer Kaltblütigkeit gegeben. Nach einem Bericht
der „Times" war es nur der Entschlossenheit des Herzogs von Pork zu
verdanken, daß ein schwer beschädigter Aufklärungskreuzer trotz furchtbarem

Sturm von dem Schiff, das der Prinz befehligte, in den Hafen von Portsmouth remorquiert werden konnte.
Von der Religiosität des Herzogs von Pork erzählt uns der Reverend Rice manches, das durchaus den Anstrich der Wahrheit hat. Georg-Friedrich ging seinen Schiffskameraden mit dem guten Beispiel voran.
Er verfehlte nie den Gottesdienst und las der Bemannung die Abendgebete selber vor, ohne aber Predigten zu halten oder seine echte Religiosität zu sehr durch äußere Kundgebungen zu betonen und damit dem Zweifel auszusetzen.
Als der Herzog von Pork den Thron bestieg, veröffentlichte der „Punch" ein Bild, das dem Charakter Georgs V. als englischen Seemanns völlig gerecht wurde. Die Matrosenschuhe an den Füßen, den Seemannshut auf dem Kopfe, gekleidet in den weiten Mantel des Seeoffiziers, nimmt der König das am schwersten zu beherrschende Steuer in die Hand, das des Staates.
Der beste Schiffskapitän, der genialste Admiral braucht noch nicht zum Könige taugen. Wohl war der Herzog von Pork ein tüchtiger Seemann geworden, ein brauchbarer Offizier, daß damit aber seiner Erziehung zum König noch lange nicht Genüge geleistet war, hatte Eduard VII. selber erkannt, als er seinen ältesten Sohn, den nun gestorbenen Herzog von Clarence, von Bord weg zum ernsten Studium nach Cambridge und Orford abberufen hatte. Ein Schiffskapitän, der mit dreißig Iahren Thronfolger geworden war und alle Augenblicke König werden konnte, mußte ein schlechter Leiter eines parlamentarisch-demokratischen Staates werden.
Es galt, nachzuholen, und Georg mußte nun fast dieselben Studien betreiben, die sein Vater unter der Leitung des Barons von Stockmar sich ziemlich wider Willen angeeignet hatte. Aus eigener Einsicht blieb jetzt der Thronerbe tagelang an seinem Arbeitstisch, bereitete sorgfältig wie ein pflichtbewußter Schüler seine Ansprachen und Reden vor, suchte in der weiten und wirren Welt der Politik und der Wirtschaft vertrauter zu werden, las die Zeitungen aller Parteien, bearbeitete die Blaubücher und versäumte keine der wichtigen Sitzungen der beiden Kammern, immer ein aufmerksamer Zuhörer. In diesem Bestreben, das Viele, Allzuviele nachzuholen, findet er in seinem Vater den besten Berater, der ihn in alle Gebiete mit sicherer Hand einführt und ihn vor Irrwegen bewahrt. Zehn Iahre lang nahm der Thronfolger an der Politik seines Vaters teil, wurde in deren

verschlungene Züge eingeweiht und lernte dadurch die lllcana imperii
des Britenreiches kennen. Georg faßte wichtige Depeschen ab, die über
Vieles entschieden, und wenn deren Form nicht immer tadelfrei gewesen
sein soll, so entsprachen sie doch immer dem Geiste der Politik des Vaters.
Ietzt ist es nicht mehr ein Midshipman oder ein Marineoffizier, dessen Schiff
die Weltmeere befährt, sondern der mit großer Verantwortung beladene
Thronerbe, der des Reiches Einheit in Australien, in Indien, im Cap zu
stärken und zu wahren hat. Als im Iahre 1901 der mit Frankreich drohende
Faschodakonflikt beseitigt war, schickte der König als Zeichen der Entspannung
zwischen beiden Ländern seinen Sohn nach Paris. Aber so sehr auch die
Kenntnisse sich im Thronfolger anhäuften, so gewissenhaft die Arbeiten
Georgs ausgeführt waren, auf einem Gebiet vermochte alles Mühen
des Vaters nicht mehr die Einseitigkeiten einer fünfzehnjährigen Erziehung
als einfacher Seemann gut zu machen, auf dem Gebiet des Sichbenehmens,
der Repräsentation, des Auftretens in der Öffentlichkeit, sei diese der enge
Salon, sei sie das Parlament, sei sie das ganze Volk. Die Kommando-
brücke erwies sich als schlechte Vorschule für einen Fürsten, der als Erbe einst
eine Politik zu befolgen hatte, deren Stärke mehr auf dem Verkehr von
Person zu Person beruht, als auf klaren, in der Natur der Lage liegenden
Machtfaktoren. Auf dem Schiffe sind die Unterhaltungen der Offiziere
kurz und abgerissen, den kurzen Kommandorufen gleich, fremd
aller feineren Nuancen, die in der Politik eines Eduard so schwer
wogen. Wie Bardour treffend sagt, sind der Mechanismus eines
Imperiums, wie des englischen, das Räderwerk eines englischen
Parlamentarismus nicht gleich der Maschine des Schiffes, die langsamer,
schneller arbeitet, je nach dem Kommando des Kapitäns. Ist die Politik
schon an und für sich ein dem Neuling teils unverständliches Gebiet, in dem
der tastende Schritt über nicht geahnte Unebenheiten stolpert, oder überhaupt
eine terra inco^nita. so war die Politik Eduards vollends ein schwankendes
Reich ewig sich verschiebender Imponderabilien, ein Instrument, zu dessen
voller Beherrschung es der sachten, zarten und doch kräftigen Meisterhand
Eduards VII. bedurfte. In den Händen dieses skeptischen Menschenkenners
war die mündliche Unterredung, der persönliche Verkehr zu dem haupt-
sächlichsten Werkzeug und zugleich zum Fundament geworden, das viele
Erfolge trug und beliebig erweitert oder geschmälert werden konnte.
Eduard, in allen Weltstädten, in allen Ministerien und allen politischen
Salons zu Hause, hatte eine Diplomatie eingeführt, die größte persönliche
Gewandtheit und klares Abmessen des Effektes erforderte. Mit dem Takt

eines Edelmannes des ancien Regime und der Geschäftskenntnis eines modernen, nüchternen Finanzmannes vereinigte Eduard einen nachsichtigen Skeptizismus und eine Kunst des Sichgehenlassens, die ihm alle Herzen rasch gewann, und diese seine Fähigkeiten wußte der König wohl zu nutzen. Er war ein Plauderer, der zu fragen, sich zu unterrichten und zu antworten verstand, der die freiere Gesellschaft der Herren liebte und die der Damen nicht scheute und nicht zu scheuen brauchte, ein Mann, dem in der Politik wie im Leben jede Prinzipienbetonung fremd war, der immer den Henkel zu erfassen vermochte und dem ein glänzendes Improvisatorentalent eignete. Von allen diesen Eigenschaften besaß und besitzt Georg V. nicht eine einzige. Georg V., ein „Stockengländer", wenn man diesen Ausdruck gestattet, versteht es nicht, seinen Zuhörer zu fesseln noch zu gewinnen. Er selber ist sich dieser seiner Schwäche wohl bewußt, und dies trägt noch dazu bei, seine natürliche Scheu zu verstärken und seine Reserviertheit zu steigern. Korrekt im Benehmen wie in der Kleidung, aber nicht tonangebend wie der Vater, ist er der Erste in der Unterhaltung, ohne diese zu führen noch zu bestimmen, und umsonst hatte ihn sein Vater zu allen intimeren und politisch wichtigeren Besprechungen und Geselligkeiten hinzugezogen. Georg blieb, was die Natur und die frühere Erziehung aus ihm geschaffen hatten. Meistens kalt und unbeweglich, macht er zu Unrecht den Eindruck des Indifferenten oder Hochmütigen, bis auf einmal sein Temperament in einem Ausruf, einer kühnen und unbedachten Erplosion sich Luft macht und der König „Seiner Hoheit dem Pfeffer" weichen muß. Was aber auf dem Schiffe, in der Kinderstube erklärlich und verzeihlich war, ist es nicht mehr in einer Gesellschaft, deren unbarmherzige Augen spähend auf dem König ruhen. Und so begegnen seinen raschen, impulsiven Äußerungen, denen dann wieder langes und wie bereuendes Schweigen folgt, Staunen, Spott oder Eigensucht, die rasch hingeworfene Worte für eigennützige Zwecke zu nützen sucht. Hat der König große Repräsentationspflichten zu erfüllen, so tut er dies aufs innigste und ohne Zweifel im Gefühle, hier als Herrscher zu wirken; doch führt er alle Bewegungen, jede Geste mit einer Steifheit aus, spricht mit einer Tonlosigkeit, daß niemand es bemerken könnte, wenn an des Königs Statt eine mit einem Phonographen versehene Wachsfigur stände. Seine anscheinende Kälte und Gleichgültigkeit legt sich wie ein eisiger Hauch über die heiterste Gesellschaft, und statt der Intimität oder doch der belebenden, warmen Sphäre, die Eduards Person überall ausstrahlte, wirkt die Anwesenheit Georgs V. als ein beklemmender Zwang. Der Eindruck, den der damalige Thron-

folger bei einer Repräsentationsreise in Canada machte, war der denkbar
schlechteste und fand als solcher in den amerikanischen Zeitungen und
Zeitschriften eine weite Beachtung. Kurz, als der Herzog von Pork sein
Schiff verließ, um am Hofe der Königin Viktoria seinen Platz als Thron-
erbe einzunehmen, war er hierzu ebenso vorbereitet, wie der Durchschnitts-
midshipman der englischen Flotte, und die Zeit brachte ihm zwar Kennt-
nisse und Krone, nicht aber freie Würde.
Wenn Georg V. dennoch seinen Verpflichtungen als König nachkommt
und nachzukommen versteht, so dankt er dies in erster Linie dem Beistand
seiner Gemahlin, der Königin May. Beider Zusammenarbeiten ist so eng
und so unzertrennlich, wie dies bei Viktoria und dem Prinzgemahl der
Fall war. Georg V. faßt keinen Entschluß, den er nicht zuvor mit der
Königin reiflich erwogen hat, und wenn Iacques Bardour sagt, England
habe heute nicht einen, sondern zwei Herrscher, so ist damit der Nagel auf
den Kopf getroffen.
Die jahrelange Abwesenheit des Herzogs von Pork, seine gewollte
Abgeschlossenheit gegen engere wie weitere Kreise hatten dem englischen
Volke seine Gestalt in ein Gebiet versetzt, in dem der Phantasie und der
Sagenbildung freies Spiel gelassen worden war. Als der Herzog jedoch
zum künftigen Thronerben wurde, verdichteten sich die Legenden und
wurden in der Hauptsache zu jenem Märchen, das man als „Maltesische
Hochzeit" bezeichnen mag. Danach soll sich Georg-Friedrich in noch jungen
Iahren mit der Tochter des Admirals Culme Seymour zu Malta verlobt
und sich mit seiner Braut unter den gekreuzten Degenklingen der ganzen
Mannschaft zur Trauung begeben haben. Dies Gerücht, dessen Stärke
in seiner Romantik beruht, tauchte ein erstes Mal nachhaltiger auf, als
sich der Herzog von Pork mit der Prinzessin May vermählte. Wie tief dies
Gerücht sich eingewurzelt hatte, mag man daraus erkennen, daß der Erz-
bischof von Canterbury die Trauung nicht eher vornehmen wollte, bevor
er sich durch genaue Nachforschungen von der Unhaltbarkeit dieser Legende
überzeugt hatte und dem Bräutigam in seinen Augen nicht mehr der Vorwurf
der Bigamie gemacht werden konnte. Ein zweites Mal machte diese angebliche
morganatische Hochzeit bei der Thronbesteigung Georgs von sich reden.
Diesmal fand die Legende lebhafte Verbreitung durch die vielen Miß-
vergnügten, durch die vom neuen König nicht beachteten Freunde Eduards V.,
die sich zu rächen suchten. Es ist bekannt, daß am 31. Ianuar 1911 ein
gewisser Mylius, der sich in Pamphleten zum Sprachorgan dieser Miß-
vergnügten gemacht hatte, wegen Verleumdung vor Gericht gezogen

und mit Gefängnis bestraft wurde. Charakteristisch aber ist an dieser ganzen
Sache, daß sich eine solche Legende bilden konnte bei einem Volke, das
gegenüber den Sünden Eduards willig beide Augen zugedrückt hatte.
Auch in gesellschaftlicher Beziehung trat mit der Thronbesteigung
Georgs V. ein radikaler Wechsel ein. Vergebens wird man am Hofe der
Königin May oder in den Gesellschaften Georgs jene Vertreter der Finanz-
mächte oder der Kunst suchen, die die Langeweile Eduards verscheucht
und seinen Talenten zur Entfesselung gedient hatten. Weder Georg noch
seine Gemahlin empfinden das Bedürfnis, den Gastspielen französischer
Truppen in London beizuwohnen oder gar die Music-Halls zu besuchen,
denen Eduard so sehr gewogen war. Die freie Zeit, die diesem gewissen-
haften König zur Verfügung steht, wird dem Briefmarkenalbum, der
Viehzucht auf seinen Musterfarmen, der Fischerei oder der Iagd gewidmet,
doch niemals der vom Vater bevorzugten Parforcejagd. Georg soll bis
jetzt nur zweimal den Sattelplatz der Rennplätze betreten haben, sehr
im Gegensatz zu Eduard, dem vorbildlichen Sportsmanne Albions, dessen
heißer Wunsch der Besitz des besten Rennstalles war; dafür liebt Georg,
dem Fußball- oder Rugbyspiel zuzusehen. Auch ist Georg V. kein Freund
der Oper, sein Musikbedürfnis beschränkt sich auf die Kammermusik
Gounods oder Mendelssohns, und nur dann ist ihm diese willkommen,
wenn sie von der Königin May ausgeführt wird. Eduard war ein leiden-
schaftlicher Hazardspieler, dem Einsätze selten hoch und riskant genug waren
und der jeden nicht am Spieltisch verbrachten Augenblick scherzend als
verloren bezeichnete; Georg hat sich nie an das grüne Tuch gesetzt, er weiß
nicht Bank zu halten, und die Geheimnisse des Bridge sind ihm fremd.
Die Königin May ihrerseits liebt ebenfalls die zurückgezogene Häuslichkeit;
charakteristisch für sie war es, daß ihre erste Sorge als Landesmutter der
Erhöhung der Hoftoiletten auf das ihrem strengeren Sinn genehme Maß,
sowie der Abschaffung der allzu engen Roben ihrer Hofdamen galt. Das
Heim des Königs ist nicht mehr der französischer Kunst und kosmopolitischer
Finanz offene Salon, sondern das „Cottage" eines englischen Landedel-
mannes, in dessen weiter Halle die Kinder umhertollen, die ein Mendelssohn
und Gounod geweihtes Piano, wissenschaftliche, historische Werke und
Erinnerungen an seine Reisen birgt.
Derart ist dieses echt englische „Home", das Heim eines als Menschen
untadelhaften Monarchen, auf dessen schmale Schultern der Vater wie
die Zeit kein leichtes Erbe luden.

Dr. Adrian Polly.

Chinesische Winen.

St. Petersburg, Anfang Februar 1912.

Auf einer vor kaum 14 Tagen angetretenen Berufsreise von hier zur deutschen Reichshauptstadt traf ich bei der Abfahrt unvermutet einen chinesischen Diplomaten, den ich schon während meines vorjährigen Pekinger Aufenthaltes in vielfachem Verkehr kennen gelernt hatte. Mitten im Menschengewühle des auf den Zuschnitt längst verklungener Tage in Dimensionen und Einrichtungen ziemlich dürftig gehaltenen „Warschawski Voksal", stand der Gesandte und bevollmächtigte Minister des Chinesenreiches mit seiner Gattin und großer Abschiedsgeleitschaft aus den zweifachen Missionen, welche die Zarenstadt augenblicklich beherbergt: die beglaubigte Gesandtschaft und die zum Abschluß eines neuen russisch-chinesischen Handelsvertrages bevollmächtigte Sonderdelegation.

Das mir durch die gleiche Zufallsgunst, die schon das Zusammentreffen herbeigeführt, zur Abteilnachbarschaft im Internationalen Schlafwagen bescherte Gesandtenpaar begab sich nach seinem neuen europäischen Bestimmungsort, kurz vor Ausbruch der Revolution ernannt, zur Überreichung des Beglaubigungsschreibens und Einrichtung in die nordische Residenz.

Auf wie lange?

Die Frage drängte sich uns beiden in der vielstündigen angeregten Unterhaltung während der anderthalbtägigen Reisegemeinschaft unausgesprochen mehr als einmal auf. Sie wurde auch bei einer Gesprächswendung von dem Diplomaten mindestens mittelbar gestreift: „Sobald die Dynastie abdanken und die Republik in Peking verkündet werden sollte, treten wir natürlich allesamt zurück. Sollte die neue Regierung an uns mit der Aufforderung herantreten im Amte zu verbleiben, so werden wir auswärtigen Missionschefs uns unter einander über die dann geschaffene Gesamtlage verständigen und dementsprechend gemeinsam handeln.

Die Pflicht gebietet uns gerade unter den jetzigen Wirren die uns angewiesenen Posten zu behaupten und nicht vor Ablösung zu verlassen."

Und ist diese Pflichterfüllung mit materiellen Opfern für Erzellenz und Ihren Kollegen seit Ausbruch der Revolution in Ihrer Heimat verknüpft?

„Nein, noch werden wir pünktlich und regelmäßig bezahlt! Vier Provinzen sind bis zur Stunde treu geblieben und füllen die Regierungskassen auf. Auch der Hof und die kaiserlichen Prinzen haben aus ihren Privatmitteln namhafte Beiträge zum Staatsschatz überwiesen."

Woher aber nehmen die Aufständischen Mittel und Waffen zum Revolutionskriege? Glauben Erzellenz, daß Amerika, Iapan oder ein anderer Fremdstaat die Revolutionäre für gewisse Vorspanndienste heimlich unterstützt? Hat Rußland dabei irgendwie die Hand im Spiele?

„Letzteres glaube ich bestimmt verneinen zu können. Seit Beseitigung der durch die russischen „Ultimaten" zu Beginn des Vorjahres entstandenen Verwicklungen und Einsetzung beiderseitiger Verhandlungsbevollmächtigter, ist jede „Ranküne" und auch jegliches gegenseitiges Mißtrauen im Verkehre miteinander mindestens zurückgetreten, wenn nicht geschwunden. Auch gegen die amtlichen Stellen anderer Länder liegt kein greifbarer Verdacht vor. Wiewohl nicht zu leugnen ist, daß private Interessentengruppen der verschiedensten Nationen, die sich von den zukünftigen Machthabern oder doch denen, die sie dafür halten, Vorteile versprechen, sich an diese bei Zeiten heranmachen. Die Haupteinnahmequellen der Revolutionäre sind einfach die Banken und öffentlichen Kassen in den Aufstandsgebieten, deren sie sich bemächtigen, soweit sie ihnen nicht freiwillig ausgeliefert werden. Außerdem fließen ihnen unter gelindem oder nach Umständen energischem Druck vielfache Beiträge der Bemittelten in den verschiedensten Formen zu."

Mit bemerkenswerter Wärme, nicht etwa nur „pflichtgemäß" verteidigte der Diplomat im weiteren Gesprächslauf sein Kaiserhaus und die Verdienste der Mandschudynastie, über deren mutmaßliches weiteres Schicksal ich die Ansicht meines wohlunterrichteten Reisenachbars erbat:

Der Protektionismus durch Betrauung ganz junger Prinzen mit der Leitung der wichtigsten politischen und militärischen Verwaltungen muß als verhängnisvoller Fehler zugegeben werden, der wie die meisten orientalischen Völkerschaften — zuletzt Persien — so auch China ins Verderben geführt hat. — Die Bewegung gegen die Mandschudynastie — trotz ihres historischen Rechtes und des Mangels einer regierungstüchtigen

anderen Linie hat deshalb unter der chinesischen „ßentr/' eine schon
um Iahrzehnte zurück beobachtbare fortwährende Steigerung gewonnen,
die jetzt — im wenigst vorausgesehenen Momente — eine nie und von
keiner Seele im gesamten Vierhundertmillionenreiche — am wenigsten
von den Revolutionsführern selbst — geahnte Ausdehnung gewonnen hat.
Trotzdem wird objektive Geschichtschreibung auch den hervorragenden
Verdiensten der Mandschus und ihrer seit dem Iahre 1644 gefestigten
Herrschaft gerecht werden.
Der eben, vielleicht voreilig — das Opfer war jedenfalls nutzlos er-
bracht — zurückgetretene Prinzregent Shion-Chung-Wong —
in Deutschland als einstiger „Sühneprinz" nach der Ermordung des deutschen
Gesandten Freiherrn von Ketteler wohl noch in Erinnerung, —
hat während seines Europabesuches den Verfassungszuständen aller Länder
seine volle Aufmerksamkeit zugewendet. Zur Regierung gelangt, war
er ehrlich und aufrichtig von dem Wunsche erfüllt, das Reich der Mitte
einer zentralistischen und konstitutionellen Regierungsform zuzuführen:
durch Verringerung der Selbständigkeitsgewalten der Vizekönige als
Provinzchefs. Heeresorganisation und Ausrüstung zu Wasser und zu
Lande, Waffen- und Schiffsbestellungen, Herstellung und Konzessionierung
von Eisenbahnen und anderen Verkehrswegen, Aufnahme öffentlicher
Anleihen usw. usw. sind durch kaiserliche Edikte mehr und mehr den Händen
der Generalgouverneure und Vizekönige entwunden worden.
Auch persönliche Monarchentugenden zeichneten den Prinzregenten
aus: Immer hilfsbereit und gütig, voll milder und gerechter Gesinnung,
warf er einen sonst brauchbaren, verdienten Etaatsdiener niemals bei-
seite, wenn dieser unter irgendwie ungünstigen Verhältnissen eine Schlappe
erlitten oder, von Ungemach verfolgt, vielleicht in Bedrängnis geraten war.
Nur Oberflächlichkeit und Unkenntnis der wahren Sachlage führen
zur Sentenz: China um der heutigen Umwälzungsbewegung willen als
ein dem unrettbaren Verderben zueilendes Land abzutun. China ist
im Gegenteil ein unerschöpflich und tatsächlich noch zum größten Teil
unerschöpft reiches Land, das mit seiner zum Teil sehr dichten Bevölkerung
von 4(X) Millionen Seelen, seinem emsigen und erfolgreichen Ackerbetrieb,
der nun erst durch die Olbohnenkultur einen ungeahnten Aufschwung
nimmt, endlich durch seine mineralischen Bodenschätze, Ausdehnungs-
und Entwicklungschancen von heute noch unberechenbarer Steigerungs-
ziffer umfaßt. Beweise dafür geben die hohe Rentabilität der meisten
Eisenbahnverkehrunternehmungen mit 12—15^ Iahresertrag. Ebenso

die von Jahr zu Iahr steigende Aufnahmsfähigkeit für fremdländische
Einfuhr. Dann der aufgespeicherte Reichtum an Geld und Gold im Inneren
des Landes.
Die mit Sitten und Gebräuchen, mit Kultur und ihrer ganzen Volks-
seele noch tief im Mittelalter wurzelnde Nation will, durch das Stürmen
und Drängen der von rücksichtslosem Amerikanismus getragenen „^entr^"
wild fanatisiert, den Übergang zur Modernität in einem ungeheuerlichen
„52ltu mortale" vollziehen. Daß hierbei Ströme von Blut fließen,
das Oberste zu unterst gekehrt, Tausende und aber Tausende weit vom Ziel
ab in die Untiefe stürzen und schließlich eine über 400 Iahre regierende
Dynastie vom Strudel der übereinander schlagenden Wellen erfaßt und
hinweggefegt wird, sind Vorgänge von gewiß ernster, tiefwirkender
Tragik: künden aber noch keineswegs den Untergang des Reiches.
Die Mitglieder des Kaiserhauses werden nach wie vor in ihren von
Reichtümern strotzenden Jauberpalästen von berückender Pracht und
Kunstschönheit, mit mehr als ausgiebigen Geldmitteln aus Staatsmitteln
ausgerüstet, das behäbige Dasein fortsetzen, wenn auch nur als „angesehene
Privatpersonen".
Mit dem Rücktritt des Prinzregenten und der kaiserlichen Prinzen
ins Privatleben bei gleichzeitiger Einführung der Verfassung vereinigt
sich die Regierungsgewalt in der Person des mit seinem letzten Edikt durch
den Prinzregenten ernannten Ministerpräsidenten Iuanschikai, dem
einige Gehilfen zur Ausführung der Regierungsgeschäfte zur Seite gestellt,
aber natürlich ihm untergeordnet sind. Ebenso ernennt oder beseitigt
Iuanschikai die Ressortminister seines Kabinettes, so daß der zwar im
Namen des noch in den Kinderschuhen steckenden Kaisers nominell regierende
Iuanschikai in Wirklichkeit heute Diktator in Peking ist. Doch begreift
diese Diktatur noch keineswegs die Herrschaft über das gesamte Kaiserreich
in sich. Denn eine Reihe Provinzen befindet sich gegenwärtig vollständig
in Händen der Revolutionäre. Andere stehen zu Iuanschikai in schroffem,
unversöhnlichem Gegensatz. Und wiederum andere streben ihre absolute
Selbständigkeit an.
In dieser Opposition liegt auch die größte Schwierigkeit zur Wieder-
herstellung des Friedens. Iuanschikai ist zwar einer der eminentesten
Opportunisten von zähester Willenskraft und scharfem Verstande. Er
ist deshalb bereit, auch den widersprechendsten Wünschen und Anforderungen
der Gegner auf das Weiteste entgegenzukommen, verspricht nach rechts
und nach links, was nur irgendwie verlangt wird und erfüllbar ist; auch

einiges unbekümmert um spätere Erfüllbarkeit. Er schließt Kompromisse und bequemt sich zu Anschauungen, die sonst vielleicht seinem Wollen und seinen Zielen schnurstracks zuwiderlaufen. Nur um dem chinesischen Reiche die von ihm ersonnene Staatsform aufzudrücken, die als eine Art Scheinmonarchie mit republikanischer Verfassung — als Staatsgebilde eine noch nie dagewesene Neuheit — gedacht ist. Die Opposition vertritt dagegen den Standpunkt, daß Iuanschikais Programm eine innere Unwahrheit, eine auf Verblüffung beruhende Fiktion mit der Unmöglichkeit haltbarer Dauerhaftigkeit enthält.

Wer in diesem mächtigen Widerstreit der Geister schließlich Sieger bleibt, wie sich überhaupt die nächste und fernere Zukunft Chinas gestalten wird, ja auch nur die Voraussage, ob, wann und unter welchen Grundsätzen der Friede in der augenblicklichen Aufstandsgärung sich vollziehen wird, das vermag kein Prophet zur Stunde noch zu künden.

I^i2. beider Rechte Iulius Goldberg.

Die staatliche Kranken- und Unfall-
versicherung in der Schweiz.

Endlich rückt auch die schon längst industrialisierte Schweiz in die
Reihen der Länder mit staatlicher Sozialversicherung ein. Nach heißen
Kämpfen und beispielloser Agitation pro und contr2, haben die Eid-
genossen in der Volksabstimmung am 4. d. M. die 13. Iuni vorigen
Iahres in der Bundesversammlung beinahe einstimmig angenommene
Versicherungsvorlage, wenn auch mit einer geringen Mehrheit (285099
gegen 239), bejaht.

Die verfassungsrechtliche Grundlage wurde schon längst geschaffen.
Bereits vor 21 Iahren, anno 1890, wurde auf dem Wege der Revision
der Bundesverfassung ein vom Volke mit gewaltiger Mehrheit ange-
nommener Artikel (34 bis) zugefügt, durch welchen dem Bund die Be-
fugnisse eingeräumt wurden, die Kranken- und Unfallversicherung einzu-
führen und sie „allgemein oder für einzelne Bevo'lkerungsklassen"
obligatorisch zu erklären. Das auf Grund dieser Befugnisse vom Nationalrat
Forrer mit großem Eifer ausgearbeitete Gesetz — die vielbesprochene
lex forrer, — das, um es mit wenigen Worten zu charakterisieren,
das Obligatorium konsequent, auch in der Krankenversicherung, adoptierte,
konnte jedoch bei der Volksabstimmung nicht standhalten. Unerwartet —
Kaderii 5ug, tatg, le^e5 — wurde es beim Referendum 29. Mai 1999 mit einer
Mehrheit von nahe 209999 Stimmen verworfen, nachdem es sich der fast
einmütigen Annahme der beiden Räte erfreuen konnte. Eine Erscheinung,
die für das Referendum um so charakteristischer ist, als im allgemeinen
die Fühlung der Volksvertretung mit dem Volke in der Schweiz keineswegs

in Frage gestellt werden kann. Beweis — die Wiederwahl derselben Repräsentanten!
Und nun gelang es doch endlich, eine neue, während eines Iahrzehnts vorbereitete Versicherungsvorlage durch die Scylla und Charybdis des Referendums durchzudringen, freilich in einer wesentlich anderen Gestalt, als die lex lorrer.
Wenn die bundesrätliche Botschaft als die Grundlage dieses nur auf Kranken- und Unfallversicherung beschränkten Gesetzes „das doppelte Prinzip — Kompromiß und etappenweises Vorgehen" bezeichnet, ein Prinzip, das übrigens die ganze Gesetzgebung des Referendumsstaates überhaupt beherrscht, so wird man dieser Meinung in jeder Beziehung beipflichten müssen. Trotz alledem, oder gerade deshalb verdient das Gesetz ein besonderes Interesse. Es enthält manches Bedeutende, Eigenartige.
Die Unfallversicherung beruht grundsätzlich auf dem Obligatorium.
Sie erstreckt sich, bei einem Iahresverdienst bis zu 4000 Fr., auf sämtliche Gewerbe, die der Haftpflicht unterstellt sind, mit einer geringen, hier nicht näher zu erörternden Ausdehnung. Daneben ist die fakultative Versicherung vorgesehen; jedem Schweizerbürger mit einem Iahreseinkommen bis zu 3000 Fr. steht cs auf diesem Wege frei, sich in den Mitgenuß der Bundesvergünstigungen zu setzen.
Der Begriff der Gewerbekrankheiten hat eine wesentliche Erweiterung erfahren. Es wird nicht mehr wie früher verlangt, daß die Krankheit ausschließlich durch gewerbliche Gifte erzeugt wird, vielmehr genügt es, wenn sie nur vorwiegend auf diese Ursache zurückzuführen ist.
Ein Novum in der Albeiterversicherung überhaupt bildet die Hereinziehung der Nichtbetriebsunfälle. Außer den sozialen Gerechtigkeitsgründen war hier wohl auch der Umstand maßgebend, daß nur dadurch die Arbeiterschaft für dieses Gesetz zu gewinnen war. Die Arbeitgeber kommen jedoch nur für die Betriebsunfälle — inkl. Berufskrankheiten — auf; die Prämien für die Nichtbetriebsunfälle werden zu drei Vierteln vom Arbeiter, zu einem Viertel vom Staat getragen.
Die Entschädigung beträgt im allgemeinen 80 A,, bei der an die Stelle der Kapitalabfindung tretenden Invalidenrente 70 A, und bei der Hinter-

lassenenrente im Marimum 60 A des Lohnes. Also theoretisch jedenfalls weniger, als der in der Haftpflicht postulierte volle Schadenersatz, praktisch aber mehr; die in der Haftpflicht übliche Marimalentschädigungssumme — 6000 Fr. — fällt gänzlich weg.

Die Krankenversicherung ist fakultativ. Das war schon durch das Mißgeschick der lex korrer bedingt. Die Schweiz erfreut sich seit langem des ausgedehntesten Krankenkassenwesens. Die Kassen sind sehr verschieden organisiert: zu einem großen Teil sind es Ortskrankenkassen, zu einem Drittel ungefähr Betriebskrankenkassen, daneben fehlt es aber auch nicht an konfessionellen und politischen Krankenkassen. Alle Kassen sollen nun erhalten werden. Sie sind autonom und können sich nach ihrem Gutdünken einrichten. Der Bund unterstützt lediglich die bestehenden Kassen, wenn sie bestimmten Anforderungen entsprechen. An der Spitze dieser Forderungen steht, um hier nur die hauptsächlichsten zu streifen, die Freizügigkeit, allerdings mit gewissen ^Beschränkungen, Minimalleistungen: 1 Fr. Krankengeld, oder Arzt und Apotheke nicht weniger als 6 Monate, gewisse Vorschriften über die Regelung der Ärztefrage — bedingt freie Ärztewahl. Eine besondere vollständig berechtigte Rücksicht wird deni arbeitenden weiblichen Geschlecht zuteil. Außer der zu einer der Anerkennungsbedingungen erhobenen Gleichstellung beider Geschlechter — bei den bestehenden Kassen in der Schweiz nur zum geringen Teil durchgeführt — galt es hier, mit der Botschaft zu sprechen, „die Mutterschaft zu ehren und zu ermutigen ".So hat man die Versicherung der Wöchnerinnen, unter gewissen Bedingungen auch ein Stillgeld von mindestens 20 Fr., vorgesehen. Die Versicherung der Ausländer ist nach dem deutschen Muster geregelt.

Der Bundesbeitrag an die Krankenkassen ist ein beträchtlicher und beträgt, nach Alter, Geschlecht und Leistungen abgestuft, außer dem erwähnten Wochen- und Stillgeld, von Fr. 3^0 bis Fr. 5^0 pro versicherte Person. Für die Behandlung der sogen, kleineren Unfälle, die nach dem Postulat der Industrie die Kassen zu besorgen haben, beziehen dieselben bei der Anstalt in Luzern eine entsprechende Quote^ aus den von der Unfallversicherung gezahlten Prämien. Insgesamt wird der Bundesbeitrag zweifellos den bestehenden Kassen ermöglichen, was auch erstrebt wird, die Leistungen erheblich zu steigern.

Endlich die Organisationsfrage. In dieser Beziehung darf sich
auch das neue Gesetz der traditionellen eidgenossischen Selbstver-
waltung rühmen. Sie ist auch in der neu zu gründenden „Schwei-
zerischen Unfallversicherungsanstalt in Luzern", der der Monopolbetrieb
dieser Versicherung übertragen wird, in jeder Richtung vorgesehen. —
Alles in allem — das Gesetz ist vom ernsten Willen getragen, eine
wirkliche, soziale Fürsorge durchzusetzen; man bemerkt deutlich das
Bestreben, zu einer Volksversicherung hinüberzuleiten. Der Staat läßt
die Versicherung reichlich mit seinen finanziellen Mitteln versorgen:
auch die freiwillige, wodurch dieser Fürsorge gewissermaßen der Klassen-
charakter genommen wird. Die Industrie wird verhältnismäßig wenig
belastet.
Möge es dem Musterlande gelingen, diesem ernsten sozialpolitischen
Werke nicht in allzuferner Zukunft auch weitere, in erster Reihe die der
Alters- und Invalidenversicherung folgen zu lassen.

Eduard Bernstein:

Sozialismus und Regierung.*)

(Vorwort zur deutschen Ausgabe von I. Ramsay MacDonald).

Für den deutschen Sozialdemokraten haben die Begriffe Sozialismus und Regierung beinahe ausschließende Bedeutung erhalten. Hat schon die bürgerliche Demokratie sich in Deutschland fast nur in der Opposition gesehen, so mußte deren Erbin, die Sozialdemokratie, der Natur der Sache nach in verstärktem Maße hier die Luft der Opposition als ihr politisches Lebenselement betrachten. Regierung wurde auf diese Weise der Ausdruck für etwas dem Volk Entgegengesetztes oder zum mindesten Ienseitiges. Ganz besonders in Norddeutschland ist der Regierungsmann Teilnehmer oder Abhängiger einer über dem Volk schwebenden Macht. Er ist ein Glied eines Beamtenapparats, dessen Spitzen in erster Reihe Vertrauenspersonen des Monarchen sind und, statt im Namen der in der Volksvertretung repräsentierten Nation, in dessen Namen handeln. Bis in unsere Tage hinein hat sich die Tendenz erhalten, dem Regierungsbeamten die Gebundenheit einer von den übrigen Angehörigen der Nation staatsbürgerlich unterschiedenen Person aufzuerlegen.

Kein Wunder daher, daß in Deutschland der demokratische Sozialismus dem Beamtentum und dem ganzen Regierungsorganismus mißtrauischen, wenn nicht feindlichen Blickes gegenübersteht und sich bisher mehr für die Fragen der Bekämpfung als für die der Organisierung der Regierung interessiert hat. Weil die offiziellen Vertreter des Staats quasi über der Nation stehen, fühlt sich der entschiedene Demokrat halb als ein außerhalb des Staats Gestellter.

*) Bei E. Diederichs in Jena erscheint demnächst die deutsche Übersetzung des Werkes von R. MaeDonald „Sozialismus und Regierung". Eduard Vernsiein, der revisionistische Theoretiker, hat die Vorrede zu diesem Werke des englischen Arbeiterführers geschrieben, dessen Velanntschaft der deutsche Kaiser anläßlich seines letzten Aufenthaltes in England gemacht hat. Herr Cduard Bernstein hat uns einen Auszug aus seiner „Vorrede" freundlichst zu» Verfügung gestellt.

Und doch liegt es im Wesen des wirtschaftspolitischen wie des sozial«
politischen Programms der Sozialdemokratie, dem Staat immer mehr
Aufgaben und in Verbindung damit Regierungsfunktionen zu überweisen.
Der mit ihrem großen Wachstum steigende Einfluß der Sozialdemokratie
hat zur Folge, daß diese Tendenz sich schrittweise in Verwirklichung über-
setzt. Mit der Zunahme der Sozialdemokratie fast parallel nehmen tat-
sächlich die Funktionen und Machtmittel des Staates zu.
Wir haben es daher in Deutschland mit einem Dualismus im Ver-
hältnis der Sozialdemokratie zum Staat zu tun. Ihrem sozialpolitischen
Wirken nach ist die Letztere wesentlich staatsfreundlich, als politische Partei
ist sie dagegen bisher grundsätzlich d. h. ohne Rücksicht auf den Wandel
der Ministerien regierungsfeindlich gewesen. Ein Zustand, der wenig aus-
machte, solange die Sozialdemokratie über nur geringe politische Macht
verfügte und demgemäß auch nur geringe staatliche Verantwortung trug,
der aber zu den größten Unzuträglichkeiten führen kann, wenn die Sozial-
demokratie größere politische Macht erwirbt. Denn ob sie diese nun direkt
oder indirekt ausübt, mit der Macht zugleich wächst die politische Ver-
antwortung und nötigt die Partei, des geschilderten Dualismus Herr zu
werden. Wohl oder übel wird sie gezwungen, zu Einzelheiten der Regie-
rung und Verwaltung Stellung zu nehmen, was ihr zwar erlaubt, Op-
positionspartei zu bleiben, aber das Wesen ihrer Opposition doch ändert.
Aus der schlechthin verneinenden wird sie zunächst eine bedingt ver-
neinende Opposition.
In parlamentarisch regierten Ländern, wo große Parteien oder
Parteiverbindungen in der Regierung sich ablösen, bleibt es indes auch
hierbei nicht. Die Sozialdemokratie kommt in Lagen, wo Neutralität
diesem Kampf gegenüber faktisch Unterstützung der einen oder andern
der beiden Koalitionen heißt. Um nicht der Spielball eines rein mecha-
nischen Vorgangs zu werden, muß sie sich entschließen, Partei zu nehmen,
ihre Stimmenmacht bewußt und systematisch für die eine und gegen die
andere Koalition in die Wagschale zu werfen. Sie muß dann unter Um-
ständen sich auf die Seite der Partei stellen, die gerade an der Regierung
ist, womit ihr Einfluß auf diese Regierung, zugleich aber auch ihr Inter-
esse a n ihr eine Steigerung erfährt. Selbst wenn sie behufs Wahrung
ihrer politischen Unabhängigkeit sich jedes formalen Anschlusses an die
Regierungskoalition, insbesondere also der Beteiligung an Ministerien
enthält, erhält sie doch durch die Natur der Dinge etwas vom Charakter
einer Regierungspartei. Das heißt, sie wird — um an die oben gebrauchte

Wendung anzuknüpfen — nunmehr Partei der bedingten Bejahung.

Ganz offenbar nähern wir uns jetzt im Deutschen Reich einer Gruppierung der Parteien, die dem parlamentarischen Regierungssystem entspricht. Der 1907 von Bülow zusammengebrachten liberal-konservativen folgte 1909 die konservativ-klerikale „Paarung", und der soeben abgelaufene Wahlkampf für den neuen Reichstag war ein Ringen der liberal-fortschrittlichen mit der konservativ-klerikalen Koalition, bei dem die Sozialdemokratie sich in der Stichwahl entschieden auf die Seite der ersteren Verbindung schlug. Ob es diesmal auch im Parlament zu einer solchen Kooperation der Parteien der Linken kommen wird, ist namentlich wegen des zwiespältigen Charakters der nationalliberalen Partei zweifelhaft. Ohne die Reinigung dieser Partei von ihren konservativen Elementen wird sie schwerlich zu bewerkstelligen und noch weniger aufrecht zu erhalten sein.

Aber die Entwicklung zum Parlamentarismus ist da, und damit erhalten Fragen der Regierungsbildung und der Regierungsführung für die demokratischen Parteien Deutschlands eine Aktualität, die sie früher Nicht für sie hatten, weshalb sie auch in den Publikationen dieser Parteien Meist nur sehr abstrakt behandelt wurden. Im rechten Zeitpunkt erscheint daher das vorliegende Buch des hervorragenden Vertreters der englischen Arbeiterpartei, Iohn Ramsay MacDonald, auf dem deutschen Büchermarkt, das jene Fragen als konkrete Angelegenheiten eines parlamentarisch regierten Staates zugleich unter theoretischen wie praktischen Gesichtspunkten, erfahrungsgemäß und grundsätzlich behandelt. Kaum eine zweite Persönlichkeit des heutigen England war so geeignet, dies Thema zu behandeln, wie MacDonald, den Freund und Feind als einen der bedeutendsten Köpfe der so schnell zu Einfluß gelangten britischen Arbeiterpartei anerkennen und der im Haus der Gemeinen zu den wenigen Personen gehört, die stets das Ohr dieser verwöhnten Kammer haben, MacDonald ist ein Mann, der viel erfahren und viel gesehen hat.

Und es ist ein Mann, der mitten im stärksten politischen Getriebe steht, ein kämpfender parlamentarischer Parteiführer. Das unterscheidet das MacDonaldsche Buch von Graham Wallas', in manchen Punkten kongenialer Schrift „Politik und menschliche Natur". Auch Wallas schreibt als Kenner. Aber er ist der abgeklärte Kenner, der zur Zeit nicht mehr im Kampf steht und die Dinge, wenn auch durchaus nicht als indifferenter Zuschauer, so doch mit voller Objektivität, man könnte manchmal sagen

mit philosophischem Humor analysiert. MacDonald hat mit Wallas das gemein, daß er auch gern wie jener auf biologisch-soziologische Vorgänge und Beispiele zurückgreift. Aber Beschaulichkeit darf man in seinem Buch nicht suchen. Es ist vor allem Kritik — oft auch da der Sache nach polemisch, wo es anscheinend rein objektiv entwickelt. MacDonald setzt sich hier mit den Dogmatikern seiner Partei wie der Demokratie überhaupt über die strittigen Fragen der Anwendbarkeit demokratischer Formeln und sozialpolitischer Gleichheitsbegriffe auseinander. Viele eingewurzelte Überlieferungen gilt es da zu zerstören, mit allerhand liebgewordenen Schlagworten abzurechnen. Die britische Arbeiterpartei hat in der sozialistischen Bewegung Englands heftige Gegner. Sie befehden sie als in Grundsätzen verschwommen, in der Taktik opportunistisch und vermittlungssüchtig, und werfen den in ihr wirkenden Sozialisten — also namentlich MacDonald — vor, daß sie des äußern Erfolges wegen die sozialistische Lehre teils nur verwässert und teils gar nicht zur Geltung brachten. Auf diesen letzteren Vorwurf bezieht sich der für Deutschland gegenstandslose Satz bei MacDonald, daß nicht eine sozialistische, sondern eine „sozialisierende" Partei not tue. Er gilt einem Dogmatismus, den die deutsche Sozialdemokratie in ihrer Entwicklung von der Sekte zur politischen Partei in hohem Grade überwunden hat, der aber in derjenigen Verbindung englischer Sozialdemokraten, die speziell den Namen „Sozialistische Partei" trägt, noch vielfach wuchert. Da die Labour Party m der Tat noch keine völlig gefestete politische Partei mit programmatisch festgelegten allgemeinen Zielen, sondern erst auf dem Wege ist, aus einer empirischen Interessenvertretung sich zu einer solchen Partei zu entwickeln, glauben Sozialisten jener Richtung ihr gegenüber, ähnlich wie Ibsens Hilmar Tönnesen, die „Fahne der Idee" schwenken zu müssen. Sie üben eine Kritik an ihr, deren Befolgen ein Umwenden nach rückwärts zum Ausgangspunkt der deutschen Sozialdemokratie hin bedeuten würde, wo die Partei tatsächlich eine Entwicklung vollzieht, die sie von einem anderen Ausgangspunkt her direkt nach dem Endpunkt bringt, dem auch die deutsche Sozialdemokratie zustrebt. Man mutet ihr zu, in einem Lande, dessen Verhältnisse ihr ein unmittelbar fruchtbares Einwirken auf die Gesetzgebung und die Verwaltung erlauben, sich freiwillig zur parlamentarischen Unfruchtbarkeit zu verurteilen.

, Gegen dies und die vorerwähnten demokratischen Doktrinarismen kämpft MacDonald. Und zwar nicht erst heute, wo er als Abgeordneter für persönlich interessiert gelten könnte. Schon vor jetzt sechszehn Iahren

— im Winter 1895/96 — hat er sich in einem, auch in deutscher Sprache („Neue Zeit", Iahrgang 1895/96 I.) veröffentlichten Vortrag mit großer Schärfe gegen die Idee ausgesprochen, das parlamentarische Regierungssystem durch die direkte Volksgesetzgebung ersetzen zu wollen, und sich gegen jede Änderung des Wahlsystems erklärt, die der Zersplitterung der Parteien Vorschub leisten würde, da nur große, zur Regierungsbildung genügend starke Parteien die Selbstregierung der Nation zur Wahrheit zu machen vermöchten.

Was er damals als ein noch außerhalb des Parlaments Stehender entwickelt hatte, das begründet er jetzt eingehend an der Hand seiner Erfahrungen als Parlamentarier und Parteiführer. Hat er dabei auch überwiegend die Verhältnisse des britischen Reiches im Auge, so sind die Fragen, die er behandelt, doch fast durchgängig solche, die gerade jetzt auch bei uns auf der Tagesordnung stehen. Das demokratische Deutschland strebt nach Verwirklichung des parlamentarischen Regierungssystems. Aber große Meinungsverschiedenheiten bestehen darüber, wie das Ziel zu erreichen sei. Wer sich mit den betreffenden Vorschlägen befaßt, dem werden die Abschnitte dieses Buches „Die politische Organisation des Staats" und „Die Partei und das Parlament" überaus wertvolle Fingerzeige geben. Namentlich sind die Darlegungen über die Rückwirkungen des sogenannten zahlengerechten Wahlsystems („Proporz") und der Minoritätenvertretung auf den Parlamentarismus höchst instruktiv. Sie werden manchem auf den ersten Blick als undemokratisch erscheinen. Springt doch MacDonald mit diesen Lieblingsprojekten vieler Demokraten sehr unsanft um. Man hat sich in demokratischen Kreisen viel darauf verlegt, Spezialmittel für alle möglichen Unstimmigkeiten in der Bildung und Funktion der Vertretungskorper zu ersinnen, was in folgerichtiger Durchführung darauf hinauslaufen würde, die Demokratie als einen höchst mathematisch korrekt, damit aber notwendigerweise möglichst unpersönlich arbeitenden Mechanismus zu gestalten. MacDonald dagegen vertritt mit der organischen Auffassung von Staat und Gesellschaft auch das Bestreben, der Demokratie organisches Leben, organische Entwicklung zu sichern, und mit dem persönlichen Einfluß auch die persönliche Verantwortung beizubehalten. Daher seine Gegnerschaft gegen die gebundenen Mandate, die mathematischen Vertretungssysteme und dergleichen. Ihm sind ziffernmäßige Ungenauigkeiten in der Vertretung unwesentlich, sobald nur dafür gesorgt ist, daß der Volkswille in seinen großen, umfassenden Tendenzen die Zusammensetzung des Parlaments und damit auch der

Regierung bestimmt. Nicht nach der mathematischen, nach der persönlichen Seite hin will er die Demokratie entwickeln. Sie soll kein blutleerer Körper sein.

Man begreift ohne weiteres, daß dieses Problem, demokratische Grundsätze mit der Erhaltung der persönlichen Verantwortung zu verbinden, kein sehr einfaches ist. Aber man wird auch ohne weiteres zugeben, daß es für den Fortschritt der Gesellschaft von unendlichem Vorteil wäre, wenn befriedigende Lösungen hierfür gefunden werden. Schrecken doch viele sonst freidenkende Menschen gerade deshalb vor der Demokratie zurück, weil sie von ihr Schädigung des Wertvollsten an der Persönlichkeit befürchten. Umgekehrt aber fürchten viele Demokraten und Sozialisten von der Forterhaltung bedeutungsvoller persönlicher Mandate Schädigung demokratischer und sozialistischer Prinzipien. Beide Elemente werden in den MacDonaldschen Untersuchungen und Nachweisen viel Material zur Berichtigung ihrer Theorien und Beklemmungen finden. Nicht daß der Versuch gemacht würde, Widersprechendes durch dialektische Künste hinwegzudisputieren oder durch äußerliche Kompromisse zu vermitteln, Übertuschung der Gegensätze liegt MacDonald fern. Er sucht und zeigt die Wege zu den Lösungen durch Betonung der Grenzen, die das organische Leben der Gesellschaft allem Überwuchern einseitiger Tendenzen vorschreibt. Dabei ist er selbstverständlich darauf bedacht, nicht in die Irrgänge der Soziologen zu verlaufen, die das organische Prinzip zu reaktionären Zwecken mißbrauchen. Das organische Leben ist zugleich konservativ und umwälzend. Es konserviert das zum Funktionieren Notwendige und stößt das überflüssig oder schädlich Gewordene ab. Es verträgt Förderung, duldet aber keine willkürlichen Eingriffe, die das Zusammenwirken der zum Ganzen gehörenden Teile ignorieren.

Mit dieser Erkenntnis als Leitfaden geht MacDonald die Ämter und Aufgaben des modernen Staats durch und zeigt er, was unter der Voraussetzung der Herrschaft sozialistischer Ideen von oder an ihnen im wesentlichen beizubehalten, was zu ändern ist und in welchem Grade und Umfange das zu Ändernde vernünftigerweise umgebildet werden kann. Er hält sich dabei immer auf dem Boden des Tatsächlichen und Möglichen und ist doch nie Sklave des Althergebrachten. Er ist als Sozialist oft unkonventionell, aber er ist nie parador um der Paradone willen. So zieht er dem Eingreifen des Staates in die Familie stärkere Grenzen, als dies die meisten sozialistischen Theoretiker tun, weil er den Fortbestand der Familie für ein wesentliches Erfordernis gesunden Lebens der Gesellschaft

hält, denkt aber modern und wissenschaftlich genug, um zu begreifen, daß mit den großen Veränderungen der wirtschaftlich-sozialen Grundlagen des Gesellschaftslebens die Familie gewisse, bisher von ihr erfüllte Funktionen abgeben muß. So bekämpft er scharf den Gedanken vom Absterben des Staates, zeigt aber selbst, wie die moderne Entwicklung neue Abgrenzung der Verwaltungsgebiete des Staats zur Folge hat. Mit gleicher geistiger Freiheit, die zwischen dem geschichtlich Notwendigen und dem rein Traditionellen zu unterscheiden weiß, behandelt er die Probleme des modernen Imperialismus, realistisch und doch in Übereinstimmung mit den großen Ideen der humanitären Weltauffassung.

Iedes Land hat mit seiner eignen Geschichte auch eigne Abarten derjenigen Probleme, die sich auf einer gewissen Entwicklungshöhe überall einstellen. Nicht alle Ausführungen MacDonalds haben daher gleichmäßige Anwendung auf Deutschland. Aber für die große Mehrzahl der heute im Deutschen Reich zur Lösung drängenden politischen Fragen liefert „Sozialismus und Regierung" theoretische Gesichtspunkte und praktische Winke von großer unmittelbarer Nutzbarkeit.

Schöneberg-Berlin, Ende Ianuar 1912. Ed. Bernstein.

Prof. Ign. Goldziher:

Der marokkanische Großscherif und seine englische Gattin.

In keinem Gebiete des orthodoren sunnitischen Islams (der schiitische fällt unter einen anderen Gesichtspunkt) ist neben dem strengen Bekenntnis zu der schroffsten Art des Monotheismus die Anthropolatrie in dem Maße zur Geltung gelangt wie in dem Teile der islamischen Welt, der wegen der politischen und kriegerischen Eingriffe, mit denen europäische Mächte seine Völkerstellung erschüttern, gegenwärtig unsere besondere Aufmerksamkeit beanspruchen darf. Wir meinen das Gebiet des alten Libyen, Numidien und Mauretanien, den nordwestafrikamschen oder, wie ihn der alte terminu5 tecknicuz bestimmt: den maghrebinischen Islam.

Der abgöttische Kultus lebender Menschen, eine auf hohe Stufen erhobene Steigerung der auch im übrigen Islam üppig blühenden Heiligen-verehrung verleiht dem volkstümlichen Religionsleben in den Ländern zwischen den Gestaden des mittelländischen Meeres und der Sahara und tief in die Sahara hinein eine ganz individuelle Farbe, einen vom katholischen Islam sich abhebenden eigentümlichen Charakter, den verständige Beobachter der islamischen Verhältnisse seit Leo Africanus (diesem am Hof des Papstes Leo X. zum Christentum übergetretenen Muhammedaner des 15. Iahr-hunderts) bis auf unsere Tage nicht übersehen haben. Die ethnographische Betrachtung der islamischen Gestaltungen hat diese Eigentümlichkeit des nordafrikanischen Islams aus den vorislamischen Antezedentien der dortigen indigenen Bevölkerung erklären können. Bereits Herodot, später die afrikanischen Kirchenväter haben uns von den göttlichen Ehren zu berichten, die von nordafrikanischen Völkern, den Ahnen der heutigen Berbernstämme, ihren Häuptlingen erwiesen werden. Diese Anschauung von der göttlichen Würde der Könige hat auch die Grundlage der auf

karthagische und libysche Könige bezüglichen Anekdoten geliefert, die Rene Basset unter dem Titel „Die Vögel des Psaphon" in der Revue äe« tra6iti-c»n5 populllire5 für 1893 (S. 305—307) gesammelt hat. Die Könige richten Vögel dazu ab, um in alle Welt ausfliegend zu rufen: Hanno, Psaphon, Apsethes seien Gott.

Diese Erhöhung hervorragender mächtiger Gestalten, wie sie die ins Altertum zurückreichende herrschende Tradition der nordafrikanischen Bevölkerung bildet, hat in verhältnismäßiger Umbildung auch das Islam-bekenntnis der späten Nachkommen nuanciert. Zunächst im Marabuten-kultus (der maghrebinischen Form der allgemein islamischen Heiligen-verehrung), dann in der mit diesem eng zusammenhängenden, mit dem-selben oft völlig zusammenfließenden Verehrung der Schorfa (aus Schurafä, Singul. Scherif) d. h. der Abkömmlinge der heiligen Familie des Propheten in der Deszendenzlinie seines Vetters und Schwieger-sohns Ali. Die vermöge ihrer Seelenanlage und ihres zur Unabhängigkeit geneigten Volkscharakters der islamischen Religion und Herrschaft störrig widerstrebenden Berberenstämme werden für den Islam und die politische Oberhoheit seiner Vertreter erst dadurch völlig gewonnen, als — ob nun echte oder anmaßende — Zweige der alidischen Familie, zuerst die vom Prophetenenkel Hasan stammenden Idrisiden (791—926), und die ihren Stammbaum auf den anderen Enkel, Husein, zurückführenden Fatimiden (910) die Herrschaft des Islams zu vergegenwärtigen kamen. Sie brachten vermöge ihrer Abstammung den Anspruch auf höhere als gewöhnliche Menschenschätzung mit. Nach dem Verbrauch von vier eingeborenen Dynastien (vom 11. bis 16. Iahrhundert) haben in Marokko wieder nach einander zwei scherifische Familien sich die Herrschergewalt aneignen können: die der faudischen Scherife (1524—1668), seither die noch jetzt den marokkanischen Sultansthron einnehmende Linie der Filali-Scherife. Man kennt die ihnen in der diplomatischen Terminologie verliehene Titulatur: ScherifischeMajestät.

Aber nicht der Herrscherfamilie gilt die religiöse Belehrung, mit der das maghrebinische Volk die Schurafä im Sinne des Mcnschenkultus erhöht. Dieser gilt vorwiegend den Abkömmlingen verschiedener Zweige der von Idris, dem Gründer der nach ihm benannten Dynastie, ab-stammenden Familie. Sie sind Erben des dieser heiligen Familie inne-wohnenden Charisma (Baraka). Ihr Ahn, Idris, (Mulai Dris) gilt als die erhabenste einheimische Heiligengestalt des maghrebinischen Islams; sein Grabesort in Fez als sein weihevollstes Heiligtum, das sichtbare

Zentrum der Verehrung, die den Nachkommen dieses heiligen Herrschers gewidmet wird. Es gibt im Marokkanischen keinen höheren Adel, aber auch kein reicheres Charisma, als wodurch die idrisidischen Scherife ausgezeichnet sind. Ihrem Kreise entstammten die anerkanntesten Heiligen und Wundertäter, um deren Andenken ein Kranz von hagiologischen Wunderlegenden gewunden ist, Bezeugungen der Baraka-Wirkungen, die sie — und dies ist wieder speziell maghrebinische Eigentümlichkeit — durch Iahrhunderte auf ihre direkten Deszendenten vererben. Die Barak« ist nicht individueller Vorzug, sondern überkommenes Erbgut.

Die Idris-Sippe lieferte im Verhältnis zu ihren zahlreichen Verzweigungen dem westlichen Islam eine stattliche Anzahl heiliger Gestalten und Wundermänner, um die sich schon bei Lebzeiten große Mengen von Adepten sammelten, deren Mittelpunkt die von ihrem Patron gegründete Säwija (ungefähr „Zelle", Ordensniederlassung) ist, an deren Spitze dann von Generation auf Generation der Nachkomme des Heiligen steht, auf den der Vorgänger die ihm innewohnende Barakafähigkeit vererbte. Neben den nahen und entfernten Familienmitgliedern umlagern verehrende Akoluthen, und auch vielfach müßiges Parasitenvolk diese Säwijas, in deren Schatten für ein bequem auskömmliches Leben gesorgt ist. Mit der Zeit entstanden in Abhängigkeit von jener Stamm-Säwija in verschiedenen oft sehr weit abliegenden Teilen des afrikanischen Gebietes Filial-Säwijen, deren Regierung im Verhältnis zum Zentrum nach hierarchischen Ordnungen geregelt ist. Es sind nicht nur geistliche Fragen, um die es sich bei diesen Ordnungen handelt; auch große ökonomische Interessen sind mit diesen Heiligtümern verknüpft. Diese werden ja von großen Scharen frommer Pilger aufgesucht, die die Baraka der heiligen Umgebung in Anspruch nehmen. Sie kommen nicht mit leeren Händen; sie bringen reiche Geschenke in Barem und sonstigem beweglichen Gut (auch Schlachttiere) und vergelten im Übermaß die ihnen gewährte Gastfreundschaft und die Erwartung des heilsamen Erfolges ihrer frommen Fahrt. Ausgedehnter Landbesitz hängt mit den Stätten der Heiligkeit und Gottesweihe zusammen. Die Scherife oder ihre Sendlinge unternehmen auch oft selbst zur Spendung der Baraka Tournees unter ihren Getreuen und bringen unglaublich reichen Goldsegen in ihre Säwijas heim. Es ist nicht eben ein Leben der Entsagung und Weltverneinung, das dieser geheiligte Charakter mit sich führt.

Unter allen Verzweigungen der idrisidischen Schörfa hat sich im Marokkanischen zu höchster Autorität eine Linie emporgeschwungen, die

als Führerin des über ganz Nordafrika und auch in anderen Islamländern verbreiteten Marabutenordens der Tajjibijja großen Einfluß auf die Bevölkerung gewonnen hat.

Die Anfänge dieser Bruderschaft schildert in sehr anschaulicher und zuverlässiger Weise der völkerkundige EugöneAubinin seinem zuerst 1904, seitdem wiederholt neu erschienenem Werke über „das heutige Marokko".

Gegen die Mitte des 17. Iahrhunderts erschien der ärmliche Idrisidische Scherif Mulai Abdallah in einem am Abhange des oliven- und eichen-reichen Berges Bu-Helal gelegenen Flecken Mitkal mit der Absicht, dort seine eigene Süwija zu gründen. Er konnte seine Weihe auf den hoch-berühmten maghrebinischen Heiligen Abdessalam ibn Meschisch zurück-führen, dessen Tochter seine Ahnfrau war und dessen Baraka auf ihn vererbt war. Die Bewohner des Örtchens benahmen sich sehr unfreundlich gegen den frommen Wanderer, dessen Anwesenheit ihnen als nicht willkommen erschien. Mit einer Verwünschung der rohen Leute verläßt er ihre Wohnsitze nordwärts ziehend, bis er sich inmitten des Berberstammes der Maßmuda in einem unbedeutenden Örtchen nördlich von Fez auf dem halben Wege gegen Tetuan niederließ, wo er bei der Bevölkerung freundlichen Will-komm fand. Dort gründete er auch seine Süwija, um die sich bald viel andächtiges und segenbedürftiges Volk sammelte. Während das ungastliche Mitkal unter dem Fluch des Heiligen bald vollends verfiel, erblühte die neue Ordensniederlassung bald zu dem regsamen Städtchen Wessan. Dessen Süwija wurde fortschreitend zum Zentrum des religiösen und wirtschaftlichen Lebens einer sich immer erweiternden Umgebung und schwang sich immer mehr zu Ansehen und Einfluß auf die Bevölkerung weit und breit auf, die sich mit der Zeit auch im allmählichen Entstehen von weitreichenden Zweigniederlassungen bekundeten. Diese Blüte erstand bereits unter den beiden Enkeln des 1679 verstorbenen Abdallah, Mulai al-Tajjib und al-Tuhami. Während letzterer den Orden im Marokkanischen über die Sahara bis Tuat ausbreitete, erstreckte sich das Wirkungsgebiet des Tajjib nach Osten hin gen Algerien und Tunesien. Obwohl nun die Benennung als Tuhami-Säwijes für die Gründungen des Scherifs dieses Namens alle Berechtigung hat, ist die gemeinsame Bezeichnung als Ta jji b ijja-Orden für die von Wessan ressortierenden Einrichtungen in überwiegender Anwendung geblieben.*)

') 6, ä,ubin, I.« >Illroe 6'»u,iourä'Ilui. (5. Auflage. Paris —Colin 1910.)

und seine englische Gattin Ign. Goldziher
Die muslimische Observanz verpflichtet den Klostermann nicht zu ehelosem Leben. Vielmehr geben uns die Nachrichten über den Familienstand der heiligen Scherife immerfort Kunde von der großen Zahl ihrer Nachkommenschaft. Tuhami hinterließ 18 Söhne, Mulai Mi, der Enkel des Tajjib, deren 15 usw. Die Scherifenfamilie kann demnach ihre Vertreter in großer Zahl unter die Stämme Marokkos entsenden und bei dem Ansehen, das ihnen ihr heiliger Charakter sichert — sie sind ja alle Nachkommen des größten Landesheiligen Idris und haben Anteil an seiner Baraka — gewannen sie von ihren Säwijas aus großen Einfluß auf die Stimmung der durch das vorherrschende Stämmewesen in sich zerklüfteten Untertanen des Sultans von Marokko. So war denn der Tajjibi-Orden bis in die jüngste Zeit ein Faktor, mit dem das weltliche Scherifat, dessen Träger der Sultan von Marokko ist, in hervorragendem Maße rechnen mußte.
Der Großscherif von Wessan, die Spitze der über das ganze Reich verzweigten Organisation der Tajjibis, gilt der Bevölkerung als eine dem Sultan mindestens gleichwertige Macht. Seine Unterstützung in friedlichen und kriegerischen Angelegenheiten gibt der Sache des Sultans in den Augen des Volkes moralischen Wert. Der Sultan gilt erst dann als für die Regierungsmacht geweiht, wenn ihm der Wessansche Großscherif einmal die Steigbügel hält, äußerlich wohl ein Akt unterwürfiger Huldigung, im Wesen jedoch ein Zeugnis für die entscheidende Bedeutung, welche die Intervention des geistlichen Scherifs für die Anerkennung des Sultans besitzt. Seine mächtige Autorität wird in den Augen des Volkes nicht zum geringsten erhöht durch den immensen Reichtum des Hauses Wessan an beweglichen und unbeweglichen Gütern, von denen der Großscherif in großzügiger Freigebigkeit spendet, ein Vorzug, der neben seinem heiligen Charakter zur Festigung seiner populären Verherrlichung beiträgt.
Die Verehrung, die das Volk jenem Erben der idrissidischen Heiligkeit zuteil werden läßt, ist eine der markantesten Bekundungen der von uns an der Spitze dieser Zeilen erwähnten Anthropolatrie, als die ein traditionelles Erbteil dieses Gebietes der Islamwelt ist. „Man hat — so schildert Rohlfs — keine Idee davon, wie weit in Marokko der Menschenkultus getrieben wird. Sidi el-Haddsch Abd es-Salam (dies der Name des Großscherifs von Wessan) reist entweder zu Pferde oder in einer Tragbahre
Es würde vergeblich sein, die Zahl der sich herandrängenden Leute schätzen zu wollen; das ganze Land scheint herbeizuströmen, aus weitester Ferne kommen ganze Stämme an den Weg, den der Großscherif durchzieht.

Man sucht ihn selbst zu berühren, oder die Tragbahre, das Pferd oder
irgend einen anderen dem Großscherif gehörenden Gegenstand. Man
glaubt aus einer solchen Berührung den göttlichen Segen ziehen zu können.
Oft genügen die bewaffneten Diener nicht, mit der flachen Klinge den
andringenden Haufen fern zu halten, und es müssen dann förmliche
Angriffe gemacht werden, die Leute auseinander zu treiben."*) Gerhard
Rohlfs war der erste Europäer, der 1861, freilich in muslimischer Rolle,
den Hofstaat in Wessan beobachten und mit einem Großscherif der mächtigen
Tajjibi-Bruderschaft in nahe persönliche Beziehung treten konnte. Abd-
essalam, der fünfte in der Reihe der Nachfolger des Mulai Tajjib, konnte
wegen seiner vollzogenen Mekkawallfahrt seinem hohen Titel noch den
eines Haddsch vorsetzen. Seitdem wurde der Großscherif von Europäern,
auch ohne islamische Vermummung, wiederholt aufgesucht und interviewt.
Nach Rohlfs ist es vornehmlich der Engländer Robert Spence
Watson (1879), dem wir eine eingehende Schilderung eines Besuches
in Wessan, der heiligen Stadt Marokkos, verdanken.**) Freilich hatte sich
dort seit dem Besuche Rohlfs' manches geändert. Schon Rohlfs, der den
Scherif als jungen Mann von 31 Iahren kennen lernte, kennzeichnet ihn
als einen den Einwirkungen europäischer, zunächst französischer Art in
großem Maße geneigten Mann. Man sagt, daß er von seiner Mekkareise,
die ihn auf seiner Schiffahrt zum arabischen Hafen mit französischer
Gesellschaft in enge Berührung setzte, nicht eben muslimische Stärkung
heimgebracht haben soll. Seine Fremdtümelei schritt in wachsenden
Verhältnissen fort. Zu Watsons Zeit hatte die Europaliebhaberei des
Großscherifs die entscheidendste Bekundung hervorgerufen. Am 17.
Ianuar 1873***) schloß er nach vorheriger Lösung des Ehebündnisses mit
seinen drei muslimischen Gattinnen vor Sir Drummond Hau, dem englischen
Gesandten in Tanger, die gesetzliche Ehe mit der als Erzieherin in Tanger
lebenden Engländerin MißEmilyKeene, Tochter des Gouverneurs
der Strafanstalt der Surrey County. Zu jener Zeit scheint Abdessalam
des Firlefanzes seiner Heiligkeit bereits recht müde gewesen zu sein. Er
überließ die hierarchische Betätigung an der Säwija in Wessan seinem

>) Mein erst« Aufenthalt in MaroN« (Vremen 1873).
**> ^ Vl3it to Wai»n, tks 8»cre<l (üt)- ol ^s»loceo <I^onäc»n, öl»o
millan, 1880>.
"*) Dies ist das Datum, das üläääms 6s ^V»x«m selbst angibt und demnach
der Zeitangabe (17. März) bei Watson (S. 23.) vorzuziehen ist.

ältesten Sohn, der sollte die Baraka vergegenwärtigen; er selbst lebte
in seinem Palast in der von zahlreichen Europäern bewohnten und besuchten
Küstenstadt Tanger. Den Huldigungen des Volkes kann er auf seinen
Meisen dennoch nicht entgehen, so wenig er auch von dem inneren Wahr-
heitsgehalt seiner angestammten Würde überzeugt ist. Der französische
Publizist Gabriel Chor m es charakterisiert in seiner Rechenschaft
von einer Gesandtschaft nach Marokko, an der er 1886 teilnahm, diese
Haltung des Großscherifs in den treffenden Sätzen: c'ezt en zon cornz
<ieten<iant et dien malßre Ini czu'i! e5t pontite il porte 52 5aintete
2vec une 6e5involture 3,6miradle*). Mit der Zeit läßt auch seine äußere
Erscheinung nichts mehr von einem Nachkommen des Idris erkennen.
Das Bildnis, das O ska r Lenz in seinem Timbuktu-Werk (1879) von
ihm mitteilt, noch mehr aber das dem bald zu erwähnenden Buche seiner
englischen Gattin beigegebene Porträt des Scherifs zeigt völlig das eines
französischen Militärs. Seinen Einfluß bewährte er noch am liebsten
in politischer und diplomatischer Richtung, zu der die Verhandlungen
mit der algierischen Regierung, sowie die niemals rastenden inneren Wirren
der unbotmäßigen Untertanen des marokkanischen Reiches sattsam Gelegen-
heit boten. Iene werden wohl recht haben, die ihn der Konnivenz mit der
französischen Penetration v^citi^ue für fähig halten. Er zeigt so wenig
Züge von marokkanischem Patriotismus; ist mit französischen Ordenszeichen
und Bändern geschmückt und begibt sich auch noch, seiner Lage inmitten
der heimatlichen regierenden Kreise immer weniger sicher, unter den
Schutz der französischen Staatsvertretung. Seine Liebäugelei mit
europäischem Wesen, nicht zum geringsten die europäische Gestaltung
seines Familienlebens, seine nicht verheimlichten Sympathien für Frankreich,
haben nicht verfehlt, ihm manche Gegnerschaft zuzuziehen und Intriguen
zu entfesseln, die eine dauernde Verstimmung des Hofes, zuletzt auch völlige
Entfremdung desselben hervorriefen. Es war das erste Beispiel für die
Kaltstellung eines Großscherifs von Wessan durch die regierenden Kreise,
was um so leichter war, als aus seinen eigenen Scherifenkreisen auf die als
völlig unebenbürtig abgeschätzte englische Ehe nur grimmige Blicke fielen,
wenn auch vom Gesichtspunkt des islamischen Gesetzes gegen die Ehe
mit der Christin (Miß Emily ist auch als „Ug,6ame de XVaxan" ihrer ange-
borenen Konfession treu geblieben) ernstlich nichts einzuwenden war.

*) Vi»s »mb283»6s »u >l»i.o<: in Nsvus äs» clsux mon<lsz vom
15. Juni 1886 p. 848.

Im Volke selbst konnten alle diese Bedenken dem Glauben an seine
Barakakraft keinen Abbruch tun. Davon bieten uns die Schilderungen
seiner englischen Lebensgefährtin manch lebensvolles Bild. Auf seinen
Zügen durch die Stämmelager in der Wüste, sowie durch die Ortschaften
Marokkos und Algeriens, wohin ihn Missionen führen, begegnet ihm
überall frenetischer Enthusiasmus der Bevölkerung. Mit Gefährdung
ihrer Knochen drängen sich die Leute in seine Nähe, um der Berührung
seines Kleides oder auch nur der Hufspuren seines Reittieres teilhaftig
zu werden. „Die Szenen, deren Zeuge ich war — schreibt seine Gattin—,
waren von außergewöhnlicher Art. Stramme Männer, denen dabei
Tränen über die Wangen rollten, kamen, sich um den Segen des Scherif
zu bewerben. Etliche führten geheimnisvolle kleine Bündel mit sich
deren einige ein wenig Mehl, andere Weizenkörner enthielten. Dieser
mochte ein Tuch, ein anderer ein Kleidungsstück haben» Und zu welchem
Zweck? Nur damit diese Dinge vom Scherif berührt werden und dadurch
die Segnung auf den Besitzer übertragen, der vielleicht verhindert war,
persönlich zu erscheinen. Das Mehl sollte in die Suppe einer kranken
Person gemengt, der Weizen den Saatkörnern beigegeben werden, um
für die nächste Zeit gutes Gelingen der Saaten erwarten zu können
Wir wurden mit Geld und anderen Geschenken überschüttet, und es konnte
nicht die Rede davon sein, dieselben abzulehnen oder zurückzugeben,
wenn sie einmal in meinen Schoß geworfen waren."
Die englische Gattin dieses Trägers einer in muslimischem Sinne
so hochheiligen wunderübenden segenhaltigen Würde ist sicherlich eine
Erscheinung, bei der die Betrachtung moderner Kulturentwicklung im
islamischen Orient eine Weile anhalten soll. Neuere Marokkoreisende
und Schriftsteller, die die Verhältnisse im scherifischen Staate zu beschreiben
haben, sind an dieser seltsamen Erscheinung auch nicht achtlos vorbei-
gegangen. Nun schildert die merkwürdige Frau selbst in einem
spannenden Memoirenbuch*) ihr Leben und Wirken als Gattin des Groß-
scherifs Abdessalam vom Tage ihrer Eheschließung (Ianuar 1873) bis
zum Hingang ihres Gatten (28. September 1891), dessen Tod sie nicht
abgeneigt ist der Wirkung eines schleichenden Pflanzengiftes (der in einigen
Distrikten des Riffgebirges vorfindlichen Tartschah oder Wurka) zuzu-

*> >I^ I_>ils 8tor?, ^d? Hmi!?, LKsrssl» c»l W^an. Ndits<i lor Um« ci«
Wal»» b? 8. 1^. Len5U5»n . . . nitk » I^elacs bx li. L. dunnin^nan»
ttrakam. —, I^anäon <Nlvvarä ^molä) 1911,

und seine englische Gattin Ign. Goldziher
schreiben, das ihm seine Gegner heimlich in seine Speise mengen ließen.
Wir erhalten auf Grund unmittelbaren Erlebens reizvolle Bilder vom
inneren Leben der marokkanischen Gesellschaft, ihrer Bräuche, Sitten
und Lebensanschauungen, ihres Glaubens und Aberglaubens. Die Dame
ist selbst nicht frei von abergläubischen Affekten. Ganz sonderbar mutet
uns an zwei Stellen ihres Buches (S. 86 und 140) die gläubige Schilderung
von Halluzinationserscheinungen an, in denen ihr in Begleitung hellen Licht-
glanzes die Gestalt des verstorbenen Großscherifs, des Vaters ihres Gatten,
leibhaft vor Augen trat. Sie begleitet bis in die letzten Zeiten ihrer Ehe,
als eine Erkaltung ihres gegenseitigen Vertrauens eintrat, ihren Gatten
auf allen seinen Zügen im Marokkanischen, auch hinüber nach Algerien, dann
auch nach Europa, wohin es den afrikamüden Aufklärer wiederholt hinzog.
Sie kann uns den Verkehr des Großscherifs (1877) in den vornehmsten
politischen Zirkeln von London, Paris und Madrid schildern, wo sich auch
das Volk herandrängte, um „ei Lanto 6el Unro" zu begaffen. Die
englische Scherifa erwähnt mit Genugtuung des Einflusses, den sie auf
das innere Leben der eingeborenen marokkanischen Gesellschaft geübt
zu haben glaubt; besonders auf die sanitären Verhältnisse und hier zumeist
auf die Gesundheitspflege der Kinder hat sie nicht ohne Erfolg ihr Augen-
merk gerichtet. Sie führt in weiten Kreisen die Pockenimpfung ein und
hat die Impfoperation an mehreren tausend Kindern mit eigener Hand
vollzogen. Im Sinne ihres Gatten bot ihr die Erziehung ihrer eigenen
Kinder (zwei Söhne, Ali und Ahmed) kein schwieriges Problem. Sie
werden nach Algerien in französischen Lycees untergebracht, und die jungen
Scherifen wurden hier dazu erzogen, was ja auch ihr Vater so gern an
sich selbst darstellte, zu Franzosen. Das scherifische Tun und Treiben wurde
völlig den Kindern aus den früheren Ehen überlassen. Die Kinder der
Engländerin wurden in französische schmucke Uniformen gesteckt, in denen
wir die jungen Leute auf den dem Buche der Mutter beigegebenen Photo-
graphien erblicken. In den Augen des muslimischen Volkes kann selbst
diese Metamorphose an der Schätzung ihres ererbten heiligen Charakters
nichts ändern. Das Blut des heiligen Idris strömt ja in ihren Adern.
Man kann—so berichtet Gabriel Charmes im Iahre 1886—in den Straßen
von Tanger stramme Reiter und mutige Krieger sehen, wie sie sich auf
die Knie werfen vor diesen Sprößlingen der Kreuzung des allerreinsten
muslimischen Blutes mit dem des allergewöhnlichsten Christentums;
wie sie mit Andacht ihre Babuschen umfassen, um ihre Segnung durch
Handauflegung zu ^rbittem Die beiden Iünglinge wurden nach dem

Tode des Vaters durch die Fürsorge der Mutter, die sich mit großem
Pflichteifer ihrer Erziehung gewidmet hatte, mit ebenbürtigen Mädchen
aus dem scherifischen Geschlecht verheiratet. Die Scherifa hat die Freude,
am Schlusse ihres Buches auch noch von ihren Enkelkindern erzählen zu
können.
Die Europäersucht ihres Gatten hat den ererbten politischen Nimbus
der Wessanschen Großscherifenwürde seines Glanzes in vielem beeinträchtigt,
freilich nicht so völlig heruntergebracht, wie dies der alles Einheimische
gern schwärzende AugustMoulieras in seinem Buche „I^e ^laruc
inconnu" (2 Bände Paris 1895—99) darstellt. Nach dem Gatten der
Engländerin folgte als Großscherif sein Sohn Mulai al-Arbi, und dessen
Nachfolger, der jetzige Träger der Würde Mulai al-Tajjib ist der Namens-
erbe des Scherifs, nach dem die von Wessan ausgehende Institution
benannt ist.

Prof. De. Max Gg. Zimmermann
und Paul Nauen:
Die Koloristen und die Maler.
Briefwechsel zwischen
Kunsthistoriker und Maler
über alte und moderne Kunst.

Du betontest kürzlich im Gespräch den Unterschied zwischen Koloristen und Malern. Als Beispiele für letztere führtest Du Rembrandt, Hals Terborch, Vermeer an und sagtest, mehr als diese seien es keine, die jemals unter irgend welchem Himmelslicht den Pinsel geführt haben. Kein Deutscher sei ein solcher Maler, auch kein Italiener trotz Correggio und den Venezianern, diese seien Koloristen. Das Prädikat Maler deute aber auf keine Rangordnung der Künstler, sondern bezeichne eine Kategorie.

Die Unterscheidung ist gewiß richtig. Aber alle „Maler", die Du als Beispiel anführst, sind Holländer des 17. Iahrhunderts. Ich nehme an, daß Du Velazquez nur zufällig nicht nanntest, denn er scheint mir in Deinen Begriff von eigentlicher Malerei eben so gut hineinzupassen wie jene. Da Du jedoch Correggio und die Venezianer des 16. Iahrhunderts ausdrücklich ausnimmst, fassest Du den Begriff des Malerischen wohl nicht weiter, als ihn die Genannten umschreiben. Damit ist aber die ganze Kunstentwicklung doch wohl allzusehr mit dem Auge einer bestimmten Schule, eben jener Holländer des 17. Iahrhunderts, gesehen. Velazquez würde den Begriff nicht wesentlich dehnen, denn eine Schule, die einen Frans Hals hervorbrachte und sich seinem Einfluß in weitestgehender Weise öffnete, würde sicher auch einen Velazquez anerkannt haben, wenn sie seine Werke gesehen hätte. Correggio und die Venezianer des 16. Iahrhunderts als Maler aber würde sie vermutlich ebenso abgelehnt haben wie Du. Dennoch glaube ich, daß der Begriff des eigentlich Malerischen weiter zu fassen wäre. Gewiß könnte man Tizian in seinen früheren Bildern und Rubens auch unter die Koloristen rechnen, aber ist denn das Helldunkel

des Correggio, in dem, entsprechend der Lichtstärke des Südens, mehr hell als dunkel ist, weniger malerisch als das Helldunkel Rembrandts, in dem das Dunkel überwiegt? Der köstliche Schmelz, der über dem wundervoll zusammengestimmten Kolorit — ich wähle absichtlich diesen Ausdruck — eines Andrea del Sarto liegt, rückt dessen Bilder doch wohl zur „eigentlichen Malerei". Auch die so intensiv vom Licht durchtränkte und dadurch unvergleichlich belebte Farbe des Rubens, die lichtdurchschimmerte Atmosphäre bei Claude Lorrain scheinen mir dem eigentlich Malerischen anzugehören. Und wie ist es mit den flandrischen Bildern des 15. Iahrhunderts? Ist nicht Ian van Eyck, der Farben, tiefglühend und mit schmelzendem Glanz wie Edelsteine in weiche, man möchte sagen, musikalische Harmonie mit einander bringt und sie von warm empfundnem Licht umfluten läßt, ein Maler im eigentlichen Sinne?

Die Grenze zwischen Kolorist und Maler wird niemals völlig scharf zu ziehen sein. Wie sehr beides in einander übergeht, sehen wir z. B. an Tizian, der in seiner Iugend, als er die Lokalfarbe voll betonte, mehr zu den Koloristen, in seinem Alter, als er die Farbe vom Licht teilweise geradezu auflösen ließ, mehr zu den Malern gehört. Trotzdem ist die Unterscheidung festzuhalten.

Wie bei Tizian so hat die Malerei überhaupt die Entwickelung vom Koloristischen zum Malerischen genommen. Die ersten Iahrzehnte des 16. Iahrhunderts gehören in allen Ländern noch vorwiegend den Koloristen: Michel Angelo und Raphael, letzterer, so weit er nicht von der Venezianischen Kunst beeinflußt ist, sind ganz Koloristen, Dürer und selbst Holbein gehören dazu, auch in den Niederlanden, wo man im 15. Iahrhundert teilweise schon so stark malerisch empfand, wandte man sich unter dem Einfluß der Italiener im 16. Iahrhundert der Koloristik wieder zu. Bei Correggio und den großen Venezianern in ihrer früheren Zeit bleibt das Malerische mehr Vordeutung. Der volle Umschwung vollzieht sich erst um die Mitte des 16. Iahrhunderts und zwar zu Venedig, als Tizian seinen Altersstil ausbildete, und Tintoretto und die Bassani ihre kühnen Improvisationen schufen, in denen die Farben und Hell und Dunkel durcheinander wogen.

Es ist natürlich, daß diesen Künstlern, die unmittelbar oder mittelbar vom Kolorismus herkamen, noch vieles davon blieb, und das behielten auch diejenigen, die wie Rubens und van Dyck sich in eifrigem Studium an sie anlehnten. Die volle Befreiung vom Koloristischen mußte von

und die Maler M. G. Zimmermann u. P. Nauen
andrer Seite herkommen. Den Anstoß dazu gab für Italien und zum Teil auch für andere Länder ein Maler, dessen eigene Bilder sehr viel weniger „malerisch" waren, als die jener Venezianer: Michel Angelo da Caravaggio. Er war nämlich der erste, der zum Hauptelement seiner Bilder die Lichtwirkung machte und für den die Farbe nur eine Nebenbedeutung hatte. Er stellte Hell und Dunkel einander schroff gegenüber, aber das neue Prinzip war damit ausgesprochen, das Licht wurde zu einem der Farbe gleich- oder übergeordneten Faktor. Andere Maler führten die Entwicklung weiter. Sie ließen die Farbe nicht mehr nur äußerlich vom Licht umspielen, sondern innerlich davon durchtränkt werden, und nun erst konnte sie voll lebendig werden. Durch Licht entsteht ja erst Farbe, und so ist das Licht ihr wahres Lebenselement. Das innere Licht verbindet nun die Lokalfarben eines Bildes zu unverlierbarer malerischer Einheitlichkeit. In der Pradogalerie zu Madrid, wo das Lebenswerk des Velazquez zum größten Teile beisammen ist, erscheinen die Bilder des dort ebenfalls mit vielen Hauptwerken vertretenen großen Tizian unplastisch und unlebendig in der Farbe; der Venezianer wirkt gegen den Spanier altertümlich. Nur Rubens, der der dritte Hauptheld der Sammlung ist, erscheint, wenn auch nicht so edel wie Velazquez, so doch ebenso frei, und auch gegen ihn wirkt Tizian altertümlich.
Diese durch das ihnen innewohnende Licht zum wahren Leben erweckten Farben haben auch die Holländer des 17. Iahrhunderts, — die wohl zu scheiden sind von den Flandrern wie Rubens — nur daß in ihnen schweres niederdeutsches Blut fließt. Dies findet seinen malerischen Ausdruck darin, daß das Licht ihrer Bilder weit mehr abgedämpft ist, als bei dem Wallonen Rubens, dem Franzosen Claude Lorrain und dem Spanier Velazquez. Das Leben der Holländer ist nicht weniger intensiv, aber es geht in die Tiefe, und so ist denn bei ihren Malern auch die Farbe viel tiefer von Empfindung durchdrungen als bei jenen. So tritt zu der vollen Belebung der Farbe ihre volle Beseelung, und eine höchste Stufe der malerischen Entwicklung ist erreicht.
M. G. Z.
Für den Maler im Gegensatz zum Koloristen ist sein näheres Verhältnis zur Natur das Merkzeichen; die Unterscheidung beider ist ganz und gar nicht willkürlich. Der erste solche Maler war mir der, der eine besondere nähere Beziehung zum leblosen Objekte, eine ganz intime Freundschaft zum geringfügigsten Gegenstand suchte und fand und dem das Objekt, und zwar

schon das rein äußerliche oder optische, ganz besondere Dinge sagte, ganz besondere Reize zeigte. Nicht die Abbildung des Gegenstandes an sich war ihm Zweck und Aufgabe; das war von jeher der Fall gewesen und die Trauben des Zeuris und der Vorhang des Parrhasios mögen mit ähnlicher Energie sich die äußerste Naturtreue zum Ziel gesetzt haben, wie etwa die Edelsteine bei den van Eyck oder ein Briefblatt bei Holbein. Bei letzterem ist die Aufgabe in Darstellung des leblosen Objektes durch vollendet richtige Zeichnung, Modellierung und Färbung so ziemlich erschöpft; diese Leistungen gehören zum Erstaunlichsten, was man kennt. Ienem Anderen aber war es um die Mitaufzeigung der Schönheit zu tun, die dem Gegenstand erst durch äußere vorübergehende oder dauernde Umstände verliehen wird; wer im Kaiser Friedrich Museum zu Berlin von dem schönen Bildnis des Gisze weg vor eine Boudoirszenc von Terborch oder vor das, dem Vermeer zugeschriebene figurenlose Interieur tritt, dem wird es fühlbar, noch mehr als sichtbar, daß hier ein weiteres Element in die Malerei einbezogen ist.

Das Schöne — dies Wort einmal im weitesten Sinne gebraucht für alles den bildenden Künstler und dessen geschultes Auge Erfreuende, zur Nachschaffung Anregende — war diesen Malern überall dort vorhanden, wo dem Objekt durch Eigentümlichkeit der Beleuchtung, durch Wirkung des Atmosphärischen etwas gegeben ward, Bereicherung oder Vereinfachung, Heraushebung oder Verschleierung usw. Und diese Malerfreude am geringfügigsten Gegenstand, sobald dieser durch die eben genannten oder andere Faktoren zum Motiv veredelt erschien, fehlt ja den Italienern durchaus. Sie malen sehr gern prächtige Marmor-Architekturen mit reichen Draperien, sie malen Sammet, Brokat und Geschmeide, aber sie malen all das so, daß mehr die Pracht der Gesamtwirkung, als die Schönheitswerte des Einzelobjektes oder der ganze intime Reiz seines Stofflichen ihr Ziel ist.

Daran ist nichts Verwunderliches, sobald man näher zusieht. Schon aus dem Inhaltlichen der Kunstübung in Italien entnimmt man, daß die Künstler dort vornehmlich für fürstliche und geistliche Besteller schufen, und muß sich einen lebhaften Verkehr zwischen Werkstätte einerseits, Palast, Kirche und Kloster andererseits denken. Durch die Art der zumeist gestellten Aufgaben wie durch Land und Lebensweise wird hier eine Richtung für Studium und Betrachtung gegeben, die ganz wo anders hinführte, als zur Liebe für das sachliche Detail oder für die Stimmung eines Innenraumes.

und die Maler M. G. Zimmermann u. P. Nauen
Die Holländer dagegen stellen wir uns in ihren Ateliers oder Stuben,
beim Nachbar (oder der Nachbarin!) im Hof oder an einer Straßenecke sitzend
vor, nicht zuletzt beim Schankwirt. Im Norden wohnt man behaglicher,
bringt einen größeren Teil von Tag und Iahr in den vier Wänden zu;
so ist unser bürgerliches Heim zu größerer Bequemlichkeit und Lauschigkeit
bei größerer Enge ausgebildet. So wurde die tägliche und nahe Umgebung
des Malers sein Beobachtungsfeld, und er hatte vollauf Muße, ungestört
und unbeeinflußt künstlerische Entdeckungen zu machen. So haben hier
örtliche, soziale und kulturelle Verhältnisse das Genrebild mit dem Still-
leben und die selbständige Landschaft, ganz speziell die intime, gedeihen
lassen. Das gemeinsame Kennzeichen ist wieder die Geringfügigkeit
des Objekts.
Daß den Malern Gönner und Liebhaber auf diesen Entdeckungs-
gängen weit zu folgen vermochten, bezweifle ich sehr, weil diese Seite
ihres Schaffens eine potenzierte Feinfühligkeit voraussetzt. Die Wert-
schätzung ihrer Kunst wird, wie auch heute in analogen Verhältnissen,
mehr auf dem Gefallen an der Wirklichkeitsvortäuschung und am Inhalt-
lichen beruht haben. Die künstlerische Freude an der Unendlichkeit von
Schönheiten, die der Maler in jedem dämmerigen Winkel voll trivialer
Gerätschaften fand, kann kaum ein anderer als der Berufsgenosse mit
ihm geteilt haben.
Selbst Rubens, dieser ßl2n6 r6ssi53eur (wie ihn Fromentin nennt),
der doch sonst zu seiner Gönnerschaft aus der großen Welt ähnlich stand
wie die Italiener, findet oft Zeit und Lust zu liebevoll malerischer Würdigung
bei Wiedergabe von Stofflichem und Gegenständlichem, obgleich sein
Pinsel am liebsten lebensvolle leuchtende Menschenleiber schafft; er ist,
auch vor der letzteren Aufgabe, nicht immer Maler und ist im ganzen
mehr Kolorist, vor allem aber ist er Gestalter, ein Schöpfer ohnegleichen,
der eine Welt ins Leben gerufen hat. Konnte er bei solchem Umfang seines
Schaffens Maler in meinem Sinne sein?
Van Dyck, sonst seinem großen Meister so nah verwandt, hat doch in
viel höherem Grade die Eigenschaften meines Malers, die feinen Wahrheiten
des Fleischtons und Haut-Charakters und des schwarzweißen Kostüms
so gut wie sicherstes Erfassen jeder Objektserscheinung, der er zeichnend
wie malend mit einem Geschmack gerecht wird, der oft schon Chic ist.
Bei Velazquez steht diese Freude an den Dingen so sehr unter der
Kontrolle eines unvergleichlich vornehmen (nicht van dyckisch eleganten)
Stils, daß sie verhalten erscheint, weniger augenfällig seine Meisterschaft

darin, die nichts desto weniger unübertroffen ist. Im Erinnern seiner
Bildnisse fällt mir doch zuerst ein Kopf und die Silhouette einer Figur ein;
bei van Dyck zugleich schon Atlasärmel und Schärpen, Degengefäße, Vor-
hänge und Marmorsäulen; seine Menschen inmitten dieser Dinge sind
uns mehr als Teil der Gesamtheit, denn als Persönlichkeiten geblieben.
Nehmen wir, um beim Porträt zu bleiben, als Repräsentanten der
eigenlichen Maler Frans Hals, dem Fromentin den „höchsten Preis
in der Klasse: Maler" mit den Worten erteilt: „Nie ist besser gemalt worden,
nie wird man besser malen"; ich führe wörtlich an, weil ich den gleichen
Eindruck von seinen Werken habe. Steht man vor einem seiner guten
Bilder — und diese guten sind zahlreich — so hat man das Gefühl von
etwas Vollkommenstem in der Kunst des Malens, dieser Kunst, die Ruskin
„tlie ßlelltezt Kum^n power" nennt. Kann man sich vorstellen, daß
von all' dem, was auf den Bildern dieses Frans Hals zu sehen ist, irgend
etwas nicht nach der Wirklichkeit, nicht nach Modell gemalt wäre? Für
die Beantwortung dieser Frage nehme ich natürlich die Kompetenz der
Leute vom Handwerk zunächst in Anspruch, denn wer ein paar Iahrzehnte
mit Stift und Pinsel der Natur zu Leibe gegangen ist, sollte doch wohl fast
immer sagen können, ob und wie weit Natur Modell gestanden hat. Ich
denke, jeder Maler wird die Porträts des Hals für durchgängige Modell-
arbeit erklären; so wie die Bilder Pieter de Hoochs, Terborchs bis in den
letzten Winkel der Wirklichkeit nachgemalt sind. Dem Umstande verdanken
diese Werke die ihnen eigene Intimität.
Frans Hals füllt den Begriff des „Malers" nach allen Erfordernissen
aus, sein Können scheint uns keiner Steigerung mehr fähig, und doch
gibt es noch ganz wo anders, zu gleicher Zeit, einen Velazquez, der auch
Maler ist, es ganz und gar ist, aber noch etwas dazu, das unübertroffen
groß ist, das vor seinen Werken empfunden, beinahe unmittelbar begriffen
wird, jedoch wie könnte man es ausdrücken? Eins ist sicher, daß dieses Etwas
über die Realität der Dinge und Menschen hinausgeht, wie sie ein Hals
sieht und wiedergibt, ohne daß doch der Bezirk der Wirklichkeit verlassen
wird. Und so muß Velazquez der größte dieser Maler genannt werden;
wie er die Erscheinung der Dinge in Harmonie setzt, ist einzig ihm eigen.
Und Rembrandt? Du wirst mich nicht mißverstehen, als ob ich hier
ihn oder andere Große zu charakterisieren beabsichtige; ich möchte nur
unsern diskutierten Begriff Maler aus dem Verhältnisse zu bestimmen
suchen, das diese Meister jeder einzeln zu demselben haben. Nun, Rembrandt
wiegt als Gesamterscheinung schwerer als Frans Hals und bleibt dabei doch

und die Maler M. Gg. Zimmermann u. P. Nauen
dem eigentlichen Maler oft etwas schuldig; er ist so ungleich in der spezifisch malerischen Leistung wie im übrigen, er malt nicht jedwedes Wirkliche mit der selbstverständlichen Vollendung wie jener und bezweckt das auch schwerlich. Es ist ihm nicht so um die Erscheinung der Dinge, wie um ihren poetischen Wert zu tun, und er reicht mit der Ausdrucksfähigkeit für das zauberisch Traumhafte einer märchenartigen Welt über den Bereich des eigentlichen Malers, die nur reale Welt, hinaus. Er hat das zweite Gesicht. Er ist und hat eine Welt für sich, und seine Ausdrucksmittel für dieselbe lehnen oft die Kontrolle ab durch Erfahrungen unseres Gesichtssinnes.
Zu unseren Malern gehört er noch am meisten als Porträtist. Es gibt herrliche Bildnisse von seiner Hand, und doch ist der „geborene" Porträtmaler nicht er, sondern Frans Hals.
Meine „Maler" sind die höchste Entwicklungsform der Naturalisten.
Sie schaffen die Wirklichkeit zum Bilde, zum Kunstwerk, nicht durch willkürliche, überlegte und überlegene Umgestaltung, sondern durch ein ihnen schwerlich voll bewußtes Einfließenlassen und Einweben ihres eigenen Seelisch-Geistigen.
Den Künstlern von anderer Art, in anderem Lande, die von völlig verschiedenen Voraussetzungen ausgehen, die von dem gegebenen Thema, vom Gedanken, der Idee aus schaffen, ist ein viel größeres, vergleichsweise unbegrenztes Reich gegeben. Man wird sie nur richtig verstehen können, wenn man bei ihnen die Absicht voller Realität gar nicht sucht.
P. N.
Für Dich steht das Malerische in untrennbarer Verbindung mit dem Naturalismus; so verstanden konnte seine Vollendung freilich erst im 17. Iahrhundert erreicht werden, denn der Naturalismus war vorher noch nicht voll durchgedrungen. Dennoch war der Begriff des Malerischen schon uralt. Wir haben eben zwei Arten des Malerischen zu unterscheiden. Neben der intimen, mit dem Naturalismus eng verwachsenen, steht eine andere, die man dekorativ malerisch nennen könnte. Alles, was Du von der ersteren sagst, bezieht sich nur auf das Tafelbild. Das Dekorativ-Malerische kommt vom Wandbild her, überträgt sich aber auch auf das Tafelbild.
Ia, noch weit über die Malerei hinaus ist der Begriff des Malerischen dehnbar. Wir sprechen von malerischer Auffassung in der Architektur und Plastik.
Bei der Malerei gab es schon im griechischen Altertum die beiden Arten des Dekorativ- und des Intim-Malerischen. Die Wandgemälde des

Polygnot gehörten zur ersteren. Auf jedem Bilde waren zahlreiche verschiedene Szenen, z. B. aus dem trojanischen Krieg, in Reihen oder unregelmäßig über einander angeordnet. Es ist eine Art von Teppichstil als unbewußte Erinnerung daran, daß der feste Wohnbau aus dem mit Teppichen behangenen Zelt entstanden ist. Die von Dir erwähnten Trauben des Zeuris dagegen gehörten zum Intim-Malerischen. Sie waren zweifellos mit sehr ähnlichen Mitteln wie die Stilleben der Holländer des 17. Iahrhunderts so natürlich gemalt, daß angeblich die Vögel danach pickten, auch bei ihnen war der Gegenstand durch Farbe und Beleuchtung, durch innerliche Auffassung der Natur „zum Motiv veredelt", wie Du treffend sagst.
Das Dekorative bleibt als ein Wesensbestandteil der Wandgemälde bestehen. Das tritt bei den Mosaiken und Malereien an Wänden, Decken und Gewölben der mittelalterlichen Kirchen schon in einer Einzelheit besonders deutlich hervor, in den breiten Borden mit Frucht- und Blumenschnüren oder mit Ornamenten, die sie wie einen Teppich umrahmen. Ihre Höhe erreicht diese mittelalterliche Wandmalerei im Anfang des Trecento unter Giotto. Er hob die monumentalen Elemente, die schon die altchristlichen Mosaiken enthalten hatten, besonders hervor und ordnete ihnen das Dekorative unter. Nach ihm aber ist, zum Teil unter dem Einfluß der reichlich aus Flandern eingeführten gewebten Teppiche, zum Teil aus dem Wunsch heraus, möglichst viele in der Natur beobachtete Einzelheiten unterzubringen, eine inmier stärker werdende Entwicklung nach dem Dekorativen zu bemerken. Kein Wunder also, daß in diesem Lande im Renaissance-Zeitalter auch bei der selbständig gewordenen Malerei, dem Tafelbilde oder dem selbständig gedachten Wandbild, die beiden leitenden Elemente: das Monumentale und das Dekorative, bestehen blieben. Monumental wie Architekturen bauen die Quattrocentisten ihre großen, für Kirchen bestimmten Tafelgemälde auf, man denke nur an die sogenannten heiligen Konversationen, auf denen in der Mitte, oft vor einer Apsisnische, die Madonna mit dem Kinde thront, während symmetrisch zu beiden Seiten Heilige in stiller Betrachtung stehen. Bei einigen Malerschulen dringt selbst in solche feierlichen Bilder eine Fülle von schmückenden Einzelheiten ein, so daß sich eine dekorative mit der monumentalen Wirkung verbindet. Andere Tafelbilder werden ganz dekorativ aufgefaßt; nur aus diesem Gesichtspunkt heraus ist z. B. der Frühling von Botticelli in seiner regellosen Komposition und seiner blühenden Farbenpracht zu erklären. Das Bild soll wie ein Teppich wirken und war sicherlich dekorativ in der Wandfläche verwertet. Wie stark das dekorative Empfinden des

Quattrocento war, zeigen uns auch so manche Fresken, allen voran die
mit dem Zug der heiligen drei Könige von Benozzo Gozzoli, die wie
ein langer und mäßig hoher Teppich auf die Wände der Kapelle im Palazzo
Medici-Riccardi zu Florenz gerollt zu sein scheinen. So erklärt es sich,
daß auch die am meisten malerische Schule Italiens, die von Venedig,
zu ihrer Blütezeit im 16. Iahrhundert ganz von dekorativem Empfinden
durchdrungen war. Ia, hier mußte sich das Dekorative besonders aus-
bilden, da es mit dem Malerischen enger verwandt ist als das Monumentale.
Der größte rein malerisch empfindende Genius unter den großen Vene-
zianern, Giorgione, offenbart denn auch nur wenig Monumentales. Erst
Tizian ist gleich groß in seinem monumentalen wie in seinem dekorativen
Schaffen. Es hieße, die Aufgabe der venezianischen Malerei mißverstehen,
wollte man von ihr intime Wirkungen verlangen. Tizian braucht auf
der Höhe seiner Ausbildung Riesenflächen, um sein Talent voll zu entfalten.
Er streut darauf die Fülle seiner Farben aus und faßt sie in monumentalen
Kompositionen zusammen. Aber niemals ist die Komposition plastisch im
Raume, sondern immer nur für die Ansichtsseite im Bilde gedacht, nie-
mals hat der Zeichner, sondern immer gleich der Maler für seine Farben-
und Lichtwerte die Zusammenstellung der Figuren und Gegenstände er-
funden. Wie tief der venezianischen Malerei die Neigung zur dekorativen
Belebung der Fläche durch Farbe und Licht innewohnte, dafür ist ein
Beweis, daß sie schließlich über Veronese zu Tiepolo das Dekorative zum
allein herrschenden Faktor machte. Die venezianische Malerei ist die am
meisten naturalistische im italienischen Renaissance-Zeitalter, und somit
haben wir auch von dieser Seite her den von Dir aufgezeigten engen Zu-
sammenhang zwischen Naturalismus und Malerischem.
Während die italienische Malerei ihren Ausgang nahm von der
monumental-dekorativen mittelalterlichen Wandmalerei, knüpfte die
Malerei des Nordens in ihrer Entwicklung an ein ganz anderes und doch
innerlich jenen Wandgemälden verwandtes Kunsterzeugnis an, an die
mittelalterliche Buchmalerei. Hier war wie dort eine dekorative Absicht,
nur galt es nicht Wände, sondern Buchseiten mit Ornamenten und kleinen
Bildern zu schmücken. Als um die Wende vom 14. zum 15. Iahrhundert
in den burgundisch-französischen Miniaturen die Natur immer mehr in
die kleinen Bilder eindrang, da brachte das nicht dehnbare Format von
selbst eine Steigerung nicht nach der äußeren Erscheinung, sondern ins
seelisch Tiefe mit sich, und der Weg zum Intimen, der ohnehin dem Volks-
charakter entsprach, war gegeben. Zudem machte sich in der dekorativen

Belebung der Buchseiten am frühsten das Erwachen des Naturgefühls bemerklich. Blumen und kleine Tiere rahmten in loser Aneinanderreihung je länger desto mehr den Tert ein. Naturwahrheit mußte hier, wo es galt, das Individuum, sei es Pflanze oder Tier, wiederzugeben, bald zum Gesetz werden. So war der Weg zum Naturalismus gegeben, und in der Tat haben wir hier schon früh erstaunliche Leistungen. Als sich dann bei den Brüdern van Eyck und ihren Nachfolgern die Kunst von den Büchern löste, da waren die Tafelbilder in geradem Gegensatz zu Italien nicht verkleinerte Wandgemälde, sondern vergrößerte Miniaturen, an denen das Intime jener haften blieb. Die gotischen Kirchen des Nordens sind zwar hoch, aber sie sind engräumig, ihre Kapellen sind klein, und eng sind auch die Räume aller andern Gebäude. So konnte das Tafelbild sich nicht nach den Dimensionen, sondern genau wie sein Vorläufer, die Miniatur, nur nach der Tiefe zu steigern. Auch zur Blütezeit der Malerei im 17. Iahrhundert änderte sich in dem rein germanischen Holland darin nichts. Nun die Kunst Herrin aller ihrer Mittel geworden war, trat das spezifisch Künstlerische immer mehr mit dem Anspruch auf volle Selbständigkeit auf. In der flandrischen Malerei des 15. Iahrhunderts hatte es sich noch durchaus dienend gegenüber dem meist religiösen Gegenstande verhalten. Die Probleme wurden gewiß auch damals schon im rein Künstlerischen gesucht, aber doch nur um der Höhe der gegenständlichen Aufgabe gerecht zu werden, das für den Altar bestimmte Bild möglichst würdig zu schmücken. Im 17. Iahrhundert aber wird die Kunst Selbstzweck, der dargestellte Gegenstand tritt zurück; er wird möglichst niedrig gegriffen, damit er die rein künstlerische Wirkung nicht störe. Daher diese gleichgültigen Vorgänge, diese nichts Bestimmtes ausdrückenden Figuren gerade bei den feinsten unter den holländischen Malern, bei Terborch und Ian Vermeer, daher die Einfachheit der landschaftlichen Motive. An jedem Gegenstand kann die höchste Kunst der Darstellung entwickelt werden. In der Farbenwahl, in der Art der Beleuchtung, nicht in der Wahl des Stoffes will sich das individuelle Temperament des Malers aussprechen. Und das ist auch in einem viel höheren Grade möglich, denn die Wahl des Stoffes kann doch immer nur einen Teil der Persönlichkeit des Schaffenden offenbaren; bei den früheren religiösen Bildern gab sie gar nur die Empfindungsweise eines ganzen Zeitalters wieder. In der Farbe und Beleuchtung aber selbst des kleinsten Bildes kann die ganze Seele eines Künstlers enthalten sein, gerade so wie uns das kleinste lyrische Gedicht oder Lied die ganze Seele eines Dichters oder Komponisten offenbaren

kann. Das Problem liegt gerade wie bei der Sonate und der Symphonie
nur in der künstlerischen Behandlung: die holländische Malerei des 17. Iahr-
hunderts ist die Kammermusik der bildenden Kunst. Der Künstler übt
die Kunst nur noch um ihrer selbst willen aus, wie der Gute das Gute nur
um seiner selbst willen tut. Schon deshalb erscheint uns diese Auffassung
als die höchste. Dazu kommt, daß die Kunst aus jeder dienenden Stellung
befreit, über jede Bevormundung erhaben ist, eine stolze Herrin ihrer
selbst.
Warum aber ist diese Art von Kunst so eng mit dem Naturalismus
verknüpft? Bei Terborch, Vermeer, Pieter de Hooch ist in den Figuren
das Modellmäßige nicht überwunden. Der Mensch wird ihnen gelegentlich
zum Stilleben. Ein Stilleben kann aber nicht gut anders als naturalistisch
sein. Diese Art von Kunst würde ohne Naturalismus völlig in der Luft
schweben. Sie muß den festen Halt an der dargestellten Wirklichkeit haben,
sonst würde sie von keiner größeren Bedeutung sein als ein Teppich mit
zusammengestellten Farbentupfen. — Auch in einem südlichen Lande hat
sich die Malerei schließlich zum Intim-malerischen entwickelt: in Spanien
unter Velazquez. Das war möglich, weil es dort keine Wandmalerei gegeben
hatte und weil der Naturalismus immer Grundprinzip der spanischen
Kunst gewesen war. Während die oben genannten Holländer den Gegenstand
der Darstellung oft vernachlässigten und fast nur das Malerische ausbildeten,
tat Velazquez zu seiner ebenfalls höchsten Ausbildung des Malerischen
noch den bedeutenden Inhalt, die vollwertige Menschenschilderung.
So haben wir die beiden Arten: Die monumental-dekorative und
die intime Malerei, aber beide gehören zum Malerischen, genau ebenso
wie das Dichterische sich bald als Epos, bald als Lyrik offenbart. Die
Ingenien der Völker sind verschieden, das Intim-Malerische hat seine
höchste Ausbildung bei einem germanischen Volke, das Dekorativ-Malerische
bei den Italienern gefunden. So haben diese kein lyrisches Gedicht aufzu-
weisen, das an Goethes intime Lyrik heranreicht, während die deutsche
Dichtkunst kein Epos hervorgebracht hat, das sich mit Dantes monu-
mentaler Göttlicher Komödie messen kann.
M. G. Z.
Bei der Monumental-Malerei, die wir zur intimen in Gegensatz stellen,
ist ein Inhalt von höherer Art wesentlich, sie ist nicht allein Liebe zu den
Dingen der Erscheinungswelt. Die monumentale wie auch die dekorative
Kunst würdigen und verwerten diese Dinge im Dienst der beabsichtigten

Gesamtwirkung. Intim wird ja gern für detailliert mißverstanden, indes dies Wort doch nur ein nahes Verhältnis zur Natur bezeichnet. Diese Malerei wirkt intim auch dann, wenn das Detail wie bei Velazquez durchaus breit behandelt ist. In einer vor der Natur gemachten Farbenskizze eines wirklichen Meisters kann beispielsweise ein Klecks als Resumee eines Auges, fast fertig wirken. Es kommt darauf an, daß das Verhältnis der Töne zu einander, z. B. einer lichten Hand auf einer farbigen Tischdecke der Natur entnommen und aufs genaueste gegen einander abgewogen ist. Es ist mir deshalb noch nicht genug, wenn Du diese Art Kunst „eng mit dem Naturalismus verknüpft" nennst; sie ist gar nichts anderes als Naturalismus, ist aus der Freude an der Nachbildung des gesehenen Wirklichen geboren, hat sich nicht erst der Natur als der „modellstehenden" Gehilfin allmählich genähert und befreundet.

Naturalismus muß ja wohl die älteste Kunstform bei allen Völkern sein, unbeschadet der Tatsache, daß sie sich am langsamsten zur Vollendung entwickelt hat. Diese erste Kunstübung war auf Illusionserzeugung gerichtet, aus solcher entstanden. Wir können es am Kinde beobachten, das uns die Entwicklung der Menschheit auch in dieser Hinsicht im Auszuge vor Augen stellt, und dessen Fähigkeit der Autosuggestion uns täglich in Erstaunen setzt. Ihm sind seine gezeichneten Gebilde wirklich, wie der Wolf und der Menschenfresser im Bilderbuch es wirklich fürchten machen. Welch' weiter Weg von solcher Objekts-Nachbildung oder Selbst-Schöpfung zu Illusionszwecken bis zu dem I'art pour 1'art von heute, aber auch zum Monumentalen, sei es bei Giotto oder Raphael!

Du führst mit Recht malerische Wirkungen auch in der frühen Kunst, auch in Architektur und Plastik an; es ist aber doch wohl ein 2 po5teriori hineingetragener Begriff, das heißt, wir wenden die uns heute geläufige Bezeichnung „malerisch" an, um eine Wirkung zu benennen. Ich meinesteils vermute, daß vor den van Eycks dieses Wort oder ein Äquivalent in den Werkstätten nicht gehört worden ist, nicht verstanden worden wäre. Die voll entsprechende Wiedergabe des Malerischen im Bilde bedingt eine höher vervollkommnete, ausdrucksfähigere Technik, und deshalb steht der Geburtstag der Ölmalerei in der Kunstgeschichte mit Recht rot angestrichen. Die Ausdrucksfähigkeit dieses Farbenmaterials steigert die Möglichkeiten ins Ungeahnte, und die zweihundert Iahre seit den van Eycks bringen die Freiheit in seiner künstlerischen Verwertung auf die Höhe, unbeschadet dessen, daß unsere neusten Iahrzehnte das Darstellungsgebiet der Malerei mit noch reicheren farbigen Mitteln aber-

und die Maler M. G. Zimmermann u. P. Nauen
mals erweitert haben, hauptsächlich nach der Seite von Licht und lichter Farbigkeit.
Die naturalistische Feinfühligkeit war es in erster Linie, der das neue Material zugute kam, während sich die Monumentalmalerei vollauf mit dem von alters her geübten Fresko und verwandten Techniken zufrieden erklären konnte. Die neuen Möglichkeiten sind aber durchaus nicht mit den technischen zugleich Allgemeingut der Künstler aller Länder geworden. „Die Ingenien der Völker sind verschieden", sagst Du, und daher die unterschiedliche Ausbildung des Begriffs „malerisch" in italienischer und nordischer Kunst.
P. N.

Arthur Babillckte.

Herman Bang

gest. 29. Ianuar 1912. ^

0« mortulg nl! nl«l v«rs!

„Ich sehe meine Personen nur Bild auf Bild und höre sie nur in Situation auf Situation reden. Ich muß oft Stunden warten, bis sie durch einen Blick, eine Bewegung, ein Wort mir ihre wirklichen Gedanken verraten, die ich ja nur erraten kann, wie ich die anderer lebender Menschen errate — jener, mit denen ich verkehre und die ich kenne."

So schrieb Herman Bang im Vorwort zu seinem Roman „Tine".

Und wenn er künstlerisch dem nachgefolgt wäre, was er mit diesen Worten verkündete, wäre er wohl der bedeutendste Dichter des modernen Dänemark geworden. Weil er aber von der Dekadenz zu angekränkelt war, vermochte er die Kraft zu geschlossenen, in sich selbst gegründeten Kunstwerken nicht aufzubringen. Es ist nur von einem Schriftsteller, nicht von einem Dichter Herman Bang zu sprechen. (Trotz der vielen, mit Ästhetentum getränkten Literaten, denen Herman Bang der Heiland ist!)

Herman Bang trat mit einem großen Talent in Erscheinung. Alles, was er gab, versprach für die Zukunft das Höchste und Feinste. Er war vornehm in seinen Mitteln, präzis im Stil, klarblickend und ehrlich. Er hatte ein solides Fundament, das dazu eingerichtet war, einen Palast zu tragen. Daß er keinen Palast errichtete, sondern nur ein massives Bankhaus, ist nicht seine persönliche Schuld. Er ging mit einer Tragödie umher: der Tragödie des Künstlers, der mit einem werwollen Talent gesegnet ist, aber als Ausläufer eines müden, niedergehenden Geschlechtes nicht den Eigenwillen und die Selbstlosigkeit besitzt, diesem Talent zu dienen, um einmal von ihm belohnt zu werden.

Das muß betont werden: Das Dekadente in ihm hatte zur glücklichen Folge, daß er modern sein konnte, ganz aufgelöst in seine Zeit. Und eben weil er so modern war, erfaßte er das Leben um ihn her in seiner ganzen

Mannigfaltigkeit und flimmernden Öde. Mit voller Notwendigkeit mußte
er zum Kritiker an der Mitmenschheit werden. Allerdings streifte er dabei
hart an der Gefahr der verschrobenen literarischen Eigenbrödelei vorbei.
Es gibt Stellen in seinen Büchern, in denen er sich bedenklich dem Kaffee-
haus-Literatentum nähert. Aber er war innerlich zu vornehm, um dieser
Gefahr, der alle seine Nachbeter und Nachtreter verfallen sind, Gewalt
über sich einzuräumen. Seine müde weiche Seele, die den Fluch des Nieder-
gangs tragen mußte, sträubte sich anfangs gegen die klare, unbarmherzige
Erkenntnis des zwecklosen menschlichen Daseins, seine Ehrlichkeit aber
schob immer und immer wieder Welt und Sein, wie sie waren, vor sie hin.
Langsam wurde er zum melancholischsten Pessimisten, den das Nordland
seit Iahrzehnten hervorgebracht.
Herman Bang schuf eine Reihe starker Heimatromane. Was er erlebte,
ersann und niederschrieb, drehte sich alles um die zwei Pole, deren Achse
allein sein Leben im Gleichgewicht hielt: um die Mutter und um die auf-
blühende Stadt Kopenhagen. Die Mutter fand ihre schönste Verklärung
in dem stillen, verträumten Buche „Das weiße Haus". „Tage der Kindheit,
euch will ich zurückrufen; schuldlose Zeiten, euer will ich gedenken. Die
leichten Schritte meiner Mutter werden wieder durch die hellen Stuben
gleiten, und Menschen, die jetzt unter der Last des Lebens grau geworden
sind, werden lachen wie nur diejenigen lachen, welche ihr Schicksal nicht
kennen." Durch dieses wehmütige, kraftlose Hinsinken in die sanfte, taten-
lose Vergangenheit kennzeichnet sich der ganze Künstler. Sein großes
Können erschlafft in Resignation und Melancholie. Er, der Bilderreiche,
ist nie ein Bildner geworden. Seine unheimlich scharf gesehenen Menschen
stehen in einzelnen Gruppen da, mit einer Art von kecker Genialität hin-
gezeichnet; aber wenn man sie näher betrachtet, sind es Leichen, mit denen
sich ein tolles Hirn vergnügt, indem es ihnen für einige Stunden vortäuscht,
in ihren Gliedern pulsiere das lebendigste Leben. Dann, am Ende, kommt
immer der Zusammenbruch: die Leichen, die rings im Saale an den Wänden
gelehnt, die unter den großen strahlenden Lüstern hin und hergewandelt,
die geistreich, boshaft, sentimental miteinander konversiert, — sie fallen
um wie die Figuren eines Puppentheaters. Dieser zersetzende Pessimismus
ist das eine Gefährliche an Herman Bang, ist der eine Grund, aus dem
gerade wir Deutschen diesen Dänen ablehnen müssen.
Neben seiner Liebe zur Mutter steht die zu Kopenhagen, der wachsenden,
zu einem Kompler eigenartiger Werte sich ausreifenden Stadt. Ihr hat
er in seinem Roman „Zusammenbruch", — den ich entgegen den meisten

Bangbeurteilern für seinen besten halte —, ein Denkmal gesetzt. Dieser Roman, in dem die Menschen bis zur Schmerzhaftigkeit hohl und krank sind, ist in eine süße Schwermut getaucht, wohlverstanden, in eine echte Schwermut. Er ist das künstlerisch Wertvollste, was Bang geschaffen.

. . .Noch eines ist zu sagen: Das unzweideutigste Zeichen von Dekadenz ist es stets, wenn ein Künstler nur Künstlerpsychen für wichtig genug zum Erforschen und Darstellen hält, und die andern, den „Pöbel", verachtet. Leider war auch bei uns eine Zeit (und ist zum Teil noch!), da jeder langbelockte Iüngling, der möglichst tiefsinnig sich spreizenden Unsinn zu entwickeln verstand, sich für den Übermenschen (dank Friedrich Nietzsche!), für den Dichter aller Zeiten hielt; da man in Cafss zusammen hockte und fachsimpelte und von dem starken, unendlich vielstimmigen Leben draußen keine Ahnung hatte. Gott sei Dank! es weht ein neuer Wind durch unsere Literatur, es stehen Talente auf, die zugleich auch Menschen sind und, — wie Iakob Schaffner mir einmal schrieb, — sich „heilig zu Wut, Raserei, Fanatismus, Ausschließlichkeit verpflichtet" fühlen. Die das Leben packen, mitten im wütendsten Durcheinander der Kämpfe, statt hinter trüben Kaffeehausscheiben zu sitzen und höchstens ab und zu mal einen verschlafenhochmütigen Blick auf das Fluten in Straßen und Gassen zu werfen. (Wie das die Nachtreter Bangs taten, die nicht vornehm genug waren, diese Klippe zu umschiffen!) Und deshalb, weil Herman Bang Nur-Psychologe war, ein Arzt, der an dem Skelett des Lebens seine Erperimente machte und das blühende Fleisch für nichts achtete, — deshalb müssen wir ihn doppelt ablehnen, wenn wir in absehbarer Zeit wieder zu einer gesunden Literatur, die saftstrotzend und voller Möglichkeiten wie das Leben selber ist, gelangen wollen.

Achten müssen wir das Werk Herman Bangs als ein wertvolles Archiv seelischer Beobachtungen. Bewundern wollen wir den Menschen Bang, der trotz seiner innern Müdigkeit rastlos tätig war, bis ihn der Tod im sausenden Erpreßzug ereilte. Aber Bürgerrecht wollen wir ihm in Deutschland nicht gewähren. Es genügt, daß wir Ibsen und Björnson, Strindberg, Ionas Lie und Iacobsen haben; an ihnen können wir die ganze nordische Kunst des „Seelenaufzwirnens" studieren. Ein Mehr wäre zuviel.

August Strindberg:
Die Stadt Thofeth.
Aus der schwedischen Handschrift übersät von Emil Schering.
Die Passage in Thofeth. Die «sie
Kulisse rechts Restaurant, die zweite Photo-
graph, die dritte Muschelladen; die erste
Kulisse links Vlumen und Früchte, die
zweite japanischer Tee- und Parfümladen.
Der Jäger und der Wanderer sitzen
vor dem Blumenladen.
Der Wanderer: Sie sind
so schwermütig.
Der Iäger: Zu tief hinunter
gekommen!
Der Wanderer: Sie sind
schon in Thofeth gewesen?
Der Iäger : Ia, ich habe hier
gewohnt.
Der Wanderer: Das konnte
ich sehen.
DerIäger: Wir müssen etwas
Chloroform haben—meine Wunden
beginnen zu schmerzen!
Der Wanderer: Vinum et
circen5e5! Hier gibt man wohl
ein Schauspiel gratis; diese Passage
scheint nämlich das Abwasserrohr
der Stadt zu sein, durch das alles
rinnt! (Winkt nach dem Restaurant zu;
eine Kellnerin lommt und seht Wein vor,)
Man wird Sie wohl hier wieder-
erkennen ?
Der Iäg er: Das ist unmöglich,
denn ich habe den Bart wachsen
lassen, das Haar geschoren und mir
heute morgen die Hände gewaschen.
Hier im Orte ist man nämlich nicht
wieder zu erkennen, wenn man sich
wäscht.
Der Wanderer: Aber die
Kellnerin betrachtet Sie.
Der Iäger: Ich gleiche viel-
leicht einem von ihren früheren
Freunden.
Der Wanderer: Hier kommt
eine kleine Zerstreuung . . .
(Ein Drehorgelspieler mit einer Meerkatze
tritt auf.)
Der Wanderer: Komm her,
Spielmann: wirwollen unsere Köpfe
gegen eine runde Summe losen.
Der Drehorgelspieler:
Köpfe?
DerWanderer: DannOhren!
Hier hast du ein Goldstück, wenn
du das Spielen sein läßt!
Der Drehorgelspieler:
Aber die Meerkatze ist die Haupt-
sache!
DerWanderer: Dann wollen

wir uns die ansehen, aber ohne
Begleitung.
Der Drehorgelspieler:
Aber das ist der Tert zu . . .
DerWanderer: Ist es wahr,
daß ihr hier in der Stadt von
einer Meerkatze abstammt?
30
445

August Strindberg
Die Stadt Thofeth
Der Dreh orgelspieler:
Ob das wahr ist? Nehmen Sie
sich in acht!
Der Wanderer: Wenn ich
dich näher betrachte, so glaube ich
auch, daß es wahr ist! — Ich bin
davon überzeugt, ich will darauf
schwören! Kann ich den Tert sehen!
— Ja, aber dieser Zeuskopf gleicht
einem Widder!
Der Drehorgelspieler:
Ia, das tut er wirklich! Ia, das
ist wohl so!
Der Wanderer: Glaubst du
wirklich, daß dieses Säugetier im
roten Frack, das mit einer Pistole
schießt, der Vater des Menschen-
geschlechtes ist!
Der Drehorgelspieler:
Wenn Sie Freidenker sind, so
nehmen Sie sich in acht ... Wir
sind orthodor hier in der Stadt
und wir verteidigen den Glauben.
Der Wanderer: Welchen
Glauben?
Der Drehorgelspieler:
Den einzig wahren: die Descen-
denzlehre. (Geht.)
DerIäger: Ietzt werden wir
wegen Lästerung verfolgt werden!
Wollen wir gehen?
DerWanderer: Was hilft
das? Ob wir diesen hier oder an-
dern in die Hände fallen, ist wohl
einerlei.
DerIäger: Denn die Men-
schen liegen wie Räuber in den
Gräben der Landstraße und lauern
einander auf. Sehen Sie durchs
Fenster ins Restaurant hinein: da
steht das Mädchen und filiert Sie,
mit hängenden Augen, als flehe
sie Sie an, sich ihrer zu erbarmen.
Sie ist hübsch und kann andere
Gefühle wecken als Mitleid! An-
genommen, Sie würden sie von der
schweren, erniedrigenden Arbeit
drinnen befreien; angenommen,
Sie würden ihr ein Heim bieten,
sie gegen die schlimmsten Stöße des
Lebens schützen, so würde sie in
kurzer Zeit Ihnen Ihre Freunde
geraubt, Sie von Ihren Ver-
wandten getrennt, Sie mit Vor-
gesetzten und Gönnern verfeindet
haben. Mit einem Wort, sie hätte
Sie aufgefressen.
DerWanderer: Und wenn

ich sie nicht gewähren ließe, würde
sie mich wegen Mißhandlung an-
klagen.
Der Iäger: und daß Sie
Ihre Iugend geplündert Aber
das schlimmste wäre, daß Sie in
eine Familie kämen, die Sie nicht
kennen,
D e rWa n d e re r: die ich aber
ahne ... Sie steht dort drinnen
und zieht und saugt ... rührt
einen Wirbel auf; spinnt ein Netz,
das wie warme Luft zu fühlen ist
... Warten Sie, ich gehe hinein und
zerreiße es,
Der Iäger: oder bleibe
darin hängen.
(Der Wandere» geht ins Restaurant.)
Der Iäger: (allem). Ein
Mann über Bord! —
Der Photograph: (kommt
aus seinem Laden, mit einer Kamera).
Darf ich eine Aufnahme von Ihnen
machen, mein Herr?
Der Iäger: Nein!
DerPhotograph: Tun Sie
mir den Gefallen; ich bin so arm.
DerIäger: Aber Sie dürfen
mich nicht ins Fenster hängen, mich
nicht in Zigarettenpakete legen,
mich nicht auf Seifen kleben; und
wenn ich einem Australneger oder
dem letzten Doppelmörder gleichen
sollte, so vernichten Sie die Platte!

Die Stadt Thofech
August Strindberg
DerPhotograph : Sie sind
so mißtrauisch, mein Herr ...
DerIäger: Durchaus nicht,
aber ich bin etwas vorsichtig!
(Der Photograph winlt nach dem Laden.
Seine Frau kommt heraus.)
Der Photograph: Darf
ich Ihnen meine Frau vorstellen?
Sie pflegt mir bei der Entwicklung
und Firierung zu helfen. Komm,
Euphrosyne; ich habe diesem Herrn
ein Lichtbild versprochen, obgleich
ich sehr beschäftigt bin. Komm,
Euphrosyne, und unterhalte den
Herrn, während ich arbeite!
Euphrosyne: (läßt sich nieder).
Sie haben Glück, mein Herr, daß
Sie einen solchen Künstler finden,
wie mein Mann einer ist ... Er
ist der geschickteste, den i ch gesehen
habe; und wenn dieses Bild nicht
gut wird, können Sie sagen, ich
verstehe nichts von Kunst! Darum
sollen Sie seine Arbeit schätzen und
nicht so tun, als leisteten Sie uns
einen Dienst!
DerIäger: Warten Sie ...
Euphrosyne: Ia,Sie dürfen
nicht hochmütig aussehen; wenn
man einen Dienst von einem Men-
schen verlangt, so muß man dank-
bar sein.
Der Iäger: Halt ...
Der Photograph: (ruft)
Gotthard! — Komm her, du hast
die Platten verkehrt in die Kassette
gelegt ...
Gotthard (l°mmt): Ich habe
überhaupt keine Platten in die
Kassette gelegt ...
Euphrosyne: Antwortest du
deinem Vater, deinem eigenen
Vater?
Gotthard: Ich weih nicht
einmal, was eine Kassette ist ..'
Ich handle mit Muscheln ...
DerPhotograph: Du han-
delst, ja; aber verkaufst du auch
welche? Frage diesen Herrn hier,
ob erMuscheln gebraucht; ich glaube,
er sagte eben etwas über Muscheln.
DerIäger: Ich habe nicht
von Muscheln gesprochen; ich sprach
von Zigarettenpaketen und Seifen.
Euphrosyne: Gotthard,
bring die Zigaretten her; hörst du
nicht, daß der Herr welche verlangt?
Der Iäger: Ich verlangte,

daß mein Bild nicht in Zigaretten-
pakete und auf Seifen kommt...
Gotthard (läßt sich nieder):
Ich verstehe, mit dem Herrn ist
nicht leicht auszukommen; aber
sprechen wir ein wenig, dann wer-
den wir die Sache ordnen ...
Euphrosyne: Du hast recht,
Gotthard; derHerr muß über unsere
Verhältnisse unterrichtet werden,
dann wird er schon sehen; bitte
Klara hinaus zu kommen ...
Gotthard (ruft): Klara!
Klara (die Blumenhändlerin
lommt).
Euphrosyne: Versuch, die-
sem Herrn eine Blume zu verkaufen,
er ist so sparsam oder vielmehr so
geizig, daß er nicht einmal eine
Muschel kaufen will, obgleich Gott-
hard die schönsten hat, die ich ge-
sehen habe.
Klara (läßt sich nieder): Viel-
leicht läßt er mit sich reden, ob-
wohl er hochmütig aussieht. Ist
er Iäger?
Euphrosyne: Daskannst du
doch sehen.
Klara: Er tötet Tiere, das
sollte er nicht tun, denn das ist
Sünde, aber er sieht auch grausam
30'

aus; wie alle Trinker; ja, wer am
Vormittage trinkt, ist ein Trinker.
Der Iäger (zu Klara): Wo
haben Sie Ihren Mann umge-
bracht?
Klara (erschrickt).
Der Iäger: Es ist Sünde,
Menschen zu töten! — Wissen Sie
das nicht?
Klara: Meinen Sie?
DerIäger: Ia, das meine
ich!
Klara: Hört ihr, Zeugen, was
er meint?
Alle: Ia, wir haben gehört!
DerIäger: Darf ich nur ein
Wort sagen! Nur eins?
Gotthard: Nein! Warum
sollte er das dürfen?
DerIäger: Ich denke nicht
zu sagen, was Sie glauben, son-
dern ganz etwas anderes.
Euphrosyne (neugierig):
Sagen Sie's denn!
DerIäger: Ist Müller noch
nicht verhaftet?
(Alle erheben sich mit Entsetzen.)
Der Wanderer (lommt aus
dem Caft): Was ist denn?
DerIäger: Ist Möller noch
nicht verhaftet? (Alle zerstreuen sich,
aber drohend.)
Der Iäger: Zum dritten
Male! — Ist Möller noch nicht ver-
haftet? (Alle verschwinden.)
Der Wanderer: Was be-
deutete das?
Der Iäger: Das war das
Geheimnis der Stadt! Alle wissen,
daß Möller den letzten Mord be-
gangen hat, aber niemand wagt
Zeugnis abzulegen,weil sie es nicht
beweisen können. Die Folge der
Bombe, die ich warf, wird indessen
sein, daß wir uns auf und davon
machen müssen. — Kommen Sie!
Der Wanderer: Ich kann
nicht!
Der Iäger: Gefesselt?
Der Wanderer: In einer
Kneipe — Bierreste in den Gläsern,
Streichhölzer und Zigarrenaschc,
angefaßt von Iunggesellen, cinge-
raucht und übernächtig — und trotz-
dem, trotz allem gebunden ...
Der Iäger: Reißen Sie sich
los!
Der Wanderer: Ich kann

nicht!
DerIäger: So lassen Sie
uns fliehen!
Der Wanderer: Ich kann
nicht!
DerIäger: Nun, dann blei-
ben Sie!
Der Wanderer: Ich kann
nicht! — Ich kann nichts!
Der Iäger: Dann sage ich
Lebwohl ...
DerWandere r: Wir treffen
uns wieder ...
Der Iäger: Das tut man
immer, hat man sich einmal ge-
troffen.
Der Wanderer: Dann
leben Sie wohl! (Geht ins Caf«.)
DerIäger (allein; geht einmal
durch die Passage, bleibt ohne Absicht am
Fenster des Photographen stehen).
Es war einst mein, dies hier ...
ist lange her! Ich wanderte
zur Regenzeit hier unterm Glas-
dach;
wenn graugelb Tageslicht das Herz
bedrückte,
hier drinnen immer Lichter brann-
ten,
und Blumen, Früchte mir das Aug'
erfreuten;
vom Meer die Muscheln Märchen
flüsterten;

Die Stadt Thofeth
August Strindberg
des Kastens Bilder von Bekannten
und Halbbekannten
Gesellschaft waren in der Einsam-
keit!
Ein Blick, ein Ausdruck mir genug
war,
Verwandtschaft mit den Sterblichen
zu fühlen ...
Sie hängen noch hier... Da mein
ält'ster Freund,
ist sicher grau, sein Bild jedoch,
wie Laub im Herbst!
ist nur vergilbt —
Hier sehe ich Verwandte, frühere —
den Schwager, der mein Schwager
nicht mehr ist —
und hier! — Erlöser, du der Welt,
o hilf mir!
Denn ich vergeh! Mein Kind!
Mein Kind, das meins nicht ist,
gewesen, aber nicht mehr ist!
Ein fremdes! Und doch meins!...
Und hier war mein Cafä!
Hier unser Tisch! Zu lange her —
All dies hat aufgehört zu sein —
doch ist noch in — Erinnerung!
Das Feuer man nicht löschen kann,
das brennt, jedoch nicht wärmt —
verbrennt, jedoch nicht aufbrennt..
(De, alte Japaner lommt aus dem
Teeladen; er sieht sterbend aus. Der
Jäger stützt ihn.)
DerIapaner: Ein Mensch,
endlich! Woher, wohin?
DerIäger: Von der großen
Landstraße; womit kann ich dienen?
Der Iapaner: Helfen Sie
mir sterben.
DerIäger: Dazukommtman
immer noch.
Der Iapaner: Sagen Sie
das nicht; ich kann nicht länger
leben; habe niemanden, an den ich
mich für die letzten Dienste wenden
kann, denn in diesem Thofeth gibt
es nicht einen Menschen ...
Der Iäger: Welche Dienste
meinen Sie?
Der Iapaner: Sie sollen
mein Schwert halten,während ich..
DerIäger: Daswill ich nicht!
Warum wollen Sie sterben?
Der Iapaner: Weil ich
nicht länger leben kann.
Der Iäger: Sagen Sie mir
die lange Geschichte mit kurzen
Worten.
DerIapaner: Ia! Ia! —

Ich verließ mein Land — weil ich mich einer schlechten Handlung schuldig gemacht hatte ich kam hierher, fest entschlossen, ein ehrlicher Mensch zu werden, indem ich streng die Gesetze der Ehre und des Gewissens beobachtete — ich gab gute Waren zu mäßigem Preis; aber die Bewohner dieser Gesellschaft liebten nur falsche Waren zu niedrigem Preise. Da hatte ich nur eins zu wählen, oder unterzugehen. Statt die Düfte der Blumen zu destillieren, gab ich Chemikalien; statt der Blätter des Teestrauches bekamen sie die Blätter des Schlehdorns und des Kirschbaums. Mein Gewissen sagte mir zuerst nichts — ich mußte doch leben! — Aber eines Tages, es ist jetzt fünfzehn Iahre her, erwachte ich; da war mir, als sei alles, was ich erlebt und getan, in einem Buch aufgeschrieben; und nun wurde das Buch geöffnet. Tag und Nacht, Nacht und Tag las ich alle falschen Posten, alle Unehrlichkeiten; und ich habe gekämpft, aber vergebens. Erst der Tod kann mich befreien, denn das meiste Böse sitzt im Fleisch; die Seele habe ich durch Leiden geläutert ...

August Strindberg
Die Stadt Thofeth
Der Iäger: Womit kann ich
Ihnen helfen?
Der Iapaner: Hiermit! —
Ich nehme einen Schlaftrunk, daß
ich wie tot werde — Sie lassen mich
in einen Sarg legen, der dann nach
dem Krematorium gebracht wird ..
DerIäger: Wenn Sie aber
erwachen —?
Der Iapaner: Darauf
rechne ich gerade! In einem Augen-
blick will ich die läuternde, sühnende
Kraft des Feuers fühlen — einen
kurzen Augenblick leiden — und
dann die Seligkeit der Befreiung
empfinden ...
Der Iäger: Und dann?
DerIapaner: Dann sollen
Sie meine Asche in meiner teuersten
Vase sammeln ...
Der Iäger: Und Ihren Na-
men darauf setzen ... Wie heißen
Sie?
DerIapaner: Warten Sie!
— Ich habe gewandert, gefehlt und
gelitten unter dem Namen Hiroshi-
ma, nach meiner Geburtstadt. Aber
in meinem Lande herrscht die Sitte:
wenn ein Mensch stirbt, legt er
seinen alten verfluchten beschmutz-
ten Namen ab und bekommt einen
neuen, der heißt der Ewigkeits-
name. Dieser allein wird auf den
Grabstein gesetzt, nebst einem
Spruch, nachdem man dem Toten
einen Zweig vom Sakakibaum ge-
opfert hat.
DerIäger: Haben Sie alles
in Bereitschaft?
DerIapaner: Ich habe es!
— Sehen Sie hier!
Der Iäger: Was bedeutet
dieser Name?
Der Iapaner:
HaraKara to. Das heißt:
„rasselnde Blätter, rauschende
Seide" — aber es bedeutet auch
fallende Tränen.
Der Iäger: Und dieser
Spruch?
Der Iapaner:
Oniru nana wo —
nanilca nramin —
Vo nc> N2Ka ni —
W2AK ni tomo ni —
2llllNN no K2W2
DerIäger: Und das heißt?
Der Iapaner:

Die zerstreuten Blumen —
Warum zürne ich?
Auch ich selbst zusammen — mit
ihnen —
muß nach der Götter Willen ver-
gehn!

DerIäger: Ich will Ihren
letzten Wunsch erfüllen ... Aber
haben Sie keine Angehörigen?

DerIapaner: Ich besaß sie
einst! Ich besaß eine Tochter, die
vor drei Iahren hierher kam, als
sie glaubte, ich würde sterben. Sie
kam, um mich zu beerben. Als ich
aber nicht starb, wurde sie zornig —
konnte ihre Gefühle nicht verbergen
— und fuhr wieder ab. Damit war
.ie tot für mich.

DerIäger: Wo soll das ge-
schehen, von dem wir sprachen?

DerIapaner: Draußen vor
der Stadt — beim Krematorium.

Der Iäger: Sollen wir zu-
sammen dorthin gehen oder treffen
wir uns dort?

Der Iapaner: Wir treffen
uns in der Laube des Wirtshauses
... nach einer Weile. Ich will mich
nur noch rasieren und baden ...

DerIäger: Gut! So treffen
wir uns dort!

Der Iapaner (geht in seinen
Laden, indem e» nickt): Dort kommt

Die Stadt Thoftth
August Strindberg
der Mörder — Nehmen Sie sich in
acht!
DerIäger: Ist er das?
DerIapaner: Nehmen Sie
sich in acht! Das ist der mächtigste
Mann der Stadt — (Geht.)
Der Mörder Möller
(lommt; steif, hochmütig, mit hängenden,
aber etwas gezwungenen Armen; firiert
den Jäger). Sind Sie ...
DerIäger: Nein, das bin ich
nicht!
DerMörder: So, dann sind
Sie... ,
Der Iäger: Nein; bin ge-
wesen ... Den du meinst, der
eristiert nicht mehr ...
DerMörder: Du bist also
tot?
DerIäger: Ia! —Vor zwölf
Iahren beging ich Harakiri; ich rich-
tete mein altes Ich hin; und den
du hier siehst, den kennst du nicht,
den kannst du niemals kennen
lernen!
Der Mörder: Ia, ich er-
innere mich, daß du so dumm warst,
aufs Schafott zu steigen und auf
dem blutroten Teppich öffentlich
alle deine Fehler und Schwächen
zu bekennen ...
Der Iäger: Und die ganze
Gesellschaft weidete sich daran, alle
fühlten sich als bessere Menschen,
fanden sich gerechtfertigt durch
meinen bürgerlichen Tod. Sie hat-
ten weder ein Wort des Mitleids,
noch der Billigung, daß ich meine
Fehler bekannte.
DerMörder: Warum sollten
sie auch?
DerIäger: Als ich indessen,
nachdem ich zehn Iahre gelitten,
gesühnt und gut gemacht hatte,
auf den Gedanken kam, ich müsse
eure Sünden auch bekennen, da
klang es anders ...
DerMörder: Das dank dir
der Teufel!
Der Iäger: Du, zum Bei-
spiel, der gemordet hat ...
DerMörder: So etwas sagt
man nicht... wenn man keine Be-
weise hat ...
DerIäger: Ich weiß, du bist
der Mächtigste in der Gesellschaft,
du tyrannisierst sogar den Groß-
herzog, und zwar auf Grund einer

Freimaurerbande, die hier eristiert.
DerMörder: Was ist das?
Der Iäger: Das weißt du!
— Eine Liga — die nicht die heilige
ist ...
DerMörder: Nun und du?
Der Iäger: Ich habe nie-
mals der Liga angehört— aber ich
kenne sie an gewissen Zeichen ...
Der Mörder: Blick' ins
Fenster des Papierladens, da siehst
du, wer du bist!
DerIäger: Du meinst jene
Karikatur? Das bin ich nicht; das
seid ihr. So seht ihr inwendig aus.
Das ist eure Schöpfung!
DerMörder: Du verstehst
es, Ungeziefer abzuschütteln!
DerIäger: Mach es ebenso,
aber auf dieselbe Art, jedoch nicht
auf mich. — Richte dich hin, wie ich
getan habe, tun mußte, als ihr
mich in den Sündenbock verwan-
deltet, auf den ihr all eure Schuld
warfet!
Der Mörder: Was meinst
du?
Der Iäger: Zum Beispiel!
Es war einmal ein Äffling, der
diese Dummheit schrieb: Wenn er
allein auf dem Gaurisankar stände,
und die SUndflut käme und er-
tränkte die Menschheit, so sei kein

Schade geschehen, bliebe er nur am
Leben. Beim nächsten Karneval
erschien derGaurisankar im Umzuge,
und auf dem Gipfel stand ich, nicht
der Äffling. Was sagst du dazu?
— Als ich die neuen Isolatoren er-
funden hatte, bekamst du den
Preis. Als du aber gemordet
hattest, wurde ich angeklagt! Doch
gleichwohl, als der Zucker an der
Börse stieg, beschuldigte man meine
Isolatoren, obgleich du den Preis
als Erfinder bekommen hattest.
Kannst du dir etwas so Verkehrtes
denken, zwei Male verkehrt, so
mußt du dich zuerst auf den Kopf
stellen und dann die Vorderseite
nach hinten drehen.
DerMörder: Hast du irgend
welche Beweise, daß du mich Mör-
der zu nennen wagst!
DerIäger: Ia, das habe ich!
DerMörder (ist bestürzt).
Der Iäger: Aber ich wage
sie nicht zu benutzen, vor einem
Gericht von deinen Freunden, denn
die würden die Tatsache leugnen
und mich verhaften lassen. — Sag
mir jetzt, wer ist das Mädchen drin-
nen im Restaurant, das meinen
Kameraden geangelt hat?
Der Mörder: Das ist —
deine Tochter!
Der Iäger (faßt sich ans He,z,
wird weiß im Gesicht, und als er das
Taschentuch vor den Mund hält, wird es
»ot von Vlut): Dieses Kind, das du
erzogen hast! — Ietzt gehe ich!
(Geht.)

Gustav Falke:

Königin Dagmars Tod

König Waldemar lag am kleinen Belt
Mit seinem Heeresbann,
Da brachten sie in sein Königszelt
Einen staubbedeckten Mann.
Der hielt kaum auf den Füßen sich,
Das Sprechen machte ihm Not:
„Die Herren in Ribe schicken mich —
Königin Dagmar liegt auf den Tod!"
Auf sprang der König, stieß um den Wein,
„Meinen Hengst!" und sprach kein Wort
Und Mrmte in die Nacht hinein
Und stürmte fort und fort.
Aus Morgennebeln graut's empor,
Die Mauern von Ribe, oh!
Und als er jagte durchs hallende Tor,
Was klagten die Glocken so?
Was Nagten die Glocken von Ribe so sehr?
Es wußte es jedes Kind:
Zwölf Kerzen um eine Bahre her
Flackern im leisen Wind.
Auf die Knie fiel König Waldemar
Und betete lange und heiß,
Und weinte auf Dagmars goldenes Haar
Und ihre Wangen weiß.

Und als eine Träne ihr Herz traf,
Ein Seufzer stieg herauf —
Königin Dagmar aus dem Todesschlaf
Richtete langsam sich auf.
Sie schlug die seidenen Wimpern zurück,
Da lachte das alte Blau,
Da lachte das alte sonnige Glück,
Und ihn küßte die liebste Frau.
Ihre Lippen, eben noch blaß und kalt,
Blühten warm und rot,
Ihre Augen haben ihn angestrahlt,
Dann sank sie zurück und war tot.
War wieder tot, lag still und bleich,
Sah leeren Blickes ihn an,
Und war im ganzen dänischen Reich
Der König der ärmste Mann.

Oskar von Schütte:

Richtet nicht ....

Eine Erzählung aus den Bergen.

(Fortsetzung.)

8.

Auf dem Holunderberg hatte es niemals ein Gedeihen gegeben, das nicht dem Voden mühselig abgerungen werden mußte und erharkt. Die Menschen dort oben waren dieses Bodens ureigenste Kinder. Die Gefühle blieben ihnen fest im Innersten, wenn nicht ein Schicksal sie —einem scharfen Pflugeisen gleich — aufwühlte. Was bei andern durch Freuden blühend und ergiebig gemacht wurde, bedurfte da einer harten Bearbeitung durch das Leid. Christians Tatkraft trieb so heraus aus dem ersten Schmerz seines Lebens. Er wollte sich des Vaters Erbe zu eigen machen durch die Kraft seiner Arbeit. Der Berg sollte sein werden in jedem Halm, an dem die Mühe seiner Tage klebte.

Die Ernte ließ sich in diesem Iahre an, wie sie lange nicht gewesen. Frohgemut zogen die Knechte dem Iungherrn nach in die Arbeit. Sie nannten ihn so, trotz der Herrin.

Mit dem Tagesgrauen schaffte Christian als der Erste auf dem Felde. Dem Linni wurde es eng im Hause und öde, und wie sie sich früher zu des Vaters still sinnender Art gehalten hatte, so folgte sie jetzt dem Bruder und arbeitete gar emsig an seiner Seite.

Draußen, weit ab von der kältenden Einsamkeit des Hauses fühlte sich Christian auf eigen Grund und Boden. Dort begann für ihn sein Leben, das ihm niemand streitig machen konnte. Seine Wünsche zogen frei dahin und kühn, wie die Wolken es taten über seinem Haupt. Bald waren es rosenrote Schifflein, fein bewimpelt, dann Staatskarossen mit prächtigem Schimmelgespann davor, oft aber zogen sie schwer befrachtet und grau an ihm vorüber, wie ein mit einem schwarzen Tuch verhängter Totenwagen.

Da unterbrach er die Arbeit mit einem schweren Seufzen. Der
Augusttag erschien ihm drückend mit seiner von der Trockenheit verdich-
teten Luft. Die Arbeit wollte nicht vorwärts, er wischte mit dem Tuch
über die Stirne.
„Es macht warm, Christian, gel?" Linni guckte unter dem tief ins
Gesicht fallenden großen Hut den Bruder teilnehmend an. Sie sah
schon lange, daß ihn ein Herzleid quälte. Im Hause war er gleich
trübselig und immer für sich alleine. Die Mutter verließ in Ungeduld
das Zimmer, wenn er auf ihre Fragen kärglich antwortete. Gar oft
hatte sie es auf der Zunge ihn zu fragen, aber wenn er so abwesend mit
der Sense ins Gras fuhr, ohne Unterlaß, als ob nur sein Arm schaffte,
derweil sein Kopf ganz weitab zu sein schien, da hatte sie es aufgegeben.
Den Sonntag darauf war es. Die Geschwister gingen nach der
Kirche den Hügel hinauf zum Kirchhof an das Grab des Vaters.
Christian stand da mit einer weinerlichen Haltung, ineinandergeknickt,
daß es Linni schien, als ob diese zu seinem Manneswuchs gar nicht passen
wollte.
Sie betete erst still und dachte so recht inbrünstig an die lieben
ruhigen Augen des Vaters, die stets allen Kummer hinweggräumten in
ihr, wenn er sie ansah. Und dachte, wie dieser Blick dem Christian jetzt
nötig wäre und wie er da würde sein Herz ausbreiten können. So aber
liefen sie nebeneinander her, keiner wußte vom andern. Linni packte die
Ungeduld. Am Heimweg wollte sie den Christian reden machen. Es
muß ein Vertrauen geben zwischen Bruder und Schwester. Recht ein-
dringlich wollte sie ihm das vorhalten. Dennoch war es schwer den
Anfang zu finden, gerade schwer vor Christian, der jetzt auch wieder so
für sich neben ihr ging. Linni blieb stehen. Da sah sich Christian nach
ihr um.
„Du mußt mir nicht immer davonlaufen. Es ist heiß und da springt
es sich nicht leicht." Nach einer Pause:
„Christian" —
„Du willst"
„Christian, sag doch einmal ein rechtes Wort. Daß es nicht die
Trauer um den Vater allein ist, was dich bedrückt, kann doch ein jeder
sehn."
Christian erschrak. So bloß also lag sein Kummer, und nichts gab
es auf der Welt, was man als sein Eigenstes verwahrt halten konnte.
Nicht einmal sein Leid.

Linni wurde verschüchtert vor des Bruders starrem Schweigen. Sie wagte nicht weiter zu sprechen. Sie seufzte tief und ging still hinter Christian die Halde herunter, den blühenden Feldern lang.
Christian streifte beinahe liebkosend die hochaufgeschossenen, festen Ähren, und wie er die samtenen Halme mit ihrer warmen Kornhülle durch die Finger gleiten ließ, da verlangte es ihn fast stürmisch nach Güte und Anteilnahme. Ich danke dir auch, Linni", sagte er endlich langsam und verschämt, ohne seinen Kopf zu wenden. „Aber sieh, wenn ich dir meine Sorge begreiflich machen sollte, müßte ich weit ausholen. Glaub mir, ich bin schon ordentlich dabei, mir den „Herrn" auf dem Hofe rechtmäßig zu erarbeiten."
Nun besann sich Linni, wie die Mutter ähnliches gesagt hatte.
Es war etwas zwischen Christian und der Mutter, das sich nicht vertrug. Es verwunderte sie nicht. Es war ihr schon, als noch der Vater lebte, aufgefallen, wie wenig die Eltern sich zu sagen hatten. Zank war ja nie im Hause gewesen, auch bittere Worte hatte es nicht gegeben, nur, wenn sie mit der Arbeit bei dem Vater in der Kammer saß, und die Mutter hie und da mit einem Auftrag für sie herein gekommen war und schnell wieder gegangen, dann ging es wie ein kalter Luftzug über die warme Heimlichkeit der Stube. Linni fröstelte in der Mittagshitze.
„Den einsamen Hof" nannten sie im Dorf unten das Haus auf dem Holunderberg. Nie auch war es lustig zugegangen bei ihnen. Die Dörfler drückten sich scheu vor der Mutter hoffärtigem Wesen. Sie hatte im stillen gehofft, daß mit dem Bruder ein Leben einziehen würde und eine Iugend für sie auch. Christian aber war noch trübseliger als alles, das bis jetzt gewesen ist. Scheu vor der Mutter und nur in seiner Arbeit froh. Lustig war dem kleinen Linni gar nicht zumute und dabei sehnte sie sich kräftig in alle Freuden dieser Welt. Ihr Herr Lehrer — Linni erschrak. Da stand er vor den Geschwistern. Groß und blond und mit jugendfrohen Augen.
„Grüß Gott miteinander."
„Grüß Gott, Herr Lehrer." Sie sagten es beide in einem Tonfall.
„'s macht mächtig warm."
„Ia Herr Lehrer", nahm Christian die Rede auf.
„Wär wohl ein ordentlicher Regen nötig."
„Ein starker Regen, jawohl Herr Lehrer."
Linni stand bescheiden und sah freundlich an der großen Gestalt

auf. „Na Linni, ah Fräulein Linni, möchtest du nicht mittun im Sing»
verein? Ich wollte gerade darum zur Mutter auf den Hof?"
Linni stockte der Atem. „Ich möchte wohl."
„Und Ihr Christian."
„Nein Herr Lehrer, ich könnte nicht."
„Nun, Christian, Musik geziemt sich auch für den Trauernden.
Wir könnten Eure kräftige Stimme gut gebrauchen."
„Ich könnte nicht, Herr Lehrer", sagte Christian noch einmal ernst.
Eine verlegene Pause trat ein. Linni sah hilflos zu Boden.
„Ach was —. Ich komme nicht nur deswegen. Wollen wir uns
etwas in den Schatten setzen", begann der Lehrer wieder —. „Ich hab
es unserm Pfarrer versprochen, daß ich just mit Euch Christian ein Wort
reden werde. Wir möchten alle gern, daß Ihr nicht in dieselbe Art ver-
fallen mögt, wie die andern dort oben "
Linni hatte sich gesetzt. Christian war stehen geblieben.
„Ich verstehe nicht, was der Herr Lehrer meint", sagte Christian
langsam und drehte den Hut in der Hand.
„Ja wie soll ich's Euch auch sagen —" es war doch peinlich, dachte
der Lehrer, und weit kommt man mit denen vom Berg nicht — „ja seht
Christian — Ihr steht da oben mit Eurem Hof ein wenig über allen.
Ich begreife, daß man nicht gern zu Tal steigt. Mit Eurem Vater ließ
es sich auf den Wegen gut plaudern — Nie aber" der Lehrer räusperte
sich — „hat er einen von uns in sein Haus gebeten. Die letzte Ehre
haben wir ihm erwiesen, nicht nur weil er der Herr von hier oben war,
sondern, weil wir ihn in seinem Schicksal ehrten."
„Herr Lehrer," sagte Christian zag, während dunkle Röte über sein
Gesicht fuhr — „ich glaube, Ihr habt meinen Vater nicht gekannt."
Der Lehrer war verlegen. Neben ihm saß die blonde Linni, die still
zu Boden sah — „Sagt Christian, wollt Ihr nicht in den Ortsverband
eintreten — na — ich weiß schon, daß Ihr Euren Beitrag leistet, ich
meine mit Euerer Person —"
Christian sah vor sich hin. „Ich wüßte da nicht mitzureden, Herr
Lehrer. Auch gehört meine Zeit nicht mir —"
„Ia was, Ihr der Iungherr" —
Christian lächelte schmerzlich. „Ietzt noch der erste Knecht. Das
sind auch Sporen, Herr Lehrer, man muß sie verdienen."
Der Lehrer erhob sich langsam. „Dennoch, Christian, möchte ich
Euch warnen, auch für Eure junge Schwester. Es ist eine Überhebmig

sich nur auf sich stellen in hochmütiger Selbsteinschätzung. Ihr gehört unter die Jugend mit allen ihren Torheiten und allen ihren kleinen und großen Überraschungen. Laßt den Frohsinn oben eine Türe einhauen, sollt mal sehn, wie der Griesgram beim Fenster hinausfliegt. Und damit adjes ihr beiden. Donnerstag ist Vereinsabend — würd' uns mal freuen."

Mit großen Schritten sprang der Lehrer die Halde hinunter.

Linni weinte. Gerade wie sie es gedacht hatte, so kam es dem Herrn Lehrer geläufig von den Lippen.

„Linni, mach es uns nicht schwer —"

„Ei Christian, ich müßte der Bruder sein, und glaub mir, es wäre in Vaters Sinn —"

Christian stöhnte. „Ach Linni, es hilft alles nichts. Wie können wir an, gegen diesen Fels, welcher die Mutter ist. Abtragen langsam, Stein für Stein — so werden Iahre dahin gehen. Womit sollte man da sprengen."

„Ich dachte, Christian, immer — es ginge mit dem unentwegten Frohsinn, aber da hast du nicht viel Gewalt darin —"

„Es lastet, Linni, allerhand. Ietzt nicht, einmal werde ich mit dir auch reden können." —

» » »

Die letzte Feldarbeit war getan. Die Novembertage brachten gar manchen unerwarteten Sonnenstrahl. Christian trieb dann das Vieh noch in die Wiesen, wo den Kühen noch manches Kräutlein durch die verspätete Wärme herausgelockt war. Christian wollte draußen schaffen, solange es anging. Die Enge des Winters würde noch genugsam auf ihm lasten in dem freudlosen Hause. Die Mutter hatte nach harter Aussprache versprochen, die Linni in den Gesangverein zu lassen. Nun hatte die wenigstens etwas, denn sie wäre ihm in der Stube verkümmert, wenn sie so da saß und ihre Munterkeit in allerhand Näherei hineinquälte.

Sie selbst hat es am Sonntag nach der Kirche dem Herrn Lehrer ankündigen dürfen. Christian wollte sie heute Abend ins Dorf bringen. Der Herr Lehrer habe versprochen, sie selbst zurückzuführen bis an die Dorfgrenze, wo der Altknecht sie mit der Laterne erwartete. Linni trieb es in lustiger Unrast schon den ganzen Tag im Hause hin und her. Bald da, bald dort, zumeist aber hielt sie sich zur alten Susi der Magd, die

40 Iahre erste Sopransängerin im Verein gewesen ist. Seit ein paar Iahren aber ging's nimmer. Der Husten kam ihr an, wenn sie tiefer Atem zog und so recht die Backen aufblasen wollte zu kräftigem Singen. Dann und wann probierte die Linni die Stimme, ob es denn noch gehen wollte. Seit dem Tode des Vaters hatte sie keines der kleinen Lieder mehr gesungen. Linni zog ihr schwarzes Sonntagskleid an und legte ein weißes Krügelchen um die Schulter. Es war noch lange Zeit, aber die Ungeduld ließ sich so schwer meistern. Da saß sie denn noch bei der Lampe und flickte die Wäsche. Die Mutter saß am andern Ende des Tisches und strickte. Linni stellte sich's nun eifrig vor mit allem, was ihr die Susi erzählt hatte, mit Konzertfahrten ins Land, Kirchenfesten, ja und einmal wäre die Frau Veronika auch dabei gewesen und der Eugen der Knecht. — Linni sah auf. Wer die Mutter so dasitzen sah mit den Lippen fest aufeinandergepreßt, der konnte sich kaum denken, daß diese Lippen sich jemals zum Singen geöffnet hatten.

„Mutter", die Neugier überwand die Scheu.

„Was soll's?"

„Ihr seid auch mit dabei gewesen, sagt die Susi, beim großen Wettsingen, Ihr hättet einen schönen Alt gesungen im Duett mit dem Eugen —"

Flammendes Rot zog der Frau Veronika über die Stirne.

„Der Susi ihrem leidigen Geschwätz kann keiner bei", sagte die Mutter hastig —

„Ia, aber . . . ."

„Nun arbeite noch dein Teil, ehe es in das Vergnügen geht. Nutzen bringt dies Getue nicht."

„Wenn Ihr doch auch singen gingt, als Ihr jung ward."

„Nicht lange, dann kamen die Lasten."

„Ihr meint das Heiraten?" —

„Frag nicht so dumm."

Frau Veronika war aufgestanden und hatte sich draußen zu schaffen gemacht.

Am Ende ist alles gar nicht so, wie die Susi sich's einbildet. Geheiratet hat die Susi auch nicht —, dachte Linni eifrig. Ob heiraten eine Last sei? Wenn ein recht Fröhlicher daherkäme, dann wäre es sicher keine.

Fortsetzung folgt.

Rundschau

Sozialpolitische Rundschau.

Von Senatspräsidentcn vi Flügge.

VierMillionen zweihundcrtncununddreißig Tausend sozialdemokratische Stimmen sind bei der Reichstagswahl vom 12. Ianuar 1912 abgegeben, und einhundertundzehn sozialdemokratische Abgeordnete werden in den Reichstag einziehen, das sind Tatsachen, die bis in den entlegensten Winkel des Deutschen Reiches in diesen Wochen erörtert und von jedem nur erdenklichen Gesichtspunkte aus gewcrtet werden. Auch ich kann an ihnen an dieser Stelle nicht ganz stillschweigend vorübergehen, denn von neuem wird im Zusammenhange mit ihnen die Frage aufgeworfen, wozu wir denn eigentlich soziale Refoimen einführen, wenn alle unsere Mühe doch vergebens sei und der wachsenden Flut der Sozialdemokratie kein Damm entgegengesetzt werde, und das ist eine Frage, auf die die Antwort nicht verweigert werden darf.

Der zivilisierte Staat ist seinem Begriffe nach die höchste sittliche Gemeinschaft, die es innerhalb seines Gebietes gibt. An diesen! Begriffe ändert sich nichts, wenn ein einzelnes Staatswesen in historischer Bedingtheit von ihm abirren, und ncch viel weniger, wenn die jeweiligen, rechtmäßigen oder unrechtmäßigen Inhaber der Staatsgewalt für ihre Person unsittlich handeln sollten; sein Recht wie seine Pflicht nimmt der zivilisierte Staat allein aus der Tatsache, daß er nach seinem Begriff die höchste, sittliche Gemeinschaft im Lande ist. Nach diesem Begriff handelt er, der Grund seines Handelns ist seine sittliche Natur, der Zweck die Betätigung seines sittlichen Wesens, das sittliche Handeln des Staates ist sich selbst Zweck. Zur Sittlichkeit gehört die Abwehr aller Schäden, die die Angehörigen des Staates nicht selbst von sich abwenden können,deren Abwendung aber der Gesamtheit möglich ist. Entstehen die Schäden nur für das einzelne Individuum aus den besonderen Umständen seiner Lage, so treten andere Funktionen des Staates in Tätigkeit, nicht die

soziale Fürsorge. Werden dagegen ganze Schichten des Volkes, ganze Berufsklassen von Schädigungen ergriffen, denen gegenüber sie zur Abwehr unfähig sind, so beginnt die soziale Fürsorge des Staates — beginnt und wird fortgesetzt um ihrer selbst willen, um des sittlichen Wesens des Staates willen.

Das ist Grund und Zweck der staatlichen, sozialen Fürsorge, und es ist unerbeblich für sie, ob sie dem Umsichgreifen sozialer oder wirtschaftlicher Irrlehren wehrt oder nicht wehrt; aber die Frage wird doch zu tun erlaubt sein: wie viel mehr sozialdemokratischer Stimmen würden am 12. Januar abgegeben sein, als tatsächlich abgegeben worden

sind, wenn das Deutsche Reich nicht Sozialpolitik getrieben hätte?
In diesem Zusammenhange wollen auch wir grade heute desjenigen Monarchen gedenken, dessen langes Herrscherwerk nichts anderes gewesen ist als die Erfüllung der sittlichen Staatspflicht um ihrer selbst willen, ohne Rücksicht auf den Erfolg, ohne Furcht vor dem Mißerfolg. Friedrich der Große hat auf allen Gebieten des staatlichen Lebens sich selbst die strengste Pflichterfüllung zur Richtschnur gemacht, Pflichterfüllung bis zur Selbstaufopferung, bis zum Untergang, doch ohne Bangen vor dem Untergang. Auch wir, die wir Sozialpolitik treiben, beugen uns vor der Erinnerung des großen Herrschers, der sich selbst le roi 6e5 ßueux genannt hat. Aber zu seiner Zeit war Preußen noch ein Agrarstaat, und seine Sozialpolitik konnte deshalb den auf die Fürsorge für die industriellen Arbeitermassen gerichteten Zug nicht haben. Indessen, was er getan hat, an Aufhebung der bäuerlichen Leibeigenschaft und Milderung der bäuerlichen Hörigkeit, an Befestigung des vorhandenen und an Gründung neuen bäuerlichen Besitzes, sind eben so sehr aus der sittlichen Pflicht des Staates entsprungene, soziale Maßnahmen gewesen, wie es seine Teuerungspolitik gewesen ist, der Ankauf und die Aufspeicherung von Getreidemassen in billigen und ihr Verkauf zu mäßigem Preise in teuren Zeiten. Und das Preußische Landrecht ist freilich erst nach seinem Tode veröffentlicht, aber von ihm ist es angeregt und von seinem Geiste beseelt worden. Dieses Landrecht bestimmt in Teil 2 Titel 19 § 1: „Dem Staate kommt es zu für die Ernährung und Verpflegung derjenigen Bürger zu sorgen, die sich ihren Unterhalt nicht selbst verschaffen und denselben auch von anderen Privatpersonen, welche nach besonderen Gesetzen dazu verpflichtet sind, nicht erhalten können." Dem Staate kommt das zu: was bisher allein Pflicht der christlichen Liebe gewesen war, das hat das Landrecht nun dem Staate zur sittlichen Pflicht gemacht. Mit Recht hat der Hallische

Professor Th. Sommerlad darauf aufmerksam gemacht, daß das im Grunde dieselbe Idee ist, die den einen Teil unserer heutigen sozialen Gesetzgebung, die Arbeiterversicherung beherrscht, dieselbe Idee, jetzt ausgestaltet nach den Bedürfnissen des heutigen, industrieerfüllten Staates. Und im § 2 desselben Titels fährt das Landrecht fort: „Denjenigen, welchen es nur an Mitteln und Gelegenheit, ihren und der Ihrigen Unterhalt selbst zu verdienen, ermangelt, sollen Arbeiten, die ihren Kräften und Fähigkeiten gemäß sind, angewiesen werden." Ein Recht des einzelnen auf Arbeit gegenüber dem Staat, wie radikaler Sozialismus es wohl aus dieser Bestimmung hat herauslesen wollen,sogar geg enüber unseren Staaten mit ihrer unbeschränkten Freizügigkeit, ist damit freilich keineswegs gemeint gewesen, aber eine Pflicht des Staates ist damit konstituiert worden, für Arbeitsgelegenheit zu sorgen, und was die Behörden zur Verbesserung des Arbeitsmarktcs in unseren Tagen getan haben und hoffentlich künftig noch mehr tun werden, ist nichts anderes als die Ausführung jener friderizianiscben Idee.

Aber wenn wir des großen Königs also gedenken, so wollen wir darüber nicht vergessen, daß er viel mehr gewesen ist als nur ein roi 6e5 ßueux, daß seine soziale Fürsorge nur ein Zug in dem Gesamtbilde seiner Staatsidee gewesen ist. Vor jeder Einzelheit hat ihm der Gedanke des ganzen Staates gestanden, und er hat sich nicht bedacht, die schwersten Opfer von den Bürgern zu fordern, wenn das Wohl des Staates (so wie er den Staat verstanden hat und nach seiner Zeit verstehn mußte) es erheischte. Auch in diesem Stücke wollen wir seine Größe anwenden auf unsere Tage. Wir wollen soziale Fürsorge treiben und dem Schwachen helfen, aber wir wollen nicht darüber vergessen, daß der Starke stark bleiben muß, wenn er helfen will. Wir wollen und müssen soziale Fürsorge treiben trotz des Anschwellens der sozialdemokratischen Flut, aber der Staat soll so machtvoll sein und bleiben an materiellen Mitteln und an sittlicher Autorität, daß an ihm alle seine Feinde zerschellen.

Koloniale Rundschau.

Von Otto Iöhlinger.

Das neue Regiment.

Der neue Herr im Kolonialamte vi S o l f ist der siebente Leiter der Kolonialverwaltung, seitdem Kayser, der auf Veranlassung Bismarcks diese Behörde geschaffen batte, ausgeschieden war. Die meisten Leiter dieses Amtes kennt man in weiteren Kreisen kaum dem Namen nach, und was von ihnen bekannt geworden war (man denke nur an Stübel), ist nicht immer das beste gewesen. Männer wie Dernburg und Lindequist waren weiße Raben darunter gewesen, und mit Spannung blickt man in den kolonialen Kreisen auf Solf mit der Frage: wird dieser sich über den Durchschnitt der früheren Beamten heben, oder ist der Höhepunkt unserer Kolonialpolitik jetzt überschritten?

Bemerkenswerte Änderungen hat Solf vorläufig noch nicht im Amte vorgenommen, und es ist auch kaum anzunehmen, daß er wesentlich andere Bahnen einschlagen wird, als wie die ihm vor-

gezeichneten. In erster Reihe wird
er zunächst die offen gewordenen
Gouverneursposten in der
geeigneten Weise zu ersetzen haben;
außer Eamoa sind noch der Posten
in Ostafrika, in Kamerun und in
Togo frei. Kamerun, an dessen
Spitze erst vor ganz kurzer Zeit
Gleim getreten war, ist infolge der
Marokkoaffäre ohne Gouverneur
geworden. Denn Gleim hatte,
ebenso wie Lindeqmst, Danckelmann
und vi von Iacobs, schon wäh-
rend der Marokkofrage infolge der
schlechten Behandlung durch das
Auswärtige Amt — das die Kolonial-
behörde keineswegs als koordiniert
behandelt — seine Entlassung ein-
gereicht. Natürlich „aus Gesund-
heitsrücksichten", wie das im Amts-
wesen so heißt! In Wirklichkeit weil
er verärgert war, daß über seinen
Kopf hinweg ein Stück der ihm
unterstellten Kolonie abgetreten und
andere Stücke gegen sein Gut-
achten hinzuerworben wurden.
Möglicherweise hat auch die äußerst
mangelhafte Ausarbeitung der
Kongo-Denkschrift für den Reichs-
tag, die ein jüngerer Kolonial-

beamter gemacht hatte und die sich sehr ungünstig von den sonst streng wissenschaftlichen Publikationen des Kolonialamts abhob, das ihrige zu dem Rücktritt Gleims beigetragen.

Eine der ersten Amtshandlungen von Solf war — und das entbehrt nicht eines pikanten Beigeschmacks — das V erb o t der Mis ch e h e in S a m o a. An und für sich eine sehr vernünftige Maßregel. Aber, so fragt sich jeder, warum kommt Solf erst jetzt damit heraus? Warum hat er die unglaublichen Mißstände, die sich bei den Mischlingen Samoas herausgestellt haben, nicht während seiner 10 jährigen Gouverneurstätigkeit bereits beseitigt? Warum hat er die Frage überhaupt sich soweit entwickeln lassen, daß jetzt 1000 Mischlinge 300 Weißen gegenüberstehen? Man behauptet in Kreisen, die Solf feindlich gegenüberstehen, er habe sich als Gouverneur nicht getraut, eine derartige Maßregel — wie das Mischehenverbot — mit der nötigen Energie durchzuführen, jetzt überlasse er aber seinem Nachfolger die Lösung einer schwierigen Aufgabe, die sich im letzten Iahrzehnt nur verschärft hat. Solfs Freunde behaupten dagegen, daß er schon früher als Gouverneur eine derartige Maßregel beantragt habe, daß aber in Berlin ihm Widerstand entgegengesetzt worden sei. Warten wir also vorläufig ab, wie sich die Durchführung des Verbotes vollziehen wird; leicht gestaltet sie sich bei den jetzigen samoanischen Verhältnissen keineswegs, das wird Solf selbst am besten wissen. —

Schon in einer früheren Rundschau ist betont worden, daß der neue Staatssekretär auf dem kleinen Südseeinselchen keine Gelegenheit hatte, große wirtschaftliche Kenntnisse zu erlangen. Dabei ist es für die Entwicklung unserer Kolonialwirtschaft besonders unvorteilhaft, daß er die Kolonie, die z. Z. im Vordergrunde des Interesses steht, Süd westafrika überhaupt nicht kennt und wahrscheinlicb auch mit den Erfordernissen des Landes gar nicht vertraut ist. Es ist das um so bedenklicher, als von den

früheren „Südwestern" keiner mehr im Kolonialamte ist, der ihm mit seiner Sachkenntnis zur Seite stehen könnte: Lindcquist sitzt im Schmollwinkel in Tirol, Golinelli ist Dircltor einer Belcuchlungsfabrik, der schneidige vi von Jacobs leitet jetzt in Hambmg die Levante-Linie! An Fachleuten für südwestafrikanische Fragen ist daher im Amte ein fühlbarer Mangel.

Dieser kam besonders jetzt bei der ersten Reise Solf«? nach London zum Ausdruck: denn um den Diamanthandel zu studieren, zog Solf aus, begleitet von eineni Formaljuristen(Mcycr-Gerhard)und einemEisenbahn-Geheimrat(Echlüpmann), die beide ganz tüchtige Bürobeamte sein mögen, aber von Welthandel keine Ahnung haben. War denn sonst gar keiner im Amte, der den Staatssekretär auf seiner Londoner „Studienreise" begleiten konnte, und warum nahm er sich denn keinen Kaufmann mit?

Glaubt Solf wirklich, daß man Welthandel in 3 bis 4 Tagen in London lernen kann, zudcm wenn man es mit Großkaufleuten alaDeBeers Co. zu tun hat. Echon die Inszenierung dieser Reise war recht unkaufmännisch! Welcher Kaufmann

posaunt denn gleich in alle Welt, daß er zur Konkurrenz (und das ist in diesem Falle die De Beers) geht, um den Handel zu studieren? Die Herren von der Konkurrenz werden ob dieser vom W. T. B. verbreiteten Nachricht höchlichst erfreut gewesen sein, wenn man ihnen vorher so schön den Zweck des Kommens mitteilt, und sie werden — was jeder Kaufmann alsdann tun wird — ihre Bücher noch fester verschlossen haben, als es vorher der Fall war. — In England aber ging wie ein Lauffeuer das Gerücht um, Solf komme mit 2 Iuristen, um Angola und die Walfischbai (vielleicht auch sonst noch was) zu erwerben! Denn daß jemand so ehrlich ist, und naiv den Zweck der Reise warheitsgemäß vorher angibt, hält man im Lande britischer Großkaufleute fürunmög - lich!

Theologisch-kirchliche Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Schleiermacher, der geniale Theologe und Kirchenmann, schrieb vor achtzig Iahren: „Wir werden uns mit stärkeren Schritten dem Zustande nähern, den ich für das eigentliche Ziel unserer deutsch-evangelischen Kirchen halte, nämlich als Gegenstück zu der englischen und amerikanischen Vielfaltigkeit in einer ganz freien Gemeinschaft zu leben, welche gegenüber der katholischen Gebundenheit nur durch die eva n g elisch eF reih ei t zusammenhält." Dieser Prophetenblick des Konfirmators Bismarcks aus Goethes Sterbejahr versetzt uns mitten hinein in kirchliche Probleme, die neuestens wieder auf Kongressen wie in der Literatur, immer mit starken Akzenten, zuweilen sogar mit Sachkenntnis verhandelt werden. Wir bleiben beim Protestantismus stehen, Rom erheischt eine Sonderbetrachtung. Schon Stöcker, der in der Wahl seiner Mittel skrupellose, bedeutende Volksprediger und Parteihäuptling, der sich um die Verbitterung der Klassen und Rassen im Namen des zuerst jüdischen, dann internationalen Christentums mit bedenk-

lichem Erfolg mühte, strebte eine
von der Staatsaufsicht freie Volks-
kirche an, in der Stöcker eine
protestantische Tiara sich aufs Haupt
zu setzen gedachte, mit dem Ideale
strammer Lehrzucht und der Aus-
schaltung des religiösen Liberalis-
mus. Und der freisinnige Frank-
furter Pfarrer V.ErichFörster,
dem wir bereits ein wertvolles
Quellenwerk über die Entstehung
der preußischen Landeskirche unter
Friedrich Wilhelm III. verdanken,
hat uns im Namen des entschiedenen
Liberalismus in der übersichtlichen
Form eines streng juristisch ab-
gefaßten Gesetzentwurfes
betreffen d dieReligions-
freiheit im preußischen
Staate völlig anders orientierte
Wünsche mit ähnlichem Ziel jüngst
vorgetragen. Försters Programm
in 142 Paragraphen, das die pro-
testantische Kirche, die katholische
Kirche, die jüdische Synagoge und
die „dissidentischen" Religions-
vereine als gleichwertig oder doch
gleichberechtigt nebeneinanderstellt
für die von ihm befürwortete
Entstaatlichung der Kirche
und En tkir chli ch un g des

Staats, erhebt sich auf folgender Basis: der Staat schützt und unterstützt — mit der Neuordnung — keinen Religionsverband mehr, die innerhalb seines Gebiets vorhandenen organisierten Kirchen begrenzt er gleichmäßig, die staatsbürgerlichen Rechte sind vom religiösen Bekenntnis unabhängig, kein Druck noch Eingriff ist fürder gestattet. Die Kosten für die religiösen Anstalten und Einrichtungen tragen ausschließlich die, denen sie zugute kommen und die sie übernehmen wollen. Der Staat ist verpflichtet zum äußern Rechtsschutz der vorhandenen Religionsgesellschaften, denen er ihre Weitereristenz ermöglicht; jede finanzielle Unterstützung aus Mitteln des Staates und der bürgerlichen Gemeinden fällt dahin. Zum Ausgleich gewährt der Staat den verschiedenen Kirchen das Steuerrecht über ihre Mitglieder, er befreit das bewegliche und unbewegliche Eigentum der Kirchengemeinden von den darauf lastenden Abgaben an den Staat, den Bezirk, die Kommune. Die Kirchen unterstehen nicht dem Vereinsrecht; der Staat hält als Entgelt für seine Gaben an der Kirchenhoheit fest: auf Vorschlag des Staatsministeriums ernennt der König das Direktorium des Verbandes evangelischer Kirchengemeinden lind die Direktorien der einzurichtenden Provinzialbehörden, ebenso die Vorstände des Verbandsgerichts und der Provinzialgerichte. Diese vom König berufenen (äußeren) Kirchenleiter sollen Rechte und Pflichten der Staatsbeamten genießen und der Aufsicht und Leitung der Staatsregierung unterstehen. Ieder Kirchenverband muß dem Staat seinen Haushaltplan zur Genehmigung vorlegen; kirchliche Verordnungen bedürfen der Erklärung der Staatsbehörde, daß sie gesetzlich gültig sind; der Staat teilt sein Gebiet in Kirchenbezirke (für die Wahl des Verbandsausschusses) und stellt die Wahlordnung auf. Der von Förster gedachte entstaatlichte Kuchenvcrband hat als solcher kein Bekenntnis, denn sein Charakter ist lediglich eine Verwaltungsgemeinschaft. In das Eigentum

dieses Kirchenverbandes (die Verwaltung hat das Verbandsdirektorium) gehen über: die Fonds der Alterszulagen-, Pension?-, Witwen- und Waisenkasse für die Pfarrer der evangelischen Landeskirche; jene kirchlichen Fonds und Stiftungen, die bisher vom Kultusministerium, dem Oberkirchenrat, den Provinzialkonsistorien verwaltet wurden; die Dienstgebäude des Oberkirchenrats und der Konsistorien.

In der Einzelgemeinde ruht nach Försters Aufriß der Schwerpunkt des kirchlichen Lebens; sie ordnet ihre Angelegenheiten selbständig, ihre Organe berufen die Pfarrer (falls die Besetzung durch Privatpatrone aufgehoben ist). Der Vorstand der Gemeinde haftet dem Staat für die Verwaltung des Vermögens. Der Kirchenvorstand darf neue Gemeinden gründen durch Zerlegung bestehender Riesengemeinden — das Verbandsdirektorium kann ihn dazu „ermuntern".

Der Pfarrer wird durch die Gemeinde (oder den Privatpatron) an eine bestimmte Lehr- und Gottesdienstordnung gebunden; will er seine Stelle behalten, so muß er jene Ordnung beobachten. Die Einzelgemeinde also hat, im Gegen-

satz zum Verbande, ihr eigenes
(so oder anders lautendes) B e -
kenntnis und verpflichtet
ihre Pfarrer auf dies ihr Bekenntnis.
Den Gemeinden soll unverwehrt
sein, mit anderen evangelischen Ge-
meinden des Landes Verbindungen
einzugehen für die Aufrechterhaltung
von Lehr- und Gottesdienstord-
nungen und für dieOrganisierung von
Liebeswerken. Ohne Mitwirkung
des Staates dürfen sie dabei Syno-
den bilden, Aufsichtsbeamte be-
stellen, Lehr- und Gottesdienst-
ordnungen entwerfen, theologische
Fortbildungsanstalten errichten und
betreiben, Vereinbarungen schaffen
mit anderen Religionsgesellschaften
des Inlandes und Auslandes.
Die von Förster vorgesehene
Kirchenhoheit des Staates erscheint
zweifelhaft, wenn der Staat der
Kirche lediglich das Privileg der
Steuern verleiht und sie von öffent-
lichen Abgaben befreit, sie darüber
hinaus jedoch weder bevorzugt noch
unterstützt. Für das Kirchensteuer-
recht müßte dem Staat als Entgelt
genügen, die kirchliche Finanzwirt-
schaft zu überwachen und den Haus-
haltplan der Religionsgesellschaften
sich zur Genehmigung vorlegen zu
lassen. Die Verwaltung der (ent-
staatlichten) Kirche wird doch wieder
zu einer Staatsangelegen-
heit, wenn die Bestellung eines
Treuhänders für die Prüfung der
Rechnungen nicht ausreicht, vielmehr
das kirchliche Verbandsdirektorium
der Aufsicht und Leitung der Staats-
behörde untersteht, wenn der Staat
die kirchlichen Verordnungen erst
auf ihre Gesetzmäßigkeit prüfen
will. Wird die Kirche „entstaatlicht"
und der Staat „entkirchlicht," so soll
der Staat den Kirchen wirklich
die Verwaltung ihrer Angelegen-
heiten überlassen; auch der Schirm-
herrschaft des Königs, als zummu5
epi3cupu3 bedarf es dann nicht
mehr.
Die völlige Verstaatlichung der
Kirche ist — für die Kirchen wie
für die Staaten — eine erledigte
Sache; doch auch der Plan der Ent-
staatlichung der Kirche und der Ent-
kirchlichung des Staates ist noch
keineswegs unsere greifbare nächste
Wirklichkeit! Der Kampf in den

Gemeinden würde sich verschärfen, wenn diese ihre Pfarrer in der Berufungsurkunde auf bestimmte theologische Richtungen verpflichten sollen, und die Entstehung von orthodoren und liberalen Richtungssynoden müßte die kirchliche Lehre gegenüber der christlichen Frömmigkeit unerfreulich und ungebührlich in den Vordergrund schieben. Die straff organisierten Kirchenkörper würden die theologischen Kämpfe auszufechten haben, sie würden geschlossen gegeneinander zu Felde ziehen. Darum wird, gegen Förster, neuestens vorgeschlagen, den religiösen Charakter der Gesamtkirche zu behaupten, statt sie zur bloßen Finanzverwaltung herabzudrücken, die Einzelgemeinde dagegen durch reichliche agendarische Parallelformulare in ihrem Kultusleben freier zu stellen, als es bisher geschieht.

Iedenfalls sollte man bei jeder Umgestaltung des Verhältnisses von Kirche und Staat das aktive und passive kirchliche Wahlrecht auch der Frau ausdrücklich zuerkennen!

Das Privatpatronat muß fallen, es ist ein sinnloses Überbleibsel aus der schlechten alten Zeit; die preußi-

schc Regierung wollte es schon 1849 aufheben. Die Entwicklung des Religionsunterrichts in den staatlichen Schulen (Förster ist für .freiwilligen, aber konfessionellen Religionsunterricht in der Schule) und das Schicksal der theologischen Universitätsfakultäten müßten gleichfalls ernstlich erwogen werden. Sonst treibt man den Teufel aus durch Beelzebub, ihren Generalissimus...

In den Vorträgen und Debatten des 25. Deutschen Protest a n t e n t a g e s, der in Berlin im Herbst stattfand und der bei vornehmem Charakter einen bedeutenden Verlauf nahm, hat das Problem von Staatschristentum und Volkskirche im Mittelpunkt gestanden. Der sozialpolitisch verdiente Osnabrücker Pfarrer Di Pfannkuche und noch mehr der geistesmächtige westfälische Vorkämpfer für freie protestantische Überzeugung und kirchliche Redlichkeit, Pfarrer Liz. Gottfried Traub, suchten den vorhandenen Spannungen und seelischen Nöten in herzbewegender Rede einen Ausgleich. Unser Kirchentum lebt in innern Widersprüchen; das Tragische zumal für die evangelische Kirche ist, daß diese Widersprüche im Wesen der Kirche selbst liegen.

Ich nenne wieder etliche Schriften aus dem berührten Stoffgebiet:

Erich Förster: Entwurf eines Gesetzes betreffend die Religionsfreiheit im Preußischen Staate mit Einleitung und Begründung. Tübingen, I. C. B. Mohr — Paul Siebeck.

GottfriedTrau b: Staatschristentum oder Volkekirche. Ein Protest. Bekenntnis. Iena, Eugen Diederichs.

25. Deutscher Protestantentag in Berlin: Reden und Debatten.Berlin-Schöneberg, Protestant. Schriftenvertrieb.

Emil Felden: Die Trennung von Staat und Kirche. Iena, Eugen Diederichs.

TheodorKappstein: Bedürfen wir der Kirche noch? Berlin, Verlag für Fortbildung.

Christoph Schrempf: Zur Reform des evang. Pfarramts.

Stuttgart, Fr. Frommann (E.
Hauff).

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Von vi Adolf Koelsch (Kilchberg).

Keimzelle und Radium.

Es galt lange als ausgemacht,
daß nur die Eier von Wirbellosen
sich ohne Befruchtung entwickeln
können. Man sprach dann von
Iungfernzeugung, weil
die Neubildung eines Lebewesens
(d. h. die Erneuerung der Art)
aus dem Leib des Weibchens heraus
erfolgte, ohne daß ein Männchen
dabei beteiligt war. Diese eman-
zipierte Zeugungsart war teils eine
natürliche Erscheinung, auf die viele
Organismen zurückgriffen, wenn es
ein Wohngebiet rasch mit einer
Flut von Organismen zu über-
schwemmen galt, sie konnte aber
auch an Eiern, die normalerweise
erst nach der Vereinigung mit
einem Samenfaden in die Ent-
wicklung eintreten, durch Eingriffe
mannigfacher Art künstlich ausgelöst
werden. Andere als wirbellose

Ticre kamen hierbei jedoch nicht in Betracht.

Da gelang es zur allgemeinen Überraschung im Iahre 191l) Bataillon, auch die Keimzellen eines Wirbeltieres, des Frosches, künstlich zur Entwicklung ohne Befruchtung zu veranlassen. Er stach Eier vom Grasfrosch mit einer feinen Platinnadel vorsichtig an und überspülte sie mit Wasser. Dieser geringfügige Reiz regte die weiblichen Fortpflanzungszellen zur Teilung an, und die Teilung ging schließlich in eine regelrechte Embryonalentwicklung über. Aber noch bevor sie ganz abgeschlossen war, begann sich die Ausschaltung des Männchens bitter zu rächen. Denn von 10lXX) Eiern hatten nur 122 die Kraft, sich bis ins Kaulquappenstadium durchzuschlagen, und von diesen 122 Auserwählten bildeten sich nur 3 zu Vollfröschen um, alle andern ließen vor der Verwandlung ihr Leben. Die Froschversuche fanden bald darnach von andrer Seite Bestätigung.

Inzwischen hat Oskar Hertmig (Berlin) zeigen können, daß durch eine besondere Art von R a d i - umbehandlung das Frosche! gleichfalls zu parthenogenetischer Entwicklung veranlaßt wird. Schon vor zwei Iahren hatte der ausgezeichnete Berliner Biologe experimentell bewiesen, daß die Kcrnsubstanzen männlicher und weiblicher Fortpflanzungszellen, in deren chromatischen Bestandteilen man mit Recht die materiellen Träger der elterlichen Eigenschaften erblickt, durch die Emanationen des Radiums in ihrer Gesundheit schwer geschädigt werden, während das Plasma der Keimzellen so gut wie gar nicht angegriffen wird. Zwar verrieten bei mikroskopischer Untersuchung sowohl männliche wie weibliche Fortpflanzungszellen (Spermatozoen und Eier) durch nichts, daß sie der Wirkung von Radium ausgesetzt gewesen waren. Was insbesondere die Samenfäden anging, so waren sie selbst nach 23stundiger Bestrahlung mit einem verhältnismäßig starken Radiumpräparat noch ungemein lebhaft, fielen, wenn sie mit Eiern zusammen-

gebracht wurden, sofort über sie her,
führten auch die Befruchtung ganz
regelrecht aus. Wenn aber dann
die Entwicklung des Eies anhub,
ergaben sich beträchtliche Abwei-
chungen vom normalen Verlauf.
Waren Samenfäden und Ei mit
Radium behandelt worden, so stand,
je nach dem Grad der Bestrahlung,
die Entwicklung entweder schon am
zweiten Tag still oder schloß mit
der Erzeugung deformierter lebens-
unfähiger Zwerglarven. Wurde
dagegen eine bestrahlte Samen-
zelle mit einem gesunden Ei
oder eine bestrahlte Eizelle mit
einem normalen Samenfaden zu-
sammengebracht, so daß im Be-
fruchtungsakt ein gesunder und ein
kranker Kern mit einander ver-
schmolzen, so wies (in beiden Fällen)
die Entwicklung nur im Anfang
eine bedeutendeVerschlechterung auf.
Nachdem ein gewisser Tiefpunkt
erreicht war, schien die üble Radium-
wirkung gleich einer bösartigen In-
fektion verpufft zu sein, die Ent-
wicklungskurve stieg wieder an und
die Larven wurden über drei Wochen
alt, hatten auch im wesentlichen
durchaus normal gebildete Innen-
organe. Nur ihre durchweg geringe
Größe und die Neigung zur Bauch-

wassersucht verrieten noch ihre Abstammung von einem radiumkranken Teil.

Das auffallendste aber war, daß die Entwicklung sich um so günstiger gestaltete, je stärker der Samenfaden (oder das Ei) bestrahlt worden war. Das trat besonders deutlich bei Versuchen hervor, die Hertwig soeben in den Sitzungsberichten der Berliner Akad. d. Miss, veröffentlicht. Es wurde hier nicht mehr Radium zur Behandlung verwendet, sondern ein neues radioaktives Element, Mesothorium, das die gleichen Strahlen wie Radium ausschickt, aber den! Autor in Mengen zur Verfügung stand, die 4 und 8 mal stärker waren als die früher verwendeten Radiumpräparate. Wurden Samenfäden 12 Stunden mit diesem Mesothorium bestrahlt, so waren sie zwar kaum noch bewegungs-, aber eben noch befruchtungsfähig. Merkwürdigerweise nahmen Eier, die mit solch schwerkranken Samenfäden zusammengebracht worden waren, eine fast normale Entwicklung, während Eizellen, die man von ganz kurzbestrahlten Spermatozoen befruchten ließ, die schwersten Schädigungen aufwiesen. Woher kommt das? Hertwig hat auf Grund subtiler Serienversuche eine sehr geistreiche Erklärung gefunden: die Ei- und Samenzellen werden, wenn ich so sagen darf, durch die Radium- und Mesothoriumstrahlen gewissermaßen kastriert, d. h. ihre Kerne werden geschädigt und zwar um so gründlicher, je stärker das Präparat ist, das zur Bestrahlung verwendet wurde. Ein schwerkrankes Spermatozoon wirkt infolgedessen auf ein gesundes Ei ungefähr wie ein kernloses oder wie der Stich mit einer Platinnadel, d. h. es gibt den Reiz zur Entwicklung, aber letztere vollzieht sich unter Führung des gesunden Eikerns allein. „Eine Entwicklung aber, die von rein weiblichen Kernen geleitet wird, ist eine parthenogenetische." Die nämliche Situation liegt vor, wenn ein schwerkrankes Ei mit einem gesunden Spermatozoon befruchtet wird; auch in diesem Fall nimmt die Entwicklung einen nahezu nor-

malen Verlauf. Hier ist eben das
Ei durch die heftige Bestrahlung
sozusagen entkernt worden. Wenn
nun auf ein solches Ei ein gesunder
Samenfaden losgelassen wurde, so
war der nämliche Zustand geschaffen
wie in den berühmten älteren
Schüttelversuchen unseres Autors
und Boveris (Würzburg), wo
Seeigeleier durch heftiges Schüt-
teln in kernhaltige und kernlose
Stücke zerlegt worden waren und
die zur Teilung an sich ganz un-
fähigen kernlosen Protoplasma-
fetzen dadurch entwicklungsfähig ge-
macht wurden, daß man sie mit je
einem Spermatozoon sich verbinden
ließ. Derartig künstlich befruchtete
Eitrümmer konnten ja auch bis ins
Larvenstadium fortgezüchtet werden,
obgleich an der Leitung ihrer Ent-
wicklung nur der Spermakern be-
teiligt war Die Radiumbehand-
lung ist also ein vorzügliches Mittel
zur Entkernung einzelner Zellen
und, da der Kern der Träger der
Vererbungssubstanzen ist, zur Zer-
trümmerung des gesamten Eigen-
schaftenmaterials,das von den Eltern
herstammt Es steht zu erwarten,
daß man hieraus bald auch praktische
Vorteile ziehen wird.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein—Berlin.

August Strindberg, der größte Dichter Schwedens und der größte Mensch unter Schwedens Dichtern, hat seinen Lebensgang zu einem Lebenskampf gegen allerlei Korruption in seinem Vaterlande gemacht. Der Siegespreis aus diesem Kampf ist eine Anschauungswelt, zu deren Achse und Hebel sein Sich-Selbst-Erleben geworden,sowie seine „Persönlichkeit" zur Zentralquelle seines Schaffens. Die Summe dieser menschlich großen, dichterisch reichen Persönlichkeit in der Summe seiner Arbeit für unsere Leser zu ziehen, soll heut meine Aufgabe sein. Dieser Persönlichkeit, gerüstet mit allen Attributen des Genius, dessen Würdigung und Wertung so viel Erlesenes und Erleuchtetes in Dichtung und Wissenschaft ergibt.

Die Summe seiner Arbeit ...

Es ist mehr als bloßes Verleger-Verdienst; es ist ein Literatur-Denkmal, das der VerlagvonGeorgMUller—München sich gesetzt, indem er diesen, heut schon fast unabschätzbar großen Kunstblock in den Besitz der deutschen Literatur geleitet hat. In einer Auslese und Ausstattung, deren vornehme Haltung dem Bibliophilen zum Entzücken wird, sind bisher weit über 30 Bände: dramatische und erzählende Dichtung, wissenschaftliche Untersuchungen, einheitlich übersetzt von EmilSchering, erschienen und in jedem Einzelband für einen vergleichsweise mäßigen Preis zu haben.*) Kaum viel mehr als die Hälfte dessen, was Strindberg bis heut geschrieben. Und jenen ungemein breiten Resonanzboden, dessen er von je für die Klänge seiner Seelenmelodien bedurft, hat er damit in der ganzen Kultmwelt gefunden. Vornehmlich mit seinen fünf Bekenntnisbüchern— eine fortgesetzte Selbstbiographie von grandiosem Zuschnitt und Charakter.

Mit der erschütternden Dichtung „Der Sohn einer Magd" setzt sein Lebensbild ein: Unter zwölf Kindern der Drittgeborene, lebt Io-

han in Kindheit und Iugendzeit
eine einzige Kette von seelischen
Leiden, Entbehrung, Drangsal und
— später — Stiefmuttertücke.
Durchbebt von dem Schmerz der
Erinnerungen, gepeinigt von der
Erinnerung der Schmerzen schildert
Strindberg diese Zeit. Später eist
mag ihm der kostbare Sinn seiner
Kindheitleiden für Andere auf-
gegangen sein. Denn Erfahrung ist
ein langer Weg und eine teuere
Schule. Immer bemüht, von den
persönlichen Erlebnissen eine klären-
de Nutzanwendung auf die Allge-
meinheit zu finden, zieht er aus den
äußeren Ereignissen die Quadrat-
wurzel innerer Ursachen mit suchen-
dem Scharfsinn und psychologischer
Überzeugungskraft. Ein Evangeli-
um der Pädagogik jeder Mutter,
der die Erziehung ihrer Kinder
verantwortliche Aufgabe ist. Ein
offenes Buch der Kindesseele, in
dem unsere Meister der Schule

*) In dem gleichen Verlage sind,
neben dieser Gesamtausgabe, einzelne
Gruppen der Strindberg-Nerle in seh«
prächtigen Volksausgaben erschienen, wor-
auf mit Nachdruck hingewiesen sei.

sich Lehre und Erfahrung holen sollten. Zugleich geht Strindberg hier dem interessant beleuchteten Problem der Vererbungs-
theoric nach, in der die biolo-
gisch-physiologische Wissenschaft ge-
rade damals anfing, anfechtbare Er-
gebnisse eifrig zu verhandeln. Unerbittlich selbstrichterlich in dem Bestreben „auszusprechen das, was ist", deckt er in seinem zweiten Bekenntnisbuche „Entwicke -
lung einer Seele" die Wege auf, die der nach Erkennen Ringende unaufhaltsam gegangen. Seine Kraft der Aufrichtigkeit, sein Wille zur Wahrheit wirken fas-
zinierend. Freilich: für die Damen von 5acre cneur und ihre Zöglinge hat Strindberg diese Bekenntnis-
bücher nicht geschrieben. Aber wer sagt, daß diese frommen Frauen die Fermente des Fortschrittes in der Gesellschaft bilden? Und Fortschritt in jedem strebenden und jedem irrenden Sinne ist das Leben dieses Buches inner-
halb der weiteren Erlebnisse des Dichters. — Fortschreitende Klar-
heit im Reiche der Gedanken, in der Provinz der Philosophie. Iener Proteus aber, der sich Leben nennt, jene Hemmungen, die sich des Dichters Entwickelung zur Höhe seiner intellektuellen Möglichkeiten feindlich entgegen-
stellen, entschleiert er uns nirgend intimer und aufrichtiger, als in dem Buche „Die Beichte eines Toren", das durch die Welt hin berühmt geworden. Hier ist vor allem seine sublime Erzähler-
Kunst zu bewundern,die so allvermö-
gend ist, daß das intimst Unsagbare zum selbstverständlichen Ausdruck wird; daß unter seiner Feder die Schmutzwäsche der Familie und Ehe literaturfähig wird. Indem er das Verständnis für die Ver-
kettung seelischer Zustände und äußerer Umstände weckt, führt er, selbst hier, zum reinen Genießen ihrer künstlerischen Darstellung. Damit erhebt seine sittliche Kraft grade in diesem Buche des Ehe-
Elends sich zu einer Höhe der warnenden Wahrhaftigkeit, der Lebenstreue in dem, was auf

Andere erziehlich wirken soll, wie
nur die reine Absicht in tiefem
Schmerze sie zu geben hat. Denn
der brennendste, schamverhüllte
Schmerz hat diese Beichte diktiert;
der Schmerz, der den Adel der
Menschennatur wägt — geht sie
darin unter, so war der Adel nicht
echt. „Die Beichte eines Toren"
hat man in der ganzen Welt gelesen,
in der ganzen Welt als unmoralisch
verschrien. Was heut nicht mehr
verständlich ist. Die Meinung
von Oskar Wilde: „moralische oder
unmoralische Bücher, dergleichen
gibt es nicht. Bücher sind gut
geschrieben oder schlecht geschrieben
— sonst nichts." ist zwar sehr cum
ßranc» 32li3 zu nehmen, denn
ein Buch „ist" nicht, ein Buch
„wirkt" und kann in derWirkung
auf Andere sehr wohl moralisch
oder unmoralisch sein. Hier aber
bleibt die Absicht der Dichtung
so unverkennbar, so zweifellos rein,
daß nur Verständnislosigkeit zum
Zelotismus in der Ablehnung
werden konnte.
Sein weiteres Bekenntnisbuch
„Inferno"— „Legenden",
eines der mitteilsamsten Bücher
Strindbergs, enthüllt mit packender
Darstellungskraft Lebensbilder von

abwechselnd verzweifelter Düsterkeit, greller Beleuchtung und munterer Laune: Harlequiniaden des Verhängnisses Iener, die sich ausgestoßen fühlen aus der Heimat des Glückes und der bürgerlichen Ehrbarkeit. Alte Freunde in der Fremde, die auf neuen Wegen irrend suchen nach Licht, nach Brot, nach des Lebens Rätsellösungen.

Das letzte Bekenntnisbuch „E n t-zweit — Einsam" schildert Erlebnisse, die des Dichters Blut und Mark zehren. Was er bis jetzt gelitten, war nur Entwickelung; was jetzt in ihm sich vollzieht, ist Schicksal. Aber auch hier der starke Mut zur Wahrheit gegen eignes Verschulden, gegen Schwäche und Haltlosigkeit. Er enträtselt die unfreiwillige Logik der Geschicke in der anscheinend vernunftlosen Wirrsal der Geschehnisse, die nicht vorübergehen, ohne peinliche Trübungen in dem Spiegel seiner leidheimgesuchten Seele zurückzulassen: es ist die Trennung von der Frau, die sein Leben zur Hölle gemacht und abwechselnd zum Paradies; die er haßt und liebt; deren rachsüchtige Bosheit jede Güte verschlingt und in jede Wunde ihre Haken schlägt. Bis er seine Einsamkeit wiedergewonnen, die er lebt, wie er vordem seine Stürme gelebt hat.

Nach den Bekenntnisbüchern sind Strindbergs Gesellschaftsdichtungen stofflich das Interessanteste unter seinen Werken. Und hier wieder das weithin bekannt gewordene „Schwarze Fahnen". Schwarze Fahnen — dieses furchtbare Weltgericht über alles, was faul ist im Staate der „guten Gesellschaft" unter dem Deckmantel der „guten Sitte". Von der Größe seines Wollens getragen, wächst sein heißer Zorn hier zu vernichtender Kraft gegen das Heucheln und Meucheln, das Zungenmorden und Gedankenlynchen in Beruf, Gesellschaft und Familie.

Das redende Gewissen seines Volkes, seiner Zeit und ihrer Verbrechen! Vielleicht niemals hat Schweden einen größeren Kampfdichter, einen treueren Sohn seiner Gauen gehabt, als diesen leidenschaftlichen Rufer

zur Umkehr, zur Einkehr. Gehetzt, verfolgt, erschlagen hat seine Heimat diesen Richter ihrer Heimlichkeiten und sein Werk — verschlungen. So, daß der Idealist in ihm jede weitere Verbreitung daheim untersagte! Nur in Deutschland ist sein Werk neu aufgelegt worden.

Alle seine Gesellschafts-Dichtungen : „Das rote Zimmer", „Die gotischen Zimmer", beide von bezauberndem Chaime der humorvollen Erzählungen aus der Welt der Boheme; „D i e Inselbauern" — eine stille, fein beobachtete Schilderung der unabsichtlich waltenden Natur im Leben der Landbewohner; „Am offenen Meer" — das Schicksal eines Forschers, der um seine Entdeckung sich bestohlen sieht und von seinen Enttäuschungen in den Tod getrieben wird; „Heiraten" — eine Reihe Novellen, die das Entzücken Nietzsches geweckt haben; „Drei moderne Erzählungen" — die zu seinen glücklichsten Eingebungen gehören, das alles wird von dem gleichen Geist einer werbenden Treue, von dem gleichen flammenden Zornmut gegen

entwickelungsfeindliche Verderbnis
getragen.
Von seinen zahlreichen Büchern,
deren Stoffe aus fernen Zeiten
und Ländern geholt sind, möchte
ich hier nur die erlesensten Bände
nennen: „Schwedische Schick-
sale und Abenteuer", —
die den Dichter in ganz fremder
Beleuchtung zeigen; „Historische
Miniaturen" und „Schwe-
dische Miniaturen" — Bände
voll köstlicher Erzählungskunst und
reichem wissenschaftlichen Inhalt.
Denn die Edelreife seiner Meister-
schaft spricht sich nirgend reizvoller
aus, als in seinen Miniatur-Arbeiten:
Novellen, Skizzen, die man mit
immer wachsendem Entzücken liest.
Das wäre von ungefähr ein
Querschnitt durch die
Summe der dichterischen
Arbeiten Strindbergs.
Rechnet man dazu noch an die
zehn bemerkenswerte
wissenschaftliche Bücher
und zwölf Bände Dramen,
so ergibt sich annähernd die
Vollsumme seiner Werke, so-
weit sie bisher in deut-
scher Übersetzung bekannt
sind. Vieles aber ist über-
haupt noch nicht nach Deutsch-
land gekommen — auch Bühnen-
werke. Um so mehr In-
teresse werden unsere
Leser an dem noch ganz
unbekannten Strindberg-
Einakter nehmen, den
sie im Tert unserer
heutigen Nummer ab-
gedruckt finden!
Wenn man früher in Strindberg
den Vater der „veristischen" Schule
gesehen, so muß man das in einem
abschließenden Urteil revidieren. In-
sofern, als die heutige Dichtung,
insbesondere die des Nordens, unter
Verismus etwas ganz anderes ver-
steht, als vor einem Vierteljahr-
hundert. Der Verismus von damals
ging den Schleiern zu Leibe, die
der Mensch über seine Natur
undseinEm p fi n dung sieben
zu breiten von Erziehung her ge-
wohnt war. Die Heutigen sehen
in dem „Verismus" der Dichtung
nur die unverschönte Wahrheit
der Dinge, der leblosen Welt

um uns her, im Freilicht ihrer natürlichen Daseinsbedingungen, ihrer unveredelten Bodenständigkeit, wie sie Gottes Regen und Sonne hat erwachsen lassen. Diese „Freiluftbewegung", von Amerika nach Skandinavien gekommen, wo sie von einer wachsend starken Schule mit hingebender Liebe gepflegt wird, hat mit Strindberg nichts zu schaffen. Er ist auch nicht „Heimatdichter" — wenigstens keiner von denen, die der Zufall eines geographischen Ausgangspunktes und die Fähigkeit: Schollen und Schollenmenschen äußerlich abzuschreiben, dazu gemacht. Strindberg ist nur Kämpfer,
Heimatkampfer, Kulturkämpfer. —
Kampfdichter! Kulturdichter!
Und weil dieser Kampf ihm heilig und Kultur ihm Ziel ist, si n d alle Waffen ihm recht, um
dieses Ziel zu streiten.
Darum wagt er alle Mittel,
denn sie bleiben ihm
lediglich Mittel. Die Entschleierung menschlicher Heimlichkeit und Scham, die dem „Naturalismus" übelgewollter Zweck war, ihm ist sie, und auch nur ungern

benützte, Rüstung zur Abwehr der rauhen Einfälle menschlicher Bosheit in der Menschen friedloses Leben. Dagegen wird man Strindberg zu Recht als den Vater dermoder-n en Bekenntnisliteratur ansprechen — an Rousseau wird hoffentlich hier niemand erinnern wollen. Und wenn heut ein großer Teil unserer Literaten mit ungleicher Potenz, aber gleicher Absicht in ihren „Dichtungen" einen bekenntnishaften Unterton mitschwingen läßt, so wird man das als eine Fernwirkung seiner außerordentlich starken Persönlichkeitskunst einzuschätzen haben. Nur, daß Strindberg, — in seinem Können von einer Grenze nirgend eingeengt — auch alles wollen darf. Was aber „dem großen Meister der Gewagtheiten" erlaubt war, ist jenen zahllosen ganz und gar Nichtgroßen ganz und gar zu versagen. Jenen, die mit den Irrungen ihres vermessenen Wollens gefährlicher werden, als durch die Irrungen ihrer beschränkten Tat. All diese Vielzuvielen hat Strindberg unfreiwillig irregeführt. Auch solche, deren Persönlichkeit zwar einen Durchschnitt überragt, deren Ingenium gleichwohl nicht stark genug ist, ihrer Zeit ein Signum aufzuprägen. Aber für seine Nachtreter ist niemand verantwortlich zu machen.

Unzweifelhaft auch scheint mir, daß Strindberg mit seiner selbsterworbenen Kunstkultur die ganze breite Literaturepoche seiner Heimat befruchtet hat. Alle haben sie von ihm gelernt! Und wer von ihm nichts gelernt hat, der hatte wohl auch nicht viel zu vergessen. Anerkannt ist das ja freilich nicht worden — in seiner Heimat am wenigsten.

Ist solchermaßen sein unablässiges Kämpfen gegen Mißstände eitel Verdienst, so hat ihm sein jähes Anstürmen gegen anfechtbare Traditionen mit Recht viel Abwehr eingetragen. Denn Irrungen erkennen und selbst Irrungen überwinden, heißt noch lange nicht: beglaubigte Wahrheiten gefunden haben. Auch seinsumm arisches Verurteilen der Frauenbewegung

war nicht ohne Einschränkungen hinzunehmen. Aber w i e er gegen deren Auswüchse ankämpft, ist herzerfrischend, ist von hohem Kulturwert. Auch hinsichtlich der Nora-Wut unter den „Unverstandenen", bei denen Instinkt und Reflerion stets in unfruchtbarem Kampfe liegen, wo Pflicht und Lebensforderung akut werden.

Ein Wort noch von der Übersetzung, die mit nachfühlendem Eingehen auf die dichterische Wortkunst und ihre begriffprägenden Absichten das erreichbar Höchste erreicht hat. Eine Terminologie von unbegrenzter Spannweite, und eine bewunderungswürdige Diskretion in der linguistischen Anpassung.

Theater-Rundschau.

Von Otto Neumann-Hofer.

So weit ich über die Theater rundschaue, die beiden Beherrscher des vorigen halben Mondes, Hermann Bahr und Wilhelm Schmidtbonn, deren jüngste Erzeugnisse ich das vorige Mal zu betrachten versprach, erblicke ich nicht mehr. Sie sind nach kurzem

Bühnenleben an einem Eiseshauch verblichen: der Gleichgültigkeit des Publikums. Dieses vielgeschmähte Publikum — ich meine damit nicht das Premiörenpublikum, sondern das große vieltausendköpfige Publikum, das die Dutzende und Hunderte von Aufführungen macht — zeigt, so wetterwendisch es sei, einen beharrenden Grundzug, auf den sich der Autor wie der Direktor verlassen kann: es läßt sich von ganzen Kerlen gern überrumpeln und verabscheut die Halbheiten. Es ist wie ein Weib: Schwächlinge (und wären es solche von edelstem Geblüt) mißhandelt es in grausamer Launenhaftigkeit, starken Fäusten (und wären sie von plebejischer Grobheit) gibt es sich willig hin. Früher einmal habe ich das Publikum mit einer Doppelharfe verglichen, deren beide Saitenregister von seinen cdelen und seinen gemeinen Instinkten widerklingen. Wer lauten Widerhall, auf der einen oder der anderen, erwecken will, muß fest in die Saiten greifen; dem zaghaften Spieler bleiben sie stumm.

Bahr und Schmidtbonn sind an ihrer Halbheit gescheitert, oder auch an ihrem schwächlichen Saitenspiel. Bahr wollte mit dem „Tänzchen" eine satirische Posse schreiben, aber die Posse zerflatterte ihm in feuilletonistische Geistreicheleien; Schmidtbonn wollte im „Zorn des Achilles" elementare Leidenschaften verkörpern, aber der etwas engbrüstige Ästhet brachte es nur bis zur Selbstbespiegelung des Übermenschen in der Einbildung. Über diese Halbheiten quittierte das Publikum mit achtungsvollem Achselzucken, und auch wir werden kaum etwas besseres tun können; höchstens, daß »vir bei späterer Gelegenheit nach dem Buche zu einem Gegenbeispiel zeigen, wie ein geistvoll gedachter Zug durch matte oder unsichere Linienführung um seine angeborene Tugend gebracht werden kann; — beide Bücher sind nämlich reich an solchen Beispielen.

Wie man eine satirische Posse für den Erfolg macht, könnte Hermann Bahr von den Herren Lothar Schmidt und Heinrich

Ilgenstein lernen, wenn ihm
das nicht sein schriftstellerisches Fein-
gefühl wahrscheinlich verbieten
würde. Iene beiden Herren leiden
an nichts weniger als an Zwie-
spältigkeit und Schüchternheit und
haben in ihrer Posse „li^t juztitia",
die das Repertoire des „Neuen
Schauspielhauses" beherrscht, dem
Publikum in die Saiten gegriffen,
daß es quietschte. Ob der Publikums-
instinkt, der von ihnen geweckt
wird, zu den mehr oder weniger
edeln gehört, wollen wir dal'in
gestellt sein lassen, jcdcsfallo ist
er ein sehr realer und heute mehr
denn je aktuell: der Instinkt der
Abneigung gegen Polizei, Büro-
kratie, Klassen- und Formaljustiz.
Die Verfasser reizen und peitschen
diesen Instinkt auf mit allen Mitteln,
die persönliche Wut und persönliches
Rachebedürfnis einem polizeilich und
gerichtlich chikanierten Schriftsteller
eingeben, und leider ohne alle jene
Hemmnisse, die schriftstellerischcl
Wohlanstand (von künstlerischer Ge-
staltung zu schweigen) dem selbst-
bewußten Mann der Feder bereiten.
Auch Bahrs Satire ist aus dem
Haß geboren, aus dem Haß gegen
den ostelbischen Junker 2 Ik Iagon,',
(den er übrigens, wie sein Etück

beweist, nur sehr oberflächlich kennt), aber Bahr wünscht stets daran zu erinnern, daß er wisse, was er seiner Feder schuldig ist (für den Erfolg seines Stückes die verhängnisvolle Schwäche). Lothar Schmidt und Ilgenstein dagegen speien wahllos gerechte und ungerechte Invektiven, alte und neue Schlagwörter, gute und schlechte Witze, Züge aus dem Simplicissimus und der Gerichtsreportage den „serbischen" Polizei- und Gerichtsbehörden ins Gesicht, und wenn sie ihr Stück entschuldigend eine „Kriminalg roteske in 3 Instanzen" nennen — die drei Instanzen sind die Polizei, das Straf- und das Revisionsgericht — so empfindet man doch aus den Verzerrungen der Groteske sehr selten den Humor, aber fast immer den flammenden Haß. Die humoristische Überlegenheit ist zum Dekorationsmaler geflohen, der den Sitzungssaal des Reichsgerichts sehr amüsant mit Paragraphenzeichen, Augen des Gesetzes, malerisch verschlungenen Ketten und sonstigen Emblemen der Rechtsprechung und des Strafvollzuges tapeziert hat. Selbst die Pointe, in die das Stück ausläuft, ist kaum eines besseren Witzblattes würdig: der angeblich Gemordete ist nicht gemordet, er stellt sich vergnügt und lebendig dem Revisionsgericht und glaubt, durch die Tatsache seines Vorhandenseins bewiesen zu haben, daß der zum Tode verurteilte angebliche Mörder kein Mörder ist. Aber er irrt sich; das Revisionsgericht darf in die Materie selbst nicht eindringen, es darf nur auf Grund von Formfehlern das Vorderurteil aufheben; für das Gericht bleibt der eine tot und der andere ein Mörder und das Todesurteil bestehen. Endlich findet sich der „Formfehler", der die Aufhebung des^. Todesurteils gestattet: der Inkulpat ist verurteilt als ein „Bogumil Stephan Kleinholz", und der Taufschein weist ihn aus als einen „Stephan Bogumil Kleinholz". Ietzt ist es offenbar, daß er ein anderer ist als der, der er ist. So etwas bejubelt das Publikum, aber nur, weil das wutschnaubende Temperament der Autoren es über-

rumpelt hat; freilich verfliegt der
Eindruck, denn nach einiger Zeit
schämt man sich seiner, dennoch
ist er ein unwiderleglicher Beweis,
wie schlecht die Sache sein muß,
gegen die die Autoren kämpfen.
Aber am Ende ist dieser Racheakt
gegen Zensur und Presserichter doch
ein Unglücksfall für den guten
Geschmack, ein weiterer Beweis
für die Verwerflichkeit der Theater-
zensur.

Unerfreulicher wird das Bild,
wenn die Erfolgsspekulation sich auf
gemeinere Instinkte richtet. Bei
Bahr und den Dioskuren Schmidt
und Ilgenstein kann man mit eini-
gem guten Willen an ein schatten-
haftes Abbild von Beaumarchais
und Figaro denken und den Wider-
hall im Publikum als Zeichen
wachen Bürgersinnes schätzen.
Wenn aber dasselbe Publikum sich
in einen johlenden Haufen flanellner
Philister verwandelt, weil ihr De-
votionsinstinkt vor der Aristokratie
der Geburt gekitzelt wird (wie in
dem Schmarren „Heiligen-
wald", der ohne jeden Witz, aber
mit Schönthanschem Behagen über
die Bretter des „Neuen Schauspiel-
hauses" albert) oder vor der Aristo-
kratie des Geldes (wie in dem Roth-

schildschen Familienschwank „Die fünf Frankfurter", den
Franz Reßner 2I125 Karl Rößler
fürs Hebbeltheater mit zuviel komödiantischem Behagen, aber mit ansehnlichem Witz gezimmert hat), dann wundert man sich, daß dieses Publikum für Erzeugnisse echten schriftstellerischen Geistes zu haben ist.

Und doch ist dem so. Immer wieder kann man sich überzeugen, daß man am Berliner Publikum nicht zu verzweifeln braucht. Haben die Macher auf seiner Werkeltagsharfe genug Geräusch gemacht, dann holt es seine Festtagsharfe vor, und nicht immer bloß an Festtagen.

In den Kammerspielen des „Deutschen Theaters" wurde eine Dramatisierung von Peter Nansens alter bekannter Novelle „Eine glückliche Eh e", die ganz wie ein von Anbeginn dramatisch entworfenes und gedachtes Werk wirkt, und im Lessing - Theater der nicht mehr ganz junge Schnitzlersche Einakter „Comtesse Mizzi oder der Familientag" gespielt. In beiden Stücken handelt es sich um die heimliche Polyandrie, und beide Autoren begegnen sich in der künstlerischen Gelassenheit, mit der sie den Vorwurf gestalten. Damit hört die Ähnlichkeit auf. Der Däne kennt nichts als das Schauen seines Künstlerauges, und selbst die lächelnde Ironie, die um seine Männer gebreitet ist, hat nichts Absichtsvolles, sondern löst sich, wie ein Duft aus einer Blume steigt, aus dem ebenso spaßigen wie naturnotwendigen Sachverhalt los, wie ein Männchen nach dem andern sich mit guter oder schlechter Manier in das Los fügen.muß, von dem girrenden Frauchen ein- und abgesetzt zu werden. Dem Österreicher ist die künstlerische Gestaltung nur Mittel zum Zweck; er hat eine Tendenz oder gleich zwei: die Polyandrie soll als gleichberechtigt mit der Polygamie erwiesen werden, und nicht nur als gleichberechtigt, sondern als vorberechtigt, denn die Frau hat noch ein Kapital von Liebe und Selbstachtung, dem Manne ist beides

verloren gegangen! Der Däne ist heiter, unbefangen und versöhnlich, der Österreicher bitter, voreingenommen und verletzend. Zudem hatte ihm das Lessing-Theater keinc gute Nachbarschaft gegeben; es hatte ihn mit Schönherrs „Erde" zusammengespannt. Dieses Bauern-Drama, das sich eine „Komödie des Lebens" nennt, ist zehn Jahre alt; auch wurde es vor vier oder fünf Iahren schon einmal in Berlin gespielt, am damaligen „Hebbel-Theater"; es wirkte heute wie am ersten Tag. Dieser wortkarge Hymnus auf kernhafte Männlichkeit wird ein Iuwel der deutschen Bühne bleiben. Auch Schönhert ist Österreicher wie Schnitzler, beide leben in Wien, beide sind Ärzte von Beruf. Während der eine in der ersten Theaterstunde sein altes Lied von der erotischen Vertrottelung der europäischen oder doch wenigstens österreichisch-ungarischen Männlichkeit singt, richtet der andere am selben Abend und am selben Orte in der zweiten Theaterstunde das wundervolle Symbol überwindender Manneskraft auf: der scheinbar Todkranke zerhackt mit eigner Hand seinen Sarg, um den Ofen zu heizen. O du mein Osterreich!

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Zahlen beweisen. Neben all den Diskussionen, Argumenten, Für und Wider, den Befürchtungen und Hoffnungen, den Bekenntnissen, Bejahungen und Verneinungen, den Dogmen und Zweifeln, die, wie jede neue Lehre, auch die Frauenbewegung begleiteten, und bis auf den heutigen Tag begleiten, wo bereits von fern her erreichbare Ziele sichtbar geworden, wo der schwere Aufstieg nach dem gelobten Land manch einer unermüdlichen, unerschrockenen Wegwanderin beinahe gelungen, wird es gut tun, einmal die Statistik der Frauenorgamsationen zu betrachten. Das wird bangenden, zagenden Seelen Mut und Kraft und Vertrauen verleihen und das Selbstgefühl der andern stärken, die tapfer ausschreiten, aber im stillen Kämmerlein doch manchmal denken mögen: Wird's auch gelingen? Wird's wirklich einmal wahr werden? Werden wir das gelobte Land freier, gesunder, menschen- und frauenwürdiger Daseinsbedingungen erreichen?

Auch Mose sah, als er den Berg Nebo endlich erklommen, das Land nur, ohne es zu betreten ... die Statistik der Frauenbewegung bringt unseren Höhenwanderinnen beruhigende Zahlen. Sie ist im Kaiserlichen Statistischen Amte hergestellt, bietet also, sofern dies überhaupt möglich ist, bei einem ebenso weitverzweigten als völlig neuwertigen Material die sichersten Garantien für Genauigkeit und Gründlichkeit. Aus dem Iahre 1909 stammend, haben sich allerdings die Zahlen dieser Statistik wohl hie und da verändert und sind, wie man bei der erfreulichen Fortentwicklung der Bewegung annehmen darf, vielfach, in Einzelfällen sogar bedeutend gestiegen, doch im wesentlichen nicht so, daß diese „Statistik der Frauenorganisationen im Deutschen Reich" nicht noch ein klares, präzises Bild von dem heutigen Stand der Frauenorganisationen geben würde. Iedenfalls bedarf diese ebenso interessante, wie lehrhafte Bearbeitung des Kaiserlich-Statistischen Amtes vorläufig keine berichtigenden, er-

weiternden Feststellungen, die eine neue Ausgabe erforderlich machen würden. Als besonders bemerkenswert erscheint in erster Reihe, daß es schon im Iahre 1909 im Deutschen Reiche 1115351 organisierte Frauen gab, die in Reichs-, Landes- und Bezirksverbänden,Vereinen und neuerdings im Bund der Frauenvereine in dieser imposanten Zahl eingegliedert sind, wovon 13,4 Prozent der Gesamtzahl den Bundesvereinen angehören. Die Erhebungen des Kaiserlich-Statistischen Amtes umfassen: 2) die Berufsorganisationen, d) die Organisationen mit charitativen und sozialen Zwecken, c) die Organisationen mit Frauenbildungszielen, 6) die Organisationen mit politischen Zielen, e) die Organisationen der allgemeinen Frauenbewegung. Diese Organisationen wurden in sechs Gruppen geteilt. Es wurden nach ihrer Einzelbestimmung gezählt: Reichsverbände, Bezirksverbände, Ortsvereine und zwar

erstens: Allgemeine Frauenbewegung: 6 Reichsverbände, 27 Bezirksverbände, 2207 Ortsvereine, zweitens: Berufliche Organisa-

tionen 35 Reichsverbände, 190 Bezirksverbände, 4385 Ortsvereine,
drittens: Soziale Organisationen 13 Reichsverbände, 38 Bezirksverbände, 358 Ortsvereine,
viertens: Charitative Organisationen 11 Reichsverbände, 57 Bezirksverbände, 3996 Ortsvereine,
fünftens: Frauenbildungsorganisationen 7 Reichsverbände, 18 Bezirksverbände, 134 Ortsvereine,
sechstens: Politische Organisationen 4 Reichsverbände, 23 Bezirksverbände, 251 Ortsvereine.

Diese Zahlen sind erstaunlich, wenn man bedenkt, daß die ersten Organisationen erst in den 40er und 50er Iahren des vorigen Iahrhunderts ihren Anfang genommen haben, so primitiv, daß man sie kaum ernsthaft in Betracht zog. Genau genommen kann die Grundlage für die Bewegung erst von den 60er Iahren datiert werden, durch die Gründung von Louise Otto in Leipzig: „Der Allgemeine Deutsche Frauenverein" im Iahre 1865, und den Verein „zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes", der 1866 in Berlin durch Lette ins Leben gerufen wurde.

Sieht man von der ältesten dieser Organisationen ab, dem aus dem Iahre 1832 stammenden „Verein für Kleinkinderschulen in Frankfurt a. M.", so sind die aus den 60er Iahren stammenden wohl als der Ausgangspunkt der Frauenbewegung zu bezeichnen, die schon im Iahre 1867 ganz energisch praktischen Zielen zustrebte. Der Allgemeine Deutsche Frauenverein richtete in diesem Iahre zunächst eine Adresse an einen in Hamburg tagenden volkswirtschaftlichen Kongreß, in dem ersucht wurde: „neben den Interessen der Arbeiter die der Arbeiterinnen nicht zu vergessen". Bald darauf richtete man an den Reichstag des Norddeutschen Bundes die Bitte, Frauen im Post- und Telegraphendienst zu beschäftigen, und noch in demselben Iahre wurde in der ersten Generalversammlung des Vereins der Beschluß gefaßt: „an die Regierungen und Kommunalbehörden eine Petition zu richten, daß die bestehenden Unterrichtsanstalten auch dem weiblichen Geschlecht zugänglich

gemacht werden und solche besonders für das weibliche Geschlecht begründet werden sollten, um dasselbe höherer Bildung teilhaftig und besser erwerbsfähig zu machen". Von da ab ging es stetig aufwärts. Der Anfang der 70er Iahre brachte auch die Begründung der Vaterländischen Frauenvereine, die mit ihren hervorragend charitativen Bestrebungen einen außerordentlichen Zuwachs der Organisationen mit sich brachten und andauernd bis in die neueste Zeit hinein bewahren. Erweiterte große Interessen förderten die Zusammenschlüsse. Es war nur selbstverständlich, daß dies sich auch auf die andern Gebiete der Bewegung erstreckte. Schon im Iahre 1872 stand im Vordergrund der Verhandlungen der Eisenacher Versammlung : das Frauenstudium. Und wie herrlich weit wir es seitdem gebracht haben, erhellt aus den Zahlen und den historischen Anführungen der Statistik des Kaiserlich-Statistischen Amtes. Machte sich auch hin und wieder ein Stillstand in der Frauenbewegung bemerkbar, ganz schlummerten die einmal auferweckten Kräfte nicht mehr ein, die gegebenen Anregungen waren auf

empfänglichen Boden gefallen, wurden wurzelfest, keimten, und immer neue Triebe gelangten zur Entfaltung. Zeitweilige Stagnation war wohl nur ein Ausruhen zum Sammeln frischer Kraft, und vom Ende der 80er Iahre an verzeichnet das Kaiserlich-Statistische Amt ein Aufhören des scheinbaren Stillstandes und ein resolutes Wiederaufnehmen der Arbeit, die sich nun zuerst wieder der Frauenbildung zuwendete, Über die Errungenschaften und Fortentwicklung gerade auf diesem Gebiete werden schon die allernächsten Wochen einen wichtigen Einblick gewähren. Im Anschluß an die Ausstellung: „Die Frau in Haus und Beruf" findet vom 27. Februar bis 2. März ein Deutscher Frauenkongreß in Berlin statt. Aus dem Programm der Vorträge, die im Festsaal des Zoologischen Garten-Restaurants stattfinden werden, wo auch die Tages-Versammlungen mit Diskussionen stattfinden, können wir heute schon verraten, daß sie fast alle Gebiete der Frauenfrage umfassen werden. Hauswirtschaftliche Fragen eröffnen die Beratungen, denen sich Bildungs- und Erziehungsfragen, Berufsfragen und die Betätigung der Frauen im öffentlichen Leben anschließen. Die Vorträge der Abendversammlungen werden sich mit der Bedeutung der Frauenbewegung für die berufstätigen Frauen befassen, ferner: die Bedeutung der Frauenbewegung für das Verhältins der Geschlechter, die Konkurrenz der Geschlechter im Berufsleben, die Frau im kirchlichen und religiösen Leben, die Bedeutung der Frauenbewegung für die persönliche Kultur, für die Familie, für das soziale Leben. Diese Vorträge werden von akademisch gebildeten Frauen, oder von solchen gehalten, die aus reichem Erfahrungsschatz und ernsten Studien und eifrigen Beschäftigungen mit diesen Fragen für die ausgezeichnete und sachliche Behandlung dieser Materie bürgen und die Tage des Kongresses und der Ausstellung zu bedeutungsvollen und erkenntnissicheren machen werden.

Ein neuer Akt in dem Drama
der industriellen Konjunktur hat
begonnen. Nach den vielen, „kleinen"
Preiserhöhungen für Stabeisen,
Bleche, und wie die andern Fertig-
erzeugnisse des Eisenmarktes alle
heißen mögen, sind nun in letzter
Zeit zwei „große" Preiserhöhungen
vorgenommen worden. Der neue
Essen-Luremburgische Roheisenver-
band hat den Verkauf seiner Pro-
dukte für das zweite Vierteljahr 1911
zu kräftig gebesserten Preisen frei-
gegeben, und vor allem hat das
Rheinisch -Westfälische
Kohlensyndikat nach jahre-
langer Pause wieder eine Erhöhung
seiner Richtpreise und gleichzeitig
eine Verringerung seiner Produk-
tionseinschränkung vorgenommen.
Damit ist die Konjunktur seitens
der Rheinisch-Westfälischen Schwer-
Industrie offiziell abgestempelt,
und niemand darf mehr daran
zweifeln, daß wir uns tat-
sächlich mitten oder vielleicht schon
gar auf der Höhe einer gewerblichen
Konjunkturperiode befinden.

Nur die Börse, die doch sonst das Gras wachsen hört und in manchen Zeiten jede unbedeutende Preiserhöhung für gewalzte Röhren oder Kesselbleche mit einem Haussejubel begrüßt, scheint mit einem Mal skeptisch geworden zu sein. Glaubtsie,daßdas Kursgebäude nicht mehr tragfähig genug ist, um mit weiteren Hausseengagements belastet zu werden, oder ist ihr vielleicht gar infolge der Kohlenpreiserhöhungen ein gelindes Grauen in die Glieder gefahren? Gibt es doch Börsianer, die manchmal nicht alles das, was sie in der vorigen Niedergangsperiode lernten, bis zur nächsten Hausseperiode vergessen haben. Es brauchen nicht einmal die bekannten ältesten Leute zu sein, die sich bei einigem guten Gedächtnis daran erinnern könnten, daß bei der vorigen und auch bei der vorletzten Konjunkturperiode der Akt, der mit einer Heraufsetzung der Kohlenpreise eingeleitet wurde, derletzte Akt in dem Konjunkturdrama gewesen ist und daß kaum ein halbes Iahr nach der offiziellen Abstemplung der Konjunktur bereits der Umschwung eintrat. Es liegt ja nun einmal in der Preistechnik des Kohlensyndikats begründet, daß die niedrigen Preise (was man beim Rheinisch - Westfälischen Kohlensyndikat so niedrige Preise nennen kann) während eines großen Teils der Konjunktur in Kraft bleiben, während das erhöhte Preisniveau zum Mißbehagen der Kohlenverbraucher noch weit in die Periode des gewerblichen Niedergangs hineinragt. Solche oder ähnliche Gefühle mag die Börse haben, wenn sie jetzt ein wenig außer Atem in ihrem Laufe einhält, trotzdem der Wagen der Konjunktur noch in unverminderter Schnelligkeit weiterrollt.

Die Preiserhöhungen des Kohlensyndikats sind diesmal aber von einer weit schwerwiegenderen Bedeutung, als dies in früheren Iahren der Fall war. Dies wird ersichtlich, wenn man sich die langen Verhandlungen und die großen Schwierigkeiten vergegenwärtigt, welche diesmal dem Beschlusse der Zechen-

besitzer - Versammlung vorangegangen sind. War doch die Außenseiterkonkurrenz des preußischen Fiskus und der außersyndikatlichen Privatzechen neben dem Kohlensyndikat und bis zu einem gewissen Grade im schützenden Bereich der hochgehaltenen Syndikatspreise so erstarkt, daß das Syndikat eine Preiserhöhung nicht mehr aus eigener Kraft dem Konsum diktieren, sondern vorher mit den außerhalb des Syndikats stehenden Kohlenproduzenten eine Einigung erzielen mußte. Der Vorgang hat, soweit die Kohlenpolitik des preußischen Fiskus darin zum Ausdruck gekommen ist, eine mehr als gewöhnliche, vielleicht eine prinzipielle Bedeutung für die Nationalwirtschaft. Hat doch der preußische Staat seine großen westfälischen Kohlenunternehmungen, als er vom Parlamente immer neue und immer größere Geldmittel dafür forderte, gerade mit der Notwendigkeit motiviert, daß er dem Kohlensyndikat und seiner selbstherrlichen Preispolitik auf die Finger sehen müsse. In den Begründungen zu den diesbezüglichen Parlamentsvorlagen war sogar in recht ausgedehntem Maße

Rundschau
mit Worten wie „Allgemeininteresse" und „Schutz der Verbraucher" operiert worden. Ietzt nun, wo die Kohlenmacht des Staates so erstarkt ist, daß sie tatsächlich Einfluß auf die Gestaltung der Kohlenpreise ausüben kann, ist die erste Tat des Kohlenfiskus eine Verbrüderung mit dem Kohlensyndikat zum Zwecke der Verteuerung der Kohle für die heimische Industrie. Als der Staat seine Ideale vom „mäßigenden Einfluß auf die Kohlenpreise" und vom Schutz der Konsumenten den erfreuten Zeitgenossen kündete, hatte er nämlich die Rechnung ohne den Fiskus gemacht. Der Fiskus, der endlich statt der großen Ausgaben für seinen Kohlenbergbau entsprechende Einnahmen in den Etat einstellen will, aber bei dem bekanntlich sehr teueren fiskalischen Betriebe aus seinen Bergwerken bisher nur eine schlechte Rente herauswirtschaften konnte, möchte endlich einmal die den Steuerzahlern abgezapften Millionen verzinsen; dies kann er nur, wenn er höhere Kohlenpreise erzielt. Wie man sich nun auch in dem Widerstreit entscheidet, ob die Kohlenpolitik des Staates vom Standpunkte der Kohlenverbraucher oder vom Standpunkte der Steuerzahler geführt werden muß, die Tatsache bleibt bestehen, der Staat hat dadurch, daß er westfälischer Kohlenproduzent geworden ist, der Nationalwirtschaft nichts genützt. Preiserhöhungen vornehmen konnten die Kohlenproduzenten auch ohne ihn. Und die Konsumenten hätte der Staat vielleicht besser schützen können, wenn er nicht selbst Kohlenproduzent und damit selbst Partei in diesem Interessenkampfgeworden wäre. Lore^5.

herau»aeb« und <N)efredaI>teui: Prof, vi,, Ludwig Lteln !n V«IIn V III, LUH»wul« 5». <IeIef<m «mt «uifiiift Nr, «208). - Ver»ntt»»rU!cher Redakteur: vi,. Lylolu» Vruck In ««»iau, In üfterreich ftl d!e Redaktion «eian!»«rtNch: Richard Iharmatz, Wim IX/I, Por,ell»n» g»Ne 38: ^ lüi d!e H«»u»gal>e: Robert Mohr, Men I, Domgasse 4. — WelioNerttewn« lül Ungarn: «rlll'Iche K, K, Holbuchhandlun» (I. BenKdl, Vudapest V, DoroMia-u!cz» 2. — Ml den ?nIerotenteU oerantwortlich: llarl Kraule In lempelhol-Nerlln. — Verlag und Diu!» der Echlesilchen Vuchdruckere! o, L. Lch»ttlaender, «>«,, «iellou III.

5«^
IIs7»u»8szs!>«n van
l>n>s. I.V0Via 8ILIK

Vezugsbedingungen.

Unsere Halbmonatsschrift Kann durch alle lZuchhandlungen des In- und Auslandes, sowie durch alle Postanstalten und direkt vom Verlage:

5chles. Duchdruckerei, l^unst- und Verlags-ftnstalt
v. 9. 5chottlaondsr 5l o
verlin V^ 10 * vreslau II! * Leipzig

bezogen werden. ^

5lllein-Vertretung für Österreich:
Nobert Mohr, Verlags- und Commissionsbuchhandlung
Wien l, vomgasse 4.

5lIIein°Vertretung für Ungarn:
VrM'sche K. K. lZofbuchhandlung (). DenKo)
Budapest V, vorottva-utcza 2.

Nbonnementspreis pro Quartal (b tiefte) MK. 6.-^
Cinzelherte MK. l —

Neu hinzutretenden Abonnenten wird der Nnkang des Nomons:
..Mchtet nicht "
von Oscar von Schütte
gratis und franko nachgeliefert.

^V5w^
^
^.i.-^,.
')
zileinize Inzewten Hn«i»l!M: inn«nM Nlpesitioil llnsoll llom
N»mbulz, I<e!pl!z, ^zÄebulss, ^»mmum, MncKen. slümbelz, ?l»z,
lll»el<l»u»p5el»l pw 4s mm blüte 2eUe (Ituüoll ^«5e'z l<onn»l seilen.
m«z» llo. 5l 70 N. Lell»8enaebül,len: s du 8 «Ic. '/«.

j^

Dt'ÄKtsiHsAnN» nZon^tsfcHrrifi
Begründer von P,ul ki,n-',u
Herausgeber: Professor T? Ludwig Stein
Achtes. Buchd',,ckerei, Kunst l.nd Verl^,^..!^;
v. S. Schottlae?:d. -. " ^
Berlin * Bresla.« " I^i-: ,
IZten
> .-, «ü,l, »^e><!V»<l«mr!1,.«,lchh<n<ül!,n<»l
» >^t^,^,^!«!!!«.
?6.Jahrg. Bandi4O. Heft ^49 ^r!,>o Mä'.-zdeft ?9I2

^,
OK
^.^->^
FR
—>-^—^-.«,
'chz«^
MD
HB?
^
^^ ,
<A^>
H^ ".
'zF
HF
MD
^ ,^
^it^
^
^M'
5 D
M
HFc
HM
^
^
W
^»^
HF
^M^
>,^.
-^
HB
HF
^
"/^
^«.
^
HA-
M-
-f.'K-
^l/>
? >-?, ^
^,!^
«^^
M^ ,<''
^Ml?n^2V
^»ll.
j^-
.^</i^»^.^

Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G.
Berlin * Breslau * Leipzig
Lützowuf« 5». «. F, stew«ck«.
Wien Budapest
»ob. M«hi. »e^aM.«»!>m>IN.»«uchh»ndlun«< »rill'lche K. ». H-fbuchhandlun«,
36. Iahrg. Band 140. Heft 449 Erstes Märzheft 1912

Siegmund Feldmann:

Herr Iules Cambon.

Der Marokkovertrag ist endlich unter Dach, und jene, die es, unter Zweifeln und Beklemmungen, gezimmert, sehen mit einem nicht ungetrübten Gefühl der Erleichterung auf ihr Werk. Es war eine Arbeit, deren Schwierigkeiten man erst ganz zum Schluß ermaß, als der leise Donner eines Gewitters, das nicht niederging, von England herüberknurrte. Da erst gewannen die Völker den Eindruck, daß man wirklich um Krieg und Frieden gewürfelt hatte, und den »erschrockenen Kannegießern bliesen — die Eroica für zwei Klarinetten gesetzt — die Kissinger Gespräche wie ein verpfuschtes Echo der Emser Vorgänge von 1870 in die Ohren. Es war also bittrer Ernst gewesen! Diese Überraschung verstimmte die Kritik. Man war weder hüben noch drüben zufrieden. Herrn von Kiderlen-Wächter erging es noch glimpflich, da er schließlich nur ein Erbe cum maleticic» inventarü angetreten hatte. Aber mit Herrn Iules Cambon, der von Anfang an dabei war und den ganzen Handel mit eingefädelt hatte, verfuhren seine Landsleute weniger gemütlich. Man verübelte ihm sein „Ctierclion5 ailleurä" und schien nicht abgeneigt, ihm die Schuld an dem „Kongo-Opfer" in die Schuhe zu schieben. Glücklicherweise kam eine Ministerkrise dazwischen, und die gießt in Frankreich immer Öl auf die Wogen patriotischer Entrüstung.

Diese Entrüstung hätte ihm übrigens kaum geschadet, da jede Regierung Wert darauf legen mußte, Herrn Cambon noch länger auf dem Posten zu halten, auf dem er sich seit fünf Iahren so trefflich bewährte. Wäre es nach ihm gegangen, dann hätte er bereits vor 1907 die Berliner Botschaft bezogen. Er hatte schon vor der Abberufung seines Vorgängers Bihourd, ja noch vor seiner Bestallung in Madrid wiederholt den Wunsch geäußert, an die Spree versetzt zu werden. Daraus auf eine außeramtliche Hinneigung zu Deutschland zu schließen, wäre voreilig; eher dürfte man sagen, daß sein Ehrgeiz seinen Wunsch bestimmte. Herr Cambon gefällt

sich in großen Verhältnissen, einer Macht gegenüber, die man nicht, wenn einmal etwas nicht klappt, ohne Gefahr eine Zeitlang kalt stellen kann. Die „laufenden Geschäfte" versjeht er wie ein anderer, aber aus bloßem Pflichtgefühl, ohne Wichtigkeit, ohne Überzeugung, und selbst ein Handelsvertrag gräbt keine Spuren in sein Herz. Er liebt seine Arbeit unter weitem Horizonten. Er liebt Strömungen und Unterströmungen, Völkerpulse, Ideenzüge; er schwärmt für „historische" Politik; er ist, wenn Sie wollen, ein Romantiker.

O, ein Romantiker, dem die Praktiker scharf auf die Finger sehen müssen, ein Romantiker ohne Träume, es sei denn solche, die nur die überlegene Nüchternheit belächelt. Seine blaue Blume sprießt im Garten der Wirklichkeiten, auf dem Beete der Tatsachen, mit denen die französische Staatskunst so glücklich zu rechnen verstand. Es geschah also keineswegs aus Mißtrauen, daß Herrn Iules Cambons Verlangen so lang ungestillt blieb. Im Gegenteil man schätzte auf dem Quai d'Orsay seine Fähigkeiten richtig ein, und gerade deshalb ließ man ihn warten. Man hatte eben eine andere Verwendung für ihn, an einer Stelle, wo es etwas einzuleiten und einzurenken gab. Mit ihm, mit seinem Bruder Paul, der jetzt Botschafter in London ist, und mit Herrn Barröre in Rom hat die Regierung der Republik jene Politik der Entente cnr6i-ilk durchgeführt, die jetzt ihrer Weltstellung zur Basis dient, Italien nach Tripolis geführt und Spanien zum resignierten Sachwalter der englischen Interessen im Mittelmeer gemacht hat. Wie heute noch — wie könnte man auch anders? — wurde damals in Paris nachdrücklichst versichert, daß diese Politik keine feindselige Spitze gegen Deutschland habe. Das mochte und mag richtig sein oder nicht. Allein selbst die blindesten Optimisten werden in dem Bestreben, den deutschen Einfluß in Europa zugunsten des französischen herabzudrücken, einen Ausfluß besonderer Freundschaft für uns kaum erkennen können. Aus diesem Grunde mochte sich bei der Ernennung Herrn Cambons für Berlin mancher gefragt haben, ob dieser Staatsmann, der ein so eifriger Werkmeister der Delcasse'schen Politik war, der geeignete Vertreter Frankreichs am Hohenzollernhofe sei. Die Frage war müßig. Herr Cambon hatte nur getan, was seines Amtes war. Und da er einmal als der Mann galt, den man dahin schickte, wo es etwas einzuleiten und einzurenken gab, war am Ende gerade er der richtige Mann.

Er oder sein Bruder Paul. Es wurde seinerzeit erzählt, daß dieser sich um den Berliner Posten zwar nicht beworben, ihn aber gleichfalls gern angenommen hätte. Das klingt nicht sehr glaubhaft. Im Iahre 1907

hatte Herr Paul Cambon sich so tief in das freundschaftliche Vertrauen
König Eduards hineingespielt, daß er eine der begehrtesten Persönlich-
keiten in der Londoner Gesellschaft und eine der gehörtesten im koreißn
otiice geworden war. Er genoß eine Bevorzugung, auf die er schon im
Interesse seines Amtes gewiß nicht verzichtet hätte. Wenn man ihm dennoch
nachsagte, daß er nach Berlin schiele, so geschah es wohl nur, weil sein
Bruder nach Berlin geschielt hatte. Beide Brüder waren von ihren An-
fängen an durch gemeinsame Anschauungen, gemeinsame Wege, Ziele
und Schicksale dermaßen innig verknüpft, daß man auch in diesem Falle
eine Übereinstimmung der Gedanken annahm. Seit dem ersten Tage
ihrer Laufbahn schien der eine nur für den anderen, oder, richtiger, der
Altere nur für den Iüngeren dazusein, und sowie jener einen Platz räumte,
rückte sofort oder nach einer kurzen Anstandsfrist dieser in die Lücke ein.
Monsieur Iules wurde der Nachfolger Monsieur Pauls in den Präfekturen
von Lille und von Lyon, sowie auf der Botschaft in Madrid, und wo sie
einander nicht ablösten, verfolgten sie in verwandten Ämtern parallele
Bahnen. So warMonsieurIules Generalgouverneur von Algerien,Monsieur
Paul Generalresident in Tunesien. Beide waren Advokatengehilfen,
beide traten gleichzeitig in den Staatsdienst, und beide waren vom ersten
Augenblick darauf bedacht, in allen Erschütterungen auf den Beinen zu
bleiben, alle Wandlungen zu überdauern, es mit niemand zu verderben
und wacker emporzukommen. Das ist ihnen glänzend gelungen.
Zu großem Vorteil gereichte es ihnen, daß sie just zur rechten Zen
begannen, in einer Stunde, da die alte Welt zusammenkrachte und eine
neue junger, tatkräftiger, zugreifender Kräfte bedurfte. Während 1870
der vierundzwanzigjährige Iules Cambon als Hauptmann der Mobilgarden
des Departements 3eine-et>ölalN6 den Kriegspfad beschritt, nahm Iules
Ferry, der Bürgermeister von Paris während der Nationalverteidigung,
den sechsundzwanzigjährigen Paul Cambon als seinen Kanzleichef ins
Rathaus, um das bereits die Sturmvögel der Kommune flatterten. Und
als am 18. März die Kommunards anrückten, um es einzuäschern, mußten
Ferry und sein getreuer Kanzlist die Flucht durch einen unterirdischen
Gang ergreifen, den man erst neulich bei der Erdbewegung der Metropoli-
tanbahn wieder aufgedeckt hat. Sie verkrochen sich über Nacht in den
Katakomben der Kirche Zailit-^eurmin-l'^uxelroi5 und eilten im
Morgendämmer zu Fuß nach Versailles, wo Thiers sofort für den jungen
„Helden" zu sorgen versprach. Bis 1886 blieb dieser Held im inneren
Dienst, munter von Staffel zu Staffel klimmend, aber von der Öffentlich-

keit nur beachtet, als seinKonflikt mit dem General Boulanger ausbrach, dem der chauvinistische Kamm schwoll, weil seiner Ansicht nach Monsieur Paul in seiner Eigenschaft als Vertreter Tunesiens die dort ansässigen Italiener viel zu gut behandelte. Damals war die Sonne der Weltgeschichte über Algeciras noch nicht aufgegangen und der Pakt, der den Italienern Tripolis freigab, noch nicht geschlossen. Noch brannte in Rom die Wunde, die es von der „lateinischen Schwesternation" empfangen hatte, so heftig, daß jede etwas unsanfte Berührung eine gefährliche Krisis herbeiführen konnte. Man erschrak in Paris über den unerwünschten Mahnruf des Generals um so heftiger, als er nicht ganz Unrecht hatte. Die tunesischen Italiener wurden wirklich und werden heute noch mit Sammetpfoten angefaßt, damit sie — eine vergebliche Hoffnung übrigens — ihre eigenen Ansprüche auf das Beylikat vergessen lernen, das sie vorher besiedelt, bebaut und wirtschaftlich erschlossen hatten. Zwar konnte die Regierung die feurigen Attacken einiger allerzeit bereiter Vaterlandserretter in der Kammer und der Presse nicht verhindern: aber es gelang ihr rechtzeitig, den blinden Eifer durch einen energischen Wink zu zügeln und Herrn Boulanger, der damals noch ein bißchen parierte, den Mund zu stopfen.

Und da Paul in Nordafrika einen Konflikt hatte, mußte auch — wenige Iahre später — Iules den seinigen in Nordafrika haben: das forderte der Parallelismus ihrer Dioskurenbahn. Man warf ihm vor, den antisemitischen Ausschreitungen, die im Anschluß an den Dreyfus-bandel, unter seinem Konsulate in Algerien wüteten, Vorschub geleistet zu haben. Ausschreitungen ist nicht das richtige Wort; man kann ruhig von Greueln reden, die dem gelungensten Pogrom nur wenig nachstanden. Veranstaltet wurden sie hauptsächlich von den naturalisierten und nicht naturalisierten Spaniern, der zahlreichsten und kompaktesten Pöbelmasse Algiers, die geführt von dem italienischen Abenteurer Mar Regis unter Anrufung des französischen Rassengefühls fast täglich Iudenhäuser einäscherte, Iudenläden plünderte und in Momenten besonderer Begeisterung Iuden, auch Frauen, aus den Straßenbahnwagen hervorzerrten, um sie zu ermorden. Diese Schreckensherrschaft tobte monatelang fast unter den Augen der Polizei. Mar Regis stapfte, von dem aufgestachelten Haufen als „neuer Iesus" gefeiert, wie ein siegreicher Feldherr über den blutgetränkten Boden der von ihm eroberten Stadt und blieb der Hand der Obrigkeit unerreichbar, der er höhnisch Trotz bot. Oben aber, unter den Palmen seines weißen Palastes, saß der Vizekönig Cambon und sah auf das blaue Meer. Was bewegte ihn? Schlug ihm vielleicht der Romantiker

in den Nacken? Hörte er Völkerpulse jagen? Ideenzüge? Strömungen und
Unterströmungen? Oder wollte er bloß den wilden Parteikämpfen einen
Abzugkanal graben, in dem die politischen Leidenschaften, die ihm dann
über den Kopf wuchsen, sich ergießen konnten? Die Frage steht offen
und nicht nur die Frage selbst, sondern auch die Frage nach ihrer Berech-
tigung. Denn Herr Iules Cambon protestierte wiederholt auf das ent-
schiedenste gegen die Rolle, die man ihm zuschrieb, und es beweist vielleicht
wirklich nichts gegen ihn, daß nach seinem Abgang Mar Regis wie in der
Versenkung verschwand und der Aufruhr wie eine Seifenblase zerplatzte.
Dieses Wunder hatte Herr Lepine, der Pariser Polizeipräfekt, den man
ihm zum Nachfolger gegeben hatte, damit er Ordnung schaffe, gleichsam
über Nacht bewirkt. Demnach hätte es Herrn Cambon nicht am guten
Willen, sondern bloß an der Methode des Widerstandes gefehlt. Die Re-
gierung muß wohl dieser Ansicht gewesen sein. Sie berief ihn zwar ab,
bekräftigte jedoch durch seine Entsendung nach Washington, daß ihr Ver-
trauen in seine Zuverlässigkeit keineswegs erschüttert sei.
Die algerische Affäre wirbelte seinerzeit in der Öffentlichkeit reichlich viel
Staub auf, Staub, der sich Herrn Cambon auf die Brust gelegt und ihm
wohl für immer die Lust benommen haben mag, sich je wieder im inneren
Dienste zu betätigen. Heute steht er in der Diplomatie, in einem Wirkungs-
kreise, der ihn über das politische Tagesgezänk hinaushebt und seine Er-
folge ruhig vorbereiten läßt. Er verdankt diese Erfolge wohl zu nicht ge-
ringem Teil seiner Anpassungsfähigkeit und der Gewandtheit auf dem
so oft angeführten „glatten Parkett des Hofes", das mir übrigens, ganz
beiläufig und im allgemeinen bemerkt, immer noch sicherer erscheint, als
der ungebohnte Estrich der Massengunst. Seine Geschicklichkeit bestreiten
selbst seine Gegner nicht. Welcher Staatsmann hätte keine Gegner!
Aber daß sie fast alle im nationalistisch-klerikalen Clan sitzen, nahm man
nicht ohne Erstaunen erst in den jüngsten Debatten des Senats wahr.
Zunächst freilich lag es diesen Herren daran, der Regierung, die ihren
Berliner Botschafter decken mußte, ein Bein zu stellen; aber vielleicht
schwitzte in ihren Angriffen auch die Enttäuschung heraus, die er ihnen
bereitet hatte. Zu denen, die ihnen gelegentlich beispringen würden,
hatten die Rückwärtser Herrn Cambon schon gezählt, als er noch Ver-
waltungsbeamter war. Sie stützen sich dabei auf den unsinnigen Klatsch,
der in den Boudoirs der Fronde und in den Komitees der Prätendenten
umlief. Man flüsterte sich Äußerungen zu, die er über die Minister, über
den Siebenjahrspotentaten im Elysse, über die „Radicaille" und die

ganze „Blase" gemacht haben sollte und die den Unglücklichen hundert-
mal unter das Fallbeil gebracht hätten, wenn die dritte Republik nicht
zahmer wäre als die erste. Und es fehlte selbstverständlich nie an wich-
tigen Leuten, die diese wichtigen Dinge mit eigenen Ohren aufgefangen
haben wollten. Kein Zweifel, seine Erzellenz wartete mit Ungeduld,
daß der Roi — zur Not dürfte es auch der Empereur sein — in Paris ein-
ziehe, um ihm, der wiedererstandene Talleyrand, unverzüglich den Treu-
eid zu leisten.
Herr Cambon fand es nie der Mühe wert, dieses dumme Gewäsche,
eine der Wahnspiegelungen agonisierender Parteien, die stets die Lichter
an ihrem Sterbebette für das Aufflackern der Morgenröte halten, auch
nur mit den Füßen zurückzustoßen. Nicht einmal sein Bruder Paul, der
nicht ungern sein „aristokratisches Wesen" rühmen hört, als Präfekt von
Besannon der häufige Tischgast des Herzogs von Aumale war und'sogar
der Schwiegersohn des Generals Guepratte, eines fanatischen Bonapai-
tisten wurde, sah sich jemals veranlaßt, solche Zumutungen abzuschütteln.
Um so weniger der durch „reaktionäre" Beziehungen nicht verdächtige
Berliner Botschafter, der sich als Bourgeois recht wohl fühlt. Er hat
unter dem gegenwärtigen Regime von klein auf seinen großen Weg ge-
macht und müßte, selbst wenn er nicht Republikaner aus Überzeugung
wäre, es schon aus Klugheit sein und ließe sich auf keinen Fall von ko-
mischen Verschwörungsgigerln in die Karten blicken.
Gewiß, gut konservativ mag er trotz alledem denken. Bei seiner
Erziehung wäre eher das Gegenteil verwunderlich. Sohn eines beschei-
denen, gering bemittelten Bürgerhauses, wuchs er nach dem frühen Tode
seines Vaters unter der Obhut der sehr frommen Mutter und eines Onkels,
des Abbe Larue, heran, der damals Pfarrer im Bourg-la-Reine war und
später Bischof von Langres wurde und auf seine Charakterbildung einen
hervorragenden Einfluß nahm. Er trat mithin mit Grundsätzen ins Leben,
die noch im Erdreich der alten Ordnung wurzelten, und zählte, wie üb-
rigens so viele, die jetzt auf dem Berge sitzen, wahrscheinlich zu jenen, die
von Thiers' Worte: „Die Republik wird konservativ sein oder sie wird
nicht sein", tief durchdrungen waren. Der alte Thiers hat sich geirrt.
Die Entwicklung brach sich ein anderes Bett, nach links, und tränkte die
Republik mit demokratischem Geist. Herr Cambon hat sich, ein Soldat
auf dem Posten, damit abgefunden und, gleichviel wie weit er innerlich
mitgeht, sich auch der Demokratie angepaßt.
Nicht nur der französischen Demokratie, auch der amerikanischen.

Den Pankees drüben gefiel dieser Staatsmann mit der hohen, schlanken Gestalt und den kurzsichtigen Augen in dem scharf geschnittenen, beweglichen Gesicht vortrefflich, und als er 1898 nach dem kubanischen Kriege von Spanien mit den Friedensverhandlungen betraut wurde, fand er bei ihnen das bereitwilligste Entgegenkommen. Diese Verhandlungen sind seine „Tat", sie werden ihm als der Triumph seiner Diplomatie angekerbt — ein Triumph allerdings, der dem uneingeweihten Betrachter die Fassade einer Niederlage zukehrt. Zwei Tatsachen liegen vor: Vor dem Kriege wollten die Vereinigten Staaten Kuba haben, und nach dem Kriege steckten sie, dank der Vermittlung Herrn Cambons, obendrein die Philippinen ein, an die sie ursprünglich gar nicht gedacht hatten. Der Laienverstand schüttelte den Kopf dazu. Der Laienverstand hat unrecht, wie zumeist. Er kennt nicht die Dokumente, die mir in einer ganzen, langen Märznacht des Iahres 1905 Nikolaus Salmeron in seiner mit allen deutschen Philosophen tapezierten Bibliothek vorgelegt hat. Dokumente, die ein zerfressendes Licht auf die spanische Koloniallotterei warfen; Dokumente, die nicht die geringste Widerrede zuließen; Dokumente, die vor allem dartaten, daß die Union ursprünglich nicht einmal Ansprüche auf Kuba erhoben hatte.

Noch ein Iahr vor Ausbruch des Krieges bot Präsident Cleveland der Madrider Regierung an, ihr den Besitz Kubas zu garantieren, wenn diese sich zur schleunigen Einführung der nötigen Reformen entschlösse. Der spanische Stolz, der in seinen Reichen immer noch die Sonne nicht untergehen sieht, lehnte sich gegen diesen Vorschlag auf, der übrigens als es zu spät war, auch in den Cortes zur Sprache kam, ohne auf der Ministerbank ein Echo zu wecken. Seine große westindische Kolonie hätte Spanien demnach wohl behalten und sich einen Krieg ersparen können; aber die Philippinen hätte es mit und ohne Krieg verloren. Die Losreißung dieses Tausend-Insel-Archipels mit seinen sieben Millionen Bewohnern war nur eine Frage der Zeit. Der Druck und die Ausbeutung durch die geistlichen Orden, die ungeheure Latifundien besaßen, das fruchtbarste Land, das sie entweder brach liegen ließen oder, unter unmenschlicher Schinderei der eingebornen Kuli, durch Raubbau verdarben, hatten unerträgliche Zustände geschaffen. Wiederholt und immer wieder hatten die ansässigen Europäer, Spanier und Fremde, sowie die am Handel stark beteiligten Chinesen gegen diesen Krebsschaden die Hilfe des Mutterlandes angerufen. Dank der am Madrider Hofe herrschenden Beichtvaterwirtschaft verhallten diese Warnungen ungehört. Erst als schließ-

lich eine fast drohende Petition eintraf, die auch vom Erzbischof von Manila und zweien seiner Bischöfe unterzeichnet war (die Mönche beteten dem weltlichen Klerus das Brot vom Munde weg), ließ sich die Königin-Regentin Christine die Zusage entreißen, die zahllosen Klöster aufzuheben. Diese Zusage blieb unerfüllt. Der Einfluß des Vatikans, der in Konflikten zwischen der säkularen und der Ordensgeistlichkeit sich fast immer auf die Seite der letzteren, seiner besten Schutztruppe, schlägt, hatte die habsburgische Höllenfurcht der Regentin nochmals mit Nutzen bearbeitet. Nun war auf eine Besserung der Verhältnisse nicht mehr zu hoffen.
Drüben sammelten sich alle Kräfte zum Abfall. Man vernahm in Madrid diesen Schicksalsschritt, ohne darüber heftig zu erschrecken; man war längst darauf vorbereitet. Man erwartete nichts mehr von den Philippinen, die immer nur eine Quelle des Ärgers waren und ein Heidengeld verschlangen; die Einbuße ließ sich also verschmerzen. Nur galt es sich mit Anstand aus der Affäre zu ziehen. Die Schwierigkeit lag darin, zu verzichten, ohne sich etwas zu vergeben.
Über diese Verlegenheit half nun Herr Cambon den Spaniern durch die elegante Art hinweg, mit der er den Amerikanern die Philippinen fast geräuschlos hinüberschob. Das geschah so selbstverständlich, daß man es kaum gewahrte. Ein Verdienst war dies immerhin. Mit der Gefahr, daß eine andere Macht, etwa England oder Iapan, sich des herrenlos werdenden Archipels annehmen könnte, mußte gerechnet werden. Monarchien auf Kündigung besitzen nicht genug Prestige im Innern, um sich einen solchen Raub ohne Geste des Widerstandes gefallen zu lassen. Ein neuer hoffnungsloser Krieg, zum mindesten eine vollkommene Erschütterung des Staatswesens hätte die Folge sein können. Diesen Nöten und Bangigkeiten war man nun durch das Loch der Kriegsentschädigung entschlüpft. Und 1901 zog, auf persönlichen Wunsch der Königin-Regentin, Herr Iules Cambon als Botschafter der Republik in Madrid ein.
In den sechs Iahren seiner Tätigkeit am Manzanares zog Herr Cambon, soweit diese Aufgabe ihm von Paris zugeteilt war, die Fäden der von weit ausholenden Marokkopolitik, deren Ziel und Zukunft bereits fest lagen, als 1905 Kaiser Wilhelm nach Tanger ritt. Ich weilte damals gerade in Madrid, im Verkehr mit Politikern aus allen Lagern, und keiner konnte sich mit dieser Überraschung befreunden; keiner erkannte, welche Bedeutung sie für die Richtlinien Spaniens gewinnen könnte. Auch Herr Canalejas, der heute anders denken mag, erblickte darin nur eine „überflüssige Sensation". Ich ermaß daran, wie gut Herr Cambon arbeitete,

der allmählich alle maßgebenden Köpfe und vor allem die gesamte Presse gewöhnt hatte, mit den Augen Frankreichs zu sehen. Er nutzte dabei in gleicher Weise die Gunst, die er bei Hofe, und das Ansehen aus, das er bei den fortschrittlichen und republikanischen Gruppen als Vertreter einer Demokratie genoß, die ihr Ideal bereits verwirklicht hatte und von deren Beispiel und Anregung man auch einen Umschwung an eigenem Herd erhoffte. Seine persönlichen Fähigkeiten halfen bei diesem Werk zweifellos mit. Herr Cambon weiß die Menschen zu nehmen, wes Schlages sie auch sein mögen. Man rühmt seine „Manier". Er weiß Vertrauen zu erwecken, ohne zur Vertraulichkeit zu ermutigen, und seine Höflichkeit wirkt aufrichtig, weil sie weder durch hergebrachte Wendungen und noch weniger durch das gezwungene Übermaß sündigt, das die Absicht, die „Distanz" zu markieren, nur schlecht verhehlt. Man gewinnt immer den Eindruck, daß es sich mit ihm reden lasse, und wenn man sich täuscht, merkt man es kaum.
Ia, er weiß die Menschen zu nehmen. Und wie er darin von einer Beobachtungsgabe unterstützt wird, die selbst das scheinbar Geringfügigste nicht vernachlässigt, zeigt eine kleine Geschichte, die einer seiner intimen Freunde erzählt hat. Dieser Freund hat sich zweimal in einem ländlichen Wahlbezirke um einen Kammersitz ebenso kräftig wie vergeblich bemüht und klagte Herrn Cambon, der damals dieses Departement verwaltete, sein Leid. „Das ist deine Schuld", meinte der Präfekt; „du erschöpfst dich in Versprechungen, du machst dich lieb Kind, du rennst den Wählern die Tür ein, aber wenn du dich wieder empfiehlst, hältst du ihnen zwei Finger hin. Ich weiß, daß das eine Gewohnheit ist. Du reichst mir auch nur die zwei Finger. Allein die braven Leute empfinden das als Hochmut. Versuch's das nächste Mal und gib ihnen die ganze Hand." Der Freund versuchte es, und er sitzt, nach einem Durchgang durchs Palais Bourbon, heute noch als Senator dieses Wahlkreises im Lurembourg.
Mich will bedünken, daß Herr Cambon in der Marokkokrisis genau nach seinen Worten gehandelt hat. Er streckte uns die ganze Hand hin. Iedoch die andere behielt er in der Tasche, und man wußte nicht recht, ob sie zur Faust geballt war oder ein Stückchen Zucker barg. Vielleicht hat er darum recht behalten.

Baron d'Estournelles de Constant
Senator der französischen Republik:
Internationale Friedensbestrebungen
Vorbemerkung. Die 17. Interparlamentarische Konferenz, die im
Herbste vorigen Iahres in Rom tagen sollte und wegen der Choleragefahr
verschoben werden mußte, wird in diesem Iahre sicher abgehalten werden,
wenn es auch unwahrscheinlich ist, daß Rom der Sitz der Konferenz bleiben
wird. Als der Einfall der Italiener in Tripolis im vergangenen Herbste
die ganze Kulturwelt, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, überraschte,
schien es einen Augenblick, als ob die idealen Bestrebungen, die die Inter-
parlamentarische Union nun schon fast ein Vierteljahrhundert mit soviel
Eifer und Erfolg verfolgt hat, einen schweren Schlag erlitten hätten. Mit
um so größerer Freude und Genugwung darf man es begrüßen, daß die
Führer der Interparlamentarischen Union keinen Augenblick länger
zügern wollen, die Friedensarbeit dort wieder aufzunehmen, wo sie im
vorigen Iahre plötzlich hatte Halt machen müssen. Man wird dies vielleicht
für ein gewagtes Unternehmen halten, dem kein Erfolg beschieden sei.
Die Zeit, in der wir leben, scheint den Friedensbestrebungen nicht gerade
günstig zu sein: sind doch nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen
Großstaaten neue Rüstungen zu Wasser und zu Lande im Werke! Wenn
die Interparlamentarische Union sich dadurch nicht abhalten läßt, den
einmal eingeschlagenen Weg mutig weiter zu verfolgen, so beweist das
nur, daß die erhabenen Ideen, deren Verwirklichung sie sich zum Ziele
gesetzt hat, auf die Dauer unwiderstehlich sind und langsam, aber sicher
in das Bewußtsein der Kulturnationen übergehen werden.
In einer Zeit des Wettrüstens für eine Rüstungsbeschränkung ein-
zutreten, mag vielen beinahe absurd erscheinen. Aber vielleicht versetzen
die Leser dieser Zeitschrift sich doch gerne einmal in den Ideenkreis
eines Mannes, der in Frankreich seit vielen Iahren mit ebensoviel Mut
wie Ausdauer den Friedensgedanken propagiert und noch vor zwei Iahren

d'Estournelles de Constan
t
für diesen Gedanken in Berlin einzutreten gewagt hat, wo sich im preußischen
Herrenhause eine auserlesene Gesellschaft um ihn versammelte, um seinen
beredten Worten zu lauschen. Die nachstehenden Gedankengänge sind
einem umfassenden Berichte entnommen, der demnächst der Inter-
parlamentarischen Konferenz vorgelegt werden soll und den Herr Baron
d'Estournelles de Constant namens einer dazu besonders gewählten
Kommission der Konferenz zu erstatten übernommen hat.
Berlin, 15. Ianuar 1912.
Richard Eickhoff,
Vorsitzender der Deutschen Gruppe der Union interpallementaire.
Al» Patriot, im Interesse meines Landes, sowie im Interesse jedes
zivilisierten Landes habe ich mich dazu verstanden, auf die Frage der
Rüstungsbeschränkung zurückzukommen. Es ist demütigend, den Bericht,
mit dessen Ausführung meine Kollegen mich gütigst dieses Iahr, wie im
Iahre 1906, beauftragt haben, durch diese Erklärung einzuleiten; aber
wir wenden uns an voreingenommene oder falsch unterrichtete Geister
und nicht nur an diejenigen, die uns kennen. Wir dürfen nicht müde
werden, uns über diesen Punkt genau zu erklären.
Wenn wir als Patrioten die Beschränkung der Rüstungen zu Lande
und zur See, die die größten zivilisierten Mächte erdrücken, einem Studium
unterziehen wollen, so geschieht dies in der Überzeugung, daß eine Ver-
stärkung dieser unproduktiven Lasten für jedes Land eine Schwächung
und nicht eine Macht, eine Unvorsichtigkeit und keineswegs eine Vorsichts-
maßregel bedeutet. Wir wollen nicht, daß man unter dem Vorwande,
es mit einer immer drückenderen Decke zu schützen, das Heimatland, das
wir lieben, erschöpfe, und daß man es auf diese Weise den Zufällen, den
Überraschungen und Aufständen aussetze, die nicht verfehlen werden,
aus der allgemeinen Ermattung zu entstehen.
Wir machen uns keine Illusionen: wir wissen, daß seit 1906, dem
Datum der Londoner Konferenz, wo unser letzter Wunsch unter beifälliger
Zustimmung angenommen wurde, diese Frage keinen Schritt vorwärts
gemacht hat; aber weit davon entfernt, uns zu entmutigen, feuern uns
der Widerstand und die Angriffe, denen wir begegnen, vielmehr an: sie
bekunden den Ernst des Übels, das wir zu mildern suchen.
Die meisten Regierungen haben nichts versucht, um unserm Wunsche

und ihrem eignen Wunsche gerecht zu werden; denn in den Iahren 1M
und 1907, auf den beiden Haager Konferenzen, wurde die Frage der
Beschränkung, die 1898 vom Kaiser von Rußland aufgeworfen wurde,
einstimmig von den vertretenen Staaten auf die Tagesordnung der
allgemeinen Fragen gestellt, für die ein Beschluß zu fassen oder die
wenigstens zu studieren seien. Man hat diesen Appell nur durch passiven
Widerstand beantwortet.

Aber dieser passive Widerstand ist weder ein Heilmittel noch ein
Argument; er ist auch durchaus nicht allmächtig, denn er hat eine andere
unwiderstehliche Macht gegen sich, vor der er schließlich weichen muß:
die Macht der Tatsachen. Der Fortschritt, der gleiche Anspruch auf In-
formationen und Instruktion unter den Völkern zeigt aufs augenscheinlichste,
daß der Krieg keine Lösung, daß er eine Komplikation mehr ist, und daß
er immer wieder von neuem begonnen werden muß; er ist nur noch eine
Quelle von Repressalien und unbestimmten Rückforderungen. Außerdem
wird der Krieg so ruinierend, so kompliziert, ein Zerstörer sovieler wohltätiger
Kräfte, läßt soviel Millionen von Menschen aufmarschieren, opfert soviele
Milliarden, wird ein so schreckliches Glücksspiel für die ganze Welt, daß
kein vernünftiges und verantwortungsvolles Wesen riskieren kann, ihn
zu entfachen. Wenn also der allgemeine Menschenverstand damit einver-
standen ist, wenn alle zivilisierten Staaten anerkennen, daß der Krieg
keine Hilfsquelle mehr ist; wenn alle Völker sich Glück dazu wünschen,
daß Verständigung und Schiedsgericht normalerweise an die Stelle treten,
die ehemals die Gewalt allein in den Sitten einnahm: aus welch unglaub-
lichem Widerspruch heraus fährt dann jeder Staat fort, sich allmählich
zugrunde zu richten, um diesen von allen verachteten und verdammten
Krieg vorzubereiten? . . .

Wir stimmen demnach alle, ohne Unterschied der Partei oder des
Landes, jeder im nationalen Interesse seines Landes und in dem höher
stehenden Interesse aller, darin überein, von der 17. Interparlamentarischen
Konferenz zu verlangen, dieses Iahr ausdrücklich den Protest zu erneuern,
den wir im Iahre 1906 erhoben haben, und wir bestehen darauf, daß unsere
Forderung, dank den parlamentarischen Aktionen, endlich von den Re-
gierungen erwogen werde: die parlamentarische Autorität selbst steht
auf dem Spiel, denn die öffentliche Meinung würde es ihren Vertretern
nicht verzeihen, einer solchen Frage nicht ihr Interesse zugewendet zu
haben. . . .

Die Befürchtungen der russischen Regierung im Iahre 1898 haben
weder von ihrer Opportunität noch an Wert verloren; im Gegenteil:
im Jahre 1898 waren sie nur zu wohl begründet; es war schon hohe Zeit,
der Überbietung der militärischen Ausgaben Einhalt zu tun; aber seitdem
ist das Wettrüsten zur See aufs wahnsinnigste gestiegen; die großen Staaten
haben sich nicht begnügt, sich untereinander auf diesem Gebiete zu über-
bieten; sie haben das Rüstungsfieber immer weiter verbreitet; man hat
schließlich die Regierungen, die keine Flotte hatten oder haben wollten,
dazu bestimmt, eine zu erwerben, und um die Wette seinen diplomatischen
Einfluß ausgeübt, um außer den Rüstungen im Innern die Ausfuhr der
Waffen nach dem Auslande zu fördern. Die Republiken Süd-Amerikas
haben diesen Einfluß empfunden; mehrere von ihnen haben Kriegsflotten;
es gelingt selbst, gebrauchte Flotten an verschuldete Staaten zu verkaufen,
die, um Fonds oder Zahlungsfristen zu erlangen, genötigt sind, sie zu kaufen.
Was für die einen verurteilt wird, wird für die andern gutgeheißen. Das
erstaunlichste ist, daß man glaubt, daß alle diese Dinge unbemerkt von der
Öffentlichkeit vor sich gehen können; sie sind an erster Stelle demoralisierend;
man berechnet mit Genauigkeit die Kraft des geringsten Erplosivstoffes,
aber niemand trägt der Kraft der öffentlichen Meinung Rechnung.
Wir könnten die Statistiken vervielfältigen; nehmen wir die un-
parteiischsten, die des Herrn Ed. Thery; er hat berechnet, daß die Ausgaben
des bewaffneten Friedens für Europa allem, ohne die ziemlich bedeutenden
überseeischen Länder zu rechnen, sich auf 4 Milliarden Franken jährlich
im Iahre 1883, auf beinahe 8 Milliarden 1908 beliefen, also eine Gesamt-
summe von 150 Milliarden in 25 Iahren für Europa allein—150 Milliarden!
Kann man sich eine Vorstellung davon machen, wieviel Schulen, Museen,
Tunnelbohrungen, Kanaleröffnungen, erforschte, gesundheitlich verbesserte
und so wertvoll gewordene Kolonien, kurz nützliche Arbeiten diese Ziffer
vorstellen dürften? Kann man sich eine solche Verschwendung von
Hilfsquellen und Energie vorstellen, nur aus Mangel an Übereinstimmung,
aus Mangel an Organisation? Diese Statistiken liegen heute glücklicher-
weise offen vor aller Augen; sie beleuchten vor allem das Mißverhältnis
zwischen den immer wachsenden unproduktiven Ausgaben und den immer
stark reduzierten produktiven Ausgaben. Auch hier machen sich die Re-
gierungen noch merkwürdige Illusionen. . . .
Auf welcher Seite ist der Wahn? Auf Seite der Patrioten, die ihr
Land zur Geltung bringen wollen dadurch, daß sie es in einen Zustand
der Verteidigung und fruchtbarer Tätigkeit versetzen, oder wohl auf Seite

derjenigen, die es unter den anachronistischen Rüstungen des Mittelalters erdrücken? . . .
Man erklärte uns vor zehn Iahren, um unser Votum zu bestimmen, als man Milliarden für neue Flotten von uns verlangte: das sind definitive Flotten — Panzerschiffe von 14^00 Tonnen. Seitdem hat man uns bewiesen, daß diese Panzerschiffe nichts wert waren und daß man größere brauchte; man ist zu den Kreuzern von 18,<XX) Tonnen übergegangen, dann zu solchen von 21,lXX) Tonnen, ohne Anstoß an der Tatsache zu nehmen, daß jedes Echiff beinahe hundert Millionen Franks zu bauen kostete, und daß es noch so viele Nebenkosten mit sich brachte, daß man nicht wagt, die Totalsummc auszuwerfen; der Preis der Kohlen und Munitionen dieser Mastodonten in Friedenszeiten — der Munitionen, die fortwährend erneuert werden müssen, um Katastrophen wie diejenigen der „Iena" und „Maine" zu vermeiden —, die Unterhaltungskosten dieser Ungeheuer sind so hoch, daß man sie so wenig wie möglich fahren läßt, aus Furcht, sie abzunützen und den Schatz zugrunde zu richten; der übertriebene Tonnengehalt hat die Schiffahrt getötet; und die Marine, dieses wunderbare Instrument für Erziehung und Dressur der menschlichen Energie, ist das erste Opfer der Übertreibung der Ausgaben für die Marine geworden. Wenn es wirklich wahr ist, daß der Sieg den Flotten wie den Heeren vorbehalten ist, die manövrieren, welches wird alsdann das Schicksal der großen Panzerschiffe sein?
Es ist nicht weniger wahr, daß heute der definitive Tonnengehalt von 21,lXX) übertroffen ist; man ist schon bei 25,lXX) Tonnen angelangt, man spricht von 30,lXX) Tonnen für die nächste Zukunft. Und wenn man diese Wunder der maritimen Ingenieurwissenschaft gebaut haben wird, so wird ein Zufall in Friedenszeiten, eine einfache Mine, ein Torpedo, ein Wurfgeschoß aus der Tiefe des Meeres oder vom Himmel in Kriegszeiten genügen, um es mit tausend jungen Menschen voll Leben in einigen Sekunden in ein Nichts zu verwandeln. Man braucht kein Menschenfreund zu sein, es genügt, ein Mensch zu sein, um sich gegen eine solche Verirrung der Vernunft zu empören. Es ist leicht, binnen kurzem einen allgemeinen Protest der Öffentlichkeit vorauszusehen, der so mächtig sein wird, daß man ihm wohl Rechnung tragen muß; aber der begangene Irrtum wird nichtsdestoweniger teuer bezahlt worden sein und unendlichen Fortschritt verhindert haben.

Die einzige ernsthafte Versicherung gegen den Krieg ist die Verbreitung
der allgemeinen Bildung, die Einrichtung einer internationalen Iustiz,
die Prans der Verständigung, die Organisation des Friedens.
Ehemals konnte der Krieg als letztes Argument, als ultima ratio
reßum, erscheinen, ehemals, als die Hilfsquelle der öffentlichen Meinung
noch nicht bestand, als die Staatsoberhäupter sagen konnten: „der Staat
bin ich" oder: „nach mir die Sintflut"; aber heute erklärt sich nicht nur
das allgemeine Gefühl gegen den Krieg, sondern das allgemeine Interesse,
das nationale Interesse, das professionelle und individuelle Interesse,
alle menschlichen Interessen zugleich erheben sich gegen einige Sonder-
interessen. Das ändert alles, und es ist eine endgültige Änderung, da
sie aus dem Fortschritt des allgemeinen Verkehres hervorgeht. Niemand
kann sich heutzutage schmeicheln, die Völker irrezuführen, wie zur Zeit,
wo sie in Unwissenheit und Isolierung zugleich lebten: sie sehen sich, sprechen
miteinander, kennen sich, während seinerzeit jeder in des andern Auge
nur ein Schreckgespenst war. Auch haben sie sehr schnell begriffen, daß
sie sich organisieren müßten, wie sich Einzelwesen organisieren, um eine
Justiz einzusetzen, die, so unvollkommen sie auch sei, immer noch besser ist,
als der Zufall der schlimmen Überraschungen, und so ist das Schiedsgericht
zwischen den Staaten eingesetzt worden, wie die Gerichtshöfe unter den
Individuen, und die ersten Resultate dieser Schiedsgerichte waren so
einleuchtend, daß sie sich das Vertrauen der meisten und die Aufmerksamkeit
aller erwarben. . . .
Nur Toren, und sie sind ziemlich selten, was man auch sagen möge,
— kann das Schicksal des Vaterlandes gleichgültig sein; je mehr die guten
Bürger aus dem modernen Fortschritt Nutzen ziehen, um ihre Tätigkeit
zu entwickeln, je mehr ihre Unabhängigkeit, ihre Würde sich entfaltet,
desto mehr sind sie dadurch zur nationalen Verteidigung verpflichtet, wie
ein Vater sein Kind, seine Familie, sein Heim verteidigt; aber ebenso wie
dieser Vater seit langer Zeit darauf verzichtet hat, sich ganz allein zu ver-
teidigen, und sich, schlecht und recht, ganz und gar, sich und die Seinigen
unter den Schutz der nationalen Gerechtigkeit stellt, so fragt er sich ganz
einfach, ob er, da doch die internationale Rechtsprechung heute eristiert,
sie nicht ebenfalls als Schutz anrufen könne.

Es ist kl«, daß ein gut verwaltetes Land darauf halten muß, die besten Flinten und die besten Kanonen zu besitzen, sei es nur, um gegebenen Falles bei dem gegenwärtigen Zustande der Welt seine anderen Industrien gegen die Überraschung eines Überfalles zu schützen. Das nennt man eine Versicherung; wir haben es nie bestritten; aber der Preis der Versicherung muß den Mitteln des Besitzers angemessen sein; er darf die Industrie nicht opfern, die man zu schützen berufen ist; das aber tut z. B. ein Staat, der sein Kriegsmaterial mit soviel Vorliebe bestellt, daß er genötigt ist, andere wichtige Fabrikationen einzustellen und Lokomotiven und Waggons zu entbehren oder sie massenweise im Auslande zu bestellen. Das sehen wir alle Tage, und wenn wir uns gestatten zu protestieren,wie ich es laut im Parlament und bei jeder Gelegenheit getan habe, sehe ich nicht ein, in welcher Weise ich den Frieden „predige", wie man sagt; ich weigere mich ganz einfach, mit den Wölfen zu heulen; und ich finde, daß es mutiger, patriotischer ist, gegen einen Mißbrauch zu protestieren, als ihn mitzumachen. Es wäre nützlich und interessant, der Tabelle der den militärischen Lieferungen gewidmeten Ausgaben eine Liste aller derjenigen gegenüberzustellen, die die nationale Tätigkeit in jedem Lande und in jeder Kolonie verlangt. Es ist kein einziger unter uns Kollegen, der in seinem Lande nicht das Ungenügende der Budgets für öffentliche Arbeiten, Ackerbau, Handel und Unterricht konstatiert hätte, sowie den unberechenbaren Nachteil, den dieser Mangel den wesentlichsten Interessen seinee Landes zufügt. Alle Tage sehen wir, daß der Wissenschaft die verlangten Kredite verweigert werden, obgleich diese Opfer sicherlich gewinnbringend wären und Reichtümer hervorbringen würden, aus denen Heer und Flotte, sowie alle andern öffentlichen Dienstzweige, Nutzen ziehen würden. Aber die Minderwertigkeit des Handels, des Ackerbaues, des Unterrichts und der Wissenschaft besteht darin, daß sie jedermann interessieren, d. h. eine arbeitsame, anonyme und unorganisierte Menge, während die militärischen Lieferungen vor allem einige wohlorganisierte Personen interessieren. Wieviel hätten die großen Kulturstaaten für das große Wohl der ganzen Welt getan, wenn sie damit angefangen hätten, wo sie früher oder später enden werden: wenn sie in dauernden Werken die Tausende von Millionen Franken ange egt hätten, die sie verschwendet haben, die Millionen von Iahren der Arbeit, die sie immobilisiert haben? Es handelt sich nicht nur um das ausgegebene Geld, es handelt sich nicht nur um die ganze Iugend eines Landes, die alljährlich ihrer normalen Arbeit entzogen wird; es handelt sich um so viele Kräfte, die durch den Staat selbst und zu seinem eigenen

Schaden dem Ackerbau, dem Handel, der Industrie des ganzen Landes entzogen werden.
Wer kann berechnen, was diese Kräfte und diese Reichtümer eingebracht hätten, wenn sie dazu verwendet worden wären, die Hilfsquellen auszubeuten, an denen die Erde überreich ist, nicht nur in den neuen Kontinenten, in Afrika, Amerika, in Asien, Australien, sondern auch in Europa selbst?
Es datiert länger zurück als von heme, daß die Regierungen die Notwendigkeit empfunden und die Möglichkeit verstanden haben, sich zusammenzuschließen, um eine allgemeine Organisation anzunehmen, die den Bedürfnissen aller entspricht. Seit der universellen Postunion, deren bewunderungswürdiges Funktionieren ein tägliches lebendiges Beispiel für die endlich sich näher gebrachten Völker ist, wurde eine unendliche Anzahl von Kongressen im Interesse der Gesamtheit der Völker abgehalten. Die beiden Haager Konferenzen waren im voraus als zwei unvermeidliche Fehlschläge hingestellt worden: eine Folge der ersten war indes die Regelung des unfreiwilligen Konfliktes an der Dogger Bank, der zweiten der Schiedsspruch von Casablanca und die Regelung der nordamerikanischen Fischereifragen, um nur diese drei juridischen Entscheidungen zu nennen, die fünf militärische Großmächte ins Einverständnis setzten: Rußland und Großbritannien, Deutschland, Frankreich und die Vereinigten Staaten.
Deutliche Anzeichen — außer den beiden früher erwähnten Wünschen zugunsten der Einschränkung der Rüstungen — erweisen wohl, welches die Tendenzen der beiden Haager Konferenzen gewesen sind, welchen Bestrebungen sie entsprochen haben. So verständigten sich im Iahre 1899 die Vertreter der Mächte dahin, daß angesichts eines Konfliktes zwischen zwei oder mehreren Mächten die anderen nicht mehr, wie ehemals, teilnahmlose Zeugen bleiben dürften, daß sie vielmehr nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hätten, zu intervenieren (Artikel 27 der Konvention von 1899). Dieses Wort „Pflicht", in der offiziellen Sprache ein völlig neuer Ausdruck, bedingt eine vollständige Änderung in der allgemeinen Auffassung der Geister und der Dinge: es entspricht einem neuen, von allen allgemein anerkannten Bedürfnis: dem allgemeinen Bedürfnis, den Frieden zu sichern; zwar ist dies eine rein moralisch übernommene Verpflichtung; aber eine schriftliche Verpflichtung, die zum mindesten beweist, daß die Regierungen anerkennen, daß es jeder von ihnen notwendig

und möglich erscheint, an der Aufrechterhaltung des Friedens mitzuarbeiten. Welche deutlichere Ermutigung hätten die Regierungen den Völkerbc-strebungen geben können? Es ist ein offizieller Protest, ein Versuch dcr Intervention, der im voraus im allgemeinen Interesse organisiert ist.
Die Konferenz von 1907 hat diesem Artikel 27, der zum Artikel 48 geworden ist, noch mehr Nachdruck verliehen, indem er einen der beiden vom Konflikt betroffenen Staaten autorisiert, die vorgesehene Intervention anzurufen, indem er so den andern Staat moralisch verpflichtet, den Schiedsspruch anzunehmen oder zu gestehen, daß er unrecht hat und die öffentliche Meinung gegen sich aufruft, wenn er sich weigert, dem vorgesehenen Appell zu entsprechen. Man wird einwenden, daß dieser Staat die öffentliche Meinung verlachen könne; die Frage ist aber, ob die Treulosigkeit d« letzte Wort des Fortschrittes ist, und ob die Welt wünscht, vorwärts oder rückwärts zu gehen.
Es ist die Aufgabe der Interparlamentarischen Union, diese internationalen Diskussionen zu fördern und vorzubereiten, da jedermann heutzutage dasselbe Ziel im Auge hat; es besteht kein Bedenken mehr, n kann im Gegenteil nur zum Vorteil ausschlagen, die Frage der Rüstungebeschränkung zu studieren, da jetzt die öffentliche Meinung entsprechend vorbereitet ist und jeder sich Rechenschaft davon ablegt, daß es sich füi jeden Staat nicht darum handelt, in höhere Rechte eingreifend, seine nationale Verteidigung, seinen Interessen entsprechend, aufs beste zu sichern; da jedermann begreift, daß es sich im Gegenteil darum handelt, das höhere Recht jedes Staates gegen einen für seine Autorität, seine Tatkraft, seine Zukunft verhängnisvollen Mißbrauch zu schützen.
Erinnern wir daran, zu Ehren der Union sei es gesagt, daß sie nicht gefürchtet hat, diese Frage auf die Tagesordnung der Konferenz von 1906 zu setzen, und daß sie seitdem nicht aufgehört hat, sich eingehend damit zu beschäftigen und sie zu studieren.
Es ist freilich klar, daß jedes Land der alleinige Richter über seine Verteidigungsmittel ist, die ins Unendliche, von einem Tage zum andern, von einem Lande zum andern, nach der geographischen Lage, den Hilft' quellen, Erfindungen, der Gefahr für jedes Land variieren; es ist z. 3?-klar, daß man der Fortschritte der submarinen Schiffahrt gedenken muß,

die bei den einen größer sind als bei den andern; es ist auch klar, daß man mit den wunderbaren Erfolgen der Luftschiffahrt rechnen muß — ist doch der Traum von gestern heute Wirklichkeit geworden. Diese Fortschritte können dem einen Staate Vorteile über die anderen verschaffen und infolgedessen das wirkliche und nicht nur das scheinbare Verhältnis der betreffenden Kräfte verändern; deshalb haben wir stets darauf hingewiesen, besonders in unserem Bericht von 1906, daß vor allem ein nationales Studium in jedem Land nötig ist, um zu einem gemeinsamen Resultat zu gelangen; man bedarf, mit einem Wort, ebensovieler Pläne, als Staaten eristieren; jedes Land müßte seinen nationalen Plan der Einschränkung aufstellen, damit aus allen diesen nationalen Studien eine Lösung von allgemeinem Interesse emporwachsen kann.

Diese nationalen Studien können heute noch als aus der Luft gegriffen erscheinen; aber sie werden in allen Ländern unter dem Drucke der dringenden Notwendigkeit sich sehr schnell als notwendig aufdrängen, in dem Maße, als die friedlichen Lösungen regelmäßig an Stelle der Gewalt treten, die Kriege mehr und mehr selten und unwahrscheinlich werden. Es wird zwischen den Staaten ein Wetteifer sich entwickeln, zu versuchen, diese Frage zu lösen; und dieser Wetteifer wird natürlicher sein als derjenige, der sie heute dazu treibt, die übertriebenen Rüstungen fortzusetzen.

An dem Tage, da das Studium der Einschränkung auf der Tagesordnung aller Länder geschrieben steht, anstatt unter die unlöslichen Probleme verbannt zu sein, wird sie alle Chancen für sich haben, die sich heute noch gegen sie anhäufen. Zwei oder mehrere Staaten werden sich untereinander verständigen können, um das Beispiel zu geben, und ihre Initiative wird die anderen zu einem Beschluß treiben.

Die öffentliche Meinung wird den Regierungen Dank wissen, die den Mut haben werden, einen vernünftigen Ausgang aus dem Kreise von Trugschlüssen zu suchen, in dem alle sich bekämpfen. Der Tag ist vielleicht nicht fern, da keine Regierung wagen wird, sich der Mißbilligung und der Isolierung durch einen Widerstand auszusetzen, der dem Wunsche aller zuwider laufen und das gemeinsame Gut der schon erzielten Fortschritte aufs Spiel setzen würde.

Es gibt keinen Grund, um an der Lösung des Problems der Einschränkung zu verzweifeln. Es hat nur seine Neuheit gegen sich. Man verzweifelte vor zehn Iahren und machte sich ebenso lustig über die Lösung des Problems eines internationalen Schiedsgerichtshofes; dieser Gerichtshof ist eingesetzt worden; er hat entscheidende und rechtskräftige Resultate

geliefert, einzig weil man sich damit beschäftigt hat, weil die Frage des Schiedsgerichts aufgehört hat, ein Wahngebilde zu sein, und praktisches Gebiet betreten hat, das patriotischen Erwägungen zugänglich ist. Es wird ebenso mit der Frage der Rüstungseinschränkung an dem Tage sein, wenn sie so studiert werden wird, wie sie es verdient, und nicht im voraus als antipatriotisch und aussichtslos verurteilt wird.

Alsdann wird jeder von uns sehen, wie jeder ihrer Gegner von heute die Argumente sich aneignet, die wir seit zehn Iahren so vergeblich verschwenden, und ebenso wie die früheren Gegner des Schiedsgerichts seine wärmsten Anhänger geworden sind, werden wir die Einschränkung der Rüstungen unter dem Beifall aller derjenigen triumphieren sehen, die sie am stärksten bekämpft haben.

Unser Gewissen erwartet keine höhere Genugtuung.

Dr. von Bilgner:

Neues aus Tripolis

Tripoli di Barberia, Februar 1912.

Dem in Tripolis Neuangekommenen, namentlich aber wenn er ein Kriegsberichterstatter sein will, erscheint es auf den ersten Blick fast schwer, einigermaßen zunftgemäß zu schreiben; ihn befällt unwillkurlich eine gewisse Befangenheit, denn der erste Eindruck, den man vom hiesigen Kriegsschauplatz empfängt, ist derjenige einer strategischen Stille. Man könnte glauben, sich in einer durchschnittsmäßigen orientalischen Hafenstadt zu befinden, — wenn die vielen fremdartigen Soldaten, die Italiener, nicht diesen Eindruck störten, Überall Soldateska; in den Straßen, in den zahlreichen Barbierstuben, in den Restaurants, in Automobilen, auf Fahrrädern: ein militärisches Hin und Her, interessant, originell, selbst malerisch mit den langen Kamel- und Maultierzügen, durch welche die Vorposten verproviantiert werden, nur nicht eigentlich kriegerisch. Seit Wochen gab es keine nennenswerten strategischen Taten mehr. Die tagtäglich vorkommenden Vorpostengefechte sind durchaus lokalen Charakters, deren Echo nicht bis Tripolis dringt. Diese kriegerische Stille drückt sich sogar in der Tätigkeit der anfangs so gefürchteten Aeroplane aus: anstatt der verheerenden Bomben lassen sie jetzt gar lieblich klingende Berichte in arabischer Sprache über italienische Siege auf den Feind niederfallen.

Der Hafen, dessen ungünstige Lage beim geringsten Seegang das Landen unmöglich macht, liegt voll von Schiffen, die ihre Ladung nicht löschen können, weil die zollamtlichen Anlagen zu klein sind und ausreichende Lagerstätten gänzlich fehlen. Eine ganze Brigade mußte nach fünftägigem Warten auf der Reede, ohne landen zu können, wieder nach Sizilien zurückbefördert werden, und der Kapitän des „Paraguay", der mich herüberbrachte, vertraute mir an, daß in seinem Schiffsraum Waren lägen, die bereits zum vierten Mal zwischen Tripolis und Neapel hin- und herpendelten, weil sie aus den erwähnten Gründen nicht gelandet werden könnten. Das sind traurige Verhältnisse für den hiesigen Lokal-

handel. Mit dem internationalen Handel ist es überhaupt vorbei, seit-
dem die Italiener zwischen der Stadt und dem Innern durch ihre Vor-
postenkette einen eisernen Strich gezogen haben, denn der beste Lieferant
wie Käufer war der Eingeborne des Innern. Der heutige Handel be-
schränkt sich auf die Einfuhr italienischer Lebensmittel, sowie auf den Ver-
kauf des noch vorhandenen Stocks arabischer Waren an die Italiener.
Die erwähnte strategische Stille dieser 101000 Soldaten, 9200 Maul-
tiere und 5600 Pferde, aus denen sich heute das Erpeditionskorps in
Tripolitanien zusammensetzt, ist indessen eine nur scheinbare, denn der
Generalstab arbeitet eifrigst an den Vorbereitungen für eine tatsächli<he
Besitzergreifung der annektierten Länder. Dies erfordert die größte Ver-
sicht, und das Kommando ist sich seiner Verantwortlichkeit wohl bewußt.
Würden die Italiener es nur mit regulären türkischen Truppen, beziehungs-
weise mit den von türkischen Offizieren kommandierten, disziplinierten
eingeborenen Elementen zu tun haben, so hätten sie, schon wegen ihrer
numerischen Überlegenheit, verhältnismäßig leichtes Spiel. Auch kriege-
rische wirkliche Araber würden für die Italiener zwar äußerst wider-
standsfähige, aber schließlich nicht unbesiegbare Feinde darstellen, zumal
deren Taktik einigermaßen bekannt ist und diese selbst ihren Mut und
Tapferkeit mit einer gewissen angeborenen kriegerischen Ritterlichkeit
verbinden.
Diese Araber gibt es in Tripolitanien indessen nicht. Was man
sich gewöhnt hat, (fälschlich) als Araber zu bezeichnen, ist nichts weiter
als eine Mischrasse lokaler libyscher Elemente, von Berbern und Bastarden
von Negerblut aus dem Sudan. Von den im 11. Iahrhundert hier ein-
gewanderten echten Arabern hatten sich nur wenige Überlebende fest-
gesetzt: sie widmeten sich niemals dem Ackerbau, sondern hielten an ihren
alten Traditionen, an ihrem Nomadenleben fest. Nur in der Cyrenai«
haben einige wenige Stämme der Wüste südlich vom Gebel-el-Achdar ihr
edles Araberblut einigermaßen rein bewahrt.
Aber ob nun Araber oder nicht, ob Berber oder Libyer oder Eudan-
neger: der Islamismus verwischt auch hier jeden Rassenunterschied, jede
Nationalität. Er kennt nur Sieger und Besiegte, Herrscher und Beherrschte
— mit einem Worte: Muhamedaner und Nichtmuhamedaner. Gerate
die Eingeborenen Nordafrikas, die Berber vor Allen, zeichneten sich immer
vor allen ihren anderen Glaubensgenossen durch ihren Widerstand und
ihre Rebellion gegen jegliche Zivilisation, gegen jegliche Herrschaft aus.
Ebensowenig wie die Franzosen von ihren neuen Mitbürgern in Algier

und Tunis, so kann auch Italien von seinen Tripolitanern nichts Gutes erwarten. Dies ist also ohne allen Zweifel der Hauptfeind, den Italien in irgend einer Weise zu überwinden haben wird und überwinden muß, wenn es einigermaßen Ruhe haben will — im eigenen neuen Hause. Selbst angenommen, es sei den Italienern gelungen, Tripolitanien bald faktisch in ihren Besitz zu bringen oder einen Frieden zu schließen, der ihren Intentionen Rechnung trägt, so werden doch immer diese eingeborenen Elemente, voll von angehäuftem Fremdenhaß und religiösem Fanatismus, eine ungemein gefährliche Waffe in der Hand der Gegner bleiben. Schon heute ist der italo-türkische Krieg Öl aufs Feuer der Türken. Seitdem Abdul Hamid nach dem russisch-türkischen Kriege alles aufbot, um seine Kalifenwürde zu festigen, und zwar mit gutem Erfolg, sieht heute die gesamte islamitische Welt im türkischen Sultan den einzigsten, der den Traum eines islamitischen Weltreiches in Erfüllung bringen könnte, nachdem auch Marokko den Franzosen in die Hände gefallen ist. Die arabische Opposition (die in Damaskus ihren Hauptsitz hatte) ist eine ziemlich ungefährliche, theoretische, zumal die beiden heiligen Städte Mekka und Medina im Besitz der Türken sind. Die Türkei wird sicherlich alles aufbieten, und die Umstände werden ihr dies bis zu einem gewissen Grade erleichtern, um glauben zu machen, daß sie gleichzeitig Opfer und Rächerin des Islams sei. Die Italiener (nicht die Regierung, sondern unverantwortliche, wenig einsichtsvolle Elemente) haben alles dies durch gewisse Dinge begünstigt, Dinge, die man ganz gut hätte vermeiden können: die Regierungsorgane geben sich denn auch heute bereits alle erdenkliche Mühe, die gefährlichen Folgen derselben wieder gut zu machen. Der Umstand, daß der Banco di Roma große Ländereien, industrielle Werke und selbst eigene Dampfer in Tripolitanien besitzt, war eine der ersten Ursachen einer antiklerikalen-sozialistischen Opposition in Italien gegen die Erpedition, weil es allgemein bekannt ist, daß die erwähnte Bank in klerikalen Händen ist. Die Oppositionsparole lautete einfach: Italien soll durch sein Blut und Geld die Klerikalen in Tripolitanien schützen und bereichern! Dazu kamen verschiedene Unvorsichtigkeiten: die hier vorgenommene öffentliche Taufe eines kleinen aufgefundenen Araberkindes, verschiedene katholische offizielle Zeremonien in den Feldlagern, fast im Angesicht des Feindes usw. Dies alles wurde von den Türken geschickt ausgenutzt, welche den fanatischen Eingeborenen vorredeten, es handele sich um einen „heiligen Krieg" seitens der Italiener gegen den Islam, dessen Ausrottung geplant sei. Dies glauben zu machen wurde erleichtert durch die Tatsache, daß der

Papst, der katholische Kalif, ja bekanntlich an einem Orte mit dem König von Italien wohnt! Aber auch ein Teil der italienischen tonangebenden Presse hat diese Dinge in etwas leichtfertiger Weise behandelt. Gelegentlich der Besprechung etwaiger Friedensbedingungen posaunte man in alle Welt hinaus, daß Italien niemals und unter keinen Umständen in Tripolitanien das Kalifat des Sultans über die Muhamedaner dulden oder gar anerkennen dürfe. Man suchte dies sogar, außer durch rein-politische Argumente, durch „Gewissensfreiheit" zu begründen, da z. B. die Stämme der Senussi auch jetzt nicht dies Kalifat anerkennen. Diese Gegner einer eventuellen Anerkennung des Kalifats setzen sich allerdings in starken Gegensatz zur bekannten Proklamation des Generals Caneva an die Eingeborenen, in welcher diesen „im Namen des milden und mitleidsvollen Gottes" feierlich die Hochhaltung aller religiösen wie bürgerlichen Gesetze sowie alle religiösen Privilegien, mit anderen Worten vollste Religionsfreiheit zugesichert wurde. Dies unüberlegte Geschrei einiger Unverantwortlichen hat unter den Muhamedanern böses Blut gemacht. Hoffentlich wird die italienische Regierung die Mittel und Wege finden, den Schaden bald wieder gut zu machen. Selbst der bekannte sozialistische Führer und Deputierte Bissolati schrieb kürzlich: „Wir glauben nicht, daß die politische Souveränität Italiens dadurch vermindert würde, daß Italien seinen neuen muselmanischen Untertanen die Freiheit gewahrte, als ihr geistiges Haupt den Kalifen von Konstantinopel zu betrachten. Ia wir fragen sogar, wie es angängig sein würde, den Muselmanen eine derartige Freiheit vorzuenthalten, ohne den Türken Recht zu geben, welche die Araber gegen die italienische Unternehmung aufhetzen, indem sie dieselbe als eine kriegerische Unternehmung gegen deren Religion darstellen." Diese Kalifatfrage wird sicherlich bei den etwaigen Friedensverhandlungen — soweit der Frieden im Lande selbst dabei in Betracht kommt — von ungeheurer Wichtigkeit sein. Sie hat aber auch ihre recht materielle Seite, denn die Güter des Wakuf, des religiösen Fonds, sowohl an Mobilien wie Immobilien, stellen in Tripolitanien einen ungeheuren Wert dar. Nur wenige Renten dieses Wakufbesitzes dienen zum Unterhalt der Seminare, öffentlichen Bibliotheken, Moscheen, Fontainen, Begräbnisstätten usw. Die meisten dieser Renten werden zu allgemeinen öffentlichen Zwecken verwendet, bilden also ein Agitationsmittel allerersten Ranges für denjenigen, der darüber verfügt.

Prof. Dr. Sigmund Sonnenfeld:

Jüdische Vauernkolonien

Wer hätte es je gedacht, daß aus einer seit zwei Iahrtausenden von der mütterlichen Erde losgerissenen, allem Ungemach der Zeit und der Engherzigkeit der Menschen preisgegebenen Bevölkerung wieder bodenständige Bauern, an der Scholle hängende, nutzbringende Arbeiter sich entwickeln könnten? Als Baron Moritz von Hirsch, der dem bayrischen Hofbankhause entstammte, durch eigene Kraft zum Großfinanzier emporgestiegene hochbegabte Eisenbahn-Unternehmer nach dem Tode seines einzigen Sohnes und Erben, dem Beispiele der Peabody und Carnegie folgend, sein Vermögen großzügiger Philanthropie zu widmen beschloß, war er sich selbst nicht recht klar, wie er seine edlen Intentionen werde verwirklichen können. Erst nachdem die von ihm in verschiedenen Städten Österreich-Ungarns errichteten Wohltätigkeitsbüros sich als unzulänglich und wenig zweckentsprechend erwiesen hatten, faßte er den Plan, die unter unsäglicher politischer und sozialer Bedrückung lebende russisch-jüdische Bevölkerung aus ihrer jammervollen Lage zu befreien und sie in einem gastfreundlichen Lande anzusiedeln. Gleich den meisten, überraschende Erfolge aufweisenden Finanzmännern glaubte er, der Besitz großer Mittel genüge, um die schwierige Aufgabe zu bewältigen; das große volkspsychologische Problem, dessen Lösung gesucht werden mußte, scheint seinem hauptsächlich aufs Praktische gerichteten Blicke entgangen zu sein.

Es war zu Beginn der Neunziger Iahre des letzten Iahrhunderts, als durch schwere Verfolgungen große Scharen der jüdischen Bevölkerung Rußlands gezwungen waren, Haus und Hof zu verlassen und in den Nachbarländern Zuflucht zu suchen. Baron Hirsch glaubte allen Ernstes nicht nur die an den Grenzen Deutschlands und Österreichs der Befreiung und Rettung harrenden Unglücklichen einer neuen Heimat zuführen zu können, er war von dem stolzen Wahne erfüllt, die 4—5 Millionen im Zarenreiche ansässigen Iuden in menschlich absehbarer Zeit aus dem neuen

Ägypten hinaus und in ein neues gelobtes Land führen zu können. Er wurde auf das schöne fruchtbare, gastfreundliche Argentinien aufmerksam gemacht und hatte es zur Zufluchtsstätte ausersehen. Dorthin sandte er eine aus dem deutschen Arzte vr Wilh. Loewenthal, dem englischen Ingenieur Cullen und dem belgischen Obersten Vanvinckeroy bestehende Studienkommission, um die klimatischen und Bodenverhältnisse der großen Republik zu erforschen und ihm darüber Bericht zu erstatten, ob man dort die jüdische Landbevölkerung Rußlands in Ackerbaukolonien unterbringen könnte. Der Bericht lautete günstig. Argentinien mit seinen fast 3 Millionen Quadrat-Kilometern ist ja nahezu sechsmal so groß wie Deutschland und zählte damals (1890) nicht mehr als ungefähr 6 Millionen Einwohner. Da war also Raum genug. Aber wenn man selbst nur die wahren Ackerbauprovinzen Argentiniens (Buenos-Ayres, Santa-Fe und Entre-Rios) mit gemäßigtem Klima ins Auge fassen wollte, so konnte man immer noch auf eine Ausdehnung von 517000 Quadrat-Kilometer rechnen, also auf ein Gebiet, das fast so groß wie Frankreich (530000 Quadrat-Kilometer) ist. Dazu fruchtbarer Boden, gutes Trinkwasser und günstige Verkehrsverhältnisse.

Die Bodenpreise waren damals noch sehr mäßig und für 40 bis 50 Mark konnte man einen Hektar guten Ackerbauendes kaufen, besonders wenn man große Strecken zu erwerben die Mittel besaß. Die argentinische Regierung war auch von den besten Intentionen für die in Aussicht gestellten Einwanderer erfüllt und versprach, dieselben gastfreundlich aufzunehmen. Sie hat dieses Versprechen redlich gehalten, und es gereicht mir zur aufrichtigen Freude, dies hier mit vollem Danke bestätigen zu können.

Um in Rußland den Weg für die Auswanderer zu bahnen, erwirkten die Notabeln Israeliten von St. Petersburg einen kaiserlichen Ukas, welcher die Emigration gestattete und ein Zentralkomitee ernannte, dem die Oberaufsicht über die Aktion in Rußland oblag. Baron Horace von Günzburg war der erste Präsident dieses Komitees, das noch heute mit größtem Eifer und hingebungsvoller Arbeit die Wohlfahrt der Glaubensgenossen zu fördern bestrebt ist.

Die einleitenden Schritte an den beiden Endpunkten waren nun getan und es hätte einer geraumen Spanne Zeit bedurft, um das Werk in planmäßiger Weise vorzubereiten. Iedoch der Not gehorchend, wurden schon im Iuli 1891 aus der großen Masse der Flüchtlinge einige Hundert Auswanderer nach Argentinien geschickt, ohne daß dort die nötigen Maß-

nahmen zu deren Empfang und Ansiedelung hätten getroffen werden
können. In aller Hast wurde ein Landgebiet von 25 (XX) Hektaren in
der Provinz Buenos-Ayres angekauft — die jetzige Kolonie Mauricio — ^ i-"/
wo die Ankömmlinge in Zelten untergebracht werden mußten. l l/.»,.^
Monatelang kampierten die nicht eben erlesenen Elemente, welche vom
Ackerbau nur geringe Ahnungen hatten, im Freien, ohne daß man absehen
konnte, wann aus diesem Wirrwarr sich eine auf gesunder Basis auf-
gebaute wirkliche Ackerbaukolonie werde entwickeln können. Hier setzte
eben das volks-psychologische Problem ein, zu dessen Lösung finanzielle
Mittel und ein starkes Wollen nicht genügen. Es mußte der Weg gefunden
werden, wie aus nervösen Stadtmenschen, aus Leuten, die gewohnt waren,
den Erfolg ihrer Arbeit spätestens am Wochenende zu sehen, geduldige,
die Ernte ruhig abwartende Bauern herangebildet werden könnten. Und
sagen wir es gleich, ein gutes Iahrzehnt war dazu erforderlich, bis man
die besseren Elemente nach und nach an den neuen Beruf fesseln konnte,
ferner in Rußland an die Landwirtschaft gewohnte, in den von Kaiser
Nikolaus I. gegründeten jüdischen Kolonien — Bessarabien, Cherson und
Ekaterinoslaw — und in den Nordwestgouvernements an alle Ent-
behrungen gewohnte Feldarbeiter auswählte, die sich in überraschender
Weise in der neuen Heimat zurechtfanden und heute zu den besten Acker-
bauern Argentiniens zählen. Sie erhalten aus der alten Heimat stetigen
freiwilligen Zuzug, und man braucht nunmehr keine Kolonisten in Ruß-
land selbst zu rekrutieren.

Die in der ersten Zeit fast unbesiegbar sich zeigenden Schwierigkeiten
erweckten in dem Begründer des Werkes bange Zweifel an dem Gelingen,
und er sah die Notwendigkeit ein, die große Verantwortung mit anderen
berufenen Männern zu teilen, und hoffte zugleich dem Unternehmen eine
lange Dauer zu sichern. Er gründete deshalb im September 1891 in der
Form einer englischen Aktiengesellschaft die „Ievvizd (^oloniälltion ^5-
Lociatinn", gemeinhin kurzweg „lo2" genannt, indem er mit Ausnahme
einiger Aktien, welche die nach englischem Gesetze erforderlichen Gründer
bezahlten, das gesamte Aktienkapital von 2 Millionen Pfund Sterling
aus eigener Tasche hergab. Später vermehrte er das Kapital der Gesell-
schaft durch eine sehr bedeutende Schenkung, deren Zinsen allein ver-
wendet werden dürfen. Die Aktien der Ica verteilte Baron Hirsch unter
die Gemeinden: Berlin, Frankfurt a. M., Brüssel, Paris und London,
deren Vertreter nebst ebensoviel von den Aktionären gewählten Mitgliedern
den Verwaltungsrat der Gesellschaft bilden. Die Wirksamkeit desselben
)

begann im Oktober 1896, nach dem Tode des Baron Hirsch, der im April
desselben Iahres in voller Manneskraft — kaum 65 Iahre alt — aus dem
Leben geschieden war.
Der Conseil, dessen Mitglieder ihr Ehrenamt mit größter Hingebung
bekleiden, begann nun eine weitausgreifende Tätigkeit, deren Vielseitig-
keit überraschen müßte, wenn sie nicht durch die Umstände geboten Wim.
Nicht nur für die Fortsetzung und Ausdehnung des Kolonisations- unt
Emigrationswerkes galt es Sorge zu tragen, es mußten Institutionen ins
Leben gerufen werden, um die russisch-jüdische Bevölkerung für ihre neuen
Berufe vorzubereiten, den bereits jenseits des Ozeans angesiedelten Ele-
menten mußte hilfreiche Hand zur Festigung ihrer Ackerbau- und Gewerbe-
tätigkeit geboten werden. So entstanden im eigentlichen Rußland unc
in Russisch-Polen die Ackerbauschulen und Musterfarmen von Minil,
Novo-Pultawka, Soroki, Orscha, Czenstoniew und Czenstochowa, so an die
vierzig Gewerbe- und Handwerkschulen für Knaben und Mädchen in den
beiden Gebieten, wo Mechaniker, Schlosser, Tischler, Weber usw. heran-
gebildet, wo nahezu dreitausend Zöglinge der produktiven Arbeit zu-
geführt werden. In den Ackerbaugebieten (Bessarabien, Cherson, sla-
terinoslaw) wurden durch planmäßige Meliorationsarbeiten, durch Er-
richtung von Produktiv-Genossenschaften und Leihkassen, von Volksschulen
und Fortbildungskursen neue Kultur, neue Arbeitsgebiete geschaffen, deren
segensreiches Wirken von ausgezeichneten Fachmännern, besonders von
Herrn Eugen Tisserand, dem früheren Generaldirektor der Landwirtschast
in Frankreich, voll anerkannt wurde.
Heute kann man ohne Überhebung von den Ergebnissen der Tätigteil
der „Ica" mit Genugtuung berichten. In Argentinien hat sie über eine
halbe Million Hektaren erworben, deren größter Teil bereits besiedelt iß.
Es leben dort als Bauern, die mit eigener Hand den Boden bestellen,
über zwanzigtausend Seelen, die einem stetig steigenden Wohlstande
entgegengehen. Das in Argentinien herangewachsene neue Geschlecht ist
in guten Schulen herangebildet (nahezu 50 Schulen mit fast 4lKX) Zog-
lingen) und zeigt im Auftreten nichts mehr von den furchtsamen, dem
russischen Polizeimann mit scheuem Blick ausweichenden Iünglingen; es
sind unabhängige, robuste, stolz zu Pferde sitzende, dem neuen Lande er-
gebene, an Grund und Boden hängende Männer, die aus brachgelegenen,
menschenleeren Ebenen blühende Ackergebiete, schön aufstrebende Gemein-
wesen geschaffen haben. Die bedeutendsten dieser Kolonien sind: Mosee-
ville in der Provinz Santa-F6, Clara in Entre-Rios, Mauricio und Baron

Hirsch in Buenos-Ayres. Ein Besuch in diesen volkreichen Nieder-
lassungen ist von hohem Interesse. Schon in den frühen Morgenstunden
sieht man die männliche Bevölkerung mit den gut bespannten Pflügen
aufs Ackerland hinausziehen, während Frauen und Mädchen die Milchkühe
im Koral füttern und melken, um dann die milchgcfüllten Eimer auf die
Wagen der von englischen und argentinischen Unternehmungen gegrün-
deten Molkereien und Butterfabriken zu laden. In den Morgenstunden
ziehen die Kinder teils in gemeinschaftlichen Stellwagen, teils hoch zu
Rosse in die Schule, wo sie den Tag über bleiben und mittags in einem
saubergehaltenen Refektorium ihr Essen erhalten. Unterdes weiden die
Pferde auf den Wiesen, welche die Schulgebäude umgeben. Iede Schule
hat ihren großen Garten, in welchem die Kinder Gärtnerarbeiten ob-
liegen.
Die Gemeininteressen der Kolonie: Wegbauten, Krankenhaus, Ein-
käufe für die Ernte, Preisfeststellung für die Dreschmaschinen usw. werden
in den Genossenschaften beraten, deren Leitung von den Kolonisten frei
gewählt wird, und deren praktische Wirksamkeit viel zum Aufblühen der
Kolonien beiträgt. Die Iugend, voll Eifers auch für ihre Fortbildung
nach Verlassen der Schule, findet in den öffentlichen Bibliotheken gut-
gewähltes Lesematerial und weiß die Landesfeste so anziehend und er-
hebend zu feiern, daß bei solchen Anlässen die gesamte Umgebung sich
in den Kolonien versammelt. Die junge Generation ist des Spanischen
vollkommen mächtig, und schon ist aus ihrer Mitte ein talentvoller spanischer
Novellenschreiber erstanden, dessen Erzählungen durch ihren rührend-
schlichten Ton fesseln. Daß trotz dieser Erfolge noch manches zu ergänzen
und nachzuholen ist, wird niemanden überraschen, der die Schwierig-
keiten kennt, die jedes Kolonisationswerk zu überwinden hat, den Auf-
wand an Zeit und Geld, die jede solche Unternehmung erfordert. Man
erinnere sich nur an die langsame Entwickelung der Kolonisation in Algier
und in Tunis; auch die Erfahrungen im östlichen Posen sprechen hierfür.
Wer kann sich wundern, daß es in den jüdischen Bauernkolonien noch
manche Unzufriedene gibt, daß nicht alle in dem neuen Lande und dem
neuen Lebensberufe das finden, was sie erwartet haben, und darüber
Klage führen! Oft verzehren die gleich schweren Wolken heranziehenden
Heuschrecken einen großen Teil der Ernte, Viehseuchen dezimieren die
Herden, der wilde Pampero-Sturm zerstört gar manchmal die Behau-
sungen, aber schon haben die Kolonisten diese Plagen ihrer neuen Heimat
teils bekämpfen, teils ertragen gelernt und ein wenig von jenem Gleich-

Mut der Seele erworben, der in diesem Berufe unumgänglich notwendig
ist. — Daß selbst russische Fachmänner die Erfolge des Kolonisationswelkes
anerkennen, ist aus jenem fast dithyrambischen Berichte zu ersehen, den
Herr Krukoff, ein hochgestellter Beamter des russischen Ackerbauministeriums
im „^VieztuiK Lurop/'über seinen Besuch in den Kolonien veröffent-
licht hat.

Auch in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, wo die Ica in treff-
lich organisierten Gesellschaften hilfsbereite Mitarbeiter besitzt, bis fern
nach Dakota hin, wo nach Longfellows wundervoller Dichtung „Lachend
Wasser" zu Hause war, haben sich in fast allen Gebieten der Union nach
Tausenden zählende Gemüsegärtner sowohl wie auch Getreidebauern
angesiedelt, im fernen Westen Kanadas sind viele hundert Familien auf
von der Regierung dargebotenen Homesteads mit steigendem Erfolge
tätig, in der Südprovinz Brasiliens in Rio Grande do Sul sind Kolonien
im ersten Entwickelungsstadium, in Cypern und Kleinasien kleine Gruppen
von jüdischen Ackerbauern zu finden, so daß von einer wirklichen Rückkehr
der Iuden zur Bodenbearbeitung, von einem Erwachen atavistischer
Fähigkeiten und Neigungen in allen Regionen des Erdenrundes gesprochen
werden kann. Die Bahn ist offen, die Verfolgten und Flüchtigen, wenn
sie starke Arme und Arbeitslust haben, werden nun von selbst den Weg
finden, der sie zum Heile führen kann. „Raum für Alle hat die Erde."

Dr. N6(i. Ernst Schweninger
Geh. Medizinal«! und Universitätsprofessor:

Zur Psychologie des Arztes

In dieser Themastellung meinen wir „des Arztes" als (-enitivu5 odjectivu3. Nicht zur ärztlichen Kenntnis von der Psyche der Menschen, speziell der Kranken, sollen im Folgenden Gedanken geäußert werden, sondern zur Kunde von der ärztlichen Psyche, wie sie beschaffen ist beziehungsweise sein soll.

Zunächst in spiritueller Hinsicht.

Der Arzt soll mit feiner Beobachtungs-, rascher Auffassungs- und Orientierungsgabe, Umsicht, klarem, kritischem, tief schürffähigem Verstand, durchdringendem Scharfblick ausgestattet sein, womit er seine Schutzbefohlenen, ihr normales und pathologisch verändertes Wesen richtig anzuschauen, zu sehen, zu durchschauen und zu beurteilen und demgemäß seine Hilfsaktion einzurichten vermag.

Unter dem Scharfsinn, der dem Arzte eigen sein soll, ist zu verstehen Scharfsichtigkeit und Scharfhörigkeit, feine Witterung, Empfindung, überhaupt subtile Organisation wie am besten schon des äußeren Perzeptionsvermögens, so hauptsächlich der inneren Aufnahmsfähigkeit; fernerhin Spürsinn, Forscher- und Findergeist, der den Arzt instandsetzt, dem Wahrgenommenen weiter nachzugehen und in dessen Verfolg zu immer eingehenderen und erschöpfenderen Erkenntnisresultaten zu gelangen.

Alle diese Eigenschaften müssen angeboren, der Natur immanent sein; doch müssen diese in der Anlage gegebenen Talente wie alle übrigen Fähigkeiten, die der Arzt braucht, bei Beginn seiner Tätigkeit bereits bis zu einem beträchtlichen Grade zu Fertigkeiten geworden, d. h. entwickelt und geübt sein.

Um die bemerkten einzelnen Verhältnisse und Umstände in die ent-

sprechenden Beziehungen zu einander bringen, alle Zusammenhänge nach Möglichkeit eruieren und so ein ganzes, wirklichkeitgetreues Vorstellung«-bild gewinnen zu können, bedarf der Arzt einer guten Dosis kombinatorischen Denkvermögens, einer von Mutter Natur überkommenen Mitgift anlogischerDenkkraft,die aber auch seinen Bedürfnissen gemäß durchgebildet sein soll. Eine stramme logische Schulung tut seinem Wirten nicht nur gut, sondern geradezu not, und es ist deshalb dringend wünschenswert, daß sie in den offiziellen medizinischen Studienplan wieder wie einst aufgenommen wird, in dem sie bisher seit Langem fehlt. Und nicht nur in die Lehr-, sondern auch in die Prüfungsordnung. Und zwar als obligatorisches Fach. Der Training einer ordentlichen Schule des Gedankens, eines regelrechten cnlleßium loßicum, in dem der Geist ihm „wohldressiert, in spanische Stiefeln eingeschnürt" wird, wäre schon der Urteilskraft des angehenden Äskulapjüngers, um wievielmehr der Kritikreifc des späteren Arztes förderlich, nicht allein gegenüber den Patienten, sondern auch manchen Irrtümern, Schemenhaftigkeiten, Einseitigkeiten und Übertreibungen der pathologischen und therapeutischen Dogmatik.
Neben der Intensität und Penetranz der Denkkraft, ihrer Gründlichkeit und Folgerichtigkeit, wie sie den disziplinierten Logiker charakterisiert, ist für den Arzt noch anderes erforderlich, was zum Begriff seiner geistigen Potenz als integrierender Bestandteil gehört. Wie er umfassenden Geistes mit umfassender Bildung und Erfahrung, wie er weitsichtig, aber auch nahsichtig sein muß, d. h. über dem Fernsehen und dem Feinliegenden oder gar Eingebildeten das Nahe und Nächste, über dem Einzelnen nicht das Ganze übersehen darf, so muß er beweglichen Geistes sein, um Menschen und Situationen schnell überblicken, sich ein- und umdenken, alle sich ihm bietenden Bilder gut in sich aufnehmen und verarbeiten und sich geistig anpassen zu können. Er muß den geweckten Kopf, die feinsinnige Klugheit und Gewandtheit einesDiplomaten haben, der sich überallhin zu richten, überallher zu saugen und zu sammeln weiß wie eine Biene, der die Individualitäten und Situationen nicht nur zu entdecken, sondern auch zu nützen, Anschluß an sie, Fühlung mit ihnen zu nehmen, in geistigem Takt Kontakt zu halten vermag.
Zu alledem ist nötig, daß der Arzt freien Geistes ist. 3ie Gelehrtheit in der grauen Theorie darf ihm nicht die Sehkraft schwächen, den Blick verschleiern, umnebeln, das Gesichtsfeld schmälern und beengen, ihm die inneren Augen gleichsam mit Scheuklappen behaften und verhängen vor des Lebens weiter, bunter, nie auszulernender Wirklichkeit.

Von nichts, was dieser gegenüber sein praktisches Verständnis, Tun und Lassen schädigen konnte, darf der Kopf des Arztes eingenommen werden; sein Verstand darf nicht „überstudiert", nicht durch skrupellos übernommene Schultradition, nicht durch allzufromme Autoritätsgläubigkeit präokkupiert und lebenslang belegt werden; vorurteilslos und so viel als möglich selbständig im Denken und im Handeln muß er bleiben. Bei allem notwendigen Denkertum darf er nicht von der Metaphysik angekränkelt sein, sich nicht in spintisierender Spekulation verlieren. Er darf nicht in philiströser, kleinlicher, einseitiger Denkweise befangen, von pseudocthischen Besessenheiten angesteckt, soll in seinen Ansichten ein Weltmann in des Wortes bestem Sinne sein, eine großzügige Daseinsanschauung in sich tragen. Nichts Menschliches sei ihm fremd. Doch bei allem Einblick in die Dunkelseiten des Lebens und der Menschheit, vielmehr eben deshalb sei er kein nachsichtsloser Eiferer, kein Moralpauker, auch kein grollender Resignant, kein verbitterter Pessimist und Schwarzseher, sondern am besten ein einsichtiger, bejahungsfähiger, frischer, fröhlicher Optimist, heiter und sonnig, was Würde und Ernst an ihrem Platze nicht ausschließt. So ungefähr soll, so muß — logischerweise gewissermaßen — ein Lebenshelfer geistig beschaffen sein; voll Teilnahme, wir meinen hier: voll geistigen Interesses für die seiner Obhut Anvertrauten.

Als unumgängliche Voraussetzung seiner Wirksamkeit benötigt er aber bei allen intellektuellen Qualitäten den festverankerten Fonds eines zuverlässigen, jederzeit anwendungsbereiten, gediegenen positiven Wissens. Und dieser schlagfertige eiserne Bestand muß in seiner Verfügbarkeit genügend erprobt sein.

Zur Benützung seiner Kenntnisse braucht der Arzt ein gutes Gedächtnis, von dessen Sparten indessen das Namensgedächtnis das wenigst entwickelte zu sein braucht, namentlich das für wissenschaftliche Krankheitsetikettierungen. Und ein gutes Erinnerungsvermögen des Arztes gibt auch seinem Auftreten seinen Klienten gegenüber Sicherheit und diesen hinwiederum ein Gefühl der Sicherheit an ihm, das seine Wirksamkeit unterstützt und so auch für ihn selbst vorteilhaft ist. Das Gehirn des Arztes soll mit seinem subtilen, fein eingespielten Sinn für alles Pathologische, der ein tiefes Verständnis für das Normale voraussetzt und in sich schließt, auf die bekommenen Eindrücke mit der minutiösen Genauigkeit eines Präzisionsinstrumentes reagieren, sie rezipieren, registrieren und reproduzieren, wie ein Automat selbsttätig, ohne, aber auch mit Willenseinschaltung funktionieren, empfangen, aufnehmen, verarbeiten, behalten

und wiedergeben und ebenso ein Anklingen noch unberührter wie schon gespielter Saiten auslösen lassen.

Wo Wissen und gewöhnliches Erkenntnisvermögen nicht oder nicht allein zu diagnostischen Resultaten oder therapeutischen Direktiven führen, wo eine erakte Erkenntnis ausgeschlossen ist, da sollte die Intuition den Arzt, ersetzend und ergänzend, das Richtige treffen, ahnen, erraten und therapeutisch ergreifen lassen.

Aber auch da, wo mit den jedem zugänglichen Mitteln und Methoden hinreichend auszukommen ist, wird jene Gabe dem Arzte von großem Nutzen sein. Manchem ist sie gegeben; allen wäre sie zu wünschen.

Hier einschlägig ist das Kapitel von der Blickdiag n ose, d. h. der Erkennung auf den ersten Blick — dieser vielverfemten ärztlichen Erkenntnisart. Ihre Möglichkeit, Berechtigung und die Befähigung zu ihr dürfte nicht geleugnet oder so geringschätzig abgetan werden, als sie in der Tat und in der Regel ihrer oberflächlichen, unwissenschaftlichen, speziell unnaturwissenschaftlichen Uneraktheit wegen, als Usance rohesten Empirikertums in Verruf steht, mit Kopfschütteln und Entrüstungszeichen behandelt und abgelehnt wird. Ohne die Berechtigung jener Erkenntnisform als Ersatz für eine sorgfältige, auf gründlicher, objektiver Untersuchung beruhende propagieren zu wollen, halten wir es für verfehlt, ebenso wie die Möglichkeit jener Erkennungswerte und die Fähigkeit manches Arztes für sie ihre Zulässigkeit abzusprechen. Allerdings ist sie nur unter Nachprüfung mittels genauer Erploration angängig. Diese darf und wird der ernste, gewissenhafte Arzt nie unterlassen und durch jene sich nie verführen lassen. Es ist deshalb kaum eine Gefahr in ihr zu befürchten, da eine solche nur für den ohnedies Leichtsinnigen bestehen mag; vielmehr ist die Übung und Pflege der Blickdiagnose und der Begabung hiezu als schätzenswerter ärztlicher Beigabe zu begrüßen.

Eine weitere Gabe, die der Therapeut haben soll, ist ein Direktions-, ein Organisations- und Dispositionstalent, das ihn instandsetzt, dem Patienten, seinen Angehörigen und Pflegepersonen die nötigen vielseitigen Anordnungen und Anregungen zu geben und deren Ausführung zu überwachen.

Außer den positiven intellektuellen Eigenschaften, die der Arzt haben soll und deren Gegenteile sich damit von selbst als Mängel bedeutende Minderwerte verstehen, sind noch in negativer Hinsicht einige Momente hervorzuheben, deren der Arzt entraten soll. Obwohl er seinen Patienten gegenüber mit einer auf das Bewußtsein bestmöglicher Pflicht-

erfüllung gründbaren Sicherheit auftreten soll, möge er sich nicht in der Weisheit scheinbar dichten Mantel hüllen, der in Wahrheit doch vielfach verdammt fadenscheinig ist. Und so sehr er von seinem Patienten Vertrauen fordern muß, soll er, namentlich Außenstehenden gegenüber, nicht eine starre Heilsautorität für sich beanspruchen, strotzend in der Plethora seines „profunden" Wissens, sich nicht in stets und breit herausgekehrter Korrektheit, Doktrinarität und Schulmeisterlichkeit gefallen, nicht einen pkilo50ptiu5 in 5cens, des Krankenzimmers machen oder gar eine Iustitiarpose annehmen, da ihm die Rolle eines Richters am wenigsten zukommt, soweit es sich nicht um die Erkrankung selbst handelt.

Was schließlich der Arzt neben all seinem Kennen und Können mit als Unerläßlichstes benötigt zur Erfüllung seiner vielseitigen Aufgaben und in den Seelenkämpfen, die keinem Arzte von tieferem Gemüte erspart bleiben, — das ist ein b eson n en er Kopf bei aller Energie und aller Warmherzigkeit, die dem Kranken so wohl und not tut.

Damit kommen wir auf die moralischen Qualitäten, die dem Arzte vonnöten sind.

Er soll empfindsam sein, jedoch nicht im sprachgebräuchlichen, beigeschmackbehafteten Sinne von rührsam, sentimental, supersensitiv, überempfindlerisch, sondern in dem jener gesund feinfühligen Art, die Goethe meinte, als er einmal von einem Dichter — ich glaube, es war Manzoni, der Schöpfer der „vrc»me53i 3p«5i", — sagte, er habe Sentiment, sei aber nicht sentimental — eine Eigenschaft, die man bei Ärzten auch relativ selten findet. Der Arzt soll ein fein differenziertes Nervensystem haben, aber kein „nervöser" Mensch sein und ebensowenig ein naturwissenschaftlcrisch-krafthuberisches Rauhbein, das, durch die Schule der Vivisektion im weitesten Sinne gegangen (wozu auch die Zuvielschneiderei am lebenden Menschen gehört), abgestumpft ist und im Koller einer realistischen, naturalistischen, mechanistischen Weltanschauung das Gefühlsleben des Kranken übersieht. Der Arzt muß ein unerschrockener, entschlossener, willens-, spann- und tatkräftiger, durchdauernder Mensch, darf aber nie ein rücksichtsloser Draufgänger, ein derber, rüder, gemütsroher, grober, brutaler Fant sein.

Er soll nicht subjektiv sein, darf nie vergessen, daß er es in seinem Berufe auf Schritt und Tritt mit veränderten, in abnormen Zuständen befindlichen Menschen zu tun hat, denen er auch ihre häufigen Animositäten nicht übelnehmen darf und denen gegenüber er mit seinen eigenen Empfindungen zurücktreten muß. Er darf aber auch seine Objektivität nicht

insofern mißverstehen, als er vergißt, daß er mit lebendigen, ja
sogar eben mit alterierten Menschen zu schaffen hat, mit denen im besten
Sinne des Wortes menschlich umzugehen ist und nicht wie mit einem toten,
fühllosen Objekt, einem zu numerierenden und rubrizierenden „Fall".
Der Arzt muß von wahrhaft ritterlicher Gesinnung sein, im
umfassendsten und höchsten Betracht des Begriffes: „Edel, hilfreich
und gut", zartfühlend, diskret, liebevoll, seelisch
eingehend, mit Tröstergaben reich ausgestattet, hin-
gebend, selbstve rl e ug n end , geduldig, langmütig,
nachsichtsvoll,treu,beharrlich,ausdauernd,selbst-
beherrscht, gefaßt, die Haltung nie verlierend, stand-
haft, tapfer, mutig, entschlußfähig, resolut, hel-
denhaft. Wie viel Heroismus dieser still wirkende Stand, die Arzt-
schaft, voraussetzt und wie viel in der Tat in ihm zu finden ist, das wird
in den breiten Schichten der Menschheit, wir wollen nicht einmal sagen,
zu wenig bedacht, aber zu wenig berücksichtigt, gewertet, geschätzt, gelohnt.
Es ist ein besonders großer Einsatz, besonders große Gefahren, Opfer an
Gesundheit und sonstigen Gütern, Lebensgenuß, Familien- und anderen
Daseinsfreuden, die der ebenso schwere als — richtig erfaßt — schöne und
hohe Beruf des Arztes von diesem fordert, und groß ist die Entsagungs-
fähigkeit, die Bereitschaft der Vertreter des Arzttums zum
Verzicht und zur Erfüllung der größten Menschenpflicht, des höchsten
Eristenzzwecks, der Nächstenhilfe, in ihrer schwierigsten Form. Echte
Gesinnungstüchtigkeit, Gesinnungsfestigkeit, Ge-
sinnungsadel,unbedingteVornehmheit des Charakters,
ein Mannes- und ein Menschentum von strengster Ehr'
und Würde, Gewissenhaftigkeit, Vertrauenswür-
dig k e i t ist für den Arzt gerade gut genug.
Die letztere beruhe vor allem auf der Ehrlichkeit seines We-
sens, Wollens und Wirkens.
Was die Wahrheitsliebe des Arztes betrifft, so muß diese
Tugend eine Grundveste seines Naturells sein, — er muß sie starkhalten
in erster Linie als Fahnder, muß sich stets seiner hohen, weitgehenden Ver-
pflichtung zu ihr gegenüber der Welt bewußt sein, darf sie aber den Kranken
gegenüber nur so weit betätigen, als es deren Wohl zuläßt. Sobald aber
im Hinblick auf dieses die Aufrichtigkeit des Arztes irgendwie nachteilig
oder doch gefährlich erscheinen muß, heiligt der Zweck, die Erfüllung des
notwendigen Gebotes der Rücksicht, sogar die Unoffenheit — sei sie nun

ein Mittel, um nicht zu schaden, oder gar zu nützen. 3upreni2 lex nic)ldi6i 52lu5 ist die oberste Arztmarime. Wie an diesem Prinzip, so ist, glauben wir, an jener Konsequenz nicht zu rütteln. Im Einzelfall richtet sich das Verhalten, die Grenze, an die er gehen darf, nach der Ein- und Weitsicht, dem Takt und der Erfahrung des Arztes und der Eigenart des Patienten.

Wir stehen also nicht an, zu bekennen, daß der Arzt unter gewissen Umständen lügen darf und geradezu soll, wo es die Umgehung einer Schädigungs- oder die Gewinnung einer günstigen Beeinflussungsmöglichkeit gebietet. Wir betonen das, auch auf die Wahrscheinlichkeit, ja Sicherheit hin, mit dieser Ansicht zahlreiche Gegner zu haben. Es gibt eben auch in der Normal-Ethik Ausnahmen von der Regel, Momente, wo die Allerweltsmoral um jeden Preis, die Theorie von der Praris 26 ad5urcimn geführt wird, wo das, was sonst Tugend, Untugend und diese zur Pflicht wird. Und sogar von solcher gibt es Ausnahmen, da, wo eine ausdrückliche Willenskundgebung, Aufforderung eines Kranken, ein Hinweis auf seine Auffassung von Leben und Tod und vorletzten Dingen, dringende Bitten aus religiösen Gründen, besondere Sachlagen, gerichtliche Entscheidungen, Rechtsmaßnahmen im schweren Interesse ihm anliegender Personen den Arzt zwingen, selbst von dem besten, durchschlagendsten Grundsatz abzugehen, ihn zu durchbrechen, um nicht den ihm teuren Kranken schwerwiegende, traurige Wahrheiten aus ungeschulterem Munde vernehmen zu lassen. Wo der Arzt so einer vi5 major weichen und eine harte Tat einem noch größeren Übel vorziehen muß, bleibt die relativ größte Schonung des Kranken seine Pflicht. — Alles, was dem Edelmut zuwiderläuft, muß er stark genug sein, wirksam zu bekämpfen. So auch stark genug in jener Not zu lügen. Nur ein starker Mensch kann ein rechter Arzt sein.

Wie der Arzt an sich „ein Ritter ohne Furcht und Tadel", ein Aufrechter sein soll, so darf er auch seinen Kranken gegenüber nie ein verstimmender, bedrückender, sondern muß ihm immer ein aufrichtender Berater und Berater sein. Fort mit der bekannten, berüchtigten Romantacie5, der Leichenbittermiene, von der es da oft heißt: Der Arzt machte ein finsteres Gesicht; was allerdings in der Wirklichkeit noch viel zu oft zu sehen ist! Wie kein Dunkelmann der Gesinnung, so weder einer des inneren noch des äußeren Gesichtes, des Ausdrucks, darf der Arzt sein, kein Schwarzmaler, kein Angst- und Bangemacher! Das verträgt sich mit seiner Stellung nicht; es müßte denn sein, daß es aus krankenerzieherischen

Gründen geschieht, um mit der Peitsche der Furcht, der Sorge, auf in der Religion der Furcht erwachsene Geschöpfe zu wirken. Sonst steht der Humor im Verkehr mit dem Kranken, bei allem Ernst der Berufsauffassung, dem Arzte besser an, ja er soll gelegentlich — auch zu erzieherischem Zweck — sogar im Finden eines eventuell kräftigen Wortes nicht verlegen sein, ohne zu den Spöttern von Gewohnheit zu gehören.

Was das Temperament betrifft, so taugt der Melancholiker wie der Choleriker als solcher jedenfalls am wenigsten zum Arzte. Wenn sich auch der reine Sanguiniker und Phlegmatiker nickt dazu eignet, so sind Quentlein ihrer Art in der Temperamentmischung des Arztes jedenfalls eher zu begrüßen. Daraus, daß das, was man Kaltblütigkeit nennt, und Warmherzigkeit in gleicher Weise beim Arzte anzutreffen sein soll, ergibt sich die Komplikation und Schwierigkeit der besten Temperatur ärztlichen Wesens. Wie darin Kühle und Gelassenheit der Vernunft und Lebhaftigkeit des Denkens zu finden sein sollen, so darf stramme Fassung und Haltung des Gemüts Wärme und Innigkeit des Fühlens nicht ausschließen.

Gleichmaß und Konstanz der Stimmungen, dabei Liebenswürdigkeit, eine möglichst vielen sympathische Art sind die Hauptanforderungen an das Temperament des Arztes, denen zu genügen durch die Zahl und die Divergenz der Charaktere der Kranken sehr schwer ist, die nichts sicherer gemein haben als die Tatsache ihrer abnormen Reiz- oder Depressionszustände; wozu noch als ungemeine Erschwerung die vielen besonderen Verhältnisse und Umstände der oft so heiß ersehnten und doch so oft und gern verpönten ärztlichen Arbeit kommen.

Ebenfalls die Eigenart seiner Arbeit ist es, die Eigenschaften erklärt und rechtfertigt, die mehr oder minder scharf ausgeprägt im Arzte wohnen: Selbstbewußtsein, Selbstvertrauen, Stolz im guten Sinn. Sie entwickeln sich besonders aus der großen, Leib und Leben seiner Mitmenschen betreffenden und alleinigen Verantwortlichkeit des Arztes, wie sie der der höchsten Stellen anderer Berufe gleichkommt. Der Arzt muß allein alle leitenden Gedanken haben und ist ausschließlich seinen Schützlingen und deren Angehörigen, seinem Gewissen, dem Strafrichter und Gott, sonst niemand, keinem Vorgesetzten verantwortlich. Das muß und darf zu einem gewissen Autoritätsgefühl beitragen.

Es darf aber nicht zum Selbstherrlichkeitsdünkel ausarten und den Arzt

bei aller berechtigten Konsequenz seines Handelns nicht zu einer Starr-
nackigkeit verleiten, in der er sich im Laufe seiner Arbeit sich ergebender
Veränderungsbedürftigkeit ursprünglich ergriffener Maßnahmen verschließt,
und ihn nicht seine Mobilität insoferne einbüßen lassen, als er nicht mehr
wie ein kluger Feldherr oder Schachspieler seine anfänglichen Dispositionen
wechselt, seine Faktoren verschiebt und richtet nach denen des Gegners,
sich dessen und seiner eigenen Aktions- und Endmöglichkeiten, Leistungs-
grenzen und -Ziele möglichst bewußt. Und er darf nicht dazu verführt
werden, sich als sichtbaren, peinlichen Forscher mit der unerforschlichen
Gelehrtenmiene zur Schau zu stellen, sich als achten Weltweisen aufzu-
spielen, der ja doch so oft und schnell 26 ad5m-dum geführt wird, den
hohen Amts- und Würdenträger zu markieren. So ekelhaft die billigen
Kniffe und Pfiffe, Taktiken und Praktiken von Gewerblern, von Geschäfts-
leuten am Krankenbette sind, so schlecht nehmen sich mindestens in den
Augen gebildeter Patienten (aber auch andere sehen und schauen oft schärfer
als jene Akteure selbst!) die Kinkerlitzchen aus, in denen sich derartige
Koryphäen, Kapazitäten, Autoritäten und Dignitäre gefallen — und
wie die äre und äten sonst benannt werden mögen. Einfach, schlicht und
uneitel sei der Arzt. Ist Eitelkeit beim Mann schon etwas besonders
Widerwärtiges, so potenziert sich das noch um ein Wesentliches beim Arzt.*)
Solches Auftreten dient keinem, ist weder dem Arzt noch dem Kranken
von Nutzen, dessen Förderung das beste Kriterium des Arztes ist.
Frei von Mätzchen und Äußerlichkeiten, abhold
allem Spielerischen, und umsomehr mit ganzer Seele
bei seiner Sache soll der Arzt sein, spontan und gern,
a 1 b e itsfre u dig, fleißig, rührig, unermüdlich im
Weiterlernen all' sein' Schaffenstage, immer an sich fortbauend
und steigernd, und so auch seine Übung und Erfahrung im Gebrauch
nicht nur seines Wissens und technischen Könnens, sondern auch all
seiner psychischen Qualitäten vervollkommnend.
Zur Erhaltung seiner Gesundheit, seiner seelischen Harmonie und
seines psycho-physischen Gleichgewichts muß er auch seiner
Lebensführung unentwegte Aufmerksamkeit zuwenden. Er darf sich z. B.
nicht durch eizedierende Lebensweise schädigen, wie durch Alkohol-,
Alkaloid- (Rauch- usw.) Überkonsum chronisch vergiften. Auch soll er

*) Fürst Bismarck sagte bekanntlich oft, daß die Eitelkeit eine Hypothek auf
den Charakter sei, mit der man leicht bankerott werde.

möglichste Arbeitsökonomie halten, was allerdings in seinem Berufe
besonders schwierig, aber ein Hauptpunkt der Körper- und Seelen-
hyg i en e ist, die zu treiben für ihn so dringend nötig ist. —
Ie mehr er der bezeichneten Qualitäten nicht nur besitzt, sondern
auch zu erhalten und zu verwenden vermag, ein desto besserer Arzt in
höherem Sinne wird er sein, um so mehr wird er mit seinem hohen
und gesunden Menschentum das leidende seiner
Kranken umfassen, beherrschen, führen können.
Zu solchem Behufe soll er alles in allem eine überlegene, am besten
machtvolle Persönlichkeit sein, die wie die eigenen Qualitäten
auch ihren Beruf richtig erfaßt und betätigt, der ein dienender Herren-
beruf ist. Ie mehr er ein Begnadeter,— ich will nicht sagen, eine äußerlich
faszinierende, — aber eine innerlich überragende Erscheinung
ist, von der ein starkes und stärkendes Fluidum ausstrahlt, um
so beglückender wird er seinen Posten ausfüllen. Weniger weiche
Samariterfrömmigkeit als markige Stämmigkeit
braucht der Arzt, an der man sich halten kann.
Und noch eines möge er sein, was unserer eraktwissenschaftlichen,
auf ihre kritische Forschung mit Recht stolzen Schule nicht so gilt, so sehr
gerade ihre Bahnbrecher es brauchen: Dichter-, Sehersinn
soll der Arzt haben, der ihn als Leib und Seele, gesunde Menschen repro-
duzieren helfenden Künstler ergänzt; ein für das Richtige phantasie-
begabter Vor-, Mit- und Nachempfinder soll er sein.
Und auch die ganze Begeisterungsfähigkeit, der Idealis-
mus eines Künstlers für sein schönes Werk soll in ihm leben.
Charakteristisch für eine Verwandtschaft des Arzttums mit dem
Künstlertum ist die gewiß auch auf andere Gründe zurückgehende, auf-
fallende, merkwurdige und doch darum nicht geheimnisvolle Tatsache,
daß sich unter den Poeten viele Ärzte befinden und umgekehrt (cfr. Lingg,
Iustinus Kerner, Schnitzler, Schönherr usw. usw.)
Aus je höheren Gesichtspunkten, wie schließlich jeder, so besonders
dieser erquisit mühevolle Beruf betrachtet wird und werden kann (— er
selbst läßt es in selten reicher Weise zu —), um so mehr und dauernder
wird er dem, der ihm obliegt, lieb bleiben, während er simplen Tretmüllern
sofort zum Handwerk herabsinkt.
Auch aus diesem Grunde ist ein hohes psychisches Kultur-
niveau des Arztes eine Angelegenheit von großer Wichtigkeit.

Vor allem aber, weil die notwendige Individualisierung am Krankenbett, in Diagnose und Behandlung, die dem ganzen, lebendigen, beseelten Wesen, nicht Teilen, nicht dem Körper allein zu gelten hat, einen Psychologen voraussetzt, indessen ein in der eigenen Seele Geringer oder ein Oberflächer nicht die Seele der anderen, der Kranken, erkunden und beeinflussen kann. —

Wir sehen, daß zu einem rechten Arzte viel und vieles gehört und daß die Gründe dieser Erfordernisse bei näherer Betrachtung gewichtiger sind, als sie auf den ersten Augenblick scheinen.

Wir sehen, daß der Arzt ein fein (weshalb das Weib sich in vieler Hinsicht zu dem Berufe eignet) und anderseits ein robust organisiertes Wesen sein muß. —

Kein starres System, keine Schablone wollten wir mit unseren Erörterungen aufstellen, nur auf Hauptpunkte hinweisen, die uns Wesentliches bedeuten. So groß auch dabei die graduellen Unterschiede sind und sein können, — eines muß Allen, den Großen und den Kleinen im Reiche der ärztlichen Kunst, wie schließlich in aller gedeihlichen Werkschaft, gemeinsam sein: ein Ganzer zu sein.

Sind die unerläßlichsten Anforderungen an das ärztliche Gesamttalent im Wesen eines Arztes erfüllt, so wird der Erfolg seines Wirkens nur noch bedingt von der jeweiligen Verfassung des Arztes in praxi. Wir dürfen auch bei ihm nicht vergessen, daß er bei aller Selbstzucht wie jeder Mensch dem Wechsel der Zeit und all der in jedem Augenblick auf ihn Einfluß nehmenden tausend bekannten und unbekannten Faktoren seiner Um- und Inwelt unterworfen ist, von deren Schädigungen er sich freilich soviel wie möglich frei zu machen und zu halten suchen muß, zumal ja Arzt sein auch heißt: den Groß- und Kleinteufeln des Lebens — auch und vor allem des eigenen — gegenüber ein Herrscher sein, kein Be herrschtet!

Den biologischen und moralischen Charakter kann man keinem, kann keiner sich geben, aber bildungsfähig und beherrschbar ist er. Und ein Hauptkriterium für die Zulassung zum ärztlichen Berufe soll er sein, der kein Versorgungspferch für geist-, herz-, seelenmatte Kostgänger ist.

Fragen wir uns nun, was die Schule zur Auswahl, Erziehung, Durchbildung, ja nur zur Anbildung, gedeihlichen Einführung leistet, so muß uns das Ergebnis bedenklich karg und armselig erscheinen trotz mancher

guten Ansätze neuer regeneratorisch tätiger moderner Geister im ihnen verwandten Geiste der guten alten Zeit, wir meinen der vorspezialistischen, vor-versicherungsgesetzlichen usw., die wirklich in der psychologischen Schulung und Tätigkeit der Mediziner besser war als die heutige. Auf Kosten dieser und damit der Kranken und der Arzte selbst wird zudem ein zu sehr nach der theoretischen, verallgemeinernden Begriffsbildung gravitierender Unterricht erteilt, und mit solch schon an sich einseitiger Unterweisung die ganze Vorbereitung in bedenklichster Weise vereinseitigt. Und wie überhaupt, so ist namentlich nach der inneren Eignung die junge Mannschaft zu ungesichtet und ungesiebt. Eine strenge Prüfung der Wesensart der Aspiranten, — derer, denen künftig Leben und Gesundheit der Menschen überantwortet, — denen sie in ihren Leiden anvertraut werden soll, müßte schon bei ihrem Eintritt in die hohe Schule statthaben. Die damit zu ermöglichende Selektion wäre der beste, glücklichste, rechtzeitigste Antagonismus gegen die notorische Überfüllung des ärztlichen Standes, zu dem sich die Allzuvielen drängen, die nicht berufen werden dürften, weil sie nicht dazu berufen sind, viel weniger auserwählt, — von Natur.

Der Zustrom zu diesem Beruf, in dem nur die innerlich dazu Bestimmten Platz finden sollten, ist geradezu zu einem Notstand gestiegen, zu einem wirtschaftlichen und moralischen, weil er auch mit Schuld trägt an der argen Vernachlässigung der seelischen Pflege und Schulung, der Erziehung des Nachwuchses in der eigenen Psyche und in seinem Verständnis für die der Kranken. Die großen Fakultäten mit dem großen Kranken-„Material" werden von erdrückenden Schwärmen Studierender heimgesucht, und ein persönliches Verhältnis, in das Student und Lehrer zu obigem Behufe so dringend nötig kommen sollte, wird damit ausgeschaltet.

Es gäbe tüchtige Elemente genug, die nach solcher Belehrung lechzen und für sie empfänglich wären. Sie müssen ihren Weg selber finden, der ja freilich, wenn der richtige, dann auch bestvertraute ist, — aber oft mit manchem sonst unterbleibenden mißlichen Fehlschritt und Zeitverlust; er wäre rascher und sicherer und leichter mit weniger Kräfteverbrauch für Schüler und Schul-Patienten zurückzulegen mittels rationellerer, pflichtgerechterer, vollständigerer und richtiger betriebener Schulung. Sie wäre eine Wohltat für die leidende Menschheit und würde manche Fehlfrucht am Baum des Arzttums vermeiden.

Die Besserung heischenden Mißstände sollen nicht nur die zur Reform Berufenen, sondern auch das breitere, namentlich auch das gebildete

Publikum immer wieder vorgehalten bekommen, das für den zu schaffenden Wandel ein entsprechend tieferes Bedürfnis und Verständnis hat, und deshalb gehören dies« Gedanken in eine Zeitschrift wie die vorliegende, in der Kulturfragen für weitere Kreise zur Diskussion gestellt werden.
Und gewiß nicht der geringstwertige Gegenstand solcher Art ist die psychische Verfassung des Arztes.
Das Publikum soll wissen, was die Allgemeinheit von der Krankenbehandlung respektive von diesem wichtigen Faktor derselben zu verlangen einen durch das Recht ans Leben und die Pflicht für dasselbe von der Schöpfung verbrieften Anspruch hat.

Dr. Sigurd Ibsen
Staatsminister a. D.:

Literarische Erotik.

Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Rhea SteniberZ.

I,

Wie gewöhnlich hat die Weihnachtszeit auch in diesem Jahr eine Hochflut schöner Literatur gebracht. Da ich nicht Rezensent bin, ist es durchaus nicht meine Absicht, mich auf die Frage einzulassen, ob der Gehalt der Erzeugnisse dieses Mal über oder unter dem jährlichen Durchschnitts-niveau steht: ich darf es um so weniger, als ich nur einen Teil der Bücher gelesen habe, die den Markt überschwemmten. Aber diejenigen, die ich jüngst kennen lernte, und es sind nicht wenige, haben allerdings einen Eindruck in mir befestigt, der, glaube ich, zur Sprache kommen sollte.

Es ist mir schon lange aufgefallen, jedoch nie in dem Grade wie jetzt, wie wenig Fühlung die schöngeistigen Schriftsteller mit modernen Zuständen zu haben scheinen. Besonders hervorstechend ist dieses Verhältnis, oder richtiger dieser Mangel an einem Verhältnis in der neuesten norwegischen Bücherernte, aber es wäre unbillig, zu verschweigen, daß auch anderswo bis auf wenige Ausnahmen der Kontakt fehlt, der zwischen dem Zeitalter und der Dichtung vorhanden sein sollte.

Wir leben doch wahrlich in einer Zeit, die der Einbildungskraft den weitesten Tummelplatz zu bieten scheint. Bahnbrechende Erfindungen sind im Begriff, unsere äußeren Lebensbedingungen in Grund und Boden zu verändern. Die Gemüter sind voll Unruhe und Gärung, überall ein chaotisches Streben nach neuen Formen, überall revolutionäre Mächte, die gegen autoritäre kämpfen, ein Kulturbewußtsein, das eingewurzelte Schranken sprengen will. Die uralte Rangordnung zwischen Mann und Weib steht im Begriff, sich zu verschieben, die gelbe Rasse erscheint auf der Weltbühne im Mitbewerb mit der weißen, die Arbeiterheere des

Sozialismus belagern die Festung der privilegierten Klassen, während andererseits das Kapital gewaltige Zusammenschlüsse bildet unter der Führerschaft von Männern, die den kriegerischen Abenteurern der Renaissance, zuweilen sogar den politischen Eroberern zu vergleichen sind.
An all diesen Erscheinungen nimmt die schöne Literatur nur gelegentlich Teil. Eine zukünftige Kulturforschung, die mit Bezug auf den geistigen Habitus unserer Zeit keine andere Quelle hätte, aus der sie schöpfen könnte, als Romane, Dramen und Gedichtsammlungen, müßte unbedingt zu dem Resultat gelangen, daß die europäische Menschheit zu Beginn des zwanzigsten Iahrhunderts von einer firen Idee beherrscht gewesen sei, die alle andern Gedanken in den Schatten stellte, nämlich von einem unersättlichen Interesse für das Geschlechtsleben. Denn tatsächlich drehen sich ja neun Zehntel der belletristischen Produktion um nichts anderes als um Serualverhältnisse und was damit in Verbindung steht: um erotische Verwicklungen, erwiderte oder hoffnungslose Liebe, geknüpfte oder gelöste Liaisons, eheliche Konflikte, Treubrüche und Scheidungen. Das übrige Zehntel, die Erzeugnisse, deren Hauptgegenstand nicht den geschlechtlichen Beziehungen angehört, bedient sich doch gern eines seruellen Einschlags. Eine historische Persönlichkeit oder ein soziales Problem wird nicht leicht Gegenstand der dichterischen Behandlung, ohne daß eine kleine Liebesaffaire oder dergleichen hineingeflochten wird, um den Stoff anziehender zu machen; das ist nun einmal der Zoll, der in der Regel erlegt werden muß, wenn das Buch als schöngeistige Ware passieren soll. Es gibt ein paar Opern, Mchuls „Ioseph in Ägypten" und Massenets „Gaukler", die nur Männerrollen enthalten, aber ich möchte den Romanschriftsteller oder Dramatiker sehen, der sich erkühnte, ein Werk zu schreiben mit vollem Verzicht auf das weibliche Element.
Dieses literarische Hervorheben des Seruallebens gibt insofern ein verkehrtes Bild, als das Verhältnis zu dem andern Geschlecht, wenigstens was den Mann anbetrifft (ich meine den normal konstituierten Mann), gar nicht die große und verhängnisvolle Bedeutung hat, die, nach den Büchern zu urteilen, man anzunehmen geneigt wäre. Für ihn liegt der Schwerpunkt des Daseins auf ganz andern Gebieten. Wer eine Arbeit hat und sich einer Aufgabe bewußt ist, wird der Erotik nicht viel Platz und Zeit einräumen; sie wird ihm wohl die pikante Sauce sein, die verlockende Garnitur, das heftige und oftmals auch wertvolle Stimulans, aber doch stets nur eine Zugabe, nie eine Hauptsache, noch weniger eine Lebenssache.
Im klassischen Altertum, dessen Welt überhaupt mehr vom männlichen

Geist geprägt war als die Gesellschaft, in der wir leben, nahm ja auch in der Literatur das Geschlechtsverhältnis nicht die zentrale Stellung ein, die es jetzt behauptet. Die Zeit entbehrte allerdings der Erotik nicht, das beweisen uns Anakreon, Ovid und manche andere, doch diese wurden nicht zu den ersten Schriftstellern gezählt, und die Werke, die die Höhepunkte der antiken Dichtkunst bezeichnen, die homerischen Gesänge, die attische Tragödie, wie sie in Äschylos und Sophokles gipfelt, bewegen sich nicht in der Sphäre der Liebeshändel.

II.

Hiermit soll jedoch nicht gesagt sein, daß die Serualliteratur ein Erponent für eine vorwiegend moderne Empfindungs- und Denkweise sei. Ihr Ursprung ist im Gegenteil von ehrwürdigem Alter; sie rührt nämlich von der Zeit her, da sich Christentum und Lehnswesen begegneten und gemeinsam die Romantik des Mittelalters erzeugten.

Das Christentum mit seinem mystischen Begriffe der Liebe, seiner asketischen Geschlechtsmoral, seinem Kultus der Maria, der jungfräulichen Mutter, verursachte eine erotische Überspanntheit, die sich in der ritterlichen Frauenverehrung äußerte. Dazu gibt es nirgends sonst ein Seitenstück. Für den Wilden ist die Frau ein Arbeitstier, für den Orientalen ist sie ein Lurusgegenstand, für die antike Welt war sie ein nützliches, aber untergeordnetes Geschöpf. Der strenge Demosthenes sagte: „Wir halten uns Geliebte zu unserm Vergnügen, Kebsweiber zum täglichen Gebrauch und Ehefrauen, damit sie uns eheliche Kinder schaffen und für unser Hauswesen sorgen." Erst die feminisierende Geistesmacht des Christentums machte das männliche Gemüt empfänglich für gewisse Seiten der weiblichen Natur, die bis dahin nicht gewürdigt worden waren, und hatte das seruelle Verhältnis früher einen nüchternen Charakter gehabt, so nahm es jetzt geradezu schwärmerische Formen an. Für jeden Ritter wurde ein Seelenbund mit einer edeln und tugendhaften Frau eine Notwendigkeit, und die Damen teilten ihre Person in zwei Hälften: der Körper, dieser schnöde Stoff, gehörte dem Ehemann, während die Seele dem Auserwählten ihres Herzens vorbehalten war.

Nie ist wohl so viel über das Wesen der Liebe gegrübelt worden wie zur Zeit der Minnesänger, eine ganze Literatur, ja, förmliche Gerichtshöfe entstanden, die Zwistigkeiten zwischen Liebespaaren ausglichen und

allerlei spitzfindige Fragen entschieden über das, was in der Liebe erlaubt oder verboten sein sollte. In der Moral des Mittelalters, der der Aristokratie, war die geläuterte Liebe die große Triebkraft; ihre Bedeutung entsprach der des Vaterlandsgefühls in der Ethik der Alten. „Die Liebe", sagte der Troubadour Raimbaud, „macht die Besten besser und kann den Schlechtesten Wert verleihen."

Wie schon erwähnt, ist diese romantische Liebe ein kombiniertes Erzeugnis der Religion und des Feudalismus. Das religiöse Element geht um in der eraltierten Verehrung, deren Gegenstand die Geliebte ist, und das feudale Element bekundet sich in dem Verhältnis des Ritters zu seiner erkürten Dame als dem Verhältnis zwischen Vasall und Lehnsherrn entsprechend. Diese freiwillige Unterordnung des Mannes unter eine Frau, zu der er aufblickt, erscheint zum ersten Mal in der mittelalterlichen Periode und ist der Ursprung dessen, was heutzutage, da der Feudalismus verschwunden ist, noch immer Ritterlichkeit genannt wird. Deren Begriff war dem griechischen und römischen Altertum unbekannt, und vergebens würde man ihn bei zeitgenössischen Völkerschaften suchen, die außerhalb der abendländischen Tradition stehen, wie bei den Arabern, Türken, Persern und Ostasiaten.

Das Ritterwesen entstand, wie man weiß, in Frankreich und Deutschland, von diesen tonangebenden Ländern aus verbreitete es sich weiter, und besonders fand das Beispiel Nachahmung durch die Kreuzzüge, die die verschiedenen Nationen miteinander in Berührung brachten und dadurch zur Bildung einer gemeinsamen europäischen Kultur beitrugen, in der die ritterlich romantische Liebe eine hervorragende Rolle spielen sollte. Doch es darf nicht verschwiegen werden, daß sich in dieser Liebe manche Widersprüche zeigten zwischen Theorie und Prans. Im Prinzip war die Liebe platonisch und das Verhältnis nur geistiger Natur, aber die Medaille hatte ihre Kehrseite, der Körper war schwach, und wie es in Wirklichkeit stand, davon erzählen Chroniken und Romane mit aller wünschenswerten Offenheit. Dazu kam, daß die Romantik sich bewußt in Gegensatz zur Ehe stellte. Es gehörte mit zur Etikette, daß der Ritter sich dem Dienst einer Frau weihte, aber, wohlgemerkt, niemals derjenigen, die er selbst als Gemahlin besaß, und gleichviel, ob die Angebetete unverheiratet oder an einen andern Mann gebunden war. Ein Moralist wird daher die Erotik des Rittertums mit gemischten Gefühlen betrachten. Doch was er auch über ihre Auswüchse sagen mag, den idealen Kern wird er ihr nicht absprechen können. Die Vorstellung von einer Liebe, die über das sinnliche Gebiet

hinausragt, von einer durch und durch beseelten Liebe hat ihren Ursprung in der Romantik.

Es geht oft mit Geistesrichtungen, wie es mit Moden und Trachten geht: sie finden den Weg von den oberen Klassen zu den unteren. So auch hiet; die romantischen Anschauungen sickerten von den aristokratischen Höhen zu den breiteren Schichten herab, bis sie schließlich die ganze Gesellschaft durchdrangen. Diese Allgegenwart behaupten sie noch immer, unsere Auffassung von Liebe steht noch heute im Zeichen der Romantik, und daß es nicht anders geworden ist, dafür hat die Literatur gesorgt. Es ist, als hätten die Schriftsteller sich verschworen, das Geschlechtsleben niemals ruhen zu lassen, die seruelle Phantasie immer und ewig anzustacheln, die Gefühle zu komplizieren, und in dieser Beziehung haben sie auch Großes ausgerichtet.

III.

Denn wenn die Dichtung ihre Modelle aus dem Leben nimmt, so modelliert sich dafür das Leben vielfach nach dichterischen Vorbildern. Das Benehmen des Kulturmenschen in gewissen Situationen und seine Auffassung von vielen Verhältnissen ist häufiger, als er es weiß, auf den Einfluß von Büchern zurückzuführen. Ein klassisches Beispiel für poetische Suggestion findet sich in Dantes „Göttlicher Komödie", in der Erzählung, wie Francesca da Rimini und Paolo Malatesta von unwiderstehlicher Liebe ergriffen werden zur Stunde, da sie beisammen sitzen und in einem Buch von Lancilottos Liebe lesen. Aber das ist nur das Prototyp eines Herganges, der sich unzählige Male wiederholt.

Die Sache ist die, daß die Dichter durch das Prestige ihrer Werke, aber auch durch den Nachahmungstrieb, der so tief in der menschlichen Natur wurzelt, einen Abglanz von ihrem eigenen eraltierten Gefühlsleben oder dem ihrer Gestalten auf Personen übertragen, denen diese Art Leidenschaft ursprünglich fremd ist. Man kann getrost davon ausgehen, daß innerhalb der gebildeten Klassen in den meisten Fällen das, was sich als Liebe ausgibt, zum großen Teil literarischen Einflüssen zuzuschreiben ist. Mar Nordau bemerkt sehr richtig, daß die betreffenden Liebespaare, wenn sie nie einen Roman gelesen oder der Aufführung eines Schauspiels beigewohnt hätten, sich wahrscheinlich nicht.in demselben Gemütszustand befinden würden. Sie lieben sozusagen mehr mit dem Gedächtnis als mit dem erotischen Zentrum. Mehr oder weniger un-

bewußt wiederholen sie Attituden und Szenen, deren Schilderung in Büchern oder deren Darstellung auf der Bühne sich ihrer Phantasie bemächtigt hat. Weder der Mann, der von einer Frau geliebt wird, die einigermaßen belesen ist, noch die Frau, die von einem Manne geliebt wird, dessen Gehirn voll literarischer Reminiszenzen ist, sollte sich infolge des Eindrucks, der bei dem andern Teil hervorgerufen wird, zu großen Illusionen über sich selbst hingeben. Denn dieser Eindruck ist nicht ihm oder ihr allein zu danken: Romeo und Iulia, Werther und Lotte, Faust und Gretchen, die Helden und Heldinnen von hundert Erzählungen und Dramen haben den Boden zuvor bearbeitet, und was der andere Teil liebt, ist vielleicht nicht so sehr das leibhaftige Geschöpf, als vielmehr ein romantisches Ideal, dessen zufälliges Symbol er oder sie ahnungslos wird. Die Literatur weckt ein hohes Sehnen und Ansprüche, die die Wirklichkeit selten befriedigen kann, und so kommen die großen Enttäuschungen. Titania erwacht aus ihrem Sommernachtstraum und entdeckt, daß er, dessen Schläfen sie mit duftenden Blumen bekränzt hat, ein Webergeselle mit einem Eselskopf ist. Der alternde Don Iuan, der in einer stillen Stunde einen Blick zurückwirft auf sein bewegtes Liebesleben, muß sich selbst gestehen, daß die Vision, die in seinem Innern gelebt, sich ihm nie in Fleisch und Blut offenbart hat. Die Dichtung hatte ihm ein ätherisches, rätselhaftes, poetisches Wesen vorgespiegelt, aber nicht e i n Mal hat er gefunden, was er suchte. Anstatt eines Schwedens in den Wolken hat er bei der Frau einen ausgeprägten Sinn für das Praktische und Naheliegende konstatiert, dessen Bestrebungen namentlich auf Heirat und Nachkommenschaft gerichtet sind. Die Unergründlichkeit, die ihr zugeschrieben wird, kennt er sehr wohl: er hat sie besonders bei Damen der Gesellschaft gefunden, die nichts zu tun haben, und im übrigen ist er geneigt, ihre geheimnisvollen Launen und plötzlichen Sinnesänderungen auf Ursachen zurückzuführen, die in das Gebiet des Physiologen und Nervenarztes gehören. Und die Poesie der Frau? Er glaubt dahinter gekommen zu sein, daß die Frau sich zwar vorzüglich dazu eignet, die poetischen Saiten in Schwingungen zu versetzen, jedoch selbst nicht eigentlich poetisch veranlagt ist, wie ja auch die Geige nicht musikalisch genannt werden kann, weil man imstande ist, ihr die schönsten Melodien zu entlocken.

Aber dennoch! In gewissen Momenten ist er doch dagewesen, der erhabene Selbstbetrug, der göttliche Wahnwitz. Und hat die Dichtung manches Unglück auf dem Gewissen, hat sie zu verhängnisvollen Fehlgriffen, unsinnigen Ehen, überflüssigen Selbstmorden verleitet, so hat sie

andererseits das Dasein reicher gestaltet, indem sie über die Wirklichkeit hinausstrebte, menschliche Möglichkeiten erweiterte, die Fähigkeit zu lieben potenzierte. Sie hat das Geschlechtsverhältnis über die ursprüngliche Brutalität erhoben, auf einem Düngerhaufen hat sie eine Lilie hervorgezaubert.

IV.

Doch die Liebe allein ist nicht der Weg, die Wahrheit und das Leben, und außerdem hat die Poesie sie im Laufe der Zeit so erschöpfend behandelt, daß ihr schwerlich neue Seiten abzugewinnen sind. Nun, das kann man billigerweise auch nicht verlangen, aber mit Recht kann man fordern, daß der Schriftsteller, der sich daran macht, über diesen unverwüstlichen Gegenstand zu schreiben, etwas auf dem Herzen hat: Gestalten, Stimmungen und Situationen, die ihn selbst ergriffen haben und andere ergreifen können. Ein Buch von Liebe, das den Leser nicht hinreißt, sollte besser ungeschrieben bleiben, aber so verhält es sich allerdings mit den meisten.

Wir werden übersättigt mit bändereichen Schilderungen des äußerst gleichgültigen seruellen Lebens recht uninteressanter Männer- und Fraucngestalten, ihres seruellen Glückes, ihrer seruellen Widerwärtigkeiten: alles Variationen abgedroschener Dinge, bei denen sich unmöglich irgend welche Ausbeute gewinnen läßt. Es ist einfach literarisches Gefüllsel, meist von Gewerbetreibenden erzeugt, die alljährlich auf der Hut sind, sich um die Osterzeit inspirieren zu lassen, um die Ware pünktlich zum Weihnachtsmarkt fertig zu haben. Ein Seitenstück zu jener wohlfeilen Lyrik, die die alten Lieder von Mondschein und Vogelgezwitscher singt und jedes Mal, wenn der Frühling sich meldet, diese Tatsache so bedeutungsvoll findet, daß sie in Versen verkündet werden muß. Man gebe nur acht: in wenigen Monaten wird das unvermeidliche Gedicht von den ersten Anemonen in den Zeitungsspalten auftauchen. Der Lyriker wird wieder entzückt und erstaunt tun über dieses merkwürdige Phänomen: die erwachende Natur. Noch eher ein Grund zum Erstaunen wäre es unleugbar, wenn ein astronomisches Wunder den Frühling ausbleiben ließe.

Von dieser unangenehmen Eventualität können wir glücklicherweise absehen: der Frühling wird kommen, und der Sommer und der Herbst, und dann wird der Winter sich zur rechten Zeit einfinden und mit ihm eine neue Versorgung mit serueller Literatur. Wenn doch die Kritiker übereinkämen, das nächste Mal mit ihren Rezensionen sparsamer zu sein.

Literarische Erotik Sigurd Ibsen

Gewisse Erzeugnisse genießen wirklich eine unverdiente Ehre, indem sie als literarische Werke angekündigt werden. Ich für mein Teil betrachte sie zunächst unter einem sozialökonomischen Sehwinkel, und ich stelle es hiermit der wohlwollenden Erwägung des statistischen Bureaus anheim, ob nicht der Anlaß vorliegt, zu untersuchen, wieviel die Arbeit in Erotik jährlich gewissen Mitbürgern und Erwerbszweigen einbringen kann. Vor allem natürlich den Schriftstellern und Verlegern, aber dann auch den Korrekturenlesern, Druckereien, Papiermühlen, Buchhändlern und Buchbindern und, nicht zu vergessen, den Leimfabrikanten.

Rudolph Berthold Auerbach:
Verthold Auerback.
Ein Gedenkblatt zur Hundertjahrfeier, geb. 28. 2.1812, gest. 8. 2. 1882.
„Die Macht und Weihe der «Persönlichkeit des
Künstlers ist es im letzten Grunde allein, was den
Kunstwerken ewiges Leben gibt."
So schreibt Friedrich Bodenstedt in seinem Vorwort zu den „Sha-
kespeare-Sonette n."
Macht und Weihe — als Grundbedingung für künstlerisches
Fortleben! Diese beiden ethischen Faktoren sollen auch als Richtschnur
gelten bei Betrachtung und Wertung unseres Dichters.
Viele noch heute Lebender haben ihn noch persönlich gekannt, wahren
wohl auch manchen anmutigen, gewiß aber diesen oder jenen braven Zug,
der ihm innewohnte und der ihn zu einer Persönlichkeit stempelte.
Viel U r persönliches ist daher auch in seinen Werken. Der Beobachter
guckte den Gestalten ab und zu über die Schulter, technisch ist ihm viel-
leicht gerade deswegen der Vorwurf nicht erspart geblieben, daß der
Dichter zu sehr hinter seinen Figuren stehe und ihnen seine eigenen Re-
flerionen gebe. — Wenn Schreiber dieses bei der Niederschrift in seinen
Ausführungen vielleicht ab und zu von einer Art — zärtlicherVer-
nunft — geleitet worden ist, so verschlägt das nichts an dem wahrheits-
getreuen Bilde, das an dem 190jährigen Gedenktag erscheinen soll.
Die Schilderung in diesem Sinne hat nur dann Anspruch auf
Authen ti cität!
Liebenswert und grundgütig war sein Naturell. Auf ihn paßt das
Dichterwort: Wahre Liebe überwindet die Welt.
Liebe für die Menschheit und unzerstörbaren Humanitäts-Glauben,
heilige Glut für seinen Beruf, so bot er das Bild des ausgeprägtesten
Idealisten.
Ernst und groß erfaßte er seine Arbeit. Voll Schmerz schreibt er
es nieder („Dramatische Eindrücke") nach einer Berliner Posse:

„Wie jämmerlich doch solches Possenzeug wirkt!
Ich frage mich immer: Wo sind da die sittlichen
Hebel, wenn wir unseres Volkes einst bedürfen."
Das ist sein sittliches und literarisches Credo.
Die heutige Generation kennt ihn kaum.
Kennt sie etwa: Zschocke, Tieck (Des Lebens Überfluß) oder Clemens
Brentanos rührende Geschichte vom „schönen Annerl"? Wohl ebenso-
wenig.
Nicht der Tages-Stimmung und der Mode parallel sei daher die
kritische Betrachtung Berthold Auerbachs durchgeführt, sondern, um ein
Lieblingswort des von ihm hochverehrten Spinoza auf ihn selbst an-
zuwenden: „3ud 5pecie aererni".
Da muß denn doch vorweg gesagt werden, daß ein gut Teil seiner
Schriften — Ewigkeits-Wert — besitzt.
Er ist nicht etwa vorangegangen auf dem vorher schon von anderen
(Immermann, Brentano usw.) betretenen Wege der „Bauern-
Geschichten", vielmehr wird der 28jährige am Rhein erst angeregt
von seinen Vorgängern.
Er entwirft den Plan zu Geschichten aus seiner Heimat, zu seinen
„Schwarzwälder Dorfgeschichten", die von fast einem
Dutzend Buchhändlern abgelehnt, nach ihrem endlichen Erscheinen Ber-
thold Auerbachs Ruhm erst eigentlich begründet und bis auf den heutigen
Tag wacherhalten haben.
Anton Bettelheim, der treffliche Literar-Historiker und Biograph
Auerbachs, sprach es aus bei Enthüllung des Auerbach-Denkmals (Cann-
statt Mai 19N9), daß Auerbach vorbildlich für viele gewesen sei. Anzen-
gruber bekannte offen, daß sein Wurzelsepp und Steinklopferhans aus
den Auerbachschen Gestalten Ioo und Lucifer geschöpft seien.
Aus dem Volksleben heraus hat er gestaltet, nicht nach der Art der
von ihm selbst als „Spargelkopf-Esser" und „Pointen-
Iäger" bezeichneten Genießlinge, sondern in der Erkenntnis dessen,
was groß und schön auch im niedersten Volksleben als unvergängliches
Gut ruht.
Auch in der schmutzigsten Pfütze spiegelt sich ein Stück des blauen
Himmels.
Schon zu Lebzeiten hat Auerbachs Schreibweise Anfeindungen er-
fahren. Die Einen stießen sich an Auerbachs angeblich überschwenglicher

Sentimentalität — Fritz Mauthner persiflierte ihn in der „taufrischen Amme" (Walpurga), und doch hat gerade der größte Kenner des deutschen Volkes und Liedes, LudwigUhland, aus freiem Antrieb seinen alten Schüler und Freund mit der Erfahrung verteidigt, daß im Landvolk, häufiger als man wähne, unter herber Hülle, die weichste Empfindsamkeit sich berge.

Und kein Geringerer als Ferdinand Freiligrath widmete ihm ein begeistertes Huldigungs-Gedicht.

„Der gute alte Auerbach", das war die künstlerisch-literarische Etikettierung, die ihm die Iung-Deutschen in der Literatur allenfalls noch zuwandten.

Sie anerkannten seine große Herzensgüte, seinen nie versiegenden Idealismus.

Wiederum ist es ein Wort Spinozas, das ihm Religion und Leitstern war sein Lebelang: „In allem endlich beschränkten Dasein den ewigen Kern erkennen, das führt zur Liebe und zur Freiheit!"

Den Genuß an Auerbachs Schriften, vielleicht sogar das richtige, bestimmt aber das reifere Verständnis, wird derjenige Leser erst gewinnen, der sich in Berthold Auerbachs „Eig en - Na tur" vertieft hat.

Die Schlüssel hierzu bieten die Briefe Berthold Auerbachs anIacobAuerbach(2 Bände) und die Bettelheimsche Biographie.

Eine so volle, liebenswerte Natur erschließt sich darin — förmlich plastisch — vor den Augen des Lesers, und aus tausend mahnenden Zügen zur Erfassung des wahren Lebens-Inhaltes spricht der Dichter zu uns.

Alles das durchweht, durchgeistigt und geweiht von echter hoher Lebensfreude, wie von tiefster Ergründung und edlem Streben nach dem Kern eines höheren Geisteslebens.

Wundervoll ist die Schilderung eines Aufenthaltes auf dem Rigi.

Der kurze Abschnitt — ganz abgesehen von der prächtigen Naturschilderung — enthält hohe dichterische Schönheiten. Über allem eine förmlich heilige Stimmung, die uns in ihren Bannkreis zieht. Und dann wieder, welche tiefe, innige Trauer beim Aufsuchen des Grabes seiner ersten Gattin:

„Ich suchte das Grab meiner Auguste auf und bog die Zweige zurück, um den Namen zu lesen. Mir zitterten die Knie. Daß ich in jeden jubelnden, neuen Frühling über dieses Grab hinein mu ß."

Berthold Auerbach R. B. Auerbach

Sein Herz jauchzt, wenn er, der Heimat zueilend, mit dem Zuge bei Ladenburg über den Main fährt:

„Mir ist's, als müßte ich von Iubel und Sehnsucht getrieben aus dem Coup s springen."

Welche Kraft und Hoffnungsfreudigkeit spricht wieder aus den Briefen (Winter 1843/44).

„Lieber Iacob! Oft Wochen lang, ohne einen Kreuzer Geld in der Tasche, arbeite ich an meinen Dorfgeschichten mit einer Wonne und Glückseligkeit sondergleichen."

Allezeit das rechte Wort am rechten Ort zu finden, war eine besondere Eigenart von ihm. Als er 1870 mit dem Großherzog von Baden in den Laufgräben von Lampertheim der Beschießung Straßburgs beiwohnt und die ersten Flammen aufzüngeln, er in banger Sorge zittert um die Erhaltung des Münsters, mit dem Namen Goethes im Turm, da spricht er zu seinem fürstlichen Gönner:

„Nach dem Frieden müssen von Straßburg aus die Flammen des Geistes zünden ins wiedergewonnene Elsaß und die deutschen Lande. Straßburg muß Universität werden."

Es erfüllte sich, was er erstrebt, und bei der Einweihung hielt Berthold Auerbach auf dem Odilien-Berge die Festrede! Wenige Iahre vor seinem Tode weilt er zum letzten Male in seiner Heimat Nordstetten, wo er auch seine Ruhestätte gefunden hat.

„Das Leben wird mir wie zum Traum. Ich sehe die ewigen Sterne über mir und hier unter ihnen werde ich dereinst begraben sein, wo meine Eltern liegen. Vom heimatlichen Boden bin ich ausgegangen, und zu ihm will ich dereinst zurückke h ren."

Mehr wie einmal hat Berthold Auerbach im Sinne Dantes „singende Flammen" entzündet.

Daß sein Wesen und Wirken nicht überall richtig verstanden wurde, erinnert an einen Ausspruch Hebbels in gleicher Lage, ihm gegenüber:

„Lieber Belthold! Meinen Stücken gegenüber
blamirt sich eigentlich nur — das Publikum."
Und nun zu den Werken. Von den „Schwarzwälder Dorf-
geschichten" obenan steht: „Der Diethelm von Buchenberg", uner-
reicht an Kraft und Größe, dann die Frau Professorin (von der Birch-
Pfeiffer dramatisiert: „Dorf und Stad t"). Die Romane „Auf
der Höhe", „Landhaus am Rhein" und der große dichterische Schönheiten
enthaltende „Waldfried" (1873) stempeln Auerbach auch heute noch
zum vornehmsten Romancier seiner Zeit und der folgenden.
Gestalten wie „Barfüßele", „Lorle", („Frau Professorin", mit der
wundervollen Fortsetzung: Des Lorles Reinhard), Irma (Auf der
Höhe) und Manna (Landhaus am Rhein) stehen — obgleich vielfach
nachgebildet — unerreicht da. In Kürze ist hiermit das Wesentlichste
seiner literarischen Schaffensperiode gesagt.
Sein Lebensgang war ein selten großartiger. Vom armen Bauern-
knaben, der die Horber Steige bis zum zehnten Iahre wohl oft barfuß
gegangen ist, bis zum Vorleser der Kaiserin Augusta, dem hochgehaltenen
Freunde vieler deutscher Fürsten — schreibt er doch den Anfang zu „A u f
der H ö h e" auf der Weilburg des Fürsten von Hohenzollern — ist ein
stolzer Weg! —
Neidische haben ihm sein Glücksgefühl als Eitelkeit gedeutet. Lag
ihm doch nichts ferner als solche. Ihn freute jeder Erfolg, auch
wenn er Anderen beschieden war.
„Edel sei der Mensch, hilfreich und g u t", diese Eigen-
schaften besaß er in hohem Maße und vieles Andere noch, was ihm einen
Vorrang gab.
„Macht und Weihe", die Eingangsworte dieses Artikels, sie
haben sich wahrlich in ihm und durch ihn erfüllt.
Mag auch Manches in seinen Schriften heute vielleicht antiquiert
erscheinen, er hat es zu Lebzeiten selbst erkannt und ausgesprochen, daß:
Freizügigkeit, Eisenbahn und allgemeine Wehr-
pflicht unserem ganzen Volksleben neue Gestaltung
gegeben haben.
Ungeachtet dessen bleibt noch Reichtum genug zurück, auf daß sich die
Prophezeiung Vischers in der Grabrede erfüllen dürfte: dauerndes Leben.
Breslau, im Februar 1912.

Otto Franz Gensichen:
Proletariat!
Proletariat! Es enthält dein Name
Schon dein Schicksal: pro leti 2iÄ,
„Für des Todes Altar", wird dein Same,
Deine „pwleä", gesät. Die Sahara
Deines Lebens zeigt dir Oasen
Nur als spiegelndes Trugbild der Lüfte,
Doch ihr scheinbar schwellender Rasen
Hat für dich nicht Quellen, noch Düfte.
Nahst du ihnen, so sind sie zerstoben,
Locken gaukelnd dich weiter ins Weite,
Hunger, der quälende Geier, folgt droben,
Durst, die Hyäne, dir drunten zur Seite.
Glühender Samum dörrt dir die Glieder,
Nichts, was labend dein Wandern versüßte!
Taumelnd, verschmachtend sinkst endlich du nieder,
Und dich umhüllt das Bahrtuch der Wüste!
Eingereiht zum Dienste im Heere,
Kämpfst auch du der Könige Schlachten;
Aber die glücklichsten Siege erbrachten
Dir nur Arbeit, Andren die Ehre.
Deine Gefallnen nennt nie die Geschichte,
Namenlos ruhn sie gemeinsam im Grabe,
Leben nicht fort im Heldengedichte.
Deines Hausrats kärgliche Habe,
Deine Wohnungen unter dem Dache
Sind des Siechtums nährender Boden.

Quälende Sorge hält dort die Wache,
Grinst aus der Kleidung rissigen Loden,
Aus der Mütter bänglichen Blicken,
Aus der Kinder schmächtigen Wangen,
Scheint den Seufzer zum Himmel zu schicken:
„Wie wird es erst, kommt das Alter gegangen?"
In der Fabriken eherner Frone
Mühst du dich ab, bis die Kräfte versagen,
Und die Unschuld wird unter dem Hohne
Kuppelnder Armut zu Grabe getragen.
Laßt uns prüfen, ob unser Verschulden
Nicht die Enterbten betrog um ihr Erbe?
Ob nicht wir sie verurteilt zum Dulden
Und sie beschränkt in gerechtem Erwerbe?
Ob nicht wir sie zu Feinden uns schufen,
Weil wir sie mehr als billig bedrücken,
Die doch zu gleichem Anrecht berufen?
Laßt uns streben, zu überbrücken
Iene Kluft, die den Armen vom Reichen
Grausam trennt! Wie mit Brüdern als Brüder
Laßt uns mit ihnen uns friedlich vergleichen,
Nicht sie bekämpfen wie Häupter der Hyder!
Schlingt der Gerechtigkeit keine Verhüllung
Um die Augen mit Ausnahmsgesetzen!
Laßt uns das heilige Wort nicht verletzen:
„Liebe ist des Gesetzes Erfüllung!"

Oskar von Schütte:

Richtet nicht ....

Eine Erzählung aus den Bergen.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens war der Winter da, weiß und hart. Christian
blieb in seiner Stube allein mit den Gedanken. Schwer litt er unter
dieser Untätigkeit des Geistes und des Körpers. Die Wünsche wurden
ihm trübe wie die Fensterscheiben, durch die man nicht mehr hinaussehen
konnte wie sonst weit übers Tal weg. Verändert hatte sich nichts, und
immer nur dem Anni mit Versprechungen die Ruhe stören, schien ihm
wenig erfreulich. Die Anni wußte ihn treu. Sie würde ihr Vertrauen
in der Stille des Winters stärken, wie er seine Kraft für das Leben.

Zum Fest hatte er vom Breitenast Nachricht erhalten. Ein Brief lag
neben dem Kuchen, den die Mutter Gruber ihm gebacken hatte. Christian
saß lange in Sinnen davor. Es überwältigte ihn, endlich ein Zeichen
von dort zu erhalten, wo seine Sehnsucht Tag und Nacht verweilte.

Unten in der großen Küche warteten sie mit dem Essen auf
Christian. Die Mutter schickte das Linni ihn zu suchen. Sie fand ihn
wie einen Schwerkranken auf seiner Kammer. Sie suchte verlegen nach
einem Wort vor dieser stumpfen Trostlosigkeit, in der Christian vor sich
hinsah. Schüchtern strich sie ihm über die Haare. Dieses weiche, wort-
lose Mitleid machte des Christian Schmerz überquellen.

„Da — kannst lesen." Linni nahm das Schreiben, welches der
alte Gruber mit großer Mühe zu Wege gebracht hatte. Sie ging damit
an die kleine Lampe, welche auf dem Tisch neben dem Ofen stand.

„Lies nur immer laut, Linni. So etwas muß man oft hören,
damit man es glauben könne."

Linni hatte wirklich viel Mühe, des Grubers altmodisch geschnörkelte
Buchstaben zusammenzubringen, bis die richtigen Worte herauskamen.
Sie stotterte auch bedenklich zum Anfang. Der Sinn aber ging ihr über
die Angst, Geschriebenes vorzulesen, gar nicht auf. Sie las:

Lieber Christian von Tannen!
Das Muetti und ich senden Dir auch viele Grüße als unserm ehemaligen Knecht, der uns lieb gewesen ist wie ein Sohn und der uns nun Ehre einlegt mit dem, was er sich bei uns erlernen konnte. Solche Nachricht hat uns Deine Mutter von Deiner Betätigung gegeben. Sie hatte einen Brief geschrieben und warme Sachen beigelegt, die wir auch bestens verdanken. Zu dem Fest nun hat das Muetti die bekannten Zupfen gebacken, allwelche Du immer so gern gegessen hattest, insbesondere, wenn das Anni den Festtagskaffee auf dem Breitenast nahm. So hat sich nun alles gewaltig verändert. Das Anni haben wir ziehen sehen müssen. Sie hat es nach einer bewußten Zeit nicht mehr lange auf dem Selhöfli ausgehalten. Es hat sie in die weite Welt getrieben. Ich mußte ihr in meinem Sinn beistimmen, da sie die Natur hat, wie ihre Mutter selige, von einem gar schnellen Entschluß und keinem langen Zuwarten. In der Gegend bei uns hat es nämlich geheißen, daß des städtischen Tannen Rose als junge Herrin auf den Hollunderberg kommen würde. Solches hat der alte Selhofer dem Anni breit und höhnisch an den jeweiligen Markttagen mit heimgebracht. Da es nun nie eine gegenteilige Nachricht von Dir gegeben hat, habe ich der Anni Fortgehn gutgeheißen. Es ist vielleicht auch besser für Dich, der keinen eigenen, ständigen Willen hat, er fügt sich ohne Murren in den Wunsch einer Mutter. Hingegen müßte so einer die Schwäche drangeben, Versprechungen zu machen, wo er nicht die Art hat, sie zu halten. Du wirst mir dieses nicht übel vermerken, lieber Christian, wenn ich Dir sage, daß es mit Deinem Vater eine ähnliche Bewandtnis hatte.
Willst Du ein Genaues wissen über das Anni, dann wäre es für uni eine Herzfreude Dich um das Neujahr, wo alle Arbeit feiert, auf dem Breitenast zu sehen. Es wäre gar schön das Linni mitzubringen in unsere stille Winterbehausung, wie das Muetti alleweil sagt.
So grüßen wir Dich und verbleiben in einer treuen Gesinnung
Dein
Franz Gruber.
Was sollte sie nun Tröstliches sagen auf die Mitteilungen des alten Gruber, die ihr gar nicht so verzweifelt schienen, zumal der Schluß mit der Einladung. Was hatte nur der Christian für einen, ihr fremden Sinn daraus gelesen. Da saß er vor dem Ofen und hielt den Kopf in die Hände gestützt. Tränen liefen zwischen den Fingern hindurch.

Linni zupfte an der Schürze. Sie wollte den Brief noch einmal lesen.
Sie suchte ihn ganz leise wieder an sich zu nehmen, den sie bereits zu-
sammengefaltet auf den Tisch gelegt hatte.
Christian richtete sich auf.
„Gel, den muß man oft lesen, daß einem das Ungeheuerliche auch
richtig eingeht. Da steht von einer Schuld drin, Linni, und das ist die
meine."
„Ia, Christian, das kann ich nicht so ansehn", sagte Linni ver-
legen —
„Wenn das Anni nun meinetwegen in die weite Welt hinaus lief
in das Unbekannte, weil sie den Glauben aufgeben mußte an meinen
Bestand."
Christian rannte in der kleinen Stube auf und ab.
Linni riß die Augen auf. Der Herzenskummer war es demnach,
welcher den Christian schon immer geplagt hatte. Die Susi hatte es
längst gesagt, denn „Gestöhne", dieses käme immer von Herzen.
„Da es in der Welt ist, das Anni, dann wird es wohl auch zu finden
sein", wagte Linni schüchtern einzuwerfen.
Christian blieb stehen. Ihm war das gar nicht eingefallen. Das
war ein Trost, den ihm Linni da gefunden hatte.
„Wahr und Gott, du bist heller wie ich", sagte Christian und lächelte
wie befreit.
Linni lachte nun herzlich über ihre eigene Gescheidtheit und über
Christian, der vor lauter Kummer das Nächstliegende nicht mehr sah.
Nun würde der heilige Abend auch besser ausfallen, nicht ganz so
mit Trübsinn und Mißmut. Linni war froh, insbesondere für die Mägde
und die Knechte, die sich auf das Fest freuten.
Sie gingen hinunter, die Mutter sagte nichts zu der Versäumnis.
Sie fanden den Kaffee warm gestellt und nachher machten sie sich daran
den Baum zu schmücken.
Frau Veronika hatte reichlicher zugerichtet in diesem Jahr. Sie
wollte einmal nicht kargen. Ihr saß es auch in der Kehle. Sie konnte
die innerliche Angst vor diesem ersten Weihnacht, ohne den Herrn im
Hause, nicht los werden. Sie hätte nimmer geglaubt, daß der stille
Mann, der von allen so weglebte, sich würde vermissen lassen. Wenn
sie in den Wintertagen von der Dämmerung an in den Stall über den
Hof ging, hatte sie sich oft ertappt, wie sie den freundlichen Lichtschein
suchte, der von seiner Stube in die Dunkelheit leuchtete. Und gar oft

gebrauchte sie einen Vorwand vom Tisch aufzustehn. Hatte sie doch deutlich, während sie die Suppe ausschöpfte, die schnellen leisen Schritte erlauscht, die immer eilig und verspätet die Treppe herunterkamen. Eisig haben sie ihr ans Herz gegriffen, diese Gewohnheiten, die wie Schatten im Hause hin und herhuschten, derweil der Mensch längst im Grabe ruhte. Was ein Mensch daran hinterläßt, sind die guten oder bösen Geister, die sich nur vom ruhigen Gewissen bannen lassen. Vor dem Fest war ihr schwer. Der Mann war stets nach der Bescherung freundlich sprechend von einem zum andern gegangen mit der Linni, die sich ihm angehängt hatte. Sie konnte mit den Leuten nicht reden, das war nicht ihre Gewöhnung, und der Christian war zu jung und auch schüchtern. Unruhig verrichtete sie ihr Tagwerk. Ordentlich leicht wurde ihr, als sie die beiden mit Frohmut am Baum schaffen sah. Sie beschloß dem Christian neben dem Nützlichen, das sie ihm bescherte, noch eine besondere Freude zu tun.
Als die Lichter am Baume brannten, das Weihnachtslied verklungen war, griff sie in die Tasche und legte den Schlüssel zu der Kammer des Vaters dem Christian in die Hand.
„Du hast ordentlich getan in diesem Iahr", sagte sie schnell und leise.
Christian konnte nicht antworten. Eine gewaltige Rührung quoll ihm auf. Im Herzen aber faßte er den festen Willen, sein kurz angebundenes verschlossenes Wesen der Mutter gegenüber abzulegen. Es war sicher niemals ein Segen in einem Hause, wo ein jeder mit festgepreßten Lippen und niedergeschlagenen Augen aneinander vorüberging. Ein Haus muß sein wie eine Gemeinschaft. Ein Haus muß sein wie ein Herz mit vielen Kammern, wo alle Meinungen schließlich doch in einem festen Schlag das tägliche Leben bilden. Das müßte das Geheiligte an einer Familie sein. Kann man im eigenen Hause nicht in diesem Sinne leben, dann wandere man hinaus, wo sich oft zwischen Fremden ein Band knüpft, das die Menschen zum großen Weltenherz führt. Diese Gedanken legten sich ihm klar. Sie hoben ihm den Kopf, sie legten ihm gute Worte für jeden einzelnen auf die Zunge. Er sprach in Offenheit mit den Knechten und Mägden, wie ein richtiger Herr. Es wurde allen frei und warm, weil der Christian in vielen Stücken dem stillen Herrn glich und nur in der Ausdauer bei der Arbeit seiner Mutter, Später, als sie allein blieben zu dritt, bat der Christian die Linni einen Bibelabschnitt zu lesen. Er schloß die Augen. Die helle Stimme der

Linni, die trauliche Stille im Zimmer, das Gesumm der Lampe, es war
wie auf dem Breitenast, wenn das Anni mitfeierte. Es wurde ihm ganz
leicht der Mutter die Grüße und den Dank der alten Grubers zu be-
stellen, nebst der Bitte ihn und Linni um das Neujahr dahin fahren zu
lassen. Die Mutter sann: „Zu Neujahr hat sich der Vetter aus der
Bundesstadt mit seinen beiden Kindern zu Besuch gemeldet —"
Christian horchte auf. Das gab es zu den Lebzeiten des Vaters
nicht. Es war etwas Zerschnittenes zwischen ihm und den Verwandten
in der Stadt. Niemals wurde von ihnen gesprochen, man hatte sie nie
besucht.
Er sah mit weit offenen Augen die Mutter an. „Ihr meint?" —
sagte er.
Die Mutter drehte verlegen an der Lampe. „Ich habe Frieden
gemacht mit der Verwandtschaft," sagte sie schnell — „ja aber am zweiten
Weihnachtstag könnt ihr euch immer auf den Weg machen, wenn ihr
glaubt den Gruberleuten nicht beschwerlich zu fallen."
Dem Christian klopfte das Herz, vergessen war der sonderbare
Besuch, einzig allein Platz nur hatte er für den einen Gedanken:
Hören, wo das Anni lebte, sie vielleicht sehen können. Mit hellen Augen
blickte er vor sich hin.
Linni zupfte ihn erregt am Ärmel. „So antworte, Christian, ob
das so angeht."
„Ach Linni, du bist ein Ungebärdiges", lächelte Christian verträumt.
Die Mittter erschrak bis ins Innerste, wie der Sohn in des Vaters
Art schlug.
„Freilich können wir uns am Dienstag auf den Weg machen",
fuhr er fort und rieb in der Erwartung wohlgefällig mit den Handflächen
seine Knie.
Frau Veronika mußte denken, wie so einem Kind, das den Vater
wenig gekannt hatte, unfehlbar seine Gewohnheiten überkamen. Sie
fnhr sich mehrmals über die Stirn, dahinter nicht alles so bestimmt und
klar nebeneinander lag wie sonst. Der erwartete Besuch aus der Stadt
machte ihr zu schaffen. Der Vetter war kein Freund von Versprechungen
und langen Verhandlungen. Es mußte alles nach seinem Kopf gehen.
Seine Frau hatte sich lieber bei Zeiten aus dem Staube gemacht, war
eingegangen in dem luft- und lichtlosen Leben, das der Mann über sie
und die Seinen verhängt hatte. Die Frau war mit ihrer feinen
Scheu stets ein Hindernis seinen Plänen und Gewohnheiten gewesen.

Veronika mußte wieder über die Stirne greifen. Sterbend hatte des Vetters Frau den alten Christian von Tannen kommen lassen und ihm das Versprechen abgenommen, daß ihre beiden Kinder nicht dem Familienbeschluß zur Heirat mit den Vettern geopfert würden. Inzucht hatte der Mann bitter diese verwandtschaftlichen Ehen genannt, die doch nur allein der Kitt waren für den Besitz. —
Entschlossen stand sie auf von dem Buch, das vor ihr lag. Sie hatte kein Versprechen gegeben.
Unter der Lampe saßen die beiden. Das Licht warf einen trauten Schein über Linnis Blondheit, daß es drin flackerte, wie die leibhaftige Iugend. Der Christian hatte sich zurückgelehnt. Weit weg war er von hier, während er oft leise zu Linnis Schnurren lachte, die sie vom Singverein her, wo sie so viel erlebte, wußte. Die Uhr schlug neun. Linni sprang erschrocken in die Höh. Wie man sich verschwatzen konnte.
„Geht nun zu Bett", sagte die Mutter mit der verdeckten Stimme, welche die Kinder sonderbar bewegte. Christian bot der Mutter die Hand.
„Ich werde Euch diesen Abend gedenken, Mutter", sagte er feierlich.
„Wenn Kinder jederzeit der Mutter vertrauen, dann geht es immer vorwärts mit dem Lebenswagen. Aber selbst dirigieren wollen vorzeitig, da hat schon mancher ausgeleert."
Da waren wieder die kalten Finger, die sich auf eine warmaufsteigende Empfindung legten. Davor schrumpfte alles zusammen.
Christian richtete sich auf. Seine Pflicht hatte er getan. Die Mutter hatte ihn belohnt und er war dankbar dafür. Weiter aber hatte sie nicht nötig ihn wieder festzunageln mit der Abhängigkeit. Er stand auf den eigenen Füßen. So würde es also mit dem Vertrauen in diesem Hause nie etwas werden können. Die Mutter setzte allem ihre eigene Unfehlbarkeit entgegen.
Fortsetzung folgt.

R
u n
s ch
a u

Politische Rundschau.

Von Dr. C. Mühling.

Wenn nach einem halben Iahrhundert unsere Urenkel den historisch betrachtenden Blick auf die reiche Fülle der politischen Ereignisse der letzten Wochen richten, so wird ihnen weder das Marokkoabkommen noch der Besuch des englischen Kriegsministers Haldane und gewiß nicht die Präsidentschaftskrisis im Deutschen Reichstag als das wichtigste und folgenschwerste erscheinen, sondern die Proklamierung der Republik im chinesischen Reich. Erstaunlichere Vorgänge wie die, welche sich in diesen Tagen im Reiche der Mitte abgespielt haben, hat in der Tat die Weltgeschichte noch nicht auf ihren Tafeln verzeichnet. Das Manifest, welches einem Volke von vierhundertundfünfzig Millionen Menschen, das Iahrtausende hindurch geduldig das Ioch einer schrankenlosen Despotie ertragen hatte, das Recht zur freien Schöpfung einer neuen Staatsform gewährt, ist eine Urkunde, die ihres Gleichen nicht findet. Die gewaltigste Staatsumwälzung, die sich je vollzogen hat, wird in diesem Dokument wie etwas Selbstverständliches mit so einfachen Worten verkündigt, wie sie bei uns nicht einmal in den alltäglichsten Verfügungen der unteren Verwaltungsbehörden gebraucht zu werden pflegen. „Es ist unmöglich, sich den Wünschen von Millionen für den Ruhm einer einzigen Familie zu widersetzen. Darum übertragen die Kaiserin-Witwe und der Kaiser die Souveränität auf das Volk und beauftragen Juanschikai, eine provisorische republikanische Regierung zu organisieren und mit den Republikanern wegen der Gründung einer Union zu verhandeln, die den Frieden des Reiches sichern soll, und zwar in Gestalt einer großen Republik, die Mandschus, Chinesen, Mongolen, Mohammedaner und Tibetaner vereinigt." Man kann sich eines Gefühls aufrichtiger Bewunderung nicht verwehren, wenn man diese

Worte liest, durch die das Opfer ungeheurer Rechte mit der kindlichsten Anspruchslosigkeit für eine selbstverständliche Pflicht erklärt wird. Und wie das Kaiserhaus in vornehmer Gelassenheit vom weltgeschichtlichen Schauplatz abtritt, so legt der geistige Führer der lang« und umsichtig vorbereiteten Revolution, der sein ganzes Leben in den Dienst der republikanischen Ide« gestellt hat, nach der Abdankung des Kaiserhauses die schwer erkämpfte Würde der Präsidentschaft nieder, um dem Manne Play zu machen, den die Vorsehung zum Organisator der Riesenrepublik bestimmt zu haben scheint. Zwar hat auch diese Staatsumwälzung viele Menschenleben gekostet, — hat doch das Leben des Einzelnen nirgends einen geringeren Wert als in diesem dichtbevölkerten Lande — aber die Formen, in denen sie sich abspielte, trugen das Gepräge philosophischer Ruhe. Das erklärt

sich wohl daraus, daß die Lebensführung der leitende» Kreise dieses Volkes von uralter Kultur von philosophischem Geiste durchtränkt ist. Die Organisation des neuen Staatswesens ist eine der schwersten Aufgaben, die jemals einer Regierungsgewalt gestellt worden sind. Wenn Yuanschikai sie löst, so ist ihm die Unsterblichkeit sicher. —

Der Besuch des Herrn Haldane in Berlin und die Reden, die von Sir Edward Grey, von Lord Asquith und dem deutschen Reichskanzler im Zusammenhang mit diesem Besuch gehalten wurden, scheinen eine vollkommene Wandlung der Beziehungen zwischen England und Deutschland einzuleiten. Viel schneller, als Dr. Nathan selbst wohl glaubte, scheint sich die Hoffnung zu erfüllen, die er in seinem vortrefflichen, im ersten Februarheft dieser Zeitschrift erschienenen Aufsat z ausgesprochen hat. Es ist sehr wohl möglich, daß den Verhandlungen, die im Gange sind, ein Programm zugrunde liegt, das viele Ähnlichkeiten mit dem in diesem Aufsatz vorgeschlagenen aufweist. Die dort gestellte Frage: „Ist dieses Programm ein Wegweiser nach Utopia?" ist jedenfalls von den Ereignissen fast eben so schnell verneint worden wie von seinem Verfasser. Mit Rücksicht auf diesen Artikel, dessen Tendenz so prompt, wie selten die Äußerungen eines politischen Schriftstellers, durch die Handlungen der Staatsmänner gutgeheißen worden ist, und der in den nächsten Tagen als Broschüre erscheinen wird, brauche ich meinen Lesern über die Gründe und die Absichten der eingeleiteten Verhandlungen nichts mehr zu sagen. Nur auf eine Tatsache möchte ich im Zusammenhang mit diesem erfreulichsten Ereignis auf dem Gebiete unserer äußeren Politik die Aufmerksamkeit lenken. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Verständigung zwischen England und Deutschland unmöglich war, so lange die aus der MaroNofragc zwischen Frankreich und Deutschland entstandenen Streitigkeiten nicht durch einen endgültigen Ver-

trag aus der Welt geschafft waren. Das viel gescholtene Marokkoab-kommen war die unerläßliche Vor-bedingung für die Verhandlungen, die jetzt in London geführt werden. Das hat natürlich Herr von Kie-derlen-Wächter sehr genau gewußt, und ich glaube nicht zu irren, wenn ick bebaupte, daß es einer der we-sentlichsten Zwecke seiner Verhand-lungen mit Herrn Cambon war, die Bahn für eine Verständigung mit England frei zu machen. Dar-um hat die deutsche Diplomatie, wenn diese Verständigung gelingt, durch das Marokkoabkommen einen Erfolg errungen, der für die zu-künftige Gestaltung der europäi-schen Machtverhältnisse viel wich-tiger ist als die unmittelbaren Er-gebnisse des Vertrages vom 4. No-vember 1911. In allen den Reden, die Frankreichs hervorragendste Politiker im Senat gegen das Ma-rokkoabkommen gehalten haben, ist grade der wichtigste, der ausschlag-gebende Einwand, den sie von ih-rem Standpunkt aus dagegen er-heben konnten, mit keinem Worte erwähnt worden, der Einwand nämlich, daß durch dieses Abkom-men der Boden für eine Verständi-gung zwischen England und

Deutschland bereitet werden würde. Ist doch in der Tat die Beseitigung des Zwiespalts zwischen England und Deutschland für Frankreich ein viel härterer Schlag, als der Verlust eines Teils der Kongokolonie, und für Deutschland ein größerer Gewinn als seine neuesten afrikanischen Erwerbungen. Die deutschen Gegner des Marokkoabkommens mögen ihr Augenmerk auf diese Tatsache richten. Wenn sie ihren Blick in eine fernere Zukunft schweifen lassen und die Möglichkeiten erwägen, die sich aus einer Verständigung zwischen England und Deutschland entwickeln können, dann werden selbst die größten Chauvinisten unter ihnen sich vielleicht noch von dem Segen des Vertrages vom 4. November 1911 überzeugen lassen, der nun auch durch das Urteil der letzten Instanz am 11. Februar bestätigt und drei Tage später in Frankreich amtlich verkündigt worden ist. —

Die österreichisch - ungarische Monarchie hat einen schweren Verlust erlitten. Der Leiter ihrer auswärtigen Politik, vielleicht der bedeutendste Staatsmann, der seit Andrafsys Tode am Ballplatz in Wien das Zepter führte, Graf Lera von Aehrenthal, ist nach langer Krankheit gestorben. Hier möchte ich, um einer späteren Würdigung seines Lebenswerkes nicht vorzugreifen, nur hervorheben, daß er sich grade in den letzten Monaten »eines Lebens, als der Tod ihn schon mit seinem Fittich berührte, durch den zähen Widerstand, den er den italienfeindlichen Bestrebungen mächtiger Parteien des Kaiserreichs entgegensetzte, ein unsterbliches Verdienst erworben hat. Zu seinem Nachfolger ist noch in der Todesstunde Graf Berchthold ernannt worden, den der Sterbende selbst seinem Kaiser als den geeignetsten Fortführer seiner Politik empfohlen hat. Darum ist zu hoffen, daß der Dreibund auch in Zukunft die feste Grundlage der auswärtigen Politik des verbündeten Kaiserreiches bleiben wird

Der deutsche Reichstag ist am 7. Februar zusammengetreten. Die

Signatur drückt ihm die Stärke der sozialdemokratischen Partei auf. Wie sich das Verhältnis der anderen Parteien zu ihr gestalten soll, das ist die Frage, die schon bei der Wahl der Präsidenten die Gemüter auf das heftigste erregte. Diese Frage, die in jedem anderen Lande, selbst in China, in fünf Minute» erledigt worden wäre, hat die Volksvertretung am Königsplatz in so große Erregung versetzt, daß die geschäftsordnungsmäßige Konstituierung des Parlamentes ernstlich gefährdet war. Noch heute würde darum der Reichstag wahrscheinlich nicht arbeitsfähig sein, wenn nicht die fortschrittliche Volkspartei, obwohl sie nur über 43 Mandate verfügt, sich bereit erklärt hätte, das ihr unter normalen Verhältnissen gar nicht zustehende Amt des ersten Präsidenten wenigstens für vier Wochen einem Mitgliede ihrer Partei übertragen zu lassen. Warum ist nun die Erregung über diese Frage so groß, wie sie in keinem anderen Lande wäre? Weil gewisse Parteien sich den Anschein geben, als ob ihre Entscheidung gar nicht von politischen, sondern von moralischen Erwägungen abhinge.

Die Konservativen und neuerdings auch das Zentrum verurteilen jedes Bündnis mit der Sozialdemokratie, mag es sich nun auf die Wahlen beschränken, oder ein parlamentarisches Zusammenwirken zum Zweck haben, auch dann, wenn der politische Nutzen, der den Parteien, die es eingehen, daraus erwächst, von ihnen nicht geleugnet werden kann, einfach deshalb, weil sie ein solches Bündnis für unanständig halten, weil jeder, der sich mit dieser Partei irgendwie einlaßt, ihnen mit einem moralischen Makel behaftet zu sein scheint. Die nationalliberale Partei hat sich von dem suggestiven Einfluß dieser weit verbreiteten Meinung nicht ganz befreien können, und selbst in der fortschrittlichen Volkspartei gibt es noch Abgeordnete und Wähler, die nur unter dem Banne der Parteidisziplin und in hartem Gewifsenokampf solche Empfindungen überwinden. Auch die Furcht vor dem Verlust der Gesellschaftsfähigkeit, also ein Gefühl, das mit der praktischen Politik gar nichts zu tun hat, spielt bei der Entscheidung dieser Frage, die jetzt im Vordergrunde der politischen Erörterungen steht, eine wichtige Rolle. Ietzt, da die sozialdemokratische Partei die stärkste im Reichstag geworden ist und vierundeineviertel Million Wähler hinter ihr stehen, läßt es sich nicht mehr ertragen, daß aus solchen Empfindungen politische Folgerungen gezogen werden. Vielleicht gelingt es dem Liberalismus leichter, das Unbehagen zu überwinden, das auch er bei einem Zusammenwirken mit der Sozialdemokratie empfindet, ivenn er sich einmal vorstellt, was die Konservativen tun würden, wenn durch irgend ein Wunder die Sozialdemokratie sich für den lückenlosen Zolltarif begeisterte und nur mit ihrer Hilfe die Schutzzollpolitik der Agrarier eine Mehrheit im Parlament fände. Glaubt irgend jemand in der Welt, daß bei einer Stichwahl zwischen einem schutzzöllnerischen Genossen und einem nationalliberalen oder fortschrittlichen Freihändler Herr von Heydebrand und seine An-

hänger sich von der Furcht vor dem Umsturz der Gesellschaftsordnung nur im geringsten beeinflussen lassen würden? Der lückenlose Zolltarif würde auch in diesem Falle die Stichwahlparole der Agrarier sein, und zwar nach meiner Ansicht mit vollem Recht. Wer mit mir diese Überzeugung teilt, der wird die Entrüstung darüber, daß bürgerliche Parteien einen Sozialdemokraten ins Präsidium des Reichstages wählten, nicht besonders tragisch nehmen.

Vielleicht trägt es auch zur Be, ruhigung der Gewissen bei, daß der Reichskanzler selbst die Hoffähigkeit der Sozialdemokratie, wie schon vor ihm der Großherzog von Hessen, nunmehr ausdrücklich anerkannt hat. Hat er doch dem Kaiser nur deshalb davon abgeraten, das Präsidium des Reichstages zu empfangen, weil der Dritte im Bunde fehlte, nicht etwa deshalb, weil er dabei war.

Sozialpolitische Rundschau.

Von Senatspräsidenten vi Flügge.

Am 1. März dieses Iahres, wenn diese Zeilen gedruckt sein werden,

wird es sich entschieden haben, ob der allgemeine Bergarbeiterausstand in Großbritannien zum Ausbruch gekommen, oder ob es gelungen ist, den Frieden in der englischen Kohlenindustrie zu erhalten. Ist das erstere der Fall und sollte es dann nicht noch glücken, in einigen wenigen Tagen einen Ausgleich zwischen Unternehmern und Arbeitern herbeizuführen, so wird die Welt das Schauspiel eines Arbeitskampfes haben, wie sie ihn an gigantischer Ausdehnung und in voraus gar nicht auszumalender Tragweite seiner Folgen kaum jemals gesehen hat. Ein Schrecken würde durch das Land gehen wie durch Ägypten zur Zeit des Pharao, der die Israeliten nicht von sich lassen wollte, und nur an den Rändern, an den Punkten der Küste, wohin Zufuhr aus dem Auslande Kohlen bringen könnte, würde noch ein Rest des bisherigen wirtschaftlichen und staatlichen Lebens zu spüren sein.

Derartige ungeheuere Arbeitskämpfe sind in früheren Zeiten unmöglich gewesen, denkbar geworden sind sie erst in unseren Tagen, erst die Entwicklung der Industrie hat der Industrie selbst und hat ganzen Ländern die Gefahr solcher Nöte gebracht. Nahezu unser ganzes gewerbliches Leben, der Groß- und der Mittelbetrieb vollständig, der Kleinbetrieb in weitem Umfange, unser gesamtes Verkehrswesen ist auf die elementar bewegte Maschine gegründet, und diese Maschine bedarf der Kohle. Und die Industrie selbst mit ihren Erfindungen, mit Eisenbahnen, Automobilen, Telegraph, Telephon und Rotationspresse hat erst den Zusammenschluß so riesiger Arbeitermassen, wie die Gesamtheit der britischen Kohlenarbeiter es ist, ermöglicht. So lange die Postkutsche allein Menschen und menschliche Gedanken befördert hat, hat es nur örtliche Arbeitskämpfe gegeben.

Das Problem ist also neu, und unsere Erfahrung, ihm abzuhelfen, ist sehr gering. Und doch müssen wir nach Wegen dazu suchen. Wohl mögen Arbeitskämpfe von solch ungeheuerer Tragweite wie der in der britischen Kohlenindustrie auch künf-

tig selten bleiben. Aber was hier einem ganzen Lande vielleicht für Wochen droht, kann in vermindertem Umfange und für Tage sich oft wiederholen und dann auch noch Schaden im Übermaß anrichten. Wenn z. B. eine Stadt Licht und Kraft von einem einzigen Elektrizitätswerke erhält, wie dergleichen ja auch in Deutschland vorkommt, so muß ein Ausstand der Arbeiter dieses Werkes in das ganze wirtschaftliche Leben dieser Stadt Verwirrung und Unheil bringen, und selbst den Bewohnern des platten Landes kann, wenn eine Überlandzentrale plötzlich den Betrieb einstellen muß, aus einem Arbeitskampfe schwerer Schaden entstehen.

Das Problem beschränkt sich also nicht auf die Kohlenindustrie, sondern die Frage ist so zu stellen: wie können wir Schädigungen verhüten oder beseitigen, die der gesamten Bevölkerung, sei es eines Staates, sei es eines örtlich enger abgegrenzten Bezirkes, daraus entstehen, daß infolge von Arbeitskämpfen solche Betriebe still gelegt werden, deren Fortführung für das wirtschaftliche oder staatliche Leben notwendig ist?

Wir wären keine Deutschen, wenn

wir uns nicht bei einer solchen Frage nach der Staatshilfe umsähen, und mancher wird sagen: da muß der Staat mit seinen Soldaten aushelfen. Aber ganz abgesehen von den Bedenken, die die Verwendung des Heeres in inneren wirtschaftlichen Kämpfen grundsätzlich hat — die Kohlenbergwerke Englands würden sich nicht von der ganzen englischen Armee, nicht einmal von der ganzen deutschen Armee im Betrieb erhalten lassen, und selbst ein Elektrizitätswerk mit nur 100 Arbeitern würde an Stelle dieser Arbeiter durch Soldaten nur mit Schwierigkeiten betrieben werden können. Dann — wird man vielleicht sagen — muß man den Arbeitern solcher Betriebe, von denen der Fortgang des wirtschaftlichen Lebens ganzer Staaten oder ganzer Gegenden abhängt, das Koalitionsrecht nehmen und sie bei Strafe verpflichten, ihre Arbeit fortzusetzen. Nun, ich will gar nicht davon reden, ob es gerecht wäre, gerade diesen Arbeitern das Koalitionsrecht zu nehmen (denn einerseits adu5U3 non tollit U3um, andererseits macht der Mißbrauch des Koalitionsrechts zum Vorteil des einzelnen auf Kosten der Gesamtheit den einzelnen vielleicht dieses Rechtes unwürdig), sondern ich will nur fragen, ob es denn in unseren Tagen möglich ist, überhaupt die Koalition zu verhindern; wie will man große Massen durch Strafen zur Arbeit anhalten? welche Gefängnisverwaltung hätte Raum, um die Kohlenarbeiter Englands oder auch nur einen beträchtlichen Teil von ihnen aufzunehmen? Darum hat man vorgeschlagen, den Arbeitern in diesen Betrieben das Koalitionsrecht zwar zu lassen, aber sie gesetzlich zu verpflichten, vor dem Eintritt in Arbeitskämpfe Schiedsgerichte anzurufen, und dieselbe Verpflichtung auch den Arbeitgebern bei drohenden Streitigkeiten aufzuerlegen. Aber auch hier muß ich fragen: wie, wenn sich die Albeiter an diese Verpflichtung nickt kehren? Dann, hat man gesagt, wird die öffentliche Meinung sie zwingen. Ach, die öffentliche Meinung — für den organisierten Arbeiter besteht keine andere öffentliche

Meinung als die Meinung seiner
Organisation und seiner Partei.
So lange die Arbeiterorganisationen
von verständigen Führern geleitet
und fest in der Hand behalten wer-
den, so lange mag man hoffen, daß
sie sich Schiedsgerichten unterwerfen.
Wenn aber solche Führer die Zügel
aus der Hand verlieren und über-
rannt werden, so ist es aus mit der
Autorität der Schiedssprüche, und
mit Strafen oder anderer Gewalt
lassen sie sich ebenso wenig voll-
strecken, wie solche Mittel Massen
von Arbeitern zwingen können zu
arbeiten.
Ich glaube, es gibt nur ein Mittel,
um der Gefahr, die von Arbeite-
kämpfen in Betrieben der bezeich-
neten Art dloht, mit einigcl Aus-
sicht auf Erfolg vorzubeugen: es
sollten die Betriebe selbst ver-
staatlicht oder verstadtlicht werden,
dann ist es möglich, daß Staat oder
Stadt eine so großzügige Arbeitei-
politik treiben können, daß die Al-
beiter von vornherein von Arbeits-
kämpfen absehen. Aber, wird man
vielleicht einwenden, zu solcher Ver-
staatlichung odcr Verstadtlichung rei-
chen die öffentlichen Mittel nicht aue.
Nun — auch dafür läßt sich Rat schaf-
fen. Es ist nicht nötig, daß Staat

oder Stadt die alleinigen Unterneh-
mer der Betriebe werden, sondern es
genügt, daß sie mit einem solchen
Kapital daran beteiligt sind, daß
ihnen ein entscheidender Einfluß auf
die Arbeiterverhältnisse zusteht. So
hat der Ministerialdirektor Freund
(in der Berliner Vereinigung für
staatswissenschaftliche Fortbildung im
November 1911) den Städten eine
Kapitalbeteiligung an den für sie
wichtigen Betrieben empfohlen, und
es hat inzwischen die Stadt Darm-
stadt einen Vertrag mit der Süd-
deutschen Eisenbahngesellschaft ge-
schlossen, der der Stadt einen er-
heblichen Einfluß auf die Arbeiter-
verhältnisse der in ihrem Weichbild
zu bauenden Bahnlinien einräumt,
und dem Vernehmen nach verhan-
delt Altona zur Zeit im ähnlichen
Sinne mit Elektrizitätsfirmen. Auch
das Kaligesetz enthält Anklänge an
diese Idee, und dem Preußischen
Abgeordnetenhause liegt ein Gesetz-
entwurf vor, nach der der preußische
Staat an zwei großen Schiffahrts-
gesellschaften im Westen Deutsch-
lands beteiligt werden soll.

Freilich — sollen solche Kapital-
beteiligungen den oben bezeichneten
Erfolg haben, so muß die Arbeiter-
politik wirklich großzügig sein. Auf
der einen Seite muß sie die Auto-
rität der öffentlichen Gewalten, des
Staates oder der Stadt, unum-
stößlich stabilieren, auf der anderen
der Arbeiterschaft ohne irgend eine
Engherzigkeit entgegenkommen, so-
weit die Arbeiterschaft begründete
Wünsche hat. Nen, not rne23ure3
ist ein sehr gutes Losungswort,
aber men and me23ure3 ist noch
ein besseres. Es kann uns vielleicht
manchen schweren Kampf ersparen
helfen.

Koloniale Rundschau.

Von Otto Iöhlinger

Die Kolonial-Bilanz.

Iede Aktien-Gesellschaft gibt
am Ende ihres Geschäftsjahres einen
Rechenschaftsbericht her-
aus, der eine genaue Übersicht über
das abgelaufene Geschäftsjahr, das
Gewinn-und Verlust-Konto und eine
Bilanz enthält. An Hand dieses
Berichtes kann sich der Aktionär,
der Kapitalist — soweit das für
einen Fernstehenden möglich ist —

informieren, wie die Situation des
Unternehmens und seine Entwick-
lung im letzten Iahr gewesen ist.
Genau so wie die Aktien-Gesell-
schaften macht es das Reichs-
Kolonial-Amt. Auch dieses
gibt einen Geschäftsbericht
heraus, der sich aber von denen
der gewerblichen Unternehmungen,
wie es auch in der Natur der Sache
liegt, gewaltig unterscheidet. Zu-
nächst ist der tertliche Bericht,
den das Reichs-Kolonial-Amt jähr-
lich über die Entwicklung unseres
überseeischen Besitzes anfertigt, viel
umfangreicher, als der Bericht aller
deutscher Aktien-Gesellschaften zu-
sammen. Das, was die Aktien-
Gesellschaft als Gewinn- und Verlust-
Konto veröffentlicht, wird bei dem
Kolonial-Geschäftsbericht durch den
Etat ersetzt, der die Ausgaben
und Einnahmen für das bevor-
stehende Iahr veranschlagt. Nicht
vorhanden ist dagegen bei den
Publikationen des Kolonialamts eine
Bilanz. Eine zahlenmäßige Auf-
nahme der vorhandenen Werte
würde zwar sehr interessant sein,
besonders wenn man sie mit früheren
Iahren vergleichen könnte, sie ist
aber für eine Verwaltung ungemein

schwierig, wenn nicht sogar unmöglich. Dernburg hat zwar, wie bekannt, als er sein Amt antrat, einmal eine Kolonial-Bilanz gemacht, in der alles aufgenommen wurde, was in den Kolonieen an Kapital ste<kte. Seit jener Zeit hat das Kapital in den deutschen Schutzgebieten eine gewaltige Ausdehnung erfahren, aber ein neuer Versuch einer richtigen Bilanzierung unseres Kolonial-Besitzes ist nicht mehr gemacht worden.

Man kann sich aber auch mit dem begnügen, was das Reichs-Kolonial-Amt im Monat Februar veröffentlichte; denn das ist keineswegs wenig. Selbst wenn man von der großen Zahl der Einzeletats für die Schutzgebiete absieht, so ist die amtliche Denkschrift über die Entwicklung der Schutzgebiete im Iahre 1910/11, die jetzt bei S. Mittler K Sohn, Berlin, erschienen ist, interessant genug, um hier eingehender gewürdigt zu werden. Diese Denkschrift zerfällt in einen allgemeinen tertlichen Teil, der nach einer einführenden Einleitung die sämtlichen Schutzgebiete gesondert behandelt, und in einen statistischen Teil. Nach einheitlichen Dispositionen werden bei allen Schutzgebieten erörtert: die Verwaltung, die Volkswirtschaft und die Wirtschaftspolitik, die öffentliche Arbeit und das Bauwesen, sowie endlich die Finanzen. Den größten Teil der Denkschrift umfaßt das Zahlenmaterial, das mit einer ganz besonderen Sorgfalt zusammengetragen ist. Wir finden Zahlen über Vermessungswesen, über Bevölkerung, Mischehen, Rechtspflege, Missionswesen, Wirtschaftsstatistik, Gesamthandel, Eisenbahnwesen, Alkoholverbrauch, Ausgaben und Einnahmen und dergleichen. Kurz und gut eine Fülle von Material, wie man es in dieser Zusammenstellung über die Kolonien sonst nirgendwo mehr finden kann. Die amtliche Denkschrift ist daher für jeden Kolonialpolitiker unentbehrlich. Aber nicht nur für Kolonialpolitiker, auch für jeden, der sich mit politischen oder wirtschaftlichen

Fragen beschäftigt, kommt der Geschäftsbericht des Kolonialamts in Betracht, und sein Wert wird noch dadurch erhöht, daß er nicht, wie man annehmen wird, in dem üblichen Amts- und Bureaukratenstil geschrieben ist, sondern in einem reinen, klaren und leicht verständlichen Deutsch. Man merkt ihm an, daß er einerseits von Sachkennern geschrieben, andererseits aber hier im Kolonialamte noch einmal „gefeilt" worden ist. Denn wer die Berichte, die unsere Schutztruppler und die jüngeren Verwaltungsbeamten aus Übersee einsenden, jemals gelesen hat, dei weiß, wie notwendig es ist, daß diese Berichte aus dem Amtsdeutsch, in dem es von „diesseits und jenseits" wimmelt, erst in ein Buchdeutsch übertragen werden. In der jetzt veröffentlichten Form werden die Berichte des Reichs-Kolonial-Amts nicht nur mit Interesse, sondern auch mit Vergnügen gelesen werden können.

Besonders interessant ist die Einleitung, die in gedrängter Form alles notwendige über die Entwickelung der Kolonien im letzten Iahre zusammenfaßt. Diese „koloniale Thronrede" konnte

darauf hinweisen, daß die Entwicklung unserer Schutzgebiete im allgemeinen günstig gewesen, wenn auch die Gesundheitsverhältnisse zuweilen etwas zu wünschen übrigließen. In den großen Kolonien Deutschlands wurde der Friedenszustand nicht gefährdet.

In der Südsee hat uns dagegen, wie bekannt, das letzte Iahr einen Aufstand gebracht. Ein erfreuliches Moment ist die Tatsache, daß die Zahl der Ein w o h n er im Wachsen begriffen ist und namentlich die Zahl der Weißen eine weitere Zunahme erfahren hat. Während nun in Samoa die Mischlinge keine Vermehrung erfahren haben, beginnt in Togo die Zahl der Mischkinder bereits zuzunehmen. Das Missionswesen, das für unsere Kolonien und deren Entwickelung nicht entbehrt werden kann, hat im Berichtsjahre günstige Erfahrungen gemacht, und namentlich in Ostafrika, wo sich Christentum und Islam in großer Feindschaft gegenüberstehen, ist die Zahl der Missionsschüler ganz beträchtlich gestiegen. Werden in den Missionsschulen Ostafrikas doch nicht weniger als 50lX)0 Schüler unterrichtet, ein Faktor, der ganz beträchtlich dazu beiträgt, die Kulturstufe des Negers und damit seine Aufnahmefähigkeit zu erhöhen. Gerade der Frage der Eingeborenen ist seitens der Kolonialverwaltung ein umso größeres Interesse zuzuwenden, als vielfach Klagen über Arbeitermangel in den Schutzgebieten vorliegen. Es ist eine der wichtigsten kolonialpolitischen und kolonialwirtschaftlichen Aufgaben, ein Mittel zu finden, wie der Nachfrage nach Arbeitern in der geeigneten Weise begegnet werden kann. Sowohl in der Südsee, als namentlich in Südwest hat sich mehrfach ein Arbeitermangel gezeigt.

Ein sehr wichtiges Gebiet in der Entwicklung unserer deutsche» Kolonialwirtschaft ist das Verhältnis zwischen heimischemKapital und den Schutzgebieten. Das erkennt auch der Iahresbericht des Reichs-Kolonial-Amtes an, der in seiner Einleitung sich mit dieser

Frage beschäftigt, und mit Recht wird darauf hingewiesen, daß im letzten Iahr ein Rückschlag in der Investierung des heimischen Kapitals in den Kolonien eingetreten sei, hauptsächlich deshalb, weil zuviel schlechtfundierte Kolonialunternehmungen finanziert worden sind. So weist das Reichs-Kolonial-Amt darauf hin, daß eine große Anzahl von Kolonialunternehmungen in Liquidation treten mußte, zum Teil unter beträchtlicher Schädigung der dafür gewonnenen Interessenten, und im Zusammenhang damit ist das Reichs-Kolonial-Amt der Frage näher getreten, wie den ärgsten Mißständ e n im kolonialen Gründungswesen entgegengetreten werden kann. Diese Frage, die demnächst auch an dieser Stelle behandelt werden soll, ist außerordentlich wichtig. Denn in der letzten Zeit hat sich unter dem Deckmantel des Patriotismus ein koloniales Raubrittertum entwickelt, das sich an den Geldbeutel von Offizieren, kleinen Beamten und Sparern wendet und mit phantastischen Versprechungen Geld für überseeische Unternehmungen

zu gewinnen sucht, die jeder Fach-
mann von vornherein als völlig
aussichtslos bezeichnen muß.
Gerade die Zusammenbrüche ver-
schiedener Kolonialunternehmungen,
die in der letzten Zeit erfolgt sind,
haben gezeigt, wohin dieser Weg
führt. Die Kolonialverwaltung
hat selbst das größte Interesse
daran, dafür zu sorgen, daß Vor-
kommnisse wie die des Mertens-
Konzerns,derBaumwolle-A.-G., der
Gesellschaft Südküste und ähnliche
in Zukunft unterbleiben. Unsere
Kolonien dürfen nicht zum Tummel-
platz verwegener Spekulanten wer-
den; dazu wird gerade das Inland
genug benutzt.

Wirtschaftliche
schau.
Rund

Die Börse und die Bankwelt
sind in den letzten Tagen wieder
einmal mit dem Reichsbankpräsiden-
ten Havenstein unzufrieden gewesen,
und manche der alten Praktiker,
deren Leben sich zwischen der
Behrenstraße und der Burgstraße
abspielt, meinten wunder welche
tiefe Kritik an der zielbewußten
Reformtätigkeit des Reichsbank-
präsidenten geübt zu haben, wenn
sie das abgenutzte Wort von der
grauen Theorie aus ihrem
kümmerlichen Arsenal klassischer
Bildung hervorholten. Die Rcichs-
bankpräsidenten sind eigentlich nie
lange bei Börse und Finanz wohl-
gelitten gewesen. Die alte Er-
zellenz Kocb, die nicht müde ward,
in Wort, Schrift und Tat das
Palladium der Goldwährung zu
verteidigen, arbeitete den Herren
mit zu hohen Diskontsätzen, und
Herr Havenstein, der sich zuerst
durch seine geschi<kte und dem pri-
vaten Geldgeschäft sehr bequeme
Devisenpolitik (gewiß das Werl
eines durch und durch erfahrenen
Praktikers) den Beifall der Finanz-
kreise errungen hatte, gilt für einen
grauen Theoretiker, seit er syste-
matisch und von innen heraus
an dem Abbau des übermäßig
hoch getürmten heimischen Kredit-
wesens, an der Liquidemachung der
angespannten deutschen Finanznmt-
schaft arbeitet. An den Symptomen
herumkurieren, Mittel anwenden

wie die „Popularisierung desEcheck-
verkehrs", die trotz aller prinzipiellen
Zweckmäßigkeit stets nur zu den
kleinen und nicht immer ganz unge-
fährlichen Mitteln gezählt werden
können, das ist erlaubt, zumal
die Banken davon den Profit haben.
Wehe aber dem Arzt, der dem
Grundübel auf den Leib rücken
will und eine veränderte Finanz-
ökonomie empfiehlt. Er schädigt
Verkehr und Industrie, er ist ein
Burcaukrat, der reglementiert, er
will mechanisch Einrichtungen, die
in England historisch und natür-
lich geworden sind, künst-
lich unseren deutschen Verhält-
nissen aufpfropfen.
Deduktionen, wie die vorstehend
erwähnten, klingen sehr klug und
beinahe wissenschaftlich, sind aber —
— wenn man ihnen auf den
Grund geht — nichts als Phrasen,
die einer dem anderen gedankenlos
nachschwatzt. Was ist denn über-
haupt das „Historisch Gewordene"?
Etwas, was eintritt, wenn man
die Dinge gehen läßt, wie sie
wollen, etwas, das ganz automatisch
aus den Verhältnissen herauswächst?
— Gibt es überhaupt etwas,
das ganz aus den Verhältnissen

heraus in diesem Sinne „geworden" ist? Hat nicht vielmehr überall die Aktion, das bewußte Für- und Wider-Streben, die absichtliche Initiative einen starken Anteil an der Gestaltung der Verhältnisse und Einrichtungen, und darf man, wenn das so ist, diese Aktion als etwas unhistorisches, dem natürlichen Entwickelungsprozeß widerstrebendes, künstliches hinstellen? — Deutschland hat sich mit rapider Schnelligkeit in einen Industriestaat umgewandelt, es hat dabei ein enormes Maß an wirtschaftlicher Leistung mit relativ geringemKapital dewältigt und zu diesem Behuf alle seine finanziellen Reserven „in das Geschäft stecken", Kredit in einem Umfange geben und beanspruchen müssen, wie das in den älteren Finanzländern nicht üblich ist. Diese Anspannung aller Kräfte war notwendig, solange schnell und unaufhaltsam ein hoher wirtschaftlicher Standard zu erreichen war. Ietzt, wo er erreicht ist, wo die deutsche Industrie- und Finanzwirtschaft in die erste Reihe gerückt sind, muß die Tragfähigkeit und Solidität des Systems sichergestellt werden, selbst um den Preis, daß dies zeitweilig eine Verlangsamung des wirtschaftlichen Aufstiegs zur Folge haben sollte.

Der Reichsbankpräsident fordert von den Banken größere Barreserven, er fordert von ihnen Einschränkung des Kredits für spekulative und für industrielle Zwecke. Mit Recht auch füri n d u st r i ell e Zwecke: Bankdirektoren haben es als schreckliche Folge der auf größere Bargeldreserven gerichteten Forderungen des Reichsbankpräsidenten hingestellt, daß damit aucb die Industrietätigkeit eine Einschränkung erfahren müßte, daß die Banken dann nicht mehr in der Lage sein würden, alle Ansprüche der Industrie zu erfüllen. Wäre das die Konsequenz der Forderungen auf Einschränkung des Kreditwesens, so müßte sie eben hingenommen werden, wenn die Überspannung des Kreditwesens tatsächlich Nachteile für das Wirtschaftsganze gezeigt hat. Auch die Industrie muß sich im Rahmen der finanziellen Möglich-

keiten eines Landes halten. Es
hat sich im letzten Herbst gezeigt,
daß schon die Möglichkeit kriegerischer
Ereignisse unseren finanziellen Ap-
parat empfindlich aus dem Gleich-
gewicht brachte, und wenn es auch
ein Ammenmärchen ist, daß Deutsch-
land zum Kriegführen das dreimal
nötige Geld gefehlt hätte, so
ist es doch leider zweifellos,
daß die finanzielle Mobilmachung
an Schnelligkeit hätte zu
wünschen übrig lassen, und daß sie
ungewöhnlich viele wirtschaftliche
Eristenzen, die zu stark auf Kredit
aufgebaut waren, entwurzelt hätte.
Nun kann ja die wirtschaftliche
und finanzielle Struktur eines Landes
nicht lediglich auf den Kriegsfall
zugeschnitten sein, aber sie muß doch
so organisiert sein, daß sie nicht nur
funktioniert, „wenn alles gut geht".
Der Krieg ist die stärkste Belastungs-
probe, der eine Volkswirtschaft
ausgesetzt sein kann, aber auch die
anderen Belastungsproben, wirt-
schaftliche Krisen usw., haben das
deutsche Wirtschaftsleben stärker mit-
genommen, als dies vielfach hätte
der Fall sein dürfen. Ein Zeichen,
daß das finanzielle Gleichgewicht
bei uns nicht unter allen Umständen
gewährleistet ist.

Die Reichsbank setzte den Hebel da an, wo er für sie am bequemsten zu fassen ist und wo ein Hebeldruck auch die stärkste Wirkung haben muß: bei den großenPrivat-banken. Hier sind die Kanäle, durch die das Geld zusammen-strömt, hier sind die Reservoirs, in denen es sich sammelt, verteilt wird und den möglichst rentabelsten Zwecken zugeführt wird. Wenn die Banken Bedenken tragen, der heimi-schen Industrie die Gelder, die sie mehr als bisher in den Reservoirs zurückhalten sollen, zu entziehen, so könnten sie doch mit dem Ver-borgen deutscher Kapitalien ins Aus-land etwas zurückhaltender sein als in den letzten Iahren. Ein Land wie Deutschland, das eine eigene überaus starkeIntensivwirtschafthat, kann vorläufig noch nicht den Ehr-geiz haben, zu den ersten Bankieri der Welt gezählt zu werden, zumal es sich oft die langfristig in« Ausland geliehenen Gelder kurz-fristig vom Ausland wieder zurück-leihen muß. Die Banken aller-dings verdienen an solchen Ge-schäften zweimal, sie sollten es sich aber abgewöhnen, über eine Be-hinderung des Verkehrs zu schreien, wenn man gewisse Rücksichten auf die Gesamtinteressen fordert.

Horatio.

8«<m»gebel und Ihefredal!teur: Prof, vl-, Ludwig etein !n Verl!» ^ 10. L»tM«fn Ä
<Ieleson Amt Kurfülst »li SZ08). - «erantwortlich« Redakteur: vi, Lylolu»«ruckm Vl»!«
In üsterrelch für d!e NedaKtwn oerantwortNch: Nr, 2, sinnreich, w!en IX, M»I«M«^
— fül dle Veiaulgabe: R»dert Wohl, w!en I, D»mg»sle 4. — Mew>Vertretun« ft°
Ungarn: «rllllche ». K. tzoftuchhandlun, <I. «enkh, Vudope!i V, ««rorty»>utez» 2. ^ 3« °"
2n!er<ttentell «ranrworlUch: larl «raule in 3empelh°i-Nerlin. — ««lag und Druck ««
echlesi!chen Vuchdruckeni ». 3. Lch»ttl»endel, «>»,, »r»I<« lll.

^55^
3^Q
illeüliz« li»8«r»teli innlllim: inn»u«ul Klpeäjti«n ^«läoll ROM
»ellin 5^., Nl«I»u. Wln ,. Kl»., 0le«Ien, 02l5eI6«)li, ?l»ntturt ,. «,.
»»mbull, I<«piiz. «»z«lebuili. >l«ml>elm, Mncben, Külnderz, ?r»5>
In»e^l««ff»l«: pw 4« mm blnte leile (llusott <«««e'« l<<)sm»I.Ie!len.

vi Luigi Luzzatti,
flÃ¼heÂ«i MimstelpÂ»lisibent,

IMTt^^F^l^ssVM^VsiÃŸ7Dift
v^ll ^'aul fin.Â»n
'Â»^UtzNG' ,
Herau^-l' '^,oft^r ^. vudioig Stein
Schles. Buchdruckerei, Kunst- und VellagkÃ¼nfta!:
v. S. Schottlaender, 5 -.
Berlin * Bre/!uu * l>.wz,^
Wien ?;<"'.:Â»":
86. Jahrg. Band 140. Heft 450 Zweites MÃ¤rzheft 1912

s
f/^. <^M ^?^
^',^ ^^. ^.fs-
^i^ ^^ ^.^
n^<. ^>>>^» »>><^.
:^^. ^»/>i. ^/^
^^ ^^
^?.,.^> «
^z^ 'zzM
^s/^
^^.
°^^ ,M
M^ ^^ Oi^ ^z^ ^r^ -HzS
^?^ ',.-^
»r Luigi Luzzatti,
fnlbe«» Mmistelpllisident,

Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Berlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G.
Berlin * Breslau * Leipzig
Wien Budapest
«»!>. »l»hl. »nl»«^«««m!N.»Vuchh<N!dl»»«! «lill'lche !!. », tzofbuchhandlun«,
36. Jahrg. Band 140. Heft 450 Zweites Mürzheft 1912

Luigi Luzzatti.

Italien und Deutschland in der Wissenschaft und in der Wirtschaft.

Die Völker lieben einander nicht mehr. Die Verwandtschaftsbeziehungen durch gemeinsame Herkunft schließt der koloniale Imperialismus aus. Nur zwei Kräfte bleiben unangetastet: die Wissenschaft und die politische Macht. Die Völker fühlen vor einander Achtung, je nachdem sie wissen, und — Furcht, je nachdem sie — stark sind. Hätten sie in den internationalen Beziehungen mit dem Wissen und mit dem Können auch noch die Gerechtigkeit zu vereinigen vermocht, so würden sie ein menschliches Wunder darstellen, von dem auch die fortgeschrittensten Völker noch so weit entfernt sind!

Diese realistische Denkweise läßt aber vollkommen die Gründe der augenscheinlichen und mannigfachen Berührungspunkte zwischen Italien und Deutschland einsehen. Sadowa brachte Italien nach Venedig, Sedan nach Rom, und so sind die zwei Staaten zu gleicher Zeit und von denselben nationalen Bestrebungen geleitet entstanden. Für diese Mitarbeit der Staaten wurden auch keine Belohnungen verlangt.

Was aber noch mehr bedeutet, Deutschland und Italien sind durch die wissenschaftlichen Beziehungen mit einander eng verknüpft. Kein anderes Volk hat vielleicht so viel die deutsche Wissenschaft gelernt, als es Italien in den fünfzig Iahren seiner Freiheit getan, — die Wissenschaft in ihrem theoretischen Inhalt sowohl, wie in ihren fruchtbaren praktischen Anwendungen. Der italienische Geist lernte aber die deutsche Wissenschaft auf allen Gebieten der Erkenntnis nicht um diese schülerhaft nachzuschaffen, wie vielmehr um den Weg zu neuen Forschungen zu eröffnen. Um ein Beispiel herauszugreifen, kein Volk hat mehr als Italien sich die tiefen deutschen Untersuchungen des römischen Rechts zu eigen gemacht, jetzt haben wohl die Italiener jene Untersuchungen überholt. Dasselbe ließe

sich wohl in Bezug auf die Rechtsgeschichte, auf das öffentliche Recht und
auf einige Gebiete der Nationalökonomie sagen. In der Mathematik,
in der Physik, in der Biologie ist vielleicht dieselbe Erscheinung zu ver-
zeichnen. So daß man sagen kann, daß wir von den Deutschen stets lernen
und sie bewundern, doch sind wir bereits imstande, sie in wissenschaftlicher
Hinsicht prüfend zu beurteilen, und haben wir sie freudig auf manchen
Gebieten des Wissens übertroffen. Ebenso wie in der Wissenschaft haben
wir die Deutschen in der Einrichtung der Lehranstalten, namentlich der
Polytechnischen Institute und der Gewerbeschulen nachgeahmt.
So ist also der erste wesentliche Schritt zur italienisch-deutschen Freund-
schaft in der Achtung vor den wissenschaftlichen
Leistungen begründet. Diese ist auch eine ihrer solidesten Grundlagen
für immer. Was nun die anderen Seiten des Volkslebens betrifft, so waren
es die Italiener, die die sozialen Versuche Deutschlands zum Wohle des
leidenden und arbeitenden Volkes zuerst kennen gelernt und sich angeeignet
haben. Der diese Zeilen zu schreiben die Ehre hat, ist bereits seit dem
Jahre 1862 in intime Freundschaftsbeziehungen zu Schulze-Delitzsch getreten
und hat in Italien über die Einrichtung der deutschen Produktivgenossen-
schaften berichtet, welche nachher auch in einer, dem italienischen Volksgeist
angepaßten Form mit großem Nutzen ins Leben gerufen worden waren.
Wie viel schulden also den Deutschen die dadurch von der Wucherlast
befreiten Italiener!
Und als Bismarck seine riesenhaft wichtigen Gesetzesentwürfe über
das soziale Versicherungswesen brachte, wir folgten ihnen Schritt für
Schritt. Im Iahre 1883 gründeten wir die Nationale Vankzur
Versicherung gegen Arbeitsunfälle. Später wurde,
wie in Deutschland, die Versicherung für obligatorisch erklärt auf Kosten
der Unternehmer im allmählichen Fortschreiten. Zwar wollte man bei
uns zuerst Alters- und Krankheitsversicherung der freien Entschließung
der Einzelnen überlassen und so die sozialen Probleme lösen. Ich war
aber der erste Ökonomist als Regierungsmitglied, der die Verantwortung
auf sich genommen, zu verkünden, daß Deutschland Recht habe, daß die
Zwangsversicherung, mag sie noch so klein sein, der Arbeiterschaft eine
soziale Notwendigkeit ist, welche die Wohltätigkeit in Fürsorge verwandelte,
die Gesundheit besserte, den Erkrankungen vorbeugte und so die Volkskraft
stärkte. Wenn es sich sagen läßt, daß der lateinische Volksgeist in diesen
sozialen Angelegenheiten die Freiheit vertritt, während der deutsche die
Pflicht, so hat Deutschland mit seinen ungeheuren Versuchen gesiegt und

Italien, Frankreich, Österreich und andere Länder in seinen Kreis fort-
gerissen.
Welch ein Sieg! — Durch diese Errungenschaften seines ökonomischen
Denkens ist Deutschland ebenso ruhmreich wie durch seine größten mili-
tärischen Eroberungen geworden, — jene kosteten aber weder Tränen,
noch Blut, noch so viel Geld, sie hoben aber materiell und moralisch den
ärmsten Teil des Volkes, verwirklichten das große Prinzip der Solidarität
des Reichtums und des Elends, der Kultur und der Unwissenheit. Die
deutschen Reformen auf diesem Gebiet sind jetzt in der ganzen Kultur-
welt zur Geltung gelangt und stellen einen universellen Fortschritt dar.
Italien und Deutschland leisteten und leisten einander auf dem volks-
wirtschaftlichen Gebiete nützliche Dienste, sie haben einander vieles mit-
zuteilen. Vielleicht können wir in manchem über die Leitung des öffent-
lichen Finanzwesens unterrichten, andererseits ist sicher, daß wir Deutsch-
lands Verkehrswesen, Industrie, Schiffahrt studieren und nachzuahmen
suchen. Die ökonomische Fühlung zwischen den beiden Völkern, die durch
die Handelsverträge belebt wurde, entfesselte beiderseits neue Kräfte.
Wie vieles haben, beispielsweise, die mächtigen und vollkommen aus-
gerüsteten Schiffahrtsgesellschaften Deutschlands den italienischen bei-
bringen können in Bezug auf die Transportverhältnisse der Emigranten,
der Waren, der bemittelten Reisenden u. dergl.! Die Freiheit im inter-
nationalen Verkehrswesen, wenigstens etwas von Freiheit, wirkt
erzieherisch ein und erhebt die Schüler zur Größe der Meister. Ietzt be-
sorgt die italienische Handelsmarine unter vollkommen gleichen Be-
dingungen den Transport von mehr als der Hälfte unserer Auswanderer,
und wir hoffen mit der Zeit ohne Staatsprivilegien unsere Meister
zu übertreffen .... Gewiß, es ist eine ungeheuer schwierige
Sache, mit den Deutschen Handels- und Schiffahrtsverträge ab-
zuschließen. Dies weiß ich, der ich wohl der älteste lebende Unter-
händler zwischen den Staaten auf wirtschaftlichem Gebiete bin!
Eine wundervolle Feinheit der Analyse und der Kombinations-
fähigkeit, die der Deutsche besitzt, verhilft ihm dazu, selbst bei
gleicher Geschicklichkeit und Sachkenntnis der Kontrahenten,
größere Vorteile aus den Handelsverträgen zu ziehen. So war
es, beispielsweise, mit den Zöllen auf Eisen und Stahl im Handels-
vertrage zwischen Italien und Deutschland, der gegenwärtig in Kraft ist.
Die industriellen Verbände, an denen die Regierung keinen Anteil
hat, verstehen es, durch Erportprämien die Wirkung der italienischen Zölle

abzuschwächen oder gar zu vernichten. Der Vertrag verbietet derartige
Prämien, wenn sie regierungsseitig gegeben worden wären; man konnte
aber nicht der bewunderungswerten Geschicklichkeit der Verbände der
Eisenhüttenbesitzer vorbeugen, die sich an Stelle der Regierung setzen.
Man wird im Iahre 1917, wo der deutsch-italienische Handelsvertrag
erneuert werden sollte, diese überfeine Geschicklichkeit in Betracht ziehen
müssen. Man wird sich sicherlich verständigen können. Sind doch die
auf Eintracht beruhenden ökonomischen Beziehungen zwischen Deutschland
und Italien ebenso unumgänglich notwendig, wie der wissenschaftliche
Austausch und die politische Einigung.

Was uns verbindet, ist größer und fester als alles, was die Tendenz
hätte uns zu trennen, und jenes erste wird auch in der Zukunft, wie ei
bisher der Fall war, die Oberhand gewinnen!

vi.. Bluwstein.

Luzzatti, der Staatsmann, der Denker, der Mensch

Luigi Luzzatti steht noch in voller Blüte seiner Schaffenskraft. Was er in fünf Jahrzehnten eines beispiellos tätigen Lebens geleistet hat, ist aber bereits so groß und so bedeutend, so voll von Gestaltungsgenie, daß dem ein umfangreiches Buch kaum in allem, was wir davon zu lernen und daran zu bewundern haben, gerecht werden könnte. Hier mögen nur wenige Worte Platz finden, die der 14. März, der Geburtstag Luzzattis, empfunden werden, und die die Kürze des Raumes auf Andeutungen beschränkt sein läßt. Der vollendeten Liebenswürdigkeit des Staatsmannes sind die nachstehenden biographischen Notizen zu verdanken, die uns für diese Skizze mitgeteilt wurden.

In Venedig, in jener Stadt des märchenhaften Zaubers und zugleich der lebensvollen Handelstätigkeit mit ihrer einzigartigen Geschichte, ist Luzzatti am 11. März 1841 geboren, in einer israelitischen Familie, die auf eine ganze Reihe der hervorragendsten Vertreter des Geistes zurückblickt. Das aufblühende Genie offenbarte sich schon im Iünglinge, dem Gymnasiasten in Venedig, dem Studenten in Padua. Die Vielseitigkeit der geistigen Interessen, die sich auf die weitesten Gebiete der sozialen Wissenschaften, aber auch auf die ewigen philosophischen Probleme und Huf das religiöse Leben der Menschheit erstreckten, wies auf die erstaunliche Frühreife des Iünglings hin. Mit 22 Iahren ist er schon, nach absolvierten Universitätsstudien in Padua, der Verfasser eines nationalökonomischen wissenschaftlichen Werkes: „Die Verbreitung des Kredits und die Volksbanren" (1^ 6ittu»ioue <tel <?reäito e le baueti« pop« l«,ri 1863), in welchem ein bahnbrechendes Programm der wirtschaftlichen Entwickelung nicht nur Italiens aufgestellt worden war, das Programm, in dessen Geiste sich die staatspolitische Tätigkeit Luzzattis vollzogen hat. Nach 47 Iahren war es ihm als Ministerpräsidenten vergönnt, in einer Kammerbedatte an die 26 Handelsverträge zu erinnern, die er, der Finanzreformator seines Landes, geschlossen hat, geleitet von der Erkenntnis, die schon im Iünglinge in vollster Klarheit aufging.

Mit jener Erstlingsschrift ging er nach Mailand, da auf ihn von den damaligen österreichischen Behörden seiner Mutterstadt ein . . . Hochverratsprozeß wegen Errichtung von Unterstützungskassen heraufbeschworen werden sollte. In Mailand begann sich jene organisatorische Gabe zu entfalten, die in so hohem Maße den ökonomischen Wohlstand des italienischen Staates geschaffen hat. Eine ganze Reihe von Volksbanken wurden von Luzzatti in der Lombardei gegründet, und neues Leben floß

dadurch den arg bedrückten Bevölkerungsschichten zu. Auch die ersten
Konsumgenossenschaften in Italien verdanken ihr segensreiches Entstehen
demselben unermüdlichen Freunde der arbeitenden und leidenden Mensch-
heit. Nachdem Venedig nunmehr dem italienischen Staate angehörte,
wurde Luzzatti zu« Professor des Staatsrechtes in der »enetianischen
Universität Padua, als 25er! Die rege Tätigkeit des Ökonomisten er-
schöpfte nicht das Werk des Denkers. Das Verhältnis der Kirche zum
Staate in den modernen Gesellschaften, an dem Beispiele Belgiens er-
örtert, bildete das Thema seiner zweiten Schrift, die ebenso grundlegend
war in anderer Richtung für das spätere Propagandawerk des Apostels
der Gewissensfreiheit.
Die erste Anerkennung der schöpferischen Versuche Luzzattis auf de»
Gebiete der ökonomischen Fürsorge kam von Frankreich, auf der Aus-
stellung von 1867 in Paris. Dort lernte der junge Sozialpolitiker den
hervorragenden italienischen Staatsmann Marco Minghettl kennen,
welcher zwei Iahre darauf zum Ackerbauminister ernannt, den 29jährigen
Luzzatti in sein Ministerium zum Unterstaatssekretär berufen hatte.
Einzigartiges Beispiel eines Vizeministers, der noch nicht das erforder-
liche Alter erreicht, um als Abgeordneter gewählt werden zu dürfen! —
Ein neuer Zug kam mit Luzzatti in das sozialpolitische Leben des Landes,
Der Staat ist keine anonyme Handelsgesellschaft, sondern die vom Geiste
der schöpferischen Güte durchleuchtete Gemeinschaft: In solche Fassung
bringt einmal Luzzatti seine Vorstellung vom Staate in dem Werke, das
jetzt in deutscher Sprache erschienen ist. Dieselbe Auffassung leitete in
genial gestaltender Weise seine Tätigkeit von 1869 an. Der Staat hat
Pflichten zu erfüllen, wenn das gesamte arbeitende Voll in ihm keine
von außen her aufgezwungene Macht erblicken soll. Pflichten der sozi-
alen Fürsorge jeder Art. Zum erstenmal in Europa wurde von Luzzatti
eine Arbeitsfürsorgeabteilung im Ministerium geschaffen (<3ou»i^Iio äi
pikviäßNLlI « <ii lavor«), deren Bedeutung für die spätere sozial-
politische Reformbewegung in Italien unermeßlich wurde. Das Ziel war
und ist: das Leben den arbeitenden Volksschichten in jeder Hinsicht er-
träglicher und schöner zu machen. Billige und gesunde, licht- und luft-
volle Wohnungen zu schaffen, um jede geistige Entwickelung der Masse»
zu ermöglichen, erschien ihm als die wichtigste Aufgabe der Sozial-
politik, deren Lösung zugleich als unerbittlicher Kampf mit dem An-
alphabetismus und dem Alkoholismus ins Leben treten mußte. Der
Läuterung der Volksseele galt dieses unermüdliche, von Begeisterung für
die höchsten moralischen Werte durchglühte Schaffen des Staatsmannes.
Es würde aus dem Rahmen dieser flüchtigen Skizze herausfallen, auch nur
die wichtigsten gesetzgeberischen Neuerungen auf sozialpolitischem Gebiete
zu erwähnen, die auf Luzzattis Wort und Tat zurückgehen. Im Iahre
1891 wird er Finanzminister und im Laufe von zehn Iahren bekleidet
er nicht weniger als achtmal den Ministerposten. Zuletzt bekanntlich
als Ministerpräsident mit dem Portefeuille des Innern bis zum März
des verflossenen Iahres.

der Denker, der Mensch Bluwstein

In zwei Richtungen offenbarte sich die Gestaltungsgabe des Mannes. Als Gelehrter, als Professor des Staatsrechtes an der Universität in Rom, als Denker von ausgeprägt persönlicher Art, vertritt Luzzatti den großen Grundsatz: Trennung von Staat und Kirche ist die Voraussetzung des modernen Kulturstaates. Das Werk: „Freiheit des Gewissens und Wissens", das vom Herausgeber dieser Zeitschrift („Nord und Süd", 2. Ianuarheft) feinsinnig besprochen wurde, ist der vollendet klare Ausdruck für diese Richtung des Schaffens von Luzzatti. Der Mann, der die Seelenzustänbe der auserlesenen Naturen kennt und verherrlicht, von denen der Kultus der schöpferischen Güte mit religiöser Innigkeit erlebt wird, der die Bergpredigt neben einigen Gesprächen Buddhas für die höchsten Offenbarungen des Geistes hält, tritt im Leben als Volkserzieher auf. Das Wahre erforschen, um das Gute zu tun — dies ist sein Leitsah. So sind in ihm der Denker und der Staatsmann aufs innigste verbunden. Man muß nur seine parlamentarischen Reden zur Begründung seiner Gesetzesvorlagen lesen, um dies zu empfinden. So hat er im Iahre 1910 das großartige Werk der Bewaldung Italiens gesetzgeberisch in die Wege geleitet, denn die Naturpflege ist für ihn die Quelle der Volksgesundheit, er hat die Volksschule ökonomisch zum sicheren Gedeihen geführt im Kampfe mit dem in Italien noch starken Analphabetismus und das große hygienische Gesetz durchgeführt, um den Körper des Volkes durch gesundes Wasser zu reinigen, ebenso wie der Kampf mit der Schmutzliteratur, mit der Seuche des Alkoholismus, mit der Grausamkeit in der Behandlung der Tiere, den Geist des Volkes läutern sollte. Die sozialpolitische Fürsorge des Staates wurde von der Stadt ins Land getragen — auch hier wurde die Tätigkeit Luzzattis vorbildlich, da ja die Landarbeiter in den meisten europäischen Staaten den Schutz der Gemeinschaft bisher noch in vielem vermissen. Derselbe Staatsmann führte zum gedeihlichen Abschluß alle wichtigen Handelsverträge zwischen Italien und den anderen Staaten; von historischer Bedeutung wurde der Vertrag mit Frankreich, der der politischen Spannung zwischen den beiden Staaten ein Ende setzte. Als Gipfel der finanztechnischen Leistungen Luzzattis erscheint wohl die bekannte Konversion der acht Milliarden betragenden italienischen Staatsschuld im Iahre 1906, die dem ökonomischen Wohlstand des Landes zum ungeahnten Aufschwung verholfen hat. Die Anerkennung dieser beispiellosen Leistung kam in der Verleihung des Titels des permanenten Staatsministers an Luzzatti zum Ausdruck. Derselbe Idealist als Denker konnte die tiefsten Falten der realen Welt in nüchternster Weise durchschauen und die bewegenden ökonomischen Kräfte der Gegenwart als Gestalter meistern. Er hat es gewußt, den Ertrag der Steuern in Italien um 30 Millionen Franks zu vergrößern, ohne daß das Volk dies als Last empfunden hätte. „Ich besitze dieses Geheimnis der sanften St e u ern, die mit Ruhe hingenommen werden", drückte er sich einmal aus. . . Die Erweiterung des politischen Wahlrechts war die natürliche Folge und die Krönung der gesetzschaffenden Tätigkeit Luzzattis als

Ministerpräsidenten, nnd — bekanntlich die launische Zufallsgöttin der modernen Parlamente — die jeweilige Mehrheit hat durch ihr Verhalten den Staatsmann verleitet, aus eigener Entscheidung sich von der Regierung zurückzuziehen. Die näheren Umstände, die diese Entscheidung erklären, mögen hier nnerörtert bleiben.

Um noch einige Worte über den Gesamtcharakter der staatsmännischen Tätigkeit Luzzattis hinzuzufügen, läßt sich sagen, daß diese ein vollendet offenes und konsequentes System des Liberalismus darstellte. Die Freiheit soll als organisch unantastbares Erzeugnis des ganzen Volkslebens aufgefaßt werden, wie sie in England, wenn auch nur teilweise, durch Iahrhunderte aufgebaut wurde. Die Toleranz, dieses höchste moralisch-intellektuelle Gebot, soll auch die volle Freiheit des Widerspruches gewährleisten. Die Vereinigung der Fortschrittsfreunde im gemeinsamen Kampfe für die höchsten Kulturgüter — ist der Zweck des parlamentarischen Führers. Es gibt einen Zweck, der über alle elenden und kleinlichen politischen Parteiungen hinweg im Tatendrange vereinigen müßte, dieser ist: die allseitige Hebung des Volkes. „Für eine Demokratie, die die Schwachen und Gedrückten heben will, ohne die Auserlesenen und die Starken herabzusetzen, gibt es kein schöneres und würdigeres Schauspiel als das Kapital, das durch Arbeit gerechtfertigt wird, und als die Arbeit, die sich befreit, indem sie zu kapitalisieren weiß."*) In diesen Worten prägt sich die Stellung Luzzattis zu den brennenden sozialen Fragen der Gegenwart aus. Das entscheidende Wort gehört nur der Wissenschaft, kein Stillstand und keine Utopien, — eine stetige Verschönerung des Lebens durch Veredelung des Einzelnen .. Die Persönlichkeit Luzzattis bleibt unvergeßlich allen denen, die das Glück hatten, sie in der Nähe kennen zu lernen. Die klassisch schöne Gestalt und die unendliche Güte, die aus den Augen leuchtet, die faszinierende Unterhaltungsgabe erinnern an die Renaissancemenschen, Menschenkunftwerke der Natur und der Kultur . . . Nach fünf Iahren wird Luzzatti, nach allgemeinem Spruche seines Landes, ohne Unterschied der Parteien, den neuen Handelsvertrag mit Deutschland abzuschließen haben. Er wird sicherlich in Deutschland viele Freunde finden. Er fühlt sich mit der deutschen Seele verwandt. Die ökonomischen Beziehungen zwischen seinem Volke und dem deutschen sind ja nach seiner Überzeugung von den geistigen unzertrennlich.

In diesem Augenblicke, wo an den 11. März gedacht wird, mag Luzzatti unsere Huldigung gelten, der sich wohl die Leser dieser Zeitschrift anschließen werden.

*) Äii« luzzattis parlainentanlcher Meoe: „twl Protamin» asl «ev«nw, gehalten am 30. April 1910, Sonderaboruck, S. ?. — Außerordentlich lehrreich smd die Reden: 3ul d!I»ncio <lsll' intsrn» psr I' sssroilio 1910—1911, am 22. e 23. Juni 1910; — 3ull' i«tru-ions oopowrs am 2. Juli 1910; — 8ui trattot! <!, eommsreio. am 19. Juni 1910; — 8ui latti 6! Volt»n». am 14. Mi 19«!, Ebenso die Schrift pro iwlieo nomins, 1912, namentlich S. IX, 45.

Franz von Kossuth:

Was lebt von Ludwig Kossuth?

Herr Professor Stein richtet an mich die Frage: Was lebt noch von Ludwig Kossuth? Nur ungerne entschließe ich mich, über meinen Vater für die Öffentlichkeit zu schreiben. Die Pietät, die mich an sein Andenken fesselt, ist so groß, daß ich es als ein Heiligtum betrachte, und ich verschließe es der Öffentlichkeit und der Kritik, die von der Öffentlichkeit nicht zu trennen ist. Trotzdem beantworte ich kurz die Frage, denn es soll hier nicht von Ludwig Kossuth, dem Menschen, sondern von der Verkörperung der ungarisch-nationalen Wiedergeburt und der ewig lebendigen Offenbarung der ungarischen Unabhängigkeitsidee die Rede sein.

In der Tat: Ludwig Kossuth scheint ein zwiefaches Leben gelebt zu haben. Das eine, das Leben des großen Reformators, dessen jede Schöpfung bleibend war, lebt noch und wird, allem Anscheine nach, ewig leben. Das andere Leben ist eine ideale Verkörperung der ungarischen Unabhängigkeitsidee im Zusammenhange mit glänzenden Triumphen und erschütternden Leiden, die dieses ideale Leben schon vor dem Tode Kossuths im ungarischen Volksgefühl legendenhaft machten. Unter der Leitung des großen Reformators wurde die ungarische Nation wiedergeboren und fand ihren Platz im Kreise der zeitgemäßen Weltanschauungen.

Unter seiner Leitung wurde das ungarische Volk frei und gleichberechtigt, und was in der Geschichte beispiellos dasteht: es geschah dies nicht unter dem Drucke revolutionärer Bewegungen, sondern dadurch, daß der ungarische Adel — die Klasse der Bevorzugten, die bis zu den vierziger Iahren des XIX. Iahrhunderts mittelalterliche Vorrechte hatte ^ freiwillig auf diese Vorrechte verzichtete, obwohl dieser Verzicht viele ein großes materielles Opfer kostete und Ludwig Kossuth selbst, der Leiter, — als Sproß einer der ältesten Familien des ungarischen Adels — zur Klasse gehörte, die Rechte opferte, und nicht zu der, welche Rechte ge-

wann. So wurde das Leibeigentum und der Frondienst aufgehoben, so
wurde das Volk des Landes von den Ketten, die es zur Erde banden,
befreit, so gewann das ungarische Volk die Gleichberechtigung des Besitze«,
und ein jeder wurde in Ungarn gleich in den Rechten, wie in den Pflichten.
Die parlamentarische Verfassung, die dem Parlamente verantwortliche
Regierungsform wurde begründet. Alle Bedingungen der menschlichen
Freiheit und Rechtsgleichheit wurden gesichert; die Presse, der Mensch,
der Bürger — sie wurden frei, Über all diese Schöpfungen zog
ein entsetzliches Gewitter, und doch blieben sie alle am Leben und
bilden die Grundsteine des gegenwärtigen und zukünftigen Ungarn.
Das ungarische Volk erinnert sich an Ludwig Kossuth, den Reformator,
wie an den Vater des Volkes. Sein Name ist in Ungarn: „Unser Vater
Kossuth".
Wie sich die aufeinanderfolgenden Generationen von ihm entfernen,
so wächst und verklärt sich allmählich sein Andenken, gerade als ob seine
Seele sich in den Seelen der Ungarn verteilt hätte und als ob seine Asche
den ungarischen Boden zum Patriotismus befruchtete; aus diesem Boden
sind ja schon mehr als sechzig seiner Standbilder entsprossen, damit sie der
Nachwelt seinen Ruhm und seine Leiden verkünden. Dem in seinen
Schöpfungen jetzt und ewig lebenden Ludwig Kossuth ward die schwere
Pflicht zuteil, diese Schöpfungen vor dem Sturm zu schützen, dci
plötzlich erwachte und von fremdem Boden kam. Der Waffenangriff
hat eine Verteidigung mit Waffen erzwungen. Doch war diese Ver-
teidigung — obwohl sie gegen das Ende in eine, von ihrem Anfang be-
deutend verschiedene Richtung verschlagen wurde — viel weniger re<
volutionärer, als selbstverteidigender Natur.
übrigens gehört die Zeit des großen Kampfes der Vergangen-
heit an. Seither nützten sich die Trauerkleider der Witwen ab, die Tränen
der Waisen trockneten, die im Kampfe teilnahmen, sind größtenteils tot
und der Nationale warf einen dichten Schleier auf diese Vergangenheit,
als die Nation und ihr Herrscher sich vollständig versöhnten. Der Monarch
wurde im Iahre 1867 mit der traditionellen Krone Stefans des Heiligen
gekrönt und legte den traditionellen Krönungseid ab. Er stellte die zerstörte
Rechtskontinuität wieder her und sicherte der Nation, auf Grund der
Gesetzschaffung des Parlamentes, mit königlicher Sanktion eine weite,
wenn auch nicht vollkommene Verfassung. Seit dieser Zeit herrscht der
Monarch weise und konstitutionell, und die Erinnerung des Kampfes von
1848/49 hat schon seit langem aufgehört in Ungarn ein antidynastischcs

Andenken zu sein; doch blieb der Kampf ein nationaler Ruhm, denn
die Erinnerung der nationalen Heldentaten hat ihn geweiht. Im
Gegenteil, die Idee der staatlichen Unabhängigkeit Ungarns, die
mit dem erwähnten Kampfe in engem Zusammenhang steht, wurde
heute schon zu einer dynastieerhaltenden Idee; denn die ungarische Nation
ist in den zwei Staaten der Habsburg-Monarchie die einzige, welche keinem
auswärtigen Knotenpunkte zustrebt. Sie ist stets bereit, die Stefanskrone
der Habsburger zu beschützen, die das pragmatische Gesetz von 1723 dem
weiblichen Zweig des in seinem männlichen Zweige damals aussterbenden
Habsburgerhauses aufsetzte. Ie mehr sich die Idee der ungarisch-
nationalen Unabhängigkeit verwirklicht, desto besser kann man die
Länder der heiligen ungarischen Krone von dem gefährlichen Wirbel
trennen, der auf dem Boden Österreichs tobt und in jedem
Augenblick die österreichische Herrschaft der Dynastie bedrohen kann.
Würde diese Gefahr auftreten, so würde sich im starken und selbständigen
Ungarn dasselbe wiederholen, was unter Maria Theresia geschah (sie war
die erste, die auf Grund des Gesetzes von 1723 herrschte): die ungarischen
Waffen würden die Habsburgerkrone retten, sogar im Bezuge auf
die (österreichischen) Erbländer der Krone. Nach den Ereignissen
von 1848 entfaltete sich das nunmehr legendenhafte — nicht refor-
matorische — Leben Ludwig Kossuths. Von dieser Verkörperung seines
geistigen Wesens ist auch, sozusagen, alles im Leben geblieben. So
lebt z. B. die Kraft des nationalen Selbstbewußtseins, die unter
seiner Leitung die Nation nicht verzagen ließ und die der Vernichtung
auch nach der Niederlage mit Erfolg Widerstand leistetete; fremde Über-
macht, aber hauptsächlich ein, aus innerem Zwist entsprungener Verrat
hat diese Niederlage verursacht. Es lebt in der Nation das Selbstver-
trauen, der Glaube an die eigene Kraft und an den staatsgründenden
Beruf der ungarischen Nation. Es lebt die Selbstaufopferung, die Treue
zu den Prinzipien, die Konsequenz. Die Verkörperung von alledem lebt
in seinem Andenken, und dies Andenken erhebt und veredelt. Und
diesen Tugenden schließt sich das rührende Andenken seines Ruhmes
und seiner jahrzehntelangen Leiden an. Es lebt das Bewußtsein, daß
Ludwig Kossuth ein Ungar, daß sein Ruhm ein ungarischer Ruhm und
seine Leiden ungarische Leiden waren! . . . Was lebt also noch von
Ludwig Kossuth? Es lebt, was die drei Worte ausdrücken: „Unser
Vater Kossuth". Es sind Iahrzehnte verstrichen, seit er seine noch
immer lebendigen, blühenden Schöpfungen erschaffen hat, die auch

heute den Grund des Gemeinwesens bilden. Seither veränderte sich die Situation, es veränderten sich die Umstände; doch die ewigen Wahrheiten des Patriotismus verändern sich nie. Die Liebe Kossuths zu seinem Vaterlande, das er geschützt, für das er besorgt war, auf dessen Rechte er nicht verzichtete, paßt in jedes Zeitalter hinein. Wir Ungarn fühlen, daß Ludwig Kossuth nicht gestorben ist und daß seine Ideen unter uns ein ewiges Leben haben. Horaz schrieb: „Omne capax movet. urn2 nomen" — aber seinen Namen berührt der Tod nicht.

Arthur Dix:

Neue Ziele!

Als während des langen Wahlfampfes ein reichliches Maß von politischem Wirrwarr herrschte; als Verärgerung und Verhetzung den weiten Vortritt vor der Begeisterung hatten; als sich dann gar zeigte, daß unter sotanen Umständen rund 4^ Millionen Wähler kurzerhand den Stimmzettel für die Sozialdemokratie abgegeben — da konnte man wieder und wieder, wie auch schon oft in den vorangegangenen Iahren, den Stoßseufzer hören, es fehlten uns neue, große, begeisternde, die Kräfte anfachende Ziele, und den Wunsch, daß eine weitschauende Regierung denr Volke solche Ziele stecken möge, um es zur Einigkeit und Tatkraft zu sammeln. Namentlich in den Schichten der Gebildeten und in der berühmten Partei der Nichtwähler scheint dieser Wunsch, dieses Verlangen recht lebendig. Welcher Gestalt die ersehnten neuen Ziele sein sollen, darüber vermag man sich selbst keine volle Rechenschaft zu geben; aber man hat so ungefähr das Empfinden: wie unsere Väter sich nach dem Deutschen Reich gesehnt und diesem Streben nach einem fernen Ideal die Anfeuerung der besten Tatkraft verdankten, so möchten auch wir neue, weitere, höhere Ideale vor uns sehen.

Wenn man so häufig auf diese etwas verschwommenen und zum Teil noch gar nicht so ganz über die Schwelle des Bewußtseins getretenen Wünsche und Empfindungen stößt und demgegenüber beobachtet, daß doch auch die Regierung nur in der kleinen Alltagsarbeit steckt, ohne ihrerseits etwas zu tun, um jenes halbbewußte Sehnen auf bestimmte Punkte konzentrieren und in nationale Energie umsetzen zu können, dann könnte man vielleicht auf den Gedanken kommen, daß jetzt, nachdem ein Drittel der Wähler die Stimmen abgegeben für eine Partei, die außerhalb des Rahmens der bürgerlichen Gesellschaft, der herrschenden Staatsordnung und der allein auf nationalem Boden wachsenden Politik stehen will, der Zeitpunkt gekommen wäre, zu ungewöhnlichen Auskunftsmitteln

zu greifen. Etwa zu der Einberufung eines „hohen Rates", der die er-
sehnten neuen Ziele zu weisen und dem Volke ihre Bedeutung anfeuernd
und einigend zu Gemüte zu führen hätte; einer kaiserlichen Immediat-
kommission, wenn man will, eines Oberhauses auf Zeit, natürlich ohne
gesetzgeberische Befugnisse; einer Reichsständekammer, in der nicht die
Vertreter der politischen Parteien, nicht auch die Vertreter der agita-
torischen Interessenverbände nach Art des Landwirt- und des Hansabundes
sitzen, sondern die ersten Kräfte aus den auf dem Boden der sachlichen
Arbeit gestellten, anerkannten Berufsorganisationen — etwa unter der
Flagge einer „V olksw o hlfa h rts-Ko n fe re n z". Der Land-
wirtschaftsrat, der Handelstag, die Berufsgenossenschaften, weiterhin die
großen industriellen Verbände, die Arbeitgeberverbände und die Gewerk-
schaften, nicht zu vergessen die wissenschaftlichen Körperschaften — dos
wären in erster Linie die Kreise, aus denen ein solcher hoher Rat zu bilden
wäre. Ein Regisseur von zweifelsfreier politischer Unparteilichkeit unr
von großem Weitblick, von umfassendem Verständnis für die nationalen
Lebensbedürfnisse und Lebensaufgaben müßte hinter dem Ganzen stehen
und die Aussprache der berufensten Vertreter des deutschen Erwerbs-
und Geisteslebens systematisch in solche Bahnen lenken, die zur Auf-
weisung neuer großer »Ziele und zur Erkenntnis der wahren Interessen-
gemeinschaften jenseits aller Interessengegensätze der einzelnen Berufe,
Stände und Klassen zu führen vermochten.
Schwerlich wird man freilich bei ruhiger Beurteilung sich der Hoff-
nung hinzugeben vermögen, daß hier nun etwas wirklich Neues aus dem
Boden gestampft werden könnte. Im wesentlichen wird man doch nur
wieder zu älteren, im Einzelnen und im Kleinen schon lange verfolgten
Zielen zu gelangen vermögen; aber man wird sie vielleicht durch das Auf-
decken der die Einzelbestrebungen verbindenden Fäden vereinigen können
zu größeren, weiter gesteckten Zielen und dem Volke zum Bewußtsein
bringen können, daß es uns keineswegs fehlt an ungeheuer bedeutsamen
Aufgaben, deren Tragweite genügt, um bei ihrer richtigen Erkenntnis
die Anspannung der vereinten Kräfte anstatt ihrer Zersplitterung erstrebcns-
und dankenswert zu machen, und auch die nationale Phantasie in der
Weise zu beflügeln, wie es der Betätigung nationaler Tatkraft förderlich
und dienlich ist.
Den natürlichen Ausgangspunkt aller Betrachtungen über die dem
nationalen Ganzen zu steckenden Ziele wird die Lebensbewegung dieses
nationalen Ganzen selbst bilden, d. h. in erster Linie die Bevölkerungs-

bewegung. Wenn wir ihren Verlauf seit der Reichsgründung sorgsam
betrachten, so werden wir gleich zu großen Einigungspunkten gelangen
können. Wir sehen im neuen Reich seit seiner Gründung ein außer-
ordentlich starkes Volkswachstum, von dem aber in der ersten Zeit wesent-
liche Teile doch nur zum Völkerdünger wurden. Eine mächtig an-
schwellende Auswanderung, die erst abstoppte, als der Schutz der nationalen
Arbeit zur vollen Wirkung gelangt war. Von diesem Zeitpunkt an findet
in zunehmendem Maße das starke deutsche Volkswachstum volle Unter-
kunft und lohnende Beschäftigung im eigenen Lande. Hier ist der Punkt,
wo man, die Mitwirkung der heute in nicht mehr geringer Zahl vorhandenen
national-wirtschaftlich aufgeklärten Sozialisten nicht verschmähend, ver-
söhnliche Aufklärung schaffen kann über die gemeinsamen Interessen des
Volksganzen an diesem Schutze der nationalen Arbeit — insbesondere,
wenn man dieses Schutzprogramm klar aufdeckt in seinem ganzen um-
fassenden Wesen und sich dazu bekennt, daß der „Schutz der nationalen
Arbeit" ein vollgültiger und sinngemäßer natürlich nur ist, wenn er auch
den „Schutz des nationalen Arbeiters" mit in sich begreift! Die Erziehung
auch der Arbeiterkreise zu dieser Erkenntnis wird sich wesentlich erleichtern
lassen, wenn man die heute in diesen Arbeiterkreisen zum Teil bereits
bestehenden Bestrebungen erkennt und benutzt, die auf den unmittel-
baren Schutz des deutschen Arbeiters gegen die Konkurrenz des zu-
wandernden ausländischen Arbeiters abzielen.

Bei dieser Betrachtung aber werden wir notwendig wieder zurück-
geführt auf die Bevölkerungsbewegung, von der wir ausgingen. Wir
sehen heute, daß unser Volkswachstum nachzulassen begonnen hat, und
daß wir, wenn die Wirtschaftsentwicklung in gleichem Maße wie bisher
fortschreitet, in fortschreitendem Umfange auf ausländische Hilfskräfte
werden zurückgreifen müssen. Das ist aber kein sinngemäßer Schutz der
nationalen Arbeit mehr, der dem inländischen Arbeiter mehr und mehr
ausländische Kollegen an die Seite stellt. Der Schutz des deutschen Arbeiters
gegen die Konkurrenz ausländischer Kollegen hat zur Voraussetzung, daß
wir den Bedarf an Arbeitskräften in vollem Umfange aus dem eigenen
Lande, aus dem eigenen Bevölkerungswachstum decken können. Von
dieser Voraussetzung werden wir uns immer weiter entfernen, wenn wir
nicht Sorge tragen für die Wiederauffrischung des deutschen Volkswachs-
tums. '

Woher kommt sein Zurückgehen? In weitaus erster Linie von der
Blutleere des platten Landes. Die städtisch-industrielle Bevölkerung ist

auf Kosten der ländlichen Menschenkräfte gewaltig angewachsen und ihi
Bedarf ist fortgesetzt in unvermindertem Steigen. Um diesen Bedarf
decken zu können, muß aber auch die ländliche Bevölkerung nicht nur vor
weiterem Rückgang bewahrt, sondern zu neuem Anwachsen gebracht
werden. Eine mit größter Energie und in möglichst starkem Umfange
durchgeführte Innenkolonisation ist die oberste Voraussetzung dafür, baß
wir den ländlichen Kräfteüberschuß und den städtisch-industriellen Kräfte-
bedarf wieder ins Gleichgewicht bringen und demgemäß auch den Schuh
des nationalen Arbeiters gegen fremdländische Zuwanderung durchfühlen
können.

Hier haben wir ein sehr altes, in seiner heutigen Größe und Bedeu-
tung aber doch neues Ziel! Es muß dem Volksganzen zum Bewußtsein
gebracht werden, wie unendlich wichtig es für seine wirtschaftliche, soziale
und politische Struktur ist, daß die seßhafte ländliche Bevölkerung eine
weitgehende Vermehrung erfahre. Sie sichert einmal die Deckung de«
städtisch-industriellen Kräftebedarfs; sie sichert weiter der Industrie einen
wesentlich erweiterten inländischen Absatzmarkt; sie sichert endlich den
politischen und sozialen Ausgleich, das wünschenswerte Nebeneinander
einer möglichst großen Zahl selbständiger Eristenzen neben der so gewaltig
vermehrten Zahl der unselbständigen Arbeiter. Die städtische Industrie
selbst ist es, die das lebhafteste Interesse an dieser Förderung des länd-
lichen Volkswachstums hat. Es sind hier also wiederum starke Grundlagen
des Interessenausgleichs und der Interessenverständigung gegeben.

Darüber hinaus wird man die Verständigung fördern können, wenn
man Stadt und Land einander wieder sich zu nähern bemüht; nicht auf
dem heute teilweise eingeschlagenen falschen Wege einer VerstädtischunZ
des ländlichen Lebens, sondern vielmehr durch den Versuch teilweiser
Verländlichung des städtischen Lebens. Die an sich so sehr löblichen Be-
strebungen zur Hebung der Wohlfahrtspflege auf dem Lande zielen heute
in der Praris zum Teil darauf ab, die Landleute auf der Scholle zu halten,
indem sie ihnen Surrogate für die städtischen Vergnügungen bieten, die
doch schließlich nur dazu anreizen, nicht aus den Surrogaten, sondern
aus dem Vollen schöpfen zu können. Die soziale Hygiene aber fordert
vielmehr, daß nicht dem Landmann Ersatz für städtische Genüsse, sondern
daß dem Städter ein Stück gesunden Landlebens geboten werde. Dic
Großindustrie für ihr Teil ist schon vielfach bestrebt, soweit sich günstige
Verkehrsverhältnisse bieten, auf das Land abzuwandern und ihren Ar-
beitern zu einem mehr ländlichen Wohnen zu verhelfen. Auf diesem Gc-

biet ist mit Unterstützung der städtischen Wohnungspolitik noch unendlich
viel zu arbeiten. Es gilt, die industriellen Arbeiterfamilien in weitem
Umfange wieder zu halbländlichen zu machen, ihnen ein Stückchen Acker-
bodens zu verschaffen, auf dem sie selbst für ihre leiblichen Bedürfnisse
sorgen und sich gesunder Beschäftigung hingeben können. Welche Freude
hat nicht der kleine Großstädter schon an seinem bescheidenen Stückchen
Laubenkolonie, in dem er ein paar Kohlköpfe pflanzt. Hier werden die
Leute ungleich zufriedener und gesünder, als wenn sie immer und ewig
nur auf Fabrik- und Mietskasernen angewiesen sind. Das sind so kleine
Ansätze, die mit größter Sorgfalt und in wesentlich gesteigertem Maß-
stabe gepflegt und weiter entwickelt zu werden verdienen. —
Haben wir im Innern weitgehende und allseitig ausgebaute Innen»
kolonisation klarzulegen als ein großes und hochbedeutsames Gemeinschafts-
ziel, so fragt sich weiter, welche Aufgaben der Stand der deutschen Volks-
bewegung unserer Weltpolitik, welche Ziele er der Außenkolonisation
stellt. Wir sehen, daß die derzeitige Bevölkerungsbewegung nicht einmal
genügt zur Deckung des wachsenden Kräftebedarfs unserer Industrie,
und daß die Auswanderung im Vergleich zur Zuwanderung fremdländischer
Hilfskräfte nach Deutschland äußerst geringfügig ist. Was an siedlungs-
lustigem Volksüberschuß vorhanden ist, haben wir allen Anlaß, im eigenen
Lande durch die Innenkolonisation unterzubringen; hier daheim muß
der Landhunger gestillt werden, um die Fortdauer des Volkswachstums
zu sichern und dem Lande das ihm entzogene Blut wieder zuzuführen!
Einen Bedarf an neuen Siedlungskolonien können wir also, im Gegensatz
zu der noch vorherrschenden Auffassung — die achtlos vorübergegangen
ist an den Veränderungen der deutschen Bevölkerungsbewegung — zur
Zeit nicht feststellen. Umsomehr aber bedarf unsere Industrie der ungestörten
Zufuhr kolonialer Rohstoffe, wie Baumwolle, Kautschuk, Iute usw. usw.
Mit Rücksicht auf sie ist unserer Außenpolitik die Aufgabe gestellt, weiterhin
Sorge zu tragen für den Erwerb geeigneten Kolonialbodens.
Wir scheinen ja in eine Epoche der Neuteilung Afrikas hineingeraten
zu sein, und es ist der Mühe wert, unserm Volksganzen das Verständnis
dafür zu übermitteln, welche hohen und weitgesteckten Ziele wir hier in
friedlicher Verständigung mit den anderen Kolonialmächten zu erreichen
bestrebt sein müssen, «packt man die Dinge am richtigen Ende an, dann
wird auch eine Neuorientierung unserer Kolonialpolitik, wie sie den Zeit-
verhältnissen entspricht, große Gemeinschaftsziele aufzudecken vermögen.
Neben der Rohstoffversorgung braucht die Industrie, auch wenn

wir die Erweiterung des inländischen Absatzmarktes durch umfassend
Innenkolonisation in den Vordergrund stellen wollen, doch der ergänzenden
ausländischen Absatzmärkte, die sie zur vollen Entfaltung ihrer Kräfte
und zur Bezahlung der notwendigerweise importierten Rohstoffe
befähigen. Solche Absatzmärkte werden wir in ausreichend großem Umfange
auf eigenem Kolonialboden nicht zu finden vermögen, da namentlich auch
unter der dargelegten Voraussetzung künftige koloniale Neuerwerbungen
sich überwiegend zu befassen haben werden mit nur dünnbevölkertem
Boden und sehr wenig kultivierter Bevölkerung.
Was die Industrie abseits der Kolonialpolitik von der deutschen Nell-
politik zu erwarten hat, das ist die möglichst weitgehende Gewährleistung
der offenen Tür auf den großen, allen Wettbewerbern noch offenstehenden
Absatzmärkten, und diese Politik der offenen Tür ist ja auch die anerkannte
Auslandspolitik des Deutschen Reiches. Wo aber eine Durchführung dieser
Politik nicht mehr möglich erscheint, weil andere Mächte es sich nicht nehmen
lassen, Interessensphären für sich abzusondern, da freilich werden auch
wir darauf bedacht zu sein haben, daß wir nicht ausgeschaltet werden au?
der Schaffung und Abgrenzung solcher Interessensphären. Auch eine
deutsche Anteilnahme an der Neuteilung Afrikas darf keinesfalls erfolgen
auf Kosten dieser Grundsätze, zumal nicht etwa auf Kosten der Aue-
schaltung deutscher Interessen aus zur Zeit so wichtigen Gebieten wie
Vorder- und Ostasien!
Daß zur Vertretung dieser unserer Auslandsinteressen Deutschland
in genügend starker Wehr zu Land und zu Wasser gerüstet sein muß, ver-
stehtsich am Rande. Gründlicher Erörterung würdig wäre äußerpolitisch des
weiteren das so hochwichtige Thema von der gegenseitigen wirtschaftlichen
und politischen Ergänzung der mittel-, südosteuropäischen und vorder-asia-
tischen Länder von der Elbe- bis zur Euphratmündung, deren enge?
Zusammenstehen in friedlichen und in kriegerischen Zeitläuften zu den
Hochzielen unserer Weltpolitik zu gehören hat.
Bliebe noch manches zu sagen über das Streben nach Auffrischung
unserer Verwaltung und unserer Diplomatie, dem ja schon an verschiedensten
Stellen und bei den verschiedensten Gelegenheiten so oft und so viel Ausdruck
gegeben worden ist.
Neu sind ja schließlich all diese Ziele nicht mehr. Worauf es aber an-
kommt, das ist, ihre ganze Größe und Bedeutung und namentlich auch
ihren inneren Zusammenhang klar erkennbar zu machen, und vor dem
ganzen Volke zutage treten zu lassen, daß es große Gemeinschaftsziele

sind, daß auf den Wegen, die ihnen entgegenführen, alle Berufe, Stände und Klassen gemeinsame Interessen zu verfechten haben, und daß das Wort vom Gesamtwohl wirklich nicht als Schall und Rauch betrachtet und beiseite gelassen werden kann.

So eine Art Reichsoberhaus auf Zeit, von dem eingangs die Rede war, wäre vielleicht geeignet, diese Erkenntnis zu wecken, und, wenn man den wesentlichen Ertrakt aus den Ergebnissen der Verhandlungen eines solchen hohen Rates, einer solchen Volkswohlfahrts-Konferenz jedermann im Volke vorführt, auch den breitesten Schichten zum Bewußtsein zu bringen, daß es nicht an der Zeit ist, grollend und schmollend abseits zu stehen von der Staatsmaschine, sondern freudig mitzuarbeiten, um sie nicht nur in ungestörtem Gange zu erhalten, sondern ihren Gang auch so zu regulieren, wie es den großen GemeinschaftsinteresslM und den hohen Gemeinschaftszielen entspricht.

Dr. C. Mühling:

Der italienisch-türkische Krieg und der deutsche Liberalismus.

Als im Mai des Iahres 1882 Italien dem Bunde der europäischen Zentralmächte beitrat, da wurde dieses Ereignis, das nicht lange geheim gehalten werden konnte, nirgends freudiger empfunden als in den Kreisen des deutschen Liberalismus. Hatten doch alle politisch interessierten Menschen in Deutschland, die sich zu einer freiheitlichen Weltanschauung bekannten, die Erfolge der italienischen Einheitsbewegung mit einer Begeisterung, die nicht ganz frei von Neid war, begrüßt; mußte ihnen doch diese Bewegung wie ein Siegeszug der Gedanken erscheinen, deren Verwirklichung sie in ihrem eigenen Vaterlande mit heißer Inbrunst ersehnten, wurde doch die Scheidung der großen deutschen Parteien und die Geburt des Deutschen Nationalvereins von de« Kanonendonner von Magenta und Solferino begleitet. Wenn die Macht, die in Europa das erste Signal der nationalen Bewegungen unter der Devise: „Einheit und Freiheit" gegeben hatte, dem Bunde der beiden Kaiserreiche beitrat, so konnte der deutsche Liberalismus diese Tatsache, ganz abgesehen von der die Iahrhunderte überspannenden Lieb« der Deutschen zum Land, zur Kunst und zur Literatur des neuen Verbündeten, nur als eine willkommene Stärkung seiner eigenen Bestrebungen betrachten. Während der dreißigjährigen Dauer des Dreibundes sind diese auf einer gemeinsamen Weltanschauung beruhenden Gefühle aufrichtiger Zuneigung kaum abgeschwächt worden bis zu der Stunde, in der die italienische Flotte nach Tripolis fuhr, um die Trikolore über dem letzten noch dem Halbmond unterworfenen Lande Nordafrikas aufzupflanzen. Daß gerade der deutsche Liberalismus und die seine Anschauungen vertretende Presse diese Kriegsfahrt des verbündeten Königreichs so heftig verurteilte, hatte nicht sowohl darin seinen Grund, daß sie unsere freundschaftlichen Beziehungen zur Türkei stören und eine große Gefahr für den europäischen Frieden heraufbeschwören konnte, als viel-

mehr darin, daß sie nach deutscher Auffassung die Art an die Wurzel legte,
aus der die treue und herzliche Zuneigung der freiheitlich gesinnten
Deutschen für das geeinte Königreich jenseits der Alpen emporgeblüht
war. Denn dieser Krieg schien ihnen im schroffsten Widerspruch zu den
gemeinsamen ethischen und staatsrechtlichen Grundanschauungen zu
stehen, von denen die Einheitsbestrebungen der verbündeten Völker durch-
drungen waren. Verständnislos standen sie der Tatsache gegenüber, daß
ein Volk, welches sich unter blutigen und heldenmütigen Opfern von der
Fremdherrschaft befreit und das Plebiszit zum unerschütterlichen Fun-
dament seiner Staatsgründung gemacht hatte, nun selbst seine Herrschaft
einem widerstrebenden Volke von anderer Rasse und von anderer Religion
aufzwingen wollte. Und wie man einem Freunde heftiger zürnt, der dem
gemeinsamen Ideal untreu wird, als einem gleichgültigen und feindlich
gesinnten Menschen, der unserer Weltanschauung die Fehde ansagt, so
empfand man auch in Deutschland diesen Krieg viel schmerzlicher als in
den meisten anderen Ländern und gab der Enttäuschung, die er bereitete,
vielleicht einen stärkeren und Mimischeren Ausdruck.

Ienseits der Alpen aber konnte man sich diesen Zorn nicht erklären,
weil man seine wahren Beweggründe nicht begreifen konnte. Denn man
war so weit davon entfernt, diesen Eroberungskrieg für einen Abfall
von den Idealen der italienischen Einheitskämpfe zu halten, daß man ihn
vielmehr für eine aus ihnen emporgewachsene Notwendigkeit erklärte,
daß man fest überzeugt war, ihn nur unternommen zu haben, um die Er-
rungenschaften dieser opferreichen Kämpfe vor einer drohenden Gefahr
zu schützen. Die Eroberung von Tripolis schien den Italienern, und zwar
den Italienern aller Parteien, zur Sicherung von Italiens Großmacht-
stellung und seines Einflusses im Mittelmeer unabweisbar. Und wenn
sie von dieser Überzeugung durchdrungen waren, so mußte ihnen in der
Tat der Zorn, mit dem die öffentliche Meinung in Deutschland den Zug
nach Tripolis verurteilte, unbegreiflich erscheinen. Sie glaubten, daß
die Grundsätze, die ihre nationalen Kämpfe durchwaltet hatten, auf das
von der eigenen Zentralgewalt schmählich vernachlässigte, auch unter
jungtürkischer Herrschaft von jedem kulturellen Fortschritt ausge-
schlossene Tripolis nicht anwendbar seien; sie glaubten sich als Befreier
und Kulturbringer betrachten zu dürfen und hielten sich jedenfalls für
berechtigt, zur Sicherung ihrer nationalen Errungenschaften die Seg-
nungen der europäischen Kultur der muhammedanischen Bevölkerung von
Tripolis auch gegen ihren Willen zu bringen. Darum erzeugte die

Sprache der deutschen Blätter in Italien große Entrüstung; man bezweifelte die Aufrichtigkeit der deutschen Freundschaftsgefühle, weil man die Beweggründe dieser Entrüstung nicht verstand, und weite Kreise des Volkes begannen an der Nützlichkeit, an der Dauerhaftigkeit des Dreibundes zu zweifeln.

Wenn man sich die Entstehung dieser Empfindungen, die beide Volk« mit so ungestümer Gewalt ergriffen, vergegenwärtigt, so wird man als die innere Ursache dieser Bewegung den Gegensatz erkennen, der die Geschichte Europas seit Iahrhunderten durchwaltet, den Gegensah zwischen dem germanischen Idealismus und dem romanischen Realismus. Dieser Gegensatz aber erscheint mir schon deshalb nicht unüberbrückbar, weil in dem Zeitalter Bismarcks die Forderungen einer tatkräftigen Realpolitik auch dem deutschen Idealismus verständlich geworden sind. Wenn man erst einmal diesseits und jenseits der Alpen sich ernstlich bemüht, die Beweggründe zu würdigen, aus denen die feindselige Stimmung erwachsen ist, so wird man zu milderen Urteilen kommen. Mehr wie je scheint mir die Aufrechterhaltung des Dreibundes zur Wahrung des Friedens in Europa notwendig zu sein. Von dieser Überzeugung sind auch die Regierungen der Verbündeten fest durchdrungen. Das beweisen die herzlichen, gelegentlich der Ernennung des Grafen Berchthold zum österreichischen Minister des Äußeren zwischen den Staatsmännern d« Dreibundmächte gewechselten Telegramme. Aber in unserem demokratischen Zeitalter kann man Bündnisse nicht aufrechterhalten, die unbeliebt geworden sind. Darum erscheint mir die Förderung des gegenseitigen Verständnisses, zu der diese Zeilen beitragen sollen, ein Gebot der Pflicht. Unter allen Umständen aber haben wir, solange der Dreibund zu Recht besteht, in Deutschland kein Interesse daran, daß das Ansehen unseres Verbündeten und sein militärisches Prestige erschüttert wird, und sollten darum alles vermeiden, was einem so unerwünschten Zwecke irgendwie dienlich sein kann. Selbstverständlich darf diese Forderung nicht so verstanden werden, daß wir uns jeder Kritik der italienischen Kriegsführung zu enthalten hätten. Die wird ja sog« von italienischen Blättern mit der größten Schonungslosigkeit geübt, und ihre Unterdrückung würde zwecklos sein. Aber man soll doch aus dieser Kritik immer erkennen, daß ein wohlwollender Frennd sie übt. Es liegt nach meiner Ansicht im eigensten Interesse Deutschlands, daß Italien, unser Verbündeter, als Sieger aus diesem Kriege hervorgeht, und darum gebietet uns nicht nnr die alte aus einem gemeinsamen Schicksal geborene

Freundschaft, sondern auch die Staatsraison, daß wir uns über seine
Erfolge freuen und seine Mißerfolge bedauern. Das wird uns um so
leichter werden, wenn wir uns an den Gedanken gewöhnen, daß das ganze
italienische Volk diesen Krieg für eine Staatsnotwendigkeit hält.
In Italien aber möge man nicht mehr nach anderen Gründen für
die Haltung suchen, die von der deutschen Presse besonders zu Anfang
des Krieges eingenommen wurde. Die eben angedeuteten, die dem
deutschen Wesen entspringen, sind wirklich die einzigen, zum mindesten
die wesentlichsten. Sie sind so weit davon entfernt, einer feindseligen
Gemütsstimmung zu entspringen, daß sie vielmehr der Ausdruck ent-
täuschter Freundschaft sind. Wenn diese Überzeugung sich in Italien
verbreitet, dann wird der noch vorhandene Groll wenigstens seines
giftigen Stachels beraubt werden. Und der in den letzten Wochen den
Italienern wieder zum Bewußtsein gebrachte und von fast allen
Ministerien, die einander seit 1882 in Italien gefolgt sind, anerkannte
Wert des Dreibundes wird auch im italienischen Volke wieder die
richtige Würdigung finden.

Als Papst Pius X. die umfangreiche Enzyklika ,,?ll»c6uäi vomi-
uici Oreßi»" d. d. 8. September 1907 veröffentlichte, die in Deutsch-
land geflissentlich in dem alle Härten klug abschwächenden Tert der
französischen Sprache bekannt gegeben wurde, erfaßten nicht geringe Ver-
legenheit und Verstimmung die kirchlichen Kreise Deutschlands. Das
lange Schweigen des Episkopats, der katholischen Fakultäten und der
Zentrumspresse ging dem Vatikan auf die Nerven. (6t. M. Pernot,
IH Volitiyue 6e ?ie X, Paris Mß. 73 ff.). Endlich am 10. Dezember
1907 traten die preußischen und oberrheinischen Bischöfe unter Vorsitz
des Kardinals H. A. Fischer in Köln zusammen. Die Stimmung der
geistlichen Würdenträger erschien gedrückt. Die Kurie hatte eine neue
Häresie ersonnen, um das wissenschaftliche Studium der Theologie über-
haupt bekämpfen zu können; denn ein „modernistisches System" philo-
sophisch-historisch-kritischer Art gab's nicht. (Bischof Dadolle von Dijon:
„Der von der päpstlichen Enzyklika geschilderte Modernist eristiert
nicht".) Leo XIII. hatte die Priesterversammlungen gefördert, die Kon-
gresse von Bourges und Rheims gesegnet und die Tagungen der katho-
lischen Gelehrten zu Freiburg im Uechtland (anno 1897) und in München
(1900) mit Freuden begrüßt. Pius X. verbot sie. Sogar das Mittel-
alter ließ die Neo-Platoniker, Nominalisten und Skotisten, die Franzis-
kaner und Mystiker ruhig gewähren. Pius X. dagegen stellte mit noch
größerer Einseitigkeit als sein staatsmännischer Vorgänger Leo XIII. das
geistliche Studium auf die schmale Basis der aristotelisch-thomistischen
Theorie und verurteilte die „modernistische Neugier", ohne zu bedenken,
daß schon wider den Heiligen Thomas von Aquin die Anklage wegen
seiner ,,inn<Iern», eurionita» et baereni»" erhoben worden war.
(W. de la Marc, l^orreetorinm I'rlltrig Hiaiulle.) Ganz ungeheuer-
lich vollends war der Vorwurf, daß der Protestantismus der Schritt-
macher des Atheismus sei; denn gerade die Lehre vom reinen Evangeliu«
hatte den germanischen Völkern eine neue tiefere und verinnerlichte

Religiosität geschaffen. Das wußte der deutsche Episkopat und schauderte gleichzeitig vor den Ausführungsbestimmungen des päpstlichen Rundschreibe'ns zurück, wodurch alle gewissenhaften Forscher in Deutschland der Fürsorge der römischen Kongregationen des Inder und der Inquisition ausgeliefert werden sollten, wenn sie auch nur die Schattenseiten der kirchlichen Vergangenheit und die Echtheit ehrwürdiger Reliquien (die elf heiligen Leichentücher und zwanzig ungenähten Röcke Christi, das Heilige Haus von Loreto und das hochheilige Präputium in der Kirche von Calcaterra bei Rom, das Dr. Karl Maria Kaufmann nach Erlegung der Tare von Lire 5.— kniend unter dem Geläute aller Glocken verehren durfte) anzutasten oder wenn sie in Archäologie, Geschichte oder Bibelforschung einen neuen Gedanken einzuführen wagten. Die von Rom vorgeschriebene peinliche Überwachung der Professoren und Schriftsteller durch eine argusäugige Aufsichtsbehörde mußte das niedrigste Denunziantentum zeitigen und einer häßlichen Ketzerriecherei Vorschub leisten. Dazu wollte man sich in Köln nimmermehr hergeben. Die Versammlung der deutschen Bischöfe beschloß darum dem Heiligen Stuhl seine Unterwerfung anzuzeigen, gleichzeitig aber auch sein Befremden darüber nicht vorzuenthalten, daß so wichtige, die Bevölkerung des paritätischen Deutschlands schmerzlich berührende Maßnahmen von Rom aus verfügt worden seien, ohne den deutschen Episkopat auch nur gehört zu haben. Der von Rom angeordnete Überwachungsrat wurde für Deutschland abgelehnt; er sei — so lautete der vorsichtige Bescheid — im bischöflichen Ordinariat tatsächlich schon vorhanden. Der Episkopat dürstete nicht nach dem Ruhm und Ende Konrads von Marburg. Die Kurie hüllte sich auf diesen Kölner Brief in tiefes Schweigen, um so mehr als der Widerstand, den die Enzyklika durch Tyrrel, Loisy, Buonaiuti u. a. gefunden hatte, auf Pius X. den tiefsten Eindruck machte. Das Schreiben des deutschen Episkopats vom 24. Dezember 1907 an den Papst wurde deshalb im Vatikan aufs strengste geheim gehalten und der von der Kurie geforderte „Überwachungsrat" in Deutschland nicht eingeführt.

Vor dieser energischen Weigerung wich Rom sofort zurück mit stillem Groll im Herzen. Die scharfe Kritik, welche die beiden Gelehrten Albert Ehrhard und Iosef Schnitzer an der Enzyklika „raseeuai" und an dem Hlntuproprio „8aernrum ^utistulli" übten, wurde allerdings vom Vatikan scharf bestraft. Professor Ehrhard verlor die Würde eines päpstlichen Hausprälats, während Professor Schnitzer auf telegraphischem Wege ll siviuw enthoben und gleichzeitig seinen Schülern der Besuch seiner Vorlesungen durch die Bischöfe verboten wurde. Gleichzeitig ver-

anlaßte der Ministerpräsident v. Podewils den ausgezeichneten Gelehrten ein Urlaubsgesuch auf unbestimmte Zeit einzureichen, das zum voraus schon genehmigt war. (tut. I. Schnitzer, Der katholische Modernismus. Zeitschrift für Politik. Berlin, Heymann, V., Heft 1., paß. 17 ff.)
Inzwischen mußten die „Beschwichtigungshofräte und Schönfärber", I. Mausbach in Münster, Ph. Kneib in Würzburg und K. Braig in Freiburg i. Br. den Tiefstand der Bibelkritik im katholischen Deutschland beschönigen und die kurialen Maßnahmen als harmlose Stilübungen darstellen. Der Episkopat schwieg. Der Nuntius Martin Frühwirth in München konnte triumphierend nach Rom berichten, „daß der anfangs so bedrohliche Enzyklikasturm in Deutschland glimpflich abgelaufen sei, zwei ganze Theologen, Th. Engert und I. Schnitzer hätten sich als Modernisten entpuppt". (A. a. O. pilss. 122.) Über die regelmäßige Berichterstattung der bischöflichen Ordinariate an die römische Kurie, wer immer sich modernistischer Gesinnung verdächtig gemacht habe, herrschte seit Jahren ein peinliches Stillschweigen. Rom kann warten. Im Rundschreiben ,,?a«c.<mtll" waren drei Iahre als Frist für die bischöfliche Berichterstattung festgesetzt, im Dekret: „^. remotinsima NeoleM« llctate" vom 31. Dezember 1909 fünf Iahre. Ietzt veröffentlicht das 4. Heft vom 4. Band des Kirchlichen Reichsanzeigers „^.eta llpostoliclle 8e<li8" einen vom 25. Ianuar 1912 datierten Erlaß der Kongregation des Konsistoriums, als dessen Präfekt der Papst in Person und als dessen Sekretär der Kardinal Gaetano De Lai amten, wonach alle Bischöfe angehalten werden, auf Grund ihrer ständigen Überwachung ihrer Gläubigen sowohl bei ihren persönlichen Romfahrten wie bei ihren regelmäßigen Berichten über die Zustände in ihren Diözesen eine stehende Rubrik mit eingehenden Darstellungen aller Äußerungen modernistischen Geistes in ihren Diözesen einzuführen. Alle gegenteiligen Normen, so die Fristen der drei und fünf Iahre, sind abgeschafft. Der deutsche Episkopat hat künftighin intensivere Arbeit in Ausrottung modernistischer Glaubensfeinde zu leisten.

Dr. von Bilguer:
Was geht in Tripolis eigentlich vor?
Es scheint, daß die Tripolitaner Dinge in der Ferne anders er-
scheinen, als an Ort und Stelle. In Italien hält man auch heute noch
Tripolitanien für ein wahres wirtschaftliches Zutunftsparadies und
sendet eine Fachkommission nach der anderen hierher, um die Verhältnisse
zu studieren, die künftige Einwanderung einzuleiten, kurz den Italienern
eine neue Heimat zu schaffen, die, wenn man gewissen Leuten glauben
dürfte, einem neuen gelobten Lande nicht unähnlich sieht. Ia die Natio-
nalisten betrachten Tripolis bereits als die Basis aller italie-
nischen Politik; sie träumen von einer großen Erpansionspolitik,
während Giolitti bekanntlich den Gang nach Tripolis nur als eine
„historische Schicksalsfügung" bezeichnet haben wollte.
Zum Glück für Italien ist der Ministerpräsident nicht der Mann, der
sich in seinen einmal gefaßten Vorsätzen beirren läßt, weder wenn es sich
darum handelt, Maßregeln durchzuführen, noch beim Verbessern von
begangenen Fehlern. Heute sind sich wohl alle darin einig, daß große
Fehler begangen wurden: nur ist man sich nicht darüber einig, wem
man die Schuld zuschreiben soll ... .
Die größten Fehler, die hier begangen wurden, haben ihren Grund
weder im Mangel an gutem Willen noch an Energie, sondern einzig und
allein in der absoluten Unkenntnis der sozialen, wirt-
schaftlichen und psychologischen Bedingungen
der hiesigen Bevölkerung. Diese Unkenntnis hatte eine grundver-
kehrte Behandlung der Einwohner zur Folge, deren fatales
Endresultat sein mußte, daß die Italiener heute seitens der Eingebornen
nicht als eine Art von zivilisierenden Befreiern, sondern als gewalttätige
Eindringlinge angesehen werden, was sie durchaus nicht verdienen. Man
hatte geglaubt (wie man es im Handbuch des Generalstabs für die hie-
sigen Offiziere lesen kann), daß die Araber nur der Gewalt
gehorchen. Diese falsche und gefährliche Ansicht wurde bekanntlich

sofort gründlich widerlegt durch die Tatsache, daß eine Flotten- und
Heeresmacht, wie eine solche noch niemals vor einem so armseligen Hafen
wie Tripolis erschienen war, trotz aller Riesenkanonen, Bombardementi,
Aeroplane, trotz des wahrhaft heldenmäßigen Mutes und der Opfer-
freudigkeit der Truppen, ja trotz der allergrößten Strenge und selbst des
Galgens, es nicht verhindern konnte, daß diese Einge»
dornen noch heute die Italiener belästigen, sie angreifen und Raubzüge
unternehmen und die Italiener nicht nur zur größten Vorsicht, sondern
geradezu zum Stillstand zwingen. Hierbei kommt weder die musterhafte
Haltung der Truppen, noch die beste kriegerische Tugend in Bettacht —
und selbst die neuangekommenen Kamelreiter aus der Erythräa werden
wenig daran ändern — noch die Vorzüglichkeit des Materials: die Ur»
fache liegt einzig und allein in den besonderen, bisher unbekannten odn
zu wenig beachteten Eigenschaften des Feindes und d e i
Landes.
Dieser seit Monaten stationär gewordene außergewöhnliche Zustand
hat nun gewisse italienische Elemente nervös gemacht. Man wird un-
geduldig. Ungeduldig wurde auch die hiesige Soldateska, doch ist
deren Ungeduld, gemäßigt durch ein felsenfestes Vertrauen ins Kon»
mando, schließlich nur eine anerkennenswerte Tugend. Diese Mäßigung
gibt es im Mutterlande indessen anscheinend nicht. Dort ist aus jedem
politischen Zirkel ein kleiner Generalstab geworden und jedes, wenn auch
noch so unbedeutende Blättchen besitzt seinen Moltke... So hat denn die
einheimische Presse bekanntlich den Löwenanteil an der Schuld an diesen
Zustand, denn sie war es, welche (sicherlich in der patriotischsten Absicht)
die öffentliche Meinung irreführte, indem sie — den
Mund zu voll nahm. Dies falsche Bild, das man sich von den hiesigen
Dingen machen mußte, hatte sogar eine gewisse Eingenommenheit
gegen das Kommando zur Folge, denn das Leitmotiv fast aller Kriege»
berichte war: überall Siege der Unsrigen, der Feind immer in wildester
Flucht, uneinig unter sich, ohne Munition, dem Verhungern nahe und
gründlich demoralisiert. (Daß die „zügellose wildeste Flucht" nur ein
altbewährter Kriegstrick der Araber ist, daran dachte niemand.) Nach
derartigen Beschreibungen hatte man sogar ein gewisses Recht zu glauben,
daß (wie es hieß) der eigentliche Krieg bereits nach der Besitzergreifung
der tripoliner Oase beendet sei; sodann hieß es, daß die Eroberung der
Position von Ain Zara dies Ende herbeigeführt habe. Somit konnte man
die Strategie des Generalstabs nicht begreifen: warum räumte man

nicht kurzer Hand auf mit diesen immer fliehenden, verhungernden,
demoralisierten und unter sich uneinigen Schatten von Kriegern?
Nun ist aber ziemlich unvermittelt ein Umschwung eingetreten:
aus dem bisher „unschlüssigen, wenig energischen" Generalissimus Caneva
wurde ein echter Cunctator, der nunmehr recht bald seinem alt-
römischen Vorgänger und Landsmann alle Ehre machen — soll! Gewisse
Kreise sind sich endlich der ungeheuren Schwierigkeiten
bewußt geworden, die der so ersehnten Eroberung des Landes entgegen-
stehen. Mit den 60 000 Mann, die hier um Tripolis herum stehen und
von denen fast die Hälfte zu Nebendiensten, Transporten und für die
öffentliche Sicherheit verwendet wird, ist an ein irgendwie rationelles
Avancieren nicht zu denken, denn die bisherigen Positionen dürfen unter
keinen Umständen geschwächt werden. Die fehlenden 40 000 Mann
könnten allerdings bald beschafft werden; indessen gibt es so bald keine
Remedur gegen die anderen Hindernisse jeglichen Avcmcierens, nämlich
gegen die Ignoranz hinsichtlich der Geographie des Landesinnern so-
wie der Eigentümlichkeiten des Eingebornen. Irgendwie zuverlässige
Karten en'stieren nicht; die bisherigen Kartographen waren aus-
schließlich auf „Hörensagen" angewiesen, denn unter der Türkenherrschaft
durfte nicht vermessen werden. Selbst unsere berühmten Forscher Horne-
mann, Barth, Vogel, Beurmann, Rohlfs, Nachtigall, Bary, Iunker u. a.,
die alle ohne Ausnahme ihre Reisen von Tripolis aus antraten,
konnten nur spärliche Aufzeichnungen machen, zumal sie Tripolitanien nur
schnell durchreisten, um ins Innere zu gelangen. Die Eingebornen kennen
dagegen — auch ohne Karten! — ihr Land und wissen aus jedem
Winkel strategischen Nutzen zu ziehen, wie dies gewisse Vorgänge von
Gagaresch und Bir Tobras zur Genüge gezeigt haben.
Der so heiß ersehnte Zug zum Dschebel führt durch die Wüste,
mit der die Italiener bisher überhaupt noch keine Bekanntschaft gemacht
haben, denn die heutigen Positionen liegen entweder in den Dünen oder in
der Steppe. E i n Kilometermarsch durch die Wüste kommt fast einem
F ü n f kilometermarsch auf gewöhnlichem Terrain gleich. Es handelt
sich allerdings nur um eine Entfernung von hundert Kilometern, aber
die Kolonne muß beständig von Tripolis aus mit Wasser versehen werden.
Diese 40 000 Mann verbrauchen täglich nicht weniger als 200000
Liter Wasser, zu dessen Beförderung allein 8000 Kamele nötig
sind. Weitere 4000 Kamele müßten für den Provianttransport sorgen,
sodaß täglich beständig 12000 Kamele die Verbindung

zwischen der Truppe und der Stadt Tripolis herstellen müßten. Aber:
sowohl Kamele wie Wasser müßten aus dem Auslande be-
schafft werden . . . Die fast fertig gestellte Eisenbahn nach Am
Zara würde für diese Verproviantierung allerdings einige Erleichterung
schaffen, doch würde dies nur ein verschwindend Neiner Vorteil sein.
Der Dschebel selbst ist zerklüftet und namentlich Kasr Garian, der natür-
liche Stützpunkt des Feindes, gleicht mit seinen 20 Meter hohen natür-
lichen Felsenmauern einem Adlernest. Aber selbst w e n n die Eroberung
dieses Platzes gelingen würde, so wäre nur wenig gewonnen, denn die
italienische Kolonne würde ohne allen Zweifel die Rolle der Truppen
Bonapartes in Ägypten spielen, die (wie Sulkowsky sich so treffend aus-
drückte) wie ein harter Körper waren, der sich in einen elastischen hinein-
zwängt. Von allen Seiten würden die Italiener von den hier hausenden
Berbern umringt sein. — Die alten Genueser und Veneziann
pflegten sich daber in der Regel mit der Anlage von „Quartieren" und
Arsenalen in den orientalischen Ländern zu begnügen und das Hinterland
durch ihren friedlichen Handel zu gewinnen. Die Franzosen brauchten
27 Iahre härtester Kämpfe, bis sie Algerien eine französische Kolonie
nennen konnten, aber erst nach 50 Iahren waren sie die wirklichen Herren
des Landes. Ein Vergleich zwischen Algerien und
Tripolitanien ist ein auffallender: Beide erobernden Mächte
hatten das numerische Übergewicht und ein — allzugroßes Vertrauen
in die Eingebornen.

Franz Woas:
Der chinesische Maybach.

Maybach und Sheng-Hsuan-hi!

Zwei Männer, in mancherlei Zügen einander ähnlich, beide vor allem von einem eisernen Willen erfüllt, beide in ihren Ländern mit derselben Aufgabe betraut — und doch wie verschieden ist ihr Schicksal!

Der eine führt trotz maßlosester Widerstände, allerdings in jahrzehntelangem Ringen, seine Aufgabe restlos durch, wird dafür von der Krone Preußens mit allen Ehren überschüttet, die sie nur zu vergeben hat, und erlebt es schließlich noch, daß seine ehemaligen erbittertsten Feinde ihm recht geben müssen.

Der andere, der chinesische Mandarin, um nichts weniger tatkräftig, nicht minder weltgewandt und geschäftsklug, erreicht nichts, am wenigsten das, was er sich vorgesetzt hat. Er wird von dem Throne, der ihn beauftragt hat, auf die schmählichste Weise im Stiche gelassen; ja, noch mehr — er ist drauf und dran, sein Leben darüber einzubüßen, muß fliehen und wird außerdem mit Schuld daran, daß Regierung und Reich vollständig umgestürzt werden.

Sheng-Hsuan-hi, ein Mann von jetzt annähernd 70 Iahren, hat noch ganz die alt-chinesische Schule durchgemacht; er ist auf Grund seiner gelehrten Eramina Beamter in den allerverschiedensten Zweigen der Verwaltung gewesen, bis er in den achtziger Iahren zum Verkehrs- und Eisenbahnwesen überging. Da war er ganz der geeignete Mann, denn es gab damals in der gesamten chinesischen Beamtenschaft auch nicht einen, der davon auch nur das Geringste verstand. Nun verstand zwar auch er blutwenig davon; aber als geriebener Geschäftsmann, der er von Natur aus war, hatte er das eine mit voller Bestimmtheit erkannt, daß sich aus dem Eisenbahnwesen für ihn persönlich ein reichlich Stück Geld herausschlagen ließ.

Damals war das Bestechen der Mandarine noch die allgemeine Regel; ein bestimmter Anteil von jedem Geschäft, das mit dem Staat

abgeschlossen wurde, fiel ganz selbstverständlich dem betreffenden Mandarin zu. Bei den Eisenbahnen aber handelte es sich immer um Millionen; also mußte auch für den Mandarin ein gewaltiges Stück Gelt abfallen. Sheng sah sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Von allen Seiten her bemühten sich damals die Fremden um Gerechtsame für Eisenbahnen, und eine Reihe von Bahnen wurden auch tatsächlich von Fremden gebaut, wie vor allem die Strecke Peking-Hankau.
Ein eigentliches Verkehrsministerium gab es damals noch nicht in Peking, vielmehr lag die Entscheidung über alle Verkehrs- und Eisenbahnfragen beim Tsung-li-yamen und späterhin beim Wai-wu-pu, den. Auswärtigen Amt. Sheng war dessen Berater, und da handelte er, wir es ihm sein persönliches Interesse eingab; wer am meisten bezahlte, bekam die Gerechtsame, und wer nichts gab, bekam auch nichts.
In einer gewissen Vorahnung der Dinge hatte er übrigens seinen Wohnsitz nicht in Peking, sondern in Shanghai genommen und noch dazu in dem internationalen Teile von Shanghai, wo die kaiserlich-chinesische Regierung keine Hoheitsrechte besitzt. Er war hier also inebl oder weniger aus der Gewalt seiner Regierung. Hier hatte er sich ein fürstliches Besitztum in halb chinesischem, halb europäischem Geschmack hergerichtet und unter anderem auch ein besonderes Museum erbaut, das er mit den kostbarsten chinesischen Altertümern zu füllen wußte, sl spielte den Maecen. Eine ganze Zeit lang ging nun alles glatt. Eine Eisenbahn nach der andern wurde in China gebaut — darunter auch eine deutsche, die Shantungbahn — Millionen von fremdem Kapital flössen in das Land, und erkleckliche Teile davon blieben an den langen Ärmeln des Herrn Sheng hängen . . .
Je mehr aber solcher Eisenbahnen in das Land eindrangen, desto klarer wurde es auch den Chinesen, was sie für Handel und Wandel zu bedeuten haben, sowie vor allem auch das, daß sich damit ein vortreffliches Geschäft machen ließ, und da konnte es bei dem aufgeweckten Sinn der Chinesen gar nicht ausbleiben, sie mußten auf den Gedanken kommen, die Eisenbahnen für sich allein zu haben, ohne die Vermittelung dn Fremden. Dazu sahen sie an ihrem Nachbarlande Iapan, daß es anscheinend auch ohne die Fremden ging, und zuletzt zeigten ihnen diese Iapaner gar noch, daß die Asiaten den Fremden gewachsen sein können — da brach mit aller Macht auch bei den Chinesen etwas durch, was b« dahin in ihnen wie tot gelegen hatte: das Selbstgefühl, die Vaterlandsliebe, und nun gab es auf der ganzen Linie, an der Küste wie im tiefsten

Innern des Landes, kein Halten mehr. Einstimmig erging der Ruf:
Wir bauen unsere Eisenbahnen allein. —
Es blieb aber nicht bei bloßen Worten, es folgten auch die Taten
Überall bildeten sich Eisenbahn-Ausschüsse, Kapitalien wurden gesammelt,
richtige Aktiengesellschaften nach dem Muster Europas und Amerikas
bildeten sich. Das Zeitalter der Eisenbahnen, das sich hier etwas ver-
spätet hatte, schien nun endlich auch für China anzubrechen.
Inzwischen waren aber auch sonst im Lande der Mitte gewaltige
Änderungen im Anzuge, teilweise sogar bereits eingetreten; der Parla-
mentarismus war im Werden, und als notwendige Folge davon war die
ganze bisherige Verwaltung des Reiches in der Umwandlung begriffen.
Wollten die Machthaber in Peking ihre Gewalt über das Land
auch jetzt noch behalten, wo alles draußen nach Selbständigkeit schrie oder
zum wenigsten nach ernsthafter Mitregierung, dann blieb nichts anderes
übrig, die kaiserliche Regierung mußte die Eisenbahnen selbst in die
Hand bekommen; nur so sicherte sie sich den ungehinderten Verkehr mit
den Provinzen, was schon in Friedenszeiten, erst recht aber in Kriegs-
zeiten von der allergrößten Bedeutung sein mußte. Ia, so weit war man
wirklich in China an den maßgebenden Stellen in der Erkenntnis der
Dinge gelangt. Nicht umsonst waren in den letzten Iahren so viele hohe
Mandarine (auch Prinzen) in Europa herumgereist; klugen Auges hatten
sie sich alles hier angesehen, und namentlich, was die Eisenbahnen auch
für den Staatssäckel zu bedeuten haben, war ihnen nicht entgangen.
Sheng-Hsuan-hi war freilich nicht in Europa gewesen, aber gewitzt,
wie er von Natur aus war, ist ihm ohne dem alles rechtzeitig aufge-
gangen. Obendrein hatte er für seine Person genug; er war satt; und
so trat er nun auf einmal selbst mit dem Gedanken auf, der so wie so in
der Luft lag: Staats-Eisenbahnen! Zusammen mit zwei
anderen hohen Mandarinen reichte er einen „Thronbericht" ein, worin
er den Rückkauf aller Eisenbahnen für den Staat dringend empfahl. Der
Thron ging natürlich sofort darauf ein; er billigte glatt alles, was von
Sheng vorgeschlagen wurde, und beauftragte ihn damit, diese Pläne
sogleich durchzuführen.
Bis dahin besaß der Staat China nur ein kurzes Stück Eisenbahn,
das er von Peking in der Richtung auf Kalgan hin selbst gebaut hatte,
außerdem aber die ostchinesische Eisenbahn Peking-Mukden, welche er von
den Russen hatte bauen lassen. Durch den russisch-japanischen Krieg
war diese Bahn den Russen verloren gegangen und den Chinesen an-

heimgefallen. Endlich besaß die chinesische Regierung noch die Eisen-
bahn von Peking nach Hankau, die sie mit Hilfe einer besonderen Anleihe
so unter der Hand den Belgiern wieder abgekauft hatte. Alles in
allem waren es knapp 1000 Kilometer Eisenbahnen, die sich in den
Händen des Staates befanden, als Sheng-Kung-pao an das Land heran-
trat, um den gesamten Rest der sonstigen Bahnen Chinas für den Staat
aufzukaufen, sei es daß diese bereits fertig und im Betriebe, sei es daß
sie erst im Bau waren.
Verwundert fragt da der Leser: „Sheng-Kung-pao?" Ich denke,
der Mann hieß „Sheng-Hsuan-hi!" — Allerdings, der Mann hatte in-
zwischen eben seine Namen geändert, verschönert; er hatte noch den
Ehren-Namen „Hsuan-hi" zu allen seinen sonstigen Verdiensten ein»
geheimst. —
Außerdem war er inzwischen auch richtiger Minister geworden. Im
Laufe der vielfältigen Veränderungen in der Staatsverwaltung wann
auch verantwortliche Minister bestellt worden, und da war er ganz selbst-
verständlich Eisenbahn- und Verkehrsminister geworden. So also
trat er vor das Land mit seinen Plänen, die zu denen der Regierung
geworden waren — oder umgekehrt.
Der erste kaiserliche Erlaß in roter Schrift auf gelbem Papier vom
9. Mai 1911, der den Rückkauf der Bahnen ankündigte, entfesselte
durch ganz China einen Sturm der Entrüstung. Millionen von Chinesen
waren jetzt an den Eisenbahnen interessiert, und sie alle fürchteten, man
wolle sie übers Ohr hauen; ein großer Teil kannte ja auch diesen Herrn
Sheng, hatte er auch seinen Namen etwas verschönert; man wußte von
ihm, wie rücksichtslos er aus den Eisenbahnen Geld für seine Tusch«
gemacht ... Es blieb der Regierung nichts übrig, sie mußte einen
zweiten Erlaß herausgeben, wonach so günstige Bedingungen für die
Verkäufer der Eisenbahnanteile festgesetzt wurden, daß sich die empörten
Gemüter wieder etwas beruhigten.
Unseliger Weise aber trat da ein neues Ereignis unliel»
sam in die Quere, das an sich höchst unliebsam war, aber eine noch un-
liebsamere Vorgeschichte hatte.
Im Frühjahr 1908 waren die chinesische Regierung und eine Gruppe
deutscher Banken unter Führung der Deutsch-Asiatischen Bank überew'
gekommen, daß die Deutschen das nötige Kapital beschaffen sollten, um die
Eisenbahnlinie Hankau-Kantou nebst den Zweiglinien zu vollenden, die
bis dahin durchaus nicht fertig zu bekommen waren, weil weder die ur-

sprünglichen Inhaber der Gerechtsame (der Reihe nach Engländer, Belgier, Amerikaner) noch auch die Chinesen selbst das nötige Geld dazu aufzubringen vermochten. Alles war aufs Beste vereinbart — da sprangen plötzlich erst die Engländer, dann die Franzosen und schließlich auch noch die Amerikaner dazwischen und verlangten ohne einen Schimmer von Recht Beteiligung an dem Geschäft. Damit fiel alles wieder völlig auseinander.

Freilich waren die Deutschen von einem Entgegenkommen, das eigentlich über alle Begriffe ging, aber die Verhandlungen schleppten sich naturgemäß hin, jahrelang hin, bis sie endlich in dem allerunglücklichsten Augenblicke, der nur denkbar war, doch zum Abschluß kamen. Das war nämlich gerade der Augenblick, wo sich das Volk, das anfangs über den Rückkauf der Bahnen so sehr empört war, durch den zweiten Erlaß der Regierung eben wieder etwas beruhigt hatte. Nun gab es kein Halten mehr. Nun fanden die Hetzer, die für eine Republik seit Iahr und Tag arbeiteten, sicheren Boden. Das ganze Vorleben „Ehren-Shengs" wurde jetzt schonungslos ans Licht gezogen. Das ist der Mann, hieß es, der auf so schamlose Weise früher Millionen an den Privat-Eisenbahnen verdient hat; jetzt will er das an den Staatsbahnen erst recht tun. Fort mit ihm! Fort mit der ganzen Verstaatlichung der Bahnen! Fort überhaupt mit solcher Regierung, die das Volk doch nur verrät! —

Das war die Losung, unter welcher die Revolution in China ausbrach, die dann so verhängnisvoll für das Herrscherhaus enden sollte. Das Herrscherhaus und ganz China mag sich somit bei den Engländern, den Franzosen und Amerikanern bedanken. Deren damalige Mißgunst trägt die Schuld an dem Eisenbahn-Aufstande in Setzschuan und dessen weiteren Folgen . . .

Dieses Herrscherhaus aber betrug sich, schwach wie es von Natur einmal war, auch dem Manne gegenüber unerhört kläglich, dem es doch einmal eine so bedeutende Aufgabe anvertraut hatte. Die blasse Angst hatte es gepackt. Es glaubte das ganze.Schiff noch zu retten, wenn es diesen Mann über Bord warf. Der damals noch regierende Prinz-Regent Tschun ließ Sheng ohne alle Rücksicht fallen; in dem Erlaß, den er im Namen des kaiserlichen Kindes herausgab, sagte er dem Minister ins Gesicht, er hätte den Kaiser betrogen, und so sei er für alle Zeiten unwürdig, noch irgend ein Staatsamt zu bekleiden. Er war also mit Schimpf und Schande entlassen, und es blieb tatsächlich auf ihm der

Verdacht lasten, daß er die ganze Verstaatlichung nur im eigenen Inten
esse eingeleitet hätte, was der Wirklichkeit in keiner Weise entsprach.
Den beiden anderen hohen Mandarinen, die mit ihm zusammen jenen
verhängnisvollen „Thronbericht" unterzeichnet hatten, geschah nichts. —
Damals tagte gerade in Peking der berüchtigte „Reichs-Ausschuß",
der sich so ungemein fortschrittlich gebürdete, während er in Wahrheit
in vielen Stücken reaktionärer dachte als die Regierung. Auch in dem
Falle Sheng zeigte sich das deutlich. Die Regierung entließ den Mann
nur. Dieser Reichsausschuß aber verlangte, der Mann solle —
geköpft werden. Der Hof — dem wieder einmal die Angst ange-
kommen war — besann sich auch nicht lange; er war drauf und dran,
das Verlangen der Reichsboten zu erfüllen. Die auswärtigen Gesandten
mußten da eingreifen, um das zu verhindern ... es bestand da doch eine
gewisse dankbare Erinnerung an die Dienste, die der Mann in den Zeiten
seiner Macht und seines Glanzes — wenn auch im eigenen Interesse —
dem Auslande erwiesen hatte. Als Eisenbahnminister bewohnte er in
Peking einen prachtvollen Palast. Ietzt mußte er diesen Palast durch eine
Hinterpforte, beschützt von fremden Soldaten, heimlich verlassen. Mit
aller Gefahr erreichte er den Bahnhof, und von hier aus gelangte er nach
Taku, um sich nach Shanghai zu begeben, wo er sich in seinem dortigen
Fürstensitz sicher vor der Regierung wußte; aber gerade da kam die Nach-
richt, daß die Revolutionäre auch Shanghai in der Gewalt hätten, und
so blieb dem gehetzten Manne nur noch eine Zuflucht in China — er
ging nach Tsing tau. Ia, bei den Deutschen, denen er sich sonst
durchaus nicht übermäßig gewogen gezeigt hatte, fand er schließlich
Schutz und Schirm.

Als alter gebrochener Mann sitzt er nun mitten unter den so ge-
schäftlich rührigen Deutschen — „proenl us^ntii»".

Der große Sheng-Kung-pao heißt jetzt wieder in aller Bescheidenheit
Sheng-Hsuan-hi. Wie hat dieser Mann doch so ganz anders geendet
als sein großes Muster, sein Vorbild aus Preußen! Die Aufgaben
waren für beide dieselben; auch die Züge im Charakter in manche«
Stücken beinahe gleich; nur freilich in einem Punkte wichen beide
wesentlich voneinander ab. Ich brauche auf den Punkt nicht erst noch
mit Fingern zu weisen . . .

,.Integer vitae, «celeri5yue puru« . . ."

Eleonore Kalkowska:

Alltag

So gehn sie alle stumpf und tiefgebeugt;
Ein schmerzlich Staunen hat in leichtem Bogen
Die Brauen ihrer Augen hochgezogen
Und Falten auf der dunklen Stirn erzeugt.
Und wenn sie lachen, ist es nur ihr Mund —
Doch ihre Augen blicken müd und wund.
Das ewig gleiche
Sorgen und Mühen
Kam täglich das weiche
Gesicht zu durchglühen,
Bis es sich Gräben und Höhlen geschafft,
Und nun in den Furchen, als düstere Schergen,
Die Nöte von gestern und morgen sich bergen;
Und halten das Antlitz
In eiserner Haft. —
Niemals hat die Zeit
Für sie innegehalten,
Durch ihre Gestalten
Ging niemals ein Recken
Der Macht.
Denn die Freude,
Die allgewaltige, alleinseligmachende,
Zeitlose, raumlose, grenzenlose,
Hat niemals in ihnen
Befreiend gelacht.
Und Iahre um Iahre, mit schleppendem Gang,
Gehn sie die dumpfigen Gassen entlang,
Voll Schwielen die welkenden Hände.
Ihr einzig Wissen:
Ein Gehenmüssen,
Und drüben das dunkele Ende.
Unter strauchelndem Fuße ein leerer Raum,
Sie fallen hinein und sie wissen es kaum.
Und die Freude, die alleinseligmachende,
Zeitlose, raumlose, grenzenlose,
Hat niemals in ihnen
In Iubel gelacht. —

Sophie von Woehrmann
geb. Prinzeß Urusoff:
Der Hof von Verlin in 1888.
Tagebuch einer Russin.
Berlin, Sonntag, den 17./29. April 1888.

Unlängst sprachen wir bei Kutusoffs davon, wie nützlich es sei, alles niederzuschreiben, was man um sich hört. Denn wir leben in einem interessanten Zeitabschnitt; sodaß alles, was sich auf diese Zeit bezieht, eines Tages von großem Werte sein wird. Die Hauptsache dabei ist, daß man wahrheitsgetreu und gewissenhaft in den Aufzeichnungen bleibt und sich von hohlem Pathos fernbält. Graf Kutusoff erzählte uns, wie er Kaiser Wilhelm I. kurz vor dessen Tode eine Abordnung des Kaluga-regimentes vorstellte. Der alte Kaiser war in russischer Uniform; während er die Deputation empfing, gingen die auf Wache ziehenden Soldaten, wie gewöhnlich um die Mittagstunde, an seinem Fenster vorüber. Da wandte der Kaiser sich mit den Worten an Kutufoff: „Ick muß mich dem Volke zeigen, denn seit einigen Iahren erwartet das Voll mich um diese Stunde und will mich unbedingt sehen." Dieses „ich muß mich zeigen" ist durchaus bemerkenswert. Er fügte noch hinzu: „Lieber so als umgekehrt."

Kutusoff, der zur Seite Kaiser Wilhelm I. an dem historischen Fenster stand, begriff die Worte nicht und blickte den Kaiser erstaunt an. Da erklärte dieser: „Im Iahre 1848 bedeckte diesen Platz eine wütende, drohende Volksmenge, die mir haßerfüllt gegenüberstand; jetzt erwarten sie mich stundenlang, um mich mit Begeisterung zu begrüßen, und wissen kaum, wie mir ihre Liebe zu bezeugen." Welch' ein Umschwung in der Geschichte der Völker!

Vergegenwärtigt man sich, daß dieser selbe Friedberg, den Kaiser Friedrich eben durch Verleihung des „von" und des Schwarzen Adlers in den Adelstand erhoben hat, während der Maitage von 1848, zur Zeit der Revolution, die Banner der Verschwörer trug und sich an der Spitze der Menge befand, welche darauf bestand, daß der König sich vor den Opfern jener Schreckenstage beuge, als sie im Triumphe am Schlosse vorübergetragen wurden. Graf Dönhof, der uns das erzählte, fügte jedoch beiläufig hinzu, daß dieser Friedberg große Verdienste sich erworben habe und daß „in 48 alle Welt revolutionär war".

Während wir bei der Gräfin Kutusoff waren, fuhr Großfürst Wladimir auf seiner Reise von Paris nach St. Petersburg durch Berlin. Die Herren von der Botschaft gingen, um ihn zu begrüßen. Nachdem sie

ihn wieder verlassen hatten, erzählten sie uns, daß die Boulangisten-
bewegung große Ausdehnung annehme und den Monarchisten als Fuß-
schemel dienen werde. Ich sagte dem Militäragenten, wie sehr mir der
glänzende Zustand der deutschen Truppen bange mache. Er antwortete:
„Sie haben auch ihre schwachen Seiten; vergessen Sie nicht, daß im
Iahre 70 die Franzosen sich vorbereiteten nur mit den Preußen zu
kämpfen und unerwartet ganz Deutschland gegenüberstanden." Was mich
an die Worte meiner teuren Baronin Wolff erinnerte, die zu jener Zeit
in Stuttgart lebte und nicht an die Einigkeit Deutschlands glaubte. Zu
dem französischen Minister, mit dem sie oft zusammen kam, pflegte sie zu
sagen: „Ihre Freundschaft geht bis zu den Bierkneipen; nicht weiter;
sie trinken zusammen, das ist alles." Die Ereignisse haben ihr Unrecht
gegeben.

Ich habe sehr bedauert, der Bestattung des alten Kaisers nicht bei-
gewohnt zu haben. Doch sägt man, es sei schwer gewesen, die Prinzen
voneinander zu unterscheiden, da sie alle die gleichen preußischen Uni-
formen an hatten. Wodurch die Mannigfaltigkeit des Gesamtbildes ein
wenig litt.

Prinz Wilhelm ging allein hinter dem Sarge, mit erhobenem Kopfe.
Er gehört nicht zu denen, die der Kummer beugt. Er ging festen
Schrittes, militärisch, wie zu einer Parade. Viele bemängelten diese
stolze Haltung. Dennoch habe ich alle drei Personen, die bei dem Tode
seines Großvaters zugegen waren, sagen hören, daß Prinz Wilhelm, un-
mittelbar nachdem das Ende eingetreten, sich in einen Lehnstuhl warf und
wie ein Kind schluchzte. Kaiser Wilhelm hatte gewünscht, daß man ihm
das russische St. Georgskreuz, das er so sehr liebte, mit ins Grab legen
solle. Gräfin Schuwaloff, die Gemahlin unseres Botschafters, hatte den
hübschen Gedanken, ein riesengroßes Georgskreuz in lebenden Blumen
auf den Sarg des Kaisers zu legen! Die schwarzbeflaggte Stadt mit den
an den Straßenecken errichteten Trauergerüsten macht einen düstern
Eindruck.

Prinzessin Amalie von Schleswig-Holstein verweilte hier auf einen
Tag; wir waren viel mit ihr bis zur Stunde der Abreise beisammen und
begleiteten sie bis in den Eisenbahnwagen. Sie war auch in Char-
lottenburg und sagte, die Kaiserin sei bewunderswert. Sie ist immer
stark und hat auch nie den geringsten Schwächeanfall. Nie vergißt sie
die Rolle, die sie sich auferlegt. Ihrem Gatten gegenüber ist sie immer
mutig und tapfer. Wenn sie ihn verläßt, öffnet sie alle Fenster, um tief
aufzuatmen. Sie verbietet alle weichen Regungen; alles was aufregen
könnte; jede Anspielung auf den Zustand des Kaisers. Den Kindern,
namentlich dem Kronprinzen, der so viel Herz und Mut hat, fällt es un-
gemein schwer, immer nur von gleichgültigen Dingen zu sprechen. Es
scheint ihnen so unnatürlich das Thema zu meiden, das sie alle beschäftigt.
Diese unnormale und gespannte Lage reibt den Kronprinzen dermaßen
auf, daß er, wenn er bei seinen Eltern ist, immer blaß und blasser und,
nach den Worten seiner Gemahlin, schließlich ganz grün wird.

Die Kaiserin läßt ihn niemals mit seinem Vater allein.
Das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn muß wohl das Gepräge
dieser Charaktergegensätze tragen. Goltz") erzählte uns, daß der Kron-
prinz bei seiner Ankunft in San-Remo von seiner Mutter wenig gut
empfangen und nicht einmal umarmt worden sei. In diesem Augenblicke
scheint die Lage sehr gespannt zu sein. Denn Gräfin Brockdorff"), die
der Kronprinzessin sehr ergeben ist, konnte sich neulich der Tränen nicht
enthalten. Doch die Kronprinzessin nimmt dagegen alles mit der größten
Ruhe auf; wenn man sich darüber wundert, sagt sie mit großer Einfach»
heit: „Wilhelm mag nicht aufgeregte Frauen."
Als wir bei Prinzessin Amalie waren, brachte ein Hofbedienstetn
von der „Frau Kronprinzessin" eine Flasche Milch und eine Schachtel
englischer Cakes; als Wegzehrung für die Tante. Die große, an diesem
Hofe herrschende Einfachheit setzte mich in Erstaunen.
Der Kronprinz ist nicht allzusehr davon erbaut, daß Prinzessin
Amalie gewohnheitsgemäß nach Pau in Südfrankreich geht. Das scheint
ihm anstößig; beinahe unpassend für eine deutsche Prinzessin in so naher
Verwandtschaft zum Herrscherhause.
Er glaubt, daß man in Frankreich die Deutschen haßt und mißachtet.
Prinzessin Amalie sagte uns traurig: „Es ist fürchterlich, Wilhelm
so reden zu hören; diese guten B^arner denken weder an Krieg, noch
sonst daran, irgend jemand zu hassen; man fühlt sich so sicher und ruhig
in ihren Bergen."
den 20. April.
„Wo war Bismarck im Iahre 47?" fragte ich Goltz unlängst: „Was
tat er damals?"
„Er war auf dem Lande und kam nur für einige Tage in die Stadt;
er stieg bei mir ab und brachte als einziges Reisegepäck seine Zahnbürste
mit. Er war eben jung und bescheiden. Niemand konnte voraussehen,
was noch einst aus ihm werden sollte", antwortete Goltz.
Man ist hier sehr ungehalten über die französische Sprache der pol-
nischen Damen in Posen. Mit einer deutschen Kaiserin spricht man als
Landesangehöriger nicht anders als deutsch — so wird gesagt. Wir
lassen die Leute ausreden und antworten dann: In unseren Baltischen
Provinzen erhebt sich ein fürchterlicher Lärm, weil die Regierung den
Gebrauch der russischen Sprache fordert! Wo bleibt die Gerechtigkeit?
überhaupt wird dieser Ausflug nach Posen sehr abfällig beurteilt. Man
hätte mit einer deutschen Provinz den Anfang machen sollen. Außerdem
waren die Unkosten für den Empfänger ungeheuer. Wohin man auch
gehen mag, allenthalben wird die Kaiserin Friedrich vielfach kritisiert-
Frau Professor Helmholtz, Frau Geheimrat Lenden und eine andere Dame
aus diesem Kreise haben eine Art „Belobigungsschein" für die Kaiserin
.:;
Der alt? Graf v. d, Goltz, Generaladjutant Wilhelm I.
Gräfin Brockdorff — Oberhofmeisterin der Kronprinzessin.

ersonnen. Eine Adresse voll Lobeserhebungen, welche alle deutschen Damen unterzeichnen sollten. Von den Damen der hohen Aristokratie wollte indes keine ihren Namen dazu hergeben. Das Schriftstück wurde aus sämtlichen Häusern zurückgeschickt. Es fanden sich im ganzen kaum 6000 Damen, zumeist aus dem Mittelstande, die sich bereit erklärten, den Schein zu vollziehen. Prinzessin Radzlwill-Sapisha sagte mir, sie fasse das ganze Unternehmen als Frechheit auf. Man stelle Herrschern keine Zeugnisse aus. Wer die Möglichkeit eines Lobesvotums zuläßt, müsse ebenso mit einem Tadelsvotum einverstanden sein. Alle diese Versuche beruhen auf rein demokratischem Grundsatze.

Viele andere Damen weigerten sich aus anderen Gründen ihre Unterschrift zu geben. Sie sind gegen Kaiserin Viktoria in einer Weise aufgebracht, daß sie ihr nicht einmal die gute Pflege ihres Gemahls zugestehen wollen. Sie beschuldigen die Kaiserin Friedrich sogar, daß sie ihn quäle, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen. So bestehe die Kaiserin darauf, Kaiser Friedrich dem Volke zu zeigen, ihn ausfahren zu lassen.

den 23. April.

Die Verlobung des Prinzen von Battenberg verursacht viel Gerede; es ist der Kampf eines Mannes gegen zwei Frauen: Mutter und Tochter. Denn man sagt, Königin Victoria habe ihre Hand aus dem Spiele gezogen. Ich erinnere mich, wie der jetzige Kronprinz, damals Prinz Wilhelm, mir im vorigen Jahre in Potsdam mit der ihm eigenen anziehenden, entzückenden Offenheit sagte: „Prinz von Battenberg ist ein unmöglicher Patron. Seine Politik ist Weiberpolitik, auf Ränkespiel gebaut. Es ist unglaublich, daß es diesem kleinen Atom von einem Prinzen fast gelang, zwei große Mächte wie Rußland und Deutschland zu entzweien." Ich antwortete: „Eine Bazille ist gewiß unansehnlich und doch ist sie groß genug, um einen bedeutenden und großen Menschen zu vergiften." Er begann zu lachen und entgegnete: „Ja, und es bedurfte eines so großen Chirurgen, wie unser Kanzler einer ist, um Europa von diesem Mikroben, an dem es krankte, zu befreien nnd zu heilen."

Von seinem zukünftigen Herrscher unterstützt, stand Bismarck noch vor manchem Siege! Wir sahen ihn beim Ausgange aus dem Charlottenburger Schloß an dem Tage, als diese Frage dort entschieden werden sollte. Das Volk bejubelte ihn. Er macht einen ungeheuren Eindruck. Er ist eine so kraftvolle Riesenerscheinung, daß er beim ersten Blick durch seine Kraft jedermann überwältigt. Bismarcks machtvolle Gestalt scheint fast übernatürlich groß; fast wie die Riesen Michelangelos.

Während des Aufenthaltes der Kaiserin in Posen unternahm der Kronprinz einen Spazierritt im Tiergarten. Von dort ritt er, wie zufällig, zum Charlottenburger Schloß, wo er lange Zeit mit seinem Vater allein blieb. Man erzählt, der Kaiser, der nicht sprechen konnte, schrieb dem Kronprinzen auf ein vor ihm liegendes Blatt: „Lerne von deinem Vater zu leiden ohne zu klagen." Das ist die einzige Lehre, die dieses

Kaisertum geben kann; vom christlichen Standpunkte wiegt sie viele
andere auf.

den 24. April.

Ein Spaziergänger wurde auf der Straße für Mackenzie*) gehalten,
Die wütende Menge hätte thn beinahe in Stücke gerissen. Die Polizei
mußte einschreiten, um den armen Mann zu retten, der unausgesetzt schrie:
„Ich bin nicht Mackenzie! Wäre ich es, ich hätte mich selbst umgebracht."
Darauf ließ man ihn los. Jeder Tag bringt neue Beweise von der Un-
beliebtheit der Kaiserin.

Ieden Tag erwartet das Volk stundenlang seinen Kaiser; das Volk
fühlt, daß es „unseren Fritz", dessen heldenhafte Duldung seiner Leiden
ihn dovpelt zum Mittelpunkt allgemeiner Verehrung erhebt, nicht mehr
lange sehen wird.

Die Schwester Herrn van der Hoeven's, Baronin Schilling, war
unlängst unter der Volksmenge vor dem Charlottenburger Schloß, als
eine Dame den glücklichen Einfall hatte, eine Geldsammlung zu veran-
stalten, um dem Kaiser alle Veilchen darzubringen, die in der Umgebung
aufzubringen waren. Die Dame trug sie ins Schloß. Sie wurde vom
Kaiser empfangen. Als Andenken trug sie das Stückchen Papier davon,
auf das der arme Kaiser seinen Dank geschrieben hatte.

Graf Perponcher**) erzählt, daß der Kaiser jetzt außerordentlich
schnell und fast unleserlich schreibt. Manchmal verursacht das Entziffern
viel Mühe. Doch oft errät man an seinen Lippen, was er zu sagen
wünscht. Prinz Anton Radziwill hatte unlängst das Glück die Wünsche
des hohen Kranken zu erfassen. Der arme Kaiser schien so befriedigt, ver-
standen zu sein. Wie es ihn belästigen mnß, nicht sprechen zu können!
Unglücklicherweise für seine Ruhe hat der Kaiser nicht das un-
begrenzte Vertrauen zu Mackenzie, das man ihm zuschreibt. Als Graf
v. d. Goltz ihm sagte: „Nun da die Witterung schöner wird, hoffen die
Ärzte auf Besserung", senkte der Kaiser den Kopf und gab durch Zeichen
zu verstehen, daß die Ärzte nicht allzuviel wissen.

Die Ernennung des Generals v. Blumenthal zum Feldmarschall
erfolgte so schnell nach dem Tode Kaiser Wilhelms, daß der neue Kais«
ihm seinen eigenen Feldmarschallstab sandte, damit Blumenthal ihn bei
der Begräbnisfeier tragen könne. Mehrfach glaubte man hierin einen
Mangel an Achtung für die Wünsche des Verstorbenen und eine Kritik
seines Handelns zu erkennen. Doch hat es mit dem Vorgange folgende
rührende Bewandtnis: Im österreichischen Kriege diente Kronprinz
Friedrich unter General von Blumenthal. Dieser hatte den Marschall-
stab verdient und mußte ihn bekommen. Verliehen wurde er aber dem
Kronprinzen. Der ihn nun, so bald es in seiner Macht lag, auf so noble

») Mackenzie — ein englischer Arzt, der den Kaiser behandelte. Seine Schwieger-
mutter, Königin Vietoria, harte inn dem Kaiser gesandt.

") Graf Perponcher — Oberhofmarschall.

Weise dem General zurückerstattete. In einem Brief an seine Frau hatte v. Blumenthal 1866 am Kronprinzen Kritik geübt und sich über die Schwierigkeiten beklagt, welche dessen Anwesenheit in dem Heere hervorrufe. Auch daß er — der General — des Prinzen wegen nicht handeln könne, wie es nötig war. Dieser Brief wurde vom Feinde aufgegriffen und in österreichischen Zeitungen veröffentlicht. — Kaiser Wilhelm konnte Blumenthal nach diesem Zwischenfall die Auszeichnung nicht senden, die er verdiente. Er überließ dem Sohne die Gelegenheit, seine Großmut und seinen Seelenadel zu bekunden.

Dem Kaiser geht es schlechter. Man befürchtet eine Lungenentzündung als Folge einer Erkältung. Er fühlte sich eines Tages äußerst schlecht. Und Bergmann erwähnte der Kaiserin gegenüber sogar die Notwendigkeit, ein Bulletin erscheinen zu lassen.

Die Kaiserin soll unwillig geworden sein; den von den Ärzten geschriebenen Gesundheitsbericht zerrissen und gesagt haben: „Ich werde ein besseres Bulletin verfassen, indem ich mit dem Kaiser zur Stadt fahre." Darauf fand diese zweistündige Wagenfahrt bei ziemlich rauhem Winde statt.

Der Kaiser, durch die Begeisterung des Volkes angeregt, das ihm auf seinem Wege zujauchzte, saß aufgerichtet, ohne sich in die Kissen zu stützen; lächelnd erwiderte er die Grüße. Doch kaum aus Charlottenburg heraus, sank Kaiser Friedrich bleich und erschöpft in seinem Wagen zurück, wie wenn eine Feder in ihm gesprungen wäre! Daher die große Meinungsverschiedenheit bei denen, welche ihn vom Charlottenburger Schloß ausfahren, und jenen, die ihn in der Nähe des Berliner Schlosses sahen.

Diese allzulange Ausfahrt ermüdete den Kaiser dermaßen, daß der zu ihm berufene Professor Lenden uns sagte: „Es war zuviel, der Kaiser konnte diese lange Fahrt nicht ertragen. Aber die Kaiserin meint immer, daß man ihn aufziehen muß. Manchmal geht sie zu weit, ohne sich über die Kräfte des Kranken Rechenschaft abzulegen." Dabei ist Lenden sehr vorsichtig in seinen Worten.

Die Geduld und Abgeklärtheit des Kaisers sind — w!e Lenden sagt — bewundernswert. Kein Augenblick der Verzagtheit. Man ist nie sicher, ob er seine Unruhe verbirgt, oder ob er wirklich keine besitzt. Er ist immer leutselig, scherzt mit seinen Ärzten und zeigt nie seinen wirklichen Seelenzustand.

den 25. April.

Wir sahen die Königin Victoria im offenen Wagen mit der Kaiserin vorüberfahren. Sie grüßte mit mürrischer Miene. Die Kaiserin, die ihr ähnlich sieht, hat dennoch einen sehr gewinnenden Blick und grüßt mit einer gewissen Anmut und Freundlichkeit.

Die Berliner, immer gierig auf solche Schauspiele, kamen in großen Massen die beiden Herrscherinnen zu sehen und zu begrüßen. Doch um sich einen richtigen Begriff über die Volksbegeisterung zu bilden, mußte

man gehört haben, wie ganz anders dem Kronprinzen zugejubelt wurde, der einen Augenblick später vorbeifuhr.

Man muß ihn auch sehen, wenn er morgens von der Truppenschau zurückkehrt, an der Spitze seines Regimentes. Wie er sich dann seitlich aufstellt, um die Abteilungen an sich vorüberziehen zu lassen. Das geschieht an der Ecke der Friedrichstraße. Diese Stelle ist bereits historisch geworden; fast wie das Fenster Kaiser Wilhelm I. Ieden Morgen sieht man die Volksmenge dorthin strömen.

Der Kronprinz hat das ernste Antlitz eines Mannes, der eine Mission zu erfüllen hat. Zu diesem Ausdruck gesellt sich ein durchdringender Blick.

Er verkörpert in sich Kraft, Iugend und Hoffnung. Man jauchzt ihm jeden Tag von neuem zu, als hätte er jedesmal einen Sieg davon getragen. Hüte fliegen in die Luft; auf allen Balkons, an allen Fenstern flattern Tücher. Zurufe erschallen. Blumen werden ihm überreicht. Die Luft erzittert vor Begeisterung.

Das Diner für 80 Personen, das zu Ehren der Königin Victoria an einem Trauertage gegeben wurde, begegnet scharfem Tadel in der Stadt, Auch die Parade ihr zu Ehren scheint vom militärischen Standpunkte wenig glänzend abgeschnitten zu haben. Menschen und Pferde waren neu und ungenügend eingeübt. Man sagt, es wäre unmöglich, vor dem 1. Mai eine Heerschau zu veranstalten. Bis dahin ist man mit dem Einererzieren der Rekruten beschäftigt.

Alles in allem: schlechte Parade und schlechtgewählte Zeit.

den 27. April (9. Mai).

Gestern wurden 40 000 sozialistische Flugblätter aufgefunden; davon waren 4000 in Charlottenburg und den Vororten verteilt, den übrigen Teil beschlagnahmte die Polizei in einer Berliner Druckerei; — obgleich die Aufrufe, augenscheinlich um den Verdacht abzulenken, die Worte „gedruckt in Zürich" trugen.

Die Polizei benahm sich bei diesem Anlaß bewundernswert. Was mich am meisten in Staunen versetzt, ist das Schweigen, das über den Vorfall bewahrt wird. Niemand spricht davon, sehr wenige wissen darum. Hätte ich den Aufruf nicht in meinen Händen gehabt, ich würde scl'werlich daran glauben.

Merkwürdig an dem Aufruf ist, daß Kaiser Wilhelm, hauptsächlich aber Prinz Wilhelm darin übel davonkommen. Dieser wird mit aller Art Schimpfnamen belegt; deren Kern für uns unfaßlich ist. Kaiser Friedrich wird darin nicht erwähnt. Schon die Tatsache, daß eine so niederträchtige Veröffentlichung erscheint, beweist eine gewisse Erschlaffung der Geister.

29. April (11. Mai).

Wir haben die Werkstätte des Bildhauers Begas besucht; es war sehr interessant. Der Künstler ist sehr sympathisch; hat ein schönes Ge«

ficht, ein echtes Künstlerantlitz. Wir sahen den Riesenbrunnen, den er für Berlin herstellt. Es wird gewiß eine Zierde der Stadt sein.
Über diesen wahrhaft großartigen Brunnen gab es eine sehr bezeichnende Unterredung mit dem Kronprinzen. Er wünschte, daß der Brunnen in Granit und Erz ausgeführt werde. Umsonst suchte ihn Begas zu überzeugen, daß es ganz unmöglich sei. Der Kronprinz wollte nicht nachgeben. Er läßt keinen Widerspruch zu. Als Begas ihm die Unausführbarkeit seines Vorhabens nachzuweisen suchte, rief Kronprinz Wilhelm ungeduldig aus: „Wie trotzig sind diese Künstler!"
Meine Schwester hat die Beobachtung gemacht — die Begas sehr zutreffend gefunden — daß bei Bismarck die ganze Kraft, der ganze Charakter sich in der Entwickelung der Stirn, des Oberteiles des Gesichtes auspräge. Beim Kronprinzen dagegen sieht man den Charakter um den Mund, in den Linien des Kinnes; hier steckt der springende Zug seines Gesichtes, obwohl sein Blick von Kraft durchdrungen ist.

den 8. (18.) Mai, Freitag.

Eine Mittagsmahlzeit bei Leydens mit Mackenzie. Er ist ein großgewachsener, hagerer Mann mit einem Iesuitengesicht. Er sieht abgespannt aus; unaufgefordert erzählt er vom Kaiser, von dem allgemeinen Unwillen zu ihm (Mackenzie). Man sieht, dieser Gegenstand unterdrückt in ihm alles andere. Er ist taktlos; denn es ist Geschmacklosigkeit und Unerzogenheit, in einem deutschen Hause die Deutschen zu kritisieren. Eine große, nervöse Aufregung durchdringt alle seine Reden. Nach der Mahlzeit hat Mackenzie unausgesetzt mit uns geplaudert. Er sagte, die Deutschen seien die am wenigsten höflichen Menschen in der Welt. Sie hätten am meisten Vorurteile. Deutsche Ärzte seien bei weitem nicht so gut, wie die englischen, von denen sie sich bedeutend hätten überholen lassen. Sie gebrauchten chirurgische Instrumente, welche die Engländer seit 15 Iahren abgetan und durch andere, bessere, ersetzt hatten. Sie wollen nichts von den Ausländern lernen und ließen nur ihre eigenen Einrichtungen gelten. Sie seien zurückgeblieben in allem, was wissenschaftliche Forschungen, Hygiene und Bequemlichkeit betrifft. Haß und Mißtrauen gegen alles, was von anderswo herkommt, verzehre sie. „Wenn der Kaiser mich nicht unterstützte", sagte uns der englische Professor: „ich könnte kein Fenster in Charlottenburg öffnen."
Man wünscht dem Kaiser ein sanftes Ende herbei! Wir fragten Mackenzie, ob es mit ihm noch einige Wochen dauern könnte. „Wochen", wiederholte er: „wenn nichts besonderes sich ereignet, so wird er noch ein volles Iahr leben. Unter Tausenden wird aber auch mal einer vollständig geheilt." Darauf kam er wieder auf die Abneigung der Deutschen gegen alles Fremdländische zurück. — Als Beispiel führte er die russische Oper an; und fügte hinzu: „Wir Engländer lieben die Russen viel mehr als sie. Sie sind überzeugt alles besiegen zu konnen; auch wenn die Franzosen gegen sie sind. Selbst wenn sie auf beiden Fronten gleich-

zeitig kämpfen müssen. Der Haß gegen alle anderen Nationen
blendet sie."

Sonnabend, den 7. (19.) Mai.

Abendgesellschaft bei Schuwaloffs mit russischen Sängern. Die
Haltung der deutschen Gesellschaft rechtfertigt die Worte Mackenzie«.
Die Stimmen der Sänger waren riesengroß; aber der Mangel an Schu-
lung, das Fehlen jeglicher Kräftebeherrschung riefen wenig wohlwollende
Bemerkungen hervor. „Da hätten wir ein schönes Mittel den bulga-
rischen Prinzen los zu werden," horten wir sagen; „es genügt ihm die
russischen Sänger hinzuschicken und er nimmt vor ihnen Reißaus. Denn
sie singen nicht, sie brüllen. Es ist ein bedeutender Lärm." Manche?
mag wohl an dieser Bemerkung richtig sein. Wir bedauerten, daß diese
Pioniere einer hier wenig bekannten Kunst nicht auf der Höhe ihrer
Aufgaben standen.

Sonntag, den 8. (20.) Mai.

Im Begriff, einen Nachmittagsbesuch bei Frau Leyden abzustatten,
sahen wir, wie ein Hofwagen sich dem unsrigen der Auffahrt näherte.
Drolliger Weise wandte sich der Kutscher in Hoflivrse uns zu; gleichsam
um eine Frage, die wir gar nicht an ihn zu richten beabsichtigten, zu beant-
worten. Er sagte, er hätte Mackenz < c hergeführt. Wir sahen den
Engländer wirklich im Empfangszimmer Frau Leyden's sitzen. Nach
den ersten üblichen Begrüßungen begann er von neuem vom Kaiser zu
sprechen. Mackenzie sagte: „Man beschuldigt mich, daß ich eine Wachs-
puppe an Kaisers statt der Öffentlichkeit zeige."

Mackenzie ist offenbar wenig teilnahmsvoll, wenn er von seine»
hohen Patienten spricht. Er beklagt sich, man könne den Kaiser nicht zum
Essen anhalten. Er nimmt immer nur so viel zu sich, um sein leben zu
erhalten. Kaiser Friedrich hat keine Lieblingsgerichte, durch die man
seinen Krankenappetit heben könnte.

den 24. M°i.

Heute ist der Hochzeitstag des Prinzen Heinrich"). Das Wetter
war strahlend. Wir sahen alle Prinzen auf dem Gange zur Kirche, den
Bräutigam an der Seite seines Bruders. Der Kaiser sah recht elend aui.
Es war so schmerzlich ihn ganz verändert und mühsam atmend zu ge-
wahren. Jedermann war tief bewegt. Viele schluchzten vernehmlich -^be-
sonders unsere Großfürstin Sergius und die Prinzessin von Meiningen >
Der Kaiser stand aufrecht und gab dem jungen Paare ein Zeichen in-
mitten der Feierlichkeit niederzuknien. Man erzählte uns, daß nieman
sich tiefer Rührung erwehren konnte, als der Kaiser die Hand segn«»°
über seine Kinder ausbreitete.

») Prinz Heinrich von Preußen, Nmder des Kronprinzen, hat 1888 die Prüyl'
sin Irene von Hessen geeheli<bt.

»») Civprinzessin von Meiningen, ältere Schwester des Kronprinzen.

den 14. (26.) Mai.
Wir verbrachten den gestrigen Abend beim Kronprinzen. Es war
lachst interessant. Man hatte uns ,u achteinhalb Uhr geladen. Im
Empfangszimmer waren Gräfin Brockdorff, Fräulein von Gersdorf und
der diensttuende Adjutant, ein Herr von Pfuel. Einen Augenblick später
traten die Kronprinzessin und ihr Gemahl ein. Der Empfang war über-
aus herzlich und liebenswürdig. In der Art des Kronprinzen liegt etwas
so gutes und männlich grades, daß man vom ersten Blick von ihm
„gepackt" wird. Sein ganzes Wesen ist offen, loyal und warm. Er be-
sitzt viel Gemüt, man fühlt sich förmlich zu ihm hingezogen. Jeder Zwang,
alle Benommenheit entschwinden auf der Stelle. Sieht Kronprinz Wil-
helm jemand mit seinen klaren, tief durchdringenden Augen an, muß
man ihm augenblicklich das größte Vertrauen entgegenbringen. In-
stinktiv fühlt man, daß es unnütz ist ihm etwas zu verhehlen; er durch-
schaut den Menschen und versteht ihn immer.
Außer uns waren nur noch General v. Werder und ein sehr sym-
pathischer Herr v. Bülow anwesend. Ich saß zwischen dem Kronprinzen
und diesem Herrn v. Bülow. Der Kronprinz bat seine Gemahlin aus
dem Empfangssaal, da General v. Werder an Rheumatismus litt und
nicht lange stehen könne. Wir begaben uns daher in ein Seitengemach,
in einen sehr großen, prunkvollen rosafarbenen Saal. Man setzte sich
um einen runden Teetisch, auf dem prachtvolle Potsdamer Rosen standen.
Die Unterhaltung bewegte sich um Karl Schurtz, um Amerika. Schließ-
lich sprach man über die Huldigungen, die dem Kronprinzen jeden Morgen
bezeugt werden. „Einige Zeitschriften behaupten, ich bezahle das
Publikum für diese Artigkeiten", scherzte der Kronprinz.
„Das muß Eurer Kaiserlichen Hoheit teuer zu stehen kommen," er-
widerte ich: „denn es gibt außerordentlich viel begeistertes Publikum."
Hier bemerkte die Kronprinzessin, sie befürchte, das Pferd des Kron-
prinzen könnte vor der Menge Blumen, die ihm zugeworfen werden,
leicht erschrecken. „Hoffentlich ist das Pferd dressiert auf Huldigungen",
sagte ich der hohen Dame.
Der Kronprinz sieht jünger aus, als er ist. Man verspürt ordentlich
Lust ihn zum Lachen zu bringen; nur um zu sehen, wie seine Gesichtszüge
sich verklären und für einen Augenblick den ernsten Ausdruck verlieren,
den sicher die gegenwärtigen Ereignisse hervorrufen.
Unvermittelt fragte mich der Kronprinz, wo wir den Rest des
Sommers verbringen wollten. Ich antwortete: „In Livland, auf
unserem Gute."
„Werden Sie dort viel geauält?" fragte er mich.
Nach höfischem Gebrauche hätte man vielleicht ja sagen müssen. Ich
fürchte durch das Gespräch, das darauf folgte, mich zeitlebens kompro-
mittiert zu haben.
„Nein," hatte ich die Kühnheit zu antworten: „man fordert die
russische Sprache. Und die Barone machen deswegen einen Höllenlärm-

Sie betrachten sich als Märtyrer. Doch seit ich in Trentino gewesen
und dort die Lage beobachtet, in welche die Schwäche der österreichischen
Regierung ihre deutschen Beamten und Offiziere bringt, habe ich die
Notwendigkeit einer Russifikation eingesehen. Will man in Arco jemand
beleidigen, so hat man nur nötig ihn einen Tedesco zu nennen."
Der Kronprinz erfaßte sofort den Staatsgedanken, der gewisse Maß-
nahmen, ja selbst gewisse Härten verlangt.
Nun befragte mich der Kronprinz über die zur Einführung der
russischen Sprache getroffenen Maßnahmen. Nach ruhiger Anhörung
meinte er wohlwollend:
„Ah, so liegt die Sache! Mir hatte man alles ganz anders dar-
gestellt. Es ist schwierig auf solche Entfernung die Vorgänge richtig zu
beurteilen. — Und wie steht es um die Religion?" Ich erklärte ihm so
gut es ging, daß hierin sich nichts geändert habe.
„Und wegen der Heiraten?"
„Es ist ein altes Gesetz," sagte ich: „man hat lediglich den Aus-
nahmen ein Ende gemacht, die vom gesetzlichen, rechtlichen Standpunkt
unangebracht waren und gar keine guten Folgen gezeitigt."
Die Kronprinzessin hörte uns die ganze Zeit aufmerksam zu. Ick
hatte dabei eine fast unangenehme Empfindung. Zunächst ist es schon
an sich schwer sich einer Sprache zu bedienen, die man nicht völlig bc-
herrscht; am meisten aber, wenn ein Dritter dem Gespräche zuhört; —
die Unterredung wurde in deutscher Sprache geführt. Dann aber
weil der Kronprinz ernst, aber wohlwollend, die Kronprinzessin dagegen
ganz Leidenschaft war. Nichts verhindert indes das richtige Urteil jo
sehr, wie die Leidenschaft. Die Kronprinzessin urteilte nicht wie dn
Kronprinz mit seinem staatsmännischen Sinn streng sachlich; vielmebr
mit ihrem Herzen, ihrem vollen lutherischen Empfinden.
Die Kronprinzessin sprach von religiösen Verfolaunqen. „Wie
kommt es," sagte sie, „eine Dame, die ich gut kenne, erzählte mir persön-
lich, man hätte sie gezwungen, ihr Kind in griechischer Religion zu taufen;
trotzdem sie sich vor der Veröffentlichung der neuen Gesetzesbestimmungen
vermählt hatte. Folglich hatte sie das Recht das Kind in ihrem Glauben
zu taufen." Die Prinzessin sprach lebhaft. „Sie verzeihen, Kaiserliche
Hoheit," erwiderte ich: „die betreffende Dame hat sich nicht der Wahr-
heit befleißigt; kein Gesetz hat bei uns rückwirkende Kraft. Vor d«
Veröffentlichung dieses Gesetzes, das ich bedauere, da es so viel Ärgernis
entfacht — dessen Notwendigkeit jedoch anerkannt werden muß — war
es erlaubt Kinder aus Mischehen lutherisch zu erziehen."
„Ist es möglich? Die Dame hat mir den Fall jedoch ganz anders
dargestellt."
„Kaiserliche Hoheit! Es gibt keine Rolle, die anziehender und re,z-
voller wäre, als die des Märtyrers."
„Iawohl," sagte Werder — denn das Gespräch, das der Kronprinz
mit mir angefangen, war allgemein geworden —: „doch wo der

Deutschenhaß anfängt, da hört die Gemütlichkeit auf." Und nun stellt sich dieser Werder, den man in Petersburg verhätschelt, umschmeichelt, ja vergöttert, auch noch gegen mich! Wie vieles hätte ich dagegen sagen müssen und können! Ietzt erst kommt mir das alles in den Sinn. Damals war ich durch die Schwierigkeit, mich in einer so wenig vertrauten Sprache verteidigen zu müssen, völlig wie gelähmt.

Mit viel Taktgefühl versuchte der Kronprinz das Gespräch in das Scherzhafte zu ziehen. Werder zog gegen den Minister Tolston, ebenso gegen den Oberprokureur Pobjedonoszeff und Senator Mannasseln als Deutschenfresser los.

„Ich bin bereit," rief ich, „Ihnen entgegenzukommen; aber um Gottes willen sagen Sie nicht, daß wir die Religion bedrücken!"

Die Gräfin Brockdorff geriet ganz außer sich. „Mir wird ganz schwül zumute," meinte sie: „Ich stamme von einer Hugenottenfamilie ab und kann deshalb am besten nachfühlen, was unsere armen Glaubensgenossen zu leiden haben. Es sind die Hugenotten des Nordens. Gottlob! Wir leben nicht mehr in dem Zeitalter der St. Bartholomäusnacht."

Ganz zerknirscht kehrte ich heim. Zu den Wunden, die meinem Nationalgefühl geschlagen wurden, gesellte sich noch die Gewißheit nicht verstanden zu sein und in den Augen der Kronprinzessin, die — von Grund aus ehrlich und unbeugsam — keine Halbheiten versteht, als Wetterfahne zu gelten. Sie selbst schien von allen germanischen Vorurteilen wie von einem enaen Netz umklammert zu sein; in das sie die Gräfin Brockdorff, Hofprediger Stöcker, die evangelischen Missionen u. a. m. hineindrängen. Ihr Einfluß auf den Kronprinzen wird der eines Wassertropfens sein, der beharrlich immer wieder au? die gleiche Stelle fällt. Und schließlich auch den Stein durchbohrt.

Primkenau")).

Wir verbrachten fünf Tage in Primkenau; es war einfach herrlich. Die Gegend ist schön, der Herzog liebenswürdig. Es gab entzückende Spaziergänge und höchst interessante Unterhaltungen über die Geschichte von Schleswig-Holstein; die Vermählung der Prinzessin Viktoria und der Prinzessin Kalma, über Familienbeziehungen und Schloßgespenster. Außer Fräulein Cerrini und den benachbarten Gutsherrschaften machten wir noch die Bekanntschaft eines Herrn von Marschall: Leibgartnst, kriegerisch und russenfeindlich.

Das Schloß ist malerisch, doch nicht groß; wir wohnten m emem Anbau, der für Gäste bestimmt war. Die Mittagsmahlzeit wurde m Primkenau früh eingenommen; trotzdem mußte man in großer Toilette erscheinen. Vier Umkleidungen am Tage waren unvermeidlrch. D!e

») Das Schloß des Herzogs Ernst Günther von Schleswig-Holstein, Bruder der Kronprinzessin.

Mahlzeiten verliefen ziemlich steif. Eines Morgens besuchten wir die kleine Kirche von Primkenau, in der die Prinzessinnen zu großer Frömmigkeit erzogen wurden. So sehr, daß Prinzessin Kalma die Vermählung mit einem ihr sonst sehr genehmen Prinzen ablehnte; um nur nicht etwa Gefahr zu laufen, nicht rein protestantische Kinder ins Leben zu setzen. Als die Prinzessinnen zum erstenmal nach Frankreich gingen, nahm ihnen ihr Vormund, Prinz Christian von Schleswig-Holstein, das Versprechen ab, nie — auch nicht für einen Augenblick — eine katholische Kirche zu betreten. Ich erinnere mich sehr gut, wie Prinzessin Luise während eines Abstechers in der Umgegend von Pau sich ausschloß und draußen auf uns wartete, als wir eine Kirche besuchten. Sie war um keinen Preis zum Eintreten zu bewegen. „Wenn Sie keine Kirchen in Italien besuchen," sagten wir ihr, „so berauben Sie sich des Vergnügens die schönsten Kunstdenkmäler zu sehen; die Statuen von Michel-Angelo, wie die hervorragendsten Gemälde." Die Prinzessin blieb unbeugsam: ihr Onkel hätte es ihr verboten.

Die Großmutter des Herzogs Ernst Günther war nicht von königlichem Blute. Sie ist eine Gräfin Daneskjold. Daher stammt die Verwandtschaft mit dem Grafen Stolck Winterfeld, den wir in Pan kenne!' lernten.

Juni 1888, Marienbad.

Kaiser Friedrich ist tot. Wir haben durch die Gräfin Brockdorff telegraphisch kondoliert und ein höchst liebenswürdiges Antworttelegramm bekommen. Wir konnten uns nicht mehr entschließen, uns unmittelbar an den jungen Kaiser zu wenden; wie wir es noch vor einem Iahre getan. Damals hatte ich ihm am 22. März, dem Geburtstage des alten Kaisers, seines Großvaters, ein Telegramm geschickt.

„Wir bitten Eure Königliche Hoheit die aufrichtigsten Glückwünsche der in Arco weilenden Russen zu genehmigen und sie Seiner Majestät dem Kaiser zu Füßen zu legen."

Ich erhielt darauf zur Antwort:

„Im Auftrage meines Großvaters danke ich Ihnen aufrichtig für die guten Wünsche, die Sie namens Ihrer Landsleute ausgesprochen, und bitte Sie ihnen seinen Dank zu übergeben. Er fühlt sich wohl. Tausend Grüße von mir.

Wilhelm
Prinz von Preußen."

Wir verschlingen die Zeitungen. Der Aufruf ist prachtvoll, die Rede ebenfalls: Gott helfe dem jungen Kaiser und bewahre uns vor einem Kriege. —

Oskar von Schütte:
Richtet nicht ....
Eine Erzählung aus den Bergen.
(Fortsetzung.)

Er holte sich das Licht aus seiner Kammer und öffnete die Tür zu der Stube des Vaters. Als er die Lampe auf den Tisch gestellt hatte, mußte er doch wieder in ehrlicher Anerkennung der Mutter gedenken. Die Stube war gepflegt und heimelig erwärmt. Sie hielt das Andenken des Vaters in allen Ehren. Christian leuchtete die Wände lang vor all den eingeordneten Büchern. Er hatte den Vater stets als einen Wundrigen genommen. In seinen Knabengedanken wußte er nie etwas anzufangen mit ihm; auch war er darum nie eine gewisse Scheu losgeworden vor ihm, der nicht unter den Knechten befehligte. Dann und wann hatte der Vater ihn unters Kinn gefaßt, mit einer feinen, weichen Hand den Kopf hochgehoben und ihm tief in die Augen geschaut und gelächelt. Ob er ihm mit dieser stummen Zwiesprache gar mancherlei vertrauen wollte. Später war nichts mehr, was ihn zum Vater drängte, und auch der Vater hastete eher verlegen an ihm, dem hochaufgeschossenen Burschen, der tüchtig schaffen konnte, vorbei.

Ietzt fand er wie durch zarte Fäden eine ganz sichere Beziehung zwischen sich und dem Vater geknüpft. Er holte sich wieder den Brief des alten Gruber aus der Brusttasche hervor. Auch darin stand etwas von dem Gemeinsamen zwischen ihm und dem Vater. Ein Vergessen war es demnach, das der Vater in diesen Büchern gesucht hatte. Ratlos stand Christian vor den Borden. Wer würde ihm die Stellen weisen, welche ein Trost werden konnten vor dem Leben. Christian setzte sich auf die leere Bettstatt. Eine gewaltige Sehnsucht nach dem Vater überkam ihn.

Unten schlug die Dumiswalder Uhr in hartem Aufklopfen „zehn".

Die Mutter machte, ehe sie zu Bett ging, nochmals die Runde im Hause. Hier sollte sie ihn nicht treffen. Mit der freien Art hatte es

feinen Zweck, wo man die Wünsche in der Knospe brach, ohne ihnen die Reife zu gönnen. Es war schon besser in der Wärme der Brust verschlossen zur Blüte bringen, was die eigene Freude werden konnte.
Wenn Christian gewußt hätte, daß dies der Anfang gewesen ist von des Vaters vereinsamtem Leben. Hier in der stillen Stube waren ihm gar manche Wünsche ausgereift, abgefallen, welk geworden, um immer neuen, die aus der Erkenntnis des Lebens auftauchten, Platz zu machen.

4.

Der Morgenzug, den die Geschwister nahmen, war kalt und unbesetzt. Die Landschaft war nicht zu erspähen. Sie lag hinter den trüb angelaufenen Fensterscheiben und war mit einem dichten Wintermantel verhängt.
An der Bergstation nahmen sie einen Schlitten. Sie wollten bis zur Kreuzung fahren. Es ging noch lange in den Nebel hinein. Erst allmählich, wie der Schlitten sie in kurzen Kehren aufwärts zog, stieg es sonnenhell von oben herunter und drückte die schweren Wolken aufs Tal nieder. Himmelblau wölbte sich der Tag über ihnen. Linni war es, als wäre sie schwebend hier hochgekommen, denn unter ihren Füßen floß es in weichen Wolken über das Land. An der Kreuzung waren die Felder wie aus lauter Edelsteinen gefügt, so sprangen die Frühlichter auf dem festen, reinen Schnee. In der Mulde lag tief eingebettet das Selhofer Anwesen als wie ein Kindlein, das wärmesuchend die Nase unter das Deckbett steckt. Über der Mulde schwebte wie früher das lustige Ringelwölkchen hoch. Siedendheiß überlief es Christian. D«i Anni war am Ende dennoch heimgekommen, das Fest mit dem Vater zu feiern. Immerzu sah er nach der feinen, wirbelnden Rauchsäule, wie nach einer frohen Verkündigung.
„Wir wollen, ehe wir höher steigen, hier vorerst den Selhofer grüßen", sagte Christian. Seine Kinnbacken zitterten dabei, daß Linni besorgt den Bruder ansah und ihn frug, ob er friere.
„Es ist nicht gerade Sommerszeit", antwortete er verlegen. El ging voraus und um das Haus herum. Vor dem Stall hantierte eine alte Magd, welche er nie vorher gesehen hatte. „Ist der Selhofer daheim?" frug er.
Die Alte lachte blöde, tat aber keinen Bescheid. Christian schrie ihr seine Frage nochmals hinter das wollene Kopftuch.

„Den Selhofer meinet Ihr? Nein, der ist nicht hier. Der ist
unten im Dorf im Futterlädeli, wenn er nicht grad beim Ochsen sitzt."
„Ia, wer ist denn im Hause?"
„Das ist jetzt der Grundenbacher und ich bin die Base von der Frau
ihrer Verwandtschaft."
Christian hatte Mühe zu atmen.
Der alte Gruber hatte ihm mit Absicht verschwiegen, daß aus dem
Haus in der Mulde alles heraus ist, was noch des Anni war. Die Alte
sah den wie betäubt dastehenden Christian neugierig an. Das brachte
ihn zu sich. Das Linni wartete am Wegrain und konnte sich nicht genug
wundern über die Winterpracht, die hier oben noch anders funkelte, als
auf dem Holunderberg. Noch niemals war dem Christian der Aufstieg
durch den Wald so beschwerlich geworden, trotzdem es allerhand Spuk
gab mit Ausgleiten und Zurückrutschen. Kerzengrade ging es hoch
zwischen den beschneiten Tannen, die allesamt aussahen, wie eine Ver-
sammlung von Königen, so erhaben und stolz im Hermelin.
Die alten Grubers freuten sich gar der Überraschung, welche ihnen
der zweite Festtag mit dem Christian und der Linni ihrem Besuch brachte.
Das Muetti hatte fast Tränen in den kleinen Augen, die von der langen
Schneezeit geblendet, sich Winters über kaum öffneten. Sie half dem
Linni schnell aus dem Wollenzeug und nötigte sie an den Ofen, wo sich
auch immer das Anni nach dem Aufstieg angewärmt hatte.
„Ia das Anni," fiel der alte Gruber prompt ein, „das hat nun weit
fortgemacht."
Christian trugen die Beine nimmer. Er setzte sich neben die
Schwester und hielt die Hände fest ineinandergepreßt.
Das Linni erzählte, wie der Christian weit mehr gefroren habe
unterwegs als sie selbst.
„Da wollen wir gleich helfen", rief das Muetti schon aus der
Küche heraus. Linni war auch gleich mit bei der Hand, ihr behilflich zu
sein, einen Kaffee zu kochen.
Christian blieb allein mit dem alten Gruber.
„Die Zeiten ändern sich," seufzte der Alte ein wenig. „Die Haupt-
sache aber im Leben ist, daß man sich in jede Zeit richtig zu schicken
weiß."
„Ihr meint mich, Vater Gruber. Seht Euch aber einen jungen Baum
an, der im Frühling sein erstes Blühen trägt. Laßt den nun Hagel-
körner auf den Kopf kriegen oder einen unzeitigen Frost."

»Ia, so ein Baum," erwiderte der Gruber bedächtig, „der besinnt sich auch wieder. In dem Iahr, wo es ihn trifft, da mag es mit den Früchten vorbei sein. Aber das Geäst hebt er doch wieder in die Sonne. So ein Baum hat eben noch Mark in den Knochen, und hat ein junger Baum keines mehr, dann muß ihn der nächstbeste Sturm doch holen."
Christian sprang auf von der warmen Ofenbank. „Gut. Warum aber habt Ihr mir nicht gleich alles auf einmal geschrieben, daß der Selhofer auch das Anwesen verkauft hat."
Der alte Gruber holte sich seine Pfeife und setzte sich an das kleine Fenster ins dämmernde Licht. „Das Geflenne, welches du vollführst, ist nicht mannswürdig. Und die Vorwürfe, welche du au mich schleuderst, haben wenig Sinn. Wenn man ein Iüngferlein aus mutigem Herzen liebt, dann sendet man einen Echreibebrief und helfe ihr mit tröstenden Worten zu warten. Du hast die Selhoferin allem Zweifel gelassen und allen Zuträgereien. Dafür konnte es nicht gerade eine Ertra-Belohnung geben für dich. Wie wir es uns einbrocken, so müssen wir es auslöffeln und nicht allemal die Suppe dem Nachbarn zuschieben." Der alte Gruber spuckte aus.
„Ich kann Euch eben nicht verstehen, was Ihr mit alledem wollt", sagte Christian erschrocken.
„Hier herum hieß es, daß du die Rose von Tannen heiraten mußt, laut Testament deines Vaters. Du hast auch mir vom Gegenteil nichts mitgeteilt. Der Selhofer konnte das Anwesen leidlich verkaufen und ich habe dem zugesprochen. Dem Anni war die Gegend verleidet und da zog es fort. Gleich ordentlich weit weg, damit es nicht auch noch von den Anstalten zu deiner Hochzeit immer zu hören bekommt."
„Und all das unsinnige Zeug habt Ihr auch geglaubt? Des Anni nunmehrigen Aufenthalt werdet Ihr mich aber wissen lassen."
„Würde ich gern, wenn er mir bekannt wäre. Der Selhofer sagte, daß es sich vorläufig ans Postamt Genf berichten lasse."
„Und wann, sagtet Ihr, sei das Anni verzogen?"
„Es sind gut zwei Monate her."
„Und Ihr wißt seither nichts von ihr und sie weiß nichts von Euch." Christian sprach heiser vor Erregung.
„Wir haben auf Gutdünken ein gleiches Paket nach Genf geschickt zum Fest, genau wie an dich. Bis heute ist uns nichts retour gekommen. Also wird das Anni meinen tröstlichen Brief wohl gelesen haben."

Christian trocknete sich die Stirne. Ein richtiges Fieber hatte ihn gepackt. „Und Ihr meint also, daß ich mich einfach verkaufen lassen werde, wie das Vieh auf dem Markt. In des Vaters Testament steht so was nie und nimmer, das weiß ich. Und wenn es auch darin wäre, dann heißt es eben auf den Hof verzichten. Das würde ich auch tun, so wahr —"
Der alte Gruber legte ihm die Hand auf den Arm, der sich zum Schwur erhoben hatte. „Nicht schwören, Christian", sagte er ruhig. „Das Leben ist nicht so einfach, daß man mit einem Schwur hindurch könnte. Ihn aber nicht halten, das verkleinert uns vor uns selbst. Denn was heute Liebe ist, kann morgen ein Haß sein. Was nützt dann so ein Schwur. Auch hast du niemals das Recht so allein über dich zu bestimmen. Dich hat die Geburt auf einen Platz gestellt, der dir eingewachsen ist, wie dein rechter Arm. Du bist der Herr und das einzige männliche Haupt einer unserer stolzesten Höfe. In dir ehrt sich der Bauer. Das darf nicht leichtsinnig um eine Herzensgeschichte an den Nagel gehängt werden. Das bist nicht mehr du, das ist ein Stand.
Der Holunderberg war für den Bauern stets wie eine Zwingburg.
Wir sind stolz darauf, daß die Tannen Bauern geblieben sind. Dieser Pflicht eingedenk mußt du handeln. Was dein eigenes Leben anbelangt, das wirst du in Zukunft vielleicht mit dir allein auszumachen haben, wie dein Vater seliger auch. Auf dem Hof mußt du hingegen bleiben und das Schicksal nicht versuchen." Der Gruber hatte noch immer die Hand auf des Christian Arm liegen. Er fühlte sie schwer, diese Bauernband, so schwer wie den Stand, dem er angehörte. Christian senkte das Haupt. Die Mundwinkel hingen ihm schlaff, der Nacken beugte sich, ja wie die Äste der jüngsten Tanne unter dem ersten Hagelschauer.
In der Küche war unterdessen der Kaffee gekocht und der Tisch gedeckt worden. Stillschweigend setzten sich die vier drum herum. Der warme traute Trank verfehlte seine belebende Wirkung nicht. Dem Linni schmeckte es besonders herrlich. Der alte Gruber neckte sie mit allerhand. Das Muetti saß neben dem Christian und nahm seine immer noch kalte Hand zwischen ihre harten verhutzelten Arbeitshände. Da war etwas in diesen Händen, das ihm wärmend und tröstend bis zum Herzen strömte. Am liebsten würde er auch seinen Kopf in ihre Hände gelegt haben, um sich darin recht ausgiebig auszuweinen.
Linni setzte sich drinnen in der Stube an das alte Klavier. Sie machte es gar artig, wie sie zu einer einfachen Begleitung ihre Schweizer-

liedchen sang. Es dauerte nicht lange, da stimmte der alte Gruber jeden
Refrain fröhlichst mit.
Dem Muetti wurde es auch heimelig. Die Hand des Christian in
den ihren, summte sie mit der dünnen, vergehenden Stimme alle die Me-
lodien, die ihr mancherlei Glückliches in die Erinnerung brachten. Und
einer saß neben ihr, der ein Herzeleid hatte, davon man in svätern
Iahren gar nichts mehr wußte. Ein Herzeleid und wenig Geduld es
zu tragen oder die Zeit abzuwarten, wo das sich wie von selbst glättete.
Sie fing an dem Christian aus dem eigenen Leben zu erzählen.
Schwer hatten sie es. In die Fremde mußten sie beide und arg schaffen.
Sie sahen kein Ende des langen Brautstandes, und wenn nicht eine un-
erwartete Erbschaft gekommen wäre, die es ihnen ermöglicht hätte, den
Breitenast pachtweise zu übernehmen, würden sie wohl niemals anein-
ander gekommen sein. „Das Herz ist ein sonderbares Ding," seufzte das
Muetti, „das eben nur in der Freude stark wird und schwellend. Im leid
wird es oft hart, als ob eine feste Schale darumwüchse. Und manchmal
hat man noch Mühe zu wissen, daß unter der Schale es winzig leise und
gut schlägt. Das ist beim Menschen, wie bei den Früchten. Bei mir,
Christian, da war es noch gar zart geblieben das Herz. Beim Franz,
nun da hatte ich manchmal schon ein wenig Mühe durchzukommen bis
zu dem Kern. Denn mit der Heirat war noch lange das eigent-
liche Glück nicht ins Haus gezogen. Arbeiten, Tag und Nacht mit
vielerlei Enttäuschungen, Bitternissen und Krankheiten, die über uns
kamen und drei lebensvolle Kinderlein wegholten. Das will überstanden
sein und dabei mußte man das Herz behüten vor der harten Kruste. S»
das Glück, das man hatte, spürt man erst, wenn man Gott ergeben
gelandet ist im Hafen des Alters. Ruhe ist das Glück. Und die muß man
sich erleben, Christian" Sie hatte leise gesprochen. Sie hielt oft inne,
um ein Liedchen, welches das Linni im Zimmer daneben anstimmte, mit-
zusummen oder um ein paar Tränlein hinunter zu schlucken. Mit alle-
dem hatte sie es doch bewirkt, daß es gleichmäßig wurde in dem inner-
lichen Aufruhr des Christian. Der gütige, mütterliche Zuspruch, das
war es auch, was er am meisten entbehren mußte auf dem Hofe.
„Die Mutter daheim versucht es niemal uns mit guten Wotten
beizukommen, wie Ihr es tut," sagte Christian traurig, „dennoch wäre
dies ebenso wichtig als die Hofgeschäfte."
Fortsetzung folgt.

Rundschau

Sozialpolitische Rundschau.

Von Senatpräsidenten vi Flügge.

In wenigen Wochen, am 1. April 1912, tritt das „Zweckverbandsgesetz für Groß-Berlin" vom 19. Iuli 1911 in Kraft, und von diesem Tage an wird für die Städte Berlin, Charlottenburg, Schöneberg, Rirdorf, Wilmersdorf, Lichtenberg und Spandau sowie für die Landkreise Teltow und Niederbarnim eine neue kommunale Korporation bestehen, deren Aufgabe es ist, innerhalb des Verbandsgebietes das Verhältnis der Bahnen aller Art mit Ausnahme der Staatseisenbahnen zu regeln, bei der Feststellung der Fluchtlinien und Bebauungspläne sowie bei dem Erlaß von Vaupolizeiordnungen mitzuwirken und schließlich Wälder, Parke, Wiesen, Seen, Schmuck-, Spiel- und Sportplätze und ähnliche „Freiflächen" zu erwerben und zu erhalten. Wie man sieht, alles Aufgaben vorwiegend sozialer Natur, denn von ihrer sachgemäßen Erfüllung hängt es ab, ob es gelingen wird, die weniger bemittelten Teile der Bevölkerung Groß-Berlins in gesunden Wohnungen unterzubringen, ihnen auch außerhalb der Wohnungen Licht und Luft zu verschaffen und sie schnell und billig aus den Arbeitszentren in die Wohnviertel und aus beiden in die freie Natur zu bringen.

Daß es in diesen Stücken oft übel steht, nicht nur in Berlin und seinen Vororten, sondern auch in manchen anderen deutschen Großstädten, ist nicht zu bezweifeln. Schriften wie das Buch des Bielefelder Oberinspektors Lieber „Gänge durch Iammer und Not" oder die von dem Geschäftsführer der Ortskrankenkasse der Kaufleute, Handelsleute und Apotheker zu Berlin Cohn herausgegebenen Berichte über die Wohnungsverhältnisse der Kranken dieser Kasse haben sich in tatsächlicher Beziehung als absolut unanfechtbar erwiesen und haben wahrhaft ergreifende Bilder der Wohnungsnot enthüllt. Gelehrte wie der viel zu früh aus dem Leben geschiedene Paul Voigt, wie die Professoren v. Mangoldt und Eberstadt haben immer neues Material für die Re-

formbedürftigkeit unserer Großstadt-Wohnungsverhältnisse zusammengetragen, und mag auch über die Art, wie sie die Reform durchführen wollen, die Diskussion noch offen sein — daß Mißstände bestehen, die eine Reform dringend nötig machen, scheinen sie mir über jeden Zweifel hinaus elwiesen zu haben. Und so ist auch der Grundton bei den Ver-

handlungen des Evangelisch-sozialen Kongresses im Iahre 1900 und denen des Vereins für Sozialpolitik im Iahre 1901 gewesen, es steht fest in der Meinung aller sachverständigen Kreise, daß in dem Wohnungswesen unserer Großstädte vielfach arge Mißstände vorhanden sind.
Es wäre wohl ungere ht, wenn man die Schuld an diesen Mißständen allein denjenigen Behörden aufbürden wollte, die zur Wohnungspflege an erster Stelle berufen gewesen sind, den städtischen Verwaltungen. Es kann gar nicht verkannt werden, daß die Zusammenballung der Massen in den deutschen Großstädten die Stadtverwaltungen mit rapider Schnelligkeit eine nach der anderen vor Probleme gestellt hat, die früher nicht vorhanden waren, und denen man zunächst ohne Erfahrung gegenüber stand.
Man bedenke, daß Deutschland im Iahre 1850 erst 5,1870 erst 8 Städte über 100 000 Einwohner hatte, 1890 dagegen schon 26, 1900 33, 1905 41 und 1910 47. Fast der ganze Bevölkerungszuwachs hat sich massiert in den mittleren Städten und vornehmlich in den Großstädten. Daß einer solchen Bevölkerungsvermehrung nicht alle Kommunalverwaltungen gewachsen waren, ist begreiflich. Zunächst galt es angesichts der anschwellenden Massen die öffentliche Gesundheitspflege zu organisieren, Wasserleitung und Kanalisation zu schaffen, Dinge, die uns heute selbstverständlich sind, deren Schöpfung aber Mühe genug machte, und um zu beweisen, daß diese Aufgabe von den Städten erfolgreich gelöst wurde, braucht man nur an Namen wie v. Winter (Danzig), Lent (Cöln), Varrentrapp (Frankfurt a. M.), v. Erhardt (München) zu erinnern. Freilich mag über solche Aufgaben mancher Bürgermeister und Stadtbaurat die Wohnungspflege vergessen haben, da« soziale Empfinden und Wissen war ja vor 30, vor 20 Iahren lange noch nicht so entwickelt wie heute, das wirtschaftliche Moment herrschte vor, und daß unter seiner Vorherrschaft hier und da auch einmal ein Stadtparlament eine Verbesserung unterlassen hat, die den Hauseigentümern

Opfer auferlegt hätte — wer wollte das für unmöglich halten? Dazu ein Schuldrecht, wie es sich Bauspekulanten und Schieber nicht bequemer wünschen konnten, und das erst durch das Gesetz über die Sicherung der Bauforderungen vom 1. Iuni 1909 verbessert wurde, und schließlich für Berlin in allen Vierteln die protzige Vorliebe für unmäßig breite Straßen, deren Raumverschwendung zu viel zu tiefen Baublocks nötigt, so daß sich an das Vorderhaus notwendiger Weise ein, zwei oder noch mehr Höfe mit Wohnungen ohne Licht und Luft anschließen müssen.

Es wird eine Herkulesarbeit sein, dieses Konglomerat von verfehlten Bebauungsplänen, Hypothekenverschuldung, widerstreitenden Interessen der Metropole, der Tochterstädte, der Straßenbahn- und Terraingesellschaften und von Wohnungsnot so zu entwirren, daß Zustände entstehen, die den Sozialpolitiker befriedigen. Und die Kommunalverwaltungen für sich oder auch im Bunde mit dem neuen Zweckverbande sind allein gar nicht imstande die Wohnungsverhöltnisse gründlich zu ändern. Ich will ganz davon absehen, daß bei dem

sogenannten „Wald- und Wiesengürtel" für Groß-Berlin der Landwirtschafts- und der Finanzminister das entscheidende Wort haben, und daß hinter beiden der Berlin nicht immer gewogene Landtag steht — auch der Bebauungsplan der einzelnen'Städte selbst hängt in entscheidender Weise von einer staatlichen Verwaltung ab, deren Interessen und deren Pflichten letzten Endes von ganz anderen Gesichtspunkten als denen der Wohnungspflege beherrscht werden: in einem ungewöhnlich interessanten Vortrage, den der Professor an der technischen Hochschule zu Hannover vi Blum kürzlich in der Ortsgruppe Berlin der Gesellschaft für Soziale Reform gehalten hat, und der demnächst in den Schriften dieser Ortsgruppe zum Druck gelangen wird, ist überzeugend dargelegt, daß alle Stadtentwicklung und damit alle Wohnungsreform von der Tracierung der die Städte durchschneidenden Fernbahnen abhängt, deren massiger und starrer Körper mit seinen Personen- und noch vielmehr mit seinen Güter- und Verschiebebahnhöfen ganze Stadtteile von der Entwicklung ausschließen oder auch sie in den Strudel eines ihnen vielleicht nicht einmal erwünschten Verkehrs hineinziehen kann, wie es die Umstände im einzelnen Falle gerade mit sich bringen. Und daß die Sorgen der Wohnungspflege bei der Legung oder gar bei der Verlegung einer Fernbahnlinie das entscheidende Wort nicht haben und garnicht haben können, das braucht nicht erst auseinandergesetzt zu werden.

Es sind dornige Aufgaben, vor denen der Zweckverband Groß-Berlin steht, und mit größter Spannung wird man allem folgen, was er zu ihrer Lösung tun wird.

Koloniale Rundschau.

Von Otto Iöhlinger.

Kolonial-Sozialismus.

Auf neutralem Boden fand kürzlich in Berlin eine koloniale Redeschlacht statt, an der mancher alte Afrikaner, der sich jahrelang vergeblich bemüht hat, den kolonialen Gedanken populär zu machen, seine Freude gehabt

haben würde. Der Verein
„Frauenwohl" hatte zu der
Redeschlacht Veranlassung gege-
ben, indem er den Sozialisten
Maurenbrecher einen Vor-
trag über „die sittlichen
Grundlagen der Kolonialpo-
litik" halten ließ. Ein Thema, für
das nicht nur Frauen, sondern ei-
gentlich jeder Politiker ein Inter-
esse haben muß. Der Abend war
in zweifacher Hinsicht genußreich:
sowohl der Redner selbst als auch
die Diskussion waren etwas Außer,
gewöhnliches. Maurenbrecher hat
sich längst außerhalb seines eigent-
lichen Wirkungskreises und außer-
halb der Sozialdemokratie einen
Namen verschafft und seine
„Hohenzollernlegende" ist in wei-
testen Kreisen bekannt. Ebenso
bekannt ist, daß er sich keiner gro-
ßen Beliebtheit in der Sozialde-
mokratie selbst erfreut, bei der er,
wie man dort sagt, nur eine „Gast-
rolle" gibt. Er wird schon
längst auf eine Stufe gestellt mit
Georg Bernhard und Richard Cal-
wer, also Leuten, die keine Ge-
nossen mehr sind, und er ist mit

Hildebrandt, der bereits
auf der Proskriptionsliste steht, eng
liiert. Wer noch daran gezweifelt
hatte, dem wurden die Augen dar-
über geöffnet, als Maurenbrecher,
der mehr ist als ein Revisionist,
sein koloniales Glaubensbekennt-
nis entwickelte. Es deckt sich im
großen und ganzen mit Hilde-
brandt und „bricht" völlig die
„Mauer", die die Sozialdemokratie
bisher von der Kolonialpolitik
trennt. Schon Hildebrandt hatte
vor einiger Zeit den Satz aufge-
stellt: „Europa könnte seine Bevöl-
kerung nur auf einer viel tie-
feren Kulturstufe ernähren,
wenn es nicht seit Iahrhunderten
Kolonialpolitik betrieben
hätte, und daher muß Deutsch-
land positive Kolo-
nialpolitik treiben." Mau-
renbrecher geht sogar noch weiter:
der frühere Theologe leitet aus
Gründen der Ethik die Pflicht
(nicht nur das Recht) her, für die
Kulturstaaten Kolonialpolitik zu
treiben, und für ihn ist es ein
Grundprinzip des Sozialismus, ja
sogar eine erste sozialistische Auf-
gabe positiv zu kolonisieren. Denn
— so sagt er — Sozialismus heißt
die Vorsorge den kommenden Ge-
schlechtern wirtschaftliche Güter zu
möglichst niedrigen Preisen und in
möglichst großen Mengen im vor-
aus zu sichern. Das heißt also
der Erde abzuringen, was auch
nur, und sei es in den entfern-
testen Tropen, abgerungen werden
kann. Ist solches — so fragt
er dann weiter — aber ohne Kolo-
nialpolitik möglich? Nein. Folgt,
daß gerade der Sozialismus das
größte Interesse an den Kolonien
hat, sie zu fördern gezwungen ist.
Dieser zwar logisch aufgebauten,
aber mit der Ansicht aller Sozial-
demokraten in völligem Wider-
spruch stehenden Feststellung folgte
dann eine andere, die genau so neu
wie interessant war: im Gegensatz
zum Mutterlande ist in den Kolo-
nien die deutsche Regie-
rung — unsere Alldeutschen wer-
den zittern, wenn sie es hören —
sozialistisch ! Was sagen da
General von Lirbert und Konsor-
ten? Ein sozialistisches Regiment

und dazu noch in deutscher Uniform! Unmöglich, werden viele denken, Maurenbrecher hat trotzdem auch hier nicht ganz unrecht. Gerade die Regierung ist in den Kolonien der Schutz der Eingeborenen, sie behütet sie, soweit möglich, vor Ausbeutung und Mißhandlung, unterbindet den Raubbau, unterhält Eingeborenenkommissare und Reservate, kurz sie tut alles, was im Sinne der Sozialisten als „sozialistis ch" zu bezeichnen ist! Wir nannten's bisher nationale Aufgabe. —

Schade daß die hohe Auffassung von der Kolonialpolitik als sittliche Forderung und Aufgabe bisher nur von zwei Männern in der sozialdemokratischen Partei getragen wird. Wäre sie, wie in England, Allgemeingut der Partei, die Stoßkraft der Gegner würde gewaltig abgeschwächt werden können. Aber es gibt immer noch zu viel Genossen, die, wenn sie das Wort Kolonien hören, sofort an — Nilpferdpeitsche denken. Naturgemäß fehlte es auch in der Diskussion, die sich an Maurenbrechers Worte anschloß, an solchen „Scheuklappensozialisten" nicht und die Diskussion bot im

allgemeinen das Bild, das man in Berliner politischen Versammlungen gewöhnt ist: unreifes Geschwätz oder unangebrachte Moralprediger, die man nicht ernst nimmt. Aber mit zwei Ausnahmen konnte der Verein „Frauenwohl" aufwarten: Else Lüders und Kapitänleutnant Paasche, zwei entgegengesetzte Charaktere, aber beide höchst bemerkenswert. Else Lüders hat sich schon längst durch ihre sozialpolitische Tätigkeit einen Namen gemacht und Paasche jr. ist als Vorkämpfer gegen den Alkoholmißbrauch in den Tropen in Kolonialkreisen recht geschätzt. Fräulein Luders vertrat den sehr vernünftigen Gedanken, daß Kolonialpolitik nicht mehr der Tummelplatz der Alldeutschen sein darf, sondern daß auch der Liberalismus hier wichtige Aufgaben zu lösen hat, ein Gedanke, der die Anerkennung aller Kolonialfreunde finden wird. Nicht nur liberale Männer, sondern auch liberale Frauen sollen sich mehr und mehr mit den kolonialen Fragen vertraut machen, nur dann wird unsere Kolonialpolitik wirklich populär werden. Vielleicht setzt Else Lüders den Gedanken in die Praris um und fördert ihm in den ihr nahestehenden sozial tätigen Kreisen der liberalen Frauen neue Anhänger zu.

Besonders interessant waren aber die Worte des jungen Paasche, von dem man als Sohn des Geheimrates Paasche eine „warme Lanze" für unsere bisherige Kolonialpolitik erwartete Aber nichts von alledem. Paasche jr. gebärdete sich noch sozialistischer als alle Vorredner. Er ließ den „Schrei nach der Wildnis" ertönen und beklagte die Kultivierung Afrikas, die Ausrottung des Tierbestandes und die Vernichtung der alten Eingeborenensitten. Dann gab er ein düsteres Bild von der schlechten Behandlung der afrikanischen Bevölkerung durch die Überseedeutschen, die i« Eingeborenen nur das „Negerschwein" sehen, die die bisherigen Einwohner unterdrückten, ausrotteten und zur Arbeit zwingen,

nur um das bißchen Sisal, Baum-
wolle oder Kaffee zu erlangen.
Mit energischen Tönen verlangte
er, daß sich die Regierung diesen
Negerausbeutern entgegenstem-
men und die Eingeborenen als das
kostbarste Gut der Kolonien schützen
solle.
Bei diesen Worten mußte ich
etwas lächeln. Ich gedachte einer
Zeit, da diese Frage im Reichstage
eifrig debattiert wurde. Der
Mann, der für den Schut z der Ne-
ger und gegen die Ausbeutung
durch die Weißen eintrat, war da-
mals Bernhard Dernburg und
der Mann, der ihn dabei aufs
schwerste bekämpfte und ihn anti-
national nannte, war Ge-
heimrat Paasche, der Vater des
Kapitänleutnant Paasche l
Nicht nur das Zentrum hat
jetzt einen Fall Spahn. —

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

Wer dereinst die Geschichte unserer
Gegenwartkultur schreibt, wird an
der Erscheinung der Frau Bertha
v. Suttner nicht vorübergehen
dürfen, ohne ihres Wirkens mit

Respekt vor ihrem Wollen zu gedenken. Und wenn jemals die Größe eines Menschen an der Größe seiner Idee gemessen würde, und die Größe seiner Idee an der Größe der Opfer, die er dafür bringt, so muß diese merkwürdige Frau in die erste Reihe der Besten unserer Zeit gestellt werden. Der große Gedanke des Völke rfriedens, nicht als eine Utopie der Zukunft, sondern als eine praktische Forderung der Gegenwart — Bertha v. Suttner hat mit unermüdetem Eifer und allen Kräften ihrer Seele an den Möglichkeiten seiner Ausführbarkeit gearbeitet. Aber der Friedensgedanke allein füllt nicht ihr überaus reiches Leben. Aus jeder ihrer Dichtungen mehr gewinnt man den sicheren Eindruck) daß immer ein sozial-ethischer Gedanke es ist, der zum Träger oder doch zum Lichtgeber ihrer poetischen Absicht wird. Ihre neue Dichtung „Der Menschheit Hochgedanken" (Verlag der Friedenswarte, Berlin) bestätigt und vertieft diesen Eindruck. Das Leitmotiv der Dichtung: Fortschritt in jedem Sinn und auf jedem Gebiete, so des menschlichen Intellektes, wie der menschlichen Höhengesittung, sei die große Aufgabe unserer Zeit und Zeitgenossen, wird zart umrankt von einem Roman-Sujet. Aus dessen anmutigen Verflechtungen und Lösungen steigen die „Hochgedanken der Menschheit" auf, wie der begeisterte Sinn der Dichterin sie predigt: statt rohen Krieges überall segenfruchtender Frieden; statt müßiger Lebensgier, erkenntnisgeläuterte Lebenswertung und -Verwertung; für die Frauen: statt flackernder Oberflächlichkeit ernsthafte,' gründliche Kenntnisse als Wurzelboden für eine sittlick, erhöhende Lebensauffassung, die zu selbsteigner Weltanschauung sie leiten und in die Aufgaben des Weltfortschrittes einführen soll. Die neue Kultur-Nra der Lufteroberung wird ihr zum Symbol, so der höhenwärts strebenden Zielarbeit der Menschheit, wie der Bürgschaft für die dereinstige Erreichung dieser Ziele: die Verwirklichung alles dessenfür Alle, was wir

heut nur als „Hochge-
danken" bei den Einzel-
nen, den Rufern und
Weckern, den Führern
und Lehrenden finden.
Bestrickende Herzenswärme und
leuchtend klare Gedankenarbeit, un-
aufdringliche Lebensweisheit zu
höheren Potenzen gereift, werden
hier in veredelte Formen gegossen,
wie sie der Dichterin, der Denkerin,
der Streiterin für „Der Menschheit
Hochgedanken" vordem kaum je
so reich und rein geglückt sind.
Auch Peter Rosegge r,
der Philosoph der Lebenstreuc,
verkündet in seiner neuesten
Dichtung „Die beiden Hänse" (L.
Staakmann, Leipzig) eine Lebens-
botschaft, der ernsthaften Beachtung
wert. Er lehrt zum ersten: ein
Charakter erstehe für Lebensfor-
derung nur aus einem vollkommen
gebildeten Willen; auch: daß nur
durch die Güte der Guten es
in der Welt gut werden könne.
Er lehrt zum zweiten: Wer auf der
Scholle geboren, als ein in seinem
Wesenskern Schollenhaftender, der
dränge sich nicht in das herzver-
sengende Welthasten der Großstadt,
oder er kehre zur Scholle zurück,
ehe seine Seele veräschert ist. Mit

jenem warm eingehenden Gemütston, bald Humor, jetzt Echalkheit und jetzt tiefe Nachdenklichkeit; mit jener Ergriffenheit, die von Anbeginn ihm eignet und glückt, wie kaum einem Anderen, schildert er die sehr ungleiche Art und Entwickelung zweier Schulkameraden. Beide aus steyerischen Gebirgsdörfern hervorgegangen, gelangt Hans, der Arzt und Freigeist, der in allem etwas bedeuten und Bedeutendes will, nach kurzem, glänzendem Aufstieg als Streber der Besitzgier, des Ehrengeizes und der skrupellosen Ichsucht an den Rand der Erbärmlichkeit. Bis ein äußerer Anstoß sein Gewissen aufrüttelt. Glänzende Carriere, Reichtum, vornehme Braut, Erfolge und Verbindungen — alles wirft er von sich. Durch die weite Heimat hin, der seine tiefgeheime Sehnsucht unter allem Weltprunk und Wissenschaftsprotzen ungestillt nachgegangen, sucht er sein geliebtes, unglückliches Mädchen, das er in Schande und Verlassenheit getrieben. Nach Iahren der finstern Selbstpeinigung findet er die schon Totgeglaubte mit ihrem Kind im Hause des Freundes . . . Hans, der Pfarrer, der lebensfremde Gottgetreue, hat in werktätig unbeholfener Menschenliebe die verlassene Mädchenmutter in sein Haus genommen und wird — wie üblich — um seiner Güte und tiefen, weltunverstehenden Reinheit willen gekreuzigt. Eine Strafversetzung trägt ihn auf die armseligste Pfründe in die rauheste Bergeinöde, wo nur noch, was ewig groß ist, seine arme, heimgesuchte Seele schrecken oder entzücken kann; wo der Menschen erdrückendes Leid zu lindern, seine echte Seelsorge geworden ist .. Rosegger will sicher nicht für Kirche und Dogma propagandieren. Eher erweisen, daß der Mensch, auch der Hochgemute, ohne Gottinhalt auch keinen Lebensinhalt gewinnen könne. Der Rosegger von heut hat, sieht man genauer hin, mit seinem Polemisieren in der Dichtung, wie mit seiner erzählerischen Form jenen traulichen Ton der Ursprünglichkeit nicht bewahrt, in dem seine früheren Dichtungen sozusagen le-

bensunmittelbar seinem Gemüt entquollen sind. Ob die höhere Außenkultur seines weltmännisch gewordenen Vortrages dafür entschädigen kann? Das ist Sache des persönlichen Geschmackes. Aber ich glaube fest und getreu, daß für jeden Geschmack „Der Waldschulmeistcr" Roseggers beste und edelste Dichtung bleiben wird. Noch eines entzückenden Buches des glücklichen Poeten möchte ich rühmend erwähnen: „Das Buch von den Kleinen", mit seinem unbeschwerlich interessanten Inhalt: Schildereien, Silhouetten, Beobachtungen aus dem Leben seiner Kinder und Enkel. Lebfrisch, hcrzwarm, goldig, glückhaft und wieder so versonnen klug und nachdenklich! Dichterseele — Kinderscele! Ein liebes Buch. Ein Erziehungsbuch!

Wo man an Kinderlachen sich erfreut, wo man der Kindentwickelung nachlauscht, sollten derlei Bücher eine Heimstätte haben. . . .

Zuletzt noch von einem ganz „Besonderen", der stark dem Augenblick sein Leben abverlangt, um es groß für die Zeit zu gestalten: Karl Schönherr,

der Dichter der Dramen: „Erde" und „Glaube und Heimat"

Über diese beiden viel umstrittenen, noch mehr umworbenen Heimatbildcr des stcycrischen Weltvcrkünders heute noch etwas irgendwie Neues sagen zu wollen, hieße: dem Liebte eine Fackel anzünden. Ihr soziales Verdienst und ihre dichterische Bedeutung bedürfen keines Heroldes mehr. Aber auch nicht von Bekanntem, sondern von einer neuen, soeben in Buchform erschienenen Dichtung „Die Bildschnitzer" (Verlag von L. Staakmann-Leipzig) möchte icb sprechen: ein dialogisierter „Zusammenbruch", dessen Tragik zwischen den Polen des Menschenverhängnisses oszilliert: hungernde Glückschnsucht und fiebernde Schuld. Mit jener herzwarm formenden Kraft, deren Wesen Schönheit ist, deren große Geste niemals zur Pose wird, enthüllt in wenigen, umrißklaren Linien der Dichter hier dreier Menschen Zerstörnis, herbeigeführt um zweier frierender Kinderfüßchen willen: der Bildschnitzer Friedli, in tiefer Armut lind glückscheinender Ehe lebend, hat sich in übereifriger Arbeit eine Blutvergiftung zugezogen, und wenn er sein Leben retten will, muß er seine rechte Hand hingeben. Zu derselben Stunde, da der Arzt ihn ins Krankenhaus holt, entdeckt der Geschlagene, daß sein über alles geliebtes, seelenstarkcs Weib und sein über alles getreuer Freund, der Bildschnitzer Gebhard, ihn betrügen, sein Vertrauen verraten — vielleicht, ja sicher von Anbeginn ihn betrogen, ihn verraten haben! In seiner jählings verfinsterten Seele zu Tode getroffen, verweigert er die gebotene Heilung anzunehmen und erwartet wortlos sein Ende. Mit haarscharf abständiger Eonderung deckt eine sicher spürende Psychologie das Empfindungslcben der Handelnden auf. Mit der einschichtigen Verdichtung der Bühnenerfordernis geht alles knapp gefaßte Geschehen, wohlgcfügt und folgenfest, vorüber. Zudem eine Dialogführung, deren geschliffene Fazettenfcinhcit die Ebaraltcre der Menschen von allen Wesenheiten beleuchtet. Eine prächtige Arbeit! Fast noch höher aber möchte ich

einen Band Skizzen stellen „Aus meinem Merkbuch". Bilder aus dem merklichen Alltagsleben um ihn her. Und er sieht alles, wie eben ein Dichter sieht: mit den Augen des Schöpfers, mit der Seele, die zum Körper seiner Sinne geworden ist. Seine Schilderungen hier sind Meister-Miniaturen, nicht nur der konsequenten Bildnistreue, sondern vor allem der psychologischen Durchsichtigkeit — schlicht und selbstverständlich, wie das Leben selbst. Überall gleich aber bleibt ihm seine Physiognomie der Persönlichkeit, in den Habitus der Volksart erweitert.

Man weiß nicht, wie er diese traumsicher schreitende Meistcrlichkeit erworben hat; man staunt nur darüber, wie er sie verwaltet. Da sind ein paar Skizzen: „Schnauz!" — der Opfertod eines hungernden Hundes für seines hungernden Brotherrn hungernde Kinder; oder „Die Hoffnung der Mutter" - ein hundertjähriges Weiberl, dos noch immer hofft, seinem 70 jährigen „Bua" das Trinken abzuerziehen, wenn er nur erst in die Iahre kommt! Dann „Tiroler Bauern von 1809" — eine Kampfszene von atemraubend andrängender Kraft; auch „Der

Rundschau
Hirt" u. a. m. ^Das geht einem
gradaus ans Herz.
In Österreichs Kronländern er-
lebt zur Stunde die Literatur einen
bastig sprossenden Lenz, der seine
Blütenfülle verheißungsvoll an Licht
und Leben drängt. Unmöglich, all
das Werdefrohe auch nur zu registrie-
ren. Beachtung verdiente vieles
— an dieser Stelle Erwähnung
finden kann das Wenigste nur.
Aber es ergibt sich doch wohl auch
dazu bald wieder die Gelegenheit
— yuo6 Deu3 dene vertat.
Musikalische Rundschau.
Von Walter Dahms.
VerlincrOpcr. Das Ber-
liner Opernleben bewegt sich in
gleichförmigen Bahnen ohne auf-
regende Schwankungen und Er-
schütterungen. Die Königliche
Oper übt eine Zurückhaltung
neuen Werken gegenüber, die man
nicht oft genug beklagen kann.
Bleibt doch damit der zeitgenössi-
schen deutschen Produktion eine
Aufführungsmöglichkeit verschlossen,
die den Mitteln nach erstrangig ge-
nannt werden muß. Zum Über-
fluß verliert man im Knobelsdorff-
Hause auch noch den General-
musikdirektor vi Carl Muck an Ame-
rika und tauscht dagegen den Hof-
kapellmeister Emil Paur ein. Ob
die Wahl glücklich war, wird sich ja
bald zeigen. — Neben der Hofoper
kommt nur noch die neue Kur-
fürstenoper als künstlerisch
leistungsfähiges Institut in Frage.
Direktor Moris bemüht sich, sein
Repertoire interessant und modern
zu gestalten. Er scheint die Tradition
der Gregor'schen Regie-Oper (lies:
Ausstattungs-Oper) weiterführen zu
wollen. Anders'istdieWahleines musi-
kalisch und tertlich gleich tiefstehenden
Machwerkes wie „Iun vaäiz?" von
Nouguös nicht zu erklären. Wenn
Herr Moris ein Operntheater mit
Erfolg leiten will, wird er auch den
Kapellmeister bei der Annahme
von Werken um Rat fragen müssen.
Andernfalls bleibt sein Suchen
nach Novitäten nur ein Glücks-
spiel. —
BerlinerKonzerte. An
der Spitze der großen Konzert-
unternehmungen stehen nach wie
vor die Sinfonie-Abende der König-

lichen Kapelle im Opernhaus. Die Zuhörerschaft ist hier sehr erklusiv und zum größten Teil wirklich musikliebend. Weniger erklusiv sind die Programme, seitdem Richard Strauß den Taktstock führt. Er berücksichtigt in erster Linie seine eigenen Kompositionen und die seiner Mü'nchener Freunde. Die Klassiker dürfen natürlich an diesem Ort nicht fehlen. Leider scheint man Sinfonikern wie Brahms und Bruckner keinen gebührenden Platz einräumen zu wollen. Von den letzten Novitäten ist Hauseggers „Natursinfonie" zu erwähnen, die eine schroffe Ablehnung erfuhr. Richard Strauß rächte sich dafür an dem Publikum dadurch, daß er es beim Kaisermarsch von Wagner aufstehen ließ. Beides, das Zischen wie das Aufstehenlassen, war nicht am Platze.

Von anderen großen Orchesterkonzerten hielten sich die Nickisch-Konzerte ziemlich frei von Neuheiten. Oskar Fried, der die Konzerte der Gesellschaft der Musikfreunde dirigiert, tritt für die Hypermodernen ein. Er widmete dem Komponisten Busoni einen ganzen Abend, ohne

jedoch von dem schöpferischen Talent des berühmten Pianisten überzeugen zu können. Siegmund von Hausegger steht an der Spitze der großen Sinfoniekonzerte des aufstrebenden Blüthner-Orchesters. Er ist als Dirigent der besten einer, tritt mit Nachdruck für Bruckner ein und erwirbt sich dadurch viele Freunde. Der jungmünchener Komponisten-Schule gegenüber (der er ja auch angehört) verliert er jedoch alle Objektivität und führt viel Minderwertiges auf. Ruhepunkte in dem nervös hastenden Musikleben Berlins sind die Orchesterkonzerte alter Musik, die der New-Porker Dirigent Sam Franko veranstaltet. Sein Publikum wird immer größer.

An Solisten-Konzerten ist kein Mangel. Die Fülle der Veranstaltungen ist eine derartige, daß große Künstler oft einen halbleeren Saal vorfinden. Es gab interessante Ereignisse, so das einmalige Auftreten Eugen d'Alberts in der Philharmonie. Daß der Großmeister des Klavierspiels einmal die Notenfeder aus der Hand legte und am Flügel Platz nahm, dankte ihm nicht nur ein begeisterungstrunkenes Publikum mit beispiellosen Ovationen, sondern auch das Philharmonische Orchester, dessen Unterstützungsfonds er den Ertrag des Konzertes (9000 Mark) überwies. Ein Nachfolger scheint ihm in dem 18 jährigen Ernst von Lengyel zu erstehen. Dieser Iüngling leistet, kurz gesagt,Geniales. Von den anderen, die die Tasten drückten, muß man noch Gabrilowitsch, Kreutzer, Hambourg, Friedberg und Frieda Kwast-Hodapp nennen. —

Auch unter den Geigern blieb die Sensation nicht aus. Sic kam in der Person des 11 jährigen Sigmund Feuermann aus Wien, bei dessen Wiedergabe des Brahms-Konzertes man aus dem Staunen nicht herauskam. Er stellt alles, was sich Wunderknabe nennt, in den Schatten. Aber auch die Großen zeigten sich: Psaye, Serato, Krcislcr, Flesch und dann die vielen anderen zweiten bis siebenten Ranges.

In der Kammermusik erobert sich das Sevcik-Quartett aus Prag eine immer festere Position. Es

spielt ebenso temperamentvoll wie die berühmten „Böhmen", aber viel klangschöner. Von einheimischen Ensembles können ihm nur das Heß- und das Klingler-Quartett die Spitze bieten. — Gesungen wurde im großen ganzen recht mittelmäßig. Ein paar berühmte Namen, wie Meschaert, Iulia Culp, Myz-Gmeiner füllen den Saal. Die vielen anderen haben das Nachsehen. — Noch weniger aufregend war, was an neuen Kompositionen geboten wurde. Einzig in Iulius Weißmann scheint ein Lyriker ersten Ranges zu stecken, von dem man noch einmal sprechen wird.

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank (Ulrich Frank).

Die diesmalige Rundschau hätte vielleicht richtiger einer der Herren Kollegen von der Sozial- ode^ Handelspolitik, von Industrie, Handwerk, Kunst und Kunstgewerbe schreiben sollen. Objektiv! Nicht so ganz erfüllt von Freude und Genugtuung, wie ich es bin. Ich glaube, wir wären besser fortgekommen, wenn das Gcrechtig-

keitsgefühl einer, durch keinerlei Erwägungen beeinträchtigten Anerkennung von „unserer Ausstellung: die Frau in Haus und Beruf" und „unserem Kongresse" — so bezeichnet sie heute jede Frau in Verlin — berichtet hätte. Die Bescheidenheit, die allerdings als die feinste Blüte des Selbstgefühls und des Erfolges anzusprechen ist, verbietet einer Kundenn dieser Frauentage allzu laut und vernehmlich von diesem Markstein der Frauenbewegung zu sprechen. Und doch! Wer wollte den Enthusiasmus tadeln, mit dem von ihnen gesprochen wird? Wer wollte, nicht verstehend, die Superlative, die die Berichte schmücken, als überflüssig «der gar ungehörig bezeichnen? Siege werden nie mit vornehmer Zurückhaltung gefeiert, daher der Ausdruck: „Siegesgeschrei." Und ein Sieg war es über Vorurteile, Kleinlichkeit und Engherzigkeit, dem ein stolzes Denkmal errichtet wurde mit dieser Ausstellung. Dem Fleiß, der Ausdauer, der Gewissenhaftigkeit, Korrektheit und dem Verständnis, mit dem dieses Werk ausgeführt wurde, mußte sich der Enthusiasmus gesellen, um «s zu vollenden. Er war das Ferment, das die Willenskraft durchdrang und antrieb, die Hoffnung stärkte, den Glauben erfüllte, und darum ist er zu begrüßen, wo immer er uns in diesen Tagen begegnete, auch auf den Abwegen kleiner Eitelkeiten und Überstiegenheiten, niemals begreiflicher und verzeihlicher als in diesem Falle. Vom Sachlichen, Präzisen, Klugen und ausgezeichnet Organisatorischen gibt es des Rühmlichen und Positiven genug aufzuzählen, und gern wende ich mich mit meinen Eindrücken diesen Betrachtungen zu.

Die Eröffnung der Ausstellung in Gegenwart der Kaiserin vollzog sich mit einem Festesglanz und einer Feierlichkeit, die das interessante Ereignis würdig inaugurierten. Und die überreich geschmückten Hallen boten einen entzückenden Anblick, in deren, im ersten Moment, beinahe verwirrender Schönheitsfülle man sich doch bald orientierte, dank der vorzüg-

lichen, übersichtlichen Anordnung des Ganzen. Aus der stupenden Masse der Einzelheiten ergab sich ein methodisch arrangiertes Bild, das zu schönster Harmonie und Einheitlichkeit sich gestaltete. Wohin immer das Auge sich wendete, überall ein Ineinanderwirken von künstlerischem Geschmack und sachkundiger, planvoller Ausführung. In prächtigem Rahmen ein Aufrollen gediegener, tüchtiger Arbeit. Nach dem Prinzip: „und fügten zum Guten den Glanz und den Schimmer und ruhten nimmer", haben die Frauen ihre Ausstellung errichtet; so der Mannigfaltigkeit der Ausstellungsobjekte die weiche Grazie einer Ästhetik verliehen, die man leicht mit dem Ausdruck: weiblich bespöttelt. Sei es zugegeben! Es ist jedenfalls das einzig weibliche, was dieser Ausstellung anhaftet, was ihr wohl einen verräterischen Zug ihres Ursprungs aufdrücken kann. Aber wahrlich nicht zu ihrem Schaden, denn wo Kraft und Zartheit sich zusammenschließen, gibt es einen guten Klang, und dieser Klang durchzieht die weiten Hallen und Emporen, erfüllt sie mit Freudigkeit und Schaffenslust, und weckt

einen vollen Widerhall in den Her-
zen der Beschauer. Mag nörgeln-
de Scheelsucht vielleicht denken,
Blumen, nichts als Blumen, zu
viel Blumen, so vergesse man nicht,
daß diese der wundervollen Garten-
kunst der Frauen ihr duftschweres,
farbenreiches Dasein danken, daß
sie im übrigen die große Linie
nicht beeinträchtigen, die diese Aus-
stellung aufweist, und daß sie der
Teil des Arrangements sind, der
den malerisch-heiteren Hintergrund
des Gesamtbildes darstellt. Sonst
ist alles seriös bis ins letzte, was
da zu erschauen, zu bewundern, zu
studieren ist. Es würde schwer
sein, in dem beschränkten Raum,
der dieser Rundschau zur Verfü-
gung steht, ein ins Detail ausge-
führtes Bild der Ausstellung zu
geben. Aber was sie in sich schließt,
was sie erstrebt und was sie lehrt,
sei in Kürze hier zusammengefaßt.
Hervorheben möchte ich in erster
Reihe, daß die im zweiten Ianuar-
heft von „Nord und Süd" bereits
erwähnten, damals erst im Werden
begriffenen, aber programmatisch
bereits fe<t<,estellten Ausstellungs-
anlagen, Baulichkelten, die Archi-
tektur der Innenausstattung, die
Stände und Repräsentations-
räume, bis ins Kleinste und Ge-
naueste ausgeführt wurden. Mit
einer Gewissenhaftigkeit, Sicherheit
und Arbeitspräzision, die des
höchsten Lobes wert sind. Nicht
Ankündigungen und Anpreisungen
auf dem geduldigen Papier blieben
die in Aussicht gestellten Sehens-
würdigkeiten, sondern Tatsachen
waren sie am Eröffnungstage, voll-
endet bis zum letzten Hammer-
schlag, geschmückt und dekoriert.
Empfangsbereit der Gäste harrend,
wie eine gewandte, repräsentative
Hausfrau, öffnete die Ausstellung
ihre Tore pünktlich und fertig. Und
oie Gäste kamen in hellen Scharen
und kommen Tag um Tag, und
freuen sich des schönen Anblicks
und preisen die Frauen, die das
Werk zustande gebracht. Es ge-
bührt von ihnen der Gräfin Helene
Harrach, Frau Hedwig Heyl, Frau
Ellen von Siemens, Frau Emilie
Mosie, Frau Fia Wille, Frau Dpp-
ler-?egeband, Fräulein vr. Alice

Salomon und Frau Anna Plothow besondere Erwähnung. Und hilfreich, umsichtig und allzeit bereit standen ihnen die übrigen Mitglieder des Deutschen Lyceum-Klubs zur Seite. So nur konnte dieses Unternehmen gedeihen, das als ein Unikum in der Geschichte des Ausstellungswesens dasteht. Auch sonst unterscheidet diese Ausstellung sich in mancher Hinsicht wesentlich von dem, was man bisher im allgemeinen zu sehen gewohnt war. Nicht etwa, daß die Werte des Gebotenen höher einzuschätzen sind, als was moderne Technik, Erfahrung und Vervollkommnung auf allen Arbeitsgebieten bereits geschaffen hat. Aber daß die Fülle der Darbietungen, und ihre ausgezeichnete Gruppierung, lediglich Frauenarbeit ist, und daß diese Frauenarbeit so mächtig und ihre Ausbreitung und Verzweigung in unserm gesamten Kulturleben so weitreichend sich darstellt, ist ein Novum, von s» überraschender Wirklichkeit, wie es die große Öffentlichkeit wohl nicht erwartete. Dabei darf man nicht aus dem Auge verlieren, daß die Frauenbewegung kaum vier Dezennien durchmißt, und es Wunders

genug ist, daß sie heute alles leistet und erfaßt, was in den Iahrhunderten geworden, ihr aber verschlossen geblieben war. Die großen schöpferischen Taten werden, oder können sich jedenfalls, auf dem so vorbereiteten Boden noch entwickeln. Zu hoffen ist es! Zunächst schon hat die Ausstellung sich frei gemacht von aller und jeder Zusammenwürflung. Klar und rhythmisch ist der Gesamteindruck. Beide Hallen, jede für sich bis ins Kleinste in der Architektur der Aufbauten, in den Farbenwirkungen und in der Gruppierung der Ausstellungsgegenstände nach einem festen Plan ausgestaltet, der mit straffer Energie durchgeführt ist, von den künstlerischen Leiterinnen. Die wuchtige Apsisausmalung Ida Stroevers über der Bühne der Halle I und der farbensatte Ladenaufbau auf ihr mit der glanzvollen Wirkung der Gasbeleuchtung, einem Werk der Dekorationskunst Elisabeth von Hahns, sind wohl mit das prächtigste Bild, das man in den Ausstellungshallen je gesehen hat. Diese Wirkung setzt sich fort in dem großen Empfangsprunkzelt des Deutschen Lyceum-Klubs und den darin aufgebauten Schätzen, die von Sammlerinnen in die Ausstellung gegeben wurden. Wir nennen unter ihnen eine einzig dastehende, aus der Familie Rothschild stammende Fingerhutsammlung. Dort steht auch der Perlenschmuck im Werte von 30 000 Mark, der den Hauptgewinn der Ausstellungslotterie bildet. Es leitet das über zu der umfangreichen Darstellung aller Zweige des Kunstgewerbes, in denen der feine Geschmack der Frau naturgemäß besonders glückliche Betätigung gefunden hat. — Darüber, im ersten Stock, hat die Protektorin des Lyceum-Klubs, Carmen Sylva, Königin von Rumänien, zahlreiche, mit eigener Hand gefertigte Kostbarkeiten zur Ausstellung gebracht. Es schließen sich rechts und links an die ernsten Zweige der weiblichen Tätigkeit: Erziehung und Unterricht, Frauenstudium, Vaterländischer Frauenverein und Rotes Kreuz — während die organisierte

Krankenpflege in der Vorhalle des Erdgeschosses Platz gefunden hat — und ein Überblick über die Frau auf der Reise, die Deutsche im Ausland und die Ausländerin in Deutschland. In den angrenzenden Räumen führt sich, und zwar auch kinematogravhisch, die Bühnenkünstlerin vor, während eine retrospektive Abteilung den großen Frauen der Vergangenheit den ihnen gebührenden Tribut zollt. — Schreitet man in das Erdgeschoß der Halle II, so begrüßen den Beschauer Palmen und überhaupt die Gaben unserer Kolonien von den Edelsteinen Süd-West-Afrikas herab bis zu den kleinsten Gegenständen ln den Wohnstätten, wie sie für das koloniale Leben der Frau charakteristisch sind. Eingefaßt wird diese Gruppe von den deutschen Gärtnerinnen, während sich nach der Mitte der Halle zu das Iugendheim anschließt, dem Darstellungen der Frauentätigkeit in der Landwirtschaft folgen. Rechts und links herrscht die Hauswirtschaft in allen ihren Ausgestaltungen vom Arbeiterhaus bis zur Großküche. Auf den Galerien schließen sich die Gruppen: die Frau in Industrie

und Handwerk, die Frau in der so-
zialen Arbeit, die Frau als bildende
Künstlerin, an. Überall Sehens-
wertes, vielfach Ausgezeichnetes
darbietend. Und trotz alledem keine
Überheblichkeit, kein hochmütiges
Selbstgefühl. Stille, innige Freu-
de sieht man auf den Gesichtern der
gereiften, bedächtigen Frauen,
Frohsinn auf denen der frischen,
hübschen jungen Mädchen, die zum
Bau gehören. Diesem Monumen-
talbau deutscher Frauenarbeit, von
der ein? ihr«"- bewährtesten, tüch-
tigsten Stützen, Frau Auna Plo-
chow, sagt: „Die mündig gewor-
dene Frau löst sich in ihrer Arbeit,
in ihrem Streben langsam von der
Nachahmung des Mannes los und
folgt, aufmerksam in sich hinein-
lauschend, mehr und mehr den In-
tentionen ihres eigenen Wesens.
Der Rausch des Schaffens kommt
über sie, und im beglückenden Ge-
fühl der eigenen jungen Kraft
stürmt sie zuweilen sogar übers
Ziel hinaus. Dabei hat sie aber
gelernt, die alten, kostbaren Lebens-
werke: Mutterschaft, hausfrauli-
ches Wirken, Iugenderziehung und
-Fürsorge, soziale Arbeit in Ge-
meinde und Staat vertiefter zu er-
fassen, sie in neuem Lichte zu sehen
und neue Pflichten daraus herzu-
leiten . . . Die Frau will in die
.<ööhe!" Von diesem Gesichtspunkt
aus wäre ihr wahrlich zu gönnen,
daß fortan der Aufstieg ihr nicht
mehr erschwert werde.

Wirtschaftliche Rundschau.

Die Revue der Bankabschlüsse
ist zum großen Teil vorübergezogen,
und die Kritik des Bankjahres 1911
steht bereits jetzt, unbeschadet einiger
neuer Züge, die durch die Bilanzen
der Deutschen Bank und der Dres-
dener Bank noch in das den Grund-
rissen nach fertige Bild hinein-
getragen werden können, im großen
und ganzen fest. Mäßigen Mehr-
gewinnen an Zinsen lind Provisio-
nen stehen fast durchweg geschmä-
lerte Effekten- und Konsortial-
qcwinne gegenüber. Das politisch
unruhige zweite Halbjahr 1911 hat
bewirkt, daß auf dem Gebiete des
Effektengeschäfts nicht alle Blüten-
träume reiften, und auch — als die

Wolken vom politischen Himmel verschwunden waren — wollte sich das unterbrochene Wachstum nicht in der von vielen erwarteten Weise fortsetzen. „In der Börse ist kein Zug mehr", so sagten die Philosophen an der Burgstraße, und als untrügliches Symptom für die innere Verfassung der Börse war cs zu betrachten, daß junge Aktien und Bezugsrechte die Tendenz in den einzelnen Papieren nicht mehr nach oben richteten wie in Zeiten, in denen die Börse „in sich fest war", sondern im Gegenteil auf die Kurse drückten. Der Markt zeigte sich nicht mehr als aufnahmefähig für neue Papiere, und die Börse wurde Kapitalserhöhungen gegenüber in fast allen Fällen nervös, in den Fällen, wo sie Verwässerungen witterte, sogar überkritisch. Die Aktien der I u l i u s B e r g e r T i e f b a u - Gesellschaft, derDeutschen E r d ö l A k t. - G e s., der L i n k c Waggonfabrik, der Bergmann -Elektrizitätswerke mußten so in scharfem Tempo den Abmarsch nach unten antreten, ohne daß allerdings die verminderte Kauflust des Publikums für industrielle

Aktien die geringe Vorliebe für staatliche oder kommunale Rentenwerte vermehrt hätte.

Die rückgängigen Börsenkurse und die Minderproduktion an industriellen Wertpapieren sind — wie schon oben gesagt — an den Effekten- und Konsortialgewinnen der Banken nicht spurlos vorübergegangen, und nur die stetige, wenn auch durchaus nicht außergewöhnliche Zunahme des regulären Geschäfts vermochte die Ausfälle auszugleichen. Dividendenerhöhungen haben die Berliner Großbanken bis auf die Berliner Handelsgesellschaft, die zwar die vorjährige auf die Verbindung mit der „Niederdeutschen Bank" zurückzuführende Schlappe überwunden, aber über das Resultat des Iahres 1909 kaum hinausgekommen war, nicht vorgenommen. Eine Anzahl von Provinzbanken, so die Rheinische Bank, die Mittelrheinische Bank, die Osnabrückcr Bank, die Vergisch-Märkische Bank, die Westdeutsche Bank, der Chemnitzer Bankverein, die Rostocker Bank mußten ihre Dividenden zum Teil erheblich verringern. Der Grund lag fast nirgends in einem Rückgang des normalen Geschäfts, sondern fast überall an besonderen Verlusten, an abschreibungsbedürftigen Beteiligungen usw.

Waren die Herde derartiger Verlustfällc fast durchweg lokal begrenzt, so führten doch die Gründe des Dividendenrückganges bei einem dieser Institute, der Bergisch-Märkischen Bank, mitten hinein in den zentralen Krankheitsherd im deutschen Wirtschaftsleben, in ein wirr verschlungenes Konglomerat von Finanzunternehmungen und Finanzgeschäften, das gewöhnlich unter dem Namen Fürstentrust bezeichnet wird. Verschachtelung und Verschiebung ist das Charakteristikum der Finanzmethoden dieses Konzerns, der ein Unternehmen fruchtbar und wertvoll zu machen glaubte, wenn er es auf einen! komplizierten Gerüst von Trägern und Balken balancieren ließ. Eine Zeitlang hielt dieses Gerüst trotz der wenig tragfähigen Grundlagen stand, und es fand noch dadurch einen gewissen Halt, daß

es sich an ein so starkes, ja granitenes Gebäude wie die Deutsche Bank anlehnen durfte. Herr Fürstenberg von der Berliner Handelsgesellschaft, der die Haltlosigkeit dieses Systems und die Gefährlichkeit dieser Methoden rechtzeitig erkannte, ließ sich schon vor einem Iahre mit Vergnügen ausschiffen und steckte die Blamage des angeblich Hinausgeworfenen gern ein, da ihm doch die Deutsche Bank seine gefährlichen Risiken bis auf den letzten Rest abnahm. Als ein wohlmeinender Vermittler sich ihm erbot, „die Sache mit dem Fürstentrust wieder einzurenken", fragte er ihn witzig, ob er schon einmal jemanden gesehen habe, der sich den soeben herausgeschnittenen Blinddarm wieder einsetzen lasse. Was damals vielen als verärgerte Witzelei erschien, hat sich nunmehr als weitsichtige und überlegene Weisheit erwiesen. Herr Fürstenberg kann über den Kursrückgang der Hohenlohe-Aktien kaltlächelnd zur Tagesordnung übergehen, aber die Deutsche Bank und ihre Tochtergesellschaft, die Bergisch-Märkische Bank vermögen ihre Beteiligung an der Berliner Terrain- und Baugesellschaft, dem zusammengebrochenen Hauptunternehmen der

Fürsten Fürftenberg und Hohenlohe, nur zu liquidieren, indem sie Verluste von zusammen 12 Millionen Mark in ihre Bilanzen einstellen. Sie müssen sich von den fürstlichen Vertrauensleuten noch dazu sagen lassen, daß diese Opfer von 12 Millionen Mark noch zu niedrige seien und daß man mit Fug und Recht von der Deutschen Bank noch größere Konzessionen fordern könne. Einen großen Erfolg kann die Presse, die öffentliche Meinung in dieser Angelegenheit auf ihr Konto buchen. Unter der Wucht der öffentlichen Anklagen mußten die beiden beteiligten Hauptgruppen sich dazu bequemen, den größten Teil der Opfer auf ihre Schultern zu nehmen. Die Gruppe der Deutschen Bank hat erheblich zur Sanierung des Boswau K Knauerschen Engagements der Berliner Terrain- und Baligesellschaft beigetragen, die Fürstengruppe hat sich bereit erklärt, die Gesellschaft von dem zweiten Schmarotzer, den Wolff Wertheim'schen Kaufhäusern, zu befreien. Die relativ geringe Zahl der unabhängigen Aktionäre, die allerdings bei der Gesellschaft nie etwas mitzusprechen hatten und nur sehr ungenügend orientiert wurden^ werden allem Anschein nacr. mit geringem Opfer oder iideil'aupt ohne Opfer abkommen.

Horatio.

hn<m»geb» und IHefled<l»teUr: Pr»s. Dl. Lud »lg Vtein in N«lin V lo, Lüh»««ftl 5».
<3eI»l»» »ml «Ulft^t «l «30»). — »««mlioollllcher Reduweul: Dr. «ylolu» »in» n, »«»lou,
In üstlirelch für dle Redaktl«» ««»«»«rtllch : Dl, I. «lnnle!ch. Wn> IX, Mdser^lsse 3 :
— füi dle 8«»u»«»be: ?l»belt Mohi, «Men I, Domgolle 4. — »Ileln>V«»letung für
Unzai«: «llllllche K. ». Hoftuchhandlun, <I. »«ckl), »udope!t V, v»«tN)»>»t>M> 2. — Ml de»
Inln»n»tell »e««wxllrlich: <l»ll «laule w I«npelh»l-»«lln. — »nla« «>d Druck d»
schlesilch«, «uchdruckerel ». s. sch»ttl»e»del, «.»»., ««»»»» lll.
Unverlangte Manustripte lenden wir nicht zurück, wenn ihnen
nicht RUckporto beiliegt.